Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Digitized by Google

FOUNDED

Hackley Public Library.

MUSKEGON, MICHIGAN

MAY 25TH 1888.

LIBRARIES

Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band II. 1880.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig

Digitized by Google

N.Campus
AP
30
.S17
1880
v.2

Hackley Public Library

15409

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Elisabeths Bild. Erzählung von *Marino*	769
Hunger und Durst. Ein sehr materielles Kapitel	798
Die Gobelins. Von *St. v. Jezewsky*	807
Ehe. Gedicht von *Alfred Friedmann*	809
Carmen. Erzählung von *Fr. Levanti* . . 810. 927. 1062.	1194
Der Renterapostel. Von Dr. *C. Müller*	834
Frühlingsstürme. Von *Karl Herold*	845
Der Urwald. Von *Nikolaus Lenau*	853
Don Juan in Fesseln . . . . . 855. 987.	1109
Biribis Geheimniss. Eine wahre Geschichte	873
Die Taube im Adlernest. Novelle von *Maria Elly*	897
Unsterblichkeitsgedanken eines Sterblichen. Von *J. P. H. Rethwisch*	916
Etwas vom guten Ton. Von *Meta Wellmer*	921
Pfingsten. Gedicht von *A. Jordan*	925
Die Dorfhexe. Gedicht von *F. H.*	926
Spiritismus und Verstand. Von *N. N.*	947
Betrogene Betrüger. Eine wahre Episode	968
Parterre und Bühne. Eine kritische Betrachtung in entgegengesetzter Richtung von *Emil Cohnfeld*	974
Der italienische Eulenspiegel. Von *W. St.*	981
Die Arroganten. Von *Ferdinand Gross*	983
Furchen. Gedicht von *Alfred Friedmann*	986
Die Wiege eines deutschen Kaisers	1004
Offener Brief	1006
Edelweiss. Novelle von *Natalie von Eschstruth*	1025
König Erich. Gedicht von *Wolfgang Kirchbach*	1043

Digitized by Google

Seite

Die Nationalitäten Belgiens. Auch ein Wort zum belgischen Jubiläum. Von *Karl Blind* 1044
Welträthsel. Gedicht von *Th. Nöthig* 1057
Barbarossas Grab. Neues Licht auf dunkle Stellen 1058
Wie verschieden man Clavier spielen kann. Ein Nocturno von *Ph. F.* 1093
Die rechtliche Stellung der Frau im Mittelalter. Ein Stündchen deutscher Rechtsgeschichte für Damen 1104
Tawhaki, eine Maori-Legende. Ein Beitrag aus der Samoa-Literatur 1130
Nur ein Belfer. Erzählung von *Luitpold Faust* 1153
Der Schiffbruch des Camoëns. Gedicht von *Johannes Proelss* . 1183
Das Pharisäerthum der Sittlichkeit. Eine Randglosse zum Gesellschaftsleben 1185
Reisesilhouetten. Von *G. von Berlepsch* 1216
Ernst Possart. Ein theatralisches Porträt zu den Münchener Mustervorstellungen. Von *Josef Lewinsky* 1223
Die Cigarrenprobe. Gedicht von *Joseph Krauss* 1230
Ein Augenblickscharakter. Novelle in Briefen. Von *Julian Weiss* 1231
Am Meer. Gedicht von *Emil Heinicke* 1252
Bandel am Genfersee. Eine Erinnerung von *Joseph Kürschner* . 1253
Textrahmen zu unseren Bildern 1132. 1260
Ein todtes Herz. Erzählung von *Clarus Scheibner* . . 1281. 1409
Das Spiel des Lebens. Gedicht von *Adolf Prowe* 1313
Belgien seit fünfzig Jahren. Skizze von *Rudolph Müldener* . . 1315
Das Ende. Gedicht von *Alfred Friedmann* 1325
Von Biarritz nach Fuentarabia. Eine Saisonskizze von *A. von Bosse.* 1326
Antwort. Gedicht von *Alfred Friedmann* 1335
Die goldne Gans. Charakterskizze von *C. Vernon* 1336
Verklärtes Glück. Gedicht von *Th. Nöthig* 1345
Wunderbares und Geheimes. Von *L. Oulot* 1346
Bilder aus dem Komödiantenleben. Von *Joseph Lewinsky* . . 1352
Was die Tannen rauschen. Eine Waldgeschichte von *Max Vogler* 1359
Das Thier des Propheten. Von *M. Chop* 1371
Der neue Fra Diavolo. Ein Räuberabenteuer in Italien. Von *Hans Reinecke* 1376
Junge Liebe. Eine kleine Geschichte von *Julian Weiss* . . . 1387
Und er kam doch! Nach dem Englischen von *Eufemia Gräfin Ballestrem* 1450
Richard Wagner und die Reform der deutschen Bühne. Von *Franz Iska* 1452
Liebe. Gedicht von *Alfred Friedmann* 1461

Digitized by Google

Seite

Erinnerungen eines alten Berliners. Von *C. R.* 1462
Das Wasser in seiner culturgeschichtlichen Bedeutung. Von *Werner Hesse* 1469
Bilder aus dem Komödiantenleben. Von *Josef Lewinsky* . . . 1479
Gedanken eines Ausgewanderten in Amerika 1486
Lord Clares Agent. Eine Geschichte aus Irland 1487
Die Bühne und das Publikum 1503
Der Schmerz. Gedicht von *Wilhelm Kunze* 1505
Zürich und seine Gesellschaft. Von *Max Vogler* 1506
Die Diamanten von Borneo. Eine Ouverture zur deutschen Colonisation auf Borneo 1513
Poetisches Turnier 877. 1133. 1391
Dichtungsräthsel 1005. 1261. 1517
Für den Bücherschrank 878. 1135
Salonpost 879 1007 1136. 1263. 1391. 1518
Neueste Moden . . . 881 1009. 1137. 1265. 1393. 1521

Digitized by Google

Kunstblätter.

Seelige Stunden.
Die kleinen Meistersinger.
Karl Kräpelin, der Reutervorleser.
Im Urwald.
Ruine Greifenstein bei Blankenburg in Thüringen
Die Dorfhexe.
Ade—Ade!
Ein Schäferstündchen
Ein Csikósrennen.
Die kleine Kokette.
Ein Geständniss unter erschwerenden Umständen.
Aus den Memoiren eines Fischers.
„Hohe Steuern.“
Ein Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt.
Jugend hat keine Tugend.
Einsam am Meer.
Katzensonntag.
Oeffentliche Verlobungsanzeige.
Der jüngste Kanonier.
Ernst Possart als Shylock
Liebesgaben.
Die beiden Waisen.
Eine Idylle von Mutterglück.
Harmlose Seelen.

Digitized by Google

Selige Stunden.

Nach dem Gemälde von P. van der Suderaa

Digitized by Google

Der Salon.

Elisabeths Bild.

Erzählung von **Marino.**

Nirgend ist ein Spätherbstabend, noch dazu ein regnerischer, trübseliger, als auf einer kleinen Bahnstation, auf der man in dem gewöhnlichen Eisenbahnfieber zu früh anlangt. Das empfand auch die junge Dame, welche schon vor einer Stunde in Begleitung einer Diakonissin auf dieser Nebenstation eingetroffen war, und sehnsüchtig den Zug erharrte, der sie noch vor Nacht in die Residenz bringen sollte. Sie hatte sich die ganze Zeit geduldig in ihr Schicksal gefügt. Der anfangs lebhaften Unterhaltung müde, hatte sie versucht, theils lesend, theils auf- und abwandelnd, ihrer unruhigen Erwartung Herr zu werden; aber jetzt war ihre Ergebung zu Ende.

Vor Unbehagen und Kälte schauernd stand sie am Fenster, Regentropfen und Flocken schlugen vom Winde gepeitscht prasselnd an die Scheiben, die kaum noch einen Blick hinaus gestatteten. Sie konnte den Seufzer nicht mehr unterdrücken, mit dem sie sich wenigstens selbst bemitleidete.

Die Diakonissin warf achselzuckend einen mißbilligenden Blick auf ihre Pflegebefohlne und ließ dann ihre Stricknadeln, mit denen sie sich die Langeweile vertrieben, so hörbar klappern, daß jene sich umwandte und scherzend sagte:

„Ich beneide Dich um Dein Strickzeug, Clementine, und wollte, ich hätte es nicht so philiströs gefunden, keinen Tag ohne dies Attribut der Weiblichkeit bleiben zu mögen. Ich hätte Dir heute ein hübsches Stück schaffen können zu den sechs Paaren, die Du bis Alexandrien noch fertig zu machen gedenkst."

„Willst Du mir damit sagen, daß Du mit Deinen Zukunftsträumen, Deinen Luftschlössern, in denen Du Dich für eine halbe Ewigkeit einzurichten meintest, jetzt schon am Ende bist in den kaum zwölf Stunden, die wir unterwegs sind? Und das haben ein paar Regentropfen zu Stande gebracht, Elisabeth!"

Das Mädchen blieb in Gedanken versunken vor der Sprecherin stehen, die, eine Antwort erwartend, den fragenden Blick auf der jugendlichen Gestalt ruhen ließ. Plötzlich aus ihrem Sinnen erwachend, begann diese:

Digitized by Google

„Wir hätten nicht so schnell mit dem Beschluß unserer Trennung sein müssen. Du hättest meinen Wunsch, Deinen Beruf zu theilen, nicht so entschieden von der Hand weisen sollen. Wer weiß, welchen Kämpfen wir Beide entgegen gehen, die wir dann wenigstens gemeinsam durchstehen würden."

„Elisabeth, besinne Dich. Laß Dich nicht von schwächlichen Empfindungen hinreißen, Dir die ruhige Ueberlegung und die klare Würdigung unserer Verhältnisse zu nehmen. Wenn ich Deine Aeußerung für etwas Anderes, als eine augenblickliche Erregung hielte, müßte ich Dich daran erinnern, daß es weder klug noch gut ist, an einem einmal gefaßten Entschluß zu rütteln."

„Den aber Nichts zu einem unwiderruflichen macht. Wir sind beide freie Herrinnen unseres Geschicks."

„Leider!" sagte die Diakonissin ernst und blickte auf die Trauergewänder der Schwester, welche ihr selbst die Ordenstracht versagte. „Aber nur, wenn Du das Andenken unseres Vaters nicht auch darin ehren willst, seinen Wünschen und Bestimmungen unbedingt Folge zu leisten. Sie gründeten sich auf sehr genaue Beobachtung unserer verschiedenen Charaktere. Meinen Entschluß, diesen entsagungsvollen Beruf zu wählen, billigte er vollkommen. Er kannte mich genug, um sicher zu sein, daß keine Enttäuschung mir diesen je verleiden, keine dunkle Sehnsucht nach Unerfülltem mich je auch nur in Gedanken entfremden könnte. Es soll Nichts vergessen gemacht, keine Lücke durch ihn in mir ausgefüllt werden; mein innerstes Wesen weist mich an diese Thätigkeit und wird mich darin volle Befriedigung finden lassen. Dir, der zwölf Jahre jüngeren, die noch mit leidenschaftlicher Erwartung sich an das Leben wendet, könnte gar leicht ein so plötzlich gefaßter, durch unklare Gründe bestimmter Entschluß ein Unglück, Anderen ein Unsegen werden. Es ist nicht Deine angeborene Bestimmung. Du würdest mit ihm den Durst nach Glück, die Sehnsucht nach einer anderen Befriedigung zu übertäuben haben. Mir ist es Glück und Befriedigung selbst. Das ist der Unterschied zwischen uns. Man muß nicht jedem Gedanken, der eigentlich nur ein Einfall ist, Worte gönnen, da bekommt er erst Macht über uns."

„Du sprichst, wie Dir in Deiner gelassenen Sicherheit zu Muth ist. Angesichts unseres Scheidens kränkt mich Deine Ruhe fast. Rechnest Du das schwere Herz gar nicht, das mich in ein fremdes Haus unter Menschen begleitet, die Alles von mir erwarten, Nichts mir entgegenbringen, was mich nur etwas ermuthigte? Ich gestehe Dir meine Schwäche ein, das Gestaltlose, Unbekannte meiner Zukunft beklemmt mich, selbst eine schwere Pflicht wäre ein Boden unter den Füßen."

„Schaffe sie Dir in Liebe. Was glaubst Du, daß von Dir verlangt werden könnte? Nichts, als den alternden Leuten den Sonnenschein Deiner jugendlichen Frische ins Leben zu tragen. Dafür werden sie Dir dankbar sein. Fremd kannst Du aber das Haus eines Onkels nicht nennen, wenn es uns auch unbekannt ist; es giebt Dir den Schutz und das Behagen des Familienlebens. Laß mich diesen Trost mit in die Ferne nehmen und glaube meiner festen Ueberzeugung, daß Du befähigt bist, glücklich zu machen und es zu sein. Das ist ein himmlisches Geschenk, welches das Leben leicht werden läßt."

Digitized by Google

Sie wurden unterbrochen. Ein Schaffner erschien mit verschiedenen Reiseeffecten auf dem Arm, zündete die Lampe an und öffnete schließlich einem Herrn die Thür, der in Pelze gehüllt, naß und beschneit hereintrat. Er warf die feuchten Hüllen ab, verbeugte sich höflich gegen die Damen und begann wie zu seiner Erwärmung den mäßigen Raum mit lebhaften Schritten zu durchmessen.

Noch ganz von ihrem Gespräch befangen, hatte Elisabeth dem um sie Vorgehenden wenig Beachtung geschenkt. Sie stand gegen den Tisch gelehnt, im vollen Licht der Lampen, die Arme mit den gekreuzten Händen nachlässig herabhängend, die großen Augen in das Leere starrend, in so auffallender Theilnahmlosigkeit da, daß der Fremde plötzlich in seiner Wanderung inne hielt und mit unverhehltem Erstaunen vor dem jungen Mädchen stehen blieb. Auch die Diakonissin legte einen Augenblick die Hände mit ihrer Arbeit in den Schoß und blickte verwundert bald den Herrn, bald die Schwester an.

Plötzlich von dem heftigen Schlag der den herannahenden Zug verkündenden Glocke aufgeschreckt, wandte sich Elisabeth um und wurde jetzt erst den sie aufmerksam Beobachtenden gewahr. Es lag aber ein so unverkennbares Wohlwollen in diesen Zügen, daß sie ohne Verlegenheit über die sonderbare Situation seinen achtungsvollen Gruß erwiederte und dann ruhig auf dem Tisch ihre Sachen mit der Schwester ordnete. Der Zug hielt. Während des Hinausgehens blieb der Fremde in der Nähe der beiden Damen, sie in dem Halbdunkel des Laternenlichtes nicht aus den Augen zu verlieren. Er schien dem Schaffner nicht übel zu nehmen, ihn zu Jenen gehörig zu betrachten und sie in ein Coupé für die letzten Stunden der Fahrt zu weisen. Die beiden Schwestern saßen Hand in Hand, ohne ein Wort zu sprechen. Elisabeth hatte den schwarzen Schleier heruntergelassen, um ihre schwimmenden Augen zu verbergen und auch ihr unbekannter Gesellschafter saß so regungslos da, daß man ihn hätte schlafend wähnen können. Clementine sah zuweilen flüchtig zu ihm hinüber. Diesem dunkeln Kopf mit der lockigen Fülle der Haare und dem Ausdruck ruhiger Energie in den angenehmen Zügen, dieser hohen festen Gestalt war sie schon einmal irgendwo in ihrem Wanderleben begegnet. Da, bei einem schrillen Signal der Lokomotive, trafen sich ihre Augen mit lebhaftem Strahl; wie ein Blitz schoß das Erkennen über seine Züge und mit wohlthuendster Stimme sagte der Fremde:

„Schwester Clementine, haben Sie in so wenig Jahren den Gefährten vergessen, dem Sie in dem Lazareth von Nachod mit Ihrer ruhigen sicheren Hand eine so ausgezeichnete Hilfe waren? Ich dachte wir wären damals in der Noth gute Freunde geworden!“

„Doctor Falkenstein!“ rief die Diakonissin und reichte ihm mit ungezwungenster Herzlichkeit die Hand entgegen. „Jetzt begreife ich freilich nicht, wie ich auch nur einen Augenblick schwanken konnte, Ihre befreundete Erscheinung richtig unterzubringen!“

Sie legte ihre Hand wieder liebevoll in die Elisabeths und wollte die Schweigende eben zur Theilnahme an ihrem Gespräch auffordern, als ein langgezogener Pfiff die Ankunft in der Residenz ankündigte, und sie alle Drei nöthigte, in höchster Eile nach ihrem Gepäck zu greifen.

„Kann ich Ihnen mit irgend einer Besorgung hier behilflich sein,

Schwester Clementine, dann gebieten Sie über mich", sagte der Arzt aussteigend, „der Zug hält hier eine Viertelstunde."

„Ich danke Ihnen, wir werden erwartet; dort jener Diener, der so spähend in die Coupés sieht, wird wohl Derjenige sein, dem ich meine Schwester hier zu übergeben habe. Ich selbst fahre die Nacht weiter."

„Ist Fräulein von Langenau hier, Herr Doctor?" fragte der Alte mit höflicher Verbeugung.

„Hier ist sie", sprach die Diakonissin rasch und trat mit Elisabeth an der Hand auf den Perron. „Und nun, geliebtes Kind, fasse Muth, nicht alle Lebenstage sind solche Novemberabende wie dieser. Denke, was ich Dir schon heute Morgen zurief, als Du so unglücklich über den Schnee warst:

Wer nur am Regen krank gewesen,
Der kann am Sonnenschein genesen."

Dann leise sich von Elisabeth losmachend, reichte sie dem Doctor ihre Hand, die er warm drückte.

„Wollen Sie der alten Freundschaft gedenken, dann wenden Sie zuweilen ein theilnehmendes Auge auf dieses einsame Kind. Ich werde es Ihnen danken."

Statt weiterer Antwort bot Falkenstein dem niedergeschlagenen Mädchen den Arm, sie nach ihrem Wagen zu führen, und Clementine hatte noch die Befriedigung, ihren Liebling in der besten Obhut durch die fremde Umgebung geleitet zu sehen.

Als Elisabeth in der Thür sich noch einmal zu einem letzten Gruße umwandte, war von der Schwester nichts mehr zu erschauen.

Ohne ein Wort zu wechseln gelangte das Paar an den Wagen. Eine stumme freundliche Verbeugung dankte dem Arzt für seinen Ritterdienst, und ihre Bewegung möglichst bemeisternd, fuhr Elisabeth durch die glänzend erleuchteten, trotz der späten Stunde noch lebendigen Straßen ihrem künftigen Daheim zu. Müde und angegriffen von der Trennung, lehnte sie sich in die weichen Kissen und wurde sich nicht recht klar bewußt, ob es Traum oder Wachen, daß der Wagen vor einem hellen Portal hielt, welches sich wie von selbst öffnete, sie einzulassen. Im Vorzimmer empfing sie eine alte freundliche Frau mit der Entschuldigung ihrer Herrschaft, von dem nothwendigen Besuch einer Gesellschaft nicht zurückgeblieben zu sein und dem ausdrücklichen Wunsch, sich auch während ihrer kurzen Abwesenheit ganz wie zu Hause zu fühlen. Die Alte öffnete das ihr bestimmte Zimmer, das in seiner behaglichen Wärme und der einfachen Eleganz seiner Ausstattung unendlich anheimelnd war. Als sie dann der Aufforderung des Dieners in das Eßzimmer folgte, wo ein gedeckter Tisch ihrer wartete, bemerkte sie, daß für zwei Personen gedeckt war. Eben wollte sie fragen, wer ihr bei dem einsamen Mahl Gesellschaft leisten werde, als die Thür hastig geöffnet wurde und ein junger Mann unangemeldet hereintrat, der hier ganz zu Hause zu sein schien.

„Verzeihung, theure Cousine, daß ich ungeschickter Weise zu spät auf den Bahnhof kam, und nur halb den Auftrag meiner Eltern erfülle, an ihrer Statt für ein paar Stunden Ihnen die Honneurs des Hauses zu machen. Ich hoffe, mein Mißgeschick hat keinen Nachtheil für Sie gehabt."

Digitized by Google

„Ich bin vollkommen ungefährdet hier angelangt und bedauere Ihren weiten Weg. Berlin scheint mir zu groß für solche gemüthliche Artigkeiten", erwiederte Elisabeth scherzend, um dem eigenthümlichen Tête-à-tête mit ihrem unbekannten Vetter, dessen Dasein sie ganz vergessen hatte, gleich von vorn herein eine möglichst unbefangene Färbung zu geben, „und da wir Beide es uns mit solcher Anstrengung erworben, wollen wir einmal sehen, was dieses verführerische Tischchen deck Dich für uns aufgesetzt hat. Ich fühle so einen kleinen sanften Zug zu diesen einladenden Schüsseln."

Der junge Mann bot ihr mit feinstem Anstand den Arm, sie zu dem kleinen runden Tisch zu führen, der von einem Armleuchter erhellt mit verschiedenem zierlichen Geräth und einer Krystallschale köstlichen Obstes so reizend besetzt war, als sollte der Himmlischen Einer mit diesem Mahl bewirthet werden. In dem Glas vor ihrem Gedeck steckte eine dunkelrothe Rose, in dieser Jahreszeit eine Seltenheit. Nichts war vergessen, selbst der feurige Burgunder, der in hellgeschliffener Karaffe funkelte, fehlte nicht, sie die Reisestrapazen vergessen zu machen.

„Bitte, überlassen Sie mir dieses Handwerkszeug", sagte Elisabeth, und nahm ihrem Vetter die Theebüchse aus der Hand, mit welcher dieser sich zu dem dampfenden Samowar gewendet, „ich trete damit nur einen Tag früher mein Amt hier an und Sie können mir gleich eine Weisung geben, wie ich der Eltern Gewohnheiten am Besten treffe."

„Sie scheinen gewohnt zu sein, wie die Vorsehung für die Staubgebornen zu sorgen", erwiederte er verbindlich und ließ es ruhig geschehen, daß Elisabeth sich der Pflichten der Hausfrau mit solcher Sicherheit bemächtigte, als hätte sie jahrelang schon an dieser Stelle gewaltet. Er lehnte in seinem Stuhl zurück, ihrem leisen Schaffen mit nachdenklichen Blicken folgend, die trotzdem etwas Zerstreutes an sich trugen. Ohne Umstände reichte er ihr dann seine geleerte Tasse, ließ sich von ihr die kalte Pastete vorlegen, und hielt ihr schließlich den Apfel, den er von der Schale gelangt, mit so naiver Sicherheit hin, daß Elisabeth ihn lächelnd nahm, ihn schälte und zierlich mundgerecht zerlegt wieder vor ihn hinschob. Ohne die eigenthümliche Kühle ihres Verkehrs hätte man meinen können, ein junges Ehepaar an seinem ersten gemeinsamen Mahle zu sehen, noch befangen von der ganzen Scheu eines ungewohnten Glücks.

„Entweder ist er ein Sonderling oder ein verwöhntes Muttersöhnchen", dachte Elisabeth heimlich, als ihr ziemlich einsilbiger Gesellschafter sich ihre Bevormundung ohne Umstände gefallen ließ. Eine Art schelmischen Humors, der sich trotz ihrer ernsten Stimmung ihrer bemächtigte, ließ sie ihre befremdliche Lage wie ein erstes scherzhaftes Abenteuer hinnehmen, und sich leichtherzig darin zurechtfinden.

Als ihr Mahl geendet, führte ihr Vetter sie in ein kleines anstoßendes Gemach, in welchem ein verglimmendes Kaminfeuer und die rosig verhüllte Lampe ein angenehmes Dämmerlicht verbreiteten, das sich wohlthuend über Elisabeths ermüdete Augen legte. Er selbst nahm ihr gegenüber in einem Sessel Platz, heftete die Blicke auf die bunten Figuren des Teppichs und verfiel in eine so auffallende Träumerei, daß Elisabeth sich nicht übel nahm, ebenfalls ihrer Reisermattung nachzugeben und stumm sich in das Sopha zurücklehnte. Aber ihr Vetter saß ihr gerade so vor Augen, daß sie diese hätte schließen müssen, um ihn nicht

Digitized by Google

zu sehen. Zuerst gedankenlos, dann mit regerem Interesse betrachtete sie den auffallend einnehmenden blonden Männerkopf und fragte sich unwillkürlich, wie diese Gleichgültigkeit zu den ausdrucksvollen Zügen paßte, die ein anderes Leben verriethen, als sein Benehmen zur Schau trug. Sie war mit ihrer Kritik noch nicht fertig, als ihr Vetter hastig aufsprang und, wie ihre Gedanken Lügen strafend, mit lebhafter Eindringlichkeit rief:

„Sie werden todtmüde sein, Cousine Elisabeth. Wie unartig von mir, das so lange über unser Zusammensein vergessen zu haben. Lassen Sie mich Ihnen gute Nacht und glückliche Träume wünschen. Sie wissen, diese sind zukunftsdeutig am fremden Ort." Ohne weiter ihre Entgegnung abzuwarten, ergriff er rasch ihre Hand und dann hinter der niederfallenden Portière verschwindend, ließ er sie in hellem Erstaunen über ein Begegnen zurück, das zu ihrem näheren Verkehr kaum Muth machte. Fast sah es ja aus, als wäre sie ihm an dieser Stelle besonders unbequem.

Sie blieb allein. Das Wagengerassel hatte auch aufgehört; von allen Seiten das melancholische Tropfen der Dachrinnen und nur der schnelle Schritt des Fußgängers schallte auf den Steinplatten durch die stille Straße. Elisabeth schlug die schweren Vorhänge auseinander und trat an das Fenster. Die Nacht war dunkel, der Regen kam in feinem, unaufhörlichen Geriesel herunter, plötzliche Windstöße fegten sausend die breite Straße hinab und in den Pfützen spiegelten sich die unruhig zuckenden Gasflammen. Unwillkürlich fröstelnd zusammenschauernd, ließ das Mädchen den Vorhang wieder sinken und trat in die rosige Dämmerung zurück. Und in diesem unheimlichen Dunkel fuhr Clementine die Nacht hindurch, ohne einen Menschen, der ihr hülfreich, ohne ein liebevolles Herz neben sich, das auch für sie einmal sorgte! Allein, nur ihrer Pflicht und dem Gebot ihrer Oberen gehorchend, ging sie in ein fernes, fremdes Land, dessen Sprache ihr nicht einmal geläufig, auf nichts als sich selbst bauend. Und sie dort oben hinter schützenden Mauern, von Behagen aller Art umgeben, äußerlich Allem entrückt, das mit unsanfter Hand in ihr Leben eingreifen könnte; sie zitterte den kommenden Tagen entgegen? Sie schämte sich fast der Schwäche, diesem unklaren Bangen auch nur einen Augenblick nachgegeben zu haben.

Ein Wagen hielt vor der Thür und mahnte sie an die fast vergessene Begegnung mit ihren unbekannten Verwandten. Sie hauchte in ihr Taschentuch, drückte es auf ihre Augen, die Spuren der Thränen zu verwischen und wandte sich nach der Thür den nahenden Stimmen entgegen. Wenige Minuten nur und sie stand ihnen gegenüber. An ihrem herzlichen Empfangen fühlte sie, daß sie wieder eine Heimat gefunden.

Das war der erste Tag ihres neuen Lebens.

Waldemar von Langenau war der einzige Sohn seiner Eltern. Von Beiden in seinen Neigungen und Wünschen von Jugend auf mehr als zu rechtfertigen war, gehätschelt, dankte er dieser Zärtlichkeit damit, eine beiden Eltern gleich wenig zusagende Richtung einzuschlagen, in der für sie kein Begegnen möglich. Auf seinem Antlitz die blonde Schönheit der Mutter tragend, in der leichten schlanken Gestalt an des Vaters elegante Haltung erinnernd, hatte er weder die Neigung zu dessen ernsten poli-

Digitized by Google

tischen Bestrebungen entwickelt, noch Gefallen an dem Leben der Gesellschaft gefunden, in welcher die vielgefeierte ehemalige Hofdame sich noch mit Behagen bewegte. Alles war anders an ihm. Mit lebhafter Begabung, aber ohne Ausdauer in der Arbeit, äußerlich eine bevorzugte Erscheinung, deren gesellige Erfolge seine Schroffheit und sein rücksichtsloser Egoismus täglich in Frage stellten, mußten die Eltern zuletzt froh sein, daß ein ganz bestimmt sich aussprechendes Talent ihm den Weg zum Heil wies, den sein gedankenloses Dahinleben noch lange nicht selbstständig gefunden hätte. Ihm war eine ungewöhnlich glückliche Begabung zugefallen, den Pinsel zu führen und die Züge der Menschen wiederzugeben, die ihm im lebendigen Verkehr so herzlich gleichgültig zu sein schienen. Der Eltern Vermögen gestattete ihm eine gründliche Ausbildung, ohne ausschließlich auf Erwerb ausgehen zu müssen. Er hatte sich nach seiner Neigung in der Welt umgesehen, und als er, des Umherstreifens müde, den Entschluß kundgab, sich bei Denen, die so viel für ihn gethan, ganz niederzulassen und seiner Kunst zu leben, athmeten Beide auf und hofften, in der endlichen Befriedigung des Sohnes den Ersatz für ihre eigenen Enttäuschungen zu empfangen.

Seine Studien hatte er in München beendigt, den Sommer noch in den bairischen Hochlanden zugebracht und täglich wurde nun im Elternhaus seiner Rückkehr entgegengeharrt. Aber Woche auf Woche verging, der Sommer nahte sich seinem Ende und noch immer war von Waldemar nichts zu sehen noch zu hören. Hätte nicht der Bankier regelmäßig die auf den Vater lautenden Quittungen präsentirt, wäre man versucht gewesen, ihn in irgend einer Gletscherspalte oder einem sonst unbequemen Aufenthalt suchen zu lassen. Der Vater schwieg zuletzt ganz über den Sohn und die Mutter verbarg ihre Thränen, um dem endlich Heimkehrenden die gerechten Vorwürfe des Gatten nicht zu verschärfen. Da hing eines Tages in der Kunstausstellung, die gerade diesen Winter eine besondere Auswahl schöner Bilder bot, unter anderen Arbeiten derselben Hand, das herrliche Porträt einer bairischen Oberländerin im goldenen Riegelhäubchen, das schwarze Sammetmieder von silbernen Ketten zusammengehalten, und der Ausdruck der frischen trotzigen Kraft des Naturkindes so glücklich wiedergegeben, daß der Platz vor der schönen Arbeit niemals leer von Bewunderern ward. Der Katalog nannte Waldemar von Langenau als den Künstler. Nun wußten der Legationsrath und seine Frau wenigstens ganz bestimmt, daß er noch unter den Lebenden wandle und sein Schweigen nur das Zeugniß seines Fleißes war. Und endlich stand er selbst eines Morgens wie aus der Erde gewachsen vor ihnen und verwandelte schon durch sein bloßes Erscheinen der Eltern Mißstimmung in die altgewohnte Zärtlichkeit, die es vergaß, mit dem Undankbaren zu rechten.

Er war äußerlich derselbe, nur durch den langen Aufenthalt in der gesunden Luft der Berge kräftiger und männlicher geworden, wie auch sein Wesen einen gesammelteren beruhigteren Ausdruck trug, der von endlich errungenem inneren Gleichgewicht sprach. Eifrig betrieb er das Auspacken und Ordnen seiner Sachen, richtete sich gleich in den ersten Tagen ein Atelier in einem abseits von dem Straßenlärm gelegenen Gartenhäuschen ein und war bald so vertieft in sein Thun, daß außer der regelmäßigen Erkundigung nach ihrem Befinden, zumeist das Bewußtsein

Digitized by Google

seiner Nähe den Eltern genügen mußte. In keiner Weise war er ihren Lebensgewohnheiten anzupassen, sie mußten sich, wenn auch mit schwerem Herzen, darein finden, daß ihrer verständigen Verbindung der eigenthümliche Sonderling entsprossen sei, der den excentrischsten Ahnen Ehre gemacht hätte. Wären seine Absonderlichkeiten wenigstens lustiger Art gewesen, die sich Nachsicht durch ihren guten Humor erkauft hätten, so aber trugen sie mehr zur Verwunderung, denn zur Erheiterung der Mitlebenden bei und dienten nur dazu, den sonst unliebsamen Gesellen in der Gesellschaft nicht ganz übersehen zu lassen. Das große Publicum ließ ihn seine Schroffheiten keineswegs entgelten, im Gegentheil vielleicht gerade durch sie war er Mode geworden. Sein schönes Bild auf der Ausstellung hatte die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und es gehörte zum guten Ton, sich wenigstens um sein Conterfei von Waldemar von Langenaus Hand bemüht zu haben. Daß er es entschieden vorzog, Männerköpfe statt Frauenporträts zu malen, ganz unumwunden erklärte, diese heutzutage besser in einem Modejournal als in eines Künstlers Mappe aufgehoben zu finden, machte ihm das jetzt auf seine Gleichberechtigung so eifersüchtige Geschlecht keineswegs zum Feinde. Jede wollte ihm persönlich beweisen, daß sie die einzige Ausnahme dieser unbestreitbaren Wahrheit sei, für die es sich lohne, eine Ausnahme zu machen. Die es erlangt, wurden beneidet und mußten eifrig Rede stehen über das kleine Atelier unter den dunklen Bäumen des Parks, an dessen Eingangsthür ein großer Zettel sich außer den bestimmten Stunden jeden Besuch verbat. Die Nerven des Hausherrn könnten das Klingeln zu ungewohnter Zeit nicht vertragen. Man las es, ärgerte sich über die Grobheit, lachte und that schließlich nach seinem Verlangen. Und so ganz unrecht hatten sie in ihrer Bevorzugung nicht. Ein Frauenbildniß Waldemars war so vieler Bemühung werth. Wo gab es in der modernen Künstlerwelt diesen wunderbaren Schmelz der Farben, diese einfache Natürlichkeit der Darstellung, der die reinste Wahrheit, nichts von der poetischen Schönheit nahm? Es lebte etwas in diesen Bildern, das mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog.

Wenn Einer oder der Andere auch behaupten wollte, das Urbild sei schöner, Niemand konnte sagen, daß es fesselnder, interessanter wäre als die Nachbildung, welche es verstanden, Vergangenes oder Kommendes mit seherischem Blick in die stummen Züge zu zaubern, die wie gefeit dadurch wirkten.

Von seinem sonstigen Leben erfuhr Niemand etwas. Ob es in einsiedlerischer Einsamkeit, ob in heimlichen Gelagen verbracht wurde, konnte kein Mensch sagen. Der taubstumme Sohn des Gärtners seiner Eltern, der von Kindheit an mit leidenschaftlicher Zuneigung an ihm hing, war wie sonst seine Bedienung und dadurch dem müßigen Geschwätz spionirender Dienstboten ein natürlicher Riegel vorgeschoben, der seine Schwelle besser als alle sonstigen Anordnungen hütete. Für die Legationsräthin aber war es ein Trost, daß ihr Sohn mit seinem nur um wenige Jahre älteren Schulkameraden Erwin Falkenstein, der als vielbeschäftigter Arzt in der Residenz lebte, das alte Freundschaftsverhältniß wieder anknüpfte. In der Hoffnung, durch ihn Waldemar dem Leben der Gesellschaft zugeführt zu sehen, wurde sie aber getäuscht. Ihr Sohn blieb nach wie vor in unzugänglichster Abgeschlossenheit und sie mußte sich zuletzt auf das

Digitized by Google

Wunder vertrösten, das schon manchmal die Wiedergeburt eines ganzen Menschen vollbracht hat.

Und fast schien es jetzt, als wollte das Schicksal ihr helfen, indem es das schöne junge Mädchen in ihr Haus führte, das gleich bei dem ersten Anblick ihr mütterliches Herz freudig bewegt hatte. Mit Befriedigung bemerkte sie, daß von dem ersten Tage an Elisabeth in der unbefangensten Weise ein Uebergewicht, eine Art Herrschaft über Waldemar gewann, deren bisher Niemand sich zu rühmen hatte. Wie an dem ersten Abend ihres Begegnens sie ihm die materiellen Genüsse zurechtgelegt, entschied sie jetzt auch in anderen Fragen für ihn, noch ehe er Zeit hatte, sich in seinem Widerstreben festzusetzen und freute sich dieses Erfolges, wenn auch ohne die warme Färbung, welche einen Triumph des Herzens bedeutet.

Waldemar selbst schien wie unter dem Einfluß einer elementaren Gewalt zu stehen, der er willenlos nachgab. Anfangs in fast abweisender Kühle Elisabeth gegenüber, wurden seine Besuche im Elternhaus allmälig häufiger und länger, zum Entzücken der Mutter, die ein aufmerksames Auge dafür hatte und nur nicht begriff, daß ihm nicht wie dem „Eisernen Heinrich" im Märchen, alle Reifen vom Herzen sprangen. Fast war er finsterer und unzugänglicher denn je. Seit das holde Mädchen ihr eigenes Leben schmückte, konnte sie sich kein glücklicheres Ereigniß denken, denn Elisabeth als ihres Sohnes Braut zu sehen. Sie hätte in der Ungeduld ihrer Wünsche schon manchmal dem zaudernden Schicksal unter die Arme greifen mögen, wäre sie nicht besonnener Weise von ihrem Gemal davon zurückgehalten worden, der jede Einmischung ernstlich verbot.

Die Legationsräthin fügte sich, aber mit schwerem Herzen; ganz die Hand aus dem Spiel zu ziehen, war ihr jedoch unmöglich. Mit mütterlicher Schlauheit vermied sie es, Vergleiche in ihrer Nichte herauszufordern, die ihren Sohn vielleicht in den Schatten stellten und wußte es stets so einzurichten, daß Waldemar immer der Beachtenswertheste ihrer Besucher blieb. Selbst der sonst von ihr so sehr bevorzugte Erwin unterlag dieser echt weiblichen Diplomatie und hatte sich der thatsächlichen Beweise ihres Wohlwollens in den gewohnten Einladungen jetzt nicht mehr zu erfreuen.

Eines Tages erinnerte sich aber Erwin Falkenstein selbstständig des Versprechens, welches er seiner Freundin bei ihrem Scheiden gegeben und fuhr nach der Victoriastraße, seinen unbekannten Schützling aufzusuchen. Er war der Arzt des Hauses und konnte seinen diesmaligen Zweck mit einem Besuch bei seinen Patienten verbinden, zog es aber vor, eine späte Nachmittagstunde zu wählen, die ihn mehr als Gast bezeichnete. Außerdem war er heute in der Stimmung, fremdes, frisches Leben in sich aufzunehmen. Es war viel Krankheit in der Stadt gewesen. Nach wochenlanger schwerer Arbeit sehnte er sich nach dem Verkehr mit den Gesunden, die ihm sein sorgenvolles Amt auf Stunden vergessen machten und das plötzliche Wiederauftauchen der jungen blassen Mädchengestalt in seinen Gedanken war ihm Vorwurf und Erquickung zugleich. Als er in das Wohnzimmer trat, floß der rothe Schein einer sinkenden Wintersonne durch die hohen Fenster und aus

Digitized by

dem Nebengemach tönten heitere Stimmen ihm entgegen. Orangen und süße Näschereien des Südens standen noch auf der Tafel.

Die beiden alten Herrschaften lehnten behaglich in ihren Sesseln und schauten dem Federballspiel zu, das ihr Sohn und das schöne Mädchen ihm gegenüber mit seltener Geschicklichkeit über ihren Häuptern hinweg unterhielten. Eben flog der Ball Elisabeth zu; die schlanke Gestalt erhob sich schwebend ihn noch zu erhaschen. Frisches lebendiges Leben wogte in der anmuthsvollen Bewegung, flammte in den glänzenden Augen, auf den halbgeöffneten Lippen und überrascht blieb Erwin mit dem Ball, den er im Vorbeifliegen aufgefangen, auf der Schwelle neben ihr stehen. Lebhaft sich nach dem Federspiel umwendend, fiel ihr Auge auf die wohlbekannte Gestalt des Arztes und mit unverhehltem Vergnügen ihn begrüßend, sagte sie:

„Ich glaubte schon, Sie hätten mich vergessen. Ich bin jetzt über einen Monat in Berlin und Sie gaben mir noch keine Gelegenheit, Ihnen den versäumten Dank abzutragen."

„Vergessen nicht", antwortete Erwin, dem eine schmeichlerische Erwiederung dieser unbefangenen Natürlichkeit gegenüber unmöglich gewesen wäre, „beinahe hätte ich Sie aber nicht wiedererkannt, mein Fräulein; so schnell ist Ihrer Schwester Prophezeihung an Ihnen zur Wahrheit geworden. Des Lebens Sonnenschein hat Sie seitdem in seine Wundercur genommen."

„Ja, es geht mir gut", sprach Elisabeth mit warmem, dankbaren Blick auf die Eltern. Ein leises Roth überflog ihr zartgefärbtes Antlitz, als ihr Vetter herzutrat und mit eigenthümlicher Betonung fragte:

„Also alte Bekannte, wie ich sehe?"

„Die ältesten wenigstens hier in der Stadt", lachte Elisabeth, „da Doctor Falkenstein glücklicher war als Du, Waldemar, und um nicht in Berlin zu verfehlen, lieber gleich mit mir hierher fuhr."

Der junge Mann lächelte gezwungen und warf das Rakett auf den Tisch, da die Unterhaltung sich jetzt anderen Dingen zuwandte. Als die Mutter sich bei dem Zusammenrücken um den Kamin in dem kleinen lauschigen Kabinet nach ihm umsah, hatte er zu Aller Erstaunen unbemerkt das Zimmer verlassen. Selten war ihr des Sohnes Launenhaftigkeit empfindlicher gewesen, als gerade heute, diesem unberufenen Zuschauer gegenüber und sie beeilte sich entschuldigend zu sagen:

„Nur zuweilen noch kommen Waldemars wilde Gewohnheiten aus den Bergen zum Vorschein. Wir verstehen es jetzt, ihn davon zu curiren und werden ihm Strafe für seinen heutigen Rückfall auferlegen, nicht wahr, Töchterchen. Was war es doch, was Du letzthin dictirtest, da er sich unser hohes Mißfallen zugezogen?"

„Einen Tag es klüger wie der liebe Gott zu machen, mit dem er gerade ganz besonders unzufrieden war!"

Falkenstein betrachtete das junge Mädchen aufmerksam. Ihm gefiel nicht die Absichtlichkeit seiner alten Gönnerin; er mußte an sich halten, nicht Elisabeths Hand zu ergreifen und sie wie zu ihrem Schutz an seine Seite zu ziehen. Aber jene Worte waren lachend hingesprochen, nur Schelmerei blitzte aus den strahlenden Augen und keine tiefere Bewegung spiegelte sich in den klaren Zügen. Auch vergaß er bald über dem heiteren Geplauder den unangenehmen Eindruck, der ihm zuerst

Digitized by Google

fast die Stimmung verdorben. Er wollte heute gar nicht grübeln, wollte sich widerstandslos dem Zauber ergeben, der in so holder Gestalt ihn gefangen nahm. Zugleich wob seine Freundschaft für die ferne Schwester gleich ein unsichtbares Band zwischen ihnen und ließ in der gemeinsamen Empfindung die Schranken fallen, welche sonst die Menschen künstlich auseinander halten, und ihr wahres Bild vor einander verhüllen. Es war Elisabeth, als habe der Mann da vor ihr, dessen Augen zuweilen eindringlich auf ihr ruhten, ein Recht dazu, die Gedanken zu kennen, die sich heute ihr so aufdrängten. War es nur das Bedürfniß, von Clementine zu sprechen, empfand sie sich unbewußt einem andern Verständniß gegenüber, als der launenhaften Skepsis Waldemars oder der conventionellen Einschränkung seiner Mutter, sie fühlte sich heute glücklicher als irgend einen der bisher verlebten Tage und gab sich unbefangen dieser Empfindung hin.

„Wissen Sie, daß ich fast entschlossen war, meine Schwester nach Alexandrien zu begleiten? Gerade als Sie uns in dem kleinen Bahnhof trafen, verwies Clementine mir mein Schwanken."

„Sie, Fräulein Elisabeth?" rief der Arzt, überrascht das reizende Mädchen anblickend, und unwillkürlich der entsetzlichen Scenen gedenkend, deren Zeuge die Diakonissin gewesen war.

„Nun, finden Sie es gar so unmöglich, daß ich auch Etwas leisten könnte?"

„Gewiß nicht, nur auf anderem Boden. Jeder Mensch bringt in seiner angeborenen Natur die Ahnung seiner Mission mit sich. Man vergißt nur im Eifer des Lebens, darauf zu achten, sonst würde es weniger Mißverständnisse und Enttäuschungen in der Welt geben. Sie, Fräulein Elisabeth, sind dazu geschaffen, die Gesunden zu beglücken, überall Sonnenschein hinzutragen, wo er fehlt. Auch das ist eine Aufgabe, und wahrlich nicht die schlechteste. Sie haben nicht nöthig, nach der Stelle erst zu suchen, auf der Sie den Menschen Etwas leisten sollen. Ein solches Sein ist auch schon ein Thun."

„Das ist mir doch lieb, Doctor, wenn Elisabeth auch von Ihnen hört, wie man das Land nicht als Barmherzige Schwester zu durchziehen braucht und doch nicht überflüssig ist. Diesem Kinde hier sage ich alle Tage, daß sie in ihrem Eifer den Wald vor Bäumen nicht sieht und einen am Ende noch zwingen wird, sie eigenmächtig auf ihren Platz zu setzen."

Mit innerster Befriedigung, einmal recht deutlich über ihre Herzensangelegenheit geworden zu sein, lehnte sie sich in die Kissen zurück und nahm das Verstummen ihrer Zuhörer für ein verständnißvolles Zustimmen.

„Alle Gewaltmaßregeln verbiete ich hier als Arzt und Protector", beeilte indeß Erwin sich zu sagen. Es sollte ein Scherz sein, aber ein Ton ängstlicher Hast lag in den Worten, der Elisabeth zwang, ihre Augen mit fragendem Blick zu ihm aufzuschlagen. Es mußte ein beruhigendes Erkennen sein, das Erwin daraus empfing, denn sichtlich erleichtert, fügte er nun wirklich scherzend hinzu:

„Manchmal ist Kurzsichtigkeit gar nicht vom Uebel. Lassen Sie das Fräulein nur immer noch ein wenig im Unklaren über das, was

Digitized by Google

Sie als ihre Bestimmung voraussagen, liebe Mama. Aus manchen Finsternissen tappt man sich am Besten allein heraus."

Er nahm seinen Hut und ging.

„Auf Wiedersehen im Hellen!" rief ihm Elisabeths heitere Stimme nach und zwang ihn, noch einmal zurückzublicken. Aber statt einen letzten Strahl ihrer Augen mit hinweg zu tragen, fing er nur noch die mißbilligende Miene der Tante auf, die dem jungen Mädchen den harmlosen Scherz zu verweisen schien.

Als dann Abends in der Einsamkeit ihres Zimmers Elisabeth dem vergangenen Tage nachsann, war es nicht Waldemars Bild, das sich ihr wie sonst wohl aufdrängte, wenn sie zwischen Schlaf und Wachen des halb anziehenden, halb abstoßenden Wesens ihres Vetters gedachte. Eine andere Gestalt war es, deren unsichtbare Gegenwart sie heute empfand, die sich nicht wie jene von den schlaftrunkenen Gedanken aus ihren Träumen zurückweisen ließ. Sie fühlte noch den warmen Blick der dunklen Augen auf sich ruhen, zu denen sie in unerklärlichem Vertrauen aufsah; und daß sie sich den Wohllaut der Stimme gern zurückrief, die ihr von der Entfernten gesprochen, war ja nur natürlich. Sie merkte nicht, daß es sehr spät war, als sie dann wirklich einschlief.

Es entging der Legationsräthin nicht, daß der Arzt jetzt häufiger als sonst kam, daß er gerade immer die Stunden zu seinen Besuchen wählte, in denen ein Verläugnen unmöglich war, und daß ebenso Waldemar diese sonst gewohnte Zeit vermied. Irgend etwas mußte also geschehen, die alte Ausschließlichkeit des Umganges mit ihrem Sohn wieder herzustellen, und so verfiel sie auf die Auskunft, Elisabeth zu des Onkels Geburtstag, der in den Herbst fiel, malen zu lassen. Dies stundenlange ungestörte Beisammensein mußte das so sehnlich Erhoffte ja von selbst herbeiführen. Befremdend war es ihr, daß nur Waldemar den Vorschlag mit Lebhaftigkeit ergriff und die erste Sitzung gleich den nächsten Tag anberaumte. Elisabeth befriedigte augenscheinlich nur den Wunsch der Tante und schien mit Waldemars ausdrücklichem Verlangen, die Sitzungen in seinem Atelier stattfinden zu lassen, nicht so einverstanden zu sein, als es die Legationsräthin erwartete. Indeß so ganz war sie bereits in ihre Pläne eingelebt, daß sie eine Störung derselben schon zu den Unmöglichkeiten rechnete und die wechselnde Stimmung dem Druck der Ungewißheit zuschrieb, die vielleicht des Mädchens Herz ebenso peinigte, wie das ihre.

Man kam überein, daß am nächsten Morgen Punct Zwölf die Legationsräthin Elisabeth in ihrem Wagen bis an den Fußsteig brächte, der von der großen Allee nur wenige Schritte entlang zu dem Atelier führte, ihre Spazierfahrt allein fortsetzte und an demselben Platze diese dann wieder in Empfang nähme. Bis dahin würde Waldemar, der fest auf das Nichtbetreten seines Heiligthums beharrte, das junge Mädchen sicher wieder geleiten. Die Mutter fügte sich anscheinend widerwillig in die Künstlerlaune und hütete sich, mit irgend einem Einspruch an der ihr sehr willkommenen Klausel zu rühren. Man war noch im vollen Besprechen der nöthigen Anordnungen, als Falkenstein eintrat, von der Legationsräthin gleich mit dem Vorhaben bekannt gemacht wurde und sich von ihr sogar in die Toilettenfrage hineingezogen sah, in der sie

Digitized by Google

seinen Beistand zu ihrem Vorschlag hoffte, Elisabeth in einer besonderen Tracht gemalt zu sehen.

„Warum nicht gar!“ rief Erwin lachend. „Fräulein Elisabeth hat es gar nicht nöthig, etwas Anderes als sich selbst darzustellen. So wie sie uns Allen als holder Hausgeist täglich die Augen erquickt, in diesem blaßgrauen Gewand und dem einfachen Kranz ihrer schönen blonden Haare auf der Stirn, so würde ich sie verewigt wünschen, hätte ich ein Wort mitzureden. Höchstens eine dunkelrothe Rose stecken Sie in das wellige Gelock oder an die Brust; nur um Alles kein geputztes Bild. Malte man sie für einen Ahnensaal, möchten diese kostbaren Gewänder am Platze sein. Hier, wo dies Bild ein Stück des liebsten, behaglichsten Hausraths werden soll, muß die Pracht vermieden werden, die nur entfremdet.“ Er schwieg, über seinen eigenen Eifer halb erstaunt, halb unzufrieden. Der Gedanke, sein inniges Interesse an dem Mädchen mehr enthüllt zu haben, als er vor diesen Augen wünschte, peinigte ihn. Elisabeth nahm stillschweigend die ausgebreiteten Stoffe von den Sesseln, sie ohne weiteres Zaudern fortzutragen.

„Was machst Du, Kind? Wir sind noch lange nicht fertig mit der Wahl.“

„Doctor Falkenstein hat Recht, ich werde kein anderes Kleid anziehen, als das gewohnte. Um so größer wird Waldemars Verdienst sein, dennoch eine seiner Seelenphotographien zu malen, wie gestern seine Bilder genannt wurden.“

Als am andern Tage Elisabeth an der von ihrem Vetter bezeichneten Stelle aus dem Wagen sprang und einen Augenblick noch stehen blieb, der Tante grüßend nachzusehen, ließ sie es ganz außer Acht, daß sie dann nicht in den richtigen Fußpfad einbog, sondern auf einem anderen bereits einige Zeit fortschritt, ehe es ihr auffiel, daß die so genau bezeichnete Eingangspforte noch immer nicht kommen wollte. Es war zwar heller Mittag, aber die Furcht überkam sie, in dem ihr ganz unbekannten Gewirr der Parkwege falsch gegangen zu sein und Niemandem zu begegnen, an den sie eine Frage richten könnte. Sie fühlte eine ordentliche Erleichterung, auf einer Bank eine Wärterin sitzen zu sehen, die ein schlafendes Kind auf dem Schooß hielt und mit einer Näharbeit beschäftigt war. Die Frau beachtete Elisabeths Nahen nicht, und erst als deren Schatten über das Kind fiel, hob die Emsige den Kopf und schaute mit Staunen auf das schöne sie begrüßende Mädchenantlitz. Auch Elisabeth war betroffen. Trotz der Gewißheit, daß sie in der großen Stadt Niemand außer ihren Verwandten kannte, kam ihr das frische, kräftige Gesicht mit den hellen unbefangenen Augen und den trotzig schwellenden Lippen nicht fremd vor. Sie mußte es schon irgendwo gesehen haben, und erst als die Frau auf ihr Befragen in einem fremdartigen Dialect die Richtung bezeichnete nach dem bekannten Atelier, sagte sich Elisabeth, daß wohl nur eine Aehnlichkeit sie getäuscht habe. Sie wollte sich eben dankend entfernen, als der Knabe erwachte und ein paar dunkelblaue, fast unkindlich ernste Augen zu ihr aufschlug, die sie mit sonderbarer Gewalt noch zum Bleiben zwangen. Als sie ihm tändelnd das zierliche Schirmchen hinhielt, barg das Kind sich schreiend an der Mutter Brust und war nicht zu bewegen, auch nur einen Blick auf die ihm unbekannte Erscheinung zu werfen.

Digitized by

„Der arme Narr wächst so allein auf, nie sieht er ein Kleines, davon wird er so scheu", sagte die Frau, das Kind begütigend.

„Sind Sie denn hier so ganz allein in der Stadt unter den vielen Menschen?" fragte Elisabeth theilnehmend.

„Sein Vater will es so!" erwiederte die Fremde kurz und abweisend. Der unbefangene Ausdruck hatte ihre kindlichen Züge verlassen, ein fast feindlicher Trotz sprach aus ihnen, als sie aufstand, den Knaben auf den Arm nahm und sagte:

„Gelt, Erwin, wenn wir erst wieder droben auf den Bergen sind, da wird es uns schon gut gehen."

„Erwin?" Elisabeth mußte sich noch einmal nach dem Kinde umschauen, das, durch ihr Fortgehen beruhigt, jetzt nach seinem Spielzeug griff. Sonderbar, daß dieses blonde Kind den Namen trug, den sie gewohnt war, nur Einem zu geben.

Die Thür, sie zu empfangen stand bereits offen, als sie sich dem Atelier jetzt näherte. Auf der Schwelle erwartete sie Waldemars Diener und wies mit stummer Handbewegung nach einer Portiere, die er bei Elisabeths Eintreten zur Seite schob und hinter ihr wieder schloß. Sie war zum ersten Mal an dieser Stelle unter Waldemars Dach und der sonderbar geheimnißvolle Empfang machte sie befangen und erwartungsvoll zugleich. Ein kleines achteckiges Gemach hatte sie aufgenommen, auf dessen in mattem Braunroth gefärbten Wänden das durch hoch angebrachte Fenster fallende Tageslicht einen warmen gedämpften Schein warf. Aus den leeren Wandfeldern dazwischen richteten von schöngezeichneten Sockeln die Büsten wohlbekannter Antiken ihre strengen Blicke der Eintretenden entgegen. Vor der Staffelei, an der die aufgespannte Leinwand bereits lehnte, stand etwas erhöht ein seltsam geformter Sessel, auf dessen hoher Rücklehne, von dem dunkle Sammet leuchtend sich abhebend, eine dunkelrothe Rose lag, das einzig Leben athmende in dieser schweigsamen Umgebung. Sie sog lebhaft den süßen Duft ein, und beschäftigt, die herrliche Blüthe in ihrem Gürtel zu befestigen, bemerkte sie es nicht, daß ihr Vetter in das Gemach trat. Sein plötzlicher Gruß ließ sie plötzlich zusammenschauern. Waldemar schien das weiter nicht zu bemerken.

„Willst Du hier Platz nehmen und darf ich die Rose einmal anders stecken, Elisabeth? So gefällt sie mir nicht an Dir."

Seine Stimme klang sanft und bittend, anders als sie diese aus dem gewohnten Verkehr kannte, wo er sich zumeist in herbem Widerspruch gefiel. Er reichte ihr die Hand, auf die Stufen zu treten. Sie ließ es geschehen, daß er die Falten des Gewandes ordnete, sie reichte ihm die Rose von ihrer Brust, aber sie fühlte das Zittern der Hand nicht, die den duftigen Zweig dann auf ihre Haare legte. Sie hörte nicht das Herz klopfen, das dem ihren so nahe in heftigen Schlägen Waldemars Geheimniß verrathen wollte; nur eine Beklemmung wich von ihr, als er dann zurücktrat und in ihrem Anschauen zu vergessen schien, daß er nicht vor einem jener wunderbaren alten Meisterwerke stand, die auch in die Seele des Urbilds blicken lassen. Und nach dem Räthsel dieser Seele hier forschten Waldemars Augen, die sich unter der Begeisterung des Künstlers mit leidenschaftlicher Eindringlichkeit an Elisabeth hingen. War doch endlich ein Augenblick gekommen, der ihm

allein gehörte, wo Niemand ihm das Glück dieses Genusses verkümmern durfte. In wahnsinnigem Entzücken schwelgte er lautlos in diesem Bewußtsein. Er hätte den Sonnenstrahl fortscheuchen mögen, der doch so goldigen Flimmer auf das blonde, leise geneigte Haupt legte, in röthlich warmen Tinten an der grauen Seide des Gewandes niederfloß und die Fußspitzen küßte, die er selbst nicht wagen durfte zu berühren. Mit fühlbarem Druck klammerte er die Finger um die Lehne seines Sessels, als wollte er sich festhalten in dem heftigen Verlangen, an den Stufen dieses Thrones zu knieen.

Sein schweigendes Studium befremdete Elisabeth weiter nicht, die es zu seiner Aufgabe gehörig betrachtete. Sie blickte zuweilen freundlich zu ihm hinüber und vermied es dann, ihn durch einen betrachtenden Blick zu stören. Zuletzt von der lautlosen Stille und dem seltsamen Gebahren Waldemars befangen werdend, suchte sie sich von dem Einfluß dieses Anstarrens zu befreien und versank in Erinnerung eines anderen Bildes, in eine jener wachen Träumereien, die wie ein Schleier über die Seele fallen, der beschattet, aber nicht verbirgt. Diesem Schweigen fühlte Waldemar instinctmäßig an, daß ein unbewußtes Ahnen die Brust des Mädchens hob, daß die Blätter der Knospe sich leise zu lösen begannen und ein duftiger Kelch sich der Sonne erschließen wollte; der Sonne der Liebe. Er wußte jetzt, daß Elisabeth liebte. Wer war es? Wem galten diese zitternden Pulse, welche die zarten Farben weckten und verscheuchten? Wem der Blick, der in der Ferne zu suchen schien, was er in der Nähe zu verrathen fürchtete. Und wenn er es wäre? Wenn ein Wort ihn erlösen könnte von all den finsteren Gewalten, denen sein Leben unterlag? Immer weiter und weiter lockten ihn diese berückenden Phantome. Entschwunden war ihm, weshalb sie da so vor ihm saß; nichts empfand er, als den unentfliehbaren Zauber ihrer holden Gegenwart und der traumhaften Stille ringsum. Die ganze Welt hatte zu athmen aufgehört; nur ab und zu glitt eines vorüberfliegenden Vogels Schatten über den hellen Fußboden und die Sonnenstäubchen erzitterten dann in dem schrägen Strahl. Es war Waldemar, als schiffte er im endlosen Luftraum einsam mit Elisabeth dahin, ohne Wunsch und ohne Erinnerung, Allem bis zur tiefsten Vergessenheit entfremdet. Wie ein heißer aufsprudelnder Quell fluthete die ganze zurückgedrängte Leidenschaft für dieses Weib mit elementarer Gewalt über ihn hin. Was hielt ihn trotzdem mit lastender Schwere zurück? Warum konnte er denn nicht aufspringen, sie Allen entreißen und mit ihr dorthin fliehen, wo kein Ton der verhaßten Wirklichkeit sie erreichte?

Ein leises Geräusch in ihrer Nähe schreckte Beide aus ihrer gefährlichen Versunkenheit auf. Waldemar griff hastig nach dem Stift und Elisabeth sagte lachend:

„Du mußt mich nicht auf solche Proben stellen, Waldemar. Ich glaube, ich wäre in magnetischen Schlaf verfallen ohne diesen wohlthätigen Ruck."

Waldemars Stirn verfinsterte sich; er hatte das Gefühl, als fiele eine Welt in Trümmer. Palette und Pinsel hinwerfend, stand er auf und sagte:

„Laß es jetzt genug sein, Elisabeth. Ich habe mir eingeprägt, wie Du eigentlich bist, aber ich kann heute nicht mehr malen. Jede Störung

Digitized by Google

ist für mich dasselbe, als wenn eine Saite an der Geige springt, man kann eben nicht weiter. Uebrigens werde ich Dich nicht oft so quälen, ich branche es jetzt nicht mehr."

Wie von einem Zauber erlöst, stieg Elisabeth jetzt von den Stufen ihres Thronsessels herunter und strich tief aufathmend das Haar aus der Stirn.

„Du stiehlst Dir am Ende mit irgend einer schwarzen Kunst die Seele der Menschen, wie der Zauberer im Märchen, um sie in die Krystallflaschen Deiner Kunst zu sperren!" scherzte sie. „Mir ist, als hätte mich irgend ein Duft berauscht, so träumerisch dämmerte ich hin, und das am hellen Mittag."

„Und doch war es kaum eine halbe Stunde, daß der Zauber wirkte."

„Lange genug für eine dämonische Macht", rief sie neckend, „da ich aber dadurch erfahre, daß ich doch eine Weile auf die Mutter warten muß, so erfülle Dein Versprechen und zeige mir Deine Studien aus den Bergen. Vor Allem entlasse mich aus diesem schönen Gefängniß. Ich muß die Bäume und den Erdboden wieder sehen, soll ich mich nicht ganz unheimlich hier fühlen."

Ohne ein Wort zu erwiedern, zog Waldemar den Vorhang über die Staffelei, drückte auf einen Knauf in dem Schnitzwerk des Paneels und öffnete damit geräuschlos eine Tapetenthür in ein großes helles Zimmer, das Elisabeth erleichtert betrat. Die Wände waren mit größeren und kleineren Gemälden geschmückt, ja, was nicht Platz gefunden, stand auf dem Fußboden, und einzelne Sessel luden zu angenehmstem Beschauen ein. Auch hier war die sie umgebende Welt durch Vorhänge ausgeschlossen, deren einen nur Waldemar bei ihrem Eintreten zur Seite schob. Ein starker Rosenduft füllte den ganzen Raum. Auf einer Marmorconsole und davor am Boden verstreut lag eine Menge dieser köstlichen Blumen, unter denen er vielleicht eben die eine gewählt hatte, die Elisabeth im Haar trug. Sie bückte sich mitleidsvoll, die Mißhandelten wieder aufzusammeln und schob dabei mit den schweren Falten ihres Kleides einen unscheinbaren Rahmen zur Seite, der umgekehrt gegen die Wand lehnte. Das Bild schwankte und fiel um. Erschreckt griff Elisabeth darnach und hob es in die Höhe.

„Das ist ein reizendes Bild! Warum steht das hier so stiefmütterlich behandelt? Das Kind kenne ich ja; das ist der kleine Erwin mit seiner Wärterin!"

Bei diesem Ausruf trat Waldemar, der eben eine Mappe auf den Tisch legte, hastig an ihre Seite.

„Was hast Du da, und wie kommst Du dazu, etwas von diesem Kinde zu wissen, Elisabeth?" fragte er in gebieterischem Ton und nahm den Rahmen rasch aus ihren Händen. „Du könntest auch durch eine Aehnlichkeit getäuscht werden. So viel ich wenigstens weiß, kennt Niemand hier das Original", fügte er gleichmüthiger hinzu, indem er das Bild mit auffallender Nachlässigkeit an seinen vorigen Platz stellte.

„Da irrst Du, ich kenne es", antwortete das junge Mädchen, ohne die aufflammenden Augen zu bemerken, die bei diesen Worten auf sie gerichtet waren. „Vor einer Stunde hat mich diese Frau da zurechtgewiesen, als ich mich in den mir unbekannten Wegen geirrt hatte und der eigenthümliche Name ist auch nicht so leicht zu vergessen."

Sie wandte sich zu dem Tisch und neigte sich über die verstreut daliegenden Blätter. Sie war erschrocken, die letzten Worte ausgesprochen zu haben. Ihr Vetter schien sie indeß zu überhören; er wühlte hastig in seinen Mappen, das Gewünschte zu finden und ließ ihr Zeit, ihrer Verwirrung Herr zu werden.

„Elisabeth", unterbrach plötzlich Waldemar die eingetretene Stille, „Du thust mir einen Gefallen, wenn Du gegen Niemand dieses Bildes erwähnst. Als es gemalt wurde, sollte es eine Ueberraschung werden; was sie dann unmöglich machte, gehört nicht hierher."

„Gewiß werde ich Deinen Wunsch erfüllen; einzig Deine Arbeit könnte uns ja an dem fremden Kinde interessiren. Aber das Geheimniß, mit dem Du es umgiebst, wird mich neugierig machen", scherzte sie, um den peinlichen Eindruck zu verwischen, den dieser Zufall offenbar auf ihren Vetter gemacht hatte. „Indeß auch dieses werde ich Dir zu Liebe unterdrücken."

„Mir zu Liebe!" flüsterte Waldemar leise wie abwesend vor sich hin. Ein seltsames Lächeln umspielte seine Lippen und schwankend ergriff er die Lehne eines Sessels.

Elisabeth blickte befremdet auf ihn. Der sonderbare Eindruck jenes ersten Abends, den lebhaftere Beziehungen fast verwischt hatten, tauchte plötzlich in ihr auf, gemischt mit einem leisen Grauen in der fremdartigen Umgebung. Unwillkürlich trat sie an das Fenster, das wenigstens einen Blick auf die fernen belebten Wege gestattete. Die lautlose Einsamkeit dieser Behausung und ihrer Insassen waren ihr in diesem Augenblick unheimlich; ein vorüberlaufender Hund hätte ihr das unbehagliche Gefühl genommen, mit dem sie sich hier gefesselt fühlte. Waldemar schien sich ihrer Anwesenheit nicht mehr bewußt zu sein; regungslos mit verschränkten Armen dastehend, starrte er ins Leere und zuckte heftig zusammen, als vernehmlich an die Thür geklopft wurde. Es war der stumme Knabe, der dann eintrat, mit lebhafter Gesticulation seinem Herrn anzeigte, daß der Wagen der Mutter schon in der Allee halte und die Dame erwartet werde. Nach schnell zwischen ihnen gewechselten Zeichen verhüllte der Knabe wieder das Fenster und begann die Mappen zu ordnen, die noch aufgerissen auf dem Tisch lagen. Waldemar bot seiner Cousine den Arm, sie auf einem kurzen sauber gepflegten Fußpfad an den Wagen zu geleiten.

„Dies ist der Weg, den Du das nächste Mal um dieselbe Zeit kommen mußt. Merke ihn Dir wohl, Elisabeth; die Gegend ist hier einsam und Du könntest nicht immer Jemand finden, Dich zurechtzuweisen. Vor Allem vergiß meine Bitte nicht", setzte er leiser hinzu, als er sie in den Wagen hob. Eine Weile stand er noch, den Davonrollenden nachblickend, dann schlug er den entgegengesetzten Weg tiefer in das Dickicht ein. Elisabeth war nachdenklich geworden. Sie wollte ihrer Stimmung entfliehen und sich in der Natur neu beleben. Sie befahl dem Kutscher, sie tiefer in den Thiergarten nach einem von ihr bezeichneten wenig besuchten Spazierweg zu fahren; ihr sei nicht wohl, sie wolle ein wenig zu Fuß gehen. Langsamen Schrittes ging sie die Allee auf und nieder. Rasch näher kommender Hufschlag weckte sie aus ihren Gedanken und mahnte sie an den Ort, an welchem sie sich befand. Ein reiterloses Pferd stürmte an ihr vorüber, die steinigen Erdschollen in wilder Flucht bis zu ihr

Digitized by Google

hinüberwerfend. Schnell wollte sie fort; aber das klägliche Geschrei eines Kindes in ihrer Nähe ließ sie ein Unglück befürchten und selbstvergessen dem Ruf entgegeneilen. Nur wenige Schritte von ihr, auf dem harten Gestein der Straße, lag leblos und blutend eine junge Frau, die sie sofort für dieselbe erkannte, welche sie bei ihrem ersten Besuch des Ateliers in dem einsamen Gebüsche getroffen. Der Knabe schien ihr nur aus den Armen geglitten zu sein und saß schreiend, aber anscheinend unverletzt am Boden. Mit Händen und Füßen wehrte er sich gegen Elisabeth, die mitleidig ihn auf ihren Armen zur Bank tragen wollte, um dann der Mutter zu helfen. Wie damals bei dem ersten Begegnen, funkelten ihr die dunkelblauen Kinderaugen ein fast feindliches Abneigen zu. Sie ließ ihn los und wandte sich zu der Ohnmächtigen. Der Kutscher, dem es schwer wurde, die eigenen erschreckten Pferde zu beruhigen, rief ihr zu, daß Doctor Falkensteins Coupé in der Nähe halte und der Diener ihn herbeihole.

„Fräulein Elisabeth, um Gottes Willen aus dem Wege; das Pferd könnte umkehren!“ rief Erwin schon von Weitem, als er das Mädchen am Boden knieen sah. Es lag eine solch zärtlich ängstliche Sorge in seiner Stimme, daß Elisabeth ein unwillkürliches leises Aufjauchzen nicht unterdrücken konnte und sich tief über den Knaben beugte, ihre heftige Bewegung zu verbergen. Erwin hob die Frau auf die Bank und schickte den Diener nach Wasser.

„Monika!“ sprach er entsetzt, als er das Kopftuch löste, „ihr Beiden hier?“

Elisabeth starrte ihn an, als sähe sie Geister. Die Verwundete schlug bei diesem Ausruf die Augen auf und schaute mit irrem Blick um sich. Als sie den Knaben auf Elisabeths Armen erblickte, sprang sie, der perlenden Blutstropfen nicht achtend, auf die Füße, langte nach dem Kinde und schrie wie außer sich:

„Gebt mir meinen Erwin her, sie soll ihn nicht haben. Ich kenne sie wohl, ich weiß, daß sie es ist, die mich so elend gemacht!“

Todtenblaß war das Mädchen einige Schritte zurückgewichen; sie wähnte sich einer Irrsinnigen gegenüber und drückte das Kind nur um so fester an sich. Erwin führte die Frau mit Gewalt wieder zu der Bank zurück; er nahm den Knaben von Elisabeths Armen, der dieses ruhig geschehen ließ und seinen blondlockigen Kopf vertraulich an die Schulter des Arztes lehnte. Mit ernster Bestimmtheit sagte dieser:

„Ueberlassen Sie mir das Weitere, Fräulein, und kehren Sie nach Hause zurück. Es ist keine Gefahr, wie Sie sehen, und auch dann selbst müßte ich auf Ihre Entfernung bestehen. Erlauben Sie mir, Sie nach Ihrem Wagen zu führen, dem Jungen schadet das Schreien nichts.“

Er setzte den Knaben an die Erde, bot Elisabeth den Arm und half ihr einsteigen. Es ward kein Wort weiter zwischen ihnen gewechselt. Ein unerklärliches Etwas ließ Elisabeth die Augen vermeiden, die mit sehnsüchtigem Verlangen die ihren suchten.

„Fahrt das Fräulein noch eine Stunde spazieren, sie muß sich von dem Schreck erholen“, rief der Arzt dem Kutscher zu und trat zur Seite. Elisabeth aber deckte die Hand über die Augen und sank wie zerschmettert in die Kissen. Selbst das dankbare Empfinden der Zartheit, mit der er

Digitized by Google

eben eigenmächtig für das ihr nöthige Alleinsein gesorgt hatte, wurde ihr jetzt zum Schmerz. Was bedeuteten die Worte der entsetzlichen Frau? Warum mußten ihr gerade jetzt die Reden der Tante einfallen, die sie so gern vergessen hätte? Mit Entsetzen fühlte sie plötzlich eine Abneigung gegen die Frau in sich aufsteigen, deren Zärtlichkeit bisher ihr Glück gewesen war. Sie fühlte sich grenzenlos elend! Sie wünschte, der Wagen möge nie aufhören zu rollen und sie weit von der gewohnten Schwelle forttragen. Aber da hielt er schon vor der Thür; Frau von Langenau grüßte vom Balkon herunter und Elisabeth fand noch die Ueberlegung, den beiden Leuten jede Erzählung des ängstlichen Vorfalls zu verbieten.

Die Sitzungen bei Waldemar waren seitdem unterbrochen. Es traten Regentage ein, in denen dieser selbst das Licht zum Malen für zu ungünstig erklärte. Elisabeths hatte sich eine leichte Erkältung erbarmt; sie bedurfte einiger Schonung und der inhaltslose Verlauf der Tage half ihr mit dem ringen, das überwunden werden mußte. Mit geheimer Befriedigung bemerkte die Legationsräthin, daß ihre Nichte gar nicht nach dem Arzt verlangte, die Nachricht, daß er zu einer auswärtigen Consultation gerufen sei, ohne lebhaftes Interesse hinahm und auch die Blätter, die ihr selbst so großen Verdruß bereitet hatten, jetzt unberührt an ihrem Platz lagen. Nur mit Waldemar war sie höchst unzufrieden, der bei seinen gelegentlichen Besuchen in einer unbeschreiblichen Laune sich befand und trotzdem es für Jeden sichtbar war, daß er nur in Elisabeths Gegenwart davon genas, noch immer zögerte, sich diese als sein unbestrittenes Recht zu sichern. Sie nahm daher gern ihres Mannes Vorschlag an, ihn mit Elisabeth auf einer Fahrt zu begleiten, die ihn vielleicht bis nach Rügen führen könnte. Wenigstens vor Erwin war sie dort sicher! Aber als sie nach wochenlanger Abwesenheit zurückkehrten, war gerade Erwin der erste, der fast wie ein böses Omen seiner Feindin entgegen kam. Seine Sehnsucht nach Elisabeths Anblick hatte ihn zu deren Wagniß verleitet, sie gleich am ersten Abend nach ihrer Heimkehr aufzusuchen und das Tête-à-tête zu stören, das gerade bei dieser Gelegenheit für Waldemar bereitet werden sollte. Indeß ließ die verletzende Kälte der Tante Erwin ungerührter, als die ungewohnte Zurückhaltung des Mädchens, die eine unsichtbare, aber kaum übersteigliche Schranke zwischen ihnen aufzurichten drohte. Daß Elisabeth gerade seit dem Tage ihrer letzten Begegnung in diese Stimmung gerathen war, ließ er unbeachtet und hätte es jedenfalls nicht mit jenem in seinen Augen unbedeutenden Vorfall in Verbindung gebracht. Mit den schweren Leiden so Vieler beschäftigt, hatte er den kleinen Schreck fast vergessen, der weder für die Mutter noch für den Knaben ernste Folgen gehabt hatte.

„So kann es ja gar nicht zwischen uns bleiben, ich muß die Wahrheit kennen und träfe sie mich wie ein Schwertschlag", dachte Erwin, als er wieder einmal die Treppe des befreundeten Hauses hinunterstieg und über das sonderbar veränderte Wesen Elisabeths nachsann. „Oder sollte ich mich einfach geirrt haben? ich, der so klar die Täuschungen Anderer zu durchschauen vermeint. Warum sollte es nicht möglich sein, daß Waldemars undurchsichtiges Wesen gerade eines solchen Mädchens Herz beschäftigt und hinreißt bis zum unheilvollsten Irrthum?" Er hörte eilige Schritte hinter sich und leise dann seinen Namen rufen. Es war Waldemar, der hastig und verstört an den Wagenschlag trat.

Digitized by Google

„Laß mich mit Dir fahren, Erwin! Ich habe Dir etwas zu sagen, das keinen Aufschub leidet."

„So komm", antwortete der Arzt und machte dem Einsteigenden neben sich Platz, „ich muß bis zu dem Engelufer, da wirst Du genügende Zeit zu Deinen Eröffnungen haben."

Er kreuzte die Arme und lehnte sich mit erkünstelter Gleichgültigkeit in die Ecke des Wagens. Waldemar sollte wenigstens nicht den Triumph haben, ihn unter seinen Bekenntnissen aufzucken zu sehen. Denn was konnte es anders sein, als die eben ersehnte Klarheit, die ihm nun werden sollte und der er jetzt ewige Finsterniß vorgezogen hätte.

„Befiehl umzukehren", sagte Waldemar und warf die Thür zu. „Zu mir sollst Du kommen. Der Knabe hat von den Farben in meinem Kasten genascht und ich weiß nicht, was werden könnte."

Erschreckt und doch erleichtert gab Erwin die nöthige Weisung.

„Warum aber sagtest Du das nicht gleich", rief er dann fast ärgerlich, den ruhig Dasitzendenden mit unwilligem Staunen betrachtend. „Solche Fälle vertragen keinen Aufschub. Vielleicht wäre ein Anderer noch näher zur Hand gewesen als ich."

Waldemar fuhr wie aus einem Traum empor und starrte dem Arzt gedankenlos ins Gesicht.

„Die Sorge verstört ihn so", dachte dieser und war schnell bereit, sich den eigenen Unmuth zum Vorwurf zu machen. Mit tröstendem Druck faßte er Waldemars Hand, der wieder in sich versunken in die Kissen zurückfiel. Ohne ein Wort weiter gewechselt zu haben, erreichten sie das Atelier.

Früh am nächsten Morgen kam Waldemar Elisabeth zu einer Sitzung wie gewöhnlich aufzufordern. Er sah müde und überwacht aus und eine nervöse Unruhe lag in seinem ganzen Wesen. Die Mutter betrachtete ihn sorgenvoll, während er eine Weile stumm neben ihr saß und die Skizzen und Druckhefte zerstreut durchblätterte, die auf dem Tisch vor ihm lagen.

„Wie geht es Elisabeth?" begann er plötzlich, als habe er sich die ganze Zeit nur mit ihr beschäftigt, „ich glaube, Ihr habt auf Eurer Tour viel zu Anstrengendes unternommen. Sie sieht blaß aus und ihr Auge hat einen anderen, mir fremden, fast möchte ich sagen unklaren Ausdruck bekommen, den ich für das Bild nicht brauchen kann. Sie hätte hier bleiben sollen bis ich fertig war, die Reise war nicht gut."

„Du allein hättest sie ja verhindern können", bemerkte Frau von Langenau lakonisch.

„Ich?" fragte Waldemar mit unsicherer Stimme, ohne von dem Heft, das er gerade in der Hand hielt, aufzublicken. „Glaubst Du wirklich, ich hätte das Recht, mir solchen Einfluß auf die Entschließungen meiner Cousine zuzutrauen, Mutter? Ich zweifle daran."

„Und siehst denn Du allein nicht, was uns Andern längst schon klar geworden, daß Elisabeth Dich liebt?" wagte die Legationsräthin trotz der Abmahnung ihres Mannes endlich auszusprechen.

„Mich liebt!" Waldemar sank zurück in den Sessel und starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Wolken. Eine fahle Blässe überzog seine Stirn und die Hand, die das Blatt gefaßt hielt, zitterte merklich.

Digitized by Google

„Und das erschreckt Dich so, als hätte ich Dir ein Todesurtheil angekündigt?"

Aber Waldemar hörte nichts mehr von dem Vorwurf der Mutter. Hastig neben ihr aufstehend, ergriff er seinen Hut und verließ schweigend das Zimmer.

„Armer Junge, er hat selbst nicht an sein Glück geglaubt und erliegt nun fast der Gewißheit. Aber das Glück hat doch wohl noch Niemand getödtet."

In demselben Augenblick trat Elisabeth, zu der letzten Sitzung angekleidet, in das Zimmer. Zum ersten Mal fiel es Waldemars Mutter auf, daß wirklich eine Veränderung in der letzten Zeit mit dem jungen Mädchen vorgegangen sei, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Es lag etwas Müdes und doch Angespanntes in den Zügen, die sonst von den Eindrücken des Augenblicks wechselvoll belebt, diese gleichmüthige Ruhe nicht trugen.

„Ja, es ist Zeit, daß dem ein Ende gemacht wird und wir Alle aus der Spannung herauskommen", dachte die Legationsräthin, als sie Elisabeth mit den Augen folgte, wie sie langsam, ohne ihre frühere elastische Beweglichkeit aus der Thür schritt.

Als Elisabeth sich dem Hause näherte, vermißte sie den stummen Knaben, der sie sonst pünktlich zu empfangen und seinem Herrn anzumelden pflegte. Da es aber die bestimmte Zeit war, in der sie erwartet wurde, die Thür auch wie sonst offen stand, nahm sie keinen Anstand einzutreten und in das ihr wohlbekannte Atelier zu gehen. Es war noch leer; das Bild stand auf der Staffelei und die kleine Thür in das Nebenzimmer schien nur angelehnt. Ein heller Sonnenstrahl lief von dort quer über den Fußboden hinein. Auf der Lehne des Sessels lag wie gewöhnlich eine Rose, die sie gleichgültig in die Hand nahm. In der Ferne hörte sie einen Wagen hinfahren. Den Kopf mit geschlossenen Augen in den weichen Sammet des Sessels gedrückt, widerstand sie nicht dem holden träumerischen Zauber, der sie in ferne glückliche Tage entführte, in denen sie sonst klopfenden Herzens solchem Rollen gelauscht. Es entging ihr darüber, daß in dem Augenblick die Thür des Nebenzimmers geöffnet wurde und Sprechende sich darin bewegten. Es war Erwin Falkenstein, der mit Waldemar dort eintrat, Hut und Handschuh auf den Tisch warf, einen Sessel in das Fenster schob und sich bequem, wie zu längerer Unterhaltung darin zurechtsetzte. Waldemar sah ihm verwundert zu und sagte endlich:

„Ist etwas vorgefallen, Erwin, daß ich Dich zu so ungewohnter Stunde bei mir sehe?"

„Ich komme Dir zu sagen, daß es mit dem Kinde nichts auf sich hat. In wenig Tagen ist es wieder so frisch wie zuvor. Aber es wird gut sein, es vor ähnlichen Unachtsamkeiten zu schützen; nicht immer sind es gerade unschädliche Farben in Deinen Pinseln."

Waldemar schwieg und machte sich mit der Palette zu schaffen, auf die er frische Farben setzte.

„Nun, ich dachte für diese Beruhigung Deines Herzens Dank verdient zu haben. Statt dessen siehst Du aus, als wünschtest Du mich zu allen Teufeln."

„Ganz unrecht hast Du nicht", sagte Waldemar finster, ohne auf

Digitized by

den ersten Vorwurf zu achten. „Es ist die Stunde, in der ich meine Cousine erwarte und begreiflicherweise keine Störung brauchen kann, ohnehin da es heute die letzte Sitzung sein dürfte. Deine guten Lehren wegen des Kindes gieb seiner Mutter; sie allein ist für das Geschehene verantwortlich."

Ein Blick ernsten Mißfallens traf bei diesen Worten aus Erwins Augen den jungen Mann, der ohne im Geringsten dadurch bewegt zu werden, in seiner Beschäftigung fortfuhr.

„Waldemar, vergißt Du, daß Du der Vater des armen Kleinen bist?"

„Manchmal wünschte ich, ich könnte es", sprach der Maler dumpf vor sich hin und sank erschöpft in einen Sessel.

„Das ist die Folge der unnatürlichen Lage, in die Deine Feigheit Dich und die Deinen gebracht hat", rief Erwin entrüstet. „Ich aber kann und will nicht länger Dein Mitschuldiger sein. Als es sich darum handelte, den Eltern Deinen unklugen Schritt möglichst sanft beizubringen, überließ ich es Dir, den Zeitpunct dazu zu wählen, da es sich einzig um die Gestaltung Deines Geschicks handelte; trotzdem empörte sich mein Gewissen, die Eltern auch nur aus Schonung getäuscht zu sehen. Jetzt aber, nun ich täglich erleben muß, zu welch grausamem Irrthum es sie verleitet, nun ein anderes Leben mit in diese heillose Verwirrung gezogen wird, für das ich einen Theil der Verantwortung trage, jetzt sage ich mich los von dem Dir gegebenen Versprechen des Schweigens und erkläre Dir, die Eltern erfahren durch mich noch heute die Wahrheit, wenn Du es nicht sofort selbst thust."

„Bringe mich nicht zur Verzweiflung mit solchen Drohungen! Und wenn ich Dir sage, das Glück eines andern Lebens hängt davon ab, daß ich den ernstesten Grund habe, zu schweigen, bis —"

„Bis?" fragte Erwin den Stockenden kalt.

„Bis ich frei bin", stieß Waldemar heraus.

„Was?" rief der Arzt zornig, „weil Dein schwaches Herz sich gewandelt hat, willst Du Deinem Weibe, das nichts verschuldet hat, diesen Schimpf anthun? Damit wolltest Du vor ein unschuldiges Geschöpf treten? Glaubst Du, ich werde da ruhig zusehen, nachdem ich Dich so erkannt?"

„Ha, jetzt durchschaue ich Dich, Heuchler; Du liebst Elisabeth und hoffst sie zu gewinnen, indem Du mich vor ihr vernichtest. Sieh zu, ob es Dir gelingt!"

„Ich verbiete Dir hier ihren Namen zu nennen. Das ist Alles, was ich auf Deine Jämmerlichkeit antworte", sprach Falkenstein mit stolzem Ernst und stand auf, um sich fortzubegeben.

„Bleib und rühre Dich nicht von der Stelle", schrie Waldemar wüthend; jetzt ebenfalls aufspringend, trat er dicht vor Erwin hin: „Du sollst es noch hören, daß Dir Alles nichts hilft, was Du so schön Dir ausgeklügelt. Mich liebt Elisabeth, hörst Du es, mich; und ich werde sie besitzen und legten sich Himmel und Erde zwischen uns!"

Erwin stand unbeweglich. Kein Zucken einer Wimper, kein schnellerer Athemzug verrieth, was diese Erklärung ihm anthat, und er wußte den Aufschrei seines Herzens zu unterdrücken. Aber der Marter dieser Gegenwart konnte er sich entziehen. Waldemar keines Blickes würdigend, wandte er sich zum Gehen.

Digitized by Google

Da regte es sich leise hinter den streitenden Männern und in der geöffneten Thür, von dem hellen Sonnenstrahl blendend beleuchtet, stand das Mädchen, um das Beide litten.

„Elisabeth!“ stöhnte Waldemar und streckte ihr knieend die Arme entgegen, „sage auch Du ihm, daß es die Wahrheit ist, die er hörte.“

„Wer legte Dir diese Lüge auf die Lippen, Waldemar“, begann das Mädchen leise, mit strengem Blick den Knieenden erschreckend. Dann ihre schönen Augen ernst und innig zu Erwin aufschlagend, sprach sie ohne Zagen:

„Dort steht der Mann, dem mein Herz gehört, dem ich das Unrecht, daß ich ihm in Gedanken gethan, nur auf den Knien abbitten kann.“

„Aber Erwins Arme umfingen sie schon und sie sanft an seine Brust lehnend, sagte er:

„Halte ein, Elisabeth! Nicht hier möchte ich dem himmlischsten Traum meines Lebens begegnen, nicht jetzt Dir sagen, was mir wie oft auf den Lippen schon schwebte und was ein Unberufener jetzt auszusprechen wagt. Laß uns fort von hier.“

Er legte ihre Hand in seinen Arm und führte sie nach der Thür. Es war ihm peinvoll, Elisabeth auch nur einen Augenblick noch in ihres Vaters Bereich zu wissen und jetzt hatte sie ihm ja freiwillig das Recht gegeben, für sie auch gegen Waldemar einzutreten. Aber sie waren allein; mit sich beschäftigt, hatten sie es nicht bemerkt, daß dieser in seinem Atelier verschwunden und die Thür zwischen ihnen geschlossen war.

„Ich wünsche ihn nie wieder zu sehen“, sagte Erwin finster und hob seine Braut in den seiner harrenden Wagen.

Erwin Falkenstein war ein ernster, starker Mann, dessen Energie manche Proben ausgehalten hatte; aber als er Abends die wohlbekannten Stufen hinanstieg, um seine Werbung bei den Eltern seines einstigen Freundes anzubringen, hätte er statt dieses Ganges lieber eine furchtbare Operation unternommen.

Es war auffallend still im ganzen Hause, obgleich Alles hell erleuchtet. Der alte Diener sah ihn auf das Verlangen ausdrücklicher Meldung erstaunt an. Sollte Waldemar schon das Einzige gethan haben, das ihm noch einen Schatten Achtung zurückgewänne? Nein, er täuschte sich, sein Kommen war erwünscht, er mußte jetzt vorwärts und je tiefer ihn dessen feiges Schweigen empörte, um so weniger konnte er sich zu der Täuschung auch nur weniger Stunden entschließen. Sein Anliegen mußte gesagt sein und es war endlich gesagt.

„Ich hätte Sie nicht aussprechen lassen und Ihnen die Mittheilung einer Täuschung ersparen sollen, Erwin“, begann endlich die Legationsräthin in gütig beschwichtigendem Tone, dem sie umsonst die Beimischung leisen Triumphs zu nehmen suchte. „Ich hätte Ihnen mit dem Bekenntniß zuvorkommen müssen, daß Sie einen glücklicheren Nebenbuhler haben. Ich erwartete aber nicht, Sie den Herzensangelegenheiten Ihres Freundes so fernstehend, daß Sie nicht einmal ahnten, was wir Alle sehen.“

„Und wenn es dennoch nicht die Wahrheit wäre, die Sie zu sehen glaubten“, sagte Erwin schonend.

„Ich fürchte, der Doctor hat Recht, Du hast Dich geirrt“, sprach Herr von Langenau, dem es bei der ganzen Angelegenheit schon lange nicht recht geheuer gewesen war.

Digitized by Google

„Das ist nicht möglich!“ rief sie mit feindlichem Blick auf ihn, der diesen Schatz ihrer Hand entreißen wollte.

„Und warum fragen wir nicht Elisabeth selbst?“ Sie allein kann die Auskunft geben, auf die es ankommt, sie nur hat zu entscheiden.“

Die Legationsräthin stand auf und trat wie abwehrend vor die Thür.

„Dem widersetze ich mich zunächst ganz und gar. Das Mädchen soll nicht erst durch ein solches Dilemna beunruhigt werden.“

„Und wer soll mir denn die Antwort auf meine Bitte geben, wenn nicht sie?“ fragte Erwin halb ärgerlich, halb belustigt von dem Eifer, ihn Elisabeth fernzuhalten. „Ihre Zustimmung, Verehrteste, würde mich erfreuen, aber ich erkläre offen, daß ich mein Loos einzig und allein von Fräulein Elisabeths Entscheidung abhängig mache.“

Er stand auf, dem unerquicklichen Gespräch ein Ende zu machen, das ihn vielleicht noch zu der Entdeckung von Waldemars Geheimniß verleitet hätte. Und dieses von einem Fremden zu hören, wollte er den Eltern ersparen. Mit einer gewissen Bewegung ergriff der Legationsrath Erwins Hand und sagte:

„Sie sind mir als der Bewerber meiner Nichte willkommen, falls deren Herz Sie wählt! Du aber“, wandte er sich an seine Frau, „habe Deinen Willen noch bis morgen. Jetzt hast Du die Erlaubniß, von Deinem Abgott zu erfahren, ob er es verstanden, sich die Braut zu erringen, oder ob er sie einem Glücklicheren gönnen muß. Auf morgen also, lieber Doctor!“

Erwin verbeugte sich und ging, Waldemars Mutter in sprachloser Entrüstung über seine eingebildete Sicherheit zurücklassend.

Am andern Morgen hielt der Wagen der Legationsräthin so zeitig als irgend thunlich vor dem Fußpfad zu ihres Sohnes Wohnung. Was sie nie gethan, geschah heute; festen Schrittes ging sie dem Eingang entgegen, der ihr eine ungekannte Welt erschließen und ihren gepeinigten Gedanken Beruhigung bringen sollte. Die tiefe Stille ringsum fiel ihr nicht auf. Waldemar haßte jedes Geräusch. Nur daß die Hausthür unverschlossen ihrem Druck nachgab und die Fenster meist alle offen standen, war ihr befremdlich. Aber welche Thür sie auch öffnete, die Zimmer waren leer. Die Möbel standen in bester Ordnung an den Wänden, nur von dem, der hier hauste, war keine Spur. Das Ganze sah so ungastlich und öde aus, daß sie ordentlich erstaunte, auf dem Fußboden ein Kinderspielzeug liegen zu sehen, das von irgend welchem vergangenen Leben zeugte. „Er wird spazieren gegangen sein und denkt nicht, wie schlecht der Junge sein Haus hütet“, beschwichtigte sie ihre Verwunderung, die schon mehr eine unerklärliche Bangigkeit war. Sie ging durch das Haus nach einem kleinen Garten, in dem ihr Sohn vielleicht seine Morgenstunden zubrachte. Auch hier war nichts von ihm zu entdecken; dagegen kauerte auf einer Bank, den Kopf an die Lehne gelegt, der taubstumme Knabe.

„Wo ist Dein Herr?“ fragte sie ihn hastig mit den üblichen Zeichen.

„Fort, weit fort!“ zeigte der Knabe, heftig gesticulirend, dem bei dieser Mittheilung die Thränen über die Wangen liefen. „Ich soll ganz allein hier bleiben; er hat Alles mitgenommen, Frau und Kind.“

„Frau und Kind?“ wiederholte die Legationsräthin so laut, als

Digitized by Google

könnte der Arme vor ihr das Entsetzen begreifen, das bei dieser unglaublichen Mähr sie erfaßte. „Frau und Kind, sagst Du? Darum also dieses Geheimniß hier! Und das hat dieser Schleicher, dieser Erwin gewußt und deshalb seine hochmüthige Sicherheit!“ Sie mußte sich auf die Bank setzen, die Füße versagten ihr vor Schreck und Aufregung den Dienst. Aber selbst vor den blöden Augen ihr gegenüber wollte und durfte sie sich nicht schwach zeigen.

„O armes Kind“, seufzte sie, „jetzt begreife ich Deine Schwermuth, Deine Seelenangst. Du wußtest, daß er für Dich verloren sei und trugst es schweigend. Aber vor diesem Opfer jetzt werde ich Dich hüten. Was kann nicht Alles geschehen. Die Frau kann sterben; wer ist überhaupt dieses Weib, das sich in unsere Familie gedrängt? Eine Scheidung wäre ja möglich und es würde Alles noch gut. Denn glücklich ist Waldemar nicht, das konnte Jeder sehen.“

Sie stand auf, nach ihrem Wagen zu gehen und befahl dem Knaben, das Haus zu verschließen. Sie mußte wieder an dem Spielzeug vorüber, das da vor ihr auf dem Flur lag, das dem Kinde vielleicht bei der eiligen Flucht aus der Hand gefallen war. Unwillig stieß sie es mit der Fußspitze aus ihrem Wege. Sie haßte jetzt schon den Eindringling, der sich zwischen sie und ihre liebsten Wünsche stellte. Wie damals der Arzt, befahl sie heute dem Kutscher, sie ein Stündchen spazieren zu fahren; sie mußte sich sammeln, ungestört überlegen, mit welchem fertigen Plan sie ihrem Gatten das Unglaubliche erträglich machen wollte, aber sie hatte ihrer Kraft zu viel zugetraut Allein und ohne Hilfe sank sie, dem plötzlichen Schlage unterliegend, besinnungslos in die Kissen des Wagens.

Statt, wie sie gehofft, ihn mit ihrem Triumph niederzuschmettern, mußte jetzt Erwins Anordnungen an ihrem Krankenbett gehorcht werden. Schwach und hülflos wie sie war, fiel sie der aufopfernden gemeinsamen Pflege derer anheim, die sie mit allen Kräften bestrebt gewesen war, auseinanderzuhalten. Der Zustand, in dem sie nach jener verhängnißvollen Morgenfahrt nach Hause gekehrt, die unverständlichen Berichte der Dienerschaft, zwangen nun doch dem Arzt und Freund des Hauses die unliebsame Nothwendigkeit auf, dem Vater die Wahrheit zu entdecken, die der Sohn bisher mit so viel Mühe verhüllt hatte. Trotz innerstem Widerstreben vermochte Erwin sich nicht dem Verlangen der Eltern zu entziehen, persönlich in Waldemars verlassener Wohnung nach einer Spur über dessen Verbleiben zu suchen. Es graute ihm an dieser Stelle der Verödung, wo er in ganz anderen Empfindungen oft neben Waldemar gesessen, den Spielen seines Kindes zugeschaut und einer befriedigten Zukunft für ihn noch entgegengehofft hatte. Jetzt hatte dieser Alles selbst zerstört und sich auch noch den Freund genommen, dessen er mehr wie je benöthigt war. Gespenstisch sahen ihn die Bilder an, die in derselben Ordnung wie vor wenigen Tagen das Zimmer schmückten, nur das eine entdeckte er nirgend, das ihm diesen Gang zur Nothwendigkeit gemacht. Elisabeths Bild war mit Waldemar verschwunden und Erwin verstand nur zu gut dieses Zeichen unversöhnlichen Hasses. Ohne Beruhigung kehrte er zu den Eltern zurück. Der Legationsrath vermied es absichtlich, des Sohnes weiter zu erwähnen, nahm Erwins Beziehung zu der Familie fortan als ganz selbstverständlich an und

widmete sich der Pflege und Aufrichtung seiner Frau. Für Elisabeth war es aber eine Erlösung, daß der Legationsrath ihr eines Tages mittheilte, er wünsche den Winter mit seiner Frau im Süden zuzubringen und hoffe auf ihre Einwilligung zu ihrer baldigen Verbindung. Erwin sei durchaus abgeneigt, sie diese Reise vorher noch mitmachen zu lassen. Nichts stand diesem Verlangen entgegen und Erwins Haus ward geschmückt, die junge Herrin zu empfangen, die sein Herz mit Ungeduld erwartete.

Anders wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, rüstete sich Abends das alte Paar, seine Reise anzutreten; das junge zog nur bis in seine vier Wände, an den eigenen Herd zu den segenspendenden Hausgöttern, unter deren Schutz es sein neues Leben beginnen wollte. Allein an ihres Gatten Arm, überschritt Elisabeth glückschauernd die Schwelle zu ihrem neuen Leben, wie sie fast vor einem Jahr von des fremden Mannes Hand geleitet, zagend ihren Fuß in eine unbekannte Welt gesetzt hatte. Nur daß jetzt die Liebe ihr Panier über sie hielt und sie in diesem mächtigen Schutz jeder Zukunft vertraute.

Es war ein schöner Anblick, dieses junge Paar in seinem Glück. Erwin schlang seinen Arm um die glückliche Elisabeth und bog das schöne blonde Haupt zurück, um ihr in die Augen zu schauen, die wieder in dem alten märchenhaften Glanz strahlten. Liebevoll tändelnd wog er die schweren losgelösten Haarflechten in der Hand, auf denen sein Blick so oft wohlgefällig geruht hatte.

„Und alles Das ist echt", scherzte er mit ernster Wichtigkeit, „ist das nicht schon Verdienst genug, in dieser täuschungsreichen Zeit?"

Elisabeth war in diesem Augenblick so glücklich, daß sie vor jeder, selbst der kleinsten Veränderung Furcht hatte und auch nicht zufrieden war, an das Einpacken denken zu sollen. Sie erschrack daher, als Erwin sagte:

„Und in nächster Woche mache Dich fertig, da will ich sehen, daß wir fortkommen; ich bin Dir ja auch noch die Hochzeitsreise schuldig. In den Bergen wird es noch köstlich sein. Ich liebe das Reisen im Herbst."

Sie waren in den bayrischen Alpen am Mondsee und rasteten in einem ziemlich abgelegenen Gasthaus, das weniger Fremde als Hirten und Jäger zu beherbergen schien. Während Erwin einige nothwendige Briefe erledigte, war Elisabeth auf die Alm gestiegen, wohin ihr Erwin nachkommen wollte. Er war eben fertig geworden und genoß noch einen Augenblick den Reiz der Situation. Frische kräftige Bergluft zog über den See zum offnen Fenster hinein; die Wellen plätscherten leise an den festgeketteten Kähnen und ab und zu läuteten die Glocken grasender Kühe von den Matten, sonst süße, erquickliche Stille, goldfunkelnder Abendschein ringsum in der ermatteten Natur. Ein plötzliches Geräusch störte ihn aus seiner Betrachtung auf und zwang ihn, einen Blick hinunter zu werfen. Unter das grünumrankte Vordach, das längs des Hauses hinlief, trat mit festem hörbaren Schritt eine Frau in der ländlichen Tracht der Berge, ein schlafendes Kind in den Armen, das sie dann auf eine der Bänke niederlegte und mit hastiger Hand das verhüllende Sonnentuch vom Kopfe schob.

„Monika", wollte Erwin rufen, der augenblicklich die junge Frau

Digitized by Google

in ihrer wahren und natürlichen Gestalt wiedererkannte. Ein Blick aber auf die schlummernde Elisabeth ließ ihn nicht allein verstummen, sondern sich auch so in den dämmrigen Schatten des Zimmers zurückziehen, daß es unmöglich wurde, ihn von unten zu entdecken. Welch ein unberechenbarer Zufall hatte sie denn gerade in die Nähe der einzigen Menschen geführt, denen allein sie wünschen mußten, aus dem Wege zu gehen. Wenn es noch Zeit wäre, diesen Ort augenblicklich zu verlassen! Aber schwere Männertritte kamen in diesem Augenblick über den steingepflasterten Flur näher heran. Ob es Waldemar ist? Es war Erwin eine Erleichterung, die rauhe Stimme seines Wirths zu vernehmen, der vertraulich die Angekommene begrüßte.

„Da bring ich Euch für ein paar Tage den Buben, Vater. Hütet ihn mir wohl bis ich wiederkomme und ihn mir abhole, daß ihm kein Härle fehlt!"

„Also es bleibt bei dem Wallfahren, Moni?"

„Ja, es muß wohl! Hätt' ich es nicht gelobt, weiß Gott, ich ging keinen Schritt von Haus. Mir ist so schwer ums Herz, als könnts ein Unglück geben und ich hab' gerade genug an Allem."

„Der Teixel, auch! Da ist gewiß wieder das verwünschte Bild Schuld, das Dein Mann aus dem preußischen Land mitgebracht hat, das sündliche Bild von dem Weibsbild. So lang das Bild da ist, giebts kein Fried."

„Ja, ein Hexenzauber ists, Vater, mit dem Bild Dort eben in der Malerhütt hängts jetzt in seiner Stube und Niemand darf es ansehen, als nur er Einen Vorhang hat er darüber machen lassen, den zieht er nur auf, wenn er eine frische Rose in das Loch steckt, das er in die Leinwand geschnitten, gerade da wo Einem das Herz sitzt Seit das Bild im Hause ist, hat es mit meinem Glück ein Ende. Aber drunten warten sie schon auf mich. Behüt Gott, Vater."

„Behüt Gott, Moni."

Monika ging in das Haus und der Alte blieb allein vor dem Tisch sitzen, auf dem er unmuthig mit den Fingern trommelte.

„Wollt' Gott, ich könnte noch so zu ihr sagen. Das hat man davon, wenn man den Kindern den Willen läßt. Den blaßnasigen Burschen hätt ich nimmer dem Toni vorgezogen. Nun hat sies!"

Während Erwin erstaunt den Worten des Wirths und seiner Tochter gelauscht, hatte Elisabeth ruhig die bestimmte Zeit hoch auf der Alm in der Sennhüte zugebracht. Jetzt war die Sonne höher gestiegen und floß mit goldigem Glanz über das graue Gestein und die Matten, auf denen nur noch hie und da in dem zierlich gefalteten Blättchen des Storchschnabels ein Tautropfen glitzerte. Sie schritt hinaus, mit tiefen Athemzügen die sonnige Morgenfrische einsaugend und ihre Augen irrten entzückt über das reiche Bild, das sich nach allen Seiten in holdem Wechsel ihnen bot. Sie hatte noch so wenig in ihrem jungen Dasein gesehen, fast jeder solcher Genuß war ihre eine neue Offenbarung des Lebens, dem sie mit erwartungsvollem Herzen entgegenging. Alles wurde ihr noch zur Freude, die braunen Ziegen an den pfadlosen Abhängen klettern zu sehen, ebenso als den Adler mit ausgebreiteten Schwingen regungslos in der blauen glänzenden Luft ruhend zu entdecken. Alles war ihr nur der Abglanz des Glückes, das ihre Seele

Digitized by Google

füllte. Selbst der Schuß, der dann irgendwo in der Ferne fiel und wohl dem kühnen Räuber droben galt, erschreckte sie nicht. Das majestätische Thier schwebte langsam empor der Sonne entgegen, die vielleicht des Schützen Auge geblendet hatte. Nicht eine Feder war ihm entfallen und heiter lächelnd sah Elisabeth ihm nach. Aber allmälig empfand sie ihre Einsamkeit. Die Sennerin nahm den Melkkübel und wanderte mit der Versicherung, nicht weit zu gehen, der Heerde nach, die auf den Matten graste. Elisabeth sah nach der Uhr, die Zeit war um, welche Erwin als die seiner Abwesenheit genannt hatte; er war sonst immer so pünktlich. Eine Bangigkeit überschlich sie, deren sie sich fast schämte. Sie war jetzt kein Kind mehr. Sie stand auf, aus der Fülle der Gentianen und Cyclamen einen Erinnerungsstrauß für Clementine zu pflücken und wandelte den schmalen Fußpfad entlang, auf dem sie Erwin hatte verschwinden sehen. Kaum fünfzig Schritt weit, führte links abbiegend ein ähnlicher langs dem Abhang dahin, einen Felsvorsprung in die Schlucht entgegen, die sich an dieser Seite wild und zerklüftet zum See hinunter streckte. Neugierig, wie die Welt dort aussehe, trat sie einen Augenblick auf die Felsplatte, wo ein niedriger Steinwall den Schauenden vor allzu jähem Hinunterblick in die Tiefe schützte. Es schauerte sie vor dem wilden Chaos da unten, wo herabgestürzte Felstrümmer, entwurzelte Baumstämme, zersplittertes Gebälk, das vielleicht einmal Menschenleben umschloß, in unentwirrbarer Verwüstung durcheinanderlagen. Nur spärliches Grün klammerte sich hier und da mit zitternden Armen in tiefgefurchte Spalten und der tosende Wildbach warf sein weißlich schäumendes Wasser wie einen feuchten Schleier über die grause Zerstörung, die in unergründlichem Dunkel verschwand. Elisabeth trat zurück und griff in die knorrigen Zweige der Alpenrosen, die jetzt braun und mit kleinen dunklen Beeren geschmückt, den ganzen Berg hinter ihr bedeckten. Sie mußte etwas Festes fühlen, nach diesem unklaren Schwanken unter sich, ehe sie umkehrte. Da kamen feste, laute Schritte auf dem knirschenden Geröll ihr entgegen.

„Nun brauche ich mich nicht zu fürchten, er ist ja da", dachte sie und lehnte, noch nicht ganz von dem Schwindel befreit, mit geschlossenen Augen an dem Felsen. Aber trotzdem ihr der Wanderer jetzt ganz nahe war, blieb es still um sie und kein zärtlicher Ruf wie sonst aus diesem Mund begrüßte sie.

Sie öffnete die Augen, Waldemar stand vor ihr! Wie zu Stein geworden, starrten sich Beide an, bis ein unheimliches Zucken auf ihres Vetters todtblassem Angesicht Elisabeth zuerst die Besinnung wiedergab.

„Erwin!" rief sie in plötzlich aufsteigender Angst vor dem Unheimlichen, als könnte dieser eine Name alle Dämonen von ihr verscheuchen.

„Also nicht mit den Eltern?" flüsterte Waldemar hastig, „mit ihm, dem Verhaßten bist Du hier, ihm sollte ich Dich wieder in die Arme führen? Thor, der ich wäre. Was lockte Dich hierher nach dieser grausenvollen Stelle, die sonst jeder Fuß meidet? Es war Dein Schicksal, das Dich mir entgegenführte, Du sollst mir gehören!"

„Laß mich vorüber, Waldemar", sagte Elisabeth jetzt kalt und hart und heftete ihr Auge, das sonst so viel Gewalt über ihn gehabt, mit zürnendem Blick auf den Drohenden. „Ich wünsche nicht, daß Erwin Dich hier findet."

Digitized by Google

„Erwin! Nein, das soll er nicht, lieber mit Dir zusammen hier hinunter, wo kein Gott uns mehr in dieses jammervolle Leben zurückrufen könnte, als den Anblick wieder ertragen, Dich in seinen Armen zu sehen!"

Er trat auf Elisabeth zu, die entsetzt an der Felswand lehnte.

„Komm, Geliebte", sprach er, mit heißem Blick sie umfangend und versuchte, die angstvoll Wiederstrebende mit sich dem Abgrund entgegen zu ziehen.

„Erwin", schrie Elisabeth noch ein Mal, mit aller Kraft sich von Waldemar losringend. Jetzt in tödtlicher Angst fiel ihr ein, daß sie sich von der bezeichneten Stelle entfernt hatte und nur ein Zufall den Ersehnten auf ihre Spur führen konnte.

„Elender", donnerte jetzt Erwin, der mit einem Satz vom Felsen hinter ihnen stand und Elisabeth mit eisernem Griff an seine Seite riß. „Danke Deinem Herrgott, daß ich Dein feiges Leben nicht auf meine Seele haben mag, aber entferne Dich von hier, ehe ich es vergesse."

„Oho, mit solchen großen Worten kommst Du hier nicht los wie damals", schrie der Rasende und sperrte mit drohender Haltung den schmalen Pfand. „Hier bin ich Herr und in dieser Büchse steckt noch ein Schuß. Ich erschrecke vor Nichts mehr, das mich von Deinem verhaßten Anblick befreit. Du oder ich räumt hier den Platz."

Er riß das Gewehr an die Wange und legte an. Ein heftig abwehrender Stoß Erwins ließ es plötzlich losgehen. Der Schuß krachte von hundertstimmigen Echo wiederholt und der Dampf des Pulvers wallte einen Augenblick wie Nebel zwischen ihnen. Ein wilder Aufschrei; ein Krachen und Rollen wie von schwerer Last den Absturz hinunter, ließen Erwin keinen Zweifel über das, was geschehen. Die Stelle war leer, wo Waldemar gestanden und die wilden Wasser da unten in der grauenvollen Tiefe gurgelten und zischten, als könnten sie nicht eilig genug über das Entsetzliche stürzen, das aus dem Sonnenlicht den Weg in ihre Nacht gefunden.

Ohne ein Wort, mit raschem Entschluß, ehe sie zu vollem Bewußtsein des Augenblicks gekommen, zog Erwin Elisabeth von der Stelle fort, die für sie vielleicht noch einen Zweifel barg.

In Clementinens Zimmer, mit dem ruhevollen Blick auf das weite schimmernde Meer, hängt jetzt Elisabeths Bild. So energisch Erwin einst dessen Besitz bestrebt, ebenso entschieden hat er es dann aus seinem Leben entfernt und mit ihm die fortwährende Erinnerung an dessen furchtbarsten Augenblick.

Digitized by Google

Hunger und Durst.

Ein sehr materielles Kapitel.

Jeder Organismus bedarf zu seinem Aufbaue und zur Production seiner Leistungen gewisser Stoffe: der Nahrungsmittel.

Die Pflanze hat andere Nahrungsmittel als das Thier und das ist der einzige Unterschied, der zwischen den zwei Arten von Lebewesen als allgemein giltig constatirt werden kann. Die Pflanze bezieht ihre Nahrungsmittel nur aus dem anorganischen Naturreiche: sie athmet Kohlensäure ein, athmet Sauerstoff aus und erhält Wasserstoff, Stickstoff, Phosphor, Eisen ꝛc. aus den sie umgebenden Medien: Boden, Wasser, Luft. Das Thier athmet Sauerstoff ein, scheidet Kohlensäure aus und bezieht seine sonstige Nahrung mit Ausnahme des Wassers nur aus dem Pflanzenreich; denn die Fleischfresser verzehren in dem Fleische doch nur umgewandelte Pflanzenkost. Wir sind also in gewissem Sinne auch dann Vegetarianer, wenn wir dem von mancher Seite verpönten Genusse von Beefsteak, Schinken ꝛc. „fröhnen".

Das Thier- und Pflanzenreich ergänzt sich so in seinen Nahrungsverhältnissen aufs Vollkommenste und bildet ein harmonisches Ganzes in der großen Weltökonomie.

Der Organismus wird nicht mit Unrecht rücksichtlich seiner Ernährung mit einer Dampfmaschine verglichen. Er bedarf ebenso eines Baumaterials, und wie die Maschine behufs ihrer Arbeitsleistung geheizt und mit Wasser versorgt werden muß, so müssen auch dem Organismus Materialien zugeführt werden, damit er seine Thätigkeit: Wärmeproduction, Muskel-, Gehirn- und Nervenarbeit entfalten könne. Um nun die Organismen und auch die Krone der Schöpfung zur Nahrungsaufnahme zu veranlassen, hat die Natur Gründe in Bereitschaft, die viel zwingender und allgemein verständlicher sind als die sehr umfangreichen, aber immer noch nicht abgeschlossenen Resultate der Ernährungs-Physiologie. Es sind dies Durst und Hunger Bekannt sind ja die Verse Schillers in dem „Weltweisen":

„Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu Allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Digitized by Google

Durst ist nie ein angenehmes Gefühl; mäßige Grade von Durst bezeichnet man als „Trinklust. Wird diese nicht befriedigt, so tritt ein quälendes Gefühl der Trockenheit an den Lippen, der Zunge und im Rachen auf. Dauert nun der Wassermangel an, so wird der Zustand immer peinlicher. Die Stimme wird heiser, das Schlingen beschwerlich, Fiebererscheinungen treten auf, der Puls wird beschleunigt, die Nerven zeigen gegen kleinste Reize eine hohe krankhafte Empfindlichkeit. Der Unglückliche greift zu den verzweifeltsten Mitteln, um seine Qual zu mildern. Alles Trinkbare, wenn auch noch so ekelhaft, wird getrunken; z. B. Meerwasser, das den Zustand nur verschlimmert und Durchfälle herbeiführt, Zahntincturen ꝛc. Schließlich tritt in einem Tobsuchtsanfalle oder während einer Ohnmacht der Tod ein.

Ergreifend schildert bei Ovid die vor dem Zorne der Juno fliehende Latona den lycischen Bauern ihre Durstesqual:

— — — — — — „Mir fehlt schon Feuchte zum Reden;
Trocken ist Zung' und Kehle; ja kaum noch lautet die Stimme!
Wassertrunk wird Nectar mir sein! Ja, das Leben verdank' ich
Euch mit dem Trunke zugleich; ihr gewährt mir Leben im Wasser!"

Umsonst! Die Bauern versagen ihr das Wasser und werden zur Strafe in Frösche verwandelt: die Frösche der Latona, die auch in Wielands köstlichen „Abderiten" eine Rolle spielen.

Es dürfte übrigens nur höchst selten vorkommen, daß Personen an bloßem Wassermangel zu Grunde gehen. Der gewöhnliche Fall ist Mangel an Nahrung, wobei Wasser vorhanden ist, oder Mangel an Wasser und allen anderen Nahrungsmitteln zugleich.

Das Gefühl des Durstes ist ein doppeltes: ein locales und ein allgemeines. Das locale Durstgefühl hat im Munde und Rachen seinen Sitz und ist wesentlich ein Gefühl der Trockenheit dieser Theile. Wird der Mund mit Wasser ausgespült, legt man eine Scheibe saftigen Obstes oder auch blos einen kalten Stein auf die Zunge, so wird der Durst etwas gemildert. Das allgemeine Durstgefühl entspringt den Veränderungen, welche das wasserarme Blut in den Geweben des Körpers, speciell in den Nerven hervorruft. Der Beweis, daß ein solches allgemeines Durstgefühl existirt, liegt augenscheinlich in nachfolgenden Beobachtungen. Bringt man Wasser in eine Blutader oder in den Darm des betreffenden Individuums, so wird der Durst gerade so gestillt, als ob das Wasser durch den Mund aufgenommen würde. Auch Bäder, allgemeine Waschungen, Befeuchten der Kleider erleichtern nach den Erfahrungen vieler Schiffbrüchiger den Durst. Es rührt dies offenbar davon her, daß von der Haut Wasser absorbirt wird. Schwefelbäder sollen jedoch den Durst erhöhen.

Das Bedürfniß nach Wasser ist von verschiedenen Factoren abhängig: In Verhältnissen, wo der Stoffwechsel im Allgemeinen gesteigert ist, ist auch der Durst bedeutender und vice versa. Der Durst nimmt mit der wachsenden Zahl der Lebensjahre ab. Säuglinge trinken alle Stunden, Greise, besonders wenn sie sich ruhig verhalten, etwa bettlägerig sind, täglich nur einmal. Dabei muß man aber wohl berücksichtigen, daß das Wasser ja nicht als solches rein getrunken zu werden braucht. Wasser ist beinahe in allen Lebensmitteln vorhanden; Obst und

Digitized by

grünes Gemüse enthalten achtzig bis neunzig Procent davon. Männer trinken gewöhnlich mehr als Frauen. Auch klimatische Verhältnisse haben auf den Durst einen Einfluß. In heißen und trockenen Ländern wird mehr getrunken als in kalten und feuchten. Reichliches Trinkwasser ist daher für den Südländer von größter Bedeutung; der Koran erwähnt unter den Freuden des Paradieses besonders oft die „wasserreichen Gärten". Ebenso macht sich der Barometerstand in dieser Richtung bemerkbar; bei fallender Quecksilbersäule nimmt der Durst zu — eine gewöhnliche Beobachtung von Bergsteigern. Personen lebhaften, sanguinischen Naturells haben größere Trinklust als Melancholiker und Phlegmatiker. Flötenspieler, Bläser, Redner, Sänger haben in Folge des Umstandes, daß in ihrem Munde und Rachen fortwährend viel Wasser verdampft, welches ersetzt werden muß, einen erhöhten Durst; Cantores amant humores. Heftige Gemüthsbewegungen, wie Zorn, Furcht, Freude auch Nervenschmerz bei chirurgischen Operationen erhöhen den Durst. Trockene oder mit Zucker, Salz, Pfeffer und anderen scharfen Gewürzen stark versetzte Speisen benöthigen zu ihrer Verdauung viel Wasser; sie erregen daher das Durstgefühl. Das Einnehmen von Moschus, Kampher und Aether reizt ebenfalls den Durst. Bei Vergiftungen mit Opium, Belladonna, Bilsenkraut und Metallgiften, wie Quecksilber-, Blei- und Kupferverbindung entsteht auch ein höchst qualvoller, kaum zu stillender Durst. Andererseits beschränken verdünnte Säuren, besonders Phosphorsäure, die Wasserabgabe des Körpers und vermindern so den Durst. Daher die kühlende, durstlöschende Wirkung der säuerlichen Früchte, der Limonaden ꝛc.

Verschiedene Krankheiten modificiren den Durst und rufen ein besonderes Verlangen nach gewissen Getränken hervor. Starke Schweiße und Durchfälle vermehren den Durst, in fieberhaften Krankheiten ist ein besonderes Begehren nach kühlen, säuerlichen Getränken; bei unterdrückter Hautausdünstung wird warmes Getränk verlangt; in Schwächezuständen, in der Reconvalescenz nach schweren Krankheiten sehnt man sich mehr nach aufregenden Getränken: Wein, Punsch ꝛc.

Da der Organismus, wenn ihm von außen Wasser nicht geboten wird, das im Körper schon vorhandene, in den verschiedenen Geweben und Hohlräumen enthaltene Wasser verbraucht, so liegt der Gedanke nahe, diesen Umstand zu benutzen, um Flüssigkeiten, die krankhafterweise an irgend einer Stelle des Körpers angesammelt sind — in der Bauchhöhle bei Wassersucht, im Brustsack bei Rippenfellentzündung, in der Lunge bei Lungenoedem — durch Wasserentziehung zur Aufsaugung zu bringen. Es sind dies die sogenannten Durstcuren. Es wird dem Kranken nur magerer Braten und altbackene Semmel oder Zwieback gereicht, höchstens dann und wann ein Schluck Wasser, und diese Diät durch mindestens acht Tage befolgt. Es sind auf diese Weise schon ganz schöne Erfolge erzielt werden.

In krankhafter Weise kann das Gefühl des Durstes beinahe ganz unterdrückt oder besonders gesteigert sein. Bekannt ist die nicht blos bei Ansteckung mit Hundswuth, sondern auch bei Gehirnkrankheiten, ja selbst bei heftigen Rachenentzündungen vorkommende Wasserscheu. Sie besteht darin, daß die Schlingmuskel durch Berührung mit einer Flüssigkeit in einen heftigen Krampf versetzt werden; schon der bloße Anblick

Digitized by Google

Digitized by Google

Die kleinen Meistersinger.

Nach dem Gemälde von F. Beinke.

Digitized by Google

Digitized by Google

eines Glases mit Wasser vermag auf reflectorischem Wege diesen höchst qualvollen Krampf hervorzurufen.

Daß Personen enorm viel Wasser trinken können, ja daß ihnen das große Quantum völlig zum Bedürfniß wird, davon finden wir in der Literatur mehrere Beispiele. Fourcroy erzählt von einer Frau, die täglich zwei bis drei Eimer Wasser trank. Godelier berichtet von einem fünfundzwanzigjährigen Corporal, der von einem unlöschbaren Durste geplagt wurde — er mußte täglich fünfundzwanzig bis dreißig Liter Wasser trinken. Er ließ sich auch deshalb ärztlich behandeln; durch vier und einen halben Monat versuchte man verschiedene Mittel, ohne den gewünschten Erfolg: er blieb ungeheilt.

Die Erscheinungen des Hungers haben mit denen des Durstes viel Analoges. Die Veränderungen, welche die Nahrungsentziehung im Organismus hervorruft, wurden schon seit Alters genau beobachtet und werden jetzt durch Experimente — man läßt Thiere hungern und tödtet sie dann — bis ins kleinste Detail erforscht.

Schon seit langer Zeit unterscheidet man auch beim Hunger ein doppeltes Gefühl: ein locales, die **fames animalis**, durch die Leerheit des Magens bedingt, und ein allgemeines, die **fames naturalis**, durch die Wirkungen des an Nährstoffen armen Blutes hervorgerufen. Die Richtigkeit dieser Doppeltheilung des Hungergefühles ergiebt sich aus vielen Beobachtungen. Wenn der Magen auch mit unverdaulichen Stoffen, mit Erde, Leder, Leinwandfetzen ꝛc. angefüllt wird, beschwichtigt sich der Hunger doch auf einige Zeit. Andererseits vermindert sich der Hunger, wenn nährende Flüssigkeiten in den Darmkanal eingeführt werden. Werden die Speisen, bevor sie noch verdaut sind, durch eine Darmfistel nach außen geschafft, so leidet der Kranke an unstillbarem Hunger, dem er, wenn seinen Leiden nicht abgeholfen wird, erliegen muß.

Mäßige Grade von Hunger, die wir mit Eßlust bezeichnen, sind ein angenehmes Gefühl. Weniger angenehm ist schon das Gefühl der Nüchternheit, wobei wir ein allgemeines Unbehagen, Eingenommenheit des Kopfes und eine gewisse Leere und einen Druck in der Gegend der Magengrube empfinden. Besteht nun der Nahrungsmangel fort, so nimmt die Puls- und Athemfrequenz ab, die Körpertemperatur sinkt, die Haut wird kalt und trocken, die Augäpfel sinken in ihre Höhlen zurück, die Knochen treten in Folge der allgemeinen Abmagerung hervor, die Se- und Excretionen versiegen allmälig. Giftige Schlangen sollen in Folge längeren Hungerns ihr Gift verlieren. Die Stimme wird schwach, die Muskelkraft nimmt besonders in den unteren Extremitäten ab; die Nerven zeigen eine abnorme Empfindlichkeit, Geistesstörungen und Sinnestäuschungen treten auf. Endlich beschließt der Tod in einer Ohnmacht oder während eines rasenden Deliriums die traurige Scene. Es sind jedoch auch Fälle bekannt, wo Personen bis zu ihrem Ende bei vollkommen ungetrübtem Bewußtsein blieben und selbst ein genaues Tagebuch führten.

Hungrige verschlingen Alles, was ihnen unterkommt: Erde, Leder, Holz, Leinwand. Dem Hunger ist nichts heilig. Als die französische Armee auf dem Rückzuge von Moskau im Winter 1812 dem größten Mangel preisgegeben war, verzehrten die Soldaten Leichname von Pferden und — Menschen. Als 1816 die Fregatte Medusa auf der Fahrt nach

Digitized by Google

dem Senegal Schiffbruch erlitt und die Mannschaft, welche sich auf ein Floß rettete, ein Spiel der Wogen und eine Beute des Hungers war, da entspann sich unter den Leuten um ihr eigenes Fleisch ein Kampf; die Getödteten wurden verzehrt. Verhungernde rissen sich selbst das Fleisch vom Leibe.

Viele Dichter, darunter der Größten einer, versuchten ihre Phantasie auf diesem gräßlichen Gebiete.

Ovid personificirt den Hunger, mit den Worten:

„Struppig das Haar, hohläugig, im Antlitz Bläße, die Lippen
Grau von lechzendem Durst und schroff vom Roste die Gurgel;
Hart die Haut, daß sichtbar das Eingeweide hindurchschien;
Dürres Gebein stand unter den eingebogenen Lenden;
Für den Bauch war Stelle des Bauchs; frei schwebete gleichsam
Oben die Brust, und allein von des Rückgrats Flechte gehalten.
Magerkeit hob die Gelenke noch mehr, vor strotzte der Kniee
Umfang, knorpelig stand die Geschwulst unmäßiger Knöchel.

Dante bietet uns an Ugolino Gherardesca mit seinen vier Söhnen ein furchtbares Bild des Hungers.

Ugolino war von dem Erzbischof Roger Ubaldini oder, wie Dante sagt, Ruggieri, politischer Umtriebe wegen im Jahre 1288 mit zweien seiner Söhne und zwei Enkeln in den Thurm von Gualandi in Pisa eingekerkert, die Schlüssel wurden in den Arno geworfen und Niemand kümmerte sich mehr um die Gefangenen. Seitdem hieß dieser Thurm Torre di fame, Hungerthurm. Auf seiner Wanderung im Inferno sieht nun Dante die Köpfe Ugolinos und Ruggieris, den Kopf des Letzteren unter dem des Ersteren.

„Schon waren wir von ihm hinweggegangen,
Als in ein Loch ich sah zwei eingefroren,
Sodaß ein Kopf dem andern dient als Kappe.
Und wie aus Hunger man ins Brod hineinbeißt,
Setzt ein die Zähn' ins untre Haupt das obre,
Da wo Gehirn und Nacken sich verbinden."

Ugolino erzählt folgende ergreifende Scene:

„Als nun ein kleiner Strahl ins Schmerzgefängniß
Sich eingeschlichen, und an vier Gesichtern
Ich meines eignen Aussehns inne wurde,
Biß ich vor Schmerz mich in die beiden Hände.
Und sie, die glaubten, daß ichs thät aus Gier
Nach Speise, standen plötzlich auf und sagten:
O Vater, wolltest Du von uns Dich sättgen,
Es wär uns mindrer Schmerz. Du hast gegeben
Uns dieses arme Fleisch, nimm es nun wieder.
Da faßt ich mich, sie mehr nicht zu betrüben,
Den und den nächsten Tag verharrten stumm wir.
Warum thatst Du nicht auf dich, harte Erde?

Als dies gesagt, erfaßt er grassen Blickes
Den armen Schädel mit den Zähnen wieder,
Die, wie des Hundes, stark am Knochen nagten.

Bekanntlich schrieb auch der deutsche Dichter Gerstenberg einen Ugolino. Er nannte dieses Werk eine Tragödie, es ist aber thatsächlich nichts anderes, als eine grausig-groteske Hungertodtscene.

Digitized by Google

Wie lange kann ein Organismus der Nahrung entbehren? So lange, bis er $0_{,1}$ von seinem normalen Gewichte verloren hat. Diese Angabe trifft sowohl beim Menschen zu als auch bei Säugethieren, Vögeln und Amphibien. Die Zeit jedoch, innerhalb welcher diese $0_{,1}$ verbraucht werden, ist eine sehr verschiedene, je nachdem der Stoffwechsel des betreffenden Individuums ein mehr oder weniger rascher ist. Daher leben Frösche und andere Amphibien ca. zwanzig Tage länger als Säugethiere. Nach den Wägungen, die ein Gelehrter mit erstickten und verhungerten Tauben anstellte, war in den verhungerten Tauben beinahe das ganze Fett verschwunden, das Herz hatte die Hälfte seines Gewichtes verloren, das Gehirn beinahe gar nichts. Das Gehirn nährt sich also gewissermaßen auf Kosten der übrigen Theile; daraus erklärt sich auch die bis ans Ende währende Thätigkeit des Geistes und der Nerven. Frösche können, wenn sie Wasser haben, bei neun Monate fasten, Hunde ca. sechsunddreißig Tage. Die längste Dauer der Abstinenz, die man bei Menschen kennt, sind achtundsiebzig Tage. Der Fall betraf nach dem Berichte J. Naughtons ein armes, schottisches Mädchen, Johanna Naunton, das während dieser Zeit nur Wasser mit etwas Limoniensaft zu sich nahm. Natürlich tritt der Tod dann, wenn auch Wasser mangelt, viel früher ein. Wenn Wasser vorhanden ist, tritt der Tod durchschnittlich in sieben bis acht Tagen ein. Schleifer berichtete 1843 von einem Gefangenen, welcher siebzehn Tage, Casper von einem Anderen, welcher zehn Tage fastete, ohne zu sterben. Caussé berichtet 1876 von einem Mädchen, welches elf Tage nach dem Einsturz eines Hauses noch lebend unter den Trümmern gefunden wurde. Ein Kind von vier Monaten, welches sie auf dem Schooße hatte, war schon am vierten Tage nach dem Einsturze gestorben. Nach der Beobachtung des Wiener Landesgerichtsanatomen Professoren Dr. Hofmann (Gerichtliche Medicin 1878) werden Selbstmorde durch Erhungern von Gefangenen und Irren — sonst wählt ohnehin Niemand diesen langwierigen Weg aus dieser Welt — nur selten ausgeführt. Absolute Ruhe, wie sie bei Melancholikern oft vorkommt, schiebt den Hungertod hinaus. Solche Geisteskranke überließ man früher ihrem Schicksale. Jetzt macht man kurzen Proceß mit ihnen. Man führt ihnen, auch wenn sie nicht wollen, durch die Nase ein Schlundrohr in den Magen — früher zog man ihnen ein paar Zähne aus, um in den Mund zu gelangen — und füllt nun vermittels eines an die Oeffnung des Rohres angesetzten Trichters den Magen mit einer nährenden Flüssigkeit. Gewöhnlich nimmt man dazu Milch, in welche man ein paar Eier giebt.

Wird die Nahrung plötzlich entzogen, so tritt der Tod ein, ohne daß die Substanz des Organismus schon erschöpft zu sein braucht. Eine gewisse Sarah Jacob in England gab an, nichts zu genießen und gedieh doch vortrefflich: als man ihr besser auf die Finger sah, aß sie wirklich nichts. Nach acht Tagen starb sie, obwohl sie noch ganz dick war. Ueberhaupt wurde in dieser Richtung viel Schwindel getrieben. So befand sich im Hochstifte Osnabrück ein „Wundermädchen", welches angeblich seit zwei Jahren keine Speise zu sich nahm. Bei näherer Beobachtung stellte es sich heraus, daß die Mutter des Mädchens bei ihren sehr häufigen Besuchen jedesmal einen Schwamm brachte, womit sich das „Wundermädchen den Schweiß abwischen sollte. In dem Schwamme aber befand sich Suppe, Milch ꝛc., womit sich das Mädchen unbemerkt sättigte.

Digitized by Google

Doch muß man in solchen Fällen nicht immer an Betrug denken; es können Geistes- oder Nervenkrankheiten vorhanden sein, welche ein geringeres Nahrungsbedürfniß zur Folge haben und so zu Selbsttäuschungen Anlaß geben können.

In psychologischer Hinsicht ist auch folgender Fall merkwürdig: Ein geisteskranker französischer Officier wollte sich durch Hunger tödten. Alle Vorstellungen prallten an seiner Starrköpfigkeit ab. Als er jedoch ein Kind mit einem Butterbrode sah, brach seine Ausdauer und er bat um Speise.

Werden Personen vom Hungertode gerettet, so dürfen sie anfangs nur löffelweise leicht verdauliche Kost bekommen. Ein Uebermaß könnte sie in Folge allzu großer Nervenreizung tödten.

Wie der Durst, so wird auch der Hunger von den verschiedensten Umständen beeinflußt. Durst und Hunger bieten da beinahe ganz analoge Verhältnisse. Schon Hippokrates sagt in seinen Aphorismen: „Greise ertragen in Folge ihres günstigen Alterverhältnisses den Hunger am leichtesten, sehr wenig vertragen ihn junge Leute, am allerwenigsten aber Kinder, besonders solche, welche sich unter ihren Kameraden durch Lebhaftigkeit auszeichnen."

Etwas abweichend davon spricht sich der römische Arzt Celsus aus. „Personen in mittleren Jahren ertragen am leichtesten den Hunger, am wenigsten Kinder und erschöpfte Greise." Es ist dabei zu bemerken, daß ältere Leute, wenn sie gut genährt und an und für sich nicht schwach sind, wenig Nahrungsbedürfniß zeigen, sind sie aber an Kräften heruntergekommen, so kann, wie bei Kindern, ein geringer Nahrungsmangel verhängnißvoll sein.

Neugeborene Kinder, welche in Folge widernatürlichen Verschlusses des Verdauungstraktes — Verwachsung der Speiseröhre oder des Zwölffingerdarmes — die Milch entweder gar nicht zu sich nehmen, oder doch nicht ordentlich verdauen können, sterben einen bis fünf Tage nach der Geburt. Wie kommt es aber, daß in Zeiten der Hungersnoth Leute in kräftigem Mannesalter früher sterben als jüngere? Der Grund liegt darin, daß die Männer ihre Kräfte außer durch den Hunger auch noch durch Anstrengungen, Nahrung für die Ihren herbeizuschaffen, erschöpfen.

Aufenthalt in frischer, reiner Luft erhöht den Appetit, ein Umstand, den sich die für das leibliche Wohl ihrer Gäste ja so besorgten Hoteliers durch Anlage hoher, luftiger Speisesäle zu Nutze machen können. Ebenso Kälte: die Bewohner des Nordens haben ein größeres Nahrungsbedürfniß als die Südländer. Geistige und körperliche Thätigkeit steigert natürlich auch den Hunger. Ebenso starke Blutverluste, Durchfälle, eiternde Wunden. Gewisse Mittel, wie Opium, Belladonna, Kirschlorbeerwasser, Tabak ꝛc. vermindern durch Beschränkung des Stoffwechsels den Hunger. Die Arsenikesser sollen auch geringeres Nahrungsbedürfniß haben. Die Indianer Nordamerikas kauen, wenn ihnen auf ihren großen Wanderungen der Lebensunterhalt ausgeht, Pillen, welche aus Tabaksaft und Pulver von Schneckengehäusen oder Austernschalen bestehen. Die Buschmänner Südafrikas rauchen in solchen Fällen Dakkas,

Digitized by Google

eine Art von Hanf. Ein bekanntes, leider aber nicht viel nutzendes Mittel gegen den Hunger ist es auch, den Leibgürtel enger zu schnüren.

In großer Hungersnoth, in Kriegselend tritt der Hungertyphus auf. Darunter ist keine specifische Krankheit zu verstehen, sondern man meint unter dieser Bezeichnung den Rückfall- und Flecktyphus. Diese Typhen nehmen allerdings in den unteren, vom Mangel am meisten betroffenen Volksschichten ihren Ursprung, pflanzen sich aber auch auf die Wohlhabenderen fort. Der Flecktyphus ist allgemein bekannt. Das Charakteristische des Rückfalltyphus besteht darin, daß die ungemein heftigen Fiebersymptome allmälig verschwinden, der Kranke scheint Reconvalescent zu sein, nach fünf bis vierzehn Tagen aber tritt die Krankheit wieder in ihrer vollen Intensität auf. Erst in diesem zweiten Stadium tritt gewöhnlich vollständige Heilung ein. Die Sterblichkeit des Rückfallstyphus ist im Allgemeinen eine sehr geringe: zwei bis drei Procent.

Daß der Appetit in den verschiedenen normalen und krankhaften Zuständen auf die verschiedensten Speisen besonders concentrirt sein kann, bedarf keiner Erwähnung; die verschiedenen „Gelüste" und „Lieblingsspeisen" sind hinlänglich bekannt. In dieser Beziehung sollte der Satz Moleschotts wohl beherzigt werden: Je vernünftiger Einer ist, desto besser versteht er es, sich zu überzeugen, daß ihm schmeckt, was ihm frommt." Erwähnenswerth sind einige krankhafte Gelüste. In Pensionaten und Schulen kommt es vor, daß Mädchen, besonders bleichsüchtige, Salz, Kreide, Asche, Schiefergriffel, Sand, Kohle, Wachs, selbst Spinnen ꝛc. mit förmlichem Heißhunger verzehren; man nennt diese unerklärbare Erscheinung **pica, malacia.** Rodericus de Castro erzählt von einem Mädchen, das täglich zwei Pfund Kochsalz verzehrte, wenn nicht, so bekam es Kopfschmerz. Nach Bierlings Bericht genoß ein Mädchen Tinte mit Streusand, **de gustibus non est disputandum.** Bei scrophulösen und rhachitischen Kindern, ferner bei Personen mit Gehirnkrankheiten hat man Aehnliches beobachtet. Bei den Negern in Westindien tritt manchmal eine merkwürdige Krankheit auf, die Geophagie. Die Leute verschlingen Erde, Thon, überhaupt Alles, was ihnen unterkommt. Daher werden sie weniger schön als bezeichnend Dirteaters genannt. Sie verlieren dabei ihre Eßlust, bekommen Herzklopfen, Schwindel, magern ab, ihre Haut wird schmutzig gelb, sie werden wassersüchtig und sterben schließlich an diesen Erscheinungen. Die Ursache dieser Krankheit ist ganz unklar. Hunter sieht den Grund in einer Seelenkrankheit, die in Folge schlechter Behandlung, Lebensüberdruß ꝛc. eintritt. Auch in Epidemien von gelbem Fieber hat man solchen Heißhunger beobachtet. Solchen übergroßen Hunger hat man auch mit Hundshunger, Wolfshunger ꝛc. bezeichnet. Mangel an Appetit beobachtet man bei verschiedenen Gehirn- und Geisteskrankheiten. Der ausgesprochene Widerwille gegen Speisen hat nach E. H. Weber seinen Sitz in der Rachen- und Gaumenmuskulatur.

Daß Leute, ohne übrigens krank zu sein, ganz colossale Quantitäten von Speisen und anderen Dingen verschlingen können, dafür finden wir viele Beispiele. Einige besonders merkwürdige wollen wir anführen. Ein wahrhaft classisches Beispiel von Heißhunger bietet Ovid im Erisichthon, der von dem oben beschriebenen Hunger erfaßt wird:

Digitized by Google

„Doch wie die Ruhe verflog, so entbrennet die Wuth des Verschlingens.
Herrschend vom gierigen Schlund durch die räumigen Eingeweide.
Ohne Verzug, was Meer, was Luft erzeuget, was Erde,
Fordert er; und wie belastet der Tisch sei, klagt er um Hunger,
Und vermißt im Schmause den Schmaus. Was Städten genug sein
Könnt' und dem sämmtlichen Volk, ist viel zu wenig dem Einen.
Immer noch mehr verlangt er, je mehr in den Bauch er hinabsenkt.
So wie das Meer einschlinget die sämmtlichen Ströme des Erdreichs,
Und, ungesättigt der Flut, austrinkt die entlegensten Sprudel;
So wie das raffende Feuer auch niemals Nahrungen abweist,
Und unzählbare Balken verbrennt, und, je größerer Zuwachs
Kommt, je mehreres heischt und gefräßiger selbst im Gewühl ist:
So nimmt Alles, was nährt, Erisichthons Mund des Entweihers,
Nimmt und fordert zugleich, und jegliche Speis' ist in jenem
Lockung der Speis', und immer wird leer sein Magen durch Essen.
Schon in den gierigen Schlund des unausgründlichen Bauches
Schwand sein väterlich Erbe hinab; doch blieb ungeschwunden
Jetzt auch die gräßliche Gier; und der Kehl' unbändige Flamme
Loderte fort; bis endlich nach aufgezehrtem Besitzthum,
Uebrig die Tochter ihm war, nicht würdig sie jenes Erzeugers
Sie auch verkauft er bedrängt."

Erisichthons Hunger war im Alterthum sprichwörtlich.

Ein gewisser Josef Kohlnicker aß alle Lebensmittel, die er nur bekommen konnte. Einmal nahm er binnen vierundzwanzig Stunden ¼ Centner Rindfleisch und einen halben Eimer Wein zu sich. Jeden Morgen trank er acht Maß Wasser. Ein siebzehnjähriger Bursche Tarare verzehrte binnen vierundzwanzig Stunden ein Ochsenviertel von der Schwere seines eigenen Gewichtes. Einst verschlang er, so wird wenigstens berichtet, eine lebende Katze. Jakob Kahle verzehrte Spanferkel mit Haut und Haaren; verschlang Kieselsteine, irdene Teller, Ofenkacheln ꝛc. Einmal verschlang er ein blechernes Tintenfaß mit der Streusandbüchse, den Federn und dem Federmesser, vielleicht hat er auch den Schreibtisch vergessen. Als er einst einen ganzen Dudelsack verschlang, lief der Eigenthümer desselben davon, aus Furcht, zum Dessert selbst noch verzehrt zu werden.

Da durch Hunger die Thätigkeit des ganzen Organismus bedeutend herabgesetzt wird, — Wunden vernarben nicht, Beinbrüche heilen nicht ꝛc., — so dachte man daran, durch Nahrungsentziehung Krankheitsprocesse zum Stillstand zu bringen. Man versuchte dies namentlich bei Skropheln und verschiedenen Hautkrankheiten.

Selbstverständlich kann man die nicht verläßliche, daher fast gar nicht mehr in Anwendung gezogene Hungercur nur bei robusten, in gutem Ernährungszustande befindlichen Personen versuchen.

In den verschiedenen Religionssystemen vom grauen Alterthum bis herauf in die Neuzeit spielt die absichtliche Nahrungsentziehung — das Fasten — eine bedeutende Rolle. Besonders streng sind die Mohamedaner, sie fasten den ganzen Monat Ramadhan, in welchem der Koran vom Himmel gekommen sein soll, vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

E. H.

Digitized by Google

Die Gobelins.

Nach dem Verfall der im Mittelalter blühenden Tapeten- und Teppichwebereien Flanderns hat sich eine im Hotel Gobelin, Rue Montessard, gegründete Pariser Manufactur so rasch den Weltruf erworben, daß dieser seltene, mit der Malerei wetteifernde und theuere Schmuck fürstlicher Säle von der Zeit an „Gobelins" genannt wurde. Ein halbes Hundert der geschicktesten Weber Frankreichs arbeitet bis auf den heutigen Tag in der alten Werkstätte, deren eigenthümliche Einrichtungen ein höchst interessantes culturelles Bild gewähren.

Im Jahre 1662 versammelte der berühmte Minister Colbert die in Paris einzeln arbeitenden Teppichweber und errichtete für sie in einem von dem Farbenhändler Gobelin angekauften Hause eine gemeinschaftliche Werkstätte. Das „Hotel" kostete 40,000 Livres, die Einrichtung der Fabrik 50,000 Livres, was nach unserem Gelde zusammen gegen 450,000 Mark ergeben würde. Unter der Leitung des Malers Ch. Lebrun, der, im Jahre 1663 zum Director der Anstalt ernannt, diese Stellung bis zu seinem im Jahre 1690 erfolgten Tode einnahm, wurden in der Fabrik 250 Arbeiter beschäftigt, die 4,110 Quadratellen von Hautelissegeweben*) in einem Werthe von 1,110,000 Livres und 4,300 Quadratellen von Bassellissegeweben in einem Werthe von 624,000 Livres verfertigten. Das aber macht nach unserem Gelde eine Summe von über 8 Millionen Mark aus. — Dieses Budget der **Manufacture royale des meubles de la couronne**, wie die Anstalt amtlich genannt wurde, kann uns unter Anderem beweisen, wie berechtigt man ist, von der Verschwendung Ludwigs XIV. zu sprechen.

Die Arbeiter wurden damals nach Quadratelle der gelieferten Arbeit bezahlt, und zwar betrug der Lohn für eine Quadratelle Hautelissegewebe 450 Livres oder nach unserem Maaßsystem 1915 Frcs. für einen Quadratmeter. Das Bassellissegewebe wurde billiger vergütet.

Unter Ludwig XVI. kam die Manufactur sowohl in Hinsicht der Qualität der gelieferten Gobelins, als auch in Betreff ihrer Finanzen in Verfall. Sie überstand aber die Stürme der Revolution und gelangte in unserer Zeit zur neuen Blüthe.

---

*) Das Hautellissegewebe wird auf die Weise verfertigt, daß die Kette senkrecht zu hängen kommt und ihre einzelnen Fäden mit der einen Hand getrennt werden müssen, während die andere das Schiffchen führt. Bei dem Bassellissegewebe dagegen liegt die Kette wagerecht, ihre einzelnen Fäden werden von der Maschinerie auseinandergeschoben, so daß beide Hände für die Arbeit frei bleiben. Daraus erhellt auch die größere Billigkeit der Bassellissetapeten oder Teppiche.

Gegenwärtig ist sie in zwei Abtheilungen getrennt. In dem alten Hause Gobelins werden Hautelissetapeten, in der neugegründeten Zweiganstalt der Savonnerie Bassellissteppiche verfertigt.

Das Budget der Anstalt betrug im vorigen Jahre:

Verwaltungskosten	25,000 Frcs.
Lohn für Tapezierer	95,000 „
Die Färberei	16,000 „
Zeichenschule	10,000 „
Rohstoffe und Modelle	32,000 „
Prämien, diverse Ausgaben	30,000 „
Zusammen	208,000 Frcs.

Sie beschäftigte dabei 53 Tapezierer, von denen 31 an dem Hautelisse- und 22 an dem Basselisselstuhle arbeiten. Der Chef der Gobelins bezieht ein Gehalt von 2700 Frcs., die beiden Unterchefs 2300 und 2100 Frcs.; zehn Arbeiter je 2000 Frcs., 7 Arbeiter je 1700 bis 1900 Frcs.; vier Arbeiter 1200 bis 1400 und sieben Arbeiter je 500 bis 1000 Frcs.

In der Savonnerie stellt sich das Verhältniß, wie folgt: Die beiden Unterchefs erhalten je 2100 Frcs.; fünf Arbeiter je 2000 Frcs., fünf Arbeiter je 1900 Frcs., fünf Arbeiter je 1600 bis 1800 Frcs., drei Arbeiter je 1100 bis 1400 Frcs. und drei Arbeiter je 500 bis 900 Frcs.

In dem Lohnsystem dieser Staatsfabrik finden wir einen interessanten Beitrag zu der heute so wichtigen Arbeiterfrage. Der tägliche Verdienst eines Anfängers in den Gobelins, der im Vergleich zu anderen Ateliers ein gut geübter und begabter Tapezierer sein muß, beträgt nur 2 bis 3 Franken, also viel weniger als der Tageslohn eines Handarbeiters in Paris. Trotzdem werden die offenen Stellen in der Manufactur von dem Handwerkerstande förmlich bestürmt. Denn im gewöhnlichen Leben hat der Arbeiter ein trostloses Alter zu erwarten. Ist seine Kraft und mit ihr die Arbeitsfähigkeit gebrochen, so erhält er in der Regel keine Versorgung.

In den Gobelins dagegen steigt der Lohn mit der Zahl der Arbeitsjahre, bis er die Summe von 2000 Frcs. jährlich, also beinahe die Höhe des Gehalts des Anstaltschefs, erreicht. Außerdem wird jedem Arbeiter eine freie Wohnung mit einem Gärtchen zugewiesen, und schließlich bezieht er, wenn er arbeitsunfähig wird, eine angemessene Pension. Diese Arbeiterwohnungen, von grünenden Gärtchen umgeben, bilden auch in der Mitte eines rauchgeschwärzten Fabrikviertels eine anmuthige, das Herz erfreuende Oase. Unter solchen Verhältnissen ist in den Augen der Arbeiter eine Anstellung in den Gobelins von ungemein hohem Werthe, und die Stellen werden oft erblich, wie es z. B. in der Familie Duruy der Fall ist, deren einzelne Mitglieder selbst hohe Staatswürden bekleideten.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit den neuesten Erzeugnissen dieser Manufactur zu.

Auf der Pariser Ausstellung von 1878 trat sie zunächst mit einem Gewebe vor, welches die Heimsuchung der Jungfrau nach Ghirlandajo vorstellte. Die Handarbeit eines Quadratmeters dieser Tapete wurde mit 2300 Frcs bezahlt, und die Erstehungskosten eines Quadratmeters betragen 5000 Frcs., während das Ganze für 20,000 Frcs. käuflich war.

Digitized by Google

Eine andere Hautelissetapete mit dem Bilde: La vierge au Saint Jerôme kostet 10 Frcs. für einen Quadratmeter.

Ferner wurden noch in den letzten Jahren zwei große Gewebe, auf welchen symbolisch „die Erde und das Wasser" dargestellt sind, verfertigt. Sie entsprechen nicht dem modernen Geschmack. Aber sie sind gleichsam aus Pietät gegen Lebrun, den ersten Director der Anstalt, nach seinem Entwurfe nach zweihundert Jahren vollendet worden. Jedes von ihnen hat eine Fläche von 25 Quadratmeter und kostet 115,000 Frcs.

Schließlich verdienen noch von den neuesten Hautelissegeweben namhaft gemacht zu werden die acht symbolischen Bilder, welche für das Buffet der „Großen Oper" in Paris bestimmt sind, von denen jedes 3 Quadratmeter mißt und die zusammen 100,000 Frcs. kosten sollen.

Das Atelier der Savonnerie trat dagegen mit zwei Teppichen auf, die den Saal des Schlosses von Fontainebleau, in welchem einst Pius VII. als Gefangener Napoleons I. wohnte, schmücken werden. Der eine Teppich hat einen Flächeninhalt von 83 Quadratmeter; die Handarbeit allein kostet an ihm 140,000 Frcs. und sein Erstehungspreis wird auf 300,000 Frcs. berechnet. Der andere ist bis jetzt noch nicht vollendet worden, sein fertiger Theil ist 48 Quadratmeter groß und die Handarbeit kostet bereits 74,000 Frcs.

Wir hoffen, daß in dieser kurzen Schilderung für die Leser des Salons manche neue und interessante Thatsache enthalten war; die ästhetische Kritik der genannten Werke müssen wir einer berufeneren Feder überlassen.

St. v. Jezewski.

Ehe.

An einer Quelle fern im Libanon
Steigt eine Ceder in die blauen Räume;
Dort singen Vögel ihre Liederträume,
Melodisch wie der Quelle Silberton.

Die Ceder saugt ihr Leben aus der Quelle,
Die ihren Lieblingsbaum erquickt und tränkt,
Wofür dem Quell die Ceder Schatten schenkt!

Es ist, als flösse sanfter jede Welle,
Die ihren Lauf zum Cedernschatten lenkt,
Und jeder dunkle Ast ist thaugetränkt!

So süßes Einverständniß ist der Lohn
Der Liebe zweier treuverbund'nen Gatten:
Er schützt den Lebensweg mit seinem Schatten,
Sie hilft den Kämpfer auf des Sieges Thron.

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Carmen.

Erzählung von **Fr. Levanti.**

(Fortsetzung.)

XXIX.

Lady Burton benahm sich immer sehr rücksichtsvoll gegen Carmen. Sie selbst war eine große, schöne Blondine, Carmens dunkle, südliche Schönheit war daher die beste Folie für ihre lichte Erscheinung. Außerdem war sie ihrer jungen, hübschen Gouvernante herzlich gewogen, machte ihr gern eine Freude und ließ sie immer an den größeren oder kleineren Abendgesellschaften theilnehmen, die in ihrem Hause stattfanden.

Carmen erregte allgemeine Bewunderung, war aber so stolz und kalt in ihrem Benehmen, daß ihr Lady Burton mehrmals Vorstellungen darüber machte. Die gütige Frau war der Ansicht, daß Carmen, wenn sie sich etwas liebenswürdiger zeigte, etwas entgegenkommender wäre, leicht eine gute Partei machen würde.

Eines Tages hatte der Herzog von Berrys, ein Landsmann der Lady Burton, bei ihr gegessen und sie hatte bemerkt, daß er das schöne, ausdrucksvolle Gesicht des jungen Mädchens kaum aus den Augen gelassen. Nach aufgehobener Tafel kam er zu der Herrin des Hauses und sagte:

„Ich bin der Dame mit dem spanischen Gesicht noch nicht vorgestellt, wer ist sie?"

„Fräulein Erbach, meine Gouvernante", antwortete Lady Burton.

„Sie sieht eher wie eine Herzogin aus, als wie eine Gouvernante", bemerkte er und Lady Burton erwiederte mit freundlichem Lächeln, daß sie jedenfalls etwas Außergewöhnliches hätte.

„Sie würde sich gewiß gut verheirathen, wenn sie es im mindesten darauf anlegte, Eroberungen zu machen", sagte Lady Burton zu sich selbst. Aber nichts vermochte das junge Mädchen zu erregen. Die Huldigungen der vornehmsten Männer nahm sie mit der größten Gleichgültigkeit hin. Wenn sie wenigstens ein bischen fröhlicher dabei ausgesehen hätte! Aber sie schien die Annäherungen der Männer geflissentlich zu meiden; so oft sie den Salon betrat, gesellte sie sich vorzugsweise zu alten Damen oder ganz jungen Mädchen.

Am Abend des 6. Juni war ein außergewöhnlich großer Kreis bei Lady Burton versammelt und sie bat Carmen, sich der Unterhaltung der alten Präsidentin von Mengern anzunehmen, die zu den bösesten Zungen der Hauptstadt gehörte.

Digitized by Google

„Es hat seine Gefahren, die Dame in größerer Gesellschaft sich selbst zu überlassen", sagte Lady Burton. „Dennoch ist es nicht zu vermeiden, sie einzuladen. Bitte, Fräulein Erbach, suchen Sie sie zu beschäftigen."

Carmen sah reizend aus; sie trug ein gelbes Creppkleid mit gelben Rosen. Mit eiserner Willenskraft hatte sie die schmerzliche Bewegung niedergekämpft, die sie zu übermannen gedroht; sie durfte ja fest darauf rechnen, Walter am folgenden Tage zu sehen. Für diesen Abend mußte sie sich selbst bezwingen, es waren ja nur noch Stunden fieberhafter Erwartung, die vor ihr lagen, dann traf sie wieder mit ihm zusammen.

Sie setzte sich zu Frau von Mengern und schien mit lebhaftem Interesse einer Entführungsgeschichte aus vornehmen Kreisen zu lauschen. Nach kurzer Zeit gesellte sich die theuerste Freundin und Klatschschwester der Präsidentin, die alte Stiftsdame, Fräulein von Ginsen, zu ihnen und in wenigen Minuten waren die beiden Damen, zwischen denen Carmen saß, in alle Tiefen der neuesten Scandalgeschichten eingedrungen. In einem Athemzuge wußten sie den besten Ruf zu vernichten, untergruben ein Familienglück nach dem andern mit erstaunlicher Geschwindigkeit; brachten die Scheidung einer der liebenswürdigsten, tadellosesten Frauen des Landes zu Stande, und bürdeten zwei oder drei Anderen, die bisher für unantastbar gegolten, die unglaublichsten Dinge auf. Carmen hatte kaum noch hingehört, jetzt aber schlug der Name Hartenstein an ihr Ohr und ihre ganze Aufmerksamkeit wendete sich dem Gespräch der beiden, im vollen Behagen dahinsegelnden alten Damen zu.

„Zu Grunde gerichtet, meine Liebe", sagte die Präsidentin von Mengern mit erhobenen Händen. „Völlig zu Grunde gerichtet! Ich weiß ganz genau, wie die Dinge stehen. Der alte Graf ist insolvent gestorben. Mein Vetter, Heinrich von Mengern, war bei demselben Bergwerk in Böhmen betheiligt, daher weiß ich die ganze Geschichte.

Das Stiftsfräulein schüttelte den Kopf. „Ich kann es nicht glauben, es muß ein Mißverständniß sein", sagte sie. „Den Winter über haben die Hartensteins natürlich der tiefen Trauer wegen ganz still gelebt. Aber dann sind sie, eigentlich viel früher als es der Anstand erlaubt, in die Hauptstadt gekommen und haben alle gesellschaftlichen Beziehungen wieder aufgenommen."

Die Präsidentin lächelte siegesgewiß.

„Und es ist doch so, wie ich Ihnen sage", versicherte sie. „Ich kenne die ganze Geschichte, und zwar nicht vom Hörensagen; nein, ich selbst habe Alles auskundschaftet. Die Gräfin Hartenstein mag ich nun einmal nicht leiden; sie thut immer, als ob sie etwas Besseres wäre als Andere, als ob sie sich etwas damit vergäbe, wenn sie anhört, was ich zu erzählen habe. Das machte mich um so begieriger, die ganze Wahrheit herauszubringen, und nun hab ich sie."

Die beiden verschrumpfelten Gesichter neigten sich näher zusammen. Carmen saß bleich wie der Tod zwischen den Klatschschwestern, die sie fast erdrückten. Keine von ihnen beachtete das junge Mädchen, sie hatten ihre Anwesenheit völlig vergessen. Was hätte sie sich auch um Hartensteinsche Familiengeschichten zu kümmern gehabt?

Die Präsidentin von Mengern fühlte sich durchaus nicht beschämt, als sie die Quellen nannte, aus denen sie ihre Kentnisse geschöpft, das

Digitized

Resultat heiligte die Hülfsmittel. Sie lächelte selbstgefällig, als sie sagte:

„Mein Kammermädchen hat sich diese letzten drei Wochen alle erdenkliche Mühe gegeben, und nun bin ich im Klaren. Der alte Graf Hartenstein war vollständig zu Grunde gerichtet, und sein Sohn Walter beabsichtigt die Familienbesitzungen durch seine Heirath mit der reichen Erbin, Adelheid von Röhn, zu retten."

Die beiden Klatschschwestern waren zu tief in ihre Unterhaltung versunken, um den langgedehnten, schmerzlichen Seufzer zu hören, der sich Carmens Lippen entrang, oder die tödtliche Blässe zu sehen, die sich über ihr Antlitz verbreitete.

„Adelheid von Röhn!" wiederholte die Stiftsdame. „Nun, wenn er die heirathet, wirds ihm wohl nicht länger an dem nöthigen Gelde fehlen."

„In diesem Leben schwerlich!" warf die Präsidentin ein.

„Und in Jenem, das wissen wir ja, ist es nicht mehr nöthig", erwiederte Fräulein von Ginsen. „Also die Heirath ist beschlossen? Nun, sie ist so gut wie manche andere. Das Mädchen besitzt Schönheit und Geld, Graf Hartenstein einen alten Namen und langen Stammbaum.

„Freilich, ein ehrlicher Tauschhandel, übrigens wundert es mich doch, daß der Freiherr seiner Tochter erlaubt, einen zu Grunde gerichteten Mann zu heirathen."

„Vergessen Sie nicht, daß der zu Grunde gerichtete Graf Hartenstein noch immer etwas besitzt, was der Freiherr mit all seinem Gelde nicht kaufen kann."

Die Präsidentin schüttelte nachdenklich den Kopf.

Man giebt nicht mehr so viel wie sonst auf einen alten Namen", sagte sie; „die Gesellschaft verwirft sich mehr und mehr."

Die Stiftsdame nahm das verlassene Thema wieder auf.

„Und Sie glauben an diese Heirath?" fragte sie.

„Gewiß", antwortete die Präsidentin. „Man hat in letzter Zeit soviel von Adelheid von Röhn gesprochen, daß ich sie neulich bei der Gräfin Olten scharf ins Auge nahm. Aufs Beobachten verstehe ich mich; ich weiß immer, ob das Herz eines jungen Mädchens aufgewacht ist oder nicht. Land auf und ab wird mich keine hinters Licht führen. Ja, ja, auch Adelheid von Röhn habe ich beobachtet."

„Nun, und was haben Sie entdeckt?" fragte das alte Fräulein; daß die Präsidentin mehr wissen sollte als sie, war ihr Gift und Galle.

„Ich habe Alles herausgefunden; das Mädchen hat für Keinen Auge und Ohr, als für den jungen Hartenstein. Sie tanzt mit ihm, plaudert mit ihm, lacht mit ihm und geht fort, ohne einen Andern auch nur gesehen zu haben."

Ach! daß Unwahrheiten ebenso verwunden können, wie die Erkenntniß der Wahrheit! Wer sollte Carmen sagen, daß diese Schilderung eine boshafte Uebertreibung war? Fräulein von Ginsen hatte ihre Freude daran.

„Und er, macht er sich was aus ihr?" fragte sie wieder.

Frau von Mengern lachte.

„Welche Frage, wenn es sich um eine Erbin und einen zu Grunde gerichteten Grafen handelt!" rief sie aus. „Der junge Hartenstein würde

Digitized by Google

sie lieben, wenn sie eine Negerin wäre. Uebrigens hat er sie wirklich lieb und die Hochzeit ist festgestellt."

Wieder seufzte Carmen verzweiflungsvoll auf; die beiden alten Damen hörten es nicht. Fräulein von Ginsen entdeckte jedoch eine andere Bekannte, die ihr für den Augenblick interessanter war, als die Präsidentin, und stand hastig auf.

„Das Weitere erzählen Sie mir ein anderes Mal, meine Liebe!" sagte sie und nun bemerkte Frau von Mengern, daß das junge Mädchen, welches sie so anmuthig und ernst unterhalten hatte, bleich, mit geschlossenen Augen im Sessel zurückgesunken war.

Mit der Ohnmacht einer jungen Dame aus der vornehmen Welt würde Frau von Mengern Mitleid gehabt haben; aber die Ohnmacht einer Gouvernante war etwas Anderes.

O, o, Fräulein Erbach, nehmen Sie sich zusammen!" mahnte sie; „was soll Lady Burton davon denken? Richten Sie sich auf!"

Carmen öffnete die Augen und die Präsidentin sah, daß sie von Schmerz verdunkelt waren.

„Ich werde nicht ohnmächtig, gnädige Frau", sagte das junge Mädchen mit schwacher Stimme, „ich fühlte mich nur nicht ganz wohl und habe nicht genau gehört, was Sie sagten. Habe ich recht verstanden, daß Sie von der bevorstehenden Heirath des Grafen Hartenstein sprachen?"

„Ja, ich habe davon gesprochen; es ist nicht daran zu zweifeln, ich weiß die Sache aus der sichersten Quelle."

Carmen schauderte in sich zusammen.

„Wen wird er heirathen?" fragte sie.

„Adelheid von Röhn, eines der schönsten Mädchen, und die reichste Erbin des Landes. Er hat Glück, der junge Mann, meinen Sie nicht?"

„Und glauben Sie wirklich, daß die Sache wahr ist?"

„So wahr wie ich hier sitze. Die Freifrau von Röhn hat es mir neulich selbst gesagt."

Das war abermals eine Unwahrheit, aber Carmen konnte das nicht ahnen. Frau von Mengern sah sie lächelnd an.

„Auf leeres Geschwätz lasse ich mich niemals ein", sagte sie. „Wenn ich etwas erzähle, können Sie sich darauf verlassen, daß es wahr ist — aber Sie werden ja doch ohnmächtig, Fräulein Erbach!"

„Es ist so warm hier im Zimmer", stammelte Carmen: „ich will hinaus gehen."

Damit stand sie auf und entfernte sich, nicht um die Welt hätte sie länger bleiben können. Die Präsidentin begab sich sofort zu Lady Burton.

„Die kleine Gouvernante, die Sie da haben, ist ein schwaches Ding", sagte sie. „Wie elend hat sie diesen Abend wieder ausgesehen."

„Ich habe nie gehört, daß sie geklagt hätte", antwortete Lady Burton, die sich vor der giftigen Zunge der Dame fürchtete.

„Sie werden es bald genug hören müssen. Aber, da wir einmal von ihr sprechen, woher haben Sie sie eigentlich?"

„Ich habe sie aus Lissabon mitgebracht", antwortete Lady Burton.

„Aus Lissabon! So, so, dann habe ich mich zum ersten Mal im Leben völlig geirrt", sagte die alte Schwätzerin.

„Geirrt — wie so?" fragte Lady Burton.

Digitized by Google

„Sie schien sich so sehr für Alles zu interessiren, was ich von der bevorstehenden Heirath des Grafen Hartenstein erzählte, daß ich darauf geschworen hätte, sie müßte ihn kennen."

„Nein, da haben Sie sich wirklich geirrt", antwortete Lady Burton. „Fräulein Erbach hat bis jetzt immer in Lissabon gelebt und Sie wissen ja, seit wie kurzer Zeit wir erst wieder hier sind. Ihre interessante Darstellungsweise wird das junge Mädchen gefesselt haben."

„Das wäre möglich!" sagte die alte Dame. „Ich bin dafür bekannt, daß ich gut erzähle."

XXX.

Carmen fühlte sich wie gelähmt, als sie, kaum fähig, sich aufrecht zu halten, den glänzenden Saal, die glänzende Gesellschaft verließ. Wer kümmerte sich darum, ob ihr das Herz gebrochen war? Ob sie der Todesstoß bis ins innerste Leben getroffen und ihr sonst so blühendes Gesicht in ein Leichenantlitz verwandelt hatte?

Langsam, ohne etwas zu sehen, mit einer Hand das Treppengeländer festhaltend, schlich sie die breite, weiße Treppe hinauf nach ihrem Zimmer. Sie erinnerte sich, die Geschichte eines jungen Mädchens gelesen zu haben, das durch einen Dolchstoß in die Brust gemordet wurde. Das Mädchen lief noch eine kleine Strecke weit, aber als der Dolch aus der Wunde herausgezogen wurde, sank sie todt zusammen. Ob es ihr nicht ebenso ergehen würde? Mußte sie nicht, wenn sie ihr stilles Gemach erreichte und mit ihrem Schmerz allein blieb, entseelt zu Boden sinken?

Sie hatte die Thür hinter sich ins Schloß gedrückt und stand regungslos da, bemüht, sich zu erinnern und klar zu machen, was sie eben mit anhören mußte; ihr Gesicht war starr wie das eines Steinbildes.

Die Leute hatten gesagt, daß Walter Adelheid von Röhn liebe — Walter, dem Carmen ihr ganzes Herz zu eigen gegeben, Walter sollte die reiche schöne Erbin lieben, und das Einzige, was ihn vor völligem Ruin retten konnte, sollte seine Heirath mit ihr sein. Carmen wiederholte immer aufs Neue:

„Haben mich meine Sinne betrogen? Habe ich geträumt? Kann es wirklich möglich sein?"

Walter war ihr immer als die verkörperte Ehrenhaftigkeit erschienen. Andere mochten treulos und unwahr sein, Walter war dazu unfähig. Jede andere hätte wohl aus den letzten Erlebnissen Verdacht geschöpft. Voll Sehnsucht, Walter zu sehen, war Carmen unerwartet nach Deutschland gekommen; die erste Mittheilung, die er ihr machte, war, daß sie nicht sein Weib sei. Nun hörte sie, daß er, um sich vom Untergange zu retten, eine reiche Erbin heirathen müsse, und doch kam kein Gedanke von Verrath, nicht die leiseste Regung des Mißtrauens in ihre reine Seele.

Ruhig und gefaßt überlegte sie, was geschehen war. Obwohl sie den wahren Charakter der Präsidentin von Mengern nicht kannte, sagte

Digitized by Google

sie sich selbst, daß in den Mittheilungen der Dame viel grundloses Geschwätz enthalten sein müsse. Wie hätte Walter Carmen so unerhört zu täuschen vermocht? Wie konnte er nur entfernt an die Heirath mit einer Andern denken, während er so eifrig bemüht war, die Ehe mit Carmen zur Wahrheit zu machen?

Je mehr der erste Schrecken über das, was sie vernommen hatte, verblaßte, um so mehr wuchs ihr Muth. Es konnte nicht wahr sein, irgend ein Mißverständniß mußte dem Allen zu Grunde liegen Und doch, selbst wenn das Ganze auf einem Irrthum beruhte, etwas Verletzendes und Peinliches blieb es für sie, daß der Name ihres Gatten in Verbindung mit dem dieses reichen Mädchens genannt werden konnte, von der es hieß, daß sie sich für ihn interessirte. Wie sich Carmen auch dazu stellen mochte, schmerzlich war und blieb es für sie.

Die Nacht verging in fieberhafter Unruhe. Carmen vermochte weder zu schlafen noch zu ruhen. Mit einem Schlage schien das Leben, das noch vor Kurzem so hell, so schön, so hoffnungsvoll vor ihr gelegen hatte, kalt und düster geworden zu sein.

Endlich graute der Morgen und Carmen begrüßte ihn mit einem Gefühl der Erleichterung. Im Verlauf desselben kam ein Brief, das Gesicht des jungen Mädchens erglühte, als sie Walters Handschrift erkannte. Nun mußte sie ja erfahren, ob das Gerede dieser herzlosen Schwätzerinnen auf Wahrheit beruhte oder nicht.

Sie entfaltete das Blatt; früher lautete Walters Anrede immer: „Geliebtes Weib!“ jetzt schrieb er nur: „Geliebte!“ Es ging ihr tief zu Herzen, daß dies eine, ihr so theure Wort aus Walters Zeilen verschwunden war.

„Ich muß Dich sehen, muß Dich ungestört sprechen“, schrieb er, „und würde zu Dir kommen, wenn ich nicht fürchtete, daß es Dich in Verlegenheit bringen könnte. Willst Du mich heute Abend im Park treffen, an demselben Platze, wo wir neulich waren? Zu unserer Trauung ist Alles bereit, ich möchte vorher aber noch Einiges mit Dir berathen. Ewig Dein treuer

Walter.“

Ein freudiges Erröthen verklärte ihr Gesicht; hier war der Beweis, daß er ihr treu geblieben, und daß die Nachrichten der beiden Damen falsch gewesen. Wie konnte er Adelheid von Röhn heirathen wollen, da er so eifrig bemüht war, die Trauung mit seiner Carmen zu beschleunigen? Wie gern hätte sie den Brief allen Damen zeigen mögen, die ihn verleumdeten!

Eines aber erfüllte ihre Seele mit banger Sorge: die Präsidentin hatte von dem Ruin des Grafen Hartenstein gesprochen; Carmen wußte durch Walter selbst, daß die Familie sich in großer Bedrägniß befand; war es möglich, daß es bis zum Aeußersten kommen mußte, wenn ihn nicht das Vermögen der reichen Erbin rettete? Sie wollte ihn danach fragen; erzürnen oder verletzen konnte ihn das nicht.

Vor Allem begab sie sich zu Lady Burton, um sich von derselben eine freie Abendstunde zu erbitten.

„Sie haben gestern Aufsehen erregt, Fräulein Erbach“, sagte die Dame mit freundlichem Lächeln; „die Präsidentin von Mengern erzählte mir, Sie wären unwohl geworden.“

Digitized by Google

„Die Damen sprachen so eifrig, daß ich ganz erschöpft davon war", antwortete Carmen, „und dann fanden sie meine Unaufmerksamkeit höchst tadelnswerth. Sie sprachen fast die ganze Zeit über nur von einer Familie."

Lady Burton schien sich über Carmens Bericht zu amüsiren; vielleicht konnte das junge Mädchen von ihr erfahren, ob die Mittheilungen der beiden alten Damen irgendwie auf Wahrheit beruhten.

„Sie sprachen", fuhr Carmen zögernd fort, „von einer vornehmen Familie, von einem Grafen Hartenstein . . . und sagten, daß er eine reiche Erbin, ein Fräulein von Röhn, heirathen würde."

„Davon haben sie sich so eifrig unterhalten?" antwortete Lady Burton. „Ich kenne sie auch, die Hartensteins, so gut wie die Röhns und weiß, daß es sich in der That so verhält."

„Daß sich was so verhält?" fragte Carmen, indem sie sich zu einem ruhig-gleichgültigem Tone zwang, der nichts von ihrer Bewegung verrieth.

„Daß der junge Graf Hartenstein Adelheid von Röhn heirathen wird", erwiederte Lady Burton. „Es geschieht nicht oft, daß die Präsidentin der Wahrheit so nahe kommt."

„Also wirklich, es ist wahr!" sagte Carmen mit leiser Stimme. „Das ist dann freilich etwas Anderes."

„Ja, die Sache verhält sich so, übrigens glaube ich, daß es eine Heirath aus Liebe ist, daß sich die beiden jungen Leute sehr gern haben."

Lady Burtons Urtheil beruhte mehr auf dem was sie gehört hatte, als auf eigener Anschauung. Hätte sie geahnt, wie Carmens Herz bei ihren Worten blutete, so wäre sie gewiß in ihren Aussprüchen vorsichtiger gewesen. Nun sagte Carmen zu sich selbst, daß doch wohl etwas Wahres an der Sache sein müsse, da so viele Menschen dasselbe gesehen haben wollten. Dennoch beschloß sie kein Urtheil zu fällen, bis sie Walter gesprochen hatte.

Die sonnigen Tagesstunden schlichen langsam vorüber und der Abend brach endlich herein. Ueber Carmen war eine tiefe Ruhe gekommen, ihre fieberhafte Aufregung hatte sich gelegt, ihr Puls schlug wieder gleichmäßig; sie war wie von Heiterkeit und Stille umfangen; jede leidenschaftliche Regung schien in ihr erstorben, jede Sorge beschwichtigt zu sein.

Sie erstaunte über sich selbst, stand sie doch am Wendepuncte ihres Lebens! Noch ehe die Blumen zur Ruhe gingen und die Sonne vom Horizont verschwand, sollte sie ihr Schicksal kennen lernen, sollte erfahren, ob das, was sie gehört hatte, irgend welche Begründung besaß, oder ob Walter noch immer hoffte, sie zu seinem Weibe machen zu können.

Ihre völlige Vereinsamung flößte ihr selber Mitleid ein. Da war Niemand, dem sie auch nur ein Wort von Allem, was ihre Seele erfüllte, anzuvertrauen vermocht hätte, kein Mund, den sie küssen, kein Herz, an das sie sich schmiegen durfte. In dieser Stunde, die über ihr Leben entschied, folgte kein theilnehmender Gedanke ihren Schritten, sie war völlig allein.

Carmen sowohl wie Walter überlebten diesen ereignißvollen Tag um viele Jahre, aber keins von ihnen Beiden vergaß auch nur die geringste Einzelnheit desselben. Es war ein milder, duftiger Nachmittag, die Sonne schien warm und hell, ohne durch Hitze zu bedrücken; jeder

Digitized by Google

Hauch des sanften Sommerwindes wirkte belebend; die Bäume trugen den vollen Blätterschmuck, sanfte Schatten lagen auf den Rasenflächen.

Der Platz, den Walter für das Zusammensein erkoren hatte, war ein kleiner grüner, von hohen Bäumen umgebener Winkel. Der junge Mann war zuerst an Ort und Stelle. Wie schlug Carmen das Herz, als sie ihn erblickte! War es möglich, daß die Geschichte, die sie mit angehört hatte, auch nur ein Körnchen Wahrheit enthielt? Wie hätte er zu gleicher Zeit zwei Frauen lieben und heirathen können? Sie hätte sich selbst auslachen mögen, daß sie diesem thörichten Geschwätz nur die mindeste Bedeutung zugeschrieben. Seine Liebe war nicht anders geworden, da stand er und wartete auf sie.

Sobald er sie erblickte, eilte er mit ausgestreckten Händen auf sie zu, sein schönes Gesicht glühte vor Freude, sie zu sehen, seine Augen strahlten in inniger Zärtlichkeit.

„Geliebte!“ rief er, ihre Hände erfassend, „mit Dir kommen Sonnenschein und Sommerpracht wieder; wie glückselig bin ich, Dich zu sehen, jeder Augenblick des Wartens wurde mir unerträglich lang, um so mehr, da ich im Stillen fürchtete, daß Du vielleicht nicht kommen würdest.“

„Ich werde immer kommen, wenn Du mich haben willst, was daraus entsteht, ist mir gleichgültig“, antwortete sie und in Gedanken fügte sie hinzu: „Nein, seine Liebe ist nicht anders geworden!“ Dieser Mann, dessen Angesicht in Liebe für sie erglänzte, war nicht im Stande, eine Andere zu heirathen.

Er führte sie zu einer Rasenbank und zog sie darauf nieder.

„Hier ist es beinahe wie in unserm Thale bei Lissabon“, sagte er; „wenn ich einige der wilden Blumen, die hier wachsen, zusammenhäufe und sie Dir zu Füßen lege, siehst Du aus wie die Carmen jener Tage, aber ich habe jetzt Anderes mit Dir zu besprechen, mein Liebling.“

Er kniete neben ihr nieder.

„Gieb mir einen Kuß, geliebte Carmen“, bat er; „Niemand wird es sehen; bis auf die kleinen, helläugigen Vögel ist kein lebendes Wesen in der Nähe.“

Er berührte ihren süßen, warmen Mund mit seinen Lippen, dann, sie mit beiden Armen umschlungen haltend, sagte er:

„Ich habe Alles vorbereitet, geliebtes Herz; morgen kann unsere gesetzmäßige Trauung stattfinden, morgen um diese Zeit wirst Du Gräfin Hartenstein sein.“

Er hatte alle Vorsicht und Rücksicht in den Wind geschlagen, hatte sich selbst gesagt, daß er Carmen heirathen wolle und müsse, ohne die Folgen zu bedenken. Armuth, Sorgen, völliger Ruin, Alles sollte ihm willkommen sein, vorausgesetzt, daß sie an seiner Seite blieb. Ohne sie weiter zu leben, war ihm nicht möglich.

„Nun wird kein Betrug wieder unterlaufen“, sagte er, „Alles wird fest und klar, geliebte Carmen.“

Sie sah mit hellen, liebevollen Augen zu ihm auf.

„Es ist also wirklich Dein Wunsch und Willen, mich zu Deinem Weibe zu machen, lieber Walter!“ fragte sie.

„Ja, mein Liebling, ja! Meine Schuld war es nicht, daß Du das nicht schon längst geworden bist“, gab er zur Antwort.

Digitized by

„Du bist also", fuhr sie ernster fort, „nicht im Begriff, Fräulein von Röhn zu heirathen?"

Wenn sie ihm plötzlich eine Pistole auf die Brust gesetzt hätte, könnte er nicht mehr erschrocken sein. Mit schmerzlichem Erstaunen sah sie, daß sein Antlitz tödtlich erblaßte; seine Hände lösten sich; seine Augen wurden von einem Ausdruck der Furcht verdunkelt.

„Barmherziger Himmel!" rief er aus, „was willst Du damit sagen, Carmen? Wo hast Du den Namen gehört?"

„Es ist wahr!" sagte sie zu sich selbst. „Etwas wenigstens an der Geschichte ist wahr, sonst wäre sein Schrecken nicht so groß."

„Carmen", rief er wieder; „was hast Du gehört? Laß mich aber vor Allem Deine Frage beantworten. Nein, ich habe nicht die Absicht, Fräulein von Röhn zu heirathen. Du bist mein Weib, bist durch Liebe und Ehre an mich gebunden und sollst es bald auch durch die gesetzlichen Formen sein. Du, Carmen, nur Du, sollst mein Werb werden!"

Sie erhob sich und legte, indem sie vor ihm stehen blieb, die Hand auf seine Schulter; der tiefernste Ausdruck ihres Gesichts prägte sich ihm auf immer ein; ihre klaren, dunklen Augen blickten fest in die seinigen.

„Walter", sagte sie, „bist Du treu und wahr?" Ihre Stimme schien ihm bis in das innerste Herz zu dringen. „Bist Du treu und wahr?" wiederholte sie. „Ich mißtraue Dir nicht, aber die Verhältnisse sind so eigenthümlich! Ich habe mich alle die Zeit her für Dein Weib gehalten, und nun ich nach Deutschland komme, eröffnest Du mir, daß gar keine Heirath zwischen uns stattgefunden hat, daß wir Beide frei sind. Schon das war ein harter Schlag für mich, und dann höre ich, daß Du im Begriff bist, eine Andere zu heirathen. Ich glaube nicht daran, Geliebter, ich frage Dich nur, ob Du treu bist?"

„Ja, treu und fest wie Stahl. Du würdest diese Frage gar nicht stellen, wenn Du mit den Hartensteins genauer bekannt wärst. Wir haben niemals einen Wortbrüchigen unter uns gehabt, wir sind treu; sind eigensinnig, halsstarrig wenn Du willst, aber treu."

„Ich habe nicht daran gezweifelt", sagte sie einfach; „ich glaubte an Dich, aber Du siehst, welche Wendung die Dinge genommen haben."

„Ja, das sehe ich, aber trotzdem hast Du den Glauben an mich nicht verloren? nicht wahr, Carmen, das hast Du nicht gethan?"

„Du siehst ja, daß ich lebe", antwortete sie. „Wie könnte ich das, wenn der Glaube an Dich auch nur einem Augenblick erstorben wäre?"

„Nein, das könntest Du nicht!" sagte Walter. „Nun aber erkläre mir, wie diese Geschichte Dir zu Ohren gekommen ist? Gütiger Himmel, was ists denn um einen edlen Namen, wenn ihn jeder Mann und jedes Weib sogar verunglimpfen darf! Bitte, sag' mir, wie Du diese Geschichte erfahren hast."

„Ist denn etwas Wahres daran?" fragte Carmen.

„Daß ich je daran gedacht hätte, eine Andere zu heirathen als Dich, nein! aber daß ich, ganz gegen meinem Willen, durch die Verhältnisse gezwungen worden bin, Fräulein von Röhn gegenüber eine falsche Stellung einzunehmen, ja! Es war ganz gegen meinen Willen, das schwöre ich Dir zu, und eben so schwöre ich Dir, daß nie ein Mann in so schwerer Weise geprüft worden ist. Sieh mich nicht so finster an, mein Lieb-

Digitized by Google

ling. Jeder Schlag meines Herzens war Dein, jeder Gedanke, jeder Wunsch. Mein ganzes Leben war in Dir, Du warst für mich der Mittelpunct des Daseins, Herz meines Herzens, Leben meines Lebens, Seele meiner Seele. Nicht für einen Augenblick bin ich Dir untreu gewesen; habe nie mit zärtlichen Blicken in eines andern Weibes Angesicht gesehen. Ich bin Dir treu gewesen, treu wie der Himmel ist."

„Ich glaube Dir!" antwortete sie; „ich habe wirklich nie an Dir gezweifelt."

„So komm, setze Dich neben mich und erkläre mir, was Deine Frage bedeutet; erzähle was Du gehört hast und vor Allem, was für mich das Wichtigste ist, wie Du darüber gedacht hast."

Sie setzte sich zu ihm; er ergriff ihre beiden Hände.

„Ich muß sie festhalten", sagte er, „sonst bin ich nicht sicher, daß Du mir nicht entschlüpfst, und Du sollst doch für das ganze Leben mein sein. Also, Carmen, was hast Du gehört?"

„Ich hörte, daß Du Fräulein von Röhn heirathen würdest, und daß sie sehr schön ist und daß ihr Vermögen Dich vom Untergange retten müßte."

Er knirschte mit den Zähnen während er zuhörte.

„Das sagen die Leute?" rief er. „Weiter, Carmen, weiter!"

„Und dann sagten sie, Du liebtest Fräulein von Röhn und würdest von ihr geliebt."

„Ist das Alles, Carmen?"

„Ja; Lady Burton sagt auch, es wäre so, sie hätte mit beiden Familien Verkehr und wüßte, daß es so wäre."

„Und was dachtest Du, als Du dies hörtest?"

„Ich weiß es nicht. Die Worte trafen mich wie ein Donnerschlag und es dauerte lange, ehe ich sie fassen konnte. Dann aber ging die fürchterliche Qual vorüber, denn ich sagte mir selbst, daß Du unmöglich zwei Frauen heirathen könntest, und ich wußte ja, daß Du im Begriff warst, Dich mit mir trauen zu lassen."

„Recht so, Geliebte! ich danke Dir für Deinen Glauben, Dein Vertrauen. Ich habe nie daran gedacht, eine Andere zu heirathen, als meine geliebte Carmen, und es thut mir leid, daß Du dergleichen hören mußtest. Es war nicht eigentlich meine Absicht, Dir von meinen Sorgen zu erzählen, aber vielleicht ist es besser, wenn Du Bescheid weißt. Nie bin ich Dir auch nur für einen Augenblick untreu gewesen, aber ich habe schwer zu leiden gehabt."

„Ist es wahr, daß Du zu Grunde gerichtet bist?" fragte sie in sanftem Tone.

„Ja, mein Liebling, ich fürchte, daß es so ist."

„Und würde Dich Fräulein von Röhns Vermögen vom Untergange retten?" fragte sie wieder.

„Ja, aber ich habe nicht die Absicht, meine Zuflucht dazu zu nehmen", antwortet er.

„Willst Du mir Alles sagen?" fragte sie; „mir alle Verhältnisse genau so schildern wie sie sind, mit voller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, so daß ich die ganze Sachlage verstehen kann?"

„Das möchte ich lieber nicht thun", gab er zögernd zur Antwort;

„es wird Dich nur betrüben und kann nichts helfen. Mein Entschluß steht fest.

„Ich habe ein Recht, Alles zu wissen", sagte sie innig; „ich habe ein Recht an Dein volles, unbedingtes Vertrauen, lieber Walter."

„Aber wenn es Dir nun Schmerz bereiten kann?"

„Um so mehr habe ich Grund und Ursache, Alles zu hören", sagte Carmen. „Du kannst mir vertrauen, Walter, Du mußt es."

So erzählte er ihr denn Alles was geschehen war; wie er nach Haus gekommen, voll Verlangen, seine Heirath bekannt zu machen und zu ihr zurückzukehren. Wie er am Sterbebette des Vaters gelitten und gekämpft hatte und von dem Netz, in das er langsam verstrickt worden war, bis er sich demselben nicht mehr zu entreißen vermochte.

„In dem Augenblick", fügte er hinzu, „wo ich meine heimliche Heirath offenbart hätte, wäre Alles zusammengebrochen und wir Alle wären dem Untergange verfallen. Für mich selbst hatte ich nicht die mindeste Besorgniß, Du warst ja mein. Aber meine Mutter, meine Schwester, der Hartenstein, Alles wäre mit einem Schlage verloren gewesen. So schob ich denn meine Erklärung von einem Tag zum andern hinaus, aus Furcht meiner Mutter das Herz zu brechen. Meine Liebe zu Dir hatte keine Minderung erfahren, nur meine Sorgen und Verlegenheiten wurden immer größer."

Carmens Gesicht erblaßte mehr und mehr, während sie ihm zuhörte, und dabei verbreitete sich ein Glanz über ihre Züge, den er sich nicht zu erklären vermochte.

„Und was willst Du nun beginnen, lieber Walter?" fragte sie sanft.

„Vor Allem mich, sobald Du willst, mit Dir trauen lassen, Geliebte", gab er zur Antwort.

„Und dann?" fragte sie abermals.

„Dann will ich meiner Mutter und Schwester irgend ein freundliches, bescheidenes Daheim zu gründen suchen, und wenn das geschehen ist, meine Liebling, wollen wir, Du und ich, nach dem fernen Westen auswandern. Dort werden wir unser Haus bauen und dem neuen Namen, den wir dort annehmen, denselben guten Klang erwerben, den der alte gehabt hat."

„Du würdest dort Deinen Namen ändern?" fragte sie leise.

„Ja, meine Liebe; ich würde meinen Grafentitel ablegen, mich vielleicht einfach Herr Hartenstein nennen; was sollte mir ein Grafentitel im Urwalde nützen?"

Das liebliche Antlitz senkte sich und nach einer Weile sah Carmen mit traurig-ernsten Augen zu Walter auf.

„Warum mußt Du auswandern, lieber Walter? ich verstehe das nicht."

„Weil mir, wenn ich für Mutter und Schwester gesorgt haben werde, nichts mehr bleibt, nichts", fügte er mit einem Lächeln hinzu, „als der größte Schatz der Welt: mein geliebtes Weib. Wird es Dir schwer fallen, Carmen, das Weib eines armen Mannes zu sein?"

„Nein, wie sollte mir das schwer fallen?" antwortete sie. „So lange ich lebe, bin ich arm gewesen und Armuth, die von Deiner Liebe vergoldet wird, würde für mich der größte Reichthum sein. O nein, mir wird das nicht schwer."

Digitized by Google

„Es ist ein anderes Loos, als was ich Dir zu bereiten hoffte, mein Liebling", fuhr er fort. „Ich hoffte, Dich zur Herrin des Hartensteins zu machen, zur Gräfin Hartenstein, der ich Reichthum und Luxus zu Füßen legen wollte. Es schmerzt mich, daß ich Dir anstatt dessen nur Armuth zu bieten habe."

„Mit Dir vereint sollte sie mir willkommen sein!" sagte Carmen träumerisch vor sich hin. Walter schien es, als ob sie das mehr zu sich selbst als zu ihm gesagt hätte.

Beide schwiegen; nur der Gesang eines Vogels, der sich über ihnen in den Zweigen wiegte, unterbrach die Stille. Plötzlich sagte Carmen, indem sie ihm ins Gesicht sah:

„O Walter, Du mußt mich doch sehr lieben!"

„Ich liebe Dich mehr als Alles in der Welt!" rief er aus. Glaube mir das, geliebtes Herz! Du wirst nie ermessen, wie sehr ich Dich liebe!"

XXXI.

„Ja, Walter, Du mußt mich sehr lieben!" wiederholte Carmen in nachdenklichem Tone.

„Als ob Du das eben erst entdeckt hättest, theures Herz!" rief Walter und lachte. „Ich bin von Anfang an überzeugt gewesen, daß kein Mann auf Erden jemals ein Weib so geliebt hat oder lieben wird, wie ich Dich, meine Carmen."

„Wie glücklich mich das macht!" antwortete sie mit seltsamer Ruhe. „Sag mir das wieder und wieder, lieber Walter."

Mit stiller Verwunderung, es lag etwas Eigenthümliches in ihrer wehmüthigen Zärtlichkeit, erfüllte er ihren Wunsch, sagte ihr die liebevollsten Worte, nannte sie mit den süßesten Schmeichelnamen und küßte ihren süßen, stummen Mund. Fünf Minuten vergingen in stillem, friedvollem Glück; dann aber, es war unbeschreiblich traurig, lösten sich ihre warmen Hände von seinem Nacken; sie entwand sich seinen Armen und erhob das Gesicht von seiner Brust.

„Ich danke Dir, Walter!" fing sie an; „ich werde jedes Wort, das Du mir gesagt hast, im Herzen bewahren, jedes Wort. Fortan aber darf zwischen Dir und mir nicht mehr von Liebe die Rede sein! ich werde Dich niemals heirathen, werde nie Dein Weib sein!"

„Morgen, wenn wir dann noch leben, wirst Du es sein!" versicherte er.

„Nein, meine Gelieber. Diesen Abend werden wir uns trennen und uns nicht wiedersehen, bis . . ."

„Sprich nicht solchen Unsinn, Carmen!" fiel er ihr ins Wort. „Morgen um diese Zeit bist Du mein Weib."

„Niemals! bitte, beantworte mir ein paar Fragen. Wenn Du mich heiratheſt, mich, die ich weder Vermögen, noch einflußreiche Verwandte besitze, mußt Du Dein schönes Stammschloß, den Hartenstein, aufgeben, nicht wahr?"

„Ja, den muß ich aufgeben", antwortete er mit einem gewissen Zögern. „Aber Du, Carmen, bist mir theurer, als der Hartenstein."

„Er muß verkauft werden, wenn Du die Summe, für die er ver-

Digitized by

pfändet ist, nicht bis zum 27. Juni bezahlen kannst", fuhr sie fort; „dem ersten besten Fremden verkauft, der genug dafür bietet."

Eine Wolke legte sich auf seine Stirn und verdunkelte den zärtlichen Glanz seiner Augen.

„Warum davon sprechen, Carmen?" rief er ungeduldig.

„Weil es nicht geschehen darf", sagte sie, „unter keiner Bedingung. Auch Deine gesellschaftliche Stellung, Deinen Namen würdest Du aufgeben, wenn Du mich heiratheſt, ist es nicht so?"

„Ja, das wird mir aber gar nicht schwer", gab er zur Antwort.

„Auch das darf nicht sein!" sagte sie mit ruhiger Bestimmtheit. „Und Deine Mutter, die Gräfin Hartenstein, würde sie nicht die hervorragende Stellung, in der sie so lange geglänzt hat, aufgeben müssen, wenn Du mich heiratheſt?"

Der Schatten auf seiner Stirn wurde dunkler.

„Das ist das Schwerste", gab er zu. „Ja, meine Mutter würde das bitter empfinden."

„Und Deiner Schwester würde aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Bewerber verlieren."

„Ein elender Bewerber, wenn er sich dadurch umstimmen läßt!"

„Zugegeben, aber die Thatsache bleibt sich gleich. Du sagteſt mir, daß Alles, was der pecuniären Ehre Eures Hauses, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu nahe tritt, diese Verbindung unmöglich machen würde."

„Meine Mutter behauptete das, aber ich kann es nicht glauben", antwortete der junge Mann.

„Endlich müßteſt Du, wenn Du mich heiratheteſt, zu dem Freiherrn, dem Freunde Deines verstorbenen Vaters, gehen und ihm erklären, daß Du weder seine Tochter heirathen, noch sein Darlehn zurückzahlen kannst!"

„Das Alles ist so, liebe Carmen, aber warum davon sprechen?" Sicherlich . . ."

„Nein, Du mußt mich anhören!" fiel sie ihm ins Wort, „die Reihe des Sprechens ist nun an mich gekommen. Glaube mir, Walter, ich würde, das ist mein heiligster Ernst, ich würde lieber sterben, als Dich heirathen."

„Aber Du hast mich ja schon geheirathet!" rief er; „durch Ehre und Gewissen, wenn auch noch nicht der Form nach, bist Du an mich gebunden und es liegt nicht mehr in Deiner Macht, zu entscheiden, ob Du mir angehören willst oder nicht. Du bist und bleibst mein."

„Nein, wir Beide sind frei, wie der Wind", antwortete sie, „und heirathen werde ich Dich nich. Liebster Walter, bin ich Dir je so eigennützig und rücksichtslos erschienen, daß Du glauben kannst, ich würde Dich in solcher Weise ins Unglück stürzen?"

„Ich will das nicht mehr mit anhören!" fiel er ein. „Durch die Gelübde, die Du für bindend hieltest, als Du sie aussprachst, hast Du Dich mir zu eigen gegeben."

„Nein, sie binden mich nicht", erwiederte Carmen. „Geliebter, begreifst Du nicht, daß es mir geradezu unerträglich ist, Dich ins Verderben zu ziehen? Wenn ich Vermögen hätte, würde ich stolz darauf sein, es Dir geben zu können; wenn ich Einfluß besäße, sollte er Dir zu gut

Digitized by Google

kommen, aber an Deinem Untergange schuld sein, kann und will ich nicht."

Ihre Stimme erstarb in einem zitternden Seufzer.

„Du spielst mit mir, Carmen!" sagte der junge Mann in gereiztem Tone. „Du weißt, daß Du nach Ehre und Gewissen mein Weib bist und als solches nehme ich Dich in Besitz." Sie antwortete mit einem matten Lächeln, während er ungestüm fortfuhr: „Nur ein Zufall ist Schuld, daß Du nicht in aller Form mein Weib geworden bist; weder ich noch Du haben die leiseste Ahnung davon gehabt, daß unsere Trauung ungültig sein könnte, wir glaubten Beide gesetzmäßig verheirathet zu sein und nun kannst Du so zu mir sprechen! Ich aber sage Dir, daß Du mich nicht mehr verlassen darfst; Du bist mein Weib und wirst es bleiben."

Sie kniete an seiner Seite auf dem Rasen nieder.

„Höre mich an, mein Geliebter", sagte sie; „alles Reden ist unnütz; ich schwöre Dir zu, daß ich lieber mein eignes Grab graben und sterben würde, als Dich heirathen. Bin ich denn jeder edlen Regung, jeder Großherzigkeit und Charakterstärke so ganz unfähig, daß ich, um meiner Liebe zu genügen, Dich und die Deinen unglücklich machen sollte? Soll ich ruhig dabei stehen, wenn Du den Hartenstein verlierst und Deine Mutter und Schwester ins Elend hinausgestoßen werden? Soll ich, die ich Dich liebe, schuld sein, daß Du Rang und Namen aufgiebst und von Schmach bedrückt in die Verbannung ziehst? Der Himmel möge mich davor bewahren! Es giebt eine höhere, reinere Liebe, als die, welche kein anderes Ziel kennt, als den Besitz des geliebten Wesens, die edle, reine hochherzige Liebe, die sich selbst dem Wohl des Geliebten zum Opfer bringen kann. Diese Liebe ist die höchste, die treueste. Glaube mir, Walter, das eigentliche Wesen der Liebe ist Selbstüberwindung, Entsagung. Wenn Dir mein Tod zum Heil werden könnte, so wäre ich in diesem Augenblick zum Sterben bereit, und wenn es Dein Wohl verlangt, daß ich ohne Dich weiter lebe, so werde ich auch das um Deinetwillen thun."

„Deine Liebe ist kalt!" rief der junge Mann.

„Nein, ich stamme nicht aus dem Lande kalter Empfindungen", antwortete sie, „aber mein Ideal von Liebe ist ein höheres, als das Deine. Du willst an mir festhalten, obwohl die Heirath mit mir Deine Umgebung in Elend und Armuth stürzt, und ach! Dich selber auch. Aber nun höre mich, Geliebter: es ist über allen Zweifel erhaben, daß wir uns gegenseitig treu und zärtlich lieben, diese Liebe ist jedoch ein verbotnes Glück für uns; wir müssen uns darein ergeben, ihr zu entsagen."

Er zog das junge Mädchen an seine Brust und küßte sie.

„Ich kann nicht ohne Dich leben", sagte er mit finsterer Stimme; „ich habe es ja versucht, ich kann es nicht!"

„Du wirst es lernen, wirst Dich mit der Zeit daran gewöhnen!" antwortete sie und ein überirdischer Glanz verklärte ihre Züge. „Nicht einen glücklichen Augenblick würde ich haben, wenn wir uns heiratheten", fuhr sie fort, indem sie ihre Hände in die seinigen legte. O, mein Geliebter, glaube mir, ich bin von einer zu innigen Liebe erfüllt, um Dich niederzuziehen; meine Hände sollen Dich kräftigen, aber nicht Dein

Digitized by Google

Vaterhaus zerstören und Dir die Grafenkrone von der Stirne reißen. Ich, das Weib, das Dich liebt, sollte schuld sein, wenn Du zum Bettler wirst? Ich sollte schuld sein, daß Noth, Unheil und Gram über Dich hereinbrechen? Nein, tausendmal nein! Das stolze portugiesische Blut in meinen Adern empört sich gegen den Gedanken. Wir müssen uns trennen, Geliebter! Ich wäre das elendste, verächtlichste, eigensüchtigste Geschöpf der Welt, wenn ich, nun ich die Wahrheit kenne, einwilligte, Dich zu heirathen."

„Aber ich liebe Dich, Carmen!" rief er leidenschaftlich.

„Und ich liebe Dich, Walter! Aber das darf uns nicht bestimmen, nicht beeinflussen. Höre mich an, Geliebter! in den meisten Fällen ist es am besten, alle weltlichen Rücksichten bei Seite zu schieben, und einzig und allein aus Liebe zu heirathen; in unserm Falle ist es jedoch nicht so. Du hast auf andere Wesen Rücksicht zu nehmen, deren Glück Dir theurer sein muß, als das eigne. Und ich, das Weib, das Dich liebte und das sich so lange für Deine Gattin gehalten hat, ich sage Dir im Angesicht des Himmels, daß es, meiner festen Ueberzeugung nach, Deine Pflicht ist, Dich mit Adelheid von Röhn zu verheirathen."

„Du bist grausam gegen mich!" rief er mit leidenschaftlichem Vorwurf."

„Bin ich etwa milder gegen mich selbst?" fragte Carmen. „Glaubst Du, daß mir, wenn ich Dir jetzt Lebewohl gesagt habe, noch irgend ein Glück im Leben bleibt? Es giebt Männer und Frauen, denen die Aufgabe auferlegt wird, ihr eignes Herz unter die Füße zu treten und aller Liebe und Schönheit des Erdendaseins zu entsagen, um sich ganz der Pflicht zu weihen. Auch Du, Walter, bist einer von diesen."

„Du liebst mich nicht, sonst könntest Du nicht so kalt davon sprechen, mich aufgeben zu wollen", sagte er.

„Nur weil ich Dich so über Alles liebe, kann ich Dich aufgeben. Wenn ich nur mich selbst berücksichtigen wollte, würde ich thun, was mich glücklich macht."

„Alles was Du da sagst, ist überflüssig; Du mußt das Versprechen halten, das Du mir gegeben hast!" rief Walter mit entschlossenem Tone.

„Lieber Walter", antwortete sie, „ich bin so fest davon überzeugt, daß es grausam und egoistisch von mir wäre, wenn ich Dich heirathete, daß ich mir lieber mit eignen Händen ein Schwert in die Brust stieße, ehe ich mich dazu bestimmtn ließe. Ich schwöre Dir, daß ich niemals Dein Weib werde!"

„Du bist grausam, Carmen!"

„Walter, mein einzig Geliebter, daß ich meinen Eid breche, kannst Du nicht verlangen, Dein Wohl, Dein Glück muß vor allen Dingen gesichert sein. Ich halte fest an meinem Worte: wir sind uns von Stund an so fremd, als ob wir uns nie begegnet wären. Mache nur meinen Schmerz und Gram nicht noch schwerer, indem Du versuchst, mich zu dem zu bereden, was ich nicht thun würde, und wenn mein Leben davon abhinge. Ich würde Dich für grausam und hartherzig halten müssen, wenn Du das versuchtest."

„Du scheinst mich sehr leicht aufgeben zu können!" rief er heftig.

„Ich werde mein Leben lang darum leiden", antworte sie in schmerz-

Digitized by Google

lichem Tone; „glaubst Du, daß sich der Gram so vieler Jahre in eine Stunde zusammenpressen läßt?“

„Es ist Deine Wahl, Du hast Alles in Deine eigne Hand genommen“, sagte Walter.

„Ja, ich habe Dich von einem verderblichen Opfer zurückgehalten“, antwortete sie. „Ach, mein Geliebter, zürnen darfst Du mir nicht, das kann ich nicht ertragen.“

Graf Hartenstein blickte in das schöne, leidenschaftlich erregte Gesicht, auf dem der Stolz eines edlen Entschlusses ausgedrückt war.

„Von Zorn ist nicht die Rede, Carmen“, sagte er; „aber ich bin außer mir, und versichere Dich auf meine Ehre, daß ich nie, auch nur für einen Augenblick den Gedanken gehegt habe, mich zu retten, indem ich mich von Dir lossagte. Jeden solchen Gedanken würde ich mit Verachtung von mir gewiesen haben.“

„Davon bin ich überzeugt, lieber Walter. Aber es giebt kein anderes Mittel, Deine Verhältnisse zu ordnen. Wenn ich Dir auch nur eine bescheidene Mitgift zubringen könnte, würde ich nicht von Trennung sprechen. Aber ich bin arm und werde nie etwas besitzen. Die Söhne einer Familie, wie die Eurige ist, pflegen in jeder Generation eine besondere Aufgabe zu haben: die Deinige ist, den Hartenstein für Euch zu erhalten.“

„Nein, Dich zu heirathen!“ fiel er ihr ins Wort.

„O nein, das nicht! stelle Dir nur einmal vor, wie sich Dein Herz in Sehnsucht nach dem Hartenstein verzehren würde, wenn wir irgendwo im Urwald wären.“

„Du hast recht, Carmen!“ rief er mit leidenschaftlichem Schmerz; „ich fühle, daß Du recht hast und doch, wie soll ich ohne Dich leben, Du mein Glück, meine einzige Liebe!“

„Du wirst Vieles haben, Dich zu trösten“, antwortete sie; „die Pflichten Deines Standes, den Hartenstein, Deine Mutter und Schwester, und mit der Zeit wirst Du auch Deine Gattin lieben lernen.“

Mit einem tiefen Schmerzensseufzer begrub er das Gesicht in seine Hände; nach kurzer Pause erhob er es wieder und sagte:

„Ich kann es nicht ausdenken, kann es nicht glauben, Carmen, daß wir uns trennen sollen. Wird keine Bitte und Flehen im Stande sein, Dich zu erweichen?“

„Nein, denn der Tag wird kommen, wo Du mich für das, was ich jetzt thue, aus vollem Herzen segnest, obwohl es Dir heute so hart, so furchtbar hart erscheint.“

„Niemals!“ rief er ungestüm, „niemals wird eine solche Stunde für mich kommen. Ich werde nie, auch nur mit Ergebung auf das Werk dieses Tages zurückblicken, niemals! Ich habe nur ein Kleinod im Leben, da bist Du! Wenn ich Dich verloren habe, ist Alles dahin. Für Deinen Verlust kann mich nichts entschädigen, nichts in der Welt!“

Sie schmiegte sich innig an ihn und sah mit feuchten Augen zu ihm auf.

„Es ist hart für mich“, sagte sie, „aber es muß durchgeführt werden. Nachdem wir uns für Ehegatten gehalten, nachdem wir geglaubt mit einander verbunden zu sein, bis der Tod uns scheiden würde, müssen

Digitized by Google

wir uns nun trennen, müssen uns fortan fremd sein, kannst Du das fassen, Geliebter? uns fremd sein auf immerdar!"

Ihr Muth, ihre feste Entschlossenheit schien plötzlich zusammenzubrechen und sie weinte, wie man nur einmal im Leben weinen kann. Er hielt sie in den Armen, während sie sich ihrem leidenschaftlichen Schmerzensausbruch überließ, ihre zarte Gestalt in Schluchzen erbebte und heiße Thränen ihre Wangen überströmten. Endlich sagte er, indem er sie fester an sich zog:

„Glaubst Du, daß ich dies ertragen kann, geliebte Carmen? Ich wäre kein Mensch, wenn ich Dich so leiden sähe und dennoch einwilligte, mich von Dir zu trennen."

Mit einem Ausdruck des Stolzes hob sie ihr Antlitz auf.

„Verstehe mich nicht falsch", bat sie; „ich weine, aber mein Entschluß steht fest; ich klage, aber ich würde nicht anders handeln, und wenn mein Leben auf dem Spiele stände. Meinen Thränen kann ich nicht gebieten, sie sind jedoch kein Beweis für die Umwandlung meiner Absichten. Von Dir zu scheiden ist für mich bitter wie der Tod, und doch kann ich nichts Anderes wählen. Wenn unsere Jugend dahin ist, und Liebe und Leidenschaft uns nur noch wie ein Traum erscheinen, werden wir einsehen, daß es recht und gut war, uns jetzt zu trennen, recht und gut, Geliebter!"

Ihr Haupt sank an seine Brust und ihre Stimme wurde zum träumerischen Flüstern.

„Es wird Jahre und Jahre dauern, ehe diese Zeiten für uns kommen, Geliebter", sagte sie; „erst müssen Deine hübschen Locken grau werden, und mein Gesicht muß sich mit Runzeln bedecken, aber endlich sind wir so weit, und dann sehen wir auf diese Tage voll bitterer Liebesschmerzen zurück, wie auf einen Traum, der uns den Frühling des Lebens getrübt hat. Dann werden wir uns daran erinnern, wie wir uns gefunden und getrennt, uns geküßt und mit Klagen und Thränen von einander losgerissen haben."

„Geliebte, Du brichst mir das Herz", sagte er traurig. „Was gäbe ich darum, nur für einen kurzen Augenblick Adam Binder in meiner Gewalt zu haben! Ohne seinen Schurkenstreich könntest Du Dich nicht mehr von mir lossagen, was auch Vernunft und Weltklugheit predigen möchten."

„Nein, ohne seinen Schurkenstreich wären wir unauflöslich verbunden, auch mir thut es weh, daran zu denken, aber um Deinetwillen, Geliebter, sehe ich, daß es so am besten ist. Und nun, Walter, geliebter Walter, nun ist der Augenblick des Abschieds gekommen, wir müssen uns trennen."

„Uns trennen?" rief er, indem er mit entschlossener Miene auf sie niedersah. „Wie thöricht ists, wenn wir von Trennung sprechen, wir, die wir nur einen Herzschlag, einen Gedanken haben! Was wolltest Du denn mit Deinem Leben anfangen, Carmen, wenn Du bei diesem grausamen Entschlusse beharrtest? sag es mir, sag es mir!"

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht", gab sie trübe zur Antwort; „ehe ich irgend etwas überlegen kann, muß ich mein Herzweh überwunden haben. Ich werde sehr unglücklich sein, aber mein Leben in nutzlosem Gram verzehren will ich nicht, das weiß ich." Ihre ruhige Festigkeit beruhigte und festigte auch ihn, die gewöhnliche Wirkung, die

Digitized by Google

eine starke Natur auf die schwächere auszuüben pflegt. „Ich werde mich sehr elend fühlen", fügte sie hinzu; „aber die Zeit, die alles Scharfe abstumpft, wird auch meine Schmerzen mildern."

„Die meinigen nicht!" fiel er bitter ein.

„Für jetzt, Walter, müssen wir uns meiden", fing sie wieder an; in der Beziehung steht mein Entschluß felsenfest; aber glaubst Du nicht, daß wir in Jahresfrist, wenn ich erprobt habe, wie ich das Leben ohne Dich zu tragen vermag, und Du schon ein Weile verheirathet bist, glaubst Du nicht, daß wir dann als Freunde verkehren dürften?"

„Ja, Carmen, ich wüßte nicht, warum wir das nicht dürften", erwiederte er.

„Ich werde Deutschland nicht wieder verlassen", fuhr sie fort; „nach Portugal zurückzukehren wäre mir unmöglich. Hier will ich leben, Walter, hier, wo ich Dich zuweilen sehen kann." Ihre Stimme erstarb in einem Schmerzenslaut; nach einer Pause fuhr sie fort: „Vielleicht treffe ich hin und wieder mit Dir zusammen, und wir wechseln ein paar freundliche Worte, und ich sehe Dich reich, geehrt und glücklich, und dann sage ich mir selbst, daß auch ich mein Scherflein dazu beigetragen habe, Dir dies glänzende, edle Dasein zu gründen."

„Glänzend und edel vielleicht, aber doch nur ödes Leben, ohne Dich, Carmen!"

Sie schwieg ein paar Minuten, dann sagte sie:

„Ich wüßte nicht, warum ich Deutschland verlassen sollte; was meinem Leben noch an Glück zu Theil werden kann, vermag ich nur in Dir zu finden, in dem Verfolgen Deiner Laufbahn, dem Anblick Deines Glücks, der Freude an Deinen Erfolgen; warum sollte ich mir diesen Trost versagen?"

„Lieber den Tod, als ein Leben ohne Dich!" rief Walter.

„Wir können leider nicht Alles haben, was wir uns wünschen", sagte Carmen ernst; „aber ich hoffe, Walter, daß wir im Lauf der Jahre als Freunde verkehren lernen."

„Ja, wir wollen Freunde werden!" antwortete er, und als er sie küßte, flossen seine Thränen auf ihr Antlitz nieder. „Muß das Opfer wirklich gebracht werden?" fragte er endlich, indem er sie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit ansah. „Carmen, ich kann den Gedanken nicht fassen, nicht ertragen! Ists möglich, daß der Himmel uns keinen andern Ausweg gewährt?"

„Es giebt keinen andern", sagte sie traurig, und indem sie seinen Arm mit beiden Händen umfaßte, fügte sie hinzu:

„Du wirst mich nicht vergessen, Geliebter, und in den langen Jahren, die vor uns liegen, wirst Du Dich immer erinnern, daß ich Dich nur verlassen habe, weil ich Dich so über Alles liebte."

Er konnte nicht antworten; der Schmerz überwältigte ihn, während Carmens Herz von der Bitterkeit des Todes erfüllt schien. Die Stunden waren ungezählt vorübergegangen; jetzt verschwand die Sonne hinter den Bäumen und das junge Mädchen sagte sich selbst, daß der schreckliche Augenblick der Trennung gekommen sei.

„Walter", sagte sie leise; „ich muß nun gehen; sieh, die Sonne sinkt . . ."

„Meine Lebenssonne ist schon untergegangen, ist in Dunst und

Digitized by Google

Nebel verschwunden!" schrie er auf, indem er sie ungestüm an sich preßte. „Wie soll ich Dir Lebewohl sagen?" fuhr er fort. „Wie soll ich Worte finden, das zu thun! Carmen, Carmen, wie soll ich mich von Dir losreißen? Von Dir, die ich so innig liebe! Ich habe nie eine andere Liebe gekannt, und wenn meine Hand die Deine zum letzten Male gedrückt hat, kann mir das Leben nichts mehr bieten. Wie soll ich es überstehen, wenn Du von mir gehst?"

Sie schluchzte laut, aber ihr Entschluß blieb fest, wenn sie auch in diesem letzten schweren Augenblick nicht im Stande war, ihren Schmerz zu bezwingen.

„Ich soll Dich jetzt zum letzten Male küssen, Carmen, ich kann es nicht!" fuhr Walter fort; „soll Dich zum letzten Male an mein Herz drücken, zum letzten Male Deine Hände fassen, zum letzten Male Liebesworte zu Dir sagen dürfen! Unmöglich, Carmen, ich kann es nicht! Ich bin ein Feigling, bin nicht im Stande, Dich aufzugeben. Geliebte, um des Himmels willen, quäle mich nicht länger! Ich kann Dich nicht aufgeben!"

Als er so schwach wurde, schien ihre Kraft wieder zu wachsen.

„Ich muß Dir helfen!" sagte sie; „wenn Du nicht von mir gehen kannst, muß ich Dich verlassen. Walter, Geliebter, höre mich an: ich werde Dich lieben, so lange ich lebe, werde mich nie verheirathen, werde immer an Dich denken, Dich immer im Auge behalten, immer für Dich beten und endlich —"

„Was, mein Liebling?" fragte er mit gebrochener Stimme, „was endlich?"

„Endlich", flüsterte sie unter strömenden Thränen, „der Himmel ist gnädig — endlich dürfen wir wohl wieder beisammen sein! Sag' mir Lebewohl, Walter, mein Geliebter, mein einziges, verlorenes Glück — lebe wohl, lebe wohl!"

Es war herzzerreißend, ihre leidenschaftlichen Liebkosungen, ihre leidenschaftlichen Thränen zu sehen. Walter konnte sich nicht von ihr losreißen. Sie sah, daß ihn die Kraft verließ und drückte ihre bebenden Lippen auf seinen Mund.

„Geliebter, lebe wohl!" flüsterte sie.

Dann machte sie sich aus seiner zärtlichen Umschlingung los und ging. Nicht ein Mal blickte sie zurück. Jetzt hörte sie einen leisen Schrei; aber sie blieb nicht stehen, eilte nur um so hastiger fort. Wenn sie jetzt zu Walter zurückgekehrt wäre, hätte sie sich nicht wieder losreißen können. Unaufhaltsam eilte sie durch den Park; fröhliche Kinderstimmen klangen ihr ins Ohr, ihr Herz schlug in wilder Qual, ihre Augen waren von Thränen verdunkelt, ihre Lippen preßten sich fest zusammen, und während sie so, wie von Todesangst gejagt, die Straßen erreichte und durchirrte, hätte sie aufschreien mögen: „Barmherziger Himmel, wenn das Leben solche Schmerzen bringt, so laß mich sterben!"

XXXII.

Es war der 10. Juni. Der Freiherr von Röhn saß allein in seinem Studirzimmer; die Unruhe und Aufregung der Heimkehr waren

Digitized by Google

verklungen und die Papiere, Acten und Documente, mit denen sein Schreibtisch bedeckt war, bewiesen, daß er sich bereits in wichtige Geschäfte versenkt hatte. Der Freiherr war zufrieden mit sich und der Welt; der halbofficielle Auftrag, der ihn bis jetzt in Paris festgehalten hatte, war zu allseitiger Zufriedenheit ausgeführt; von allen Seiten wurde er freundlich begrüßt; seine Gattin hatte eine Stunde lang mit ihrer Gemüthsbewegung zu kämpfen gehabt; seine Tochter, die er anbetete, sah schöner aus als je, und um sein Wohlbehagen zu vollenden, war eben ein Billet des jungen Grafen Hartenstein gekommen, der um Erlaubniß bat, ihm noch im Laufe des Nachmittags seinen Besuch zu machen.

Mit dem Ausdruck innigster Zufriedenheit rieb sich der Freiherr die Hände.

„Adelheid liebt ihn", sagte er zu sich selbst. „Nichts hätte mich mehr erfreuen können, als der Brief meiner Frau über die beiden jungen Leute. Alles wird sich aufs Beste machen, mein liebster Wunsch in Erfüllung gehen, mein Name mit dem des ältestem Adels verbunden sein. Wie mich das glücklich macht! Geld habe ich so viel, daß ich kaum weiß, was ich damit anfangen soll, aber der Stammbaum, der Stammbaum, damit war es nicht besonders bestellt."

Die Meldung, daß Graf Hartenstein um die Ehre bitte, machte den Betrachtungen des alten Herrn ein Ende. Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und der Freiherr, der seinen jungen Gast mit Verwunderung ins Auge gefaßt hatte, rief:

„Lieber Walter, was haben Sie denn mit sich angefangen? Sie sehen krank oder abgehärmt aus. Hoffentlich haben Sie sich nicht um Geldangelegenheiten gesorgt.

„Das habe ich allerdings gethan", gab Walter zur Antwort.

„Das war durchaus nicht nöthig", erwiederte der Freiherr. „Ich habe Sie ja noch ausdrücklich gebeten, sich nicht damit abzuquälen, es bleibt uns Zeit genug, alles Geschäftliche zu ordnen."

„Das war es nicht, Herr von Röhn, nicht die Zeitfrage hat mich beunruhigt", sagte der junge Mann, der noch einen letzten Versuch machen wollte, so wenig er selbst davon erwartete. „Darf ich mich offen gegen Sie aussprechen?"

„Gewiß, mein lieber junger Freund. Warum denn nicht? Je offener Sie sind, um so besser. Wo immer mir Offenheit entgegentritt, ist sie mir lieb und achtungswerth, allzuhäufig ist das freilich nicht der Fall. Also sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben."

„Ich habe mich sehr um meine Geldangelegenheiten, um den Hartenstein und Wolfshagen gesorgt, noch mehr aber hat mich etwas Anderes gequält. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Fräulein Adelheid sich für mich opfern soll, daß ihr Vermögen dazu dienen soll, mich vom Untergange zu retten.

Der Freiherr nickte verständnißvoll. Im Gedanken sagte er zu sich selbst: „Zartfühlend, empfindlich, eine fein organisirte Seele", und laut fügte er hinzu:

„Das brauchen Sie nicht zu fürchten, lieber Walter. Meine Adelheid opfert sich nicht, sie heirathet ganz nach Herzenswunsch und Neigung."

Walter verbeugte sich, der Freiherr fuhr fort:

Digitized by Google

„Was die Geldfrage betrifft, so lassen Sie mich ein für alle Mal erklären, daß mir Ihr Name für die Mitgift meiner Tochter ein vollständiges Aequivalent giebt"

Walter verbeugte sich abermals. Er wußte nichts mehr zu sagen; sein letzter Versuch war mißlungen. Noch einmal nahm er in diesem Augenblick von Carmen Abschied, jetzt waren sie wirklich getrennt.

Der Freiherr, der aufgestanden war, legte dem jungen Manne die Hand auf die Schulter.

„Lieber Walter", sagte er herzlich, „ich habe Ihren Vater hoch geschätzt und für Sie fühle ich eine aufrichtige Zuneigung; wie es mich erfreut, daß sich Alles so gefügt hat, vermag ich nicht in Worte zu fassen. Wenn ich mir unter allen jungen Männern, die ich kenne, den Schwiegersohn wählen sollte, würde meine Wahl auf Sie gefallen sein. Wie lange Jahre habe ich mich gesehnt, einen Sohn zu haben, den Segen hat mir der Himmel versagt, nun müssen Sie mein Sohn werden."

Walter fühlte sich durch diese gütigen Worte tief gerührt; seine bleichen Lippen bebten, während er die Hand ergriff, die ihm der Freiherr zustreckte.

„Wie gütig und großherzig sind Sie gegen mich", sagte er, „ich kann es Ihnen nie vergelten!"

„Machen Sie meine Adelheid glücklich", erwiederte der Freiherr. „Sie ist meines Herzens theuerstes Gut, machen Sie sie glücklich, das ist mehr als Vergeltung"

„Ich will mein Bestes thun!" sagte Walter und gelobte sich selbst, Carmens Bild so viel als möglich fern zu halten, um unbeirrt seine Pflicht zu erfüllen.

Der Freiherr deutete auf den mit Papieren bedecktem Tisch.

„Da giebt es allerhand für uns zu thun", sagte er mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit. Obwohl ich überzeugt war, daß sich Alles nach unseren Wünschen gefügt hätte, wollte ich doch nichts thun, ehe ich Sie gesprochen. Nun aber, lieber Walter, schlage ich Ihnen, wenn Sie keine anderweitige Verabredung haben, vor, morgen am Tage eine Zusammenkunft mit Ihren Gläubigern zu arrangiren. Ich möchte die Summe, die auf Ihren Gütern lastet, sofort auszahlen, und vor allen Dingen dem Hartenstein frei machen."

Walters Herz schlug hoch auf, als er diese Worte hörte und eine dunkle Röthe stieg ihm ins Gesicht. Er versuchte zu sprechen, aber ein tiefer, zitternder Seufzer war der einzige Laut, den der Freiherr hörte.

Der Hartenstein frei! Um das zu erreichen, hatte sich Walter von Carmen getrennt und die Liebe seines jungen Herzens unter die Füße getreten. Um dies zu erreichen, hatte er sich für sein ganzes Leben elend gemacht.

„Ich verstehe Ihre Bewegung", sagte der Freiherr, als sich der junge Mann hastig abwendete. „Wenn der Hartenstein mein Vaterhaus gewesen wäre, würde ich gern gestorben sein, um ihn meiner Familie zu erhalten."

Mit diesen Worten trat er an seinem Schreibtisch und kramte unter den Papieren, um Walter Zeit zu geben, sich zu fassen. Nach einer Weile fing er wieder an:

Digitized by Google

„Den Tag der Hochzeit müssen Sie natürlich mit Adelheid feststellen, wenn ich mir aber einen Rath erlauben dürfte, so wäre es der, daß Sie sich sofort nach dem Hartenstein begeben, um dort das Nöthige einzurichten."

„Der Ertrag des Hartensteins wird, nachdem die schöne Besitzung wieder schuldenfrei ist, ein sehr bedeutender sein. Gräfin Hartenstein wird vielleicht vorziehen, künftig in Wolfshagen zu wohnen, aber das Alles findet sich später. Jetzt wünschen Sie wohl vor Allem mit Adelheid zu sprechen?"

„Gewiß, aber Fräulein Adelheid ist wohl in Anspruch genommen, morgen früh vielleicht?"

„Nein, nein, Adelheid wird sich freuen, Sie zu sehen."

„So erlauben Sie, daß ich sie im Salon aufsuche?

Der Freiherr streckte die Hand aus.

„Nein!" rief er; „es wird ihr lieber sein, Sie hier zu sprechen."

Im nächsten Augenblick war Walter allein.

Den Kampf gegen sein Geschick hatte er aufgegeben, in ruhiger Erwartung saß er da und es währte nicht lange bis sich eine Thüre öffnete und Adelheid in allem Glanz ihrer königlichen Schönheit ins Zimmer trat. Mit lieblichem Erröthen und niedergeschlagenen Augen kam sie auf ihn zu.

„Mein Vater sagt mir, daß Sie mich zu sprechen wünschen, Graf Hartenstein", fing sie schüchtern an.

Walter faßte sich ein Herz sie anzusehen, diese stolze Schönheit, die Tausende zu erringen gewünscht hätten; der Ausdruck ihrer Züge, ihr Erröthen, ihre Haltung ihm gegenüber verriethen, wie sie ihn liebte, und er bedurfte seiner ganzen Willenskraft, sich zu den Worten zu zwingen, die ihm dies schöne Weib zu eigen geben sollten.

„Ja, Fräulein Adelheid, ich möchte Ihnen etwas sagen", erwiederte er, „möchte Sie fragen, ob Sie sich entschließen wollen, mein Weib zu werden." Er sah dabei noch verwirrter aus als das junge Mädchen, fand aber mit einiger Anstrengung die Kraft weiter zu sprechen. „Ich gelobe Ihnen, mein Bestes zu thun, um Sie glücklich zu machen", sagte er; „gelobe Ihnen in treuer Ergebenheit zu dienen, wie ein Ritter alter Zeiten."

„Ich glaube Ihnen!" gab sie zur Antwort, und dann trat eine Pause ein, die für Beide in gleichem Maße peinlich war, endlich erhob sie die Augen, die in Thränen glänzten, zu seinem Angesicht. „Graf Hartenstein", sagte sie, „Sie haben mich zwar gefragt, ob ich Ihr Weib sein will, aber von Liebe haben Sie nicht ein Wort gesprochen."

Diese Bemerkung überraschte Walter so sehr, daß er für eine Weile zu jeder Antwort unfähig war; während er ihr schönes Angesicht betrachtete; erschien es ihm aber plötzlich unfreundlich und herzlos, ihr nicht ein warmes Wort zu sagen. Und doch was sollte das sein? Außer zu Carmen hatte er nie von Liebe gesprochen; indem er sich dieser Erinnerung zu erwehren suchte, gab er zur Antwort:

„Die Frage, die ich an Sie richtete, ist eine so bedeutungsvolle, daß ich darüber Alles vergessen habe, was noch hinzuzufügen war."

Adelheid lächelte.

„O, ist es darum!" sagte sie; „auch ich bin wohl etwas verwirrt

gewesen, aber nicht wahr, die meisten Männer sprechen doch von ihrer Liebe, wenn sie ein Mädchen zur Ehe begehren?"

„Ich glaube fast", antwortete Walter.

„Erfahrung haben Sie natürlich nicht darin", sagte Adelheid wieder und lachte gezwungen; „Sie müssen Ihre Einbildungskraft zu Rathe ziehen."

Was hätte er darum gegeben, ihr ein warmes Liebeswort sagen zu können! Wie lieblich sah sie aus, ihr Blumenangesicht neigte sich zu ihm, ihre anmuthige Gestalt stand ihm so nahe, daß er nur eine Bewegung zu machen brauchte, um sie mit seinen Armen zu umfassen, aber er that es nicht. Trotz allen Anstrengungen, die er machte, trotz aller Vorsätze, die er gefaßt hatte, stand ihm unwillkürlich Carmen vor Augen, war ihr Name unabläßig auf seinen Lippen. Hier aber war dies königliche Weib, das ihm Liebe und Gold entgegen brachte, und er war unfähig ein Wort zu finden, sie selbst und ihre Gaben anzunehmen.

„Sie haben meine Frage nicht beantwortet, gnädiges Fräulein", sagte er endlich; „wollen Sie mir Ihre Hand gewähren?"

Sie hob die glänzenden Augen zu ihm auf und sah ihn durchdringend an.

„Wenn ich Ihnen doch ins Herz sehen könnte!" antwortete sie; „wenn ich doch wüßte, was sie von mir begehren!"

Der Duft der Blumen, die sie trug, umwehte ihn, der Glanz, den ihre Augen ausstrahlten, blendete ihn, er hätte kein Mann sein müssen, wenn er im Stande gewesen wäre, sie ohne Herzensbewegung anzuhören.

„Ich habe Ihnen gesagt, was ich begehre", antwortete er; „ich begehre Sie selbst."

„Weil Sie mich lieben?" fiel sie ein. „Warum sträuben Sie sich nur so sehr, das Wort Liebe auszusprechen?"

„Ich werde Sie mit aller Treue und Innigkeit lieben, deren ein Menschenherz fähig ist", erwiederte er, in der festen Absicht, sein Wort zu halten.

„Damit bin ich zufrieden", sagte Adelheid. „Es ist mir übrigens nicht entgangen, daß Sie mehr für die Zukunft als für die Gegenwart versprochen haben."

Es war ihr nicht ernst mit dem, was sie da sagte; sie war vielmehr davon überzeugt, daß er sie liebte, und glaubte, daß ihn nur eine gewisse Schüchternheit abhielt, es zu gestehen. Sie war ihr Leben lang so viel geliebt und begehrt, wie hätte sie auf den Gedanken kommen sollen, daß der Mann, dem sie erlaubte sie zu lieben, sich dazu außer Stande fühlen könnte? Es erregte wohl ihr leises Erstaunen, daß Walter, der sich jederzeit so ritterlich und ruhig-sicher benahm, gerade ihr gegenüber scheu und schüchtern war, im Grunde aber nahm diese Zurückhaltung das jung Mädchen nur noch mehr für ihn ein.

„Wenn er Geld hätte und ich wäre arm, wie ganz anders würde er sich benehmen", sagte sie in Gedanken zu sich selbst. „So aber scheut er sich, von seiner Liebe zu sprechen, er fürchtet, ich könnte ihm eigennützige Motive unterschieben."

So idealisirte sie ihn nach jeder Richtung hin und war bereit, seinem Benehmen jede Deutung zu geben, nur die nicht, daß Mangel an Liebe der Grund dazu sein könnte; sie selbst liebte ihn ja so innig.

„Ich habe Ihnen nicht viel zu sagen gewußt", fing Walter wieder

Digitized by Google

an; „bin überhaupt kein Mann von vielen Worten; aber ich verspreche, und Sie werden sehen wie ich dies Versprechen halte, Ihnen mein ganzes Leben zu weihen, Ihnen jeden Wunsch aus den Augen zu lesen, um ihn zu erfüllen, soweit es in meine Macht gegeben ist."

„Sie müssen mir noch etwas Anderes versprechen, wenn ich Ja sagen soll", antwortete Adelheid. „Wollen Sie geloben, mich mehr zu lieben, als irgend Jemand und irgend Etwas auf Erden?"

Wie hätte sie ahnen können, daß er seine Liebe einer Andern geweiht hatte? mit bezaubernder Anmuth reichte sie ihm beide Hände, und er faßte und küßte sie, er konnte nicht anders.

„Antworten Sie mir", sagte das schöne Mädchen. „Wollen Sie geloben, was ich verlange?"

„Das will ich!" erwiederte er mit festem Ton und wieder war es sein ernstlicher Wille, ihr Wort zu halten. Schien es ihm doch in diesem Augenblick unmöglich, das schöne Wesen, das ihm so viel Liebe entgegentrug, nicht wieder zu lieben.

„Dann will auch ich geloben, die Ihrige zu werden", sagte sie innig, „und Ihnen ein treues, liebevolles Weib zu sein."

„Tausend, tausend Dank!" rief er bewegt und schloß sie in die Arme.

„Nun müssen Sie mich bald mit dem Hartenstein bekannt machen", sagte sie. „Ich sehne mich danach, ihn zu sehen, einmal, weil er Ihre Heimat ist, und dann auch, weil ich so viel von seinen malerischen Schönheiten gehört habe. Meine Liebe für den alten Stammsitz wird kaum der Ihrigen nachstehen."

Sie wußte freilich nicht, wie viel er für den Hartenstein dahingegeben hatte. Im nächsten Augenblick aber machte er sich diesen Gedanken zum Vorwurf. War es möglich, zartfühlender und großherziger zu sein, als dies schöne, junge Wesen, das mit solcher Wärme von seinem Vaterhause sprach?"

Dann fiel ihm ein, daß der Freiherr den Wunsch geäußert hatte, die Heirath bald vollzogen zu sehen. Jedenfalls war es besser, sich gleich mit Adelheid darüber zu verständigen, als noch eine zweite, peinliche Unterredung zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reuterapostel.

Von Dr. **C. Müller.**

(Mit Porträts von Karl Kräpelin.)

„Grad Di, grad Di taum Schawernack
Sing' w' hüt dat Räter-Räter Sonnett,
Wat Corl Kräplin, Kräplin hett sett't" . . .

Mit diesen, dem daken „Froschkantor" in „Hanne Nüte" in den Mund gelegten Versen, die übrigens, wie der Dichter später selbst erklärt hat, weiter nichts als eine Spielerei mit dem Namen bedeuten und nur „der jüngst gemachten Bekanntschaft einen Denkstein setzen" wollen, gedenkt Fritz Reuter einer ihm befreundeten Persönlichkeit, welche in der Folgezeit weitaus am meisten zu der für deutsche Verhältnisse bislang fast unerhörten Verbreitung seiner Schriften beitragen sollte. Otto Glagau, der in der „Groteschen Sammlung zeitgenössischer Schriftsteller" ein höchst verdienstliches, auf eingehenden Studien basirendes Werk über Fritz Reuter und seine Dichtungen herausgegeben hat (II. Auflage 1875) äußert sich über ihn u. A. pag. 163 „Kräpelin ist (zunächst in Neustrelitz) für Reuter sehr thätig gewesen, indem er bald dieses, bald jenes Werk des Dichters vorführte und die neuen Schriften desselben schon im Manuscript oder in den Aushängebogen vortrug, bis er dann als Reuter-Vorleser alle größeren Städte Norddeutschlands durchzog und damit den eigentlichen Ruhm des Dichters begründete." So stark die letzte Aeußerung klingt, so stehe ich doch nicht an, sie bedingungslos zu unterschreiben; habe ich doch selbst oft aus eigener Anschauung erfahren, wie Viele, die bislang den Reuterschen Dichtungen kühl oder ganz fremd gegenüber gestanden hatten, nach dem Anhören einer Vorlesung Kräpelins sich in begeisterte Verehrer der Muse des plattdeutschen Dichters gleichsam über Nacht verwandelten. Wahrlich, wenn irgend wer, so hat Kräpelin durch seine unvergleichliche Kunst dazu beigetragen, daß der Dichter, dem sein Leben lang alle Reclame, alles Cliquen- und Claquenwesen im tiefsten Herzen verhaßt war, seit Beginn seiner literarischen Laufbahn nicht blos einer von Jahr zu Jahr sich steigernden Beliebtheit, sondern auch eines klingenden Ertrags seiner Feder sich erfreuen durfte.

Bei dieser Bedeutung des Mannes auch für den Dichter, dessen geistvollster Interpret er genannt werden darf, mag unseren Leser der folgende kurze Lebensabriß Kräpelins und der Versuch einer Charakteristik seiner Kunst in Schrift und Bild nicht unangenehm erscheinen; gleichzeitig diene die folgende Skizze dazu, die viel verbreiteten irrigen Angaben über unsern Rhapsoden (giebt doch auch Glagau in dem oben citirten Buche mehrfach irrthümliche Mittheilungen und Entstellungen des wirklichen Sachverhalts!) aus bester Quelle zu berichtigen. —

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Kräpelin, der Reutervorleser.

Nach einer Originalzeichnung von Erdmann Wagner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Kräpelin ist im Jahre 1817 in dem Städtchen Wittenberg in Mecklenburg-Schwerin geboren. Anlage und Neigung führten ihn, nachdem er eine gründliche Gymnasialbildung sich zu eigen gemacht, zur Bühne: im Jahre 1839 wurde er am Hoftheater zu Neu-Strelitz als Schauspieler und Opernsänger engagirt. Das Hoftheater war im Laufe der Regierungszeit des kunstliebenden Großherzogs Georg (regierte von 1816 bis 1860) besonders unter Görners vortrefflicher Leitung, wenn man den Versicherungen der Zeitgenossen Glauben beimessen darf, zu einer dramatischen Musteranstalt en miniature allmälig herangeblüht. Nicht nur bemühte man sich unablässig, in jeder Saison hervorragende Kunstgrößen auswärtiger Bühnen zu längerem oder kürzerem Gastspiel zu gewinnen (z. B. Wauer und Hendrichs aus Berlin, die Schröder-Devrient, den Tenoristen Wild aus Wien, Wurda aus Hamburg, Gardoni und Zucchoni von der italienischen Oper aus Berlin u. A.), sondern man war auch redlich bestrebt, mit den vorhandenen Kräften echt künstlerische Leistungen zu Wege bringen. So kam es, daß zeitweilig die Strelitzer Hofbühne als die Wiege hervorragender Kunstkräfte angesehen werden konnte, und daß eine Reihe namhafter Künstler aus den bescheidenen Räumen des Mecklenburg-Strelitzer Residenztheaters hervorging. Unter der Leitung des Regisseurs Gley (des Vaters der berühmten Julie Rettich, die als Hofschauspielerin 1866 in Wien starb) wirkten dort u. A. Stawinsky und Porth, sowie die Sängerin Vio; später unter Thiemes und dann Görners Direction der Tenorist Wurda, die Sängerin Fink, ferner Winger, ein hervorragendes Talent (noch jetzt in Dresden), und zur Zeit unseres Kräpelin die Peroni-Glaßbrenner, Bertha Unzelmann, Frau von Massow, Grün, Gubitz u. A., die zum größten Theil von Neustrelitz aus später auf die ersten Bühnen Deutschlands übergingen.

Das „tolle Jahr" 1848 rief auch in dem kleinen Großherzogthum gewaltsame Bewegungen und Umwälzungen mannigfacher Art hervor. Eins der ersten Opfer derselben war das Hoftheater, dessen Unterhaltung die Einwohner der Residenz für einen überflüssigen Luxus ansah und deshalb nach dieser Richtung hin beim Großherzog Vorstellungen erhob. Daß die Aufhebung desselben der kleinen Stadt selbst den größten Schaden brachte, erkannte man erst, nachdem der gutmüthige Großherzog der Petition seiner Unterthanen gewillfahrt und die Bühne hatte schließen lassen. Damit fand nun auch die Wirksamkeit Kräpelins, der als Opernsänger wie Schauspieler als tüchtige und verwendbare Kraft des Hoftheaters zehn Jahre hindurch gegolten hatte, einen unerwartet jähen Abschluß. Zwar würde es ihm nicht schwer geworden sein, anderswo ein dauerndes Engagement zu finden; auch riethen ihm ehemalige Collegen und Colleginnen (wie namentlich die erwähnte Bertha Unzelmann, die inzwischen am Leipziger Stadttheater angestellt war), er möge auf einem andern Terrain seine bisherige Wirksamkeit fortsetzen. Allein bei der momentanen Unsicherheit der Bühnenverhältnisse aller Orten hielt er, vielleicht allzu bedenklich, es für rathsamer, dem Theater ganz Valet zu sagen und auf eine andere, mühseligere zwar, aber doch gesichertere Art seinen Lebensunterhalt sich zu schaffen. Möglich, daß auch die Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle ihn in Mecklenburg festhielt, und jedenfalls der Gedanke, daß er dort für das Fortkommen seiner Familie am besten sorgen könne. So griff er also zum Nächstliegenden und wurde

Digitized by Google

Musiklehrer in Neustrelitz. Sehr behaglich war diese Existenz zwar nicht, und ebensowenig sehr einträglich; denn bei den ziemlich ärmlichen Verhältnissen der kleinen Residenzstadt wurde ein Honorar von 6 bis 8 „gute Groschen" für die Musikstunde als sehr anständige Bezahlung erachtet. Die Menge mußte es also bringen, und so sehen wir denn unseren wackeren Künstler jahrelang wöchentlich fünfzig Stunden und darüber Musikunterricht ertheilen. Auf das Zureden einiger Freunde entschloß er sich zudem, während des Winters an sechs Abenden Shakespeares Dramen öffentlich vorzulesen. Die Idee und ihre Ausführung fand ungetheilten Beifall, so daß Kräpelin im folgenden Jahr nicht blos die Zahl der Shakespeareabende in der Residenz verdoppeln mußte, sondern auch in die Nachbarstädte Altstrelitz und Penzlin zu gleichem Zwecke wiederholt eingeladen wurde.

Das Erscheinen der ersten Schriften Fritz Reuters („Läuschen un Riemels" I. 1853, „De Reis' nah Belligen" 1855) bereitete einer Wendepunkt im Leben unseres Künstlers vor. Trotz der mühseligen Arbeit, die auf seinen Schultern lastete, hatte Kräpelin Zeit und Lust genug behalten, um im Juli 1849 einen Verein ins Leben rufen zu helfen, der den Zweck verfolgte, „durch Weckung und Anregung des Sinnes für das Gute, Wahre und Schöne zur Entwickelung und Hebung des geistigen und geselligen Lebens unter seinen Mitgliedern beizutragen", es war dies der (soweit uns bekannt, noch heute existirende) Sonnabendverein in Neustrelitz. Kräpelin, Vorsitzender dieses Vereins und für das Wachsen und Gedeihen desselben unablässig bestrebt, erfreute die Mitglieder und das größere Publicum, das an den sogenannten „Festabenden" freien Zutritt hatte, durch declamatorische Vorträge, durch Vorlesungen aus Shakespeare, gelegentlich auch wohl durch den Vortrag eines Gesangstückes. Aber nichts pflegte die Anwesenden mehr zu elektrisiren, als wenn er aus den „Läuschen un Riemels" von Fritz Reuter vorlas. Der Obermedicinalrath Peters, der sich aufs Lebhafteste für den Verein interessirte, hatte öfters diese Vorträge angehört, gelegentlich dem Dichter, der seit dem 2. April 1856 in Neubrandenburg seinen Wohnsitz genommen, von dem gediegenen Interpreten seiner „Läuschen" erzählt und in ihm den Wunsch rege gemacht, selbst einmal einer derartigen Vorlesung beizuwohnen. So kam es, daß seitens des Vereins an Reuter die Einladung zu einem Festabend (zum 6. Februar 1860) feierlichst erging. Kräpelin hatte als Vorsitzender den Auftrag erhalten, den gefeierten Gast zu empfangen und in den Verein einzuführen. Diese Empfangsscene, sein erstes Zusammentreffen mit dem Dichter, hat er einst in einer behaglichen Plauderstunde mir persönlich geschildert; ich werde sie möglichst getreu wiederzugeben versuchen, und zu diesem Zwecke Kräpelin selbst redend einführen.

„Ich stand also", erzählte er, „an dem betreffenden Sonnabend Nachmittag auf dem Posthof und spähte nach dem Wagen aus, der mir den lieben Gast zugleich mit einem gemeinsamen Freund, dem jetzigen Hofmaler und Professor Schlöpke, zuführen sollte. Als das Gefährt herangerumpelt war, stieg Schlöpke aus und begrüßte mich.

„Hest Du Fritzen nich mitbröcht*)?" fragte ich enttäuscht.

*) „Hast Du Fritz nicht mitgebracht?"

Digitized by Google

Schlöpke: „Ja wol, de is up de annern Sid rutklattert*)!“

So wars; vor mir stand plötzlich ein großer, robuster Mann mit eingedrücktem Schlapphut, schlicht und nachlässig gekleidet, mit einem Knotenstock in der Hand; eine derbe, vierschrötige Figur, in der man eher einen behäbigen Gutspächter, als einen Dichter von Gottes Gnaden vermuthet hätte. Das volle runde Gesicht, besonders die plattgedrückte Nase, geröthet, ein dichter, struppiger Vollbart, ein breiter, gutmüthig und schalkhaft lächelnder Mund und ein paar gar prächtige, treue Augen, die unter der Brille hervorleuchteten und auf den ersten Blick den Entgegentretenden gewannen: so ungefähr war der erste Eindruck, den ich von der Person des Dichters empfing, der seinerseits ebenso verwundert, wie ich es war, meine „lütte“, gedrungene Gestalt ins Auge faßte. Schlöpke besorgte die Vorstellung: „Kiek, Korl, dat is Fritz Reuter! Kiek, Fritz, dat is Korl Kräpelin**)!“

Reuter: „Dat is 'e? Herrje, den heww'k mi ganz anners dacht***)!“

Ich: „Ja, Harr Reuter, ick mi Se ok! Aewer nu kamen S' man mit†)!“

Somit führte ich Beide zunächst ins „Britisch Hotel“, wo sie übernachten wollten, und dann in meine Wohnung, wo wir ein bescheidenes Vesperbrot einnahmen, ehe wir zum Festabend ins Schützenhaus gingen.“

Der Verein war, wie zu erwarten stand, an diesem Abend besonders zahlreich besucht; ein Tusch des Orchesters und lautes Willkommen seitens der Anwesenden empfing den Dichter, der in seiner bescheidenen Weise sich schleunigst in eine Ecke retirirte und bei mehreren alten Freunden Platz nahm, um sich der Aufmerksamkeit möglichst zu entziehen. Durch Schlöpke war es bekannt geworden, daß er ein neues Werk im Manuscript bei sich habe; selbstverständlich drang man nun allgemein in ihn, er möge daraus vortragen. Trotz seines Sträubens mußte er endlich dem allseitigen Zureden und Bitten nachgeben, stellte aber die Bedingung, daß vorerst Kräpelin, dessen Vorlesertalent ihm besonders gerühmt sei, aus seinen Gedichten etwas vortragen müsse. Kräpelin las nun das Läuschen: „Du dröggst de Pann' weg.“ Als er zu Ende war, umarmte ihn Reuter mit dem Ausruf: „Dunnerwetter, Bengel, Du kannst ämegt lesen! Nu les' ick ämer nich!“ Natürlich half ihm das nichts; er mußte vor und trug nun aus seinem damals etwa bis zur Hälfte vorgeschrittenen „Hanne Nüte“ drei Abschnitte vor: den Abschied vom Küster, vom Pastor und von den Eltern. Die Wirkung war keine sonderliche, da Reuter, wie allgemein bezeugt wird, das Talent des Vorlesens so gut wie ganz abging. Trotzdem blieb natürlich der Dichter der allseitig gefeierte Mittelpunkt des Abends; über Tisch beantwortete er einen auf ihn ausgebrachten Toast mit einer Reihe humoristischer, höchst ergötzlicher Verse aus dem Stegreif (abgedruckt in der „Nationalzeitung“ 1874, Nr. 349), und erst die mitternächtige Stunde trennte die lustigen Zechgenossen vom goldenen Rheinwein. Am andern Morgen war Reuter mit Kräpelin beim Obermedicinalrath Peters zum Frühstück geladen,

*) „Ja wohl, der ist auf der andern Seite herausgeklettert!“
**) „Sieh, Karl, das ist Fritz Reuter! Sieh, Fritz, das ist Karl Kräpelin!“
***) „Das ist er? Herrje, den habe ich mir ganz anders gedacht!“
†) „Ja, Herr Reuter, ich mir Sie auch! Aber nun kommen Sie nur mit!“

Digitized by Google

und hier las Fritz die Einladung und den Frühlingsabend aus „Hanne Nüte" vor. Die Mittheilung Glagaus (a. a. O. pag. 163) über diese Zusammenkunft ist unrichtig, obschon sie auf einem Privatbrief beruhen soll. Nicht Kräpelin, sondern der Dichter selbst, wie vorhin erwähnt, hat aus „Hanne Nüte" vorgetragen, und die Thatsache, daß Reuter, durch seine eigene Dichtung im Munde Kräpelins mächtig ergriffen, den Vorleser unterbrochen, ihn bei der Brust gefaßt und in höchster Erregung ausgerufen habe: „Korl, dat heww' ick nich schrewen*)" gehört gar nicht in diese Zeit, sondern trug sich später bei einer Zusammenkunft der Beiden im Hause des Pastor Christlieb zu Alt-Rhese (an der Tollense) zu.

Auf den vergnügten Abend in Neustrelitz bezieht sich ein bislang ungedruckter Brief, den der Dichter zehn Tage nach der ersten Begegnung an Kräpelin richtete und der folgendermaßen lautet:

„Lieber Bruder,

Du magst wohl schon gedacht haben: der Kerl muß sehr faul sein, und wenn Dus gedacht hast, so hast Du Recht; ich bins. Doch heute brauche ich mein Schweigen nicht damit zu entschuldigen: ich bin recht häßlich unwohl gewesen, sonst hättest Du schon von mir gehört. Dein lieber Brief hat Schlöpke und mir eine wahre Herzensfreude gemacht, weil in demselben Dein Herz lag; wir denken mit derselben unveränderten Freundschaft, und ich für mein Theil sende Dir nebenbei das gewünschte Gedicht, welches Du in Gottes Namen behalten magst; sollte es Dir aber nicht unangenehm sein, so habe ich die Bitte dabei: gieb es nicht aus den Händen, solche politische Gedichte nützen sehr wenig, erbittern aber sehr. Dann sende ich für Dich die Reise nach Belligen und für Deine Herren Gören die andern drei Bücher und nun empfängst Du endlich und letztlich noch eine schlechte Photographie von mir, bis eine bessere vorhanden sein wird. — Schlöpke ist noch bei mir und läßt recht freundlich grüßen. Ich grüße die Deinen allzumal, vor Allem Deine liebe Frau, und füge meine Entschuldigung der Deinen freundlichst bei. Vergiß mir meinen alten Gentzen nicht, auch nicht den wackern Medicinal-Rath, sowie die sämmtlichen Mitglieder Eures wackern Vereins. — Du, mein lieber Korl, hast Dir da ein herrliches Denkmal gesetzt, ein lebendiges, und wir sind stolz darauf, daß wir Antheil daran nehmen und in Deiner Schöpfung fröhlich sein durften. Nun lasse Dich aber einmal bei mir sehen und das bald, und wenn ich auch nicht mit einem Frohsinn in corpore aufwarten kann, so weiß ich doch, Du nimmst vorlieb mit einem Frohsinn in persona.

Lebe wohl und behalte lieb Deinen

Neubrandenburg, den 16. Februar 1860. Fritz Reuter."

Nach dem Erscheinen des „Hanne Nüte" (1860) wurde Kräpelin von dem ersterwähnten Obermedicinalrath Peters, in dessen Hause er Musikunterricht ertheilte, direct aufgefordert, das neue Werk des Dichters öffentlich vorzulesen, was denn auch an zwei Abenden unter dem lebhaftesten Beifall des Publicums vor sich ging. Der Erfolg war ein so durchschlagender, daß Kräpelin sich gedrungen fühlte, auch die unmittelbar nachher veröffentlichte „Franzosentid" vollständig vorzutragen.

*) „Karl, das habe ich nicht geschrieben!"

Digitized by Google

Auch diesmal entsprach der Erfolg durchaus den Erwartungen, und allmälig reifte jetzt in unserm Künstler die Idee, auch an anderen Orten als Rhapsode der Reuterschen Schriften aufzutreten. Der Dichter selbst äußerte sich lebhaft zustimmend und ermunternd, erklärte sich auch mit gelegentlich vorzunehmenden „Streichungen" einverstanden, wie der folgende (ebenfalls noch nicht veröffentlichte) Brief aus Neubrandenburg vom 28. Februar 1861 beweist:

„Korl, geliebter,

Wenn die Million voll ist, die Du mit dem Vorlesen des „Hanne Nüte" verdienen wirst, kannst Du es mir gelegentlich sagen lassen; ich werde mich dann melden und bin überzeugt, Du giebst mir dann „en Bitschen" ab. So lange wollen wir uns Beide an der ideellen Freude über den guten Erfolg genügen lassen. — Im Uebrigen bin ich Dir freundschaftlichst gewogen; lies also und streiche, streiche und lies, lies Deine Streiche, meine Streiche, ich bin mit Allem durchaus zufrieden. Es würde mir sogar sehr angenehm sein, wenn Du tüchtig darin herumstrichest, ich würde dann eine wirklich ersprießliche Kritik haben, die ein großes Publicum mittelbar durch Dich übte. Das gestrichene Exemplar leihst Du mir dann wohl mal. Also tüchtig darauf los, Du weißt ja, ich bin kein empfindlicher Hans Narr.

Meinen besten Gruß für Dich und die Deinen von

Fritz Reuter."

Indessen vergingen noch zwei volle Jahre, ehe Kräpelin sich ernstlich anschickte, seinen Gedanken zur Ausführung zu bringen; den directen Impuls dazu gab ihm ein ehemaliger College, der (nun längst verstorbene) Schauspieler Galster, der sich im Sommer 1863 eine Zeitlang bei Kräpelin zum Besuch aufhielt. Auf dessen nachdrückliches Zureden entschloß sich unser Künstler, die acht Tage der Michaelisferien zu dem Wagniß zu verwenden und in Hamburg, wo er ein besonders lebhaftes Interesse für Reuters Dichtungen voraussetzen zu dürfen glaubte, eine Vorlesung aus dessen Werken anzukündigen. Reuter war über diesen Entschluß hocherfreut und sandte ihm Empfehlungsbriefe an Friedrich Dörr, Professor Ullrich, Robert Heller, Adolf Strodtmann u. A. Hiermit ausgerüstet, rückte Kräpelin, nicht gerade überreich an Hoffnungen, aber doch zu seinem Vornehmen fest entschlossen, an dem erwähnten Termin in Hamburg ein. Die ersten Eindrücke waren nicht geeignet, sehr zur Ermuthigung unseres Künstlers beizutragen. Als er in dem eleganten „Hotel de Russie" abgestiegen war, blickte der damalige Wirth auf den höchst bescheiden und einfach gekleideten Gast, der sich als Musiklehrer aus Neustrelitz ankündigte, etwas sehr von oben herab, geruhte aber doch, im dritten Stock ihm ein Zimmerchen anweisen zu lassen. Auch die ersten Besuche hoben seine Zuversicht keineswegs; zunächst äußerte sich Befremden und Verwunderung über die kühne Idee, aus Reuter öffentlich vortragen zu wollen. Ja, wenn er noch Shakespeare oder Goethe gewählt hätte! Dazu gab es doch Analogien, wie Palleske u. A. Aber Reuter? Wunderlich! Nur Dörr und namentlich Ullrich redeten entschieden ermuthigend zu.

Der erste Abend im kleinen Saal des Conventgartens war, einige zwanzig Freibillets eingerechnet, von etwa vierzig Personen besucht. Das kleine Häuflein Zuhörer mochte mit geringen Erwartungen gekom-

Digitized

men sein; indessen je weiter die Vorlesung vorschritt, desto deutlicher prägte sich die gespannteste Aufmerksamkeit und das lebhafteste Interesse auf Aller Mienen aus, und am Schluß des Vortrags lohnte ein enthusiastischer Beifall den erfreuten Künstler. Schon der zweite Abend versammelte über hundert Personen und der Zuspruch vergrößerte sich täglich, so daß Kräpelin seine Ferien auf drei Wochen ausdehnte und schließlich ein Auditorium von ca. vierhundert Personen vor sich sah. Aus dem anfangs beabsichtigten Cyclus von drei Abenden waren zwölf geworden.

Nachdem dergestalt die neue Laufbahn glücklich inaugurirt war, begab sich Kräpelin in den nächsten Ferien (Weihnachten 1863—64) nach Rostock, um dort auf gut Glück seine Vorlesungen fortzuführen. Besuch und Beifall waren nach Wunsch; man hatte aus Hamburger Zeitungsreferaten, die des Lobes voll waren, von der trefflichen Vortragsweise Kräpelins gehört und strömte fleißig in die angekündigten Vorlesungen. Allein, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, bereitete ein energisches Polizeiverbot dem Genuß, den die Vorträge den Rostockern boten, ein unerwartet rasches Ende. Nach Abschluß des ersten Cyklus von vier Abenden verweigerte der damalige Polizeidirector Rostocks, Senator Blank, die Erlaubniß zur Eröffnung eines zweiten, „weil (man höre und staune!) Kräpelin dem Theater zu viel Abbruch thäte. Der Theaterdirector habe sich deshalb beschwert, und er (Blank) müsse den Mann, der Rostocker Bürger sei, in seinem Privilegium schützen!" Gegenvorstellungen fruchteten nichts; unser Künstler mußte sein Bündel schnüren und dem Sitz der mecklenburgischen **universitas litterarum** den Rücken kehren.

Die Osterferien des folgenden Jahres sahen ihn in Stettin und im Herbst 1864 erschien er zum zweiten Mal in Hamburg. Diesmal hatte er keine Empfehlungsbriefe nöthig; sein Zuhörerkreis mehrte sich in rapider Progression und der Wirth des Hotel de Russie empfing ihn mit offenen Armen als gefeierten Künstler. Vier Wochen setzte er seine Vorträge fort unter unausgesetztem Beifall; Kräpelin wurde selbst in den exclusivsten Kreisen der Stadt ebenso Mode, wie es Reuter vornehmlich durch ihn dort geworden war.

Im Herbst 1865 kündigte Kräpelin seine Musikstunden in Neustrelitz auf und widmete sich nun ganz dem neugeschaffenen Beruf. Ganz Norddeutschland, vornehmlich die Städte an der Ost- und Nordseeküste, wo das Plattdeutsche seine eigentliche Heimat hat und noch heute vielfach Pflege findet, ist allmälig von ihm für seine Vorträge aus Fritz Reuter gewonnen worden, und noch jetzt occupirt er von Jahr zu Jahr ein immer größeres Terrain. Bremen, Oldenburg, Hamburg, Kiel, Lübeck, Stralsund, Stettin, Danzig, Königsberg, Posen, Berlin, Magdeburg, Hannover sind als Hauptstätten seiner Kunstthätigkeit zu bezeichnen; von diesen größeren Centren aus wird die Umgegend bereist und so allmälig weiter vorgedrungen. In den letzten Jahren hat er, ein wackerer Pionnier deutschen Wesens und deuscher Kunst, auch nordschleswigsche Städte, wie Sonderburg und Apenrade, wo der Danismus annoch in Blüthe steht, in sein Bereich gezogen. Ja, auch in Mitteldeutschland hat er Verständniß und Interesse für die Muse des Lieblingsdichters des norddeutschen Volkes durch seine Vorlesungen ge-

Digitized by Google

ſchaffen und in Leipzig, Dresden, Altenburg und anderen mitteldeutſchen Städten ſich ein feſtes, ihm vergnügt lauſchendes Stammpublikum erobert.

Daß Beides, ein wahres, volles Verſtändniß des Dichters und Intereſſe und Begeiſterung für ſeine Schriften, durch nichts beſſer vermittelt und erreicht werden kann, als durch Kräpelins Vorleſungen, wird mir Jeder, der ihnen beizuwohnen Gelegenheit gehabt hat, bereitwillig zugeſtehen. Vielerlei wirkt zuſammen, um ſeine Auffaſſung und Wiedergabe der Reuterſchen Dichtungen zu einer geradezu vollendeten Kunſtleiſtung zu ſtempeln. Zunächſt natürlich, daß er, ſelbſt ein Sproß des Obotritenlandes, den Dialect unbedingt beherrſcht und muſtergültig ſpricht. Nicht weniger weſentlich erſcheint, daß er Localitäten, Verhältniſſe, Perſönlichkeiten, die vom Dichter bekanntlich oft direct aus dem wirklichen Leben genommen und in ſeinen Schriften gleichſam photographiſch getreu geſchildert ſind, aus eigener Anſchauung genau kennt.

„Wer den Dichter will verſteh'n,
Muß in Dichters Lande geh'n!"

fordert Goethe mit Recht. Auch liegt für ſeine Kunſt ein nicht zu unterſchätzendes Moment in dem Umſtand, daß er den Dichter ſelbſt gekannt und ihm während ſeines Lebens perſönlich nahe geſtanden, ſo daß er durch unmittelbare Aufſchlüſſe aus Reuters Munde das eindringendſte Verſtändniß auch der unbedeutendſten Einzelnheit in ſeinen Werken mit Leichtigkeit ſich verſchaffen konnte. Aber ganz beſonders, dünkt mich, hat der frühere Beruf unſern Kräpelin zum erſten aller Reuter-Vorleſer gemacht. Seine Bühnenthätigkeit hat ihn gelehrt, den Intentionen des Dichters bis ins minutiöſeſte Detail nachzuſpüren, die poetiſchen Geſtalten voll zu erfaſſen, individuell und in plaſtiſcher Abrundung dem Publikum vorzuführen; ſie hat ſeinem wohltönenden Organ die wunderbare Biegſamkeit verliehen, durch die es ihm möglich wird, die bunte Perſonenreihe in Reuters Schriften beim Vortrag ſtreng auseinanderzuhalten und jede, ſelbſt die untergeordnetſte Nebenrolle, blos durch verſchieden gefärbtes Timbre der Stimme und durch beſondere Sprechweiſe aufs Feinſte zu individualiſiren.

In dieſer Beziehung leiſtet Kräpelin geradezu Unübertreffliches, und ſelbſt die gerühmteſten Vorleſer dramatiſcher Werke, wie Palleske oder Richard Türſchmann, der geniale Recitator antiker und moderner Meiſterdramen, können in der angedeuteten Richtung von unſerem Künſtler noch lernen. Wie vorzüglich werden z. B. in der „Franzoſentid" Möller Voß mit ſeiner von geiſtigen Getränken und Mehlſtaub chroniſch heiſer gewordenen und aſthmatiſch pfeifenden Lunge, der ehrenfeſte Amtshauptmann, Fritz Sahlmann, „der unverſtändige Schlingel", Onkel Herſe mit ſeiner Wichtigthuerei und dem ſtets geheimnißvollen Weſen und alle die übrigen Helden und Nebenfiguren der herrlichen Dichtung allein durch die Stimme des Vorleſers charakteriſirt, ſo daß es für den Hörer keiner beſonderen Kraftanſtrengung der Phantaſie bedarf, um zu glauben, er höre die Perſonen ſelbſt reden und ſehe die Handlung unmittelbar vor Augen ſich entwickeln.

Dazu kommt, daß Kräpelin die Perſonen nicht blos lieſt, ſondern gewiſſermaßen auch ſpielt. Der ehemalige Bühnenkünſtler kann ſich

Digitized by Google

nicht verleugnen; unwillkürlich nimmt sein Gesicht beim Vortrag den Ausdruck an, wie er der geschilderten Situation oder dem Charakter der einzelnen Figuren adäquat erscheint. Wer ihn auch nur ein einziges Mal die „Franzosentid" hat lesen hören, wird nicht so leicht vergessen, in wie wunderbar charakteristischer Weise das wehleidige Gesicht der „Mamsell Westphalen", als sie, der Ohnmacht nahe, von dem unwürdigen Verdacht hört, in den sie gerathen (Cap. 6), die unbeschreiblich wichtige Miene des Onkel Herse, wenn er seinen Mitgefangenen die tiefste strategische Einsicht kund thut, die trotzige Unverfrorenheit des wackeren Möllerknecht Friedrich in Geberde und Gesichtsausdruck zur Darstellung gebracht wird.

Ich wohnte vor Kurzem einer Aufführung der dramatisirten „Franzosenzeit" auf einer sonst nicht übel berufenen Bühne einer größeren Stadt Norddeutschlands bei. Du lieber Himmel, was wurde da aus der prächtigen Dichtung und den herlichen Charakteren Reuters gemacht! Ich gebe gern zu, daß die jämmerliche Verhunzung des Werkes zum großen Theil auf Rechnung der dramatisirenden Flickschusterei, der es zum Opfer gefallen, zu setzen ist; aber wie wenig Verständniß oder Geschick der Darstellung documentirten doch auch die Schauspieler, welche aus der würdigen Person des Amtshauptmanns einen langweiligen, unmotivirt polternden Büreaukraten, aus dem Rathsherrn Herse einen abgeschmackten Possenreißer, aus Mamsell Westphalen eine theils keifende, theils larmoyante Haushälterin der gewöhnlichsten Sorte machten, die mit Fritz Sahlmann, einem wahren enfant terrible, von dem man nicht begreift, daß er auch nur eine Stunde im Amtshaus geduldet wird, auf beständigem Ohrfeigenfuß steht! Hätten doch die Darsteller, die „mit wenig Witz, doch viel Behagen" spielten, nur ein einziges Mal unseren Kräpelin die Rollen lesen hören! Sie würden dann wenigstens eine Ahnung davon bekommen haben, wie die in der „Franzosentid" vorgeführten Charaktere aufzufassen und in Mienenspiel und Wort wiederzugeben sind!

Es bedarf wohl nicht besonderer Hervorhebung, daß die unvergleichliche Kunst, die Kräpelin in dem Vortrag der „Franzosentid" entwickelt, auch allen übrigen Reuterschen Dichtungen in demselben Maße zu theil wird, ja, in dem Meisterwerk des Dichters „Ut mine Stromtid" in womöglich noch potenzirter Kraft zu Tage tritt. Seine Auffassung und Wiedergabe aller der originellen Haupt- und Nebenfiguren, die uns in diesem Werk begegnen, ist absolut mustergültig zu nennen. Havermann, die kernige Madame Nüßler, ihr phlegmatischer Gatte mit seinen stereotypen Redensarten, die mühsam neben der Pfeife aus dem linken Mundwinkel hervorgeschoben werden, Fritz Triddelfitz, „der entfahmte Windhund", die runde, rührige Frau Pastorin, der brave Moses, die Spitzbuben Sluf'uhr, David und besonders Pomuchelskopp mit den verschmitzten Aeuglein und dem „lurigen Blick", der „langschinkige", salbaderude Rector Baldrian, der gallige Kaufmann Kurz und wie sie Alle heißen, die vollsaftigen, lebensfrischen Figuren, die des Dichters Phantasie in überreicher Fülle uns vorgezaubert hat, — sie alle treten uns bei Kräpelin in scharf scheidender Charakteristik, in plastischer Ausgestaltung gewissermaßen greifbar vor Augen, — keiner jedoch vollendeter, als die Hauptperson der Geschichte, Zacharias Bräsig, jene

Digitized by Google

Figur, deren Erfindung mit Recht die größte künstlerische That des Dichters genannt ist, und die sich getrost den besten Schöpfungen der ersten Humoristen aller Völker und Zeiten, einem Sancho Pansa, Falstaff, Sam Weller, Mr. Pickwick, als ebenbürtig zur Seite stellen kann. Kräpelins Bräsig ist eine Meisterleistung, und ich glaube, daß ebenso, wie der Dichter gerade diese Person mit besonderer Vorliebe behandelt, sie in die eigentliche Mitte des Werkes gestellt und als den Hauptcharakter ausgestattet hat, so auch der Vorleser auf eine würdige Wiedergabe Bräsigs das eingehendste Studium und die liebevollste Sorgfalt verwendet. Sein Gesichtsausdruck und Mienenspiel ist dabei so naturwahr, so beredt, daß sich dem Zuhörer sofort der Gedanke aufdrängt: „so und nicht anders ist das wahre Bild des Bräsig!"

Der Maler, der die „Stromtid" illustriren will, muß, dünkt uns, Kräpelins Physiognomie zur Darstellung Bräsigs wählen; es wird nur geringer Zuthaten bedürfen, um ein vollendetes Bild zu schaffen, wie es in schwankenden Umrissen der Phantasie jedes Lesers vorschwebt. Was bislang die bildende Kunst in dieser Beziehung geliefert hat, ist, wenigstens so weit es mir zu Gesicht gekommen, sehr wenig gelungen; in sämmtlichen Reuter-Illustrationen fehlt noch der wahre Bräsig!

Als ein besonderes Verdienst möchte ich Kräpelin es anrechnen, daß er durch seine Vorlesungen ein Werk des Dichters, über das die Kritik ziemlich einmüthig den Stab gebrochen, zu Ehren gebracht und eine gerechtere Würdigung seitens des Publicums angebahnt hat: wir meinen „De Reis' nah Constantinopel" (zuerst erschienen 1868). Glagau urtheilt in seinem mehrfach citirten Buche (pag. 338 und 340), die Dichtung langweile und ermüde, die Personen hinterließen einen schwachen Eindruck, seien sämmtlich unbedeutend und schaal und theilweise Nachbildungen früherer Figuren. Ich kann hierin Herrn Glagau ebensowenig zustimmen, wie in seinem abfälligen Urtheil über „Kein Hüsung", und möchte glauben, daß er noch keiner Vorlesung des in Rede stehenden Werkes durch Kräpelin beigewohnt hat. Es würde ihm sonst nicht entgangen sein, wie rasch gerade die Charaktere dieser Dichtung das Interesse des Auditoriums gewinnen und eine wie allgemeine Heiterkeit, ein wie herzliches Lachen die vielen drolligen Scenen eben dieses Werkes hervorrufen. Mag schon der Stoff nicht glücklich gewählt sein, mag die Composition hier und da die frühere plastische Kraft vermissen lassen, und einzelnes, wie z. B. der frostige, gezwungene Schluß, geradezu mißrathen sein: immerhin birgt das Buch des Schönen die Fülle, enthält originell gezeichnete und mit gesundem Humor ausgestattete Charaktere und eine Reihe interessanter und fesselnder Situationen.

Kräpelins Vorlesungen bezeugen klar, daß auch das letzte Werk des Dichters voll frischen, kernigen Humors, voll glücklich erfundener Situationen, voll individuell ausgeprägter Charaktere ist; thatsächlich wenigstens üben seine Vorträge aus der „Reis' nah Constantinopel" allezeit eine zündende Wirkung. Auch Reuter selbst beurtheilte sein letztes Werk offenbar günstiger, als den Vorgänger „Dörchläuchtig". So äußert er sich in einem Briefe an Gisbert Freiherrn von Vincke, den er zum „Gevatter des jüngsten Kindes" seiner Muse bittet, u. A.: „Nun könnte ich noch nach Art der Juden auf dem Brühl in Leipzig und leider auch einiger von unseren Brü-

Digitized by Google

dern in litteris eine kurze, zweckmäßige Anpreisung meines neuen Buches folgen lassen, um Dir den Mund zu wässern; aber ich denke, Du kennst meine Schwächen zu genau, als daß Du Dich betrügen ließest; darum nur die Bemerkung, daß ich das Ding mit Lust geschrieben habe, daß mir der Stoff handlicher liegt, als bei Dörchläuchtig, und daß der Hintergrund (die Reise) farbiger erscheint, als die aschgraue Zeit des vorigen Jahrhunderts und eines mecklenburgischen Fürstenhofes." —

Uebrigens will ich gern zugestehen, daß keines der Werke des Dichters im Munde Kräpelins mehr gewinnt, als gerade die „Reis' nah Constantinopel", ja, daß es mir, und vermuthlich vielen Anderen, erst durch seine Vorlesungen zu vollem Verständniß gelangt und wirklich lieb geworden ist. Soll doch selbst der Dichter, als er Kräpelin zuerst das in Rede stehende Werk in seiner Villa zu Eisenach vortragen hörte, von einem wahren Lachkrampf ergriffen sein und schleunigst sein „Lowising" herbeigerufen haben, um die köstliche Art, in welcher der Freund zumal die „Fru Sche-annette Groterjahn" aufgefaßt und gesprochen, mit anzuhören! — Kräpelin darf es als einen Triumph seiner Kunst ansehen, daß er durch seine Vorträge einem Werk, das gemeiniglich mit Geringschätzung betrachtet wird, warme Freunde gewinnt, und daß Situationen und Charaktere, welche vom Kritiker ohne Weiteres mit dem Epitheton „schaal und unbedeutend" abgefertigt werden, den lebhaftesten Beifall im Zuhörerkreise finden und sich somit als höchst wirksam erweisen. —

Eine solche Wirksamkeit seiner Kunst wäre nicht denkbar, wenn nicht der Rhapsode selbst mit ernstem Eifer und dem Bestreben, stets das Beste zu leisten, an seine Aufgabe heranträte, wenn er sie handwerksmäßig erfaßte, oder banausisch zu betreiben anfinge. Man merkt es ihm an, daß er es wahrhaft ernst nimmt mit seiner Kunst, daß es ihm darum zu thun ist, dem Dichter vollauf gerecht zu werden und seine beste Kraft einzusetzen für die würdige Erfüllung seiner Aufgabe. Er fühlt und empfindet mit den Personen der Dichtung, er durchlebt gleichsam selbst die geschilderte Situation. Daher denn auch die zündende Wirkung der komischen Stellen in seinem Munde, daher sein herzergreifender und markerschütternder Vortrag der tragischen Partien aus Reuters Schriften! Wie der große Humorist Regen und Sonnenschein in raschem Wechsel vorzuführen weiß, so versteht es sein Rhapsode, Rührung bis zu Thränen und herzliches Lachen bei seinen Zuhörern hervorzurufen; das unsterbliche Lachen des Homer kann Jeder an sich dort erleben.

So mag denn der Wunsch als gerechtfertigt gelten, daß dem wackeren Künstler eine noch langjährige und immer weiter sich ausbreitende Wirksamkeit beschieden sein möge! Wer Reuters Schriften verehrt, mag auch des Mannes eingedenk sein, der seit nunmehr zwanzig Jahren durch seine Kunst unendlich Vielen das volle Verständniß der herrlichen Dichtungen erschlossen und allezeit, so viel an ihm lag, sich bestrebt hat und noch heute bestrebt, Liebe und Begeisterung für die Muse des gottbegnadeten Dichters im deutschen Volk zu entzunden!"

Digitized by Google

Frühlingsstürme.

Von **Karl Herold.**

Es ist lange her. Die Jahre zogen vorüber und meine Haare bleichten, ich merkte es kaum.

Der Frühlingssturm rauscht heute wie damals über die Berge und das Eis fliegt krachend gegen die Pfeiler der Brücke, das macht, daß die alte Zeit vor meinen Augen aufsteigt und die alten, lieben Gesichter. Aber eines verdrängt sie alle, eines macht mein Herz jetzt noch rascher schlagen, dieses alte, müde Herz — das ist Dein Bild, Eva. Wohl war es eine schöne Zeit, als ich wähnte, Du würdest bei mir bleiben; licht- und freudvoll die Tage, und die Nächte voll süßen Träumens. War es des Glückes zuviel?

Ich bin einsam durch das Leben gegangen, fern der Welt, und ob ich inmitten ihres Drängens stand, denn Du hattest Alles mit Dir genommen, was mir an der Erde und dem Leben theuer war, nur eins ist mir geblieben: der Schmerz, ein langer Schmerz.

Ich habe gelebt, nicht nur geathmet, man sagt es und man preist mich darum. Vielleicht, wenn mein Körper lange schon zerfallen, wird mein Name noch genannt werden, und doch welch werthlosen, unnützen Lebens Firma ist er, da ihm die Liebe fehlte.

* * *

Der Frühlingssturm rauschte damals über die Berge wie heute, ein lang gedehntes Pfeifen und Brausen. Die Bäume schüttelten die nackten Aeste und klappten damit gegen den Giebel des Hauses, daß es gespenstisch erklang. Es war hoher Nachmittag, Schleier um Schleier senkte sich zur Erde nieder, schon verschwamm die Ferne in Grau und Dunkel. Mütterchen saß am Ofen und wärmte sich. Auf ihrem Schooße lag die Katze und spann, die Töne drangen anheimelnd durch das Zimmer, und zu Füßen saß Nero, der Hund, lehnte seinen Kopf an ihre Kniee und schaute mit den großen, klugen Augen zu ihr empor.

„Wie der Sturm heult!“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme, „und das arme Kind allein draußen in dem Unwetter!“

„Wer, Mutter?“

„Eva; erinnerst Du Dich nicht, daß sie heut kommen wollte?“

„Doch; aber washalb schicktet Ihr der Cousine nicht den Wagen?“

„Der Weg nach Laubsdorf ist bodenlos und für Geschirr nicht passirbar. Eva kann sich seitwärts unter den Bäumen halten.“

„Ich werde nach ihr gehen, Mutter!“

„Du!“ sagte Schwester Anna aus einer dunklen Ecke heraus, „seit wann bist Du denn galant geworden?“

Ich machte mich fertig, die Mutter warf mir noch ein warmes Tuch für das Mädchen über die Schulter, und ich schritt hinaus in das Wehen, den Weg entlang. Es war wieder kälter geworden, feiner, zerstiebender Schnee trieb in den Stößen des Windes und fiel schmerzhaft

in die Augen. Vornübergebeugt, langsam schritt ich in den Sturm und die Dämmerung hinein. Nicht weit draußen vor dem Dorfe begann der Wald, der sich meilenweit, nur von kurzen Lichtungen unterbrochen, in das Land hineinstreckt, und ich schritt unter den ächzenden, dunklen, nur hier und da mit feiner, weißer, angewehter Schneekruste bezogenen Fichten dahin. In tausend Stimmen ward es ringsum laut, doch das Ohr unterschied nicht recht, wars Glockenklang, des Käuzchens Schrei, der Bäume Knarren im Frühlingssturm.

Wie lange ich darin schritt, ich weiß es nicht! Es war so schön, die Brust der frischen, schneidenden Luft entgegenzutragen, und das Gesicht glühte auf im schnellen, mühsamen Gehen. Und endlich, weit draußen wars, da kam die schwarze Gestalt heran, mit den im Winde wehenden Kleidern. Sie mochte verwundert sein, einen Menschen auf dem einsamen, winddurchheulten Waldwege zu finden, denn sie stand einen Augenblick tief aufathmend still und ihre Augen glänzten aus dem verhüllenden Tuche, welches sie über das Gesicht gezogen, hervor. Und diese leuchtenden, frischen Augen sagten es mir, daß in den dicken, verstellenden Gewändern ein junges, wunderbar zierliches Menschenkind stecken müsse.

„Eva!"

Sie hob wie erschrocken die Hand.

„Kennst Du mich nicht mehr, Eva?"

„Du bists, Gottfried?" sagte sie nun plötzlich, und es war mir, als ob beim Klange dieser lieben Stimme es plötzlich warm ringsum und frühlingsduftig würde, „o, wie gut von Dir, mir entgegenzukommen; glaubst Du, ich habe mich gefürchtet auf dem einsamen Wege!"

Sie hatte meinen Arm gefaßt und ging nun dicht an meiner Seite, lebhaft plaudernd.

„Singen die Waldvögel schon, Eva?" frug ich nach einer Weile, als sie eben verstummt war.

Sie lachte herzlich: „Es ist Ende Februar, Gottfried!"

„Mir war, als hörte ich Drosselschlag im Forst!"

Sie wurde ganz ernst, als sie mir antwortete. „Ihr Dichter seid merkwürdige Leute, und seht und hört Gestalten und Klänge, die einem andern vernünftigen Menschen gar nicht in den Sinn kommen. Ich möchte das Getön im Walde eher mit Todtenglocken vergleichen."

Wir traten eben unter den Stämmen heraus auf eine schmale Lichtung. Seitwärts im trüben, braunen Gestrüpp lag ein melancholischer, kleiner Teich, von dürrem Riedgras und Binsen fast bedeckt. Der Sturm schnob ärger als zuvor. Ueber unsere Häupter daher kam ein dürrer Ast geflogen und zerborst krachend im Wege vor uns.

Eva drückte sich zitternd dichter an mich. „O Gott!" sagte sie mit leiser, bebender Stimme.

„Fürchtest Du Dich, Kind? Sieh, wenn die Sonne um einige Monate weiter sein wird, will ich Dich zu gleicher Tageszeit hierher führen. Dann steht der Wald rings in grüner Pracht, und die Lichtung voll hoher, wogender Dolden. Im Röhricht drüben vereinzelter Kiebitzschrei und der Mond gießt sein bleiches, mildes Licht herab auf den einsamen Waldsee!"

Ich sah herab zu ihr. In ihrem Auge glänzte eine Thräne.

Digitized by Google

„Aber warum weinst Du, Eva?“

„Es ist nichts, Gottfried, mir ist nur so seltsam, ich mag den See nicht wieder sehen, er ist gar zu einsam und trüb!“

* * *

Ich hörte eine Stimme reden in steter, gleichmäßiger Weise, sie las. Und die Worte, die da halb erstickt durch die schweren Falten der Portière drangen, ergriffen mich seltsam, nicht daß ich durch sie gerührt worden, nein, deshalb nur, weil sie meinem eigenen Kopfe entstammt waren und ich meinte, kein Auge außer dem meinen habe sie noch erschaut.

Ich schlug die Portière zurück und trat mit Eva ins Gemach. Trauliches Halbdunkel lag darin, nur drüben, wo Schwester Anna saß, verbreitete sich größere Helle. Sie hatte zu beiden Seiten einen Leuchter stehen und vor ihr lag mein neuestes Manuscript, ein halb vollendetes Trauerspiel. Sie schaute empor, als wir eintraten, und glitt dann geräuschlos herüber zu uns und die beiden Mädchen lagen einander in den Armen. Auch Mütterchen hatte sich erhoben und kam Eva zu begrüßen und die Worte flogen herüber und hinüber.

Es war ziemlich spät geworden, als wir uns endlich trennten. Mir war, als fehle etwas. Das wars, ich wollte das Manuscript mit nach meinem Zimmer nehmen. Doch es lag nicht mehr auf dem Platze drüben zwischen den beiden Leuchtern, die zierliche Mädchengestalt, die lichtüberflossen sich hell von den dunklen Falten der Portière abhob, hielt es in der weißen Hand mir entgegen.

„Darf ich, Gottfried? Morgen bekommst Du es wieder!“

Ich hätte so gern „nein“ gesagt, doch die Augen, diese merkwürdigen Augen, die mit goldleuchtenden Blicken auf mir ruhten!

„Darf ich, Gottfried?“

Ob ich ein Zeichen der Zustimmung gegeben? Ich weiß es nicht. Sie verschwand hinter den dunkelbraunen Falten.

Als ich im Treppenflur stand, scholl das Reden und Lachen der beiden Mädchen von oben zu mir herunter, hell, frühlingsduftig. Es berauschte mich fast, dieses süße, frische Getön und mein Fuß zögerte im Gehen. Da traf eine andere Stimme mein Ohr. Sie war gröberer Art, eher Herbsttönen zu vergleichen, und doch —

Die Herbststimme sagte: „Unser Herr Doctor ist dem Fräulein entgegengegangen, stundenweit in dem Sturm, und als sie kamen, da lag ihr Arm in seinem; und wie sie ihn angesehen hat und er sie! Man ist doch auch mal jung gewesen und versteht sich darin aus. Wird das eine Freude werden!“

Es klang mir im Herzen wieder und deshalb sprachen es wohl auch die Lippen immer wieder leise vor sich hin, als ich nach meinem Zimmer emporstieg: „Das wird eine Freude werden!“

* * *

Es war im Abenddämmern des nächsten Tages. Wir saßen im Wohnzimmer und sprachen von Dem und Jenen. Eva allein war still; schweigend schaute sie in den schwachen, rothen Feuerschein, der

vom Ofen aus zuweilen über den glatten Boden irrte. Sie hatte wohl nicht auf unser Reden gehört, denn plötzlich in ganz anderes Gespräch herein sagte sie mit ihrer süßen Stimme: „Wie kurz doch solch ein Frühlingstag ist!“

Ob es eine Ahnung gewesen, die durch ihre Seele gezittert? Es klang wehmüthig, träumerisch, wie vom Sturm draußen, der um den Giebel ächzte, aus weiter Ferne hergeführt.

„Die ersten wohl, doch später —“

„Später ist es nicht Frühling mehr“, unterbrach sie mich, „und wenn man es gleich so nennt. Später, dann liegen die Tage in sonniger Ruhe und sommerlich Treiben ist überall. Ich mag die Sturmtage lieber, die Tage, in denen die ersten Blattknospen hervorlugen, die Wolken tief über der düstern Erde gehen. Da möchte ich einsam sein, eine gleichfühlende Seele vielleicht noch in der Nähe und in alterthümlichem, alleinliegenden Hause.“

„Ein merkwürdiger Geschmack!“ sagte Anna dazwischen.

„Warum, Eva?“

„Der Frühlingssturm spricht andere Sprache mit solchem alten Hause und weckt alle die Todten darin wieder zum Leben. Einem Scheinleben zwar nur in erregtem jungen Menschenkopf — zu solcher Stunde mögen vor den Augen des Dichters die herrlichsten Gebilde emporquellen!“

Ich lächelte.

„Nicht, Gottfried?“ fragte sie und ihre großen Kinderaugen leuchteten hell auf.

„Ich wills versuchen, Eva, heute noch, welch wunderbare Phantasien beim Wehen des Frühlingssturmes über mich kommen werden.“

* * *

Wenn Sommerpracht über dem Lande lag, war ich oft oben in dem kleinen Thurmzimmer. Der Blick glitt über die nächste Waldwand hinweg bis weit hinüber, wo im bläulichen Dämmer sich die Waldwogen hoben und senkten. Im Winter betrat mein Fuß es selten, heute nur auf Evas Wunsch, denn der Sturm pfiff hier gar zu unheimlich schön um die Ecken. Die Flammen im Ofen schlugen hoch auf und manchmal durch die kleinen Einschnitte der Thür heraus ins Zimmer. Es war wohl warm da, eine eigenthümliche Wärme, doch die nur die Haut berührte und ein Fröstеln noch durch den Körper laufen ließ.

Ich hatte mich in einen Stuhl gelehnt und schaute in die Dunkelheit draußen. Dann glitt der Blick herein, nach dem Tisch hinüber. Dort in den hellen Lichtstrahlen lag mein Manuscript und eine wunderbar kleine, weiße Hand hatte es vor wenigen Minuten selbst dahingelegt und eine wunderbar süße Stimme hatte gesagt, fast drohend: „Und nun!“

Ich saß im Stuhle und träumte und träumte. Es war mir, als ob sie gegangen sei, und doch sah ich ihr Bild noch immer deutlich vor mir. Es hob sich von der dunklen Thür hell, fast blendend ab, die feine Hand ermahnend erhoben, mit hellem, glänzend auf die Schulter herabfallendem Haar. Und in diese Vision herein rauschte der Frühlingssturm in ernsten, langhallenden Tönen.

Digitized by Google

Die Zeit ists, wo die ersten Knospen anpochen und sich dem Lichte erschließen wollen. Ich fühlte es an mir; doch nicht schüchterne, erste Triebe waren es mehr, sie hatten sich stark schon entwickelt in dem einen Frühlingstag und im Herzen hatte sich die Blüte, die schönste und seligste des Menschenlebens erschlossen. Schnell, schnell, und doch zu langsam noch. Wie kurz ist auch solch ein Frühlingstag!"

Ich hatte es laut gesprochen und schrak vor dem Klange meiner Stimme empor. Ich ging hinüber an den Tisch und blickte mit gestütztem Haupte in die Blätter.

Es muthete mich seltsam an, was darin stand. So kalt, so eisig! „Denn es giebt nur eine Sonne, die den Frühling bringt; und nicht das Hirn kann den Menschen glücklich machen, nur das Herz!" sagte ich leise. „Und ob der Sturm draußen daherbraust, mir raubt er den Frühling nicht mehr, denn die Sonne ist da und leuchtet und macht glücklich!"

Ich schaute zum Fenster hinüber, an welches die Regentropfen schlugen. Doch ich sah nicht mehr in die wehenden Dunkel des Abends hinein, eine glänzende, farbensatte Phantasmagorie lebte vor meinen Blicken auf.

Die Waldlichtung drüben wars und das letzte Sonnendämmern des scheidenden Sommertages glitzerte in den kleinen Kreisen des Teiches. Die Lichtung stand voll hoher, wogender Dolden und der Teichrand mit dichtem Schilf- und Binsenkranz besetzt. Falter schossen noch darüber, müde und doch eiligen Fluges die Ruhestätte unter großen Blättern aufsuchend und Libellen ließen die metallischen Flügel im röthlichen Abendlicht funkeln. Und wie ich so hinschaute, kam es aus den stillen Wassern empor, zwei weiße Arme griffen in höchster Todesnoth nach dem Himmel, goldglänzendes Geflecht lag auf dem Wasser.

Ein namenloses Weh durchzuckte mich. Ich sprang empor: „Eva!"

Da stand sie in der Thür und schaute mich mit den großen, leuchtenden Augen an. „Was ist Dir, Du bist so aufgeregt, Gottfried! — Hast Du schon viel geschrieben?"

Sie sah hinüber auf die Blätter und sagte mit enttäuschter Stimme: „Kein Wort! Warum nicht, Gottfried?"

„Weil es Frühling ist, Eva!"

Sie drehte an der Lampe, daß sie helleren Schein gab und rückte den Sessel zurück. „Setz Dich und schreibe!" sagte sie bittend.

Wie Zwang lag es in den Worten, daß ich ihr willfahren mußte, und als ich die Feder ergriff, zog sie sich in eine dunkle Ecke zurück. Dann kritzelte die Feder über das Papier. Doch nicht lange. Wie Zaubermacht zog es die Blicke zurück nach der zusammengekauerten Mädchengestalt in dem alten buntüberzogenen Stuhl in der Ecke. Ihre Haare hatten sich etwas gelockert, ein zitternder Lockenring lag auf der reinen Stirn, die kleinen Hände hielt sie gefaltet vor der Brust.

Ich mußte wieder hinsehen, denn nie noch war vor meinem Auge ein Weib so schön erschienen, von so holdseliger, kindlicher Anmuth verklärt, so vielleicht hätte ich als Maler oder Bildhauer die verkörperte Poesie, das Ideal eines die höchste Schönheit erträumenden Männerherzens darzustellen versucht. Und wenn diese Lippen sich öffnen und Töne, zauberhaft milde Worte ihnen entschweben —

Digitized by Google

„Eva!“

„Leise, Du wirst ihn verscheuchen! Da geht er schon!“

„Wer, mein Kind?“

„Der Engel; er kam herein, trat neben Dich und sah auf Deine Hand, als Du schriebst.“

„Und er ist jetzt noch hier, jetzt, und wird allezeit hier bleiben in meinem Herzen, Kind — o Mädchen, wenn Du wüßtest, wie lieb ich Dich habe.“

Ich lag zu ihren Füßen und zog die Hände herab, um sie zu küssen, immer und immer wieder. Und Eva schaute auf mich nieder, verwundert, wundersam und sinnverwirrend zugleich. Dann glitt sie herab vom Stuhle, sie kauerte neben mir und die weichen, seidenen Haare zitterten in mein Gesicht.

„Doch unendliche Liebe will ich, mehr als Alles!“ flüsterte sie mir ins Ohr.

„Mehr als Alles, über Alles!“

Draußen rauschte der Frühlingssturm heran und die Fenster erzitterten unter ihm; auf seinen Schwingen trug er Blüthenknospen und Lenzeshauch über das Land.

* * *

Ich stand am Fenster, schaute hinaus und sagte: „Es ist Frühling geworden!“

Schwester Anna trat an mich heran. Eine Weile blieb sie stumm, dann antwortete sie einfach: „Nimm die Brille ab, Gottfried, sie täuscht Dich!“

Ich that es und doch sagte ich wieder: „Es ist Frühling geworden!“

„Denn“, setzte Anna hinzu, „die Bäume stehen schwarz und kahl, der Rasen grau, der Himmel ist trüb und die Luft schwer und kalt. Ich will Dirs besser sagen, Gottfried, Du bist verliebt.“

Es klang mir entsetzlich im Ohre, ich meinte, dieser Ausdruck profanire mein heiliges, tiefes Gefühl. Ich wandte mich und verließ das Zimmer. Draußen sah ich Eva stehen. Sie lehnte im Garten in den blätterlosen Ruthen einer Syringenhecke und schaute hindurch in das Land hinein. Ich schlich mich hinüber zu ihr; sie sah mich im Herankommen und lächelte mir entgegen.

„Gut, daß Du kommst, Gottfried, es ist so schön hier, ein prächtiges Regentagbild!“ Sie sah mich dabei so glücklich an.

Ich nickte ihr zu und dann stand ich an ihrer Seite und ließ ebenfalls meine Blicke durch die graue Landschaft streifen. Eva hatte Recht, ein eigenartig schönes Bild war es; doch der Wind kam kalt und machte mich erschauern.

„Komm zurück ins Haus, Liebe!“

Sie schaute mich an. „Laß mich, Gottfried, ich möchte hier Stimmung in mich aufnehmen!“

„Wozu?“

Sie erröthete über ihr ganzes, feines, zartes Gesicht. „Fast kann ich Dirs nicht sagen“, sprach sie endlich zögernd, „ich bin so froh, wenn ich Dich arbeiten sehe und Sachen schreiben, über welche Alles Dich

Digitized by Google

preist — und da — ich möchte auch dichten, ich möchte nicht, daß Du Dich Deiner kleinen, dummen Frau zu schämen brauchst."

Sie schwieg. Ich aber zog sie an mich heran und küßte sie.

„Doch nun komm! Wohl ist es schön, Eva, wem die Dichterkraft verliehen, doch auch sie bettet nicht auf Rosen, glaube mir. Laß es sein Kind, ich verlange in Dir nur das liebe, liebe Weib und Du, ich weiß es, liebst auch nur mich, nicht meinen Namen."

„Ich bin stolz auf Dich!" Sie sprach es mit zuckenden Lippen.

„Und wirst Dich meiner Werke freuen, sind sie entstanden, doch nicht mich dazu drängen. Denn die Schaffensfreude läßt sich nicht durch Worte hervorzaubern, sie kommt ungerufen, zu ihrer Stunde!"

Sie schauerte zusammen und ich ergriff ihre Hand und führte sie in das Haus.

* * *

Ueber Nacht waren die ersten Blätter gekommen und mit jeder weitern Nacht erschloß ein anderes Wunder sich der Welt. Und dann, mit einem Male, konnte das Herz sich in Duft und Entzücken berauschen, denn die Vollpracht des Frühlings lag über den Landen.

Ein Nachmittag wars und ich saß mit Eva im Garten. Die Syringenhecke, durch welche sie damals in die stimmungsvolle Landschaft geschaut, hing voller Trauben und versendete süßen Duft ringsum.

Eva hatte in einem Buche, welches sie sich von meinem Schreibtisch geholt, gelesen. Nun sah sie plötzlich empor, mit schnellem Blick zu mir herüber, eine Frage auf den Lippen. Doch sie sprach sie nicht aus. Sie legte das Buch zur Seite und ergriff meinen Arm. Wir schritten schweigend erst durch die Gartenwege, dann, in abgelegenem Theile stand sie still und senkte das Haupt.

„Gottfried, darf ich eine Frage wagen? Bist Du wirklich so glücklich jetzt, wie Du Dir wohl geträumt —"

„Warum, Eva?"

„Ich fand einen Brief in dem Buche."

„O, der Brief! Er ist von einem Freunde, dem Redacteur eines Journals, und er beklagt sich, lange nichts von mir erhalten zu haben!"

„Weshalb arbeitest Du nicht, Gottfried?"

„Kind, ich arbeite, aber anders als früher. Für Dich und mich jetzt, nicht mehr für die Welt. Seit die süße, unselige Leidenschaft für Dich in meinem Herzen lebt, habe ich das Dichten aufgegeben, ich will nicht, daß der berühmte Mann Deinem Herzen den lieben Mann entfremde."

Sie sah mich mit langem Blicke an, und Röthe und Bläße jagten über ihr Gesicht. Dann lag sie an meiner Brust und weinte.

* * *

Die Sonne ging zur Rüste. Eva war mir im Garten entlaufen, um sich die Thränen aus den Augen zu feuchten, wie sie mir gesagt, und sie war nicht wieder gekommen. Ich stieg nach ihrem Zimmer hinauf, um sie zu holen, doch sie war nicht dort. Auf dem Tische lag ein Brief und als ich darauf niedersah, trug er meinen Namen.

Digitized by Google

Bange Ahnung überkam mich und die Hände zitterten, als ich ihn erbrach. Dann las ich und das Sonnenflimmern rings erlosch in dunkler Nacht.

„Einziggeliebter!

Ein Zweifel hat auf mir gelegen die ganze Zeitlang, da ein Dach uns Beide bedeckte. Des Nachts ist er gekommen und hat an meinem Lager gesessen und mich gequält: Du kannst es nicht begreifen, wie ich mir manchmal das Gehirn zermartert, um mich selbst zu ergründen. Und heute erst fiel es mir von den Augen bei Deinen Worten. Ich schwöre Dir, Gottfried, Du bist meine einzige Liebe gewesen und doch ists nicht die rechte. Dein Name, Deine Werke waren es, die mich berauschten, nicht Dein liebes, sanftes Wesen und ohne Deinen Ruhm, den Du jetzt von Dir wirfst, kann ich die Deine nicht sein. Aber ich kann auch nicht leben, denn ich könnte nie glücklich sein. Ich weiß, daß Du mir treu sein wirst bis zu Deinem Ende und deshalb gehe ich in den Tod. Dir wird es ein herber Schmerz sein, doch denke stets daran, daß zwei todte Augen Dich bitten, zu arbeiten, zu sorgen, daß Dein Name durch Jahrhunderte dauert und der meine mit ihm, und Du wirst ihn leichter tragen.

Noch einen letzten Kuß, Gottfried!

Wenn die Sonne, die diesen Tag leuchtet, hinter den Tannenwipfeln verlischt, verglimmt mein Leben mit ihr! Eva."

Das Papier entsank meiner zitternden Hand und ich eilte hinaus. Wohin, ich wußte es nicht, denn das Gehirn konnte keinen Gedanken fassen, doch die Füße trugen den rechten Weg. Aus den Kronen der Bäume kam ein leises Flüstern zu mir hernieder und Drosselschlag scholl aus dem Geäst, Todtenglocken gleich: „Dein Mund sprach es damals aus, als wir durch den Frühlingssturm schritten."

Und weiter, weiter.

Dann kam die Lichtung und das Rohr schwankte im Abendwind. Ich lief hinüber, in die sumpfige Umgebung des Teiches hinein. Der Boden schwankte unter meinen Füßen, mit schrillem Schrei schossen die Kibitze vor mir auf. Dann lag das Wasser da, und die blendenden letzten Sonnenstrahlen darauf. Auf einen Platz aber hatten sie ihr hellstes Licht geworfen, dort glänzte es wie eitel Gold auf. Es schwamm dort langes, blondschimmerndes Haar.

Das Wasser klatschte unter meinen Schritten und stieg höher und höher, bis zur Brust heran. Und endlich war ich dort und hob Eva empor. Sie lag still, reglos in meinem Arm, still für immer. So kehrte ich zurück.

Der Abendwind fuhr über die Lichtung und die Blumen und Gräser erschauerten unter ihm. Und die Sonne sank und weinte noch glühende, zitternde Thränen durch das Tannengeäst, denn sie sank für ewig.

Digitized by Google

Der Urwald.

Von **Nikolas Lenau.**

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zweifach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu versenken.
Vermildernd schien das helle Abendroth
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausend lang gekämpft die ernste Wette.
Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
Erdrücket von des Todes Ueberwucht,
Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.
Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starker Faust, und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.
Wo sind die Blüten, die den Wald umschlangen,

Digitized by Google

Wo ſind die Vögel, die hier luſtig ſangen?
Nun iſt der Wald verlaſſen und verdorrt,
Längſt ſind die Blüten und die Vögel fort.
So ſind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die ſchönen Ahnungsblumen im Gemüth;
Und iſt der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich ſtill und todt, wie dieſer Baum,
Der Seele Frühling war, wie ſeiner — Traum.
Als einſt der Baum, der nun im Staub verwittert,
So ſehnſuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und ſeine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er ſeinen ſüßen Frühlingsduft
Beſeelend ſtrömte weithin in die Luft —
Schien nicht ſein ſchönes Leben werth der Dauer,
Und ſtarb es hin, iſt's minder werth der Trauer,
Als mein Gedanke, der ſich ewig wähnt?
Als meine Sehnſucht, die nach Gott ſich ſehnt? —
So lag ich auf dem Grunde ſchwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauſchen hörte,
Und mich der Hufſtritt meines Roſſes ſtörte;
Es ſchritt heran zu mir, als wollt es mahnen
Mich an die Dämmerung und unſre Bahnen;
Ich aber rief: iſt's auch der Mühe werth,
Noch einmal zu beſchreiten dich, mein Pferd?
Es blickt' mich an mit ſtiller Lebensluſt,
Die wärmend mir gedrungen in die Bruſt,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tief einſamen Waldeswegen
Ritt ich getroſt der nächſten Nacht entgegen,
Und der geheinißvollen Todesnacht.

Digitized by Google

Don Juan in Fesseln.

Geheime Geschichten einer Ehe.

(Fortsetzung.)

XXI.

Blumen und Früchte.

Als Werder kurz nach Mitternacht nach Hause kam, wunderte er sich, Clara noch aufsitzend und ihn erwartend zu finden.

„Aber, mein Kind, Du solltest doch längst schlafen", sagte er, indem er sie in seine Arme nahm, froh, daß er seine heimliche Aufgabe hinter sich hatte und daß die Gegenwart so rein und frei von allem Bedrückenden war.

„O, ich bin gar nicht schläfrig, Raimund, und freue mich so sehr, Dich wiederzusehen. Was hast Du denn den ganzen langen Tag gemacht, Schatz? Erzähle mir Alles vom Anfang an!"

„Heut Abend nicht, Clärchen. Es ist viel zu spät."

„Wo hast Du gespeist?"

„Ich habe überhaupt nicht gespeist. Es fehlte mir an Zeit."

„O, mein Himmel! Was kannst Du denn so anhaltend zu thun gehabt haben? Lauter Rechtsgeschäfte, nicht wahr?"

„Geh zu Bett, Kind, und frage mich nichts mehr! Du würdest doch nichts davon verstehen, wenn ich Dir antwortete."

„Aber Du mußt doch erst etwas essen."

„Ich kann nicht essen. Mein Kopf springt mir fast."

„O wie hasse ich diese Advocatengeschichten! Können denn die Herren ihre Papiere nicht hierherbringen, statt daß Du zu ihnen fahren mußt?"

„Du wirst mit der Zeit schon von Allem hören. Einstweilen sei dankbar dafür, daß noch keine Nothwendigkeit dazu vorliegt. Ich wünschte, es wäre für mich keine vorhanden. Und nun lasse Dich in Dein Schlafzimmer bringen, Kind. Ich kann mich heut Nacht nicht weiter unterhalten."

Das war Alles, was Clara aus ihrem Gatten über seinen Besuch bei Bertha Rambeau herausbekam.

Der Besuch bei Bertha Rambeau hatte Werder in einen wahrhaft skeptischen Zustand versetzt. Er war ganz unentschieden, was er thun sollte. Es that ihm weh, denken zu müssen, daß sie dem Tode so nahe war und keinen Freund haben solle, der ihr die Augen zudrücke, und er war wenigstens froh, daß ihm Gelegenheit geworden war,

Digitized by Google

sie vom Mangel an den nothwendigen Lebensmitteln zu befreien. Irgend eine Spur von tieferem Gefühl für sie hatte er nicht mehr. Es wahr ihm peinlich, seine Gattin täuschen zu sollen, und doch trieb ihn die Menschlichkeit ans Bett der Sterbenden. Der einfachste Weg würde gewesen sein, seiner Frau aufrichtig Alles mitzutheilen, aber er glaubte triftige Gründe zu haben, sie nicht zu behelligen. Frauen haben ihre wechselnden Launen, dachte er. Heute fassen sie eine Sache so auf, morgen anders, und Männer haben oft keine härteren Richter, als die Frauen, von denen sie geliebt werden.

Werder fühlte sich unfähig, Clara in dieser Sache um Rath zu fragen, denn wenn sie sich gegen seine weiteren Besuche bei Bertha ausgesprochen hätte, würde er doch seinem eignen Kopfe gefolgt sein.

Dennoch behagte ihm sein Unternehmen so wenig, daß er den Tag, für welchen er eine Wiederholung seines Besuches versprochen hatte, vergehen ließ, ohne sein Versprechen zu halten, indem er sich auf die Zusage des Arztes verließ, daß er es ihm wissen lassen wolle, wenn eine Wendung zum Schlimmeren einträte. Aber der Erfolg seines Ausbleibens war, daß er am dritten Tage wieder ein schlechtgekritzeltes Billet von Berthas Hand erhielt, worin sie ihm mittheilte, daß sie bald so schwach sein werde, ihm ihre äußerst wichtige Eröffnung nicht mehr machen zu können, wenn er nicht bald komme. Der Inhalt dieses Billets veranlaßte ihn, sein Versprechen einzulösen; aber er sah höchst verlegen aus, als er nach dem Frühstück in Claras Zimmer ging und ihr ankündigte, daß er wieder in Geschäften nach der Stadt müsse.

„Und wieder auf einen ganzen Tag?" rief Clara in einem Tone tiefer Niedergeschlagenheit. „O, Raimund, ich wünschte, diese Advocaten hätten eine andere Zeit für ihre abscheulichen Angelegenheiten gewählt! Handelt es sich wieder um Rechtsgeschäfte?"

„Hm, ja, so ziemlich. Es betrifft aber meine Privatangelegenheiten."

„Und Du mußt wirklich gehen?"

„Ja, ich muß wirklich gehen, mein Schatz. Es ist unbedingt nothwendig."

„Dann will ich mich zu beherrschen suchen und mich nicht über Deine Abwesenheit härmen. Du wirst so bald als möglich wiederkehren, daß weiß ich."

„Ja wohl, im ersten Augenblicke, in welchem ich dazu im Stande bin. Lebe wohl mein Kind!"

Er küßte sie und ging dann zu seinem Wagen hinunter.

Als er in der Stadt an dem Verkaufsgeschäft eines Obsthändlers vorbeifuhr, sah er einige besonders schöne Trauben und Pfirsiche, von denen er glaubte, daß sie für eine Kranke ein Labsal sein würden, und ohne sich dabei noch etwas Besonderes zu denken, ließ er halten, ging in den Laden und beauftragte den Verkäufer, ihm ein Körbchen Früchte zurecht zu machen, damit er es mit zur Stadt nehme.

Der Mann kannte ihn, Werder war früher einer seiner besten Kunden gewesen und er nahm sich ihm gegenüber manchmal eine kleine Freiheit heraus.

„Für eine Dame, Herr Werder?" fragte er. „Darf ich da das Körbchen auch mit einigen hübschen Blumen ausschmücken?"

„Ganz wie Sie wollen", erwiederte Werder ziemlich gleichgültig.

Digitized by Google

Der Mann brachte einige seiner gewähltesten Blüthen zum Vorschein und machte ein allerliebstes Körbchen zurecht.

Werder that kaum einen Blick darauf, so beschäftigt war er mit seinen Gedanken. Er bemerkte Alma Bellwitz, die gerade vorüberging, als er in den Wagen stieg, kümmerte sich aber nicht um sie, und grüßte sie nicht.

Während der Fahrt nach dem Hotel, wo er seinen Wagen warten lassen wollte, blieb er in Gedanken versunken. Unterwegs traf er einige Bekannte, für die er kaum Aufmerksamkeit hatte. Einer davon, Hauptmann Kornberg, fragte ihn, wohin er wolle, indem er gleich hinzusetzte, er selbst wolle zu seiner Frau, welche sich augenblicklich im Hause ihrer Mutter zum Besuch befinde. Er bot ihm an, in seinem Wagen Platz zu nehmen. Werder lehnte dies dankend ab, obschon er gleich darauf selbst eine Droschke nahm und in derselben Richtung fuhr. An einer bestimmten Stelle war eine Verkehrsstockung entstanden und er traf mit Hauptmann Kornberg wieder zusammen. Dieser bemerkte ihn und nickte ihm lächelnd zu. Werder war über diese Wiederbegegnung außerordentlich verdrießlich. Da er seinen Weg verheimlichen mußte, so fühlte er sich in seinem Gewissen unbehaglich und dachte in diesem Augenblicke fast hart über die Todtkranke, um deren Willen er seinen Ruf aufs Spiel zu setzen meinte, während er doch von ihr so gröblich betrogen worden war. Ueberhaupt hatte sich sein Humanitätsgefühl für Bertha Rambeau schon bedeutend abgekühlt. Der Gedanke an ihren wahren Charakter und an die treue Liebe seiner Frau machte sein Unternehmen in jedem Augenblicke immer mehr peinlich, und wenn er Bertha auch noch bemitleidet, und ihr zu helfen bereit war, so hatte er doch zugleich Mühe, ein Gefühl von Verachtung gegen sie niederzukämpfen. Nur, indem er sich ihr Elend in dessen ganzer Größe und sein besseres Loos vergegenwärtigte, fand er in sich das nöthige Gleichgewicht wieder, um der Gefahr, möglicher Weise seinen häuslichen Frieden und die Seelenruhe seiner Frau zu stören, ins Angesicht schauen zu können.

Als er die neue Wohnung Berthas erreicht, trat ihm zunächst die Krankenwärterin entgegen.

„Hoffentlich geht es Ihrer Patientin besser?“ fragte er.

„Nein, mein Herr, und es wird ihr überhaupt nicht mehr besser gehen“, erwiederte die Frau. „Ich dachte diese Nacht mehrmals, sie werde sterben. Ueberdies lag sie im Delirium, nachdem sie den Brief an Sie geschrieben hatte. Jetzt ist aber ihr Kopf wieder ganz klar.“

„Erwartete sie mich zu sehen?“

„O, gewiß, Herr. Seit heut Morgen denkt sie an weiter nichts.“

Werder legte Hut und Stock ab und trat ins Krankenzimmer. Bertha beobachtete mit einem gierigen Blick das Oeffnen der Thür. Sie ergriff seine Hand und würde ihn zu sich niedergezogen haben, wenn er nicht fest aufrecht gestanden hätte.

„Ich höre mit Bedauern, daß Sie eine schlechte Nacht hatten“, sagte er sanft.

„Ja, ich war recht krank“, erwiederte sie, „und dachte nicht, daß ich den Morgen erleben würde.“

„Ich kann mich wohl jetzt, da Ihr Freund eingetroffen ist, auf ein halb Stündchen entfernen, Madame?“ sagte die Wärterin. „Ich will

Digitized by Google

nur einmal zu meiner letzten Pflege hinrennen, wo ich mehrere Sachen zurückgelassen habe."

„Glauben Sie sicher, daß Madame Rambeau Sie nicht nöthig hat?" fragte Werder, beunruhigt durch die Aussicht, mit Bertha allein bleiben zu müssen.

„Ja wohl, mein Herr", antwortete die Frau. „Sie hat soeben etwas zu sich genommen und bedarf jetzt nichts, als höchstens einmal einen Trunk."

„Und ich möchte allein mit Ihnen sprechen, Raimund, ganz allein", fügte die Kranke eifrig hinzu.

„Nun dann thun Sie, wie Sie sagten", bemerkte Werder verdrießlich zu der Wärterin. „Bleiben Sie aber nicht länger fort, als Sie durchaus nöthig haben."

„Ich werde in einem halben Stündchen wieder hier sein", erklärte die Wärterin und ging hinweg.

„Raimund, lieben Sie mich noch?" fragte Bertha, kaum als Beide allein waren.

„O, Bertha, lassen Sie die Vergangenheit ruhen! Wozu sie aufstören?"

„Aber ich will die Wahrheit wissen. Besser ich weiß es, haben Sie noch einen Ueberrest von Neigung für mich?"

„Ich empfinde ein tiefes Mitleid für Sie, Bertha. Das wissen Sie ja,"

„Aber damit ist meine Frage nicht beantwortet. Lieben Sie mich noch, wenn auch nur ein wenig?"

„Nein, Bertha, das glaube ich nicht. Es ist hart, Ihnen dies sagen zu müssen, aber Sie zwingen mich dazu."

Sie ließ mit einem tiefen Seufzer ihren Kopf auf das Kissen zurücksinken und starrte mit einem Ausdruck von Hoffnungslosigkeit ins Leere.

„Ich wünschte, Sie hätten mir eine solche Frage nicht gestellt, Bertha", fuhr er fort. „Eine unwahre Antwort konnte ich Ihnen doch nicht geben, selbst nicht, um Ihnen eine Annehmlichkeit zu bereiten. Sie wissen, wie ich Sie einst geliebt habe — bis zum Wahnsinn, und daß ich fast von Sinnen kam, als Sie mich verließen. Aber mit eiserner Willenskraft kämpfte ich meinen Schmerz nieder. Ich verließ das Land, wo ich so glücklich gewesen war und so elend wurde, und reiste, um meinen Verlust zu verschmerzen. Ich suchte alle möglichen Zerstreuungen und mied Alles, was mich an Sie hätte erinnern können. Endlich gelang es mir, alle Neigung für Sie in mir auszurotten. Ich lernte Sie in Ihrem wahren Lichte sehen und der Sieg war gewonnen. Meine Leidenschaft war erstorben. So fühlte ich noch an dem Tage, da Sie mir schrieben, daß Sie im Sterben lägen. Nun verdrängt Mitleid jede andere Empfindung und nur tiefes Mitleid erfüllt mich in diesem Augenblicke. Mehr erwarten Sie nicht von mir, Bertha!"

„Ich habe kein Recht, mehr zu erwarten", flüsterte sie. „Selbst Mitleid würde ein anderer Mann an Ihrer Stelle mir nicht schenken; o Gott, hätte ich Sie doch stets so angesehen, wie ich Sie nun sehe. Sie sind so edel und so gut, Raimund!"

„Worin kann ich Ihnen nun noch helfen?" fragte er, um ihre Gedanken von seiner Person abzulenken.

Digitized by Google

„Um Ihnen das zu erklären, Raimund, muß ich in die Vergangenheit zurück. Aber wie kann ich von dieser sprechen, ohne Sie zu kränken?"

„Es wird mich nicht kränken. Sprechen Sie getrost!"

„Als ich mit Rambeau floh", begann Bertha, wiederholt nach Athem und nach der nöthigen Entschlossenheit ringend, „glaubte ich, daß er genug Geld habe. Er hatte es mir so gesagt. Nachdem wir aber ein Jahr in Paris verlebt hatten, fand ich, daß wir das kleine Capital, welches er besaß, aufgezehrt hatten und vis-à-vis de rien waren. Es wurde nothwendig, daß wir unsern Lebensunterhalt verdienten. Rambeau ging als Geschäftsreisender ins Ausland und ich gerieth in die größte Noth, da ich gerade um diese Zeit Mutter geworden war. Ach, mein armes Kind!

Sie fiel halb ohnmächtig auf ihr Lager zurück und Werder war genöthigt, ihr eine Stärkung zu reichen, welche bereit stand. Mittlerweile machte er ein sehr strenges Gesicht, denn die Geschichte des Sprößlings Rambeaus interessirte ihn nicht im Geringsten.

„Ich hatte", fuhr Bertha fort, „nichts zum Unterhalte für mich und das Kind. Rambeau schickte mir nichts. Wir darbten Beide. Daher gab ich mein kleines Mädchen in Pflege und nahm eine Stellung als Reisebegleiterin einer ins Ausland gehenden Dame an. Wir waren länger abwesend, als ich mir vorher gedacht hatte. Die Dame, mit welcher ich reiste, erkrankte in Genua und ich mußte sie pflegen. So vergingen zwölf Monate. Anfangs erhielt ich regelmäßige und genaue Nachrichten über mein Kind, später aber blieben diese aus und ich wurde sehr unruhig. Bei meiner Rückkehr war zu meinem Schrecken das Kind verschwunden."

„Es war inzwischen gestorben?"

„Nein, o nein, es lebt, meines Wissens, noch jetzt, und gerade dieses Bewußtsein bedrückt meine letzten Lebensstunden. Das Haus, in welchem mein Kind in Pflege gewesen war, hatte neue Miether erhalten. Die alte Frau war seit Monaten gestorben und das Kind war ins Armenhaus genommen worden."

„Aber natürlich stellten Sie Nachforschungen an?"

„Ja, indeß ohne Erfolg. Die Vorsteher kamen deswegen zusammen und machten ein großes Aufsehen darüber. Der Tod der alten Frau, welche mein Kind in Pflege gehabt hatte, war sehr plötzlich eingetreten und sie hatte auf Kosten der Armenkasse begraben werden müssen. Das Kind war in ihrer Wohnung gefunden worden, ohne daß man wußte, wem es gehörte, ja ohne daß man auch nur dessen Namen kannte. Man hatte es ins Armenhaus genommen und es ohne Weiteres nach dem Namen der Alten, Marie Braun genannt. Einige Wochen später waren respectable Leute erschienen, Liebig nannten sie sich, die das Kind als das ihrer verstorbenen Nichte reclamirten. Sie bewiesen durch Briefe und bezahlte Rechnungen, daß Marie Braun dieses Kind in Pflege gehabt hatte, und die Vorsteherschaft hatte kein Bedenken getragen, ihnen das Kind zu überantworten. Sie nahmen es mit sich und seitdem ist es verschwunden."

„Aber was in aller Welt wollen den Leute mit einem Kinde anfangen, welches ihnen nicht gehört?"

Digitized by Google

„Vielleicht hielten sie es für das richtige. Vielleicht hatte die Alte mehrere Kinder in Pflege und das beanspruchte war bei ihr gestorben. Ich kann mir keinen Grund dafür denken, daß sie mein Kind weggenommen haben, ausgenommen in Folge einer Verwechselung."

„Und welche Schritte haben Sie seitdem gethan, um den Aufenthalt des Kindes zu erfahren?"

„Welche Schritte hätte ich ohne Geld, ohne Freunde und Beistand thun können? Ich habe in der ganzen Nachbarschaft von der Wohnung der verstorbenen alten Frau herumgefragt und mich nach allen Personen Namens Liebig erkundigt. Weiter konnte ich nichts thun und es war resultatlos."

„Armes Weib! Sie hatten auch ohne diesen besonderen Kummer schon des Elends genug."

„Ich war Anfangs außer mir, aber allmälig beruhigte ich mich. Denn ich mußte mir leider sagen, daß mein Kind in fremden Händen vielleicht besser aufgehoben sei. Von Rambeau habe ich nie wieder etwas gehört, und so hätte ich für das arme Kind so gut wie gar nichts gehabt. Nun aber kann ich nicht in Frieden sterben, ohne zu wissen, was aus ihm geworden ist. O, Raimund, ich habe mich schnöde an Ihnen vergangen, ich bin Ihrer Rücksicht nicht werth, aber wenn Sie mich je geliebt haben, dann retten Sie mein Kind!"

„Was könnte ich denn in dieser Beziehung thun, Bertha? Nennen Sie mir Ihre Wünsche und ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich dieselben erfüllen werde, so weit es in meinen Kräften steht."

„Ich möchte sagen: bringen Sie mir mein Kind hierher, ehe ich sterbe, aber ich weiß, daß das unmöglich ist."

„Das fürchte ich auch."

„Aber forschen Sie nach, Raimund, wenn ich todt bin, und lassen Sie nicht nach im Suchen, bis Sie das Mädchen gefunden haben. Geben Sie sie nicht auf, bis Sie wissen, daß sie auf rechte Weise erzogen wird. Lassen Sie sie nicht werden, was ich geworden bin! Lassen Sie sie nicht enden, wie ich enden muß!"

„Wenn es in meiner Macht steht, soll es nicht geschehen."

„Schwören Sie es mir, Raimund!"

„Ich schwöre es Ihnen, wenn dies zu Ihrer Beruhigung dienen kann! Ich will alle mir zu Gebote stehenden Mittel aufwenden, um den Aufenthalt Ihrer Tochter zu erfahren und darauf bedacht sein, daß sie ehrenhaft und religiös erzogen werde. Mein Eid soll mir als eine vom Himmel auferlegte Pflicht und als ein Vorrecht gelten, um den Fehler, den ich an Ihnen begangen habe, theilweise wieder gut zu machen."

„Sie haben an mir nichts Unrechtes begangen, Raimund. Wollte Gott, ich würde für alle Sünden allein verantwortlich gemacht!"

„Nun theilen Sie mir noch alle auf das Kind bezügliche Umstände mit, damit mir sein Auffinden leichter wird. Wie war der Name des Mädchens?"

„Louise Bertha Rambeau. Sie wurde in der Carmeliterkirche zu M. getauft."

„Und ihr Alter?"

„Wenn sie lebt, wird sie nächsten Februar sechs Jahre alt."

Digitized by Google

Werder notirte sich außer diesen Mittheilungen noch den Namen der alten Frau, welche das Kind in Pflege gehabt hatte, das Datum der Aufnahme ins Armenhaus und alle anderen bezüglichen Umstände, welche Berthas geschwächtes Gedächtniß ihm noch angeben konnte. Dann schloß er sein Notizbuch.

„So weit Sie können", sagte er, „lassen Sie Ihre Seele über diesen Gegenstand zur Ruhe kommen. Ich will alle Anstrengungen machen, um die Personen zu entdecken, welche Ihre Tochter in Pflege genommen haben. Wenn ich sie dann aufgefunden habe, will ich Sorge tragen, daß Louise in einer ihrem Stande und Ihren Wünschen gemäßen Weise erzogen wird. Eins aber dürfen Sie dabei nicht außer Acht lassen — ein Vater hat den ersten Anspruch an sein Kind. Sollte also Monsieur Rambeau mit seiner Autorität dazwischen treten, so könnte ich mit ihm nichts zu thun haben. Ich übernehme diese Pflicht um Ihretwillen, nicht um seinetwillen, und seine Einmischung würde für mich das Signal zum sofortigen Zurücktreten sein."

Diese Worte sprach Werder mit einer Härte im Ton, denn jede Erinnerung an Rambeau wirkte auf ihn, wie der Anblick eines rothen Tuches auf einen wilden Stier.

„Er wird sich nicht einmischen", versetzte Bertha. „Ich zweifle, ob er überhaupt vom Dasein des Kindes Kenntniß hat. Zwar habe ich ihm darüber geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten und weiß nicht einmal, ob mein Brief ihn erreicht hat. Er soll nach Amerika gegangen sein."

Die weitere Unterhaltung über diesen Gegenstand wurde durch das Wiedererscheinen der Wärterin unterbrochen. Diese trat ganz erhitzt und athemlos ein und erzählte eine lange Geschichte darüber, daß sie den Omnibus verfehlt und den ganzen weiten Weg zu Fuß zurückgelegt habe.

„Und denken Sie nur", fuhr sie fort, „ich fand meine kranke Dame mit rosigen Wangen wieder und ihr lieber Mann war da. Und meine Dame fragte mich so viel über Sie, Frau Rambeau, und interessirte sich so lebhaft für Sie, daß sie mir einen großen Blumenstrauß für Sie gegeben haben würde, den ihr lieber Mann eben mitgebracht hatte, wenn ich ihr nicht hätte sagen können, daß Ihnen schon Ihr Freund, Herr Werder, Blumen und Früchte mitbrachte."

„Was hatte ihr denn gefehlt?" fragte Bertha, mit echt weiblicher Neugier.

„Was ihr fehlte? O, ein sehr allgemeines Leiden. Sie war in die Wochen gekommen und beschenkte ihren Mann mit einem kleinen Hauptmann. Sie hatte sich in der Zeit verrechnet und wurde überrascht, als sie sich gerade bei ihrer Mama befand. So kam es, daß ich als Wärterin zu ihr berufen wurde. Da nun aber Hauptmann Kornberg selbst gekommen ist, so wird sie wohl bald in ihre eigene Wohnung geschafft werden."

„Welchen Namen nannten Sie da?" fragte Werder zusammenfahrend.

„Kornberg, mein Herr, Hauptmann Kornberg vom ...sten Infanterieregiment; ein äußerst lieber Mann mit blauen Augen und einem flachs-

Digitized by Google

farbigen Bart, und das Kindchen gleicht ihm wie eine Pflaume der andern."

Werder fand es jetzt an der Zeit, sich zu entfernen. Er hatte nicht Lust, seine Frau wieder bis Mitternacht allein zu lassen. Zwar hefteten sich Berthas Blicke bittend auf ihn, aber er blieb unerschütterlich.

Die Wärterin begleitete ihn bis an die Treppe.

„Ich setze voraus, daß wir Sie zum Begräbniß zu erwarten haben?" sagte sie in kühlem geschäftsmäßigen Tone.

„Ich habe in dieser Beziehung bereits an den Doctor geschrieben", erklärte Werder. „Er wird alles Nöthige besorgen, so daß es keinen Zweck hat, nach mir zu senden, ausgenommen wenn es absolut nöthig sein sollte. Wenn es von wirklichem Nutzen ist, will ich kommen. Auf nutzlose Wege habe ich keine Zeit zu verschwenden. Adieu!"

Ohne weitere Worte zu wechseln, entfernte er sich. Unterwegs erinnerte er sich aber noch mit großem Mißbehagen an die Bekanntschaft der redseligen Wärterin mit Frau Kornberg, deren Mann sein genauer Bekannter war, und er konnte nicht wissen, in wie weit er oder sie durch die Wärterin bereits über seine eigenthümlichen Besuche bei Bertha Rambeau unterrichtet worden waren.

Als er nach Hause fuhr, mußte er wieder an dem Obstladen vorüber, und indem er sich an Clara erinnerte, trat er wiederum hinein und kaufte eine Partie Weintrauben, welche er, zu Hause angelangt, ohne weitere Bemerkung auf den Tisch seiner Frau stellte. Es war für ihn etwas ganz Gewöhnliches, daß er seiner Gattin irgend eine Delicatesse mit nach Hause brachte.

Clara blickte auf das Körbchen mit den Weintrauben mit leuchtenden Augen. Sie hatte sich in ihrer Seele sicher darüber gefühlt, daß Raimund nur für sie Blumen und Früchte gekauft haben konnte; aber es kam ihr doch so sonderbar vor, daß er das Körbchen erst mit nach der Stadt genommen hatte.

„Dachte ich es doch gleich!" rief sie, sich aus seiner Umarmung losmachend. „Aber wo sind denn die Blumen geblieben?"

„Welche Blumen, mein Kind?"

„Nun, die, welche Du erst bei den Früchten hattest. Frau Bellwitz sagte mir, sie hätten wie gemalt ausgesehen."

„Frau Bellwitz hat ja diese Trauben nie zu Gesicht bekommen, Clara."

„O doch! Sie sah Dich heute früh damit in der Stadt. Aber sage mir nur, weshalb hast Du sie denn erst mit zur Stadt genommen? Wahrscheinlich sind Dir die Blumen unterwegs verwelkt und Du hast sie dann weggeworfen."

Werder erinnerte sich nun des Körbchens, welches er Bertha Rambeau mitgenommen hatte, und errieth den Zusammenhang. Er wünschte Alma Bellwitz von ganzem Herzen ins Pfefferland.

„Sieh, wie roth Du wirst, Raimund! Nun? Wo sind meine Blumen? O, welch ein langweiliger Patron Du bist, daß Du es mir nicht sagst! Alma Bellwitz meinte, Du müßtest sie für irgend eine Freundin mit zur Stadt genommen haben, aber ich wußte es besser — daß sie nur für mich sein könnten."

Digitized by Google

Durch Werders Seele ging ein plötzlicher Impuls, ihr Alles mitzutheilen.

„Clara, dies sind nicht dieselben Trauben, welche ich heute Morgen hatte. Alma Bellwitz hatte Recht. Jenes Körbchen mit Früchten nahm ich meinem Freunde mit, meinem sterbenden Freunde, Clara!"

„Wem, Raimund? Du sagtest mir nie zuvor von einem solchen Freunde."

„Weil ich dies nicht für nöthig hielt, liebes Kind. Aber dies arme Geschöpf ist sehr, sehr krank, und wirklich arm."

„Du sagtest mir erst, daß Dich Rechtsgeschäfte zur Stadt riefen", bemerkte sie vorwurfsvoll.

„Nein, Clara, ich sagte Privatangelegenheiten, wie Du Dich erinnern wirst."

„Nun gut; aber ich wünschte, Du sagtest mir ein anderes Mal lieber Alles genau vorher, weil natürlich die Leute darüber reden, wenn Du etwas Heimliches hast. Alma Bellwitz war ganz fest überzeugt, daß Du die Blumen und Früchte für eine Dame mitnehmest; ich aber sagte ihr, daß Du so etwas nicht thun könntest, ohne mich es wissen zu lassen. Ich würde Dir nie mehr glauben, wenn Du es doch thätest, und mir obendrein sagtest, Du seiest in Geschäften nach der Stadt gefahren."

Ihr Benehmen stieß ihn ab, es war kindisch grollend und erstickte seinen Wunsch, offen gegen sie zu sein. Er fühlte, daß sie nicht in der Stimmung war, mitleidig gegen eine unglückliche irrende Schwester zu sein, oder seinen Beweggrund, Bertha Rambeau beizustehen, richtig zu beurtheilen. Deshalb schob er sein Bekenntniß für eine gelegenere Zeit auf.

„Ich bin Frau Bellwitz sehr verbunden", sagte er, sich von seinem Sitze an ihrem Bett erhebend, „daß sie während meiner Abwesenheit mich zu verläumden gesucht hat. Es würde passender sein, wenn sie ein wenig mehr an sich selber dächte."

„Sei nicht böse, Raimund! Ich versichere Dich, daß sie nichts Besonderes gegen Dich äußerte."

Raimunds Zorn war nun erregt und Clara wußte aus Erfahrung, daß sie schweigen müsse. Indessen ging diese Verstimmung so rasch vorüber, als sie entstanden war, und der Rest des Abends blieb ohne weitere Störung. Aber die Blumen und Früchte und der „Freund" kamen nicht mehr zur Erwähnung.

XXIII.

Das verhängnißvolle Telegramm.

Bertha Rambeau lebte noch länger, als der Arzt angenommen hatte. Wie dies bei Schwindsüchtigen oft der Fall ist, verbesserte und verschlimmerte sich ihr Zustand in kurzen Zwischenräumen, so daß darüber noch drei Wochen vergingen, ohne daß die entscheidende Stunde sich mit Gewißheit vorausbestimmen ließ. Während dieser Zeit hatte Werder die Kranke nicht gesehen. Mit der Aufsuchung ihres verschwundenen Kindes hatte er seinen Rechtsanwalt beauftragt, dessen Bemühungen indeß nicht von Erfolg waren.

Digitized by Google

Bertha Rambeau hatte nicht mehr die nöthige Kraft, um die Feder führen zu können, aber sie hatte ihren Arzt wiederholt an Werder schreiben lassen. Dieser indeß hatte jedesmal Arbeitsüberhäufung vorgeschützt, denn er wollte es vermeiden, Besuche bei seiner ehemaligen Geliebten abzustatten, die nicht unbedingt nöthig waren. Es war ihm im höchsten Grade peinlich, das unglückliche Weib in diesem Zustande langsamer Auflösung zu sehen, und zudem fürchtete er stets, daß seine Frau davon Kenntniß erhalten könne. Wer von diesen beiden weiblichen Wesen seine Rücksicht am meisten verdiente, darüber war er keinen Augenblick in Zweifel. Nicht, daß er sich gerade in dieser Zeit besonders an Claras Seite gefesselt gefühlt hätte. Es zeigte sich in ihrem Benehmen gegen ihn etwas Abstoßendes, das er nicht begreifen konnte. Sie war schweigsamer, zurückhaltender als sonst, und schwermüthiger, als kurz nach dem Tode ihrer Mutter. Der fast kindlich heitere Geist, welcher sie ihm sonst so anziehend gemacht hatte, war ganz von ihr gewichen. Sie war eine ernste, gemessene Frau geworden, die ihre Bekümmerniß für sich behielt, und in ihrem täglichen Verkehr mit ihm, bei aller pflichtmäßigen Aufmerksamkeit, eine Förmlichkeit beobachtete, welche ihm von Tag zu Tag mehr widerwärtig wurde.

Ein oder zwei Mal bemerkte er, daß sie geweint hatte, ohne daß er dafür einen triftigen Grund entdecken konnte. Er gelangte zu der Annahme, daß Clara sich im Stillen mehr um ihre verlorene Mutter härme, als ihr gut sei, und ging mit dem Hausarzt besorgt darüber zu Rathe. Dieser indeß suchte ihn zu beruhigen. Schwermüthige Anwandlungen seien bei jungen Frauen in ihrem Zustande sehr gewöhnlich, sagte er, und je weniger man ihre Aufmerksamkeit durch Erwähnung derselben darauf richte, desto zuträglicher sei es ihnen.

„Warten Sie das Vorübergehen dieses Stadiums geduldig ab", fügte er hinzu, „und Sie werden sehen, daß Alles gut wird."

In Folge dieses Rathes nahm denn auch Werder von der Gemüthsverfassung seiner Frau weniger Notiz, als er sonst, nach dem Maße seiner Zuneigung, gethan haben würde.

Wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß Alma Bellwitz durch ihre Hetzereien seine Frau in diesen Gemüthszustand gebracht hatte!

Eines Abends, als er sich eben angekleidet hatte, um zu einem Freunde zu gehen, der ihn eingeladen hatte, erhielt er endlich das längst erwartete Telegramm des Arztes, welcher Bertha Rambeau behandelte. Es enthielt nur die Worte: „Kommen Sie sogleich, wenn Sie sie noch einmal sehen wollen."

Werder zögerte keinen Augenblick. Hastig schrieb er ein Billet an den Freund, der ihn in seinem intimen Gesellschaftskreise erwartete, entschuldigte sein Ausbleiben durch eine plötzlich eingetretene dringende Abhaltung, wechselte seinen Gesellschaftsanzug, warf den Paletot über und schickte sich an, nach der Stadt zu fahren.

Als er dies that, erwog er, ob er seine Frau über die Veränderung seines Planes unterrichten solle oder nicht. Er entschied sich für das Letztere; denn da er ihr doch nicht hätte sagen können, wohin er ging und zu einer Unwahrheit sich nicht entwürdigen mochte, so hielt er es für das Beste, ihr beunruhigende Vermuthungen zu ersparen.

Er ging in ihr Zimmer, um sich zu verabschieden, und ihr zu sagen,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Arwald.

Digitized by Google

daß sie nicht bis zu seiner Heimkehr aufbleiben solle. Da er den Ueberrock trug, bemerkte sie nichts vom Wechsel seiner Kleider.

Halb und halb erwartete er, daß bei seinem Erscheinen in Bertha Rambeaus Wohnung Alles schon vorüber sein würde, er erfuhr aber bei seiner ersten Erkundigung an der Thür, daß die Kranke noch lebe und es stand ihm noch eine lange, peinliche Scene bevor. Anfangs erkannte ihn Bertha nicht, sondern lag im Delirium, dann aber, als lichte Momente eintraten, klammerte sich ihre scheidende Seele an ihn und er besaß nicht Kälte und Kraft genug, sich loszureißen und sie einem einsamen Sterben zu überlassen.

Um sieben Uhr Abends hatte er Neuenthal verlassen und Nachts zwölf Uhr saß er noch am Bett der Sterbenden, die seine Hand fest umklammert hielt und bald in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit unverständliche Worte murmelte, bald sich mit ihm in einer herzerschütternden Weise unterhielt. Sie mochte nicht sterben. Der Gedanke an den Tod war ihr grauenhaft.

„Bleib bei mir!“ bat sie mit angstvoll verzerrten Zügen. „Halte mich! Ich will noch nicht sterben — ich will nicht!“

Endlich kamen die letzten gefürchteten Augenblicke. Berthas Bewußtsein war nun vollkommen klar und es wäre grausam von ihm gewesen, wenn er nicht hätte bei ihr aushalten wollen. Sie bat ihn zum so und so vielsten Mal um Verzeihung für alles Ueble, was sie ihm zugefügt habe, und darum, daß er sich ihrer manchmal erinnern möge.

„Ich habe Dir Alles verziehen, Bertha, und werde Dich nicht vergessen“, erwiederte er.

Die Unglückliche machte mit letzter Anstrengung einen Versuch, sich aufzurichten, indem ihr Blick mit ergreifender Innigkeit an seinem Gesicht hing.

Er verstand diese Bewegung und beugte sich zu ihr herab, um ihre kalten Lippen zu küssen. Als er sich wieder emporrichtete, bemerkte er, daß sie ihren letzten Athemzug gethan hatte. Die unselige Gefährtin seiner jugendlichen Verirrungen war auf ewig aus dem Leben geschieden.

Er blieb noch, bis er alle Anordnungen in Bezug auf Berthas Begräbniß getroffen hatte und verließ dann, niedergedrückt von Gewissensqual, das Haus der Todten.

Für Clara Werder waren diese Stunden der Abwesenheit ihres Gatten so inhaltsschwer, daß sie dieselben nie wieder vergaß. Raimund hatte sie kaum eine halbe Stunde verlassen, da wußte sie schon, daß er nicht zu dem Freunde gegangen sei, der ihn eingeladen hatte. Sein Bedienter steckte das Billet, welches er zur Besorgung empfangen hatte, in die Tasche und beeilte sich nicht sehr, es zu bestellen, da ihm Werder im Drange des Moments nicht mit ausdrücklichen Worten Eile anbefohlen hatte. Unterwegs traf der Bediente einen Bekannten, der ihn aufforderte, mit ihm ins nächstliegende Wirthshaus einzutreten und ein Glas zu leeren. Dieser Versuchung widerstand der Bursche nicht und stieg vom Pferde, um sich zu stärken. So geschah es, daß er seinen Auftrag reichlich eine Stunde später, als er gesollt hätte, vollzog.

Inzwischen wurde der Gastgeber über das Ausbleiben des Ersteren ungeduldig und er schickte seinerseits einen Boten nach Neuenthal, um sich nach dem Grunde des Ausbleibens erkundigen zu lassen. Da Wer-

Digitized by Google

der abwesend war, so wurde das Anliegen des Bedienten der Dame des Hauses mitgetheilt.

„Das muß ein Irrthum sein", sagte Clara zu ihrem Mädchen. „Sage Herrn Hormers Bedienten, daß mein Mann schon um sieben Uhr fortgefahren sei."

„Das habe ich ihm schon gesagt, Madame", erwiderte das Mädchen; „er bleibt aber dabei, Herr Werder wäre nicht bei seinem Herrn angekommen. Marie sagte auch — wenn Sie es nicht ungütig nehmen, Madame . . ."

„Nun, was sagte Marie?"

„Der Herr müsse seine Absicht geändert haben, weil er den Frack wieder ausgezogen und hingeworfen habe."

„Wie kommt Marie in meines Mannes Ankleidezimmer?"

„August hatte sie gebeten, das Zimmer an seiner Stelle in Ordnung zu bringen, weil er mit einem Brief für den Herrn zu Herrn Hormer zu reiten habe und vielleicht ein bischen länger fortbliebe."

„Aber weshalb hat dann August den Brief nicht besorgt?"

„Fortgeritten ist er. Ich vermuthe, er hat sich unterwegs irgendwo aufgehalten. Was soll ich nun Herrn Hormers Bedienten sagen?"

„Ja, mein Himmel, das weiß ich nicht. Lasse Herrn Hormer meine Empfehlung ausrichten und mein Mann sei um sieben ausgegangen, habe auch ein Billet an ihn abgesendet. Mehr weiß ich selbst nicht."

Clara war empört und mißtrauisch.

„Vermuthlich hat er überhaupt gar nicht zu Hormer gehen wollen", sagte sie sich in einer Zornesanwandlung, „und die Einladung nur angenommen, um seine Abwesenheit vom Hause zu verdecken."

Seitdem Alma Bellwitz Mißtrauen in sie gesäet hatte, war sie argwöhnisch geworden.

„Am Ende ist er wohl gar wieder bei der Bellwitz", dachte sie. „Es würde mich gar nicht wundern. Vielleicht hat erfahren, daß die Bellwitz wieder etwas über ihn hat auskundschaften wollen, und ist nun zu ihr gegangen, um sie wieder zu bedrohen, damit sie mir die Augen nicht öffnet. Dahinter will ich aber jetzt gerade kommen. Ich werde die Bellwitz ersuchen, mich unter allen Umständen sogleich zu besuchen, auf die Gefahr hin, daß er zugleich mit ihr eintrifft."

Sie nahm Papier und Feder und schrieb hastig:

„Liebe Frau Bellwitz! Bitte, kommen Sie sogleich zu mir! Ich bin unwohl und allein. Ihre ergebene

Clara Werder."

Sie siegelte und adressirte diese Zeilen und gab Befehl, dieselben eilig an ihre Adresse zu befördern.

Welchen Eindruck der Inhalt dieser Zeilen und die ungewöhnliche Zeit ihrer Einladung machen werde, war ihr in der momentanen Erregung gleichgültig. Sie war über ihren Gatten mehr als erzürnt, sie fühlte sich tödtlich verletzt. Es kam ihr vor, als ob ihr Mann ihrer schon müde sei und seine früheren Liebeleien wieder aufgenommen habe, von welchen doch seine Ehe ihn hätte curiren sollen. Unter gewöhnlichen Umständen würde ihr diese Vorstellung Thränen entlockt haben, jetzt aber verhinderten sie Stolz und Empörung daran, sich weichen Empfindungen zu überlassen. Daß er, trotz aller Schwüre und Versicherungen seiner

Digitized by Google

Zuneigung und veränderten Lebensanschauungen, doch wieder in die Schwäche seines Junggesellenlebens zurückgefallen sein sollte und wieder wie sonst jedem hübschen Gesicht nachlaufe, erschien ihr viel zu verächtlich, als daß sie darüber hätte weinen können. Mochte er doch gehen, wohin er wollte, wenn er einmal nicht treu sein konnte. Sie war in diesen Momenten unerhörter Aufregung so unwohl und schwach, daß es ihr unmöglich gewesen sein würde, irgend etwas Entschlossenes zu thun, aber sie nahm sich vor, sobald dieser Zustand sich geändert habe, ihm energisch gegenüber zu treten, ihm genau dasselbe zu sagen, was ihre arme bedauernswerthe Mutter gesagt hatte und sich lieber von ihm zu trennen, wenn er nicht Charakter genug habe, ein pflichtreuer Ehemann zu sein. Diese Gedanken wogten noch in ihr, als ein Klopfen an die Thür sie aufstörte. Marie trat nach erhaltener Aufforderung ein.

„Entschuldigen Sie, Madame", sagte das Mädchen. Ich habe des Herrn Zimmer für den Diener aufgeräumt, und da ich nun dieses Telegramm im Kamin liegen sah, so glaubte ich, es sei besser, damit zu Ihnen zu gehen."

Sie überreichte ein Stück blaues Papier.

„Ein Telegramm!" sagte Frau Werder. „Wann ist das gekommen?"

„Ich weiß es nicht, Madame. Wahrscheinlich hat August es angenommen und dem Herrn gebracht."

„Es ist gut, Du kannst gehen", erklärte Clara, kaum fähig, ihre Bewegung zu verbergen.

„Kommen Sie sogleich, wenn Sie sie noch einmal sehen wollen."

Das war keine Einladung zu einem verliebten Stelldichein, sondern der Ruf an ein Sterbebett. Aber an wessen Sterbebett? Die Bezeichnung deutete auf eine Frau, und wie gern auch Clara sich hätte dem Glauben hingeben mögen, daß es sich dabei um einen Irrthum des Telegraphisten handle, daß diese sterbende Person der „Freund" sei, von welchem Raimund ihr gesprochen hatte, sie brachte diese Unterwerfung ihrer Vernunft unter den Trieb ihres Herzens nicht fertig und die Erinnerung an Alma Bellwitz's Versicherung, aus Raimunds eigenem Munde gehört zu haben, das Geschenk der Blumen und Früchte sei für eine Dame gewesen, setzte sie aufs Neue in zornige Entrüstung.

Sie stand noch am Tische mit dem Telegramm in der Hand, als Frau Bellwitz eintrat.

„Liebste Clara", rief ihr diese entgegen, „ich bin durch Ihre Zeilen in einen schönen Schrecken gesetzt worden. Ich glaubte, Sie seien plötzlich aufs Krankenbett geworfen worden und bin nur so hierher geflogen. Zu meiner Freude finde ich, daß es nicht so schlimm ist."

„Nicht so schlimm ist?" versetzte Clara. „Da, lesen Sie dieses Telegramm. Haben Sie eine Ahnung davon, was es bedeutet? Raimund war zu Hormers eingeladen und hat durch sein Nichterscheinen Alles in Unruhe versetzt, obschon er halb acht Uhr von hier fortgegangen ist. Wo befindet er sich? Die Ungewißheit hat mich schon fast wahnsinnig gemacht."

Frau Bellwitz betrachtete das Telegramm mit ernstem Blick.

„Aufgegeben um fünf Uhr zwanzig Minuten, abgeliefert um sieben Uhr. Er muß dies also geraume Zeit vor seiner Entfernung empfangen haben."

„Natürlich hat er es empfangen. Es lag zusammengeknüllt in seinem Kamin, er muß gedacht haben, daß er es verbrannt habe. Vor sei-

Digitized by Google

ner Entfernung ist er noch zu mir hereingekommen, sagte mir gute Nacht und verlor kein Wort über das Telegramm, oder daß er nicht zu Hormers gehen wolle."

„Dachten Sie denn überhaupt, daß er dahin gehen werde, armes Kind?"

„Was hätte ich sonst denken sollen?"

„Sie thun mir wirklich in der Seele leid, beste Clara."

„Ach, was hilft mir dieses Bedauern, Frau Bellwitz? Dadurch wird mir das Räthsel nicht gelöst."

„Ich glaube, ich kann es lösen."

„Wie so? Haben Sie etwas Neues erfahren?"

„Alles habe ich erfahren, mein Kind, aber ich wollte doch nicht eher zu Ihnen kommen, als bis ich erführe, daß Ihr Mann einmal abwesend wäre; denn selbstverständlich habe ich keine Lust, mich noch einmal einer Behandlung auszusetzen, wie ich sie von ihm habe erdulden müssen."

„Nun, und was wissen Sie? Wer hat Ihnen etwas mitgetheilt?" forschte Clara, vor Ungeduld brennend.

„Durch Frau Hauptmann Kornberg weiß ich Alles, meine liebe Frau. Die Frau Hauptmann hatte nämlich zufällig die Wochenwärterin, welche gleich nachher die Person pflegte, die in diesem Telegramm gemeint ist. Diese Person bewohnt eine sehr hübsche Zimmerreihe in der Bergstraße, wird von einem der ersten Aerzte behandelt und — von Ihrem Herrn Gemal besucht."

„Aber Frau Bellwitz! Ich kann recht böse werden! Sie sollen nicht so von meinem Mann sprechen! Ich glaube kein Wort davon."

„Dann lassen Sie es! Wie wollen Sie sich denn das Bestehen dieses Telegramms erklären? Es ist eben von dem Arzt, der die Person behandelt, abgesendet und ruft Ihren Mann an ihr Bett. Stimmt das nicht völlig mit meinen Angaben überein?"

„Fahren Sie fort!" sagte Clara mit heiserer Stimme. „Lassen Sie mich Alles wissen."

„Ich würde kein Wort darüber sprechen, wenn ich es nicht für in der Ordnung hielte, daß Sie in Kenntniß gesetzt werden. Nie bin ich eine Zwischenträgerin gewesen, aber ich muß wirklich sagen, die Sache geht mir, selbst für einen solchen verliebten Schmetterling, wie Ihr Mann ist, doch etwas zu weit. Denn was Sie sich einbildeten, daß er nämlich durch seine Verheirathung von seinen Neigungen für Liebeleien abgekommen sei, glaubt sonst kein Mensch."

„Ich weiß es. Aber bitte, spannen Sie mich nicht auf die Folter! Was sagte Ihnen Frau Kornberg?"

„Sie sagte mir, daß sie in ihrer schweren Stunde eine sehr gediegene Pflegerin gehabt habe, daß diese noch oft zu ihr zu kommen pflege, um sich nach ihr und ihres Kindchens Befinden zu erkundigen, und daß sie ihr bei dieser Gelegenheit mitgetheilt habe, sie sei jetzt Krankenwärterin bei einer schwindsüchtigen jungen Frau, Namens Rambeau, die in der Bergstraße wohne und früher sehr schön gewesen sein müsse."

„Rambeau, Rambeau", wiederholte Clara sinnend. „Ich erinnere mich nicht, daß mein Mann diesen Namen gegen mich erwähnt hätte."

„Das glaube ich gern, mein liebes, harmloses Kind. Aber er muß diese junge Frau doch sehr gut kennen, da er sich häufig an ihrem Bett

Digitized by Google

aufhält, ihr Blumen und Früchte bringt und alle möglichen Bequemlichkeiten bereitet. Die Wärterin hat erzählt, er selbst habe ihr gegenüber erklärt, daß er für alle Kosten der sorgfältigsten Pflege stehe, so lange Madame Rambeaus Krankheit dauere. Er hat ihr die Wohnung gemiethet, ihr die kostbarste Garderobe angeschafft und bezahlt sowohl die Wirthin, als den Arzt. Nach den eigenen Aeußerungen der Frau soll Alles aufs Glänzendste eingerichtet sein. Und so sehen Sie denn, meine Liebe, daß er es nicht anders macht, als andere Ehemänner, indem er zweimal mehr Geld und Zeit an dieses Geschöpf verschwendet, als ihm an seine gesetzliche Frau zu wenden je eingefallen sein würde."

„Raimund hat mir gegenüber nie Geld gespart", bemerkte Clara rasch. Ihr Herz war bleischwer, aber sie bot Alles auf, um der Bellwitz die Größe ihres Leids nicht sichtbar werden zu lassen.

„Wie käme er auch dazu, da alles Vermögen Ihnen gehört?" versetzte Frau Bellwitz spitz. „Eigentlich hat mir Frau Kornberg noch weit mehr mitgetheilt, aber ich mag es gar nicht wiederholen. Da sie mit ihrem Gatten ein sehr liebevolles Leben führt, so hat sie wenig Geduld mit Dingen solcher Art und erhitzte sich deswegen ungemein darüber."

„Ich bin der Frau Hauptmann Kornberg unendlich verbunden", rief Clara zornig aus. „Sie können ihr meine Empfehlung ausrichten und ihr sagen, daß sie sich künftig um Dinge, die sie angehen, erhitzen möge. Sie muß eine rechte Scandalmacherin sein, daß sie in solcher Weise von ihren Nachbarn und noch dazu von einem Manne reden kann, den sie so gut wie gar nicht kennt. Ich für meine Person habe kein Vertrauen zu Frauen, die sich erniedrigen, Einflüsterungen von ihren Dienstleuten und anderen untergeordneten Subjecten anzuhören und weiter zu tragen. Darin liegt das Zeichen einer gemeinen und feigen Seele. Ich glaube kein Wort von Dem, was Frau Kornberg gesagt hat!" schloß Clara, aber mit zweifelnder, schmerzbebender Stimme.

„Sie glauben nicht daran?" entgegnete Frau Bellwitz mit spöttischem Lächeln. „Auch nicht mit diesem Telegramm vor Ihren Augen? Ei, Sie scherzen wohl, oder Sie wollen mit aller Gewalt Ihre Augen und Ohren der Wahrheit verschließen? Gewiß können Sie doch im Ernst nicht so naiv sein, die entschiedenen Beweise für die Don Juanneigungen Ihres Mannes zu mißachten."

„Möglich, daß ich naiv bin. Dennoch weigere ich mich, die Verdächtigungen für wahr zu halten. Mein Mann kann nie etwas so Unehrenhaftes begangen haben, daß er zum Gegenstande der bösen Zungen solcher Frauen, wie Sie und Frau Kornberg werden könnte."

„Was?" rief Alma Bellwitz heftig. „So sprechen Sie von mir?"

„Ja, von Ihnen! Sie glauben wohl, daß Sie mir eine besondere Gefälligkeit durch wiederholte Mittheilung von Dingen erwiesen haben, die den Charakter meines Mannes beeinträchtigen? Nein, ich hasse Sie, weil Sie mein Vertrauen in ihn zu zerstören versucht und damit all mein Glück vernichtet haben. Welchen Zweck verbanden Sie damit? Was konnte es Ihnen nützen, uns entfremdet und elend zu sehen, nachdem wir lange so glücklich, so friedlich und vertrauensvoll zu einander gewesen waren? Das war nicht die Handlungsweise einer Freundin und ich kann Ihnen dafür nicht danken."

„Aber hat Ihnen Ihre verstorbene Mutter nicht ganz ähnliche

Digitized by Google

Warnungen zukommen lassen? Trifft also Ihr Tadel und Ihr Haß nicht die Selige zugleich mit?"

Clara bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. O nein!" rief sie. „Bitte, sprechen Sie jetzt nicht von meiner Mutter! Es ist mir unerträglich. Zwischen deren Warnungen und Ihren boshaften Zuträgereien besteht nicht die mindeste Aehnlichkeit."

„Wirklich? Nun, ich für meine Person kann keinen so großen Unterschied sehen."

„Meine selige Mutter hat Sie auch nie leiden können", fuhr Clara rasch fort, ohne in ihrer Seelenqual recht zu wissen, was sie sagte. „Sie hielt Sie für herzlos, eitel und frivol. Dieselben Ansichten, welche Sie über Raimund entwickeln, hatte sie über Sie. Sie warnte mich vor Ihnen und wünschte nicht, daß ich mit Ihnen umgehe, so wenig wie Raimund. Er sagte mir gleich am ersten Tage, als ich Sie bei Holdings traf, ich möchte mich davor hüten, Sie meine Freundin werden zu lassen. Ich aber beachtete Beider Wünsche nicht und das ist nun das Ende davon."

„Ei, das glaube ich schon, daß Ihr Herr Gemal seine wichtigen Gründe hatte, Ihre Vertraulichkeit mit mir zu fürchten. Wußte er doch, daß ich sein früheres Leben kenne und daß es in meiner Macht stand, Ihnen mehr davon mitzutheilen, als ihm lieb sein konnte. Was aber Ihre Mutter gleich von vornherein gegen mich eingenommen haben könnte, ist mir unbegreiflich."

„Sie argwöhnte, daß Sie selbst mit meinem Manne vor dessen Verheirathung ein leichtes Verhältniß unterhalten hätten, und das scheinen ja auch Ihre eigenen Andeutungen zu bestätigen, und sie hielt es für sehr tactlos, daß sie nach Raimunds Verheirathung noch die Intimität fortsetzten. Dies war der Grund, weshalb meine Mama Sie nicht leiden konnte."

„O wirklich? Es ist mir sehr angenehm, den Grund für das Mißtrauen der alten Dame gegen mich zu erfahren, obschon ich nicht sagen kann, daß ich dadurch besonders berührt würde. Was aber mein sogenanntes leichtes Verhältniß mit Raimund betrifft, so hatte sie vollkommen Recht. Alle Welt weiß, daß er mich bis zum Wahnsinn liebte, und und wenn Sie ihm dies auf den Kopf zusagten, würde er selbst es nicht leugnen können."

„Doch, er leugnet es! Er bestreitet entschieden, Sie je geliebt zu haben, was Sie auch sich einbilden mögen. Uebrigens muß ich Sie bitten, meinen Mann in meiner Gegenwart nicht anders als „Herr Werder" zu nennen."

Frau Bellwitz erhob sich von ihrem Sitze und machte eine höhnische Verbeugung.

„Gewiß, Frau Werder, wenn Sie dies wünschen. Früher nannten wir uns „Alma" und „Raimund", „Mein Lieber" und „Meine Theuerste", aber das hat er nun ohne Zweifel Alles längst vergessen, da er ein verheiratheter Mann ist. Dies beweist ja auch die Geschichte mit der Madame Rambeau in der Bergstraße, hahaha!"

„Sie besitzen weder Scham noch Scheu!" rief Clara heftig erbittert; „und ich will Sie nicht mehr sehen."

Sie durchschritt das Zimmer und klingelte.

Digitized by Google

„Marie, wartet die Droschke der Frau Bellwitz noch unten? Sieh einmal nach, wenn nicht, soll gleich angespannt werden."

„Konnten Sie mir nicht noch zehn Minuten gönnen, um noch einige Namen von Liebschaften Ihres Don Juans zu hören?" sagte Alma höhnisch, als das Mädchen sich wieder entfernt hatte. Er ist ja der Held von hunderten solcher Geschichten, und wenn Sie sich nur einige Andeutungen machen lassen wollten, dann würden Sie sie vielleicht für den Fall, daß Sie sich von ihm scheiden lassen möchten, trefflich benutzen können."

„Verlassen Sie mein Haus!" rief Clara mit einer Stimme, welche Frau Bellwitz betroffen machte. „Ich halte Sie für das schlechteste Weib, welches ich je kennen gelernt habe, und mit meinem Willen werde ich Ihnen nie wieder begegnen."

Sie verließ mit heftigen Schritten das Zimmer, ohne auf Frau Bellwitz auch nur noch einen Blick zu werfen. Diese blieb, bis Marie meldete, daß ein Wagen für sie bereit stehe, dann sah sie ein, daß sie nun gehen müsse. Sie wußte nun, daß zwischen ihr und Werder und seiner Frau jedes Band zerrissen und daß ihre Rolle in dem Drama des häuslichen Lebens dieser Beiden ausgespielt war.

Und so schlich sie sich weg aus dem Hause wie ein giftiges Thier, mit der unbehaglichen Empfindung, daß selbst den Dienstleuten ihre Hinausweisung bewußt sein müsse. Nur die Ueberzeugung tröstete sie, daß, wenn sie sich selbst durch Uebereifer den Weg zu diesem Hause abgeschnitten hatte, doch ein Riß in das Glück Raimunds und Claras geschehen war, der sich vielleicht nie wieder schloß.

Inzwischen saß Clara einsam neben ihrem Bett, betäubt von Schmerz, mit gebrochenem Herzen. Ohne Erfahrung der Schliche und Kniffe der bösen Welt war sie in ihre Ehe eingetreten, in all ihrer harmlosen Unschuld hatte sie ihrem Gatten bisher jedes Wort geglaubt. Kein Zweifel und keine Befürchtung war trotz der Warnungen ihrer Mutter in ihr Herz gekommen, und hätte sie ihres Mannes Gedanken und Entschlüsse zu lesen vermocht, dann würde sie sich nie herabgelassen haben, die Einflüsterungen einer bösen Zunge anzuhören. Ihr angeborner Stolz wehrte sich dagegen, demselben zu glauben, und doch glaubte sie daran, weil alle Thatsachen dafür zu sprechen schienen. Sie meinte, die größte Thörin zu sein, wenn sie auch jetzt noch, wo die Beweise in ihrer Hand waren, ihren Gatten für aufrichtig hätte halten wollen.

Ihr Abgott erwies sich als ein gemeines Thongebilde, als ein Geschöpf voll Täuschung und Unbeständigkeit! Vor einigen Monaten noch würde sie in ihrem Kummer Trost am Herzen ihrer Mutter haben suchen können, nun stand sie allein in der Welt, allein mit ihm, der seine Stunden in verwerflicher Liebelei mit einem andern Weibe zubrachte.

Ihr erster Gedanke war, so lange aufzubleiben, bis Raimund zurück war, um ihm den Vorwurf seiner Grausamkeit und Niedrigkeit ins Gesicht zu schleudern, und es würde für Beide besser gewesen sein, wenn sie diesen Entschluß ausgeführt hätte, oder vielmehr hätte ausführen können. Sie saß und wartete bis Mitternacht und länger, aber Raimund kam nicht, denn er war an Berthas Sterbelager gefesselt.

Clara verbrachte eine schreckliche Nacht und gerieth in eine so hef-

Digitized by Google

tige Aufregung, daß ihr schwächlicher Körper darunter zusammenbrach und am frühesten Morgen der Doctor gerufen werden mußte.

Endlich kam Werder, körperlich ermüdet, geistig elend, ohne recht zu wissen, was er vorbringen sollte, um sein langes Ausbleiben erklärlich zu machen. Schon als er sich dem Hause näherte, war er überrascht, an einem Fenster des Gesellschaftszimmers ein Dienstmädchen zu sehen, welche wie erwartend nach ihm auszuschauen schien, und gleich bei seinem Eintreten kam ihm der Doctor entgegen.

„Was ist geschehen?“ fragte er erschrocken, mit halblauter Stimme. „Sagen Sie mir Alles sogleich, Doctor! Besser ohne Verzug das Schlimmste hören, als Ungewißheit.“

„Ich denke nicht, daß es etwas Schlimmes ist“, erwiederte der Arzt lächelnd. „Vielmehr bin ich Ihnen entgegengeeilt, um das Vergnügen zu haben, Ihnen zuerst gratuliren zu können.“

„Mir zu gratuliren? Wozu?“

„Können Sie das nicht errathen? Zu dem Erscheinen Ihres Erstgeborenen.“

„Was?“

„Nun, mein lieber Herr Werder, lassen Sie sich durch diese Neuigkeit nicht aus der Fassung bringen. Es kam allerdings etwas unerwartet; aber Mutter und Kind befinden sich den Umständen nach wohl.“

Raimund wankte in das Speisezimmer, goß sich ein großes Glas Madeira ein und leerte es bis auf den letzten Tropfen, um seine Lebensgeister zu stärken. Dann ging er mit schwerem Gewissen, wie ein Verbrecher, zu seiner Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Diribis Geheimniß.

Eine wahre Geschichte.

I.

„Eine vollständige Revolution, ich versichere Ihnen, eine vollkommene Umwälzung! Die Unverfälschtheit ist verurtheilt, Echtes vom Unechten unmöglich mehr zu unterscheiden!

„Sehen Sie sich das an!"

Damit hielt er mir ein kleines Packet hin, dessen Inhalt war —

Doch wir wollen erst den Herrn vorstellen. Es ist Mr. Fernley Waltham, eine bekannte Finanzgröße der City. Er ist nicht Eigenthümer einer Firma, hat auch kein eigenes Geschäft, er ist stets von kommenden Krisen unterrichtet, und speculirt meist glücklich. Ich kenne ihn ganz besonders als einen vorzüglichen Kaufmann, kalt, berechnend und ganz und gar als einen Mann der „Thatsache". Sein Erstaunen und diese gewisse Art von Begeisterung über den Inhalt dieses kleinen Packets wunderten mich also nicht wenig.

„Oeffnen Sie es nur, und sagen Sie mir, was das ist."

Ich öffnete es und sah mir den Inhalt an. Ich bin kein durchgebildeter Geschäftsmann und verstehe mich nicht besonders auf Seidenwaaren. Das Packet schien mir ein Stück weißen Seidenstoffes zu enthalten. Das war meine Meinung.

„Ganz recht", sagte er, „es ist Seide nach jeder Richtung und der gemachten Prüfung, reine, echte Seide, nur", fuhr er geheimnißvoll fort, und beugte sich ganz nahe zu mir, „haben Seidenraupen mit dieser Seide nicht das Geringste zu thun gehabt! — Hören Sie, Herr", hub er dann mit lauterer Stimme von Neuem an, „meine Meinung ist, daß die Alchymisten doch nicht ganz so dumme Kerle sind, als wir meist glauben, denn — seine Stimme wurde wieder geheimnißvoll leise — „ich selbst, mit diesen meinen Augen habe diese Seide in einer halben Stunde aus — aus einem Probenmuster von — Baumwollenstoff fabriciren sehen."

Ich war nicht so erstaunt, als er vorausgesetzt hatte, „denn ich verstehe zu wenig, was Seide und Baumwolle heißt und weiß deren Werthverhältniß nicht so genau zu würdigen."

„Was? Mensch, wissen Sie nicht, was das heißt?! Das bedeutet ein Krösusvermögen, das bedeutet die Verwandlung von Schillingstücken in Fünfpfundnoten. Das bedeutet enormen Reichthum und vollkommene Umwälzung, Vernichtung des ganzen Seidenhandels!"

Auf solche Weise erging sich dieser nüchtern benehmende klare Kaufmann in weiteren Reden und sprach von Millionen, die in ein paar Monaten zu verdienen wären.

Ich sah ihn mißtrauisch an. Sollte der Aermste plötzlich seinen Verstand verloren haben? Seine hyperbolische Redeweise und die factische Unmöglichkeit, eine Verwandlung der Baumwolle in Seide, setzten mich in ordentliche Verlegenheit.

Digitized by Google

Er aber fuhr in seiner unheimlichen, leisen, aber jedes Wort besonders betonenden Art fort: „Das ist eine großartige Erfindung — und ich habe ihre Ausbreitung in meiner Hand. Ich brauche Sie aber als Assistenten; als Compagnon, nicht als Capitalisten etwa, Capital habe ich selbst genug; aber, sehen Sie, als Rathgeber! Ich traue meinen Augen nicht mehr. Ich brauche die Ihren, ich brauche Ihre wissenschaftliche Erfahrung! Sie müssen die letzten Zweifel, die mir noch kommen, zerstören — ob ich doch nicht am Ende betrogen worden bin, und wenn nicht, wie wir die Erfindung ausbeuten zu einem großartigen Geschäfte. Ich brauche einen Mann, auf den ich mich verlassen kann. Der sind Sie und wenn wir réussiren, so sollen Sie Antheil an dem Gewinn haben natürlich."

Ich überlegte die Sache ein paar Secunden. Wenn das, was er erzählte, Wahrheit war, so war es nichts Geringeres, als ein Wunder, oder ein geschicktes Taschenspielerstückchen, oder der gute Mann war verrückt geworden!

II.

Aber er war doch nicht verrückt. Nach einer kleinen Pause fing er an: „Ich will Ihnen erzählen, wie das Alles zuging! Hören Sie aufmerksam zu; genau beschreiben kann ich es Ihnen doch nicht, weil ich nicht Fachmann dazu genug bin — die Erfindung ist Monsieur Biribis Geheimniß. Sie ist nicht einmal patentirt, „denn", sagt Monsieur Biribi, „das könnte doch niemand Anderes, als ich thun, und Patente schützen doch nicht und erlöschen außerdem nach kurzer Frist!" Sie müssen nämlich wissen, daß er eine Art von Laboratorium in St. Jobus Wood besitzt, voll von Gläsern, Retorten, Elektrisirmaschinen, Luftpumpen und galvanischen Batterien, kurz allem möglichen Alchymistenkram, der mir vollständig unbegreiflich erscheint. Er und ich, wir schlossen uns in das Laboratorium ein. Ich hatte mir ein Stück Baumwollenzeug mitgebracht.

„Davon wollen wir ein Stückchen nehmen, so daß wir es vor Ihren eigenen Augen waschen und trocknen können, und Sie werden selbst sehen, daß hier von keiner Täuschung die Rede sein kann."

Ich wog ungefähr zehn Gramm ab.

Monsieur Biribi lüftete nun den Deckel eines großen kupfernen Gefäßes, bat mich, das Stück Baumwollenzeug hineinzuthun, was ich that, und machte den Deckel wieder zu. Nun drückte er an einen kleinen Knopf. Sogleich entstand ein verstohlenes, aber scharfes Geräusch, als ob hunderte von kleinen Rädchen sich mit großer Schnelligkeit bewegten und Monsieur Biribi sah nach der Uhr.

„In einer Viertelstunde wollen wir es wieder herausnehmen", sagte er.

Ich starrte immer auf das kupferne Gefäß, es war ein ganz gewöhnliches blank polirtes Kupfergefäß, ohne doppelten Boden; ich hatte das genau sehen können, als ich das Baumwollenzeug hineinthat; angefüllt war es mit einer vollkommen wasserhellen, durchsichtigen Flüssigkeit. Ich verwandte kein Auge von dem Gefäß, bis Monsieur Biribi einen Hebel rückte und der Lärm der Maschine aufhörte. Er nahm den

Digitized by Google

Stoff heraus, trocknete ihn zwischen starkem Löschpapier, legte ihn in eine Schüssel von chinesischem Porzellan, welche mit einer farbigen Flüssigkeit gefüllt war, und setzte einen Glassturz darauf.

„Noch zehn Minuten", sagte er, „und Alles ist fertig."

Als diese vorbei waren, nahm er den Glassturz fort, trocknete von Neuem das Baumwollenzeug, legte es auf ein heißes Sandbad in eine andere chinesische Schüssel und nach ungefähr zwei weiteren Minuten gab er es mir, vollkommen trocken und so, wie Sie es jetzt vor sich sehen — reine Seide, das Pfund fünfundzwanzig Schillinge werth! Lachen Sie nicht! Ich bin so ziemlich gewiß, daß dies kein Taschenspielerstückchen ist.

Bemerken Sie nicht diesen feinen, kleinen Knoten von Silberdraht in dem Gewebe? Nun, sehen Sie, den hatte ich heimlich in das Zeug hineingeflochten, bevor ich es in das kupferne Gefäß that!"

Ich sah jetzt den Knoten und gestehe, daß ich erstaunt war.

„Sind Sie denn die erste Person, der Monsieur Biribi sein Geheimniß angeboten hat?" fragte ich jetzt.

„Nein", seufzte er, „und auch nicht der Zweite oder Dritte! Aber der Vierte bin ich!" setzte er triumphirend hinzu. „Eine große Firma hatte bereits die ersten Experimente mit Erfolg machen lassen. Sie wollte die Maschinen zu ausgebreiteterer Arbeit bauen lassen. Monsieur Biribi bat um das dazu nöthige Geld; er wolle sie selbst bauen, da er sein Geheimniß nicht an die Ingenieure verrathen wissen wollte. Die Firma zögerte — und Monsieur Biribi, der ein sehr empfindlicher Charakter ist, sagte: „Adieu, Messieurs, wer mir mißtraut, mißtraut meiner Ehre!" Alles Zureden nutzte nichts, er wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben.

Einer andern Firma soll es ähnlich gegangen sein; er forderte unbedingtes Vertrauen. Dennoch bot er die Erfindung einem Juwelier an, der aber nicht das dazu nöthige Capital besaß — dieser wies ihn an mich. Ich habe die Erfindung geprüft, aber ich möchte doch, daß Sie sie auch prüften, wenn Monsieur Biribi das zuläßt.

Er ließ es nicht zu.

Nun kaufte ich ein Stück roher Baumwolle, zeichnete sie wieder unmerklich mit einem ganz feinen Knoten aus Silberfaden und rieth Mr. Waltham, er solle dies Stück blos zur Hälfte in Seide verwandeln lassen . . . die andere Hälfte aber als gewöhnliche Baumwolle fortbestehen lassen.

Nach drei Tagen brachte Mr. Waltham die Baumwolle zu mir. Sie war zur Hälfte in Seide verwandelt, der Knoten war unberührt. Ich zog ein Fädchen heraus und legte es unter ein Mikroskop: es war wirklicher, echter Seidenfaden, und die Grenze, wo er aus der Baumwolle entsprang, war ganz deutlich zu sehen: Das war keine Täuschung, das war kein Taschenspielerkunststück!

Mr. Waltham war glücklich! Nun gabs kein Halten mehr. Er ging zu Monsieur Biribi.

„Was verlangen Sie für Ihr Geheimniß?" fragte er, „ich zahle, was Sie wollen, denn, bei Gott, das ist kein Taschenspielerkunststück!"

Unseliges Wort! Kaum hatte Monsieur Biribi es gehört, als er beleidigt ausrief:

Digitized by Google

„Ah, Mr. Waltham, Sie konnten also doch einen Moment glauben, ich sei ein Schwindler? Ich werde Ihr Glück nicht machen: Wer mir mißtraut, mißtraut meiner Ehre", und damit nahm er seinen Hut und ging fort.

Mr. Waltham, aufs Höchste erschrocken, eilt ihm nach; er aber läßt sich auf nichts mehr ein.

„Er wird am Ende wiederkommen!" tröstet sich Mr. Waltham.

Aber er kam nicht wieder!

Mr. Waltham suchte ihn auf.

Er war abgereist nach Paris.

Mr. Waltham eilt nach Paris. Nach vierzehntägigem vergeblichen Suchen kommt er trostlos zurück. Monsieur Biribi war nirgends aufzufinden.

Einige Monate darauf liest Mr. Waltham, daß er in Paris als zurückgekehrter Communist ins Gefängniß gebracht worden ist. Mr. Waltham eilt sofort von Neuem nach Paris. Als er ankommt, ist Biribi eben von höchster Stelle protegirt, entlassen worden und nach Lyon abgereist.

Endlich trifft ihn Mr. Waltham in Lyon. Monsieur Biribi versichert feierlich, er habe nicht das Geringste mehr mit Mr. Waltham zu thun.

„Ich verkaufe jetzt mein Geheimniß für neun Millionen Francs. Hier lasse ich mirs gefallen; hier werde ich durchaus als Ehrenmann behandelt, und kein Mensch hält mich für einen Schwindler.

„Adieu, Mr. Waltham."

III.

Diese Geschichte ist buchstäblich wahr. Nur die Namen sind verändert. Sie hat sich vor ungefähr anderthalb Jahren in London zugetragen. Die letzte Zusammenkunft zwischen Biribi und Waltham hat jedoch erst vor einigen Monaten stattgefunden. Sie ist soeben in einem englischen Journal veröffentlicht worden, welches über den sogenannten Herrn Waltham berichtet, daß er dem Herausgeber als ganz zuverlässiger Gewährsmann gelten könne und daß er ihm eine kleine Probe der „künstlichen" Seide überlassen habe.

Diese Probe zu besichtigen wird jeder Leser aufgefordert. Sie liegt aus bei den Herren E. Marlborough u. Comp. 51. Old Bailey, City of London. Soweit das englische Blatt. Ich füge noch hinzu, daß der soi disant Monsieur Biribi Magnur heißt und noch zu Anfang dieses Jahres an den sogenannten Herrn Waltham geschrieben hat, daß er in Mainz die 6,000,000 Francs bekommt.

Diese Zuschrift ist nun allerdings mit seiner früheren stolzen Abreise nur schwer in Einklang zu bringen, wenn man nicht annehmen will, daß es ihn doch reut, die glänzenden Anerbietungen des sogenannten Herrn Waltham zurückgewiesen zu haben.

Jedenfalls unterstützt eine Thatsache den Glauben an eine wirkliche Erfindung; diese Thatsache ist: „Die seit Jahresfrist auffällig gesunkenen Seidenpreise!

Richard Freiherr von Fuchs-Nordhoff.

Digitized by Google

Poetisches Turnier.

X.

Die letzte Uebersetzungsaufgabe war:

LA BUCHE ET LE CHARBON.

Par PIERRE LACHAMBEAUDIE,

Au sein de l'âtre, en hiver,
Une bûche de bois vert
De pleurs inondait la cendre,
Poussait de longs soupirs, de longs gémissements.
Un charbon, lassé de l'entendre,
Lui dit: „Pourquoi ce bruit? — Vois quels sont mes tourments!
Répond-elle. — En voyant les pleurs dont tu t'abreuves,
Reprend le charbon, je conclus
Que tu subis ici tes premières épreuves:
Mais moi, j'ai tant souffert que je ne pleure plus."

Als die reifsten Uebersetzungen publiciren wir folgende vier:

Auf meinem Heerd, zur Winterszeit,
Netzt jüngst ein frisches Buchenscheit
Die Aschenglut mit heißen Thränen;
Es seufzt' und ächzte laut und jammert' Ach und Weh!
Ein Kohlenstück verdroß das Stöhnen,
Es schalt: „Wozu der Lärm!" — „O hilf mir, ich vergeh!"
Wehklagt das Scheit. — „Seh' ich so deine Thränen fließen",
Versetzt die Kohle, „muß ich schließen,
Daß dir zum ersten Mal die Noth den Nacken biegt:
Mir sind von vielem Leid die Thränen längst versiegt!"

Dr. S. in Crefeld.

Im Ofen weint zur Winterszeit
Ein grünes Scheit,
Daß rings die Asche sprühte.
Es seufzte dabei tief, und klagte, ach, so schwer.
Die Kohle hört's, des Jammers müde,
Ruft sie: „Wozu der Lärm?" — „Ich leide gar zu sehr!"
So spricht das Scheit. — „Daß du noch weinst, beweist",
Die Kohle sagt's, „daß Du zum ersten Mal
Jetzt es erfahren hast, was Leiden heißt;
Ich kanns nicht mehr, so viel schon litt ich Qual."

E. Dietrich in Reudnitz.

Es war im Winter; im Kamin
Wand sich ein Holzscheit frisch und grün
Und stöhnte bang und seufzte tief,
Indeß ein Thränenstrom die heiße Asche netzte,
Bis eine Kohle, die solch Uebermaß verletzte,
„Was soll das Jammern?" unwirsch rief.
Das Holzscheit wimmerte: „So sieh doch meine Qual!" —
„Aus Deinen Thränen seh ich nur das eine:
Was leiden heißt, erfährst Du hier zum ersten Mal.
Ich aber litt so viel, daß ich nun nicht mehr weine."

Isidor Wengraf in Wien.

Im Feuerherd zur Winterszeit,
Lag brennend ein noch grünes Scheit,
Begoß mit Thränenflut die Asche,
Und klagte bang und weint' und schrie! —
Die Kohle sprach: „Du Plaudertasche,
Weshalb der Lärm?" — Mein Leiden sieh!" —
So seufzt das Scheit. Die Kohle dann:
„Ich seh aus Deinem tollen Toben,
Du fühlst des Unglücks erste Proben:
Ich litt so Schweres, daß ich nicht mehr weinen kann!"

Dr. Alfred Friedmann in Wien.

Fernere gelungene Uebertragungen sandten ein: Luise Fischer in Berlin, Dr. Heberich in K., Cp. in Posen, stud. phil B. Kr in Halle, Poststempel Mühlhausen in Thüringen, Freifrau von S. in Br., A. L. in Gr. L., A. Reicher in Berlin, Donatus, Sybille, Max Finger in Liegnitz, M. Falken in Burgsteinfurt, O. L. in Hamburg, Sigismund Frank in Stuttgart, Anna W. in Bremervörde, L. Winter in Mannheim, Gideon Z. in Korneuburg, H. Bl. in Hermannstadt, Eduard Schmiedel in Berlin, A. Bleich in Kiel, O. H. in Hannover, B. Schneidewind in H., E. v. B. in Karlsruhe.

Als Uebersetzungsaufgabe XI. geben wir diesmal ein Gedicht aus dem Mittelhochdeutschen, nämlich Reinmar von Zweter's Verse über den wahren Adel:

Diu Edele ist ein hôher nam:
wol im, der si behaltet sunder lasterliche scham!
Dem jihe ich âne wenken, daz er besitzet wol der eren stat
Nu sprechet, waz mac bezzer sîn,
danne edelricher lîp? der daz mit werke machet schîn,
sîn leben mit zühtenheite, nâch tugende rât, unz an sîns lebenes mat.
Dem suln wir alle sprechen wol gemeine:
ich hânz dar vür, daz er sî engelreine
Swer edel sî, daz solt ir hœren:
Daz ist, der edellichen tuot,
dem niht unedellicher muot
sîn edele mac zervüeren, noch zerstœren.

Es ist uns gleich willkommen, ob unsere Turnierhelden die über 600 Jahre alten Verse Reinmars im Versmaß des Originals oder in freier strophischer Form in unser geliebtes Neuhochdeutsch übertragen wollen.

Digitized by Google

Für den Bücherschrank.

(Damenliteratur.)

1) Chronik der Hausfrau. Ein Gedenk- und Notizbuch fürs Haus. Mit Illustrationen, Initialen und Vignetten herausgegeben von Theodor Wepler. Leipzig, Richard Eckstein.

Dieses reich ausgestattete Buch, welches einerseits eine Fülle von praktischen Rathschlägen und Erfahrungen für eine zweckentsprechende Führung des Hauswesens, des Familienlebens und der Geselligkeit bietet, andererseits eine große Anzahl höchst zweckmäßig eingerichteter Blätter für alle nur erdenklichen Aufzeichnungen einer wirthschaftlichen und geistig angeregten Hausfrau enthält, empfiehlt sich ganz besonders als Geschenk für Damen.

2) Spruchbuch von Luise Kugler. Bremen, D. Schönemann. — Eine sehr geschmackvoll ausgestattete und ausgewählte Anthologie, die eine Fülle gediegenen Nachdenkungsmaterials bietet und reich an Anregungen für Kopf und Herz ist. Die Menge des Gebotenen ist streng logisch gruppirt und für jede Stimmung des Gemüths findet sich das erlösende Wort aus Dichter- und Denkermund.

3) Reisen bei Sonnenschein und Regen. Aus dem Bade in die Heimat. Von Sophie Traut. Mit achtzig Textillustrationen und zwei Tonbildern. Leipzig, Otto Spamer.

In gefälliger, anziehender Form führt die geistreiche Verfasserin ihre Leserinnen in der Form einer anmuthigen Erzählung in das unerschöpfliche Getriebe des Naturreichs ein; wir glauben die Nützlichkeit und Reichhaltigkeit des Buches nicht besser erörtern zu können, als daß wir aus dem Inhaltsverzeichniß eine Anzahl Kapitelüberschriften hier folgen lassen, und zwar: „Ins Reich des Lichtes und der Farben". — „Farbenempfindung". — „Im Reich der Töne". — „Ins Reich der Sterne". — „Der Lichtstrahl im Dienste von Kunst und Wissenschaft" — „In die Fata Morgana". — „Brockengespenst". — „Ins Reich der Lüfte" u. s. w. Als anregend interessante Lectüre kann Sophie Trauts Reisewerk, das reichlich mit Illustrationen aus dem Reiche der Natur versehen ist, der Beifall unserer Damenwelt nicht fehlen.

4) Robertine. Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Von Frau von Bawr. Nach dem Französischen frei bearbeitet von C. Michael. Autorisirte Ausgabe. Mit fünf Tonbildern, eingedruckten Illustrationen 2c. Leipzig, Otto Spamer.

Das Büchlein, welches schon seit Jahren, in mehreren Auflagen, die wärmsten Sympathien der Mädchenwelt unserer westlichen Nachbarn besitzt, wird gewiß nicht verfehlen, sich in gleicher Weise auch bei unserer deutschen Jugend rasch beliebt zu machen. Spannender Inhalt, elegante Stoffbehandlung und geschmackvolle Ausstattung sichern ihm dieselbe freundliche Aufnahme, deren sich die illustrirten Jugendschriften Otto Spamers stets zu erfreuen gehabt haben.

5) Das Pfarrhaus. Roman dem Leben nacherzählt von Martha Lossie (Berlin A. Haack). Dieser neue Roman, der vor wenigen Jahren zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit getretenen Verfasserin behandelt Vorgänge unseres täglichen Lebens in charakteristischer, fesselnder Form, die ein eigenartiges Talent bei der Verfasserin bekundet. Die handelnden, mit großem Geschick nach dem Leben gezeichneten Personen erwecken durch die Schärfe in Zeichnung und Sprache ein hervorragendes Interesse bei dem Leser und wir können daher besonders unseren Damen die Lectüre dieses Buches warm empfehlen.

6) Studien über das Glück in der Ehe von Eugen von Mannesherz. (München Cäsar Fritsch)

Der Verfasser des warmherzigen Buches schöpft seine „Studien" aus dem Leben, aus Erfahrung, begründet sie auf Aussprüche der Bibel, citirt die alten Classiker, sowie unsere Dichter neuerer Zeit, geißelt die Fehler, welche als „Plagegeister in der Ehe" in 25 Kapiteln einzeln und gründlich behandelt werden, vergißt aber auch die 25 „guten Geister in der Ehe" nicht, mit gleicher Sorgsamkeit zu pflegen. Ueberall herrschende Unpartheilichkeit, warmes Gemüth, gepaart mit Humor und wiederum Verstandesschärfe mit tiefem Ernste durchwebt das ethisch praktische Büchlein und es wird wohl bei jedem Leser, verheirathet oder nicht, alt oder jung, gute Eindrücke und Vorsätze zurücklassen.

Digitized by Google

7) Enoch Arden. Von Alfred Tennyson. Uebersetzt von Robert Waldmüller (Eduard Düboc). Hamburg, Hermann Grüning. — Das zarte duftige Poem des britischen poetus laureatus hat hier einen meisterlichen Verdeutscher gefunden. Duboc, der selbst manche Geistesverwandtschaft mit Tennyson, dem allerdings ungemein überschätzten, englischen Modedichter besitzt, hat in seiner Uebertragung die Stimmung des Originals glücklich wiedergegeben und edle Verse mit großer Meisterschaft gebaut.

Salonpost.

Sch. Gohlis. Sie finden das Gesuchte in Holteis schlesischen Gedichten und Romanen, sowie in Kopisch's Gedichten. Auch in Max Waldaus Roman „Nach der Natur" würden Sie realistische Schilderungen des schlesischen Lebens finden.

A. L.*in Gr. Lichtenfelde. Die Einsendungen zum „Poetischen Turnier" müssen spätestens drei Wochen vor Erscheinen des betreffenden Heftes eingegangen sein, wenn sie Berücksichtigung finden sollen. Der Turnierlustige hat also fast sieben Wochen Zeit, seine Waffen zu rüsten.

E. Gr. in Berlin. Ihr liebenswürdiger Brief kann uns nicht verhindern, unsern embarras de richesse im Manuscript zu betonen.

T. R. in H. Ihre Muse ist nicht ohne schalkhafte Grazie. Hier können Sie Ihren „modernen Amor" gedruckt sehen.

„Amor, sprach ich, lieber Junge,
Mit dem Bogen komm geschwind"
Und schon nahte sich im Sprunge
Mir das schöne Götterkind.

„Nimm den schärfsten Deiner Pfeile,
Amor, es ist heut kein Scherz,
Denn durchbohren mußt in Eile
Du mir jener Dame Herz!"

Und schon zielt er; voll Vergnügen
Freue ich mich der Gefahr,
Da — anstatt ins Herz zu fliegen,
Schaukelt sich sein Pfeil im Haar.

„Amor, ruf ich, böser Junge,
Thust Du mir das, Deinem Herrn?
Aber lachend, schon im Sprunge
Ruft er: „Ei, es ist modern!

B. H. Allerdings flicht dem Mimen die Nachwelt nur in den seltensten Fällen Kränze, aber auch die Gegenwart hat bei allen Triumphen des dramatischen Künstlers ihm einen bittern Stachel vorbehalten. Diese Thatsache, welche mancher Schauspieler wie ein Verhängniß empfinden mag, giebt den Schlüssel zu folgendem Märchen, das die gefeierte Tragödin Sarah Bernhardt, die oft zu ihren Ungunsten mit der Rachel verglichen wird, in der Zeitung „Paris-Murcia" veröffentlicht hat: Alle Feen waren um die Wiege eines Kindes versammelt. Die Eltern lauschten bewegt und ehrerbietig den Wünschen einer Jeden von ihnen. „Kind, Du wirst schön und herrlich gebaut sein; Du wirst goldene Kronen tragen, als Held auftreten! Die Menge wird Dir zujauchzen; Deine entzückten Bewunderer werden sich vor Deinen Wagen spannen; Du wirst die Völker lachen, weinen, zittern und jubeln machen. Die Dichter werden ihre Perlen vor Deine Füße streuen, die Musiker ihre Harfen stimmen, um Dir Loblieder zu singen. Hundert Heldinnen werden Dich lieben, Gift und Dolch werden Dir nichts anhaben können; Dein Ruhm wird über Berge und Meere fliegen." Die Mutter war in die Knie gesunken und stammelte Danksagungen. Da ging die Thür auf und herein trat die Fee des ewigen Ruhmes. „Ich kann", sprach sie, „die Geschenke meiner Schwestern nicht widerrufen, aber da Ihr mich vergessen habt, will ich Euch durch meinen Wunsch strafen: Die goldenen Kronen sollen aus Pappe sein; es soll lachen, weinen, lieben, aber weil ein Anderer es so will. Auch die, welche ihm zugejauchzt haben, sollen ihm grausam jenes Abzeichen, welches die auserwählten Bürger schmückt, verweigern. Das Volk, dessen Abgott er gewesen, soll ihn auf der Höhe des Ruhmes stürzen und, noch bebend von dem ihm gespendeten Beifall, vor den Wagen seines neuen Helden schleppen. Auf seinem Haupte

Digitized by

soll sich der Lorbeer in Immortellen verwandeln und er soll einsam und traurig sterben!" „Was soll denn aus ihm werden?" rief entsetzt der Vater. „Ein Schauspieler . . ." Da erhob sich langsam die Fee des Todes. „Kind", sagte sie, „ich werde Dich rächen; nach Deinem Tode wird man den emporstrebenden Künstler unter der Wucht Deines Andenkens erdrücken!"

G. Emil Barthel in Halle. Wir constatiren hiermit, daß Sie, angeregt durch einige pessimistische Verse im „Salon", Ihr Herz erleichtert haben in dem nachfolgenden Dolce far niente eines Curirten oder: Modische Betrachtung über des Daseins ungestörte Wonne.

Es war im Wonnemonat Mai,
Ich lag auf grüner Wiesenflur,
Sah blinzelnd in das Licht Azur
Und schlürfte Gerstensaft dabei.

Verloren ganz in Träumerei
Lag ich an deiner Brust, Natur;
Ich dachte nichts, ich fühlte nur,
Wie schön es doch zu leben sei.

Da plötzlich drang zu mir ein Schrei;
Ein Habicht mit der Taube fuhr
Herab und riß das Thier entzwei.

Das war für mich die rechte Cur:
Ich lag, vom Optimismus frei,
Als Pessimist auf grüner Flur.

K. v. B. in Breslau. Alle politischen Mittheilungen werden vom Chiffrir-Bureau des Auswärtigen Amtes in Berlin, dessen Vorstand der Geheime Hofrath Rothert, ist, expedirt. Sind sie sehr eilig, so erfolgt die Uebermittelung per Telegraph und zwar in der zu diesem Zweck eigens componirten Chiffresprache, so daß weder die Telegraphenbeamten noch sonst Unberufene den Inhalt des Telegramms erfahren. Mit dieser Chiffresprache verhält es sich nun folgendermaßen: Für jeden Buchstaben des Alphabets, für jedes Wort der Sprache, sowie endlich für jedes Interpunktionszeichen ist ein, resp. mehrere Zahlen vorhanden. Diese sind in den sogenannten Chiffrirschlüsseln, deren es mehrere giebt, zusammengestellt. Jede der größeren Missionen — zum Beispiel Paris, London, Petersburg, Wien ꝛc. — hat einen besonderen Chiffrirschlüssel. Letztere bestehen aus zwei Theilen, wovon der erste zum Chiffriren, der zweite zum Dechiffriren erforderlich ist. Im ersten Theile sind die Worte wie in einem Dictionär, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt; rechts neben jeder Zahl steht das Wort, welches sie bedeutet. Für diejenigen Worte, welche sich, wie z. B. „und", „das", „es", „mit" ꝛc., häufig wiederholen, sowie für die Buchstaben und Zeichen sind mehrere Zahlen vorhanden, die im ersten Theil in dem sogenannten Corps des chiffres zusammengestellt sind. Die zweite Theil hat selstredend keinen Corps des chiffres. Hier folgen die Zahl, wie schon erwähnt, nach der Zahlenreihe und diejenigen Zahleu, welche denselben Buchstuben, dasselbe Worte oder Zeichen bedeuten, sind durch eine Klammer verbunden, neben welcher der betreffende Buchstabe, das betreffende Wort oder Zeichen steht. Durch diese Einrichtung wird es vermieden, daß sich eine Zahl in derselben Depesche oft wiederholt, indem dem Chiffreur dadurch ermöglicht wird, mit der Zahl zu wechseln, wenn dieselben Worte, Buchstaben oder Zeichen in einer Depeschen häufiger vorkommen. Die Depesche wird, wie folgt, angeordnet: Zuerst kommt eine sogenannte blinde, d. h. bedeutungslose Zahl, dann die Nummer des Chiffreschlüssels, worauf die Ordnungsnummern der Dapesche und nach dieser endlich der Text der Mittheilung folgt. Es erhellt, daß das Chiffriren eine besondere geistige Thätigkeit nicht bedingt, vielmehr handelt es sich nur darum, durch Uebung eine genügende mechanische Fertigkeit im schnellen Auffinden der betreffenden Zahl, bezw. des betreffenden Wortes zu erwerben, da die langen Depeschen, die übrigens die häufigeren sind, sonst zu viel Zeil in Anspruch nehmen würden. Auf der andern Seite ist es dagegen selbst dem geübtesten Chiffreur nicht möglich, eine Chiffre-Depesche ohne den entsprechenden Schlüssel zu entziffern. Damit die Chiffren nicht durch längeren Gebrauch auswendig gelernt werden können, werden die Schlüssel häufig umgeändert. Auch sind dieselben den Chiffreuren nur zum unmittelbaren dienstlichen Gebrauch zugänglich, während sie sonst, in einem „Arnheim" verschlossen, ruhen.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Schwarze Atlastaille mit Gilet von broſchirtem Atlas.

Die Form des Schooßes auf der Rückſeite erinnert an den Frack, nur daß er hier weniger zurücktretend iſt. Von der Taille ab iſt die Mittennaht der Hintertheile offen. Die Vordertheile legen ſich als Revers zurück. Der Schluß der Taille wird mittels nur eines Knopfes bewirkt. Das mit zwei Taſchen garnirte Gilet

Nr. 1. Schwarze Atlastaille mit Gilet von broſchirtem Atlas.

von broſchirtem Atlas iſt ſehr lang und tritt unten weit auseinander. Der Schluß des Gilets wird durch eine doppelte Knopfreihe bezeichnet. Der Aufſchlag des runden Aermels harmonirt mit den Kragen- und Schooßrevers. Hierbei ſind die Streifen des Stoffes ſchräg gegenüber zu ſtellen, ſo daß ſie eine Reihe ſpitzer Winkel bilden würden, wenn ſie nahe an einander gerückt wären.

Digitized by Google

Nr. 2. Taille von pflaumenblauer Faille.

Das mittels vergoldeter Knöpfe geschlossene Gilet von pflaumenblauem glatten Sammet wird zu beiden Seiten von einem Streifen von pflaumenblau auf maisfarbenem Grund gepreßten Sammet begrenzt; der äußere Rand des Streifens ist mit Spitze garnirt. Der sich nach unten erweiternde Aermel ist an der Seite geschlitzt und mit schräg geschnittenem Sammet eingefaßt. Schlitz und unterer Rand sind mit Spitze garnirt, welche zugleich den Unterärmel bildet.

Nr. 3. Schwarze Sammettaille mit seidenem Plastron.

Der Schooß dieser Taille ist eng anliegend und das Plastron von broschirter Seide

Nr. 2 Taille von pflaumenblauer Faille.

mit glatt aufgelegter Spitze besetzt. Geknöpft wird die Taille vorn in der Mitte. Der eckige Ausschnitt ist mit einem Spitzeneinsatz und einem Crêpe-lisse hinter demselben verziert. Am obern Rande des Aermelaufschlags eine ähnliche Spitze wie die am Plastron.

Nr. 4 u. 5 Haus-Anzug. (Seiten- und Vorderansicht)

Der runde schwarze Sammetrock ist mit einem broschirten Caschmirvolant mit Kopf garnirt; in den Zwischenräumen der Hohlfalten desselben je ein schwarzer Sammetstreifen; über diesen Volant eine die Schürze vertretende rippenähnlich gefältelte Draperie, welche nur den untern Theil des Rockes überdeckt. Die Tunica von broschirtem Caschmir öffnet sich über der Schürze und zeigt vorn zwei große

Digitized by Google

Sammetrevers, welche sich auf der Rückseite mit einander verbinden. Die einen Puff simulirende Draperie der Tunica ist auf dem Schooße der Taille mittels eines Knopfes befestigt. Ein mit Knöpfen garnirtes Sammetplastron ziert den vordern Theil der Taille. Der angesetzte Schooß tritt in gleicher Linie mit der Tunica zurück. Runder Aermel mit einem an die Rockgarnirung erinnernden Volant.

Nr. 6 u. 7. Lampenuntersetzer. (Mit Dessin.)

Der Grund zu diesem kleinen Teppich wird auf Litzenschnur gehäkelt. In die Mitte wird ein Stern in schwarzer Wolle auf einen Grund von mittelrother Wolle appliquirt. Zu einem Rund von angemessener Größe gehören sechzehn Schnur-

Nr. 3. Schwarze Sammettaille mit seidenem Plastron.

touren. Der schwarze Stern wird an seinen Contouren mit lamirter oder Brillantwolle (schwarze, mit Goldlahn umwundene Wolle) mit Lanzettstichen aufgeheftet. Für die Bordüre wird eine Kette in Länge des Umfangs des Runds von zehndrähtiger Wolle in zwei Nüancen granatroth gemacht, welche geschlossen wird. Diese Partie wird glatt in sechs Touren gehäkelt, indem jedesmal hinter die ganze Masche gezogen wird. Eine siebente Tour in hellgranatfarbener Wolle im Kugelstich bildet den äußersten Rand. Diese Garnitur wird an den innern Rand genäht und oben darauf eine Blumenguirlande im tunesischen Stich angebracht. Sie besteht aus 14 Blättern, von denen 7 dunkelroth und 7 hellroth in fünfdrähtiger Wolle. Jedes Blatt ist abgesondert zu häkeln. Für ein Blatt sind 5 Luftmaschen anzulegen. Auf diese kommen 6 Reihen im tunesischen Stich; bei jeder Reihe sind 2 Maschen zuzunehmen; dann 8 Reihen bei Abnehmen von je 2 M., mit welchen das Blatt,

Digitized by Google

nachdem es mit einer Kettenreihe in gelber Seide umgeben, beendet ist. Die Blattrippen werden nach dem Dessin Nr. 7 in algerischer gelber Seide durch Kreuzstiche hergestellt.

Nr. 8 u. 9. Zündhölzchenbehälter. (Mit Dessin.)

Das Gestell zu diesem kleinen Gegenstande besteht aus Carton mit schwarzen Lederrändern, welche mit kleinen goldbronzirten Nägeln befestigt sind. Die drei, die Füße vertretenden Kugeln sind ebenfalls von vergoldetem Metall. Das Innere ist

Nr. 4 Haus-Anzug. (Seitenansicht)

mit metallischem Papier ausgelegt und die untere Fläche des Bodens mit Sandpapier überzogen. Zur Verzierung der äußern Fläche wird das Dessin Nr. 9 im russischen Stich auf rothem Caschmir gestickt. Die Rosetten in blau, der Stern in gelb und die gegitterte Raute in schwarz mit gelb umstochen; die Festons sind weiß und die Guirlande grün.

Nr. 10 bis 12. Diner-Anzüge.

Nr. 10. Kurzer Anzug von Brocat für ein junges Mädchen oder eine junge Frau. — Der untere runde Rock ist mit zwei Seidenvolants garnirt; der zweite

Digitized by Google

Rock bildet eine mit Seidenpliſſés garnirte und in ſpitzen Enden herabfallende Drapirung. Eckig ausgeſchnittene lange Taille mit Ellbogenärmeln.

Nr. 11. Gleichfalls für ein junges Mädchen oder eine junge Frau. — Runder Rock von rothem Atlas oder Faille in große Tollfalten gelegt und am Fuße mit einem ſehr ſchmal gefältelten Volant, über welchem zu weiterer Verzierung eine Bouillonnésgarnitur angebracht iſt. Der zweite Rock von Brocat mit waſſergrünem Grunde iſt als Schärpe drapirt und bildet an der Seite und hinten ſpitz zugehende Bahnen, welche an der Seite mit rothen Revers verziert ſind. Die lange, eckig ausgeſchnittene Taille öffnet ſich über ein in enge Falten gereihtes rothſeidenes

Nr. 5. Haus-Anzug. (Vorderanſicht.)

Halbgilet. Ellbogenärmel mit Umwindung von einem ſchmalen rothen Schrägſtreifen, unter welchen zu beiden Seiten ſchmale Rüſchen hervortreten. Außerdem weiße Spitzenvolants an den Aermeln. Rothe Atlasſchuhe; zartgrüne, mit rothen Blümchen beſtickte Strümpfe.

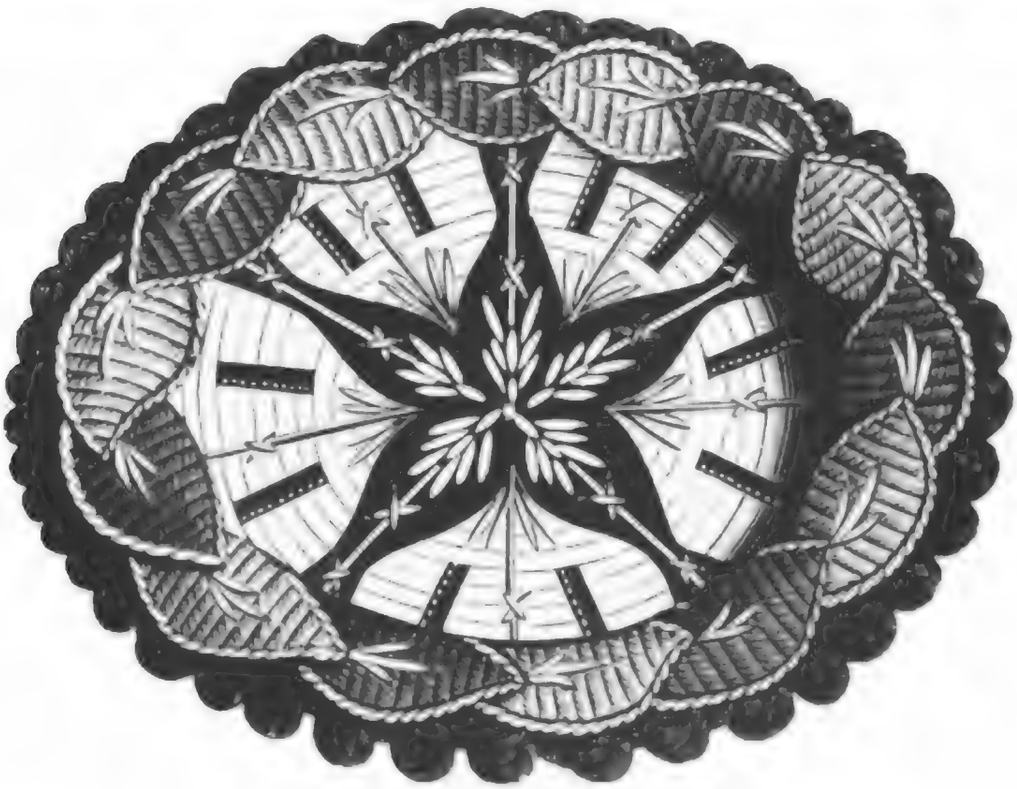
Nr. 12. Dieſer Anzug beſteht aus roſafarbener Faille oder Atlas. Die drapirte Schleppe iſt von einem kleinen Pliſſé und einem großen Muſchelvolant umrandet; an der Seite andere ſchmal gefältelte kleine Volants. Ein zweiter, mit weißer Spitze garnirter Rock wird von einer großen Roſentuffe gehalten. Um die Paniers ebenfalls eine weiße Spitze. Auf dieſe Paniers legen ſich die Schöße der ſehr tief viereckig ausgeſchnittenen Fracktaille. Letztere iſt über der Bruſt faſt ganz und

Digitized by Google

über Schultern und Nacken zum Theil mit einem Guimpen-Fischü von gefälteltem Seidentüll bedeckt. Kurze, mit Spitze garnirte rosa Faille-Aermel. Nach Belieben kann statt der Faille auch Brocat und glatter oder mit rosa Gaze überzogener Atlas zu diesem Anzuge gewählt werden.

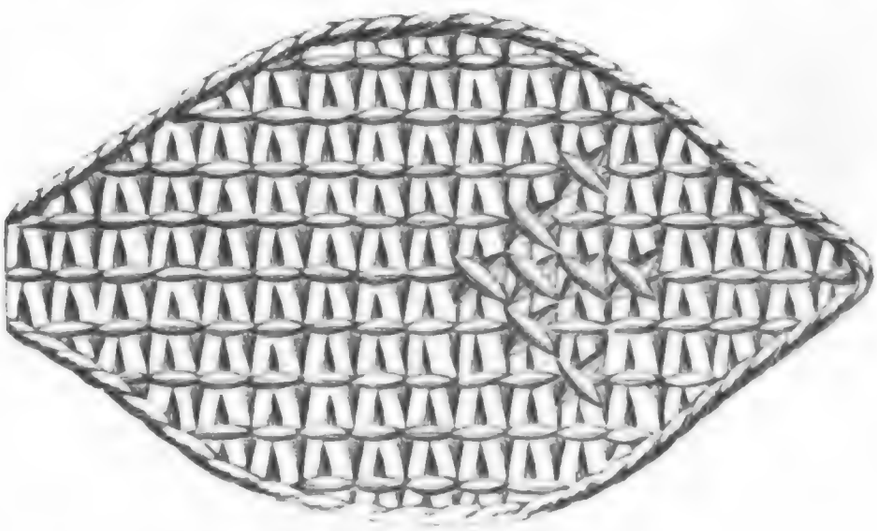
Nr. 13 bis 15. Cigarrenhalter mit Drehdeckel. (Mit zwei Dessins.)

Die Form dieses Cigarrenhalters von Palissander- oder Ebenholz ist zwar nicht



Nr. 6. Lampenuntersetzer. (Mit Dessin.)

neu, dürfte aber kaum schon mit Stickereiverzierung gesehen worden sein. Beim Drehen des Deckels öffnen sich die sechs Felder des Gehäuses, welche für gewöhnlich durch einen Schließmechanismus von plattirtem Nickel geschlossen sind, gleich Thü-



Nr. 7. Dessin zum Lampenuntersetzer.

ren und legen das mit Ringen und Stäbchen ebenfalls von plattirtem Nickel garnirte Innere blos, damit man die Cigarren bequem hineinstellen oder herausnehmen kann. Die sechs äußeren Flächen der Felder sind mit Seidenstickerei im Hochstich auf hellfarbenem brasilianischen Canevas verziert. Die beiden mit einander abwechselnden Dessins, das eine ein Vergißmeinnicht, das andere ein Rosenbouquet, sind in Nr. 14 und 15 gegeben. Die Vergißmeinnicht sind in nüancirtem Blau und die Rosenknospen in vier Nüancen rosenroth, das Blattwerk in verschiedenem frischen Grün und die Stiele braun.

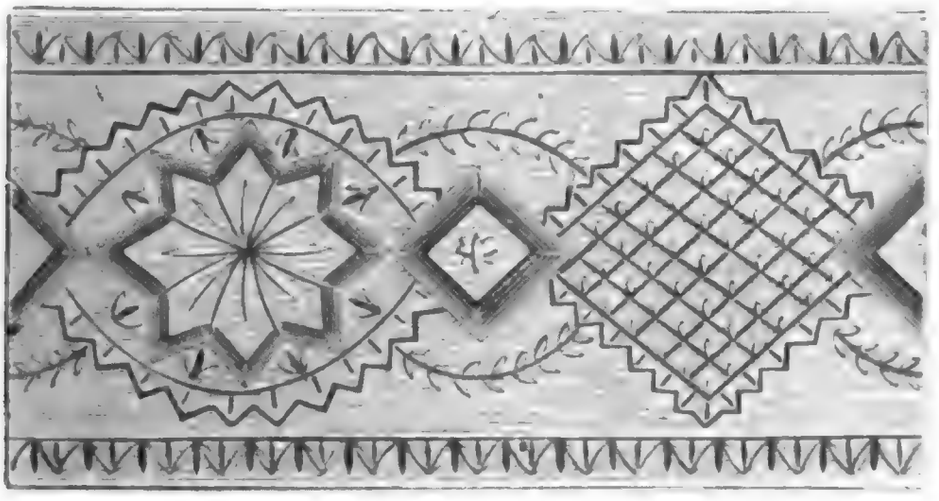
Digitized by Google

Nr. 16. Haus-Anzug.

Robe von Wollenatlas mit drei Plissévolants, welche mit Pekinéstreifen überlegt sind. Vorn offener, aus glatten Bahnen gebildeter Doppelrock, dessen beide vordern Ränder mit einem breiten Pekinéstreifen übersetzt sind. Auf der Rückseite wird der Zusammenstoß der Bahnen durch geschmackvoll drapirte Puffs verdeckt. Ein von der Taille ausgehendes breites, einmal gefaltetes Atlasband fällt längs des linken Randes des Doppelrocks herab und endigt in eine Schleife mit zwei langen Enden. Die Taille mit vorn eckig geschnittenen Schößen und zwei Reihen großer

Nr. 8. Zündhölzchenbecher. (Mit Dessin.)

Phantasieknöpfe zeigt auf der rechten Seite am Halsausschnitt einen Pekinérevers, auf der linken Seite ein Bouquet. Spitzenfraise; runde Aermel von Peking; ziemlich lange Schleppe mit drei kleinen Röhrenvolants.



Nr. 9. Dessin zum Zündhölzchenbecher.

Nr. 17. Haus-Anzug.

Diese Prinzeßrobe von Caschmir öffnet sich der ganzen Länge nach über ein farbig gestreiftes Sammetplastron. An jeder Seite eine Reihe mit Schnure eingefaßte Knopflöcher und Metallknöpfe. Die die Robe umschließende, in vier Falten gelegte und mit Peking-Schluppen garnirte Schärpe ist an der linken Hüfte leicht gerafft und verliert sich unter der Schleppe. Letztere, aus glattem Atlas oder Faille, besteht aus drei kleinen Röhrenfalten, die am Fuße reichlich mit übereinander gesetzten Rüschenvolants garnirt sind. Anliegende Aermel mit Aufschlägen von Peking und Manschetten, die sich auf den Pekinéaufschlag zurücklegen. Eckiger Shawlkragen.

Digitized by Google

Nr. 10 bis 12. Diner-Anzüge für junge Mädchen oder Frauen.

Digitized by Google

Nr. 18. Gestrickter Einsatz.

Bei dieser Arbeit wird quer gestrickt, was immerhin ein großer Vortheil ist, indem nur eine geringe Anzahl Maschen auf der Nadel behalten werden und das fertig Gestrickte aufgewickelt wird.

Angelegt werden 27 Maschen. 1. Reihe: 1 M. aufgenommen, 12 glatte M., 1 M. geknettet, 13 gl. M. — 2. Reihe: 1 M. aufgen., 2 gl. M., 3 Mal nacheinander abwechselnd, 1 abgehoben, 2 gl. M. zusammengestrickt, 3 gl. M. zusammengestrickt, 3 Mal nacheinander abwechselnd, 1 abgez., 2 gl. M. zusammengestrickt, 1 abgeh., 3 gl. M. — 3. Reihe: 1 aufgenommen, 11 gl., 3 geknettet, 12 gl. — 4. Reihe: 1 aufg.,

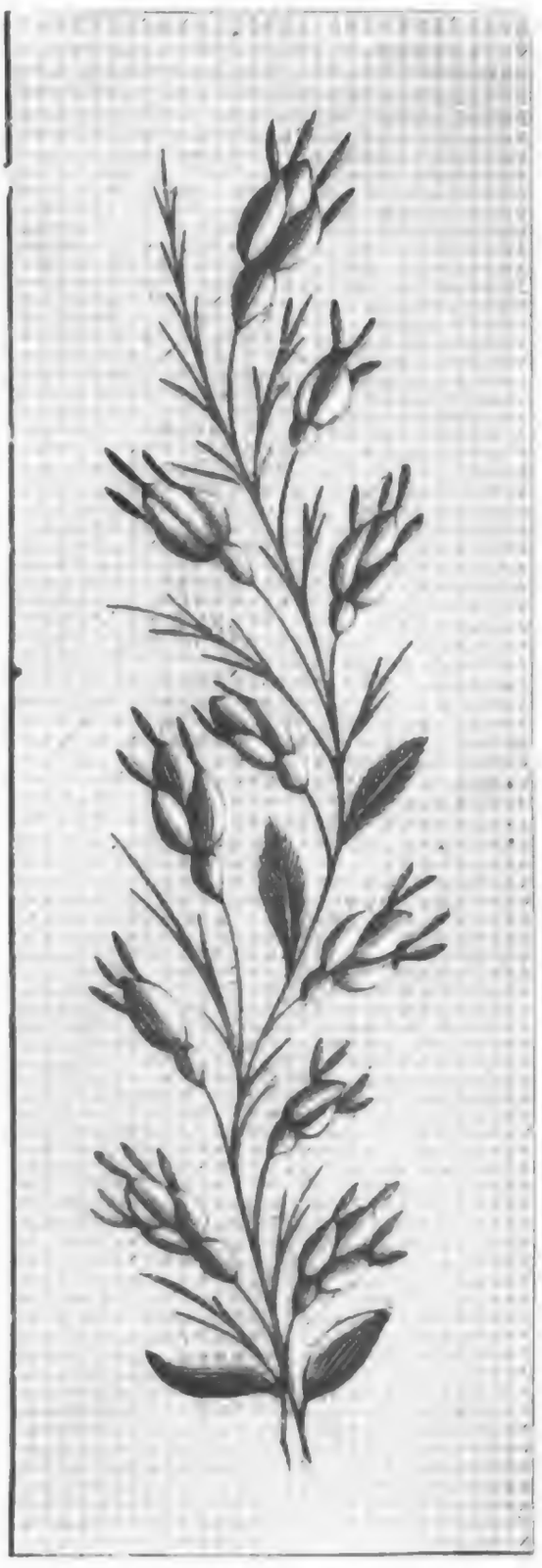
Nr. 13. Cigarrenhalter mit Drehdeckel. (Mit zwei Dessins.)

1 gl., 3 Mal nacheinander abwechselnd, 1 abg., 2 gl. M. zusammen, 1 abgez., 3 gl. zus., 1 abgez., 5 gl., 1 abgez., 3 gl. zus., 3 Mal nacheinander abwechselnd, 1 abgez., 2 gl. zus., 1 abgez., 2 gl. — 5. Reihe: 1 aufg., 10 gl., 5 geknettet, 11 gl. — 6. Reihe: 1 aufg., 2 gl., 2 M. nachein., abwechselnd, 1 abgez., 2 gl. zus., dann 1 abgez., 3 gl. zus., 1 abgez, 7 gl., 1 abgez., 3 gl. zus., 2 Mal nacheinander abwechselnd, 1 abgez., 2 gl zus, dann 1 abgez., 3 gl. — 7. Reihe: 1 aufg., 9 gl., 7 geknettet, 10 gl. — 8. Reihe: 1 aufg., 1 gl., 2 Mal nacheinander abwechseld, 1 abgez., 2 gl. zus., dann 1 abgez., 3 gl. zus., 1 abgez., 2 gl., 2 gl. zus, 1 abgez., 1 geknettet, 1 abgez., 2 gl. zus., 2 gl., 1 abgez., 3 gl. zus., 2 Mal nacheinander abwechselnd, 1 abgez., 2 gl. zus., dann 1 abgez., 2 gl. — 9. Reihe: 1 aufg., 8 gl., 4 geknettet, 1 gl., 4 gekn., 9 gl. — 10. Reihe: 1 aufg., 2 gl., 1 abgez., 2 gl. zus., 1 abgez., 3 gl. zus., 1 abg.,

Digitized by Google

2 gl., 2 gl. zuſ., 1 abg., 3 gekn., 1 abg., 2 gl. zuſ., 1 abg., 2 gl. zuſ., 1 abg., 3 gl. — 11. und 12. Reihe: 1 aufg., 1 gl., 1 abg., 2 gl. zuſ., 1 abg., 3 gl. zuſ., 1 abg., 2 gl., 2 gl. zuſ., 1 abg., 5 gekn., 1 abg., 2 gl. zuſ., 2 gl., 1 abg., 3 gl. zuſ., 1 abg., 2 gl., 2 gl. zuſ., 1 abg., 5 gekn., 1 abg., 2 gl. zuſ., 1 abg., 3 gl. zuſ., 1 abg., 2 gl. zuſ., 1 abg., 2 gl. — 13 Reihe: 1 aufg., 6 gl., 4 gekn., 3 gl., 4 gekn., 7 gl. — 14. Reihe: 1 aufg., 2 gl., 1 abg., 3 gl. zuſ., 1 abg., 2 gl., 2 gl. zuſ., 1

Nr. 14. Deſſin zum Cigarrenhalter.



Nr 15. Deſſin zum Cigarrenhalter.

abg., 7 gekn., 1 abg., 2 gl. zuſ., 2 gl., 1 abg., 3 gl. zuſ., 1 abg., 3 gl. — 15. Reihe: 1 aufg., 5 gl., 4 gekn., 7 gl., 4 gekn., 6 gl. — 16 Reihe: 1 aufg., 1 gl., 1 abg., 3 gl. zuſ., 2 gl., 2 gl. zuſ., 2 gekn., 2 zuſ. gekn., 2 gekn., 1 abg., 2 gl. zuſ., 2 gl., 1 abg., 3 gl. zuſ., 1 abgez., 2 gl — 17. Reihe: 1 aufg., 4 gl., 4 gekn., 3 glatte über 3 abgezogene, 1 gl., 1 gekn., 1 gl., 3 gl., 4 gekn., 5 gl. — 18. Reihe 1 aufg., 2 gl., 2 Mal abwechſelnd nacheinander, 1 abg., 2 gekn. zuſ., 5 gekn., 2 gekn. zuſ., 1 abg., 2 gl., 2 Mal nacheinander abwechſelnd, 2 gl. zuſ., 1 abg., dann 3 gl. —

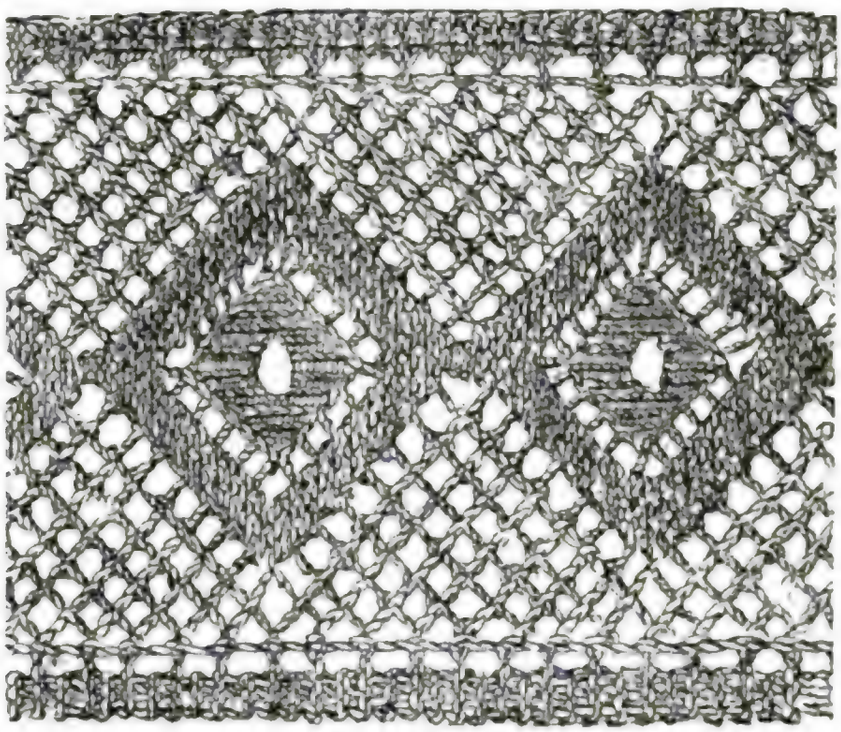
Digitized by Google

Nr. 16 Haus Anzug.

Nr. 17. Haus-Anzug.

Digitized by Google

19. Reihe: 1 aufg., 5 gl., 4 gekn., 7 gl., 4 gekn., 6 gl. — 20. Reihe: 1 aufg., 1 gl., 3 Mal abwechselnd nacheinander, 1 abg., 2 gl. zus., dann 2 gl., 1 abg., 2 gekn. zus., 2 gl., 2 gl. zus., 2 Mal abwechselnd nacheinander, 1 abg., 2 gl. zus., dann 1 abg., 2 gl. — 21. Reihe: 1 aufg., 6 gl., 4 gekn., 5 gl., 4 gekn., 7 gl. — 22. Reihe: 1 aufg., 2 gl., 3 Mal abwechselnd nacheinander, 1 abg., 2 gl. zus., dann 2 gl., 1 abg., 2 gekn. zus., 1 abg., 2 gl., 3 Mal abwechselnd nacheinander, 2 gl. zus., 1 abg., dann 3 gl. — 23. Reihe: 1 aufg., 7 gl., 4 gekn., 8 gl. — 24. Reihe: 1 aufg., 1 gl., 4 Mal abwechselnd nacheinander, 1 abg., 2 gl. zus., dann 2 gl., 1 abg., 3



Nr. 18. Gestrickter Einsatz.

gekn. zus., 1 abg., 2 gl., 4 Mal abwechselnd nacheinander, 2 gl. zus., 1 abg., dann 2 gl. — 25. Reihe: 1 aufg., 8 gl., 4 gekn., 1 gl., 4 gekn., 9 gl. — 26 Reihe: 1 aufg., 2 gl., 4 Mal abwechselnd nacheinander, 1 abg., 2 gl. zus., dann 5 gl., 4 Mal abwechselnd nacheinander, 2 gl. zus., 1 abg., dann 3 gl. — 27. Reihe: 1 aufg., 9 gl., 7 gekn., 10 gl. — 28. Reihe: 1 aufg., 1 gl., 5 Mal abwechselnd nacheinander, 1 abg., 2 gl. zus., dann 3 gl., 5 Mal abwechselnd nacheinander, 2 gl. zus., 1 abg., dann 2 gl. — 29. Reihe: 1 aufg., 10 gl., 5 gekn., 11 gl. — 30 Reihe: 1 aufg., 2 gl., 5 Mal abwechselnd nacheinander, 1 abg., 2 gl. zus., dann 1 gl., 5 Mal ab-

Nr 19. Gehäkelte Spitze.

wechselnd nacheinander, 2 gl. zus., 1 abg., dann 3 gl. — 31. Reihe: 1 aufg., 11 gl., 3 gekn., 12 gl. — 32. Reihe: 1 aufg., 1 gl., 5 Mal abwechselnd nacheinander, 1 abg., 2 gl. zus., dann 1 abg., 3 zus., 1 abg., 2 Mal abwechselnd nacheinander, 2 gl. zus., 1 abg., dann 2 gl.; auf die erste Reihe zurückgegangen.

Nr. 19. Gehäkelte Spitze.

Diese fast ganz aus Ringelzacken zusammengesetzte Spitze wird der Länge nach gehäkelt. Wie gewöhnlich wird mit der den obern Rand bildenden Kette angefan-

Digitized by Google

gen. Mit der letzten Reihe wird auf die die kleine Zacke bildende Kette zurückgegangen, wo mit den Stäbchen in jeder Masche in der Mitte zugenommen wird. Dann wird die Arbeit umgewendet, um die kleinen Ringel zu machen. Wird diese Spitze mit angemessen feinem Zwirn ausgeführt, so macht sie einen sehr angenehmen Effect.

Nr 20. Wiener Portemonnaie.

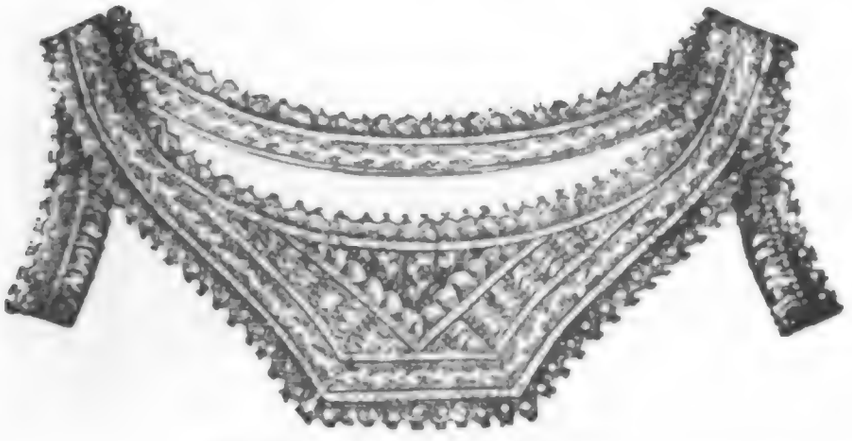
Ein Jedermann gewiß willkommenes Geschenk ist ein elegantes Portemonnaie. Sehr in Gunst stehen noch immer die Wiener Portemonnaies, namentlich in der von uns vorgeführten Form aus türkischem Maroquin. Das Innere der Blasbalgfalten ist mit Seidenstepperei verziert; der Schluß besteht aus versilbertem Nickel

Nr. 20 Wiener Portemonnaie.

und über demselben auf der Klappe ist entweder eine gestickte Rosenknospe, ein kleines Veilchenbouquet oder auch ein Thiermotiv, ein Hund, ein Vogel oder dergl. angebracht.

Nr. 21. Koller zu Damenhemden.

Dieses Modell ist aus Einsatzstreifen und Spitzen zusammengesetzt und mit kleinen



Nr. 21 Koller zu Damenhemden.

Püffchen ausgeschmückt. Beim Anfertigen ist es rathsam, nach einer vorerst zurecht zu schneidenden Papiervorlage zu arbeiten.

Nr. 22 u. 23. Kinder-Anzüge.

Nr. 22. Für ein Mädchen von zehn Jahren. — Englische halbanliegende Caschmirrobe, welche vorn der ganzen Länge nach geknöpft wird. Ueber den Rücken herab ein dreireihiges Faillebouillonné, an welchem unter einer Schluppengruppe der untere Theil der Robe befestigt und gerafft ist. Unter derselben ein angesetzter Faillerock Filzhut mit einem Schleifenbüschel von Atlas und um die Calotte eine lange Feder.

Nr. 23. Für ein Mädchen von acht Jahren. — Rock von Faille und zwei Plissévolants, von denen der erste von Surah und der zweite von Wollenstoff ist. Ueber den Volants eine unter einer Schleife drapirte Surahschärpe. Ein großes spitz zulaufendes Plastron, das dreimal quer und zwar ganz eng gereiht ist, reicht

Digitized by Google

bis zur Schärpe herab und wird zu beiden Seiten von einem ebenso weit herabgehenden Sammetrev rs umgeben. Umlegekragen von Leinwand mit geknüpfter

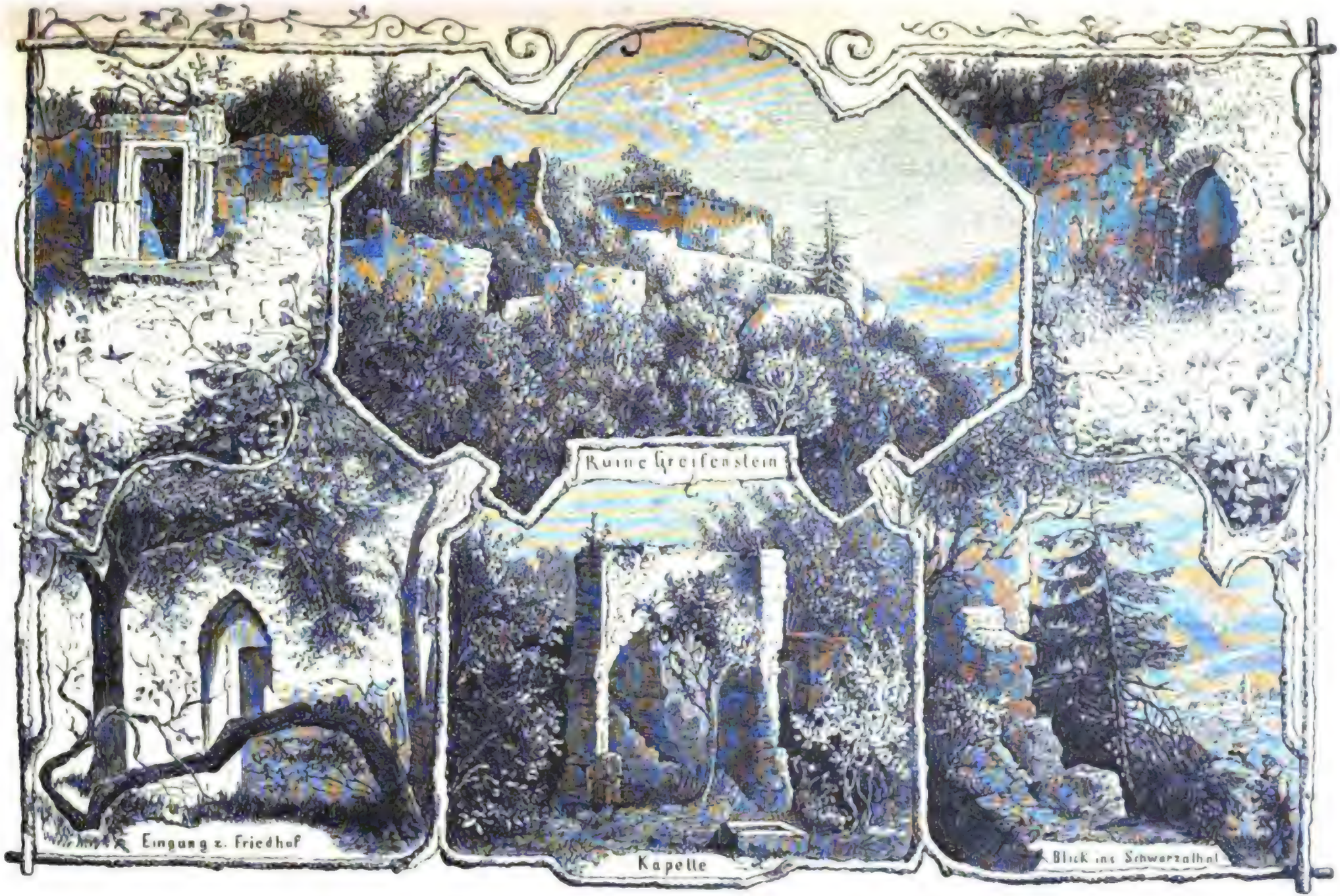
Nr. 22 u. 23. Anzüge für Mädchen von 10 und 8 Jahren.

Cravatte. Filztoque mit Fischotterpelz verbrämt, auf der Rückseite mit einem amerikanischen Vogel verziert.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google



Ruine Greifenstein bei Blankenburg in Thüringen

Digitized by Google

Der Salon.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Die Taube im Adlerneſt.

Novelle von **Maria Elly.**

Es iſt im Jahre 1870. Die Sterne funkeln über der winterlichen Landſchaft; eine leichte Schneedecke liegt auf dem Dache des Schloſſes Coulanges, welches aus den dichten Wäldern von Coulanges-les-Chênes in der ſüdlichen Picardie hervorragt. Das Schloß ſteht auf einer Anhöhe, von welcher aus es einſt die Gegend weit um beherrſchen mochte. Es iſt ein pittoreskes altes Bauwerk von halb verwittertem grauen Geſtein, deſſen Hauptzierde ein hoher achteckiger Thurm bildete. Ein gepflaſterter Hof umgiebt den düſteren Herrenſitz, und nur ein einziges, gewaltiges Eiſenthor unterbricht die dicke Mauer, welche ihn von der Außenwelt abſchließt. Die Pfoſten des Thores krönen zwei ſteinerne Gebilde, welche in roher Arbeit den Adler, den Wappenſchmuck derer von Coulanges, darſtellen. Das Thor ſteht halb geöffnet, aber das Schloß iſt dunkel und verödet, nur das melancholiſche Heulen eines einſamen Hundes im Hintergrunde des Hofes unterbricht das tiefe Schweigen der abendlichen Landſchaft.

Die Stunden des Abends vergehen, die Nacht bricht an, der bleiche Halbmond ſteigt hinter dem Hügel auf und wirft ein geiſterhaftes Licht auf die grauen Wände. Plötzlich weicht die lautloſe Stille, die gefrorne Erde erdröhnt unter Roſſeshufen, im Gallop ſprengt eine Abtheilung rheiniſcher Ulanen den Hügel herauf, die mörderiſchen Lanzen blitzen, die ſchwarzweißen Fahnen flattern in der Luft. Vor dem Thor ertönt die Stimme des Rittmeiſters, welche dem wilden Ritt durch ein kurzes „Halt" ein Ende macht.

Nachdem er wenige Worte mit den zwei jüngeren Officieren gewechſelt hat, welche ihn begleiten, nimmt er eine Karte hervor. Während er ſich über dieſelbe beugt, beleuchtet das Mondlicht ſein Antlitz; es zeigt kräftige, männliche Geſichtszüge, denen die Sonne und der Wind eines halbjähren Feldzuges beinahe die Farbe ſeines braungelben langen Vollbartes gegeben haben. Seine kühnen blauen Augen, welche im Schlachtenſturm und Todesgrauen nichts von ihrem Feuer eingebüßt haben, ſchweifen über die Karte hin.

„Wir ſind recht hier", ſagt Rittmeiſter Max von Roſenheim, und ſteckt die Karte ein. „Dies iſt Schloß Coulanges, unſer Quartier für dieſe Nacht; vorwärts Kinder."

Ohne weitere Ceremonien ſtoßen die Ulanen das Thor auf und reiten in den Hof, deſſen vielfaches Echo die Luft mit dem Getöſe der

Digitized by Google

Pferde, dem Rasseln der Säbel, dem Durcheinanderlaufen der menschlichen Stimmen erfüllt. An der Front des Schlosses zieht sich eine Terrasse hin, zu welcher eine breite Treppe führt. Die Officiere schreiten die Treppe hinauf und klopfen und klingeln an der Hausthür. Weder Klopfen noch Klingeln noch lautes Rufen lockt eine Antwort aus dem Schlosse hervor. Man wendet sich zur Hinterseite des Gebäudes, wo der Kettenhund die Eindringlinge mit feindlichem Bellen empfängt. Auch hier keine Antwort auf ihre Aufforderung; aber eine offene Thür, welche Einlaß bietet. Es ist ein weitläufiges Gebäude; die Schritte der eintretenden Krieger hallen laut und unheimlich in den großen Sälen und Zimmerreihen wieder, welche wahrscheinlich bei der Kunde von der Annäherung der gefürchteten Ulanen verlassen worden sind. Jeder einzelne Raum trägt die Spuren vergangner Herrlichkeit, aber jetziger Armuth an sich. Der einzige Bewohner scheint eine große, weiße Katze zu sein, und sie fürchtet sich nicht vor den ungebetenen Gästen, sondern begleitet die drei Officiere zutraulich auf ihrem Gang durch das Schloß, indem sie mit wichtiger Miene vorantappt, die eichene Treppe hinauf zu dem Saal à la Louis XVI. mit verschossenen Brocatvorhängen und Polstern, Roccocoverzierungen und trüben hohen Spiegeln, weiter durch lange Corridore und feuchte, dumpfige Schlafstuben, wieder treppab in den großen, schmalen Eßsaal, wo in langer Reihe die Porträts der Vorfahren von den getäfelten Wänden auf die mächtigen eichenen Speisetische des Geschlechts herabschauen. Es hat seine Züge vererbt, das alte Haus der Coulanges, von Geschlecht zu Geschlecht. Da ist keiner von all den vielen Herren, der nicht die stark gebogene Adlernase, die hochgewölbten Augenbrauen, die harten, etwas hervorstehenden Augen zeigte, und selbst die Frauen verleugnen ihre Abstammung zum Nachtheil der Schönheit nicht.

In dem ganzen Schlosse befindet sich eigentlich nur ein einziges behagliches, gemüthliches Zimmer: es ist im zweiten Stockwerk in dem Theil des Schlosses, welches an den Thurm stößt. Hier bleibt Rittmeister von Rosenheim zurück, als er mit seinen Kameraden das Gebäude durchsucht. Es ist augenscheinlich das Zimmer eines jungen Mädchens; das altmodische Himmelbett ist mit feinem Calico verhängt, die Wände mit mehreren Aquarellen verziert; in der tiefen Nische des Kreuzfensters steht eine Staffelei und ein Schreibtisch; aber die freundliche, wohnliche Einrichtung ist es nicht, welche ihn dort zurückhält; der rauhe Krieger steht wie gebannt vor einem unvollendeten, uneingerahmten Oelgemälde, welches der Thür gegenüberhängt. Es stellt ein siebzehnjähriges Mädchen in Lebensgröße dar, ein Mädchen mit einem zarten, farblosen Antlitz, das von welligen goldbraunen Haaren umwogt ist. Zwei sanfte blaue Taubenaugen blicken unter der fein gewölbten Stirn hervor, es scheint ihm, als ruhen sie hülfesuchend auf ihm. Am untern Ende des Bildes stehen die Worte: „Denise von Coulanges, gestorben im März 1851", mit schwarzer Tinte geschrieben.

„Also todt!" murmelt Rittmeister von Rosenheim: „armes Kind was mag Dein Geschick gewesen sein? welches Leid mag diesen schönen Zügen die tiefe Schwermuth aufgedrückt haben?"

Die Augen mit ihrem flehenden Blick scheinen einen Zauber auf den jungen Mann auszuüben; seine Kameraden sind schon weit voraus

Digitized by Google

gegangen, während er immer noch vor dem Bilde ſteht. Endlich reißt er ſich gerwaltſam los und folgt mit ſchnellem Schritt den jungen Officieren.

Indeſſen haben die Soldaten ihre Pferde in den Ställen untergebracht und machen ſich daran, ein Souper zu bereiten. Einige viſitiren den Hühnerſtall, andere ſtatten der Vorrathskammer einen Beſuch ab, noch andere tragen große Kübel mit Waſſer herbei und ein Detachement begiebt ſich auf eine Entdeckungsreiſe in den Keller. Nach einigem Herumſtöbern in verborgenen Niſchen und Winkeln kehrt die letzte Abtheilung triumphirend zurück, jeder Mann iſt ſchwerbeladen mit Flaſchen, deren Spinnewebenumhüllung für das Alter und die Güte ihres Inhalts ſpricht. Mit lautem Jubel wird ihnen die Laſt abgenommen und der Wein vertheilt. Bald beginnt das Mahl. Die drei Officiere verſammeln ſich in dem erwähnten Speiſeſaal, wo nun ein gemüthliches Kaminfeuer brennt und vereint mit den mächtigen, alten Candelabern, die wohlbeſetzte Tafel beleuchtet. Das Triumvirat nimmt behaglich Platz und fühlt ſich vollkommen zu Haus und in der Stimmung für die Stunden des Faſtens und des Froſtes heute Abend gründliche Entſchädigung zu ſuchen.

„Laſſen Sie uns das erſte Glas auf das Wohl unſeres abweſenden Wirthes leeren, indem wir ihm alles Gute wünſchen, was ein Mann verdient, der einen ſolchen Weinkeller führt.“ So ſpricht Rittmeiſter von Roſenheim vergnügt, als er das erſte Glas des feurigen Rebenſaftes an die Lippen ſetzt.

„Bravo, bravo“, ruft Lieutenant Steinberg, der eben eine Straßburger Gänſeleberpaſtete bezwingt: „Aber ich bringe es der ganzen Familie; **Messieurs et mesdames, à votre santé.**“ Und er erhebt ſich halb und verbeugt ſich vor den grämlich drein ſchauenden Porträts. „Wir bedauern unendlich, daß Umſtände, welche weder Sie noch wir ins Leben gerufen haben, uns Ihrer werthen Geſellſchaft heut Abend berauben; ſonſt würden wir uns glücklich ſchätzen, Sie in unſerm Kreiſe willkommen zu heißen.“

„Laden Sie nicht zu dringend ein, Lieutenant Steinberg“, unterbricht Rittmeiſter von Roſenheim lachend. „Die ehrenwerthen Herren könnten Sie beim Wort nehmen und Ihnen eine Viſite machen, wenn Sie heute Nacht in einem jener geiſterhaften unheimlichen Schlafräume da oben liegen.“

„Der Himmel behüte mich“, fährt Lieutenant Steinberg auf, „was denken Sie von mir! meinen Sie, ich werde in einer dieſer von Moderluft erfüllten Katakomben ſchlafen? Nimmermehr, ich lege mich auf den prächtigen Armſtuhl hier am Kamin.“

„Und ich auch“, fällt der dritte, ein ſtämmiger Weſtfale, ein, der in der Regel den großen Schweiger unter den Dreien ſpielte. „Ich fürchte mich nicht vor Geiſtern, aber ich haſſe feuchte Betten, ich bleibe hier.“

„Sybarit, der Sie ſind“, ſchilt der Rittmeiſter, „jedoch es mag ſein, occupirt Ihr Beide die Lehnſeſſel am Kamin, ich habe meine Lagerſtätte bereits gewählt, als wir die obere Etage durchſtreiften, ich ſchlafe in dem kleinen Neſte, wo das unvollendete Bildniß hängt.“

Digitized by

Mitternacht ist längst vorüber, als Rittmeister von Rosenheim die Thür des Eßsaales hinter sich schließt und die Treppe zum zweiten Stockwerk hinaufsteigt. Seine Wangen und Stirn sind stark geröthet, sein Gang zeigt ein leichtes Schwanken, denn er hat dem alten Burgunder des Marquis von Coulanges volle Gerechtigkeit gethan. Mit dem Leuchter in der Hand steht er auf der Schwelle des „kleinen Nestes". Das Mondlicht fällt voll in das Zimmerchen und verleiht ihm einen eigenthümlichen, geisterhaften Hauch, indem es unsichere, flackernde Schatten von dem Epheu der Außenwand auf den glänzenden Fußboden wirft. Eine Luft der Reinheit, des Friedens weht dem jungen Mann entgegen, welche sich unwillkürlich in seine Brust senkt, so daß er eine Art von Ehrfurcht, wie am Eingang in ein Heiligthum, fühlt. Die Erinnerung an die ausgelassene Tischgesellschaft und das Uebermaß des Genusses berühren ihn beinah peinlich. Er tritt leise ein und betrachtet prüfend noch einmal die Aquarellen an den Wänden, so wie jedes der zierlichen Geräthe und Vasen auf dem Schreibtisch. Er versucht es, sich die Gestalt der unbekannten Bewohnerin vorzustellen; allein so viel er sich bemüht, seiner Fantasie eine selbstständige Richtung zu geben, sie reproducirt ihm immer wieder die lieblich traurigen Züge des unvollendeten Oelgemäldes; die Mitleid suchenden Augen folgen ihm, wohin er sich wendet. Er schlägt endlich sein Nachtlager auf, das Himmelbett mit dem feinen Calicobehang läßt er unberührt, statt dessen wickelt er sich in eine warme Decke und streckt sich behaglich auf den weichen Divan aus, der gerade dem Oelbild gegenüber seinen Platz hat, wo der Schatten am tiefsten fällt.

Sein Schlaf wird durch einen eigenthümlichen Traum beunruhigt. Er sieht sich auf einem steilen Bergpfad, vor ihm flattert von Fels zu Fels eine weiße Taube, welcher er mit Anstrengung aller Kräfte folgt, um sie zu erhaschen. Endlich hat er sie erreicht, er streckt seine Hände aus, um sie zu fassen, da verdunkelt ein Schatten das Thierchen, er blickt auf, ein Adler schwebt dicht über seinem Haupt und packt mit seinen scharfen Krallen nach der zitternden Taube. Er schreit entsetzt auf und stürzt sich wuthentbrannt auf den frechen Räuber. In dem Augenblick wacht er auf, wacht auf mit einem sonderbaren Gefühl, als ob er sich nicht allein im Zimmer befinde.

Er richtet sich von seinem Lager auf. Daß er längere Zeit geschlafen hat, beweist ihm das beinahe heruntergebrannte Licht, daß die Nacht noch nicht verflossen, bezeugen die silbernen Mondstrahlen, die immer noch ihre fantastischen Schattengebilde auf den Dielen des Cabinets flackern.

Sein Blick richtet sich auf das bewußte Gemälde. Er ist ein beherzter Soldat, aber fast unbewußt entringt sich seinen Lippen ein Schreckensruf. Träumt er, oder hat die Figur auf der Leinwand wahrhaftig Leben bekommen? Steht sie wahrhaftig an dem Ende des Divans vor ihm, kaum eine Männeslänge von ihm entfernt?

Der Ulan springt auf, er hält sich die Hand über die Augen, wie um besser zu sehen. Ja, es ist so, das ovale zarte Gesicht, die goldbraunen Haare, die blauen Taubenaugen unter den langen, seidenen Wimpern, er erkennt die Gestalt nur zu deutlich, und die Stelle an der Wand, wo das Bildniß hing, ist leer. Die Erscheinung verharrt einen

Digitized by Google

Moment, dann zieht ſie ſich langſam an die Wand zurück. Faſt zu gleicher Zeit verlöſcht das Licht, deſſen Niederbrennen er nicht bemerkt hat, und läßt ihn in einem Dunkel, das nur durch das unſichere Hell des Mondes gemildert wird. Er iſt mit einem Satz vom Lager, zündet ein Streichholz an und nimmt einen andern Leuchter vom Schreibtiſch. So viel er ſpäht, er iſt allein, das Bild hängt an der Wand, die Thür iſt geſchloſſen.

War es ein Traum? nein, unmöglich, er ſah die Geſtalt zu genau vor ſeinem Lager ſtehen. War es ein übermüthiger Streich der Kameraden? unmöglich! die Thür verſchloſſen, die Fenſter zu; er geht auf den Corridor, alles ſtill ringsum, nur der gleichmäßige Schritt des Poſtens und das laute Schnarchen der Soldaten in den unteren Räumen.

Er kehrt in ſein Zimmer zurück, er beleuchtet noch einmal die Wände, er unterſucht das Oelgemälde — was iſt das? Hinter dem Bilde befindet ſich eine Tapetenthür, welche augenſcheinlich zu dem Thurm führt. Die Thür iſt von außen verſchloſſen; aber ein Stückchen Schwanenbeſatz von einem Damenmantel iſt in der Thürritze eingeklemmt. Triumphirend nimmt er das Läppchen und ſteckt es behutſam in ſeine Taſche als ſicheres Beweisſtück für die Anweſenheit eines nächtlichen Gaſtes. Gern hätte er die Thür gewaltſam geöffnet und ſeine Entdeckung weiter verfolgt, indeſſen zu ſeinem Erſtaunen ſchlägt die alte Schloßuhr vier, der Trompeter bläſt die Reveille, und in wenigen Augenblicken beginnt das ſoldatiſche Treiben, die Pflicht ruft den Rittmeiſter auf ſeinen Poſten.

Eine halbe Stunde ſpäter ſitzen die Ulanen im Sattel, bereit zum Abreiten, obwohl es noch vollſtändig dunkel iſt, denn Mond und Sterne ſind vom Himmel geſchwunden und die Morgendämmerung noch weit entfernt. Der Rittmeiſter hat ſoeben ſein Pferd vor der Front des Schloſſes beſtiegen, als man das Rollen nahender Räder vernimmt und ein altmodiſcher Wagen mit zwei ermüdeten Gäulen vor dem Eiſenthor hält. Eins der Wagenfenſter iſt niedergelaſſen und die Laternen des Wagens laſſen zwei Männergeſtalten darin unterſcheiden, von welchen der Kopf des vorderſten im Fenſter erſcheint. Wellige weiße Haare umrahmen die klare hohe Stirn eines wohlgeformten, ariſtokratiſchen Greiſenantlitzes mit einer auffallend ſtark gebogenen Naſe.

Rittmeiſter von Roſenheim parirt ſein Pferd vor dem Wagen und fragt den alten Herrn grüßend nach ſeinem Begehr.

„Mein Begehr?“ fragte der Angeredete zurück, indem er den Militär mit einem Anflug von feiner Ironie und tiefem Erſtaunen mißt. „Ich möchte mit größerem Rechte Sie, mein Herr, fragen, was Ihr Begehr iſt. Ich bin der Beſitzer dieſes Hauſes, Marquis von Coulanges, und kehre ſoeben von Amières zurück, wo ich meinen in einem der letzten Gefechte verwundeten Enkel beſuchte, um ihn im Schloſſe ſeiner Väter zu pflegen.“ Die letzten Worte begleitet der alte Herr mit einer Handbewegung zu ſeinem Reiſegefährten, welchen der Rittmeiſt alsbald als den Capitän eines franzöſiſchen Infanterieregiments erkennt.

„Geſtatten Sie uns nun weiter zu fahren?“ fügte der Marquis mit leiſem Hohn in der Stimme hinzu.

Der Preuße reißt ſeinen Hengſt ſalutirend zurück, welchen Gruß der Greis mit einer leichten Handbewegung, der Verwundete mit einem

Digitized by Google

eiskalten Blick beantwortet, der Wagen paſſirt, die Ulanen ſprengen zum Schloßthor hinaus, welches ſich donnert hinter ihnen ſchließt. Noch hat das Detachement den Fuß des Hügels nicht erreicht, als ihm von beiden Seiten des Weges aus dem dichten Wald ein heftiges Gewehrfeuer von Franctireurs entgegenknattert, die ihnen unter dem Schutz des Waldes und der Dunkelheit hier aufgelauert haben. Der Angriff erfolgt ſo unerwartet und ſo heftig, daß die Deutſchen im erſten Augenblick ſtutzen; ſchnell faſſen ſie ſich aber, es entbrennt ein hartnäckiger Kampf, der erſt beim anbrechenden Morgen mit völliger Auflöſung der Franctireurs endigt. Viele von dieſen bedecken todt oder verwundet den Kampfplatz, jedoch auch die Ulanen haben Verluſte zu beklagen: mehrere tapfere Soldaten haben ihr Leben ausgehaucht, und Rittmeiſter von Roſenheim ſinkt, im letzten Kampfeswehen von einer Kugel in die Bruſt getroffen, vom Pferd.

„Ich ſage Ihnen, Herr, Sie können Ihren Kameraden hier nicht unterbringen, ich gebe meine Einwilligung nicht dazu."

So ſpricht der Marquis von Coulanges in befehlendem, gereizten Ton, indem er mit ſeiner breiten ſtattlichen Figur auf der Schwelle ſeines Schloſſes dem Lieutenant Steinberg den Eingang vertritt, welcher mit zwei ſtämmigen Ulanen den bewußtloſen Körper ſeines verwundeten Rittmeiſters trägt.

„Mit oder ohne Ihre Einwilligung, Herr Marquis", entgegnet Steinberg mit gleicher Entſchiedenheit. „Ich werde unſern Rittmeiſter hier laſſen, bis er ohne Gefahr weitertransportirt werden kann."

„Sie haben Ihre eigene Ambulance?"

„Ja, zehn Meilen von uns entfernt in Amières, der Verwundete würde das Lazareth nicht lebend erreichen."

„Das wäre" — wirft der junge Herr von Coulanges, der in der Nähe ſeines Großvaters ſteht, mit einem kalten Achſelzucken ein.

Aber der alte Herr läßt ihn den herzloſen Satz nicht vollenden, ſondern unterbricht ihn mit einem ſtrafenden Blick und wendet ſich dann wieder zu dem preußiſchen Officier, indem er das bleiche Antlitz des Verwundeten betrachtet.

„Wenn der Mann wirklich dem Tode nahe iſt, ſo will ich ihm mein Haus nicht verſchließen", hebt er zögernd an, aber wir erwarten jeden Augenblick unſere eigenen Verwundeten, da werden wir vollauf zu thun haben. Ein Obdach iſt alſo alles, was ich Ihrem Freunde zu bieten vermag, laſſen Sie einen Mann zur Pflege bei ihm."

„Ich werde die Sorge für den Sterbenden übernehmen, Großvater", tönt in dieſem Augenblick eine Stimme aus dem Hintergrund des großen Flurs, und die Sprecherin, welche von der offenen Speiſeſaalthür aus Zeugin der Scene war, tritt zu den Männern. Sie iſt ein ſchlankes Mädchen von achtzehn Jahren, ein Morgenanzug von taubenfarbenem Kaſchmir mit Schwanenbeſatz umhüllt die zarte Geſtalt.

„Du biſt ſehr ſchnell bereit, mein Kind", bemerkt der Marquis mit finſterm Blick und gerunzelter Stirn, „das wäre keine paſſende Aufgabe für Dich, und iſt hier kein ſchicklicher Ort für Dich."

Allein das junge Mädchen läßt ſich nicht beirren, ſie erträgt den

Digitized by Google

abweiſenden und zornigen Blick des Großvaters und faßt bittend ſeine Hand; er iſt nicht daran gewöhnt ſie bitten zu hören, wie es ſcheint, er ſieht ſie verwundert an, wie ſie leiſe und ſchüchtern fleht: „Goßvater, laß mich einmal nützlich in der Welt ſein, ich habe nach Dr. Lebrun geſchickt, die frommen Schweſtern werden ſofort ankommen, und —“

„Und da werden reichlich genug Hände ohne die Deinen ſein“, unterbricht ſie der junge Marquis heftig. „Wenn doch Großvater meinem Rath folgen wollte!“

Indeß der alte Marquis von Coulanges erlaubt keine Einmiſchungen in ſeine Beſchlüſſe, er dreht ſich kurz auf den Hacken um, wie ein alter Militär, ſo daß dem jungen Mann die Worte auf den Lippen erſtarben. „Herr Enkel, Ihre Rathſchläge ſind viel zu koſtbar, um ungewünſcht ertheilt zu werden.“ Darauf winkt er den Ulanen und ſagt zu dem Lieutenant Steinberg: „Treten Sie ein, mein Herr, und bringen Sie den Verwundeten hier unten in den Eßſaal, den wir zum Hoſpital einrichten werden.“ Bei dieſen Worten nimmt er den Arm ſeines Enkels, welcher ſich mit Mühe überwindet, ſeine Mißbilligung nicht laut zu äußern.

„Geſtatten Sie mir, Ihnen meinen warmen Dank auszuſprechen, mein Fräulein.“ Lieutenant Steinberg ſagt es mit dem Ausdruck der Aufrichtigkeit, indem er ſich vor der jungen Dame verbeugt, während die Ulanen den todtwunden Mann auf ein Sopha im Speiſeſaal legen. „Wir werden Sie ſobald als möglich von der unwillkommenen Laſt befreien, wenn der Tod uns nicht zuvorkommt“, fügt er leiſe hinzu.

Er beugt ſich über ſeinen Kameraden und küßt ſeine Stirn; dann verläßt er ſchnell mit einem ſtummen Gruß zu dem Fräulein das Zimmer, die Soldaten folgen.

Allein mit dem Unglücklichen, nimmt das Mädchen leiſe den Mantel, der auf ſein Geſicht gefallen iſt, davon zurück. So ſanft die Berührung iſt, ſo bemerkt er ſie und ſchlägt ſeine Augen auf. Wie ſie denen des Fräuleins von Coulanges begegnen, kommt ein wunderbarer Ausdruck des Wiedererkennens, des Entzückens darüber, der das Mädchen befremdet. Er richtet ſich halb auf, ſo daß er ſich auf ſeinen Ellenbogen ſtützt, und flüſtert: „O, wie ſchön, daß Sie wieder zu mir kommen!“ Sie verſteht ihn nicht, ehe er weiter ſprechen kann, verſagt ſeine Stimme, ſein Haupt ſinkt zurück, die Arme hängen ſchlaff hernieder, bewußtlos liegt er wieder vor ihr.

Stunden vergingen, ehe Max von Roſenheim aus einem todtähnlichen Schlaf zum Bewußtſein erwachte. Aber es war nur ein kurzes Erwachen, bald packte ihn das Dilirium des Wundfiebers mit ſeiner ganzen Wuth. Tage und Wochen ſtand Dr. Lebrun zweifelnd an ſeinem Lager, ob die kräftige Natur ſiegen, oder ob das verzehrende Fieber ſeine Kräfte aufzehren, ihn fort von der Erde in die Fluren jenes weiten, unbekannten Landes führen würde, wo die Feindſchaften dieſer engen Grenzen verſchwinden, ewiger Friede und ewige Liebe wohnen ſollen. Ab und zu wenn der Schleier, welcher ſeine Sinne verhüllte, ſich auf einen Augenblick lüftete, dämmerte ein dunkles Bewußtſein in ihm auf, wie wenn ein zartes, liebliches Weſen mit einer melodiſchen Stimme und

wunderbar bekannten Zügen um ihn walte, aber es waren nur kurze Lichtblicke, meist lag er starr und bewegungslos da, oder er wüthete im Kampfestoben um sich, ertheilte Commandos, feuerte die Seinen an und fing die Hiebe der Angreifer mit wilder Handbewegung auf. Endlich nach langer Zeit, als die Sonne bereits wieder höhere Bahnen beschrieb, da wachte er aus einem unruhigen Schlummer mit klarem Geiste und ruhigem Pulsschlag auf, nur schwach war er noch, schwach wie ein Kind, zu schwach sogar, um sich zu wundern, warum und wo er sich auf dem Krankenlager befinde.

Seine Augen schweiften träumerisch über seine Umgebung. Er ruhte auf einer niedrigen eisernen Bettstelle in der Nische eines breiten Kreuzfensters mit dem Blick nach einem großen Hof. Ein verblaßter japanesischer Vorhang trennte seine Lagerstätte von einem größeren Raum, so daß er sich wie in einem kleinen Zimmer für sich befand, obwohl ihm klar wurde, daß in demselben Raume mehrere Menschen miteinander sprachen, welche sich jenseit des Vorhangs befinden mußten. Zuletzt fielen seine Augen auf eine Frauengestalt, welche in einem grauen Anzug, halb durch die Draperie verdeckt, am Fenster saß. Das ovale, feine Gesichtchen mit jenem matten, zarten Weiß, welches die edle Perle, den schönsten Schmuck am Hals einer hehren Frau charakterisirt — wo hatte er es zuvor gesehen? Er sann vergeblich nach, jeder Zug des holden Antlitzes schien ihm vertraut, aber wo er es früher geschaut, welches ihr Name war? — er fand es nicht.

Eine leichte Bewegung seinerseits erregte die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens. Es stand auf, legte die Handarbeit, Verbandzeug für die traurigen Opfer des Krieges, fort und näherte sich ihm. Kurze Zeit hindurch beobachtete es ihn schweigend, als erwarte es eine Anrede, dann fragte es in herzgewinnenden Lauten einer wohltönenden Stimme: „Fühlen Sie sich heute besser?

Er antwortete mechanisch in deutscher Sprache, ohne ein Auge von der lieblichen Erscheinung zu lassen. Sie lauschte seinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit, allein sie schien die fremden Laute nicht enträthseln zu können, sie schüttelte traurig das Köpfchen und bat: „Sprechen Sie französisch."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um seine Gedanken zu regeln und befühlte den Verband auf seiner Brust, Endlich fragte er in ziemlich gutem Französisch: „Wo befinde ich mich?"

„In Schloß Coulanges", war die Antwort.

Er schwieg und musterte noch einmal langsam und nachdenklich seine Umgebung. Plötzlich schienen die Erinnerungen an die Vergangenheit vor seiner Seele aufzutauchen. „Ach, jetzt weiß ich", rief er laut. „Schloß Coulanges, wo wir in der Nacht vor dem Gefecht gegen die Francstireurs" (er that einen Blick auf die Binde) „vor meiner Verwundung in Quartier lagen, wo" — er schaut sie wieder mit jenem Ausdruck des Wiedererkennens an, welcher die Dame schon einmal frappirt hatte — „darf ich fragen?"

Sie kam ihm lächelnd zu Hülfe: „Ich bin die Enkelin des Marquis, Denise von Coulanges."

„Denise von Coulanges?" wiederholte Max von Rosenheim mit

Digitized by Google

einer vor Erregung zitternder Stimme und das Blut ſtieg ihm in die farbloſen Wangen.

„So iſt das unvollendete Oelgemälde dort oben in der zweiten Etage Ihr Bildniß? — doch nein, was ſage ich, ſie iſt —“

„Das Gemälde ſtellt meine Mutter dar“, unterbrach das Fräulein ihn ruhig.

„Ah, daher die Aehnlichkeit!“ Er ſchwieg wieder und fixirte ſie mit einem ſo wunderbar forſchenden Blick, daß ſie ſich von ihm wandte, um ihre Arbeit aufzunehmen, als ſeine Stimme ſie zurückrief. Er hatte ſich mit übermäßiger Anſtrengung in ſeinen Kiſſen aufgerichtet, ſo daß er auf ſeinen Arm geſtützt war. „Fräulein von Coulanges“, hob er wieder an, und es war ihr, als wollten ſeine Augen ihr Innerſtes durchdringen, „iſt es Ihnen jemals vorgekommen, daß jenes Oelbild ſich von der Wand bewegt und lebende Geſtalt angenommen hat?“

Eine leichte Bewegung zog bei der Frage um ihre Lippen, indeß gab ſie keine Antwort und er fuhr fort: „Mir iſt das geſchehen; in jener Nacht vor meiner Verwundung, als ich in dem kleinen Zimmer neben dem Thurm ſchlief. Wenn die Figur, welche mir erſchien, nicht ein lebendes, menſchliches Weſen war, ſo muß ſie —“

„Eine Traumerſcheinung geweſen ſein“, vollendete Deniſe von Coulanges den Satz und entfernte ſich, ehe der Rittmeiſter eine weitere Frage thun konnte.

Umſonſt harrte er für heute der Wiederkehr des Fräuleins. Er blieb der Sorge des Dr. Lebrun überlaſſen, eines freundlichen, beweglichen, kleinen Herrn in mittleren Jahren, der es ſich als galanter Franzoſe nicht nehmen ließ, die Unterhaltung mit dem Patienten in gebrochenem Deutſch zu führen. Wenn der wohlwollende Herr abgerufen wurde, vertrat ihn Madame Brigitte, die alte Bonne des Fräuleins, die mit einem weißen ſaubern Häubchen zu dem trockenen bronzefarbenen Geſicht und großen ſilbernen Ohrringen dem „**Monsieur le Prussien**“ eine ſchweigſame und mürriſche Geſellſchafterin abgab. Um ſo größer war ſeine Freude, als er am folgenden Morgen, nach einem langen, erquickenden Schlaf, bei ſeinem Erwachen die anmuthige Geſtalt in dem taubengrauen Gewande auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenſter ſah.

„O wie ſchön, daß Sie hier ſind!“ rief er ihr mit leuchtenden Augen entgegen. „Ich fürchtete ſchon, Sie würden meine vorſchnellen Worte durch ewige Verbannung beſtrafen“.

„Ich habe Ihnen Frühſtück gebracht“, ſagte Deniſe ohne Notiz von ſeinen feurigen Worten zu nehmen.

Er verzehrte dieſe Mahlzeit mit einer Geſchwindigkeit, welche das beſte Zeugniß von ſeinem wiederkehrenden Appetit ablegte, während Fräulein von Coulanges ſich wieder zurück an das Fenſter ſetzte, wo ſie einen unendlichen Streifen Leinwand in Binden verwandelte. Nachdem er ſein Frühſtück vollendet hatte, legte er ſich wieder zurück in die Kiſſen, aber ſo, daß er die Ausſicht auf das Fenſter behielt. Er beobachtete jede Bewegung, jede Miene des jungen Mädchens. Ihr Geſichtchen mit dem feinen ausdrucksvollen Munde und den beſchatteten ſinnenden Augen hatte etwas Rührendes. „Das Leben muß dieſem Kinde einen tiefen Kummer erſchloſſen haben, ſonſt müßten ſeine ernſten blauen Augen fröhlicher um ſich ſchauen“, dachte er.

„Ich hoffe, wir haben dem Schlosse keine Unbill angethan", bahnte er die Unterhaltung an, „als wir unser Quartier in jener Nacht hier aufschlugen; ich befahl meinen Leuten die strengste Schonung und Manneszucht an, und ich denke, ich kann mich auf sie verlassen."

„Bis auf den Hühnerstall und den Weinkeller fanden wir alles, wie wir es zurückgelassen hatten", antwortete Fräulein von Coulanges mit einem ironischen Lächeln.

„Verzeihen Sie", nahm Max von Rosenheim wieder das Wort. „Sie hätten weiser gehandelt, wenn Sie nicht ausgewandert wären. Ein altes Sprüchwort sagt schon: ein verlassenes Haus ladet zum Plündern ein."

„Aber es war nicht verlassen", fiel das Fräulein ein. „Ich" — sie biß sich auf die Lippen, wie ihnen dies Wort entfuhr und ließ den Satz unvollendet. Max sah sie mit unterdrücktem Vergnügen an und benutzte ihre Verwirrung.

„So waren Sie während der ganzen Zeit hier, an irgend einem verborgenen Orte vielleicht, wie z. B. in dem Thurm, der an Ihr Zimmer stößt?"

Denise faßte sich schnell. „Es ist so, Herr von Rosenheim", erwiederte sie ruhig.

„Aber Sie waren nicht allein?"

„Nein, die Mägde waren bei mir, mein Großvater war nach Amières gereist, um Vetter René abzuholen und währenddeß brachte ein Bauer die Nachricht, daß preußische Ulanen auf unser Schloß marschirten. Da hielt ich es für das Sicherste, in dem alten, sonst unbewohnten Thurm Zuflucht für mich und die Leute zu suchen."

Max zog bei diesem Geständniß sein Notizbuch unter dem Kopfkissen hervor und nahm das Stückchen Schwanenbesatz daraus. „Darf ich fragen, wie dies an den Ort gelangte, wo ich es fand", inquirirte er mit einem schelmischen Zug um die bleichen Lippen.

Sie lächelte verlegen, entschloß sich aber dennoch!! die wahre Erklärung zu geben. „Ich hatte einige Schmucksachen auf meinem Toilettentisch vergessen. Da ich mich ganz sicher glaubte, nachdem im Schlosse alles still war, ging ich leise in mein Zimmer, um sie zu verwahren. Sie können meinen Schreck begreifen, als ich plötzlich vor Ihnen stand."

„Ich glaube, ich war dessenungeachtet der Erschrockene von uns beiden", behauptete der Rittmeister, „denn Sie waren doch gewiß, nicht ein Wesen aus einer anderen Welt vor sich zu sehen, wie ich es im ersten Augenblick von Ihnen glaubte."

„Denise lachte ihr anmuthiges leises Lachen, wie er erzählte und fragte erstaunt: „Bildeten Sie sich wirklich ein, das Porträt habe Leben gewonnen? Gleiche ich meiner Mutter sehr?"

Er beobachtete sie mit kritischem Blick. „Ja, Sie sind ihr auffallend ähnlich, nur ist der Ausdruck Ihrer Augen, zu meiner großen Freude, nicht ganz so kummervoll, wie der Ihrer Mutter."

Sie unterdrückte einen Seufzer und er meinte zu hören, wie sie vor sich hinmurmelte: „Meine arme Mutter!"

„Sie waren noch ein kleines Kind, als Ihre Frau Mutter Ihnen durch den Tod entrissen wurde?" fragte er theilnehmend.

Digitized by Google

„Nein", entgegnete sie, „ich war beinahe acht Jahre alt, als ich Waise wurde."

„Aber das Datum des Todestages auf dem Bilde?"

„Ist nicht der Tag ihres Lebensendes, mein Großvater —" plötzlich brach sie ab, als ob sie sich zum Schweigen zwingen müsse und jähes Roth flammte in ihrem Antlitz auf. Den Rittmeister beschlich ein Gefühl, als wenn hier ein peinlich trauriges Geheimniß walte, er suchte ihr über den wunden Punkt fortzuhelfen indem er von Schloß Coulanges sprach und fragte, ob dieser Ort jetzt ihre Heimt sei.

„Ja", bestätigte sie träumerisch, „seit zehn Jahren."

„Und hat Ihr Vetter auch hier sein Heim?" forschte Rosenheim.

„Nein", gab sie mit einem abweisenden Blick zurück; „er lebte in Paris, und wird dahin zurückkehren, sobald wir — sobald der Krieg beendigt ist."

Als sie nach diesen Worten schwieg und ihre Arbeit wieder zur Hand nahm, bemerkte der junge Mann einen Verlobungsring an ihrem Finger und vollendete sich nun selbst ihren abgebrochenen Satz, „wenn wir verheirathet sind". Er dachte darüber nach, ob sie den Eindruck einer glücklichen Braut machen könne, und sie verhielt sich ebenfalls still, bis sie endlich die Unterhaltung durch Fragen nach seinen Verhältnissen wieder anspann. „Wo sind Sie zu Hause, Herr von Rosenheim! lebt Ihre Mutter, leben Ihre Eltern noch?"

„Mein Vater ist seit vielen Jahren todt; aber meine gute Mutter lebt", so lautete die Antwort, „darf ich Ihnen ihr Bildniß zeigen?"

Er löste ein kleines Medaillon von der Uhrkette und reichte es ihr geöffnet hin. Während sie das Bildchen sinnend betrachtete, erzählte er mit begeisterten Worten von seiner Heimat, dem schönen Rheinlande, von seiner geliebten Mutter mit ihrer würdigen Schönheit und dem sanften, liebevollen Wesen, von seiner treuen Schwester und dem lustigen kleinen Bruder, den alle Geschwister als den Kleinsten verzögen. Er erkannte an der Art, wie sie seiner Rede mit den Augen folgte, daß sie der Gegenstand interessirte, dessenungeachtet ahnte er nicht, welche Sehnsucht die Beschreibung seines glücklichen Heims in dem einsamen Mädchen erregte, welches in dem kalten, öden Schlosse, ohne Mutterliebe, ohne des Vaters mildes Wort aufgewachsen war. Sie wandte sich von ihm, um eine Thräne zu verbergen, er aber glaubte sie zu ermüden und beendigte seine Schilderung mit einer aufrichtigen Entschuldigung.

„O, glauben Sie nicht, mich gelangweilt zu haben", versetzte sie schnell, „im Gegentheil. Jetzt muß ich zwar zu meinem Großvater gehen, morgen jedoch werde ich Sie bitten, mir mehr von Ihrem herrlichen Rheinland und den Ihrigen zu erzählen."

„Mit Vergnügen, au revoir denn", sagte er fröhlich. Sie stand bereits an der Thür, bei den letzten Worten sah sie sich noch einmal um und bat leise, „sagen Sie das auf Deutsch."

„Auf Wiedersehen", wiederholte er in der Muttersprache. Sie dankte mit einem Lächeln und verschwand.

Die Kräfte des Rittmeisters nahmen täglich zu, so daß er nicht mehr der fortdauernden Pflege und Ueberwachung bedurfte. Denise nahm nur noch auf einige Stunden ihren gewöhnlichen Fensterplatz ein. Wenn er sie dort sitzen sah, wie die Wintersonne ihr liebliches Köpfchen

Digitized by Google

wie mit einem Heiligenschein umstrahlte, wie die graue Hülle mit dem weißen Besatz ihre ruhige, ebenmäßige Gestalt umfloß, so mußte er unwillkürlich an eine Heilige denken, die er in einer Cathedrale gesehen hatte.

Er hielt ihr sein Versprechen, er erzählte ihr täglich von seinem Vaterland, und das war das Lockmittel, mit welchem er sie stets an sein Krankenlager auf Stunden zu fesseln vermochte. Es gewährte ihm ein besonderes Vergnügen, an ihren Zügen zu beobachten, welchen Eindruck seine Erzählungen auf sie machten; er studirte ihre Mienen dabei und wußte bald sehr genau in ihnen zu lesen. Es war ein sehr gefährliches Studium.

Die Enkelin des Marquis war übrigens nie die einzige Gesellschaft des Tages im Krankenzimmer des preußischen Officiers. Der gutmüthige Doctor erübrigte immer noch ein Stündchen für die deutsche Conversation, und die barmherzigen Schwestern machten keinen Unterschied in der Behandlung ihrer Landsleute und des fremden Eindringlings, ja sogar die alte grimmige Brigitte thaute unter dem fröhlichen Wesen und dem höflichen, dankbaren Reden des jungen Mannes so weit auf, daß sie endlich erklärte, für einen Prussien sei er wirklich ein ganz handlicher Junge.

Der Marquis und seine Enkel erschienen freilich niemals in dem Krankenstübchen, dafür aber sah Rosenheim sie jeden Nachmittag stundenlang vor seinem Fenster auf und ab promeniren. Der alte Herr ging stets gerade und ungebeugt, indem er seine durchdringenden Augen auf alles heftete, was um ihn hervorging; sein Enkel schlenderte lässig und oft verdrossen neben ihm her, die verwundete Hand auf der Brust. Zuweilen wurde Denise gerufen, den Herren Gesellschaft zu leisten. Man nahm mit Genugthuung wahr, daß das junge Mädchen niemals neben ihrem Vetter ging, oft glaubte er selbst die Spuren von Thränen auf ihren Wangen zu sehen, wenn sie von diesen Spaziergängen zurückkehrte und jedesmal lag dann ein tiefer Schatten über ihren ernsten Augen.

Jedoch ob traurig oder heiter, gegen ihn blieb sie sich gleich, immer freundlich, immer hülfreich und aufmerksam. Das Nahen ihres Fußtrittes war ihm Musik, ihre Gegenwart sanfter Balsam.

So vergingen Tage und Wochen, und jeder Tag zog den Zauberkreis enger, in welchen Denise von Coulanges ihn ohne ihr Wissen zog.

„Soll ich die Fenster für einige Minuten öffnen? es ist heut so milde Luft, es strömt wie Frühlingswehen in die Stubenatmosphäre." Und ohne Herrn von Rosenheims Zustimmung abzuwarten, schob Denise von Coulanges die Riegel von dem mächtigen Fenster zurück, das sich beinah wie eine Thür zur Terrasse hin aufthat.

Rittmeister von Rosenheim saß auf einem Stuhl neben seinem Bett, zum ersten Mal seit seiner Krankheit in Uniform. Mager und blaß genug ist er auf dem Krankenlager geworden; wer ihn aber näher kannte, mußte noch einen andern Schatten bemerken, der seine wohlgebildeten Züge mehr als der Blutverlust veränderte. Er war nun transportfähig, heut sollte er Schloß Coulanges verlassen,

Digitized by Google

in einer Stunde wurde der Ambulancewagen erwartet. Es war ein freundlicher Winternachmittag, der Sonnenschein spielte flimmernd auf dem weißen Schnee, welcher die Terrasse bedeckte. Der Marquis und sein Enkel machten davor ihren täglichen Spaziergang.

Die fleißige Denise saß auf ihrem Platz, ein wenig hinter dem Fenster, von dem Vorhang halb verdeckt, an dem offenen Fensterflügel lehnend. Wie sie sich zu dem Officier wandte, fiel ihm ihre bleiche Farbe mehr denn gewöhnlich auf. „Morgen um diese Zeit", redete sie ihn an, „weilen Sie in weiter Ferne."

„Sie brauchten mich nicht daran zu erinnern", sagte er mit einer ungeduldigen, fast heftigen Bewegung. Dann ruhten seine Augen gedankenvoll auf ihren bleichen Lippen, und er fügte leise hinzu: „werden Sie mir einen freundlichen Gruß, ein leises Gedenken bewahren, wenn ich nun den traurigen Weg von Ihnen fortwandle?"

Ihre Farben verdunkelten sich ein wenig, aber sie erwiederte in ihrer gewöhnlichen, gefaßten Art:

„Wie mag der Weg traurig sein, der Sie zum Vaterland, zur Heimat führt?"

„Es giebt stärkere Gefühle, als die Liebe zur Heimat", sagte er schnell und sie senkte die Augenlider vor seinem Blick.

„Ich kenne kein stärkeres", tönte es zurück, „meine Mutter, meine Heimat ist mein Alles. Die Bande, die mich an sie knüpfen, können nimmer zerrissen werden, ihre Freunde sind meine Freunde und ihre Feinde —"

„Müssen sie auch Ihre Feinde bleiben?" unterbrach er sie mit einem forschenden Blick.

Sie sah wie abwesend durch das Fenster und sprach halb für sich: „Ich hasse Sie nicht, aber ich kann Sie nicht lieben, es liegt eine weite Kluft zwischen Ihnen und mir, welche nie überstiegen werden kann."

Die leisen, ernsten Worte fielen wie glühendes Erz auf das Herz des Hörers, es schien ihm, als ob sich wirklich ein gähnender Abgrund zwischen ihnen wirklich aufthue, und er dachte an die Taube, die von Fels zu Fels seinen Händen entschlüpfte, es blieb auch unbemerkt von ihm, wie das Mädchen bei seinem Anblick zusammenfuhr und mit tiefer Reue im Ton sagte: „O verzeihen Sie mir, ich wollte Sie nicht verletzen, ich vergaß —"

„Sie vergaßen für einen Augenblick", vollendete Max, indem sich ein langer Seufzer seiner Brust entrang, „was ich leider nur zu lange vergessen habe."

Denise schaute flehend zu dem jungen Manne auf, wie wenn sie ihm etwas sagen möchte und doch nicht wage den Mund aufzuthun. Da tönte das Geräusch gemessener Fußtritte und der Klang einer lauten Stimme an ihr Ohr; es war der alte Marquis mit seinem Enkel, welche ihre Promenade an dem Fenster vorüberführte. Denise rückte unwillkürlich einen Schritt zurück, sie wie der Rittmeister verstanden, ohne es zu beabsichtigen, jedes Wort der Unterhaltung, welche der alte Herr in gehobenem Tone führte, während der Enkel in seiner gewöhnlichen, lässigen, verdrossenen Weise antwortete. Der Marquis blieb gerade unterhalb des Fensters erregt stehen und fuhr mit seinem schweren

Stock, welcher im goldenen Knopf das Wappen der Familie trug, gewichtig durch die Luft, gleich als wolle er seinen Worten noch einen Nachdruck geben: „Kein Grund zur Eile, meinst Du? Ich frage, wozu der Aufschub?“

Der junge Mann scharrte ungeduldig den Schnee mit den Stiefeln auf: „Weil ich diese Zeit kaum für Liebe und Hochzeit geeignet halte.“

„Liebe!“ lachte der Marquis höhnisch auf und nahm eine Prise. „Wer spricht von Liebe, thörichter Mensch. Was hat diese Sache mit Liebe zu thun?“

„Freilich, wenig genug von beiden Seiten“, spottete Capitän René halb lachend, halb ärgerlich, „weder meine Cousine noch ich bemühen uns, einander ein Gefühl dieser Art vorzuheucheln. Was kann es Ihnen nur für ein besonderes Vergnügen bereiten, mein theurer Großvater, unsere Vereinigung zu beschleunigen, da wir —“

Der Stock des Greises fiel schwer auf das Pflaster des Hofes. „Es ist mein Vergnügen, junger Herr, die Würde des Namens von Coulanges aufrecht zu erhalten. Sie ist meine Enkelin, und wenn ihre Armuth, ihre Geburt es mir versagt, eine andere anständige Verbindung für sie zu suchen, so soll der Makel ihres Stammes wenigstens —“

Das Ende des Satzes entging den beiden unfreiwilligen Zuhörern. Allein Max von Rosenheim hatte genug gehört, um den Schlüssel zu so vielem Angedeuteten zu ahnen. Er wandte seine Augen zu dem unglücklichen Mädchen, das da regungslos vor ihm saß, das schöne junge Haupt gebeugt, die Hände auf der Brust gefaltet, zitternd und bleich wie der Schnee unter den Füßen der grausamen Sprecher. Eine plötzliche Leidenschaft ergriff den jungen Soldaten, die Scheidewand gewaltsam zu zerreißen, welche ihn von dem Mädchen seiner Liebe trennte. Er sprang auf, stürzte an ihre Seite und erweckte sie durch eine leise Berührung ihrer Hand aus ihrer Erstarrung.

„Denise, ich muß sprechen, ehe ich von Ihnen gehe, mein Herz ist nicht stark genug, diese Liebe unausgesprochen in sich zu tragen, ich liebe Sie, Denise, ich Ihr Feind. O schrecken Sie nicht zurück, bin ich mehr Ihr Feind als dieser finstere alte Mann, der Sie seinem Stolz opfert ohne einen Gedanken an Ihr beschimpftes Herz? Ist die Kluft zwischen Ihnen und mir so weit wie die, welche Sie von dem Manne trennt, den Sie Ihren Gatten nennen sollen? O, glauben Sie mir, kein Fels ist so steil, daß die Liebe ihn nicht erklimmen, kein Abgrund so breit und tief, daß die Liebe ihn nicht überbrücken könne. Reichen Sie mir Ihre Hand, und meine Liebe wird Sie zur Heimat und in den Mutterarm führen.

Er faßte ihre kleine Hand, drückte sie in die seinige, und schaute ihr in das gesenkte Antlitz. Sie hatte seinen leidenschaftlichen Worten bewegungslos gelauscht, er fühlte, wie ihre Hand eiskalt in der seinigen ruhte, aber sie entzog sie ihm nicht. Als er schwieg, erhob sie ihre Augen zu ihm. Ihr Blick drückte Freude, Angst, Erstaunen aus, alles nur für einen Augenblick, dann lag wieder die gewöhnliche zurückhaltende Ruhe über ihrer ganzen Gestalt, die ihn stets in den äußersten Schranken zu halten wußte.

„Lassen Sie mich“, sprach sie sanft, „sie werden zurückkommen und uns sehen.“

Digitized by Google

Schon näherten ſich die gleichmäßigen Schritte; ſie wollte ihre Hand zurückziehen. Verzweiflung packte Max von Roſenheim. Er blieb neben ihr ſtehen: „Ich gehe nicht, ehe Sie mir eine Antwort gegeben haben.“

„Was ſoll ich Ihnen ſagen?“

„Was Ihr Herz Ihnen eingiebt.“

Sie ſah ihn noch einmal mit jenem wunderbar flehenden Ausdruck an, welcher den Ulanenofficier in dem „kleinen Neſt“ am erſten Abend in Coulanges gebannt hatte.

„Ich darf nicht, meine Lippen ſind geſchloſſen“, hauchte ſie in gepreßten Tönen.

„Laß ſie mich öffnen, Geliebte“ flüſterte Max und beugte ſein bärtiges Geſicht über ihre goldbraunen Haare.

Indem er ſo redete, fiel der Schatten der hohen Geſtalt des Schloßherrn in das Fenſter. Deniſe fuhr zurück und ſtrebte ihre Hand gewaltſam zu löſen, aber Max hielt ſie feſt und ſtand hoch aufgerichtet neben dem zitternden Mädchen, dem Marquis gegenüber, der das überraſchende Bild mit finſteren Blicken maß. Eine Minute lang blieb er wie feſtgewurzelt auf dem Platz, wie wenn er den eigenen Sinnen nicht traute. Dann flog das hohe Fenſter, welches von der Decke beinahe bis zum Boden reichte, durch einen wuchtigen Fußtritt auf und der Marquis trat ein, während der Enkel hinter der Terraſſe verſchwand. Mit ironiſcher Höflichkeit und eiskaltem Lächeln redete er den Officier an. „Geſtatten Sie mir Ihnen meine Glückwünſche zu Ihrer Geneſung auszuſprechen, ſo wie zu dem edlen Gebrauch, welchen Sie von Ihrer hergeſtellten Geſund machen. Sie liefern einen Beweis mehr, wenn es deſſen bedürfte, daß Verrath und Undankbarkeit die Eigenſchaften Ihrer Nation ſind.“

Der Ulan fuhr auf, er bezwang ſich jedoch, und antwortete ruhig: „Verzeihen Sie, Herr Marquis, Sie haben die Situation mißverſtanden. Ich habe ſo eben die Ehre gehabt, Ihre Enkelin um ihre Hand zu bitten, ſie hat mich abſchlägig beſchieden, aber —“

„Ah, **vraiment**!“ wiederholte der Marquis höhnend, „Sie haben ihr Ihre Hand angeboten? in dieſem Fall iſt's wohl Fräulein von Coulanges, die ſich geehrt fühlen muß. Ich vermuthe, ſie hat Ihnen die Geſchichte ihrer Herkunft anvertraut?“ fügte er mit einem verächtlichen Blick auf Deniſe hinzu.

„Sie hat mir nichts davon erzählt, und ich habe ſie nicht danach gefragt“, entgegnete Max ſtolz und ſcharf: „Und ich ſage Ihnen, mein Herr, daß die Geſchichte ihrer Herkunft, wie ſie auch ſei, ebenſo wenig Gewicht für mich hat wie der Mangel an Vermögen —“

„Oder das kleine Hinderniß, daß ſie bereits verlobt iſt“, unterbrach der Marquis, „oder war Ihnen das eine unbekannte Thatſache?“

„Großvater“, flehte Deniſe mit emporgeſtreckten Händen.

Er warf ihr einen finſteren Blick zu, der ihr die Worte auf den Lippen erſtarren machte.

„Du biſt aufgeregt, mein Kind, begieb Dich in Dein Zimmer“, tönte es ihr eiskalt und mitleidslos entgegen.

„Großvater“, hob ſie noch einmal an, während ihre anmuthige Geſtalt unter ſeiner Kälte zuckte: „Höre mich nur einmal an. Als ich in

Digitized by Google

dies Schloß eintrat, forderteſt Du ein Verſprechen von mir; ich hätte es nimmer geben ſollen, aber ich war ein unmündiges Kind, ich wußte nicht, was die Worte bedeuteten. Heute, nachdem ich zehn Jahre unter dieſem Gelübde geſeufzt habe, bitte ich Dich, flehe ich Dich an, gieb mir mein Wort zurück, erbarme Dich meinre!"

Sie ſprach mit einem furchtbaren Ernſt, mit einer Art von verzweifelter Entſchloſſenheit, es war als habe ſie in den wenigen Minuten um Jahre gealtert.

Der Marquis fuhr ſich über die Stirn; nach kurzem Schweigen erwiederte er kalt:

„Es iſt wie ich ſagte, Du biſt ſehr erregt, Du weißt wohl nicht, was Du ausſprichſt, mein Kind! gieb mir Deinen Arm und zieh Dich in Deine Räume zurück."

Er legte ſeine Hand auf ihren Arm. Eine Secunde lang ſtarrte ſie verſtändnißlos zu ihm empor, dann war es, als ob der Druck ſeiner Hand einen magnetiſchen Einfluß auf ſie übte, ſie folgte willenlos.

„Deniſe", rief Max, als ſie ſich zum Gehen wandte, ohne nach einen Blick auf ihn zu richten: „Deniſe, um Gotteswillen, wollen Sie ohne ein Wort von mir ſcheiden, ohne einen Gruß von mir gehen?"

Der junge Mann ſah wie ſinnlos auf das Mädchen, als wolle er ihr nachſtürzen. Marquis von Coulanges verbeugte ſich vor ihm, ſein feinſtes Lächeln umſpielte ſeinen Mund. „Wie könnte Deniſe von Coulanges ſo unhöflich ſein! Deniſe, ſage dem Herrn Adieu und wünſche ihm eine glückliche Reiſe, ich ſehe, der Ambulancenwagen hält vor der Schloßthür."

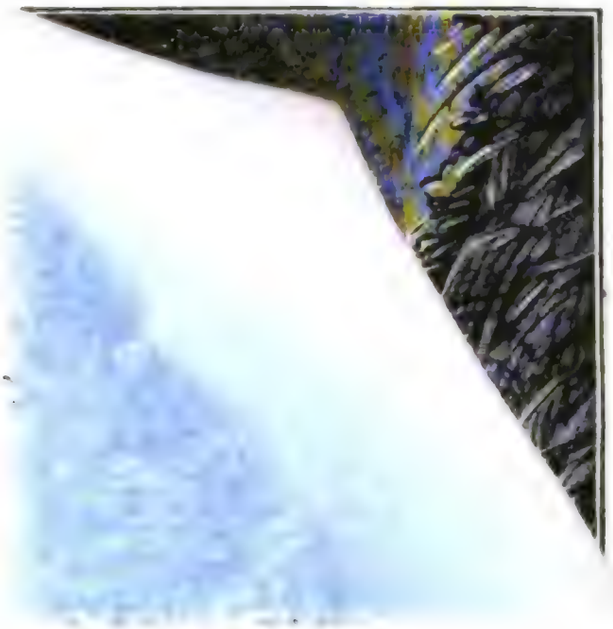
Deniſe richtete ihr geſenktes Haupt empor, ihre Augen ruhten noch einmal auf den männlichen Zügen des preußiſchen Officiers. Nach kurzem Sinnen ſprach ſie in leiſen, aber feſten Lauten in deutſcher Sprache: „Auf Wiederſehen."

Sein Herz zitterte in freudiger Hoffnung. In nächſten Augenblick ſchloß ſich die Thür hinter Großvater und Enkelin.

In der ſauberen, alten Stadt Amières flattert das rothe Kreuz der deutſchen Ambulance über dem Thor des Hotel de Ville.

In dem großen Speiſeſaal parterre befinden ſich mehr als vierzig Betten, keines unbeſetzt. Am Ende des Raumes ſtehen oder ſitzen einige Reconvalescenten um das Kaminfeuer herum, welche ſo weit hergeſtellt ſind, daß ſie bald nach der Heimat übergeführt werden dürfen. Unter ihnen ſehen wir Rittmeiſter von Roſenheim und Lieutenant Steinberg, welcher Letzterer durch eine Kugel durch die Schulter wenige Tage nach ſeinem Vorgeſetzten und Freund kampfunfähig gemacht wurde. Der Rittmeiſter ſtützt ſeinen Ellenbogen auf das Knie und bläſt mächtige Rauchwolken aus ſeiner langen Pfeife, ohne von ſeinen Kameraden irgend welche Notiz zu nehmen. Seine Stirn iſt in düſtere Falten gezogen und ſeine ganze Haltung verräth tiefe Niedergeſchlagenheit. Eine Woche iſt verfloſſen, ſeit er Schloß Coulanges verlaſſen hat, und noch kein Lebenszeichen von Deniſe. Hat er ſie für immer verloren? Hat der Adler die Taube gepackt? Jene Abſchiedsworte, welche einſt ſein Herz mit ſo froher Hoffnung erfüllten, ertönen ihm jetzt wie ein ſpottendes

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Dorfhexe.

Digitized by Google

Echo, welches immer weiter und weiter hallt, bis es endlich völligt verklingt. Ein ungeduldiger Ausruf des Lieutenants Steinberg rüttelt ihn endlich aus ſeinen trüben Gedanken auf. „Zum Donnerwetter, Max, haſt Du denn Deinen Verſtand oder wenigſtens Dein Gehör mit Deinem Herzen in dem Adlerneſt verloren? Dreimal habe ich Dir nun dieſelbe Frage vorgelegt, ohne daß Du auch nur Miene machſt zu antworten. Alſo zum viertenmal frage ich Dich: haſt Du die neue Diaconiſſin geſehen, die geſtern mit dem Stab hier ankam?“

Roſenheim horchte intereſſirt auf: „Wie heißt ſie? iſt ſie eine Franzöſin?“

„Nein, bewahre, eine Deutſche iſt ſie, ein Fräulein Wendel, ich habe ſie noch nicht zu Geſicht bekommen, aber Hartmann ſagte mir, ſie ſei eine wahre Heilige, eine Göttin.“

„Ah, Hartmann“, erwiedert Max und klopft gleichgültig und zerſtreut die Aſche aus ſeiner Pfeife. „Du weißt, Hartmann beſitzt ein Talent, in jedem Loch eine Gottheit zu entdecken, zu deren Anbetung er bereit iſt.“

„Urtheile ſelbſt“, flüſtert Steinberg, indem er zur Thür zeigt. „Da kommt ſie mit Dr. Wirth. Nun? mein Gott, Max, wie ſiehſt Du aus? was iſt Dir?“

Der Rittmeiſter hatte ſich auf ſeinem Stuhl umgedreht, um die Eintretenden ins Auge zu faſſen. Der Arzt ging langſam zwiſchen den Betten durch, bald hier, bald da anhaltend, um zu den Verwundeten oder zu den Wärterinnen und Diaconiſſinnen zu ſprechen. An ſeiner Seite ging ein junges, ſchlankes Mädchen in der ſchwarzen Tracht der Pflegerinnen und ihrer weißen breiten Schürze. Jeder Tropfen Blut in den Adern des Officiers ſchien ſich zum Herzen zu drängen, wie er die Züge der amuthigen Geſtalt unterſchied. Er ſprang auf und ſtarrte ſie an, keines Wortes fähig. Es iſt Deniſe. Athemlos ſieht er ſie nähern, ſieht ihre Augen ſuchend den weiten Raum durchſchweifen, noch einen Augenblick und ſie begegnen den ſeinigen. Das Mädchen erröthet über und über bis zu den Haarwurzeln und grüßt ihn mit einem ſüßen Lächeln des Erkennens, dann ſchlägt ſie die großen blauen Augen nieder wie um die Freude zu verbergen, die darin aufflammt.

Da jetzt der Arzt auf den Kamin zuſchreitet, flüſtert ſie ihm einige Worte zu, welche er durch ein Neigen des Kopfes und ein verſtändnißvolles Lächeln beantwortet. Darauf tritt er vor den Rittmeiſter, welcher nicht nur des Gebrauchs der Sprache, ſondern auch des der Glieder beraubt zu ſein ſcheint.

„Hier iſt eine junge Dame, welche nach Ihnen gefragt hat, Herr Rittmeiſter! Es bedarf meiner Vorſtellun gwohl nicht, denn ſie theilte mir mit, Sie ſeien viele Wochen lang ihr Patient geweſen. Mein Fräulein“, fügte der freundliche Herr hinzu, „in dem kleinen Zimmer nebenan liegen Leinwandvorräthe, würden Sie wohl die Güte haben, mir nach fünf Minuten einige Ellen Leinwand zu Bandagen zu bringen?“ Damit entfernt ſich Dr. Wirth. Deniſe aber begiebt ſich nach ſeiner Weiſung in das anſtoßende Zimmer und Rittmeiſter von Roſenheim, dem das Bewußtſein zurückgekehrt iſt, folgt ihr auf dem Fuß.

Es iſt ein kleines viereckiges Zimmer, nur ein einziges rundes Fenſter hoch oben an der Mauer läßt das Licht hinein. Ein Strahl der

Digitized by Google

winterlichen Sonne fällt durch die Glasſcheibe und beleuchtet mit goldenem Schein das Köpfen des Mädchens. „Hartmann hat diesmal recht“, denkt Max. „Deniſe?“ ſtößt er in fragendem Tone hervor, als müſſe er ſich erſt überzeugen, daß die holde Erſcheinung Leben athmet. Wie eine Roſe erglühend, ſtreckt ſie ihm beide Hände entgegen. „Ja, ich bin es“, antwortet ſie lächelnd, „obgleich Sie noch zu zweifeln ſcheinen, ob ich Menſch oder Geiſt bin. Was macht Sie ſo ſtutzen? Iſt es meine Kleidung oder mein Name? Erſtere habe ich allerdings für meine neue Lebensſtellung geborgt, der letztere gehört mir als einziges rechtmäßiges Eigenthum, es iſt der Name meines geliebten Vaters.“

„Der deutſche Name? Deniſe, ſo wären Sie? —“

Er ſchaut ſie halb zweifelnd, halb vor Freude und Ueberraſchung ſtrahlend an, ſie zieht ihn auf den einzigen Stuhl, der die Zimmereinrichtung bildet und kniet neben ihm nieder.

„Ja, ich bin Ihre Landsmännin“, ſagt ſie ſanft in reinem, klaren Deutſch, während ſie ihre Augen zu ihm erhebt, über welchen kein trauriger Schatten mehr liegt, ſondern aus denen eine nie geahnte Glückſeligkeit ſtrahlt. „Keine Kluft trennt uns, ich dachte nicht an Sie, als mir jene Worte entſchlüpften. Ihre Heimat iſt mein Vaterland, das theure deutſche Land, wo ich geboren wurde, wo ich die einzigen glücklichen Jahre meines Lebens genoß, wo Elternliebe mich umgab.“

„O Deniſe“, ruft er vorwurfsvoll aus, „warum mußten Sie mir das verbergen? Wie viele Kämpfe hätten Sie —“

„Zürnen Sie nicht“, bittet Deniſe weich. „Ich ſagte es Ihnen, meine Lippen waren durch ein Gelübde verſchloſſen, und — aber ich kann nicht fortfahren, ohne Ihnen zuvor die Lebensgeſchichte meiner Mutter zu erzählen: Sie war meines Großvaters jüngſtes Kind und einzige Tochter. Als ſie ſiebzehn Jahre alt war, kurz ehe ſie in die Geſellſchaft eingeführt werden ſollte, kam ein junger Maler aus Heidelberg, Namens Otto Wendel, nach Amières. Mein Großvater lernte ihn kennen, fand Gefallen an ſeinen Gemälden und forderte ihn auf einige Zeit in Coulanges zuzubringen um ſeine einzige Tochter zu malen. Der junge Künſtler gab ſich mit großem Eifer und zur vollen Zufriedenheit des Marquis ſeiner Aufgabe hin. Vielleicht errathen Sie, was folgte — bevor das Bildniß vollendet war, hatte der Maler die Liebe meiner Mutter gewonnen, in einem unbewachten Augenblick verriethen beide ihre Gefühle vor meinem Großvater, der eine furchtbare Scene heraufbeſchwor; die ſofortige Entfernung des jungen Mannes war das Ende derſelben. Meiner Mutter Loos wurde von da an ein trauriges, ihr Vater überhäufte ſie täglich mit den bitterſten Vorwürfen und behandelte ſie ſelbſt in Gegenwart der Dienerſchaft mit Geringſchätzung. Sie ertrug alles mit der ihr eigenen Sanftmuth und Ergebung; aber nach einigen Monaten, an dem Morgen nach einer ſtürmiſchen Märznacht, wurde ſie vermißt; keine Nachforſchung rief ſie zurück, einige Tage ſpäter erhielt der Marquis einen Brief von Otto Wendel, worin er ihm mittheilte, daß Deniſe von Coulanges ihm vor dem Altar die Hand gereicht habe. Mein Großvater ließ die Zeilen unbeantwortet und hörte neun Jahre hindurch nichts von ſeiner Tochter. Da ſchrieb meine unglückliche Mutter von ihrem Sterbelager aus um Vergebung an den Vater. Der Gatte

Digitized by Google

war ihr ſeit Monden durch den Tod entriſſen und empfahl mich, ihr einziges Kind, ſeiner Fürſorge.

Die erſte Bitte gewährte der Marquis niemals, die Tochter war und blieb ihm ſeit jenem unglücklichen Märztage todt. Mich nahm er auf, aber nur gegen mein Verſprechen, meines Vaters Namen abzulegen und ſeine Sprache zu vergeſſen."

„Und Sie gaben das Verſprechen?"

„Ja, ich wußte damals nicht, was ich gelobte, ich verſuchte auch gewiſſenhaft zu halten, was mir oblag, aber unbewußt blieb die deutſche Sprache die Sprache meines Herzens, und als ich von Ihren Lippen zum erſten Male nach ſo langer, langer Zeit die theuren Laute wiederhörte, da empörte ſich mein Herz gegen dieſes Verſprechen und nur nach bitterem Kampf vermochte ich es, vor Ihnen die Franzöſin zu heucheln. Von da an wurden mir täglich die Feſſeln des erzwungenen Verſprechens unerträglicher, immer verhaßter das Bündniß, welches mir binnen kurzem aufgezwungen werden ſollte. Nur Ihre Liebe gab mir dennoch endlich den Muth, mich dem doppelten Meineid zu entreißen. Mein Großvater hatte mir einſt geſagt: „Der Augenblick, da Du Deine Verpflichtung vergißt, trennt uns auf ewig. Das erſte deutſche Wort von Deinen Lippen wird mir ein Zeichen ſein, daß Du Dir eine andere Heimat ſuchen willſt." Als er mich da von Ihnen führte, in jener Abſchiedsſtunde, ehe er mich in meinem Zimmer verließ, nachdem ich mich vergeblich noch einmal an ſein großväterliches Herz gewandt hatte, erinnerte ich ihn an jenes Wort. Am Tage darauf wanderte ich mit Brigitte aus dem Schloßthor von Coulanges und meldete mich in Amiéres bei der deutſchen Ambulance, wo ich wußte, daß Pflegerinnen gebraucht wurden. Man nahm mich ſofort an und hier bin ich nun."

Tief bewegt zog Max von Roſenheim die zarte Geſtalt, während ihrer letzten Worte an ſich und drückte den erſten Kuß auf die weiße Stirn.

„Ja", ſagte er, „hier biſt Du in dem Arm, der Dich in das alte Vaterland und an das Herz der Mutter zurückführen wird. Breite Deine Schwingen aus, kleine Taube, und ruhe nach dem mühſamen Fluge aus, des Adlers ſcharfe Krallen ſollen Dich nicht mehr in das öde Felſenneſt ſchleppen."

Die warme Juniſonne ſcheint über dem freundlichen Rheinſtädtchen. In der Hauptſtadt des neuen deutſchen Reiches zieht das ſiegreiche Heer mit ſeinem Kaiſer und Führer unter dem Geläut der Glocken, dem Donner der Kanonen und dem endloſen Jubel der wogenden Menge ein. Zur ſelben Stunde ertönt auch von der kleinen Kirche zu A. feſtliches Glockengeläut. Ein junger Officier ſchreitet einem kleinen Zuge voraus in das Kirchthor, neben ihm geht ein ſchlankes Mädchen im weißen Brautgewand, der lange Schleier wallt von dem grünen Myrthenkranz hernieder. Vor dem Altar legen Beide die Hände in einander und der Pfarrer ſpricht den Segen über ſie. Die Taube hat ihren Ruheplatz gefunden.

Digitized by Google

Unsterblichkeitsgedanken eines Sterblichen.

Von **J. P. H. Rethwisch.**

Der natürliche Mensch übernimmt, wenn er dadurch sein Ende auch nur eine kurze Spanne Zeit hinauszuschieben vermag, gern die größten körperlichen Schmerzen: die Vernichtung erscheint ihm als das entsetzlichste Unglück.

Auch dem Gebildetsten wohnt eine Scheu vor dem Tode stets inne, und nur in den seltensten Fällen gelingt es, sie durch Vernunftgründe zu übertäuben. Ganz entfernen läßt sie sich nie, denn sicherlich hat Schopenhauer nicht so ganz Unrecht, wenn er sagt, daß der Wille zum Leben unser Aller innerstes Wesen ist. Er ist, ganz allgemein aufgefaßt, die Triebfeder aller unserer Handlungen, und nicht allein unserer, sondern aller lebendigen Wesen. Der Tod ist das größte Schreckniß der Menschheit. Durch das Bewußtsein hat er diese Bedeutung erhalten, nur durch ein unendlich höheres Bewußtsein wird er sie wieder verlieren können. Dies kann entweder dadurch geschehen, daß der Glaube an eine Unsterblichkeit in irgend einer Form Gemeingut der Menschheit wird, oder, wie die Pessimisten lehren, es wird sich die Erkenntniß Bahn brechen, daß diesem schmerzerfüllten Dasein das Nichtsein weit vorzuziehen sei. Sonderbar, der Hauptvertreter der letzteren Ansicht ist derselbe Mann, welcher es zuerst in meisterhafter Weise hervorhob, daß der Wille zum Leben das Wesentliche des Lebens sei, das der ganzen Erscheinungswelt zu Grunde Liegende. Er stellte die paradoxe Behauptung auf, der Zweck des Lebens sei, den Willen zum Leben selber zu verneinen, und mit ihm also das Bewußtsein und die ganze Erscheinungswelt aufzuheben. Nein, wenn man überhaupt von einem Zweck des Lebens reden darf, so ist es das Leben selbst, und für diesen Endzweck bilden alle anderen Zwecke nur die Mittel.

Die historischen Thatsachen, mit denen Schopenhauer seine Theorie von der Verneinung des Willens zum Leben stützen will, lassen sich viel ungezwungener anders deuten. Die heiligen Märtyrer, welche einem qualvollen Tode mit Gleichmuth entgegengingen, thaten dieses doch nur in dem felsenfesten Glauben an ein jenseitiges seliges Leben. Nur in dieser Gewißheit leerte der edle Sokrates lächelnd seinen Schierlingsbecher. Als der weise Epikur voller heitern Seelenruhe dieses rosige Dasein verließ, da that er es sicher nicht, weil er dem schmerzlosen Nirwana entgegen zu gehen hoffte, sondern weil er sich unsterblich wußte in seiner Lehre, durch die er das Glück des Menschengeschlechts begründet zu haben glaubte. Die heilige Liebe zur Menschheit hatte ihn ergriffen, er lebte im Ganzen, er fühlte sich unsterblich wie das Ganze.

Unermeßlich sind die Wirkungen der Todesfurcht. Ohne sie wäre eine Culturentwickelung unmöglich gewesen, ohne sie wäre es Niemandem eingefallen, tiefer nachzudenken über die Räthsel des Seins, ohne

Digitized by

sie wären keine weltbewegenden Religionen entstanden mit all ihren Segnungen und Verwüstungen. Der Kampf um das Dasein selber, das mächtige Princip der Entwickelung, was ist er anders als ein stetes Ringen mit dem drohenden Tode? Als das erste denkende Wesen auf Erden an der kalten, starren Leiche eines Mitgeschöpfes mit Entsetzen die Folgerung zog, daß es selber einst dahinsinken müßte in das Nichts, da erst begann die Menschheit, da begann die neue Aera eines höhern Bewußtseins.

Sowohl im Leben der Einzelnen, wie der Völker erkennen wir ein stetes Hin- und Herschwanken der Herrschaft bald der Todesfurcht, bald der Lebenslust über die Gemüther. Endlich aber muß die Todesfurcht ganz vernichtet werden, wie es schon in jenem uralten iranischen Göttermythus so sinnreich heißt: „Der Gott des Lichtes wird den Gott der Finsterniß besiegen." Bald herrschten Verzweiflung und traurige Resignation über die Gemüther, es entstanden finstere Religionen voll Aberglauben und knechteten die freien Geister. Aber bald wieder gewann die helle Lebensfreude die Oberhand und himmlische Heiterkeit kehrte ein in die Herzen der Menschen. Die Kunst und andere edle Interessen ließen die Geister ahnen, daß der innerste Kern des Lebens ewig und unvergänglich sei; es standen weise Männer auf, die da lehrten: „Seid getrost! Auch dem unbedeutendsten Gewürm ist Alles, was seinem Wesen und seinem Bedürfniß entspricht, zu Theil geworden, und Ihr allein, die Krone der Schöpfung, solltet einem Loose verfallen sein, welches Eurer innersten Natur zuwider ist? Zuweilen ruhte der ewig leidende Genius der Menschheit seine müden Glieder aus unter dem Schatten welterlösender Religionen, um dann neu gestärkt seine Wanderung nach dem unendlich fernen, schönen Ziel fortzusetzen.

* * *

Gegenwärtig wird die ganze Wissenschaft beherrscht von dem Geist der mechanischen Weltanschauung, d. h. derjenigen, die da annimmt, daß alles Geschehene in der Welt, also einschließlich der sogenannten willkürlichen Handlungen der Menschen, mit strenger Nothwendigkeit nach den ewigen, unwandelbaren Gesetzen der Natur vor sich geht. Täglich wird diese Annahme durch hundert Erfahrungen bestätigt und stets werden neue Gründe, neue Beweise für sie in das Feld geführt, so daß man fast annehmen muß, daß diejenigen, deren Anzahl freilich noch immer leider eine große ist, welche es wagen, ihr ernstlich entgegenzutreten, dazu entweder durch Mangel an Verstandsschärfe oder durch Unkenntniß oder durch die Gewalt vorgefaßter Ideen getrieben worden sind. Zu den letzteren gehört gewöhnlich der irrige Glaube, daß eine mechanische Weltanschauung die idealen Güter des Lebens gefährde. Das könnte höchstens bei Halbgebildeten zutreffen, bei denen meistens doch nicht viel Ideales zu verlieren ist. Auf die große Masse der Ungebildeten kann eine solche nicht eben leicht faßbare wissenschaftliche Doctrin direct sicher keinen großen Einfluß ausüben, da dieselbe durchschnittlich auf viel zu niedrigem geistigen Standpunct steht, als daß sie durch so etwas sich in ihren Gewohnheiten stören ließe. Der wahrhaft Gebildete aber ist sich seines idealen Werthes unmittelbar bewußt, er kann ihm nie

Digitized by Google

geraubt werden, und die Sicherheit in diesem seinem Besitz ist eben der beste Probirstein seiner Bildung. Wohl aber können Halbgebildete und Ehrgeizige dadurch, daß sie dem Pöbel jene große Errungenschaft der Forschung in oberflächlicher Form mundgerecht machen und ihn so auf falsche Consequenzen derselben leiten, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Massen ausüben; und dieses ganz besonders, wenn sie den Glauben an Unsterblichkeit in leichtfertiger Weise als mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Widerspruch stehend darstellen und ihn zum Gegenstand ihres Gespöttes machen. Der rohe Mensch braucht zum Frieden seiner Seele eine viel gröber sinnliche Vorstellung von Unsterblichkeit als der fein Gebildete; er muß ferner durch den Glauben an eine gerechte Vergeltung des Unrechts nach dem Tode in den für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft nothwendigen Schranken gehalten werden. Wehe Dem, der diesen Glauben unterminirt! Er wird dadurch die wildesten Leidenschaften entfesseln, und die edelsten Blüten menschlichen Geistes werden dem Untergang preisgegeben.

Die weitaus bedeutendsten und einflußreichsten philosophischen Systeme, welche den Boden einer streng mechanischen Weltanschauung nicht verlassen, sind nach meiner Ansicht der Materialismus und der transscendentale Idealismus im Sinne Kants. Wir wollen sehen, welche Stellung beide zur Unsterblichkeitsfrage einnehmen.

Der Materialismus ist jedenfalls trotz des unbesonnenen Eiferns in Vorurtheilen befangener Zeloten gegen ihn ein hochachtungswerthes System. Wenige Systeme sind in gleichem Maße widerspruchsfrei als er. Viele, die so fanatisch gegen ihn auftreten, kennen ihn gar nicht; sicherlich nicht Diejenigen, welche nichts weiter gegen ihn vorzubringen wissen, als Schmähungen und triviale Phrasen. Aber auch Viele, die sich Materialisten nennen, sind nie in den Geist seiner Lehre eingedrungen. Wahrhaft empörend ist die bis zum Ekel wiederholte Behauptung, daß ein unsittlicher Lebenswandel die nothwendige Folge materialistischer Anschauung sei. Vielleicht hat der Materialismus weit mehr Segen über das Menschengeschlecht gebracht, als er durch Mißverständnisse — und welche philosophische Anschauung wäre nicht Mißverständnissen ebensogut ausgesetzt, als er? — je Verderben zu stiften vermochte. Aus seinem Schooße ging jene exacte Methode der Forschung hervor, durch welche die ganze großartige moderne Cultur auf das Allerwesentlichste mit bedingt ist.

Es giebt nun aber keinen schroffern Gegensatz gegen den Materialismus, als die alte orthodoxe dualistische Lehre von der Immaterialität der Seele. Eine Unsterblichkeit in deren Sinn ist also für den Materialisten ein Unsinn. Der Materialismus lehrt, daß die geistigen Functionen des Menschen ebensogut aus der Beschaffenheit des Nervensystems, insbesondere des Gehirns, erklärt werden können, wie, um den bezeichnenden, wenn auch unschönen Vergleich Vogts anzuwenden, die Harnabsonderung aus der Beschaffenheit der Nieren. Das Ich ist demnach eine Function des Körpers und muß also wiederkehren, wenn zu irgend einer Zeit ein ganz gleicher Körper unter ganz gleichen Verhältnissen entsteht. Dies kann nach der mechanischen Anschauung nur unter der Bedingung geschehen, daß beiden Zuständen dieselbe Reihe von Ursachen und Wirkungen voraufgeht. Wenn diese Bedingung auch durch einige

Digitized by Google

naturwissenschaftliche Hypothesen unwahrscheinlich gemacht ist, so steht ihre Möglichkeit doch nicht direct mit den unanfechtbaren Resultaten der Naturforschung in Widerspruch. Es kann ganz wohl sein, daß einmal ein ungeheurer Weltenzusammenstoß entsteht, wodurch eine so unendliche Quantität Wärme erzeugt wird, daß alle Materie wieder in den ursprünglichen gasförmigen Zustand zurückkehrt und jedes einzelne Atom zu allen anderen wieder ganz dieselbe relative Lage einnimmt, wie es sie schon einmal hatte. Dann müßten sich einmal, wenn auch nach unermeßlich ferner Zeit, die heutigen Verhältnisse mit Nothwendigkeit auf das Genaueste wiederholen. So könnte sich der ganze Weltproceß unendliche Male in ganz genau derselben Weise abspielen. Ich würde dann — mit dem Materialismus vorausgesetzt, daß das Ich lediglich aus materiellen Bedingungen hervorgeht — sobald ich gestorben bin, immer wieder geboren werden und stets von Neuem ganz denselben Lebenslauf durchmachen, denn die ungeheure dazwischen liegende Zeit wäre für mein Bewußtsein, also für mich, gleich Null zu setzen.

Während also der Materialismus die psychischen Functionen aus gewissen, durch die Gesetze der Mechanik bedingten Zuständen der Materie hervorgehen läßt, erklärt Kant gerade umgekehrt die ganze Erscheinungswelt in ihrer strengen Gesetzmäßigkeit als bedingt durch die Eigenschaften und Gesetze unseres Erkenntnißvermögens. Den Erscheinungen liegt ein Ding an sich zu Grunde, von dem wir jedoch nur so viel wissen, daß wir nach unseren Verstandesgesetzen zur Annahme desselben gezwungen sind, auf welches wir durchaus keine Analogie aus der Erscheinungswelt anzuwenden berechtigt sind. Weiter kann eine streng wissenschaftliche Philosophie nicht gehen. Die Nachfolger Kants, und theilweise Kant selbst schon, gingen aber weiter. Das geheimnißvolle, über Zeit und Raum erhabene Ding an sich bot auch ein zu verlockendes Mittel dar, um den idealen Gütern des Lebens, die man durch den Materialismus und die strenge Kritik der reinen Vernunft gefährdet glaubte, eine neue wissenschaftliche Grundlage zu geben. Kant selbst, obgleich er stets mit großer Vorsicht zu Werke ging, gab in seiner Erörterung des Freiheitsbegriffes schon den ersten Anstoß zu dieser Methode. Diese Methode lieferte aber nicht nur kein einziges unantastbares positives Resultat, sondern häufte Irrthümer auf Irrthümer zusammen, wie ein Blick auf die unmittelbar auf Kant folgenden philosophischen Systeme in Deutschland zeigt. Trotz ihrer scheinbar streng wissenschaftlich gehaltenen Fassung waren diese nachkantischen Systeme doch nichts als Phantasiegebäude, ihre Urheber mehr Dichter, als Philosophen. Ein poetisch-philosophisches System, wie es z. B. bei dem platonischen der Fall war, kann in hohem Grade sittlich veredelnd auf die Menschheit wirken, vielleicht steht das Gesammtbild, welches es von der Welt entwirft, wie der geistvolle Fr. A. Lange sagt, der unbekannten Wahrheit näher, als ein streng exactes. Ueber den Vorzügen solcher Philosopheme darf man jedoch nicht blind sein gegen die Schäden, welche sie anstiften, besonders wenn sie unter der Maske exacter Forschung einherschreiten. Das schlimmste Unheil, welches sie anrichten können, ist aber das, daß sie, wie es meistens der Fall ist, den Fortschritt der Wissenschaften dadurch hemmen, daß sie den sichern Grund exacter empirischer Methode wankend zu machen suchen, die eben nur wieder auf

Digitized by Google

dem Boden einer nüchternen, streng mechanischen Weltauffassung zu gedeihen vermag.

Durch die Kantische Kritik wird der Begriff einer denkenden Seele als einfache Substanz zerstört. Kant behauptet freilich, auch das Gegentheil ließe sich nicht darthun; aber was ist eine Hypothese, wenn sie zur Erklärung keiner einzigen Erscheinung dienen kann? Moralische Gründe müssen bei rein theoretischen Untersuchungen natürlich ganz außer Acht gelassen werden. Die moralischen Gründe würden sich in unserm Falle hauptsächlich auf die Unsterblichkeit beziehen. Aber auch das hat Kant dargethan, daß, auch wenn wir die Seele als eine einfache Substanz annehmen, daraus, wie Mendelssohn wollte, doch keineswegs auf ihre Unsterblichkeit geschlossen werden könnte. Andererseits jedoch wird der Glaube an Unsterblichkeit durch Aufdeckung des Trugschlusses, durch den wir zur Annahme einer einfachen Seelensubstanz gelangen, nicht im Mindesten angefochten. Warum soll ich, der ich mich jetzt für eine stets mit sich selbst identische Person halte und dadurch eben erst zu einem höheren Selbstbewußtsein gelangt bin, nicht nach meinem Tode eines ähnlichen Zustandes theilhaftig sein, zumal da ich das Wesen meines Ichs in gewissem Sinne gar nicht zu fassen vermag? Warum kann jener Zustand nicht ein glücklicherer und vollkommenerer sein, als der in diesem Leben? In gewissem Sinne ist man sogar berechtigt zu dergleichen Muthmaßungen. Wenn man tief hineinblickt in sein Inneres, so gelangt man schließlich zu etwas, über das man nicht hinauskann: es ist das rein Subjective, was nie zum Object werden kann, was deshalb auch nicht den Gesetzen der Erscheinungswelt, die ja nur für die Objecte des Erkennens Geltung haben, unterworfen ist. Mein tiefinnerstes Wesen ist zugleich das, was allen Erscheinungen zu Grunde liegt, gegen welches alle Erscheinungen sich verflüchtigen zum wesenlosen Schein. Wer sich als diesen innersten Kern des Lebens empfindet, er ist frei von den Fesseln des Erdenlebens mit allen seinen kleinlichen Freuden und Leiden, er kann dem Tode ruhig ins Auge schauen, er weiß, daß er unvergänglich ist, wie die Welt, er lebt im Ganzen.

Man sieht, die streng wissenschaftliche, eine streng mechanische Weltanschauung postulirende Kant'sche Philosophie eröffnet dennoch eine unendliche Perspective für die religiös-dichterische Phantasie. Sie führt das trostbedürftige, fromme Gemüth nicht an den Rand der Verzweiflung, sie hält ihm nicht das entsetzliche Medusenangesicht des leeren Nichts vor. Sie läßt den begeisterten Künstler ahnen, daß seinen Idealen mehr Wirklichkeit innewohnt, als dem engen, dumpfen Leben, welchem er entflohen ist.

Digitized by Google

Etwas vom guten Ton.

Die echte Höflichkeit ist das Spiegelbild unserer Bescheidenheit und des Wohlwollens für Andere, das wir im Herzen fühlen; der wahre gute Ton unseres Benehmens ist das Echo unserer inneren Harmonie und Bildung, unseres überwundenen oder in Schranken gehaltenen Egoismus; die echte und wirkliche Vornehmheit ist der Abglanz unseres Seelenadels. Demnach könnten eigentlich Höflichkeit, guter Ton, eine edle, vornehme Haltung weder gelehrt noch gelernt werden, sondern sie sind in ihrer Echtheit nur Ausstrahlungen inneren Werthes, vorzüglicher Bildung, angeborener Hoheit.

Aber wie neben den Originalgemälden genialer Künstler, die selten, und für die Menge unerschwinglich im Preise sind, es noch Copien, Stiche, Photographien derselben giebt, die ebenfalls ihren Werth haben, Herz und Auge erfreuen, und zur Bildung und Weckung künstlerischen Sinnes und Strebens beitragen, wie man mit Nutzen und zur Freude und Erhebung die musikalischen Compositionen Anderer nachspielt und nachsingt, ebenso kann und soll man einer wahrhaft edlen Persönlichkeit in ihrer Art und Weise sich darzustellen, Aufmerksamkeit widmen, und es wird Jedermann zur Ehre und zum Vortheil gereichen, solch einem unserer Hochachtung würdigen, edlen, menschlichen Wesen, wenn auch nur in Aeßerlichkeiten, die sich absehen lassen, als Gang, Haltung, Accent der Rede ꝛc. nachzuahmen. Ja, es ist schon eine Wahlverwandtschaft zu solch ausgezeichneten Menschen und edleren Naturen in demjenigen vorhanden, der sich ihnen nachzubilden strebt, denn „ein edler Sinn liebt edlere Gedanken."

Um indeß Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, muß erklärt werden, was unter den, in dieser kleinen Definition gebrauchten Ausdrücken: edel und vornehm, gemeint ist. Der echte, angeborene Adel, die stich- und probehaltige Vornehmheit ist in keiner Weise an die Rangstufen unserer heutigen Gesellschaft gebunden, sondern die freivaltende Natur legt diese Gaben ihren Lieblingen in die Wiege und verfährt dabei in einer uns sehr capriciös erscheinenden Weise.

Die Geschichte lehrt, daß die Edelsten und Weisesten, welche auf den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft den meisten Einfluß hatten, oft aus niederen Hütten hervorgegangen, während Wütheriche und Scheusale an Geist und Körper in Palästen geboren wurden. Es wird

Digitized by

indeß nach der Klärung gegenwärtiger chaotischer Weltverhältnisse dahin kommen, daß dieser natürliche und angeborene Adel bevorzugter Menschen willig anerkannt, und über die Ansprüche eines sogenannten historischen und ererbten einfach zur Tagesordnung der gesunden Vernunft übergegangen werden wird

Die Chinesen sind uns in dieser Beziehung schon voraus. Nicht nur müssen dort alle, welche über Menschen regieren, d. h. als Lehrer oder Richter ein öffentliches Amt einnehmen wollen, hierzu eine Prüfung ihrer Kenntnisse ablegen, sondern um später in einen höheren Berufskreis vorzurücken, bedarf es immer wieder der Unterwerfung unter ein neues Examen. Macht sich nun ein Mann um den Staat und um seine Mitmenschen in besonderer Weise verdient, oder erwirbt er sich durch Privattugenden die allgemeine Anerkennung, so wird nicht nur er selbst, sondern auch seine Eltern in den Adelstand, die wahre Aristocratie, erhoben. Selbst wenn ihm Vater und Mutter schon gestorben sind, so erhält ihr ausgezeichneter Sohn das Recht, auf deren Grabmonument die steinerne Verzierung anbringen zu lassen, welche anzeigt, daß ein „Vornehmer" darunter ruht. Bei hervorragenden Verdiensten können durch einen würdigen Enkel sogar noch die Großeltern in dieser Weise in den Adel eingereiht werden. Diese Auffassung der Aristokratie ist eine rationelle, denn es ist vernünftig vorauszusetzen, daß ein würdiger und vortrefflicher Mann auch verständige und wohlgesinnte Eltern gehabt habe, die ihn sorgfältig erzogen und ihm mit gutem Beispiele voranleuchteten. Der Sohn des höchstgestellten Mandarinen hat jedoch wieder, gleich dem Sohne des Tagelöhners, sein Leben sich selbst zu gestalten; Protection und die Stellung seiner Eltern können ihm, wenn es ihm an Begabung oder an Charakter fehlt, niemals zu Ehren und Würden verhelfen.

Angeborene Hoheit, natürliche Anmuth und Würde schmückten besonders häufig weibliche Wesen, die nicht an den Stufen des Thrones geboren waren, sich aber mehrfach hierdurch eines Thrones würdig zeigten, von der beinahe fabelhaften Königin Semiramis an, deren Geburt in geheimnißvolles Dunkel gehüllt bleibt, bis in unsere Zeiten, da ein Fräulein Tascher de la Pagerie sehr fein und anmuthig sich als Kaiserin zu benehmen wußte, während bei ihrem kriegerischen Gemal Napoleon I. die Kraft und der Verstand ersetzen mußten, was ihm an guten Manieren, welche man einem Herrscher wünscht, abging.

Ein edles, vornehmes Wesen, guter Ton, feine Manieren, sind „Mädchen aus der Fremde;" man weiß oft nicht woher sie kommen, doch sie sind da, sie machen sich geltend, Jedermann empfindet ihren Zauber, erkennt ihre Vorzüglichket an, und beseligend ist ihre Nähe und alle Herzen werden weit, obgleich „eine Würde, eine Höhe" die sich aufdrängende Vertraulichkeit fernhält.

Das ist die wahre, angeborene Vornehmheit, durch die man in der That „Wohlgeboren" und „Hochwohlgeboren" wird.

Da indeß in früheren Zeiten hoher Rang und ein edles Benehmen als zusammengehörig betrachtet wurden, so ließ man es sich an Höfen angelegen sein, im äußeren Anstand und feinen Manieren eigens dazu angestellte Lehrer und Ceremonienmeister Unterweisung zu geben, und daher kam es, daß der Hof und die Aristakratie eines Landes noch lange

Digitized by Google

den in diesen feineren Umgangsformen ungeschulten Bürgerlichen imponirten, obgleich die feinen und feinsten bürgerlichen Köpfe, wie z. B. die eines Jean Paul, Lichtenberg in Deutschland ihres Gleichen auf den Thronen nicht hatten. Angenehme Umgangsformen sind eine große Empfehlung, und Niemand sollte vernachlässigen sie sich anzueignen, besonders da es gebildeten Menschen ganz leicht wird, sich dieselben anzubequemen, wie z. B. Goethe beweist, der „jeder Zoll ein Fürst" in der Würde und der Grazie seines Benehmens ward.

In der Gegenwart muß man indeß auf ältere, ja wohl gar auf antike Beispiele von Anmuth und Würde hinweisen, da an manchen Höfen Europas „der echte gute Ton" gar sehr gesunken ist. Ich erinnere hier an die Zeit des zweiten Kaiserreichs in Paris, und kann dabei aus eigener Anschauung reden. Tonangebende weibliche Wesen des höchsten Kreises in Paris nahmen sich damals die Bänkelsängerin Theresa, die Berühmtheit der cafés chantants, und Personen der demi-monde zum Vorbild, und ihre Nachahmung gelang ihnen „zum Verwechseln" gut. Damals war die echte Vornehmheit, der wahre gute Ton, in ganz anderen Kreisen in Paris zu suchen, als in den Tuilerien und in Compiègne. Auch in England ist zur Zeit der Ton und das Gebahren in den Kreisen der Aristokratie nicht nachahmungswürdig, und die Königin von England, welche edleren Sinnes, edlere Gestalten liebt, als die sie umgebenden, hat schon mehrmals unanständigen Toiletten und freiem ungeziemenden Benehmen in ihrer Nähe Schranken gesetzt und Einhalt geboten. Es hat denn auch in Frankreich und besonders in England dieser schlechte, gesunkene Ton der sogenannten vornehmen Kreise schon in Scandalprozessen und causes célèbres gegipfelt, welche eine traurige Berühmtheit erlangten. Henri Rochefort und englische Juvenale unserer Zeit hatten und haben ein leichtes Spiel, indem sie die Geißel ihrer Satire schwingen. Das Andenprangerstellen solch unedlen Gebahrens, und die Zornesausbrüche und der gerechte Hohn und Spott über den schlechten Ton und die notorische Gemeinheit solcher pseudo-vornehmen Kreise nützt indeß wenig; es sollte dagegen von Allen, welchen dies Treiben mißfällt, ein entgegengesetztes gutes Beispiel gegeben werden, dies würde doch nach und nach „den Ton" wieder umstimmen.

„Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten", singt Rückert. Jeder und Jede soll sich als sein eigenes Ideal darzustellen suchen, und damit dies Ideal hoch gegriffen sei, bilde man Geist und Geschmack am wahrhaft Guten, Edlen und Schönen. Daneben vernachlässige man aber auch nicht, Persönlichkeiten, welche die Natur von ihrer Geburt an mit Anmuth und Würde beschenkte, oder welche mit Kunst und Geschick sich edle Manieren zu eigen machten, zu beobachten und ihnen nachzuahmen. Wir sind nicht alle Originalgenies.

Noch erinnere ich mich aus meinen Schulmädchenjahren, wie mir einst die graziöse Art des Grußes einer Dame gefiel, und welche Uebungen ich vor dem Spiegel anstellte, um es ihr gleich zu thun. Das war eine mir angenehme Uebung, die mir gewiß nicht geschadet hat. Aus meinem späteren Leben habe ich indeß vielfach entgegengesetzte Erinnerungen. In London ward ich einst wie mit Blut übergossen roth, als ich eine junge Engländerin, ultra elegant gekleidet, in einem sogenannten vornehmen Hause in ein unbeschreiblich gemeines Lachen über eine

Digitized

an sie gerichtete Scherzrede ausbrechen hörte. Ich schämte mich über und für sie, und auch für mich, da ich an ihrer Seite saß und vorher mit ihr in Conversation gewesen war. Eine Bewegung, ein Blick, der Ton der Sprache können uns bei Menschen sowohl in Abgründe, als in lichte Höhen blicken lassen.

Man halte daher das Auge, die Zunge, die Mienen und die Bewegungen seines Körpers in Zucht und Schranken.

Noch eine nur komisch wirkende Begegnung ist mir aus London in der Erinnerung geblieben. Ich hatte mit einer Herzogin zu sprechen. Ihr Haushofmeister war ein alter Mann, ganz comme il faut aussehend und sich benehmend; eine Art lady-housekeeper, die ich auch im Hause traf, sah ebenfalls ladylike aus, ich war also gespannt auf die Erscheinung der ersten englischen Herzogin, deren Anblick mir zu Theil werden würde. Die Gestalt und der Anzug derselben waren ihrem Range entsprechend, hoch, groß, reich und umfangreich, allein in der Conversation enthüllte sich mir die Frau Herzogin als die reine „Stadtfraubas" wie sie im Buche steht, und in größerer Echtheit nicht in einem deutschen Landstädtchen von 5000 Einwohnern gefunden werden kann. Nur „Kaffeeklatschgeschichten" hatten Interesse für sie und doch stammte sie aus einer Familie, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen war und der Herzog, ihr Gemal, trug einen berühmten historischen Namen. Als Gegenstück hierzu führe ich an, was ich jüngst in der Lebensbeschreibung eines deutschen Mannes las, der manche Prinzessin und auch Königinnen kennen lernte, und daher auch Vergleiche anstellen konnte. Er schreibt von der Braut eines seiner Jugendfreunde, welche ein Wirthstöchterlein in einem kleinen Städtchen war, und in einer dunkeln, niedrigen Parterrestube, den Gästen Wein Bier, Käse, Brod und Bretzeln kredenzte: „Sie war eine sehr edle Erscheinung, ernst und still in unnahbarer Hoheit." Nach deren frühem Tode heirathete ihr Mann eine Baronesse in zweiter und eine Gräfin in dritter Ehe, doch über dieselben verlautet in obiger Lebensbeschreibung nichts mehr.

In Spanien und Italien sind die Umgangsformen, selbst unter dem Volke, feiner und verbindlicher als bei uns; es sind freilich nur Formen und nicht viel dahinter, allein sie machen immerhin auf den Fremden einen angenehmeren Eindruck als ein ungeschliffenes Benehmen.

Von meinen Beobachtungen in Deutschland schweige ich; man hört lieber Ausländisches kritisiren als Einheimisches. Nur zweierlei möchte ich im Allgemeinen berühren. Das Benehmen der Deutschen auf Reisen und im Auslande ist nicht immer, wie man es wünschen möchte, wie es der echte „gute Ton" erheischt, und wie es Augen und Ohren gefällt. Die Deutschen treten im Durchschnitt überall zu geräuschvoll und selbstbewußt auf, besonders wenn sie gut mit Reisegeld versehen sind. Sie affectiren eine sich über alles hinwegsetzende Genialität oder Originalität, und haben stets weit besser „Reden" als „Zuhören" gelernt.

Ich dachte mir oft, ein philosophischer und gebildeter Oberkellner in einem Hotel ersten Ranges der Schweiz oder Oberitaliens müßte ein interessantes und lehrreiches Buch über „den guten Ton" und „die echte Vornehmheit" schreiben können; denn obgleich ich nur Tage und

Digitized by Google

Wochen in solchen Gasthöfen in jenen Ländern verlebte, so sind mir doch sehr verschiedenartige Bilder von den dort beobachteten Gästen in der Erinnerung geblieben, die reichen Stoff zur Schilderung abgäben.

Fürs Andere möchte ich berühren, daß Männer und Frauen, die in irgend einem Amt und Würden stehen, in keinem europäischen Lande mehr und stärker „eine Amtsmiene" aufsetzen als in Deutschland. Der „Zopf" war gewiß in Deutschland am längsten, und das Licht unseres docirenden und pädagogischen Talentes wirft in der Pedanterie einen starken Schlagschatten.

Doch genug! Nur noch die Anregung: ob nicht ein kleines Preisausschreiben veröffentlicht werden könnte für die gelungenste, concise Uebersetzung der lateinischen Lebens- oder vielmehr Benehmensregel: fortiter in re, suaviter in modo.*) Dieselbe sollte zum deutschen Sprichwort werden!

Meta Wellmer.

---

*) In der Sache, d. h. in Thaten stark, kräftig, aber in der Art und Weise, in der Ausführung zart, sanft, von angenehmen Formen.

Pfingsten.

Pfingsten ist das Fest der Freude,
Ist das Brautfest der Natur,
Erd' und Himmel, welche Wonne!
Freuen sich der Liebe nur.

Nur der Liebe, die im Geiste
Frei durch Raum und Zeit sich schwingt,
Und mit ihrem Glaubensbanner
In der Seele Tiefen dringt.

Nur der Liebe, die Erfüllung
Schöpfet aus des Geistes Quell,
Und ein Lichtball uns umschwebet,
Wandellos und glutenhell.

A. Jordan.

Digitized by Google

Die Dorfhexe.

(Siehe die Illustration.)

Das ist die Hexe, da wankt sie einher,
Der dörflichen Jugend wildes Heer,
Das höhnt sie voller Ergötzen.
Sie hassen und fürchten sie allesammt
Als sei sie der Hölle Schlund entstammt
Und schaffe den Menschen Entsetzen.

„Ja nennt mich nur Hexe und schimpft mich aus,
Schlagt Kreuze vor mir in feigem Graus,
Fürwahr, ich freue mich dessen.
Einst war ich jung und blühend und schön,
Sie kamen von weit her mich zu sehn,
Eure Großväter haben's vergessen.

Mich liebte ein Bursch' so manches Jahr,
Doch ließ ich's nicht merken, wie lieb er mir war,
Drum nannt' er mich „herzlose Dirne".
„Du Hexe", sagt er, „hast mich berückt,
Seit ich zu tief in Dein Auge geblickt,
Frißt Sehnsucht am Herzen und Hirne.

Wir hatten uns lieb und wir waren jung!
Heißblütig in wirbelnden Tanzes Schwung
Erlag ich den feurigen Qualen.
Und es kam das Glück und es kam die Schmach —
Du sollst mir, Verräther, am jüngsten Tag
Die verlorne Ehre bezahlen!

Das Elend kam und es starb das Kind
Und sie schrie'n in's Gesicht mir: Pfui der Sünd',
Und ich welkte und war verlassen.
Und einsam und alt, ward das Herz mir stumm;
Ich höhne sie Alle, die roh und dumm —
Die Liebe starb, Vivat das Hassen!

F. H.

Carmen.

Erzählung von **Fr. Levanti.**

(Fortsetzung.)

„Sie sind sehr gütig", sagte er einfach, „und Ihre Liebenswürdigkeit giebt mir den Muth, gleich noch mehr von Ihnen zu verlangen: Sie haben versprochen, mein Weib zu werden — darf ich fragen, wann Sie dies Versprechen erfüllen wollen?"

„Meinen Sie, wann ich Sie heirathen will?" fragte das junge Mädchen.

„Ja, Ihr Herr Vater gab mir die freundliche Zusicherung, daß ich Sie vielleicht dazu bestimmen könnte, die Zeit der Erwartung möglichst abzukürzen."

„Sie wünschen, daß ich es thue?" fragte Adelheid.

„Von ganzem Herzen!" erwiederte er; „darf ich den August in Vorschlag bringen?"

„Sie möchten wohl recht bald nach dem Hartenstein übersiedeln?" fragte das junge Mädchen; „ich weiß, Sie haben dort viel zu thun; nun wohl, ich bin mit dem August einverstanden."

Er dankte ihr und küßte sie dabei. Sie war etwas verwundert, daß sein Benehmen ihr gegenüber so gemessen blieb, daß er keins der zärtlichen Worte für sie fand, wie sie der Liebende so gern zu sagen pflegt. Aber das kam wohl später, war sie doch überzeugt, daß er alle die Liebe und Zärtlichkeit, die jetzt nicht zum Ausdruck kam, für sie im Herzen trug.

Sie wechselten noch ein paar freundliche Worte, dann trennten sie sich; Adelheid in süße Träume von Glück und Liebe versunken, Walter mit dem schmerzlichen, stummen Gebet, daß ihm der Himmel Kraft geben möge, das junge Mädchen zu lieben, das ihm so unbedingt vertraute.

Das Herz that ihm weh und lag mit Centnerlast in seiner Brust. Ein schönes, edelgeartetes, hochgebildetes Weib, ein glänzendes Vermögen war ihm zu Theil geworden, und doch war er unbefriedigt! Vielleicht war ihm ein langes Leben beschieden, aber keines der kommenden Jahre konnte ihm ein Glück, eine Freude gewähren; das Schönste und Beste, was Liebe und Ehe zu geben vermögen, blieb ihm auf immer versagt. Aber eins war für ihn möglich: er wollte seine Pflicht thun, wollte Adelheid ein gütiger und liebevoller Gatte sein.

Welt und Leben sahen ihn düster an, aber als er nach Hause kam, wurde ihm gewisser Trost zu Theil. Seine Mutter erwartete ihn; ihr Gesicht war blaß und verhärmt, ihre Augen sahen trübe und unruhig aus.

Digitized by Google

„Lieber Walter", sagte sie in kummervollem Ton, „ich habe nothwendig mit Dir zu sprechen. Vor ein paar Stunden ist der Oberjägermeister von Schönborn hier gewesen . . . er möchte Hilda schon im Juli zum Altar führen; aber ehe Deine Angelegenheiten nicht geordnet sind, kann ich seine Wünsche nicht erfüllen."

„Warum solltest Du das nicht können?" fragte der junge Mann.

„Wenn es dazu kommt, daß wir den Hartenstein aufgeben und verlassen müssen, darf Schönborn nicht im Unklaren darüber bleiben", fuhr Gräfin Hildegard fort. „Selbst wenn ich mich dazu entschließen könnte, wäre es nicht möglich . . . er wünscht, daß die Trauung in Hartenstein stattfindet, in Hartenstein, das uns dann nicht mehr gehört."

Sie legte beide Hände auf den Tisch, an dem sie saß, ließ das Gesicht darauf niedersinken und brach in ein so bitteres, hoffnungsloses, verzweiflungsvolles Schluchzen aus, daß Walter bis ins innerste Herz davor erbebte. Er trat zu ihr, richtete sie auf und küßte ihr blasses Gesicht.

„Mutter, Du hast mich nicht verstanden", sagte er; „ich habe Dir ja Gutes zu verkündigen, was würde Dir wohl die größte Freude sein?"

„Die größte Freude für mich wäre die Nachricht, daß Du Dich mit Adelheid Röhn verlobt hast", gab sie ohne Zögern zur Antwort.

„Nun, liebe Mutter, so magst Du denn das Erwünschte hören: ich habe eben um Adelheid angehalten und sie selbst sowohl wie der Freiherr haben Ja gesagt."

„Dem Himmel sei Dank!" rief Gräfin Hildegard, indem sie dem Sohne weinend um den Hals fiel. „O Walter, Walter, wie habe ich mich gesorgt und gegrämt! Ich fürchtete, daß es nie dahin kommen würde, fürchtete, daß Du eine andere Neigung hättest."

„Alles ist festgestellt, liebe Mutter; im August soll die Hochzeit sein. Der Freiherr ist die Großherzigkeit selbst; er will mir sofort die nöthigen Summen vorstrecken, um die Schulden zu tilgen, die den Hartenstein belasten. Morgen um diese Zeit sind wir wieder die unangefochtenen Besitzer des geliebten Vaterhauses."

„Mein Sohn, mein Sohn, wie soll ich Dir dafür danken!" rief die Gräfin.

„Wir werden auf Hartenstein leben", fuhr Walter fort. „Adelheid hat so viel von seiner Schönheit gehört, daß sie, wie sie sagt, schon jetzt eine Vorliebe dafür empfindet, obwohl sie niemals dort gewesen ist."

„Diese Vorliebe entspringt auch nur aus ihrer Liebe für Dich, mein Sohn", sagte die Gräfin mit dem glücklichen Lächeln, das seit Monaten von ihrem Antlitz verschwunden war.

Walter legte seine beiden Hände auf die Schultern der Mutter und sah sie durchdringend an.

„Liebe Mutter, willst Du mir eine Frage beantworten?" sagte er. „Glaubst Du wirklich, daß mich Adelheid liebt, in der ganzen, vollen Bedeutung des Wortes?"

„Ich bin fest davon überzeugt, lieber Walter, und kann Dir noch mehr sagen: Du bist die erste und einzige Liebe ihres jungen Lebens. Schön und viel umworben, wie sie ist, hat sie, wie mir ihre Mutter oft erzählt, für alle Bewunderer nur eine kühle Abweisung gehabt; ihr Herz, ihre Liebe gehören Dir."

„So will ich denn auch ein treuer Gatte für sie sein", antwortete

Digitized by Google

der junge Mann. „Du aber, liebe Mutter, wirst diese Nacht wieder ruhig schlafen; weißt Du doch nun, daß wir nichts mehr zu besorgen haben."

Der Mutter Dank und Segenswünsche klangen ihm die ganze Nacht im Ohre; sie waren der einzige Trost, der ihm seit der Trennung von Carmen in die Seele zu bringen vermochte.

XXXIII.

In der Kirche von Lindenburg, dem prachtvollen Landsitz des Freiherrn von Röhn, war eine große Gesellschaft versammelt. Adelheid, des Freiherrn einzige Tochter, und Graf Walter von Hartenstein wurden getraut.

Das ganze Land nahm Theil an diesem freudigen Ereigniß, war es doch eine der glänzendsten Verbindungen, die seit langer Zeit stattgefunden. Der Freiherr hatte eine so große Anzahl von Gästen eingeladen, daß die großen Räume der Lindenburg sie kaum zu fassen vermochten. Auch die nächsten Verwandten des Bräutigams waren gekommen: seine Mutter, Gräfin Hildegard, und seine Schwester mit ihrem Manne, dem Oberjägermeister von Schönborn, die eben von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrten. Die Brautjungfern waren unter den vornehmsten Töchtern des Landes auserwählt und eine Ueberfülle reicher und schöner Geschenke war von nah und fern erschienen.

Auch die Natur schien dem festlichen Tage ihre Beihülfe gewähren zu wollen. Das Wetter war regnerisch gewesen, nun aber hatte sichs aufgehellt und die Sonne schien warm und hell vom glänzend blauen Sommerhimmel nieder; der frische Duft der getränkten Erde mischte sich mit dem der Lilien und Rosen, des blühenden Geisblatts und der Federnelke.

Als der Hochzeitszug vom Schlosse zur Kirche ging, wurden von den Dorfkindern Blumen gestreut und aus stundenweitem Umkreise waren Menschen herbeigeströmt, die glänzende Feierlichkeit mit anzusehen; das Glänzendste und Schönste aber war die Braut — Aller Augen hingen an ihr mit einer Art von wehmüthiger Freude; der Glanz ihrer Juwelen erblaßte vor dem Ausdruck der Liebe, der ihre ganze Erscheinung verklärte.

Aber während Adelheid vor Glück und Liebe strahlte, ging Walter bleich und ernst an ihrer Seite hin, mit dem Gesicht eines Menschen, den tiefer Kummer bedrückt. Die Umstehenden flüsterten sich zu, daß der junge Mann durch große Verluste bei einem Bergwerk in schwere Bedrängnisse gerathen sei, das genügte den Meisten, um sein Aussehen zu erklären. Daß er die schöne Braut an seiner Seite vielleicht nicht liebte, fiel Keinem ein, wäre Keinem möglich erschienen.

Unter den vielen Zuschauern, die das glänzende Schauspiel angelockt hatte, befand sich eine geheimnißvolle Persönlichkeit, von deren Dasein aber nur der alte Küster unterrichtet war. Etwa eine halbe Stunde vor dem Beginn der Feierlichkeit, während Dorfgasse und Kirchhof von Neugierigen wimmelten, trat eine dunkel gekleidete, dicht verschleierte Dame in die Kirche, ging auf den Küster zu, der die getroffenen Vorbereitungen noch einmal prüfend überschaute, drückte ihm ein Geldstück in die Hand und fragte:

„Könnten Sie mir wohl einen Platz anweisen, von dem aus ich die Trauung deutlich sehen könnte?“

Geldstücke wurden dem alten Manne nicht oft geboten; so führte er denn die Fremde mit großer Beflissenheit zu einem Kirchstuhle, der die Uebersicht des Altars und der umstehenden, für die Hochzeitsgäste bestimmten Sitze gewährte.

Die Fremde war jedoch nicht damit zufrieden.

„Nein, nicht hier“, sagte sie; „hier kann ich gesehen werden und das will ich nicht.“

Der Küster sah sie verwundert-neugierig an; unter dem dichten Schleier entdeckte er ein liebliches, junges Gesicht mit großen, glänzenden Augen.

„Vielleicht sitzen Sie lieber oben; bitte kommen Sie“, sagte der alte Mann und führte sie auf eine der Emporen, wo sie, hinter einem Pfeiler halb versteckt, Alles übersehen konnte.

Der Küster ging und Carmen, denn sie war die Verschleierte, nahm mit klopfendem Herzen hinter dem Pfeiler Platz. Sie hatte beschlossen, auch diese Pein noch durchzukosten, vielleicht, so sagte sie sich selbst, gab der Anblick der Trauung ihrem Herzen den Todesstoß. Außerdem war diese Ehe gleichsam ihr Werk, ein Wort von ihr, und die heutige Feierlichkeit hätte niemals stattgefunden; so wollte sie denn auch mit eigenen Augen sehen, wie sie vollzogen wurde.

Und nun saß sie da und bald kam der lange, prächtige Hochzeitszug die Kirche entlang. Da war die schöne Braut, von ihren Brautjungfern begleitet, zugleich königlich und zart, von einer Anmuth und Lieblichkeit, die nicht ihres Gleichen hatte.

Carmen fragte sich selbst, wie es möglich sei, daß Walter dies holde Wesen nicht zu lieben vermochte; aber der Anblick seines blassen, schwermüthigen Gesichts ließ ihr keinen Zweifel darüber, daß er sich tief unglücklich fühlte, und ihr Herz flog ihm in schmerzlichem Mitgefühl zu. Sie sah eine lange Reihe prächtig gekleideter Frauen vorüberziehen, sah den Glanz der Juwelen, die Farbenpracht des reichsten Blumenschmucks, sie sah Männer in glänzenden Uniformen, die Brust mit Orden bedeckt, und die Erinnerung führte sie zurück nach Lissabon in den kleinen, düstern Betsaal, wo das trügerische Scheinbild ihrer Trauung stattgefunden hatte. Welch ein schreiender Contrast! Und dennoch fühlte sie, daß Walters Herz jenes erste Mal ganz anders geschlagen, sie ganz anders geliebt hatte, als die schöne, strahlende Braut, die jetzt neben ihm stand. Und dann hörte sie die feierlichen Worte, die Walter und Adelheid bis zum Tode mit einander verbanden, und das Gesicht in den Händen verbergend, betete sie zu Gott, daß er Alles zum glücklichen Ende führen möge.

Endlich war sie vorüber, die grausame Ceremonie, die den Mann ihrer Liebe auf immer von ihr schied, und sie sah das junge Paar, jetzt Graf und Gräfin Hartenstein, neben einander zwischen den Kirchstühlen hinschreiten. Wie wehe that ihr der Anblick! Wie zauberte er ihr die halbe Stunde des Glücks vor die Augen, die sie nach ihrer Trauung in Lissabon verlebt, als Walter sie von der Kirche nach dem Blumenmarkt geführt, um sie mit duftigen Sträußen zu beschenken, jener einen halben Stunde, nach deren Verlauf die Nachricht kam, welche den jungen Mann,

Digitized by Google

dem sie sich angetraut glaubte, von ihrer Seite riß und sie zu trostloser Einsamkeit verurtheilte. Das Alles stand lebendig wieder vor ihr, während sie in Walters blasses Gesicht sah; sie war kaum fähig, es zu ertragen.

Die Orgel brauste, die Glocken läuteten, Blumenduft und Feierklänge füllten die Luft, während Graf Hartenstein, seine junge Gattin am Arme, mit gesenktem Haupt die Kirche verließ. Draußen wurde er mit fröhlichem Zuruf begrüßt; die Kinder schrieen, die Dorfbewohner schwenkten die Mützen.

Walter lüftete dankend den Hut; sein blondes Haar glänzte im Sonnenschein, dann stieg er mit Adelheid in den Wagen und sie fuhren davon.

Diese Abfahrt hatte Carmen nicht gesehen; als das junge Paar die Kirche verließ, legte sie das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich. Dies war das Ende ihres Liebestraumes, das Ende des holden Märchens, das in den sonnigen Straßen von Lissabon begonnen hatte.

Alles war zu Ende, sie selbst hatte ihn von sich gewiesen und hatte ihn vermocht, eine Andere zu heirathen. Wie erdrückt vom Gefühl ihres Elends, ihrer Verlassenheit, ließ sie den Kopf auf die hölzerne Brüstung sinken.

„Es war mein eigener Wille, ich selbst habe das Alles herbeigeführt", sagte sie in Gedanken zu sich selbst. „Aus eigenem Antrieb wäre er niemals von mir gegangen; ich habe ihn fortgetrieben — ich selbst!"

Sie wartete, bis sich die Kirche geleert hatte; dann verließ auch sie ihr Versteck und ging hinaus. Nur auf dem Altare, wo ihr Geliebter eben getraut war, blieb sie einen Augenblick stehen; sie wollte sich das Bild desselben für alle Zeiten einprägen.

Von dem Wunsche getrieben, einen Blick in die Festräume zu gewinnen, ging sie in einiger Entfernung dem Menschenstrome nach; aber die Menge war so groß, daß sie nicht in die Nähe des Hauses gelangen konnte. Sie blieb außerhalb des Parkgitters stehen und war so tief in Gedanken versunken, daß Stunde auf Stunde unbemerkt an ihr vorüber ging. Sie fragte sich, ob er ihrer an diesem Tage gedacht und denselben mit jenem „Hochzeitstage" in Lissabon verglichen hätte, und so oft der Jubel der Volksmenge, oder fernes Musikgetön an ihr Ohr drang, mischte sich ein gewisses Triumphgefühl mit dem bitteren Weh ihres Herzens.

„Ja, sie durfte triumphiren, sie hatte ihre Liebe und sich selbst besiegt. Wenn sie schwach gewesen wäre, ihn festgehalten hätte, wäre er in diesem Augenblick dem Elend verfallen und hätte sein geliebtes Vaterhaus aufgeben, fremden Händen überlassen müssen. Aber sie hatte ihr Herz bezwungen, hatte mehr das Glück des geliebten Mannes als ihr eigenes ins Auge gefaßt; die sichere Begründung seiner Zukunft war der Erfolg, den sie errungen hatte, was lag daran, ob ihr dabei das Herz gebrochen war!

Sie stand noch am Ausgang des Parks, als der Wagen, der das junge gräfliche Paar nach der Eisenbahnstation brachte, an ihr vorüber donnerte. So schnell er fuhr, hatte sie doch Zeit genug, das holde, glückselige Angesicht der Braut und das blasse, kummervolle Antlitz des Bräutigams zu sehen. Adelheid lag in die Wagenkissen zurückgelehnt; süße Befangenheit sprach aus den schönen Zügen, aber Walter hatte

Digitized by Google

keinen Blick der Liebe für sie. Seine Augen sahen weit hinaus, den fernen Bergen zu, und ihr Ausdruck verrieth, daß auch seine Gedanken fernab schweiften.

„Was mag in seiner Seele vorgehen?“ fragte sich Carmen. Während der Wagen vorüberrollte, blieb Adelheids Blick für einen Moment an der hohen, dunkel verhüllten Gestalt hängen; Walter beachtete sie nicht; der Wagen mit seinen Insassen rollte schnell von dannen.

„Der Himmel schütze und segne sie, der Himmel schenke ihnen Glück und Heil!“

Ein Schmerzensseufzer rang sich mit diesen Worten von Carmens Lippen, ein Thränenschleier verdunkelte ihre Augen. Im nächsten Moment war der Wagen verschwunden, und sie stand allein.

XXXIV.

Seit zwei Monaten waren Adelheid und Walter verheirathet. Der Sommer war vorüber gegangen, der Herbst mit seinen reichen Tinten von Braun und Gold gekommen, und sie befanden sich noch immer in Italien. Ihre jetzige Residenz war Verona, wo sie Freunde der Freifrau von Röhn getroffen hatten, mit denen auch sie auf vertrautem Fuße verkehrten. Schon hatten sie die meisten der alten Paläste und Bildersammlungen in Augenschein genommen und wie überall eine Anzahl von Gemälden, Statuen und anderen Kunstwerken gekauft, mit denen sie Schloß Hartenstein schmücken wollten.

In Bezug auf den Hartenstein waren Beide ein Herz und eine Seele. Gräfin Adelheid wurde nicht müde, davon zu sprechen, hatte sie doch bemerkt, daß dies Thema ihren Gatten jederzeit interessirte und erheiterte. Wenn er noch so trübe und gedankenvoll erschien, übte der Name seines Stammsitzes eine wahrhaft zauberhafte Wirkung auf ihn aus. Kein Wunder, daß er denselben nach Allem, was er für ihn gelitten und geopfert hatte, so innig liebte.

Gräfin Adelheid sah wohl und glücklich aus. Wenn die Liebe zu ihr das Herz ihres Gatten nicht ausfüllte, so hatte sie das noch nicht durchgefühlt. Sie war glücklich durch ihn und noch stieg keine Wolke an ihrem Horizont auf. Seine Einsilbigkeit und Zerstreutheit hatte sie für eine Art von schüchtener Zurückhaltung angesehen, und was sie überraschte, war nur, daß diese Zurückhaltung noch immer nicht weichen wollte.

Sie besuchten eine der besten Kunstausstellungen Veronas. Adelheid kam es vor, als ob Walter heute lebhafter, gesprächiger wäre als gewöhnlich, und sie freute sich herzlich darüber. Endlich blieb er vor einem herlichen Rubens stehen, sie aber ging wieder und bald wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein Bild erregt, das in einer gewissen Entfernung von den Anderen aufgestellt war.

Adelheid trat darauf zu. Es trug die Inschrift: „Verlassen“ und zeigte eine grüne Einsamkeit unter südlichem Himmel; eine Wildniß von Reben und Myrthen; im Vordergrund ein einfaches steinernes, von Moos und Flechten bedecktes, von zahllosen bunten Wiesenblumen um-

Digitized by Google

wuchertes Kreuz, das eine große, breitäſtige Linde gleichſam ſchützend überſchattete, während im Hintergrunde ein ſchmaler Bach vom Abhang des Hügels niederfiel und einen kleinen Waſſerfall bildete. Der Mittelpunct des Gemäldes war aber ein junges Mädchen, das neben dem Kreuze kniete, daſſelbe mit beiden Armen umſchlungen hielt und den Kopf daran gelehnt hatte. Das ſchöne Geſicht trug einen ſo lebensvollen, herzbewegenden Ausdruck tiefſten Seelenſchmerzes, daß man es nicht wieder vergaß. Das dunkle Haar war zurückgeworfen und fiel wie ein Schleier über die ſchön geformten Schultern. Die Züge von ſüdlichem Typus waren von vollendeter Schönheit, ihr Ausdruck tief ergreifend. Schon die Art und Weiſe, in der des Mädchens Arme das verwitterte Kreuz umklammert hielten, gab ſo deutlich von Schmerz und Verlaſſenheit Kunde, daß die Inſchrift des Bildes ganz überflüſſig erſchien.

Gräfin Adelheid ſtand eine Weile vor dem Bilde ſtill, das ſie wie ein ſüßes, trauriges Gedicht, eine wehmüthige Melodie berührte, die von tiefem Seelenleid erzählte. Den Zauber, den dies Bild auf ſie ausübte, wußte ſie ſich nicht zu erklären; aber, obwohl ſie ſelbſt noch nie im Leben großes Leid erfahren hatte, verſtand ſie, wie durch ein inſtinctives Mitgefühl, was in den Zügen des Mädchens geſchrieben ſtand. Sie wußte, was dies arme, junge Weſen hierher getrieben hatte, wußte, warum dieſe Arme ſich ſo feſt an das kalte Steinkreuz klammerten, warum ſich dies holde Geſicht ſo kummervoll inmitten aller Blumen zur Erde neigte.

Schweigend verſenkte ſich Adelheid in die Betrachtung des Bildes, das plötzlich in ihrem Herzen ein ihr ſonſt fremdes Verſtändniß für Schmerz und Gram erweckte.

„Was iſt es denn, was mich dieſer gemalten Leinwand gegenüber ſo tief bewegt?“ fragte ſie ſich ſelbſt; „welche Sympathie kann mir ein Leid einflößen, das ich nie gekannt? Nur verwundete Liebe kann dieſen Ausdruck haben, mir aber iſt der Himmel gnädig geweſen; ich habe den Mann meiner Liebe geheirathet, dies Glück wird nur Wenigen zu Theil.“

„Walter, der ihre Verſunkenheit bemerkte, kam heran, ſich nach der Urſache derſelben zu erkundigen.

„Ich kann mich von dieſem Bilde nicht wieder losreißen“, ſagte Adelheid. „Es hat für mich eine ganz ſeltſame, unheimliche Anziehungskraft.“

Walter erbleichte, als er daſſelbe ins Auge faßte. Das Mädchen am Kreuz war Carmen auffallend ähnlich. Das dunkle Haar, der ſüdliche Geſichtstypus in ſeiner edlen, ſanften Schönheit, die dunklen Augen mit dem leidenſchaftlichen Schmerzensausdruck, Alles erinnerte an ſie. Walter erbebte, als er das ſah.

„Gefällt Dir das Bild?“ fragte Adelheid.

„Ja und nein“, gab er zur Antwort. „Das Bild an und für ſich iſt ſchön, aber der Schmerzensausdruck im Geſicht des jungen Mädchens iſt mir zu realiſtiſch.“

Sie trat dicht an ihn heran.

„Walter“, ſagte ſie, „Italien ſcheint mich abergläubiſch zu machen. Kannſt Du Dir denken, daß ich mir einbilde, es möchte irgendwo auf Erden ein Angeſicht geben, das dieſem Mädchen gleicht, und die Träge-

Digitized by

rin desselben müßte in irgend einer Beziehung zu mir stehen. Wenn diese Augen jemals in die meinigen schauen könnten, würden wir Beide auf der Stelle wissen, daß wir durch ein geheimnißvolles Etwas mit einander verbunden sind."

„Walter sah seine junge Frau verwundert an.

„Ich wußte nicht, daß Du so nervös ein kannst, liebe Adelheid", sagte er.

„Das ist keine Nervosität", erwiederte sie, „sondern ein tiefer, seelischer Eindruck, der immer stärker wird, je länger ich das Bild betrachte."

„So sieh es nicht mehr an", sagte Walter; Adelheid schüttelte den Kopf.

„Es hat mich bezaubert, ich komme nicht mehr davon los", versicherte sie. „Was meinst Du, Walter, ob ich das Gemälde wohl kaufen könnte. Neulich sagte mir Signor Contò, daß einige der hier ausgestellten Sachen verkäuflich sind. Wenn dies Bild zu haben wäre, möcht ichs erwerben."

Er pflegte ihr nie etwas zu verweigern; diesmal war jedoch nicht zu verkennen, daß ihn ihre Bitte unangenehm berührte. Adelheid sah, daß sich sein Gesicht verdüsterte, kam aber nicht darauf, daß ihre Bitte daran schuld sein könnte, und während er sich in Gedanken fragte, wie er es aushalten sollte, das Bild, das seiner verlorenen Liebe so ähnlich war, täglich, stündlich vor Augen zu sehen, fuhr Adelheid unbefangen fort:

„Bitte, erkundige Dich, wie es mit dem Bilde steht; Du sprichst so viel besser Italienisch als ich . . . wenn ich das Gemälde doch mitnehmen könnte."

Wie peinlich ihm diese beständige Mahnung auch sein mußte, wenn Adelheid so viel an dem Besitz des Bildes gelegen war, durfte er ihr den Wunsch nicht versagen! er zog die nöthigen Erkundigungen ein, erfuhr, daß das Gemälde verkäuflich war und schloß den Handel ab.

„Ich werde das Bild in mein Zimmer hängen", sagte sie erfreut. „Es ist mir lieber als Alles, was ich in Italien gesehen habe. Aber Du magst es nicht, Walter; was hast Du dagegen?"

„Es ist zu traurig, zu düster", antwortet er.

Sie sah schnell zu ihm auf.

„Hast Du je ein Mädchen gekannt, das diesem Bilde ähnlich sah?" fragte sie und Walter glaubte ein leises Mißtrauen aus ihrem Tone vorklingen zu hören.

„Liebe Adelheid, verschone mich mit solchen Einbildungen", sagte er lachend; „ich habe keinen Sinn dafür."

„Damit ließ er das Thema fallen, das Bild aber wurde eingepackt und mit anderen Gegenständen nach Schloß Hartenstein geschickt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Vierteljahr war seit dem Hochzeitstage des jungen Paares vergangen und mehr als einmal hatte sich Adelheid mit schmerzlichem Erstaunen gefragt, warum Walters Benehmen gegen sie noch immer so zurückhaltend blieb, warum er sie zuweilen zu vermeiden und sich in ihrer Nähe unbehaglich zu fühlen schien. Hätte sie ihre Empfindung freimüthig ausgesprochen, so würde sie gestanden haben, daß sie sich ge-

Digitized by Google

wissermaßen getäuscht fühlte. Sie zweifelte nicht an Walters Liebe, aber daß er dieselbe so wenig zeigte, that ihr weh.

Kein Mann hätte aufmerksamer, rücksichtsvoller, freundlicher sein können, als Walter, keiner mehr bemüht, ihr Freude zu machen. Jeden Wunsch, den sie aussprach, suchte er, so viel in seiner Macht lag, zu erfüllen, der wahrhaft Liebende wäre vielleicht weniger beflissen gewesen. Das Bewußtsein, daß sie nicht sein ganzes Herz besaß, trieb ihn, sich unermüdlich aufmerksam zu beweisen. Hätte er sie mehr geliebt, so wäre ihm nicht so viel darauf angekommen, auch den leisesten ihrer Wünsche zu erfüllen.

So aber sorgte er dafür, daß sie immer von ihren Lieblingsblumen umgeben war; sprach sie ihre Bewunderung für ein Gemälde, eine Statue aus, so konnte sie darauf rechnen, dieselben in der nächsten Zeit zu erhalten; machte sie eine Bekanntschaft, die ihr gefiel, so sorgte Walter dafür, daß der Verkehr fortgesponnen wurde; so oft sie auszufahren, oder zu reiten, oder spazieren zu gehen wünschte, war er bereit, sie zu begleiten; sein ganzes Benehmen gegen sie war so liebevoll, daß sie an seine Liebe glaubte und sich durch sie beglückt fühlte. Auch ihre Eltern hatten sie mit übergroßer Zärtlichkeit behandelt und verzogen, aber Walter war noch gütiger als Vater und Mutter.

Und doch begann seit einiger Zeit eine leise Mißempfindung, eine leise Furcht in Adelheid aufzusteigen. War dies Alles auch wirklich der Beweis einer echten Liebe? Und wenn es das war, warum zeigte sich die Liebe bei andern Männern so ganz anders? Walter war freundlich und scheinbar heiter, wenn er mit ihr plauderte; er theilte ihr mit, was sie interessiren konnte; sprach mit ihr über Tagesereignisse, über Kunst und Literatur, aber immer in einer so seltsam zerstreuten Weise, daß sie sich durch keinen Meinungsaustausch näher kamen. Seltsamer noch war es, daß sein Benehmen gegen sie von dem gegen Andere so wenig abwich. Er war freundlich, rücksichtsvoll, ritterlich und aufmerksam, aber so oft er sich mit ihr unter vier Augen befand, lag eine Art Zwang in seinem Wesen, als ob er sich gewisse Vorschriften gemacht hätte, die erfüllt werden mußten, und wenn Adelheid zuweilen unerwartet zu ihm ins Zimmer trat, trug sein Gesicht jedesmal den Ausdruck einer tiefen Niedergeschlagenheit.

Eines Tages, als sie ihn wieder so überrascht hatte, trat sie leise hinter ihn und hielt ihm die Augen zu.

„Wer bin ich?“ fragte sie und er antwortete:

„Das kann nur Adelheid sein.“

„Ja, ich bin es“, sagte sie; „und ich möchte eine Frage an Dich richten. Was dachtest Du, als ich eben ins Zimmer trat?“

„Du weißt, daß ich alle Deine Fragen zu beantworten pflege“, erwiederte er; „auch diesmal will ich es thun, wenn Du mir sagen willst, warum Du gefragt hast.“

„Weil Dein Gesicht so tief traurig war, lieber Walter. Schon oft habe ich diesen Ausdruck von Hoffnungslosigkeit bemerkt, wenn Du allein zu sein glaubtest. Was ist der Grund desselben? Was dachtest Du, als ich eben herein kam? Bitte, sag es mir.“

„Ich dachte an Hartenstein", antwortete er und Adelheid sagte zu sich selbst:

„Er leidet an Heimweh, auf Hartenstein wird er sich glücklicher fühlen als hier, ich will ihn bitten, mit mir nach Haus zu reisen."

XXXV.

Wieder und wieder suchte sich Adelheid mit der Hoffnung zu trösten, daß ihr Gatte anders werden, sich wohler fühlen würde, wenn sie nach Hartenstein zurückkehrten; das sehnsüchtige Nachhausedenken mußte an seinem trüben, schweigsamen Wesen schuld sein. Zuweilen war er jetzt geradezu melancholisch. Eines Tages hatte die junge Frau, während sie Beide in einer der ältesten Kirchen von Verona einer wehmüthig ergreifenden Musik lauschten, seine Augen von Thränen verdunkelt gesehen. Als sie wieder draußen waren, fragte sie:

„Was hat Dich eben so tief bewegt, lieber Walter? Hat Dich die Musik an den Tod erinnert?"

„An den Tod!" wiederholte er mit ernster Stimme. „Ach, Adelheid, es giebt Dinge im Leben, die schwerer zu ertragen sind als der Tod.

„So, was denn?" fragte Adelheid mit der glücklichen Unwissenheit eines Wesens, das noch kein Leid erfahren hat.

„Trennung ist oft tausendmal bitterer", antwortete der junge Mann.

„Trennung! — Aber Du hast Dich doch nie von Jemand trennen müssen, den Du liebtest, nicht wahr, Walter?" fragte Adelheid; er erschrak und die Erinnerung an jene Stunde, in welcher ihm der Klang des Wortes: „Lebewohl" beinahe das Herz gebrochen hatte, stieg lebendig in ihm auf.

„Ja, Adelheid, ich habe schon von Manchem, den ich lieb hatte, scheiden müssen", sagte er.

„Daß es Manche waren, tröstet mich", gab sie lächelnd zur Antwort. „Hättest Du von einem Abschied gesprochen, so wäre ich eifersüchtig geworden; da Du von Vielen sprichst, will ich mich zufrieden geben."

Denselben Tag kamen die Briefe aus Deutschland ungewöhnlich spät; Walter und Adelheid saßen schon beim Mittagessen, als der Diener sie hereinbrachte. Adelheid öffnete einige derselben, fand aber nichts darin, was sie besonders interessirte; endlich bemerkte sie ein Couvert, das mit dem Hartensteinschen Wappen versiegelt war und nahm es eifrig zur Hand.

„Ein Brief von Deiner Mutter an mich, lieber Walter", sagte sie; „die zierliche Handschrift würde ich unter Tausenden erkennen. Soll ich Dir den Brief vorlesen?"

„Gieb mir die Quintessenz daraus", antwortete er; „die Kunst des Briefelesens besteht darin, daß man alles Bedeutende herausschält, und das Uebrige fallen läßt."

Adelheid las mit großer Aufmerksamkeit.

„Die Hauptsache in diesem Briefe", sagte sie endlich, „ist die Nachricht, daß sich Deine Mama in Wolfshagen sehr einsam fühlt. Meine

Digitized by Google

Mutter hat ihr gerathen, eine Gesellschafterin zu nehmen und nun wünscht sie zu hören, was unsere Meinung darüber ist."

„In der Sache kommt es nur auf die Ansicht meiner Mutter an", erwiederte Walter. „Mir scheint es, daß die Einrichtung mancherlei Annehmlichkeiten für sie haben müßte. Wenn Du ihr schreibst, liebe Adelheid, kannst Du ihr sagen, daß ich mit der Idee sehr zufrieden bin."

Damit war die Sache für ihn abgemacht und er dachte nicht wieder daran, bis wenige Tage vor ihrer Abreise von Verona abermals ein Brief der Gräfin Hildegard kam. Diesmal las ihn Adelheid mit steigendem Interesse.

„Allerlei Neuigkeiten!" sagte sie; „Deine Mutter hat eine Gesellschafterin gefunden und scheint ganz entzückt von ihr. Sie schreibt, als ob sie in dieselbe verliebt wäre."

„Das freut mich sehr!" antwortete Walter; Alles, was seine Mutter betraf, war ihm wichtig.

„Ich müßte die junge Dame eigentlich kennen", fuhr Adelheid fort; „sie soll bisher bei Lady Burton gewesen sein, mit der auch wir viel verkehrt haben."

Mit dem Ausdruck der Bestürzung sah Walter auf.

„Was ists mit Lady Burton?" fragte er.

„Deine Mutter schreibt, daß ihre Gesellschafterin bis jetzt bei Lady Burton Gouvernante gewesen ist . . . O . . . Walter . . . was ist Dir denn?"

Sie hatte alle Ursache, so zu fragen, denn mit einem leisen Aufschrei war der junge Mann aufgesprungen und seine große, gefüllte Kaffeetasse fiel klirrend zu Boden. In der Unruhe, die dadurch entstand, blieb seine tödliche Bläße und heftige Aufregung unbemerkt. Es war gut, daß ihn Adelheid nicht angesehen hatte, sein Gesicht glich dem eines Sterbenden."

„Du hast Dir doch nicht mit dem heißen Kaffee die Hand verbrannt?" fragte sie ängstlich.

„Nein, o nein, verbrannt habe ich mich nicht", antwortete er, und sie wunderte sich über den seltsamen Ton, in dem er sprach, „aber sehr ungeschickt bin ich gewesen, verzeih, liebe Adelheid, und sag mir weiter, was in dem Briefe steht."

Er zwang sich, ruhig zuzuhören; die junge Frau fuhr fort:

„Deine Mutter ist, wie ich Dir schon sagte, ganz entzückt von ihrer jungen Gefährtin, die sie als außerordentlich klug und schön beschreibt, eine spanische Schönheit, sagt sie und — o Walter, höre nur, wie schön ihr Name ist, Carmen Erbach, wie melodisch das klingt!"

Walters Herz war zum Zerspringen, während er das hörte.

„Welch ein seltsamer Name", fuhr Adelheid nachdenklich fort. „So, da kommt die Erklärung: Lady Burton hat die junge Dame aus Lissabon mitgebracht; sie ist dort geboren, aber die Tochter eines Deutschen. Wie freut es mich, daß Deine Mutter so befriedigt ist."

Eine Pause trat ein. Adelheid fuhr fort, ihre Briefe zu lesen; Walter versuchte, sich von seiner Erschütterung zu erholen. Wie eine bittere Ironie des Schicksals erschien es ihm, daß er Carmens Namen von den Lippen seines jungen Weibes hören mußte.

Digitized by Google

„Würdest Du mir erlauben, den Brief meiner Mutter an Dich zu lesen, liebe Adelheid?“ fragte er.

„Warum sollte ich nicht?“ gab sie lächelnd zur Antwort. „Die Briefe Deiner Mutter sind auch für Dich geschrieben.“

Er wollte sich selbst noch einmal von Allem überzeugen. Daß Carmen Erbach sich bei seiner Mutter befand, war etwas Unglaubliches für ihn, Etwas, das er sich noch nicht recht klar machen konnte. Und dann las er den Brief mit all den warmen Lobsprüchen, die Carmen darin gespendet wurden, und dachte voll Erstaunen über die seltsame Schicksalsfügung nach, die gerade Carmen in das Haus seiner Mutter geführt hatte.

Schweigend legte er das Blatt aus der Hand; Adelheid sah ihn an und ein schalkhaftes Lächeln spielte um ihren lieblichen Mund.

„Es scheint, als ob Du eifersüchtig wärst, sagte sie. „Deiner Mutter Lob für die junge Dame verdrießt Dich; Du fürchtest wohl, sie könnte Dich von Deinem Platz im Mutterherzen verdrängen?“

Er war unfähig, auf den Scherz einzugehen, oder auch nur darauf zu antworten. Für ihn lag lag etwas Tragisches in dem ganzen Zusammentreffen. Wie mochten sich Carmen und seine Mutter begegnet sein?

Er las den Brief zum zweiten Male und fand, was er zu wissen wünschte. Seine Mutter hatte der Lady Burton erzählt, wie einsam sie sich fühlte, und daß sie sich nach einer Gesellschafterin sehnte; darauf hatte ihr die Dame ihre junge Gouvernante empfohlen, die im Begriff war, ihre bisherige Stellung zu verlassen. Das Alles war so einfach wie nur möglich; aber was hatte Carmen vermocht, auf diesen Vorschlag einzugehen? Er erinnerte sich an einige ihrer Aussprüche in der Trennungsstunde. „Wir dürfen uns nicht wiedersehen, bis wir unsere Liebe überwunden haben“, hatte sie gesagt und hinzugefügt: „besser für uns, wenn uns Berge und Thäler trennen, oder wenn sich das Meer zwischen uns ausdehnt, als daß wir uns begegnen müßten, so lange unsere Liebe und unser Schmerz noch lebendig in uns sind.“

Er erinnerte sich dieser Worte so deutlich, als ob er sie eben vernommen hätte, und nun hatte sie sich freiwillig in eine Stellung begeben, in der sie ihm nothwendigerweise begegnen mußte. Begreifen konnte er das nicht, aber sein Glauben an sie war so fest, daß er unbedingt auf die Lauterkeit ihrer Beweggründe vertraute.

„Warum so schweigsam, lieber Walter?“ fragte Adelheid plötzlich, und als er zusammenschreckend in die Höhe fuhr, fügte sie mit einer gewissen Empfindlichkeit hinzu:

„Ich wollte Dich eigentlich nicht stören, aber Du sitzest nun bereits seit einer Stunde und zwölf Minuten regungslos da und starrst in die Ferne. Was kann Dich denn die ganze Zeit so in Anspruch genommen haben?“

„Du hast recht, ich muß mich vor mir selber schämen“, antwortete er. „Gedanken an Hartenstein und allerlei Familienangelegenheiten hatten mich ganz eingesponnen . . . ich stellte mir vor, wie sehr Schwester Hilda meiner Mutter fehlen muß.“

„Fräulein Erbach wird sie trösten“, sagte Adelheid mit neckischem Lachen; erbebend wendete sich Walter ab, als der Name der Geliebten genannt wurde.

Digitized by Google

Den ganzen Tag blieb er ernst und nachdenklich; es wollte ihm nicht gelingen, sich Carmen und seine Mutter unter einem Dache vorzustellen: und doch, wie oft hatte er sie in seinen Träumen zusammengeführt!

„Meine Mutter wird sie liebgewinnen", sagte er zu sich selbst, „und dann wird das Leben nicht mehr ganz so schwer für mich sein."

Denselben Tag bekam er einen Brief von Carmen; er erkannte die feine Handschrift auf den ersten Blick, konnte sich aber nicht entschließen, das Siegel in Gegenwart seiner Frau zu brechen. Er that das erst, als er sich in den Straßen Veronas allein befand.

Carmen schrieb:

„Es scheint mir besser, das Schweigen zwischen uns zu brechen und ein paar Zeilen zu schreiben, als durch meine unerklärte Handlungsweise zu Mißdeutungen Anlaß zu geben. Erlaube mir, in aller Kürze die Beweggründe zu nennen, die mich bestimmt haben. Lady Burton theilte mir mit, daß die verwitwete Gräfin Hartenstein sie gebeten hätte, ihr bei dem Suchen nach einer Gesellschafterin beizustehen, und in demselben Augenblick wurde mir klar, daß mir hier die Lebensaufgabe zu Theil werden könnte, nach der ich mich sehnte. Lady Burtons Kinder weiter zu unterrichten, fühlte ich mich unfähig, meine Kenntnisse reichten nicht dazu aus. Daß ich Lady Burton verlassen sollte, war schon bestimmt, die Stellung, die mir hier geboten wurde, schien der Himmel selbst für mich ausgesucht zu haben. So kann ich, trotz der Trennung, noch immer an Deinem Leben Theil nehmen, kann an Deiner Aufgabe mitarbeiten, indem ich mich, so lange Deine Mutter lebt, mit Herz und Seele ihrem Dienste weihe. Ich will ein gehorsames Kind, eine liebende Tochter für sie sein; ich will sie pflegen, sie bedienen, sie lieben und über sie wachen; mein ganzes Leben soll ihr geweiht sein, und in dieser Hingebung will ich Trost und Ruhe finden. Laß mich noch Eins hinzufügen: die Pflichten, die ich für sie übernahm, werden mich glücklicher machen, als ich auf irgend eine andere Weise noch zu werden hoffen durfte. Sie werden mein Leben ausfüllen; aber wenn sie mich mit Dir zusammenführen, müssen wir uns als Fremdlinge gegenüber stehen. Keiner Seele brauchen wir das Geheimniß unserer Neigung und ihr Ende anzuvertrauen. Nie wird ein Wort davon über meine Lippen kommen und ebenso wenig über die Deinigen. Kein Blick, kein Zeichen, das daran erinnert, kann und darf jemals zwischen uns gewechselt werden. Im Himmel wird unsere Liebe gesegnet sein; für dies Erdenleben ist sie todt. Dennoch wird es für mich das größte irdische Glück sein, bei Deiner Mutter zu leben und ihr die zärtliche Liebe und Treue eines Kindes zu weihen. Auch Dich wird es glücklich machen, zu wissen, daß ich dies thue."

„Der Himmel segne sie!" sagte Walter, indem er den Brief vernichtete. „Ich habe es wohl gewußt, daß sie nur gute Beweggründe haben konnte."

Und wirklich fühlte er sich schon jetzt bei dem Gedanken, daß sich Carmen der Pflege seiner vereinsamten Mutter widmete, um Vieles glücklicher als bisher.

Digitized by Google

XXXVI.

Zu Weihnachten kamen Walter und Adelheid nach Schloß Hartenstein. Der Gedanke, dies Fest in Italien zu verleben, war dem jungen Manne unerträglich; er sehnte sich danach, endlich wieder daheim zu sein. Für den Hartenstein hatte er sein Glück und seine Liebe zum Opfer gebracht, nun wollte er wenigstens dort sein können.

Auch Adelheid war die Heimkehr erwünscht. Sie hoffte, daß ihr Gatte sich in der Ruhe des Landlebens inniger an sie anschließen würde, als bei dem Treiben des Reiseverkehrs, dem beständigen Wechsel der Eindrücke möglich war. So kehrten sie denn Beide gern nach Deutschland und in die vertrauten Verhältnisse zurück.

Es war ein kalter, klarer Decemberabend, als sie ankamen. Empfangsfeierlichkeiten fanden nicht statt, obwohl viele der Gutsangehörigen dem geliebten jungen Herrn und seiner schönen Frau gern einen solchen Liebesbeweis gegeben hätten. Ein paar phantasiereiche poetische Gemüther hatten einen Fackelzug von der Eisenbahnstation nach dem Schlosse in Vorschlag gebracht, aber sie wurden von den nüchternen Seelen überstimmt, die sich auf den ausgesprochenen Wunsch des jungen Grafen beriefen.

So war denn nur der Wagen da, als das junge Paar die Station erreichte.

„Ist es Dir recht, statt auf der Landstraße, durch den Wald zu fahren, liebe Adelheid?“ fragte Walter.

„Gewiß, Du weißt, wie sehr ich Waldwege liebe“, gab sie zur Antwort.

Eine breite Fahrstraße, die den Weg nach dem Schlosse bedeutend abkürzte, führte mitten durch die herrlichen Forsten von Hartenstein und im Mondlicht dieser schönen Winternacht wurde die Fahrt ihnen zu einem romantischen Traum. In vollem Silberglanz stand der Mond am Himmel; breite Lichtstreifen fielen durch die entlaubten Bäume, die das feine Netzwerk ihres verschlungenen Gezweiges am dunkelblauen Nachthimmel abzeichneten. Wunderliche Schatten lagen zwischen den Stämmen oder schienen über den beschneiten Boden hinzuhuschen. Da streckte eine Eiche, die ihr Alter nach Jahrhunderten zählte, ihre knorrigen Aeste über die Reisenden aus; da standen Gruppen mächtiger Ulmen und Buchen; anmuthige Eschen, weißstämmige Birken hoben sich aus dunkelm Tannendickicht hervor, und breitblätteriger Epheu rankte an den Stämmen empor oder hing, von glitzernden Schneeflocken überstreut, in phantastischen Gewinden von den Zweigen nieder. Wo sich die Bäume gegenseitig schützten, waren ihre Kronen von Reif bedeckt, der im Mondlicht glänzte, die freier stehenden aber wurden vom Nachtwind hin und her gebeugt, der mit leisem Klageton Winterfrost und Kälte zu bejammern schien, bis er, mehr und mehr anschwellend, zu einem wilden Triumphgesang zu werden schien.

Als die hohen Thürme und die alten seltsamen Baulichkeiten des Schlosses sichtbar wurden, brach Adelheid in einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, dann verstummte sie für eine Weile; endlich sagte sie:

„O Walter, das ist ja ein Gedicht in Stein; kein Wunder, daß Du für dies herrliche Besitzthum begeistert bist.“

Digitized by Google

„Es ist fortan das Reich, in dem Du als Königin herrschen sollst", antwortete er. Die Liebe für sein Vaterhaus erwärmte ihn; er zog Adelheid ans Herz und küßte sie.

„Laß mich nachholen, was ich bisher versäumt habe", sagte er; „laß Dir aus voller Seele für den Hartenstein danken. Ohne Dich wäre er mir verloren gegangen, Du hast ihn gerettet, im Namen aller Hartensteins danke ich Dir."

Ihr Antlitz glänzte vor Entzücken; noch nie hatte er so zärtlich mit ihr gesprochen.

„Die Hoffnung, daß er sich hier glücklicher fühlen würde, hat mich nicht getäuscht", sagte sie zu sich selbst. „Schon jetzt ist er wie umgewandelt." Laut fügte sie hinzu: „Auch ich habe den Hartenstein lieb, aber Dich, Walter, noch viel mehr."

Diese einfachen Worte rührten ihn. Ja, sie lieben von ganzem Herzen, dies holde Weib, das ihm Schönheit und Reichthum als Mitgift zugebracht hatte.

Sobald der Wagen vor dem Schloße hielt, sprang er heraus, Adelheid beim Aussteigen zu helfen. Keines Dieners Hand sollte sie berühren, wenn sie zum ersten Male das Daheim betrat, welches sie ihm zurückgegeben hatte.

„Willkommen auf Hartenstein!" sagte er, als sie die Schwelle überschritten; „Willkommen zu Haus!"

Ihre Augen füllten sich mit Thränen des Glücks. Wäre sie mit Walter allein gewesen, so hätte sie die Arme um seinen Nacken geschlungen und ihm gesagt, wie innig sie ihn liebte, aber die ganze Vorhalle war von der Dienerschaft des Hauses angefüllt, die mit weitgeöffneten Augen das schöne Gesicht ihrer jungen Herrin anstarrten. Anmuthig grüßend, mit einem Lächeln voll Sonnenschein ging sie an ihnen vorüber und unter Allen, die sie hier zum ersten Mal erblickten, war nicht ein Mann, der nicht bereit gewesen wäre, das Aeußerste für sie zu thun und zu opfern, nicht ein Weib, dessen Herz sie nicht sogleich gewonnen hätte.

Die Reisenden wurden in ein behagliches, wohldurchwärmtes Wohnzimmer geführt, in denen das schwere silberne Theeservice bereit stand und blühende Blumen ihre Düfte verbreiteten. Hier beugte sich Walter abermals zu Adelheid nieder und küßte das holde Gesicht, aus dem wie immer die innigste Liebe und Zärtlichkeit für ihn sprach.

„Wenn Du Dich etwas ausgeruht hast, möchte ich Dich selbst im Hause umherführen", sagte er; „mir kommt es zu, Dir die Heimat zu zeigen, die Du den Hartensteins erhalten hast."

Mit innigem Wohlbehagen setzte sich Adelheid an den Theetisch.

„Ich habe eine seltsame Empfindung", sagte sie, indem sie lächelnd zu ihrem Gatten aufsah; „mir ist, als ob ich zum ersten Mal im Leben wirklich zu Haus wäre."

„Laß mich hoffen, daß die Empfindung fortdauert", antwortete er; „sie ist die richtige."

Nachdem sich Adelheid etwas ausgeruht hatte, führte er sie im Schlosse umher; durch eine Reihenfolge von Gemächern, deren alte verschollene Pracht während der Reise des jungen Paares mit künstlerischem Geschmack wieder aufgefrischt war.

„Deine Zimmer, liebe Adelheid, liegen im westlichen Flügel", sagte

Digitized by Google

Walter; „sie sind die freundlichsten und hübschesten von allen; wir wollen sie jetzt auch in Augenschein nehmen. Die Einrichtung Deines Boudoirs hat meine Mutter übernommen; sie selbst hat Alles dazu ausgewählt und ich hoffe, daß es Dir gefallen wird."

„Der Geschmack Deiner Mutter ist mir immer unfehlbar erschienen", antwortete Adelheid. „Ich bin zum Voraus überzeugt, das Alles reizend ist."

So war es auch. Die Decke des Boudoirs zierte ein herrliches Gemälde; Tapeten und Draperien waren von blauem Sammet mit Silber; kostbare Gemälde und Statuetten standen umher, eine künstlerisch schöne Lampe verbreitete helles mildes Licht.

Adelheid stieß einen leisen Schrei freudiger Ueberraschung aus.

„Wie schön ist das Alles, lieber Walter", sagte sie. „Man sieht wohl, daß die Einrichtung von einem Herzen voll Liebe beaufsichtigt worden ist."

Das erste, was Walter in die Augen fiel, war das Bild aus Verona, das Adelheid so sehr gefallen hatte. Klar und lebendig hob es sich von den blauen Draperien ab.

Ganz diesen Ausdruck, diesen Schmerz hatte er in Carmens Augen gesehen. Er war nicht abergläubisch, aber es fiel ihm doch auf, daß der erste Gegenstand, der sich ihm in den Gemächern seiner Gattin bemerklich machte, das schöne, tragische Antlitz sein mußte, das Carmen so ähnlich sah.

Sein eigenes Antlitz war bis in die Lippen erblaßt. Adelheid sah es sogleich und folgte der Richtung seiner Augen.

„Stört Dich mein Bild schon wieder?" fragte sie; „daß es Dir nicht gefällt, weiß ich ja, aber darum brauchst Du bei seinem Anblick doch nicht gleich auszusehen, als erblicktest Du ein Gespenst. Ich glaube fast, lieber Walter, daß ich es wieder wegnehmen lasse. Ich kann mich eines gewissen Aberglaubens in Bezug auf dies Bild nun einmal nicht erwehren. Als ich hier eintrat, war mir plötzlich, als ob mich diese traurigen Augen scharf fixirten, die Lippen sich regten und sagten, „So werden wir denn endlich zusammen weiter leben!" ich könnte schwören, daß ich diese Worte gehört habe, obwohl ich weiß, daß es nur eine Einbildung war."

„Was anders hätte es sein können?" fragte Walter; aber während er sich zwang, die Sache leicht zu nehmen und darüber zu lachen versuchte, war er nicht im Stande, sich eines Gefühls von Unbehagen zu erwehren, das sich ihm lähmend auf die Seele legte. Warum mußte ihm Carmens süßes, trauriges Gesicht gleich bei der Heimkehr vor Augen treten?" Denn Carmen war es, die Aehnlichkeit konnte keine zufällige sein.

Die jungen Eheleute trennten sich für eine Weile; Adelheid wünschte sich zum Abendessen umzukleiden. Eine Stunde später stand Walter am Fenster des großen Empfangszimmers, das zur Feier seiner Ankunft glänzend erleuchtet war; er hatte die Vorhänge zurückgeschlagen und sah auf die bereiften, im Mondlicht schimmernden Bäume des Parks hinaus. Jetzt hörte er das Rauschen einer langen seidenen Schleppe und ein süßer Veilchenduft, das einzige Parfüm, das seine junge Frau zu gebrauchen pflegte, strömte ihm zu. Im nächsten Augenblick schlangen sich

Digitized by Google

zwei warme, weiche Arme um seinen Hals und ein holdes Angesicht schmiegte sich an das seine.

„Küsse mich, Walter!“ sagte sie. Es was das erste Mal, daß sie ihn so liebkoste, „küsse mich und höre, was ich Dir sagen möchte, freundlich an.“ Ihr Kopf lehnte sich an seine Brust und ihre schlanken, weißen Finger faßten mit nervöser Unruhe an seinem Rockknöpfen hin und her. „Nur einen Augenblick höre mich an“, wiederholte sie in liebevollem Tone; „ich muß Dir einmal sagen, lieber Walter, wie glücklich ich bin!“

„Ich freue mich, das von Dir zu hören, mein Liebling! Du hast Dein Glück verdient“, antwortete der junge Mann und es fiel ihm auf, daß er Adelheid zum ersten Male mit dem Schmeichelnamen „Liebling“ genannt hatte.

„Ich bin noch nicht zu Ende“, fuhr sie schüchtern fort; „ich möchte Dir noch mehr sagen.“

„Sag es, liebe Adelheid!“ bat er.

„Es wird mir nicht ganz leicht, ich fürchte mich, schäme mich“, fuhr sie fort, während ihr eine heiße Röthe ins Gesicht stieg. „Ich bin aber in der Absicht hergekommen, es Dir zu sagen und will es nun auch thun, lieber Walter, ich bin sehr glücklich und ich habe Dich sehr, sehr lieb.“

„War es das, was Du mir sagen wolltest?“ fragte er gerührt; er fühlte, daß er diese reine, schöne Liebe nicht verdiente.

„Ja, ich habe schon oft gewünscht, es Dir zu sagen, aber ich konnte mich immer nicht dazu entschließen, und dann habe ich mich oft selbst gefragt, ob Du wohl eine Ahnung davon hättest, wie tief und innig ich Dich liebe?“

Die glänzenden Augen, die zu ihm aufblickten, strahlten in Zärtlichkeit, aber in seinem Gesicht antwortete auch nicht ein Zug auf das, was sie empfand; im Gegentheil, nur eine gewisse schmerzliche Verwunderung sprach sich darin aus. Mit einer lieblichen, anmuthig fragenden Geberde erhob sie die Hand und strich ihm sanft über die Stirn.

„Ist irgend ein Schatten zwischen uns, lieber Walter?“ fragte sie nachdenklich.

„Nein!“ antwortete er ohne sich zu besinnen.

„Dann werden wir in unserm neuen Heim, unserm neuen Leben glücklich werden“, sagte sie, „und ich freue mich, daß ich endlich gegen Dich ausgesprochen habe, wie innig ich Dich liebe!“

XXXVII.

Der Freiherr von Röhn und seine Frau kamen zum Weihnachtsfest nach dem Hartenstein. Auch an seine Mutter hatte Walter eine dringende Einladung geschickt, sie war aber nicht im Stande, derselben zu folgen; eine heftige Erkältung hielt sie in Wolfshagen fest. Um sich einigermaßen dafür zu entschädigen, bat sie, daß Walter und Adelheid, wenn die Festtage vorüber und ihre Gäste abgereist wären, auf ein paar Wochen zu ihr kommen möchten.

„Ich werde zu Eurer Unterhaltung einige liebenswürdige Menschen einladen“, schrieb sie. „Jedenfalls müßt Ihr kommen, ich sehne mich danach, endlich mit eigenen Augen zu sehen, wie glücklich Ihr seid.“

Mit einem Seufzer legte Adelheid den Brief aus der Hand.

„Wollen wir hinfahren, Walter?“ fragte sie; „ich habe das größte Verlangen danach, es ist so natürlich, daß Deine Mutter uns zusammen zu sehen wünscht, wollen wir hinfahren?“

Er wendete sich ab, um den Ausdruck seiner Verlegenheit zu verbergen.

„Ich weiß es noch nicht, so schnell kann ich nicht darüber entscheiden“, sagte er.

„Hast Du irgend einen ernsten Grund, der Dich an dem Besuch verhindert?“ fragte sie wieder; sein Zögern kam ihr sonderbar vor.

„Nein, liebe Adelheid, welchen Grund sollte ich haben?“ erwiederte er. „Das Einzige, was mich bedenklich macht, ist die Zeitfrage. Du mußt wissen, daß ich binnen Kurzem in die Hauptstadt zu übersiedeln wünsche. Ich will meinen Sitz in der ersten Kammer einnehmen und mich an der politischen Aufgabe des Tages betheiligen.“

„Es freut mich, daß es nur Zeitmangel ist, der Dich in Bezug auf den Ausflug nach Wolfshagen bedenklich macht“, meinte Adelheid.

„Was könnte mich sonst zurückhalten?“ fragte er. „Ich habe meine Mutter herzlich lieb, und der Aufenthalt in ihrem Hause kann nur angenehm sein.“

„Also werden wir hingehen?“

„Ja, liebes Herz, wenn es sich irgend einrichten läßt, bin ich gern dazu bereit.“

Er sah, daß sich Adelheid sehr auf den Ausflug freute, und gab sich Mühe, fortan in heiterm Tone mit ihr davon zu sprechen.

Dem Freiherrn gefiel es sehr auf Hartenstein; er konnte nicht aufhören, seiner Befriedigung Worte zu geben.

„Alles ist wie ichs nur wünschen kann“, sagte er; „meine innigsten Herzenswünsche sind erfüllt. Es hätte mir gar nichts Besseres widerfahren können, ich bin vollkommen glücklich.“

In diesem Entzücken blieb er. Seine Tochter erschien ihm als die glücklichste Frau der Welt: ihr Gatte ließ nichts zu wünschen übrig. Mit dem stolzen Bewußtsein, zu dem nächsten Verwandten eines der ältesten Geschlechtern des Landes zu gehören, kehrte er in die Hauptstadt zurück.

Sobald er abgereist war, wiederholte Gräfin Hildegard ihre Einladung auf das Dringendste. Sie sehnte sich, Sohn und Schwiegertochter zu sehen. Widerstand war nicht möglich; Adelheids Meinung nach stand dem Besuche nichts im Wege. Die Mutter verlangte nach ihnen; es war somit geradezu ihre Schuldigkeit, der Aufforderung zu folgen. Sie ahnte nicht, daß Walter Nacht für Nacht schlaflos in seinem Bette lag und sich den Kopf zermarterte, um eine glaubwürdige Entschuldigung zu finden. Die Pein, die ihm und Carmen bevorstand, war so groß, daß er nicht wußte, wie sie dieselbe überstehen sollten. Das Leben war jetzt schon schwer genug, was sollten sie beginnen, wenn sie sich täglich wiederholt begegnen und unter einem Dache wohnen mußten!

Er stöhnte laut auf, wenn er daran dachte.

„Sie wird ihre Pflicht thun und ich muß die meinige erfüllen“, sagte er zu sich selbst. „So schwer es uns auch fallen mag, wir müssen es durchführen.“

Digitized by Google

Er ging nicht mit blinden Augen in die Gefahr hinein, sondern dachte ernstlich über die Art und Weise seines Verhaltens nach; auch nicht ein Gedanke, der Adelheid gehörte, sollte durch eine Andere in Anspruch genommen werden.

Walter hatte den Besuch in Wolfshagen bis Anfang März hinausgeschoben. Seine Mutter hatte um diese Zeit noch einige andere Gäste zu erwarten und es schien ihm leichter, Carmen unter mehreren Menschen zu begegnen, als im engsten Familienkreise mit ihr zu verkehren. Schon zum Voraus fürchtetete er sich vor den ihm bevorstehenden Aufgaben, wie vor einer der schwierigsten seines Lebens.

Wolfshagen, das zweite Gut der Hartensteins, lag in einer flachen anmuthigen Gegend, in einer der fruchtbarsten Provinzen des Landes. Ein gutgepflegter Garten umgab das Haus, das in italienischem Geschmack erbaut, mit hohen Fenstern, Balkonen und Veranden versehen war.

Adelheid freute sich über die wechselnden Eindrücke der Fahrt. Walter betete in der Tiefe seines Herzens, daß der Himmel Alles zum glücklichen Ende führen wolle, und daß ihm der Trost zu Theil werden möge, Carmen mit ihrem Loose zufrieden zu finden.

Es war kalt und grau, als sie Wolfshagen erreichten. Der Wagen hielt vor einer schönen Eingangshalle; die meisten Fenster des stattlichen Hauses waren erleuchtet und der alte würdige Kammerdiener, der schon seit einigen zwanzig Jahren dem Hause der Gräfin Hildegard angehörte, führte das junge Paar die Treppe hinauf.

„Die gnädige Gräfin befinden sich nicht ganz wohl und sind deshalb in ihrem Boudoir geblieben", sagte der alte Mann, und seine Hände zitterten vor Freude über das Wiedersehen seines jungen Herrn.

Er öffnete eine Thür und sie traten in Gräfin Hildegards Zimmer. Ein Bild des Behagens bot sich ihren Augen: im Kaminofen brannte ein helles Feuer; verhangene Lampen warfen ein sanftes Licht auf die schöne, geschmackvolle Einrichtung, die zahlreichen Kunstgegenstände ringsumher. Auf dem Sophatisch war der Thee servirt.

Gräfin Hildegard, in einem schwarzen Sammetkleide, saß in einem bequemen Lehnstuhl. Lächelnd hieß sie die Beiden willkommen.

„Meine liebe, liebe Tochter, wie freue ich mich, Dich endlich hier zu haben", sagte sie, indem sie Adelheid in die Arme schloß.

Walters erste Empfindung war die des Aufathmens, es war ihm noch eine kleine Frist gegeben, ehe er sich Carmen gegenüber sehen mußte. Und dann freute er sich, seine Mutter trotz ihres momentanen Unwohlseins so gut aussehend zu finden. Wenige Minuten später saßen die Damen beim Thee, und auch der junge Mann ließ sich eine Tasse des duftigen Tranks gefallen. Wie die Drei zusammen saßen, bildeten sie eine Gruppe anmuthig-häuslichen Behagens.

„Sind die erwarteten Gäste schon angekommen, liebe Mama?" fragte Adelheid.

„Ja, die meisten derselben sind da", antwortete Gräfin Hildegard; „Ihr sollt einen heitern Kreis zu Eurer Unterhaltung versammelt finden und ich hoffe, daß es mir gelungen ist, ihn zusammenzubringen. Rittmeister von Schall mit seiner jungen Frau und Gräfin Balder, die schöne, interessante Witwe, und ein paar junge Lieutenants sind schon

Digitized by Google

hier; Fräulein von Alten, Du kennst sie ja, lieber Walter, und Hauptmann Winfried kommen heute noch."

„Es giebt nichts reizenderes, als ein Landhaus voll Logirbesuch!" rief Adelheid. „Wir werden uns köstlich amüsiren. Aber warum bist Du nicht bei Deinen Gästen, liebe Mama?"

„Ich fühlte mich angegriffen", erwiederte die Gräfin. „Meine liebenswürdige Gesellschafterin vertritt meine Stelle."

„Ich fürchte, Mama, daß Deine beiden Kinder auf die junge Dame eifersüchtig werden", sagte Adelheid und lachte.

Gräfin Hildegard schüttelte den Kopf. „Das brauchen sie nicht!" gab sie zur Antwort. „Uebrigens muß ich gestehen, daß mich die liebevollste Tochter nicht besser pflegen könnte, als es Fräulein Erbach thut."

„Wo ist sie denn?" fragte Adelheid. „Ich brenne vor Verlangen, sie zu sehen."

Walter trat ans Fenster; am liebsten hätte er das Zimmer verlassen; es war ihn unerträglich, die verlorene Geliebte hier und in diesem Augenblicke wiederzusehen. Aber sein Fortgehen hätte Aufmerksamkeit erregt, und das wollte er vermeiden.

Gräfin Hildegard klingelte und ließ Fräulein Erbach bitten, sich zu ihr zu bemühen. Adelheid in ihrem Reisecostüm von pelzbesetztem Sammet, mit den frischen Farben, die ihr theils die Winterluft, theils das warme Zimmer gegeben, sah reizend aus und war in der heitersten Stimmung. Ihr Lachen und Plaudern mit Gräfin Hildegard nahm kein Ende. Walter dagegen war zu Muth, als ob der Weltuntergang bevorstände. Wie die Minuten der Erwartung dahingingen, wußte er nicht, er konnte sich nur den Abschied von Carmen vergegenwärtigen, das holde von Thränen überströmte Gesicht, die zitternde Stimme, die ihm so schmerzlich zugerufen: „Lebe wohl, mein Geliebter lebe wohl!" und nun sollten sie sich wieder gegenüberstehen!

Barmherziger Himmel, wie mußte er sie geliebt haben! sein Herz schlug so mächtig, daß es ihm fast dem Athem nahm; die Fieberglut der Erwartung stürmte durch seine Adern und die Thränen, die ihm heiß ins Auge stiegen, verdunkelten seinen Blick für Alles, was ihn umgab.

Nun aber hörte er einen leichten Schritt, das Rauschen eines seidenen Kleides; hörte, daß Jemand ins Zimmer trat, und daß seine Mutter sagte:

„Liebe Carmen, ich wünsche Sie mit meiner Schwiegertochter und meinem Sohne bekannt zu machen. Liebe Adelheid, erlaube, daß ich Dir Fräulein Erbach, meine Gesellschafterin vorstelle."

Walter hörte die melodische Stimme seiner Frau ein paar freundliche Worte sagen; die andere Stimme aber, nach deren Klang seine Seele schmachtete, blieb stumm.

„Walter", fuhr Gräfin Hildegard fort und ihm blieb nichts übrig, als wieder näher zu treten, „meine liebe Gesellschafterin, Fräulein Erbach."

Er sah ein glänzendes graues Seidenkleid, eine kleine zitternde Hand; die Augen aufzuheben wagte er nicht. Er verbeugte sich stumm, auch Carmen machte eine förmliche Verbeugung; dann wendete er sich wieder ab, er mußte seiner leidenschaftlichen Bewegung Herr werden, ehe er sich gestatten durfte, ihr ins Gesicht zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Spiritismus und Verstand.

Wenn ich es übernehme, hier über den Spiritismus zu sprechen, so bin ich mir der Schwierigkeiten meiner Aufgabe wohl bewußt. Die Hoffnung jedoch, ein oder das andere Neue und Interessante mittheilen zu können, überwand meine Scheu vor dem dornigen Thema. Der Spiritismus ist so zu sagen ein heimatloser Vagabonde auf dem weiten Felde der Wissenschaft. Man kann ihn vorläufig nirgends sicher unterbringen und ich zweifle sehr, daß es jemals möglich sein wird. Fast alle anderen Erscheinungen gehören in irgend ein bestimmtes Fach, die eine zur Medicin, die andere zur Theologie, die dritte zur Philosophie. Aber der Spiritismus ist ein anderartiges Wesen. Er steht mit einem Fuß in der Physik, mit dem andern in der Metaphysik. Und dieses Wechselbalges wollen sich im Allgemeinen weder die Physiker annehmen, wegen seines metaphysischen Charakters, noch die Metaphysiker wegen seiner physikalischen Eigenschaften. Der Spiritismus ist dieser ungleichen Beine wegen sehr dem Straucheln unterworfen und schießt dabei die lächerlichsten Purzelbäume, so daß es Niemandem übelzunehmen ist, wenn er darüber lacht. Dann hat er auch wieder seine gefährliche Seite.

Denn der Ungebildete ist einerseits zum Aberglauben geneigt und kann durch ihn zu den schrecklichsten Verbrechen getrieben werden, ist aber andererseits von der Ueberzeugung erfüllt, Alles zu wissen und spottet in seiner glücklichen Einfalt über Alles, was er nicht versteht.

Nur in einem gebildeten Geiste findet sich jener liebenswürdige und wahrheitfördernde Skepticismus, den ich als eine Zweifelsucht bezeichnen möchte, die in der Wißbegierde ihren Ursprung hat.

Der Spiritismus knüpft an das unerklärliche Etwas, an das *δαιμονιον*, welches Platon als Boten und Vermittler zwischen den Göttern und Menschen bezeichnet. Dieses *δαιμόνιον* beherrscht die Welt trotz alles **common sense** und es spottet allen Fortschritts. Der **common sense**, der gesunde Menschenverstand, spielt ihm gegenüber keine andere Rolle, als die des Sancho Pansa gegenüber dem Don Quixote. Er ist immer der Klügste, aber er muß doch mit und bekommt stets seine Prügel. Nicht der **common sense** leitet und fördert die Geschicke der Menschheit. Noch kein großer Mann, kein Genie, kein Reformator hat gesunden Menschenverstand gehabt, denn die Leute von gesundem Menschenverstande hüten sich wohl, sich kreuzigen, viertheilen, verbrennen und verbannen oder auch nur sich zeitlebens ärgern zu lassen. Sie treiben ihr Geschäft mit Nutzen, ihren Beruf mit Beförderung, lassen sichs wohl sein und zeugen Kinder. Ungemein bezeichnend für dies Verhältniß ist die Anecdote vom alten Blücher, der in St. Cloud sagte: „Was

muß das für ein Narre gewesen sein, der das Alles hatte und nach Moskau gelooſen iſt."

Aber die bewegenden Großen der Menſchheit ſind von einem Dämon beſeelt, ſie wiſſen etwas von einem unerklärlichen Etwas, das die letzten Gründe der Dinge umgiebt und die Seelen der Menſchen mit geheimnißvollem Schauder erfüllt.

Wir leben in dem nüchternen, bürgerlich ſoliden Deutſchland', in einer ſehr aufgeklärten Zeit, und ſind, ſo viel ich weiß, lauter ganz vernünftige Leute. Und doch, glaube ich, giebt es nur wenige unter uns, die nicht irgendwo einen größern oder kleinern verwundbaren Fleck, hinſichtlich des *δαιμόνιον* hätten. Und ſelbſt diejenigen, die am Tage und in fröhlicher Geſellſchaft vollſtändig davon überzeugt ſind, daß Gott und Unſterblichkeit nur ein von den Prieſtern erfundener Schwindel ſind und die die ganze Welt ſo glatt und kahl vor ſich ſehen, wie einen abgeräumten Eßtiſch, ſelbſt dieſe haben wohl des Nachts beim Mondſchein zwiſchen Gräbern und allein eine eigenthümliche Empfindung, bei der ſich ihr Haar aufrichtet, ſie ſehen in der Vorſtellung des Hamlet nicht ohne tiefe Bewegung den von Grauſen erfüllten Prinzen dem Geiſte ſeines Vaters folgen, oder den mörderiſchen Macbeth auf den Stuhl ſeines todten Freundes hinſtarren, und ſie empfinden in den Momenten großer Entſcheidungen ihres Lebens die Macht eines Ueberirdiſchen, vor dem alle unſere Klugheit Thorheit iſt.

An dieſes unerklärliche Etwas nun, das in der Bruſt aller Menſchen lebt und ſich früher oder ſpäter, bei dieſer oder jener Gelegenheit bemerklich macht, knüpft, wie geſagt, der Spiritismus an, und daher iſt das Intereſſe erklärlich, das er allgemein erregt, während doch ſeine äußerlichen Erſcheinungen ſich kaum von Taſchenſpielerſtückchen unterſcheiden.

Denn die Kunſtſtücke der Philadelphia, Bellachini und anderer Zauberkünſtler erregen nur das, was man Amüſement nennt und erhitzen niemals die Meinungen der Zuſchauer gegeneinander.

Da nun dies allgemeine Intereſſe für den Spiritismus beſteht — es giebt jetzt dreiunddreißig ſpiritiſtiſche Zeitſchriften mit mehreren Millionen Leſern, hauptſächlich in Amerika und England, ſo denke ich, verlohnt er ſich auch wohl unſerer Beachtung.

Was den Namen Spiritismus betrifft, ſo unterſcheide man wohl. Es iſt nicht Spiritualismus, ſteht aber damit im Zuſammenhange. Spiritualismus iſt der Gegenſatz zum Materialismus. Letzterer beſteht, kurz geſagt, darin, daß die Exiſtenz einer Seele im Menſchen wie überhaupt in der ganzen Schöpfung geleugnet wird. Was man Seele nennt, würde nach materialiſtiſcher Auffaſſung etwa das ſein, was die Stimmung bei einem Clavier iſt. Zertrümmert man das Inſtrument, ſo hört die Stimmung auf. Der Spiritualismus aber, die entgegengeſetzte Anſchauung, behauptet, die Seele ſei ein abſolut immaterielles Weſen, das mit dem Tode des Menſchen neuen Formen des Daſeins entgegengeht.

Der Gegenſatz dieſer beiden Anſchauungsweiſen iſt nothwendigerweiſe ſo alt wie das Menſchengeſchlecht, denn ſo lange es Menſchen giebt, mußte ihnen der Tod wie ein ſchauerliches Fragezeichen entgegengrinſen, und er dominirt in letzter Inſtanz alle Fragen. Die Frage der

Digitized by

Unsterblichkeit der Seele ist unauflöslich verbunden mit der Frage der Existenz eines Gottes und bildet den Kernpunkt aller Religionen.

Spiritismus ist nun das Bestreben einer bestimmten spiritualistischen Partei, die Existenz einer unsterblichen Seele durch die Erfahrung, also auf empirischem Wege zu beweisen. Er begiebt sich damit auf das eigentliche Gebiet des Materialismus, der natürlich nur Empirie kennt und jede Erkenntniß a priori zu leugnen genöthigt ist. Hierin nun, daß also der Spiritismus sich zu spiritualistischen Zwecken der Waffen des Materialismus bedient, sucht er seine Stärke. Hierin liegt aber natürlicherweise eben seine Schwäche, wie es mir vorkommt.

Ich will ein großes Beispiel anführen. Die christliche Kirche sieht als den Eckstein der christlichen Religion die Auferstehung Christi an. Indem sie aber das Wiedererscheinen des Herrn auf der Erde zum Beweise seines Lebens nach dem Tode macht, betritt sie das Gebiet der Empirie, und gerade von diesem Punkte aus sind von jeher die schwersten und gediegensten Angriffe gegen das Christenthum ausgegangen.

Die Worte aber, die Sokrates vor seinem Tode sprach und die kein anderes Ziel hatten, als die Auferstehung Christi, indem sie nämlich den Beweis der Unsterblichkeit führten, haben niemals andere Angriffe erfahren, als von jener Seite her, gegen welche, wie man sagt, die Götter selbst vergebens kämpfen. Denn sie bleiben auf dem Gebiete der Speculation und wer sie versteht, wird auch zugleich von ihnen überzeugt. Die Kirche kann aber keine Speculation brauchen. Sie will auf die Menge wirken, deshalb appellirt sie aber auch an den Autoritätsglauben.

Ich sollte daher meinen: Wer sich um die Ziele des Spiritismus bekümmert, wem also der Beweis der Unsterblichkeit der Seele am Herzen liegt, der thut am besten, wenn ihm die Gnade des Glaubens versagt blieb, den einzig sichern Weg zu gehen, den der Speculation, den der daimonische Sokrates gegangen ist; wenn er dann noch Zeit übrig hat, mag er auch den Spiritismus studiren. Wer aber, ohne den sichern Weg zu kennen, in die Nebenwege, Schluchten und Klüfte des Spiritismus geräth, und der Hoffnung ist, durch ihn allein zur Wahrheit zu kommen, der ist übel berathen.

Zur Sache also!

Ich werde unter der unendlichen Menge spiritistischer Berichte einige auswählen, die in ihrer Art charakteristisch sind. Sie sind zum Theil einem Werke des Robert Dale Owen, ehemaligen amerikanischen Gesandten, entnommen, der sein Leben der Untersuchung der Realität spiritistischer Phänomene gewidmet hatte, nachdem er im Jahre 1856 einmal in einer Gesellschaft in Neapel beim russischen Gesandten Kokoschkin zu seiner Ueberraschung durch das sogenannte magnetische Schreiben eine merkwürdige Mittheilung erfahren hatte.

Zunächst eine Geschichte, die von einer medicinischen Fachschrift, dem Edinburgh Medical und Surgical Journal im vierundsechzigsten Bande mitgetheilt wird. Herr S. reiste durch den Wolfridgewald bei Alverston eines Nachts gegen zwölf Uhr. Er war von seinem Hunde begleitet, einer Mittelrace zwischen Neufundländer und Bullenbeißer, einem kräftigen und muthigen Thier. Er hatte eine Flinte und ein paar geladene Pistolen bei sich, außer seinem Säbel; er gehörte zur dortigen Militärschule. Der Weg lief mitten durch den Wald, und bei-

Digitized by Google

nahe in der Mitte des Waldes, an einer etwas mehr offenen Stelle desselben, war ein Kreuz errichtet, um den Ort zu bezeichnen, wo ein Jäger ermordet worden war. Von der Stelle ging die Sage, daß es dort umgehe, und der Geist sollte schon wiederholt gesehen worden sein. S. war schon oft an diesem Kreuz vorübergegangen, ohne etwas zu sehen, und er nahm die Geistergeschichte für ein Märchen, das von den dort häufig erscheinenden Wilddieben aufgebracht sei.

Als er sich in dieser Nacht der offenen Stelle im Walde näherte, glaubte er am andern Ende jener Lichtung die Gestalt eines Mannes zu erblicken, jedoch undeutlicher als gewöhnlich. Er rief den Hund an seine Seite, der vorher umhergeschweift war, faßte ihn beim Kopfe, um ihn scharf aufpassen zu lassen, und spannte den Hahn seiner Flinte. Der Hund war dabei sehr ungeduldig. S. rief die Gestalt an, erhielt jedoch keine Antwort. Argwöhnend, daß es ein Wilddieb sei, und auf ein Zusammentreffen mit ihm vorbereitet, lenkte er seines Hundes Aufmerksamkeit auf die Erscheinung, aber das Thier erwiederte nur mit Knurren. Er hielt dann seine Augen beständig auf die Gestalt gerichtet, worauf sie plötzlich in eines Armes Länge von ihm glitt. Noch immer sah er ihr beständig ins Gesicht, während sie ihre Augen fest auf die seinen richtete. Sie hatte sich ihm ohne Geräusch, ohne jedes Rascheln genähert. Er konnte seine Augen von denen dieser Erscheinung nicht abwenden, sie zauberten ihn gleichsam auf diese Stelle fest, und er hatte keine Kraft mehr in seinem Körper. Er empfand keine Furcht, nur ein gewisses unbeschreibliches Gefühl von Scheu. So bezaubert waren seine Augen von denen der Gestalt, daß er nicht einmal ihre Kleidung, noch selbst ihre sonstige Bildung bemerkte. Sie schaute ihn ruhig und mit einem freundlichen Blick eine Zeit lang an, die er nicht über eine halbe Minute schätzt, dann wurde sie plötzlich unsichtbar. Die Gestalt hatte im Ganzen etwa fünf Minuten lang vor ihm gegaukelt.

S. wandte sich jetzt zu seinem Hunde. Das Thier stand zusammengekrümmt da, mit herabhängendem Unterkiefer, an allen Gliedern zitternd, zuckend und mit kaltem Schweiß bedeckt. Es erkannte seinen Herrn scheinbar nicht wieder, als dieser zu ihm sprach, und es dauerte längere Zeit, ehe es überhaupt zur Besinnung kam und wieder gehen konnte. Es wich auf dem Wege nicht mehr von seines Herrn Seite, erholte sich von seinem Schrecken erst nach vierzehn Tagen und wurde nie wieder das frühere lebhafte Thier. Keine Rücksicht konnte es jemals wieder verlocken, bei Dunkelheit den Wald zu betreten, und bei Tage passirte es jene Stelle nur mit seinem Herrn und zitternd.

S. hat jene Stelle später sehr häufig passirt, auch um die Mitternachtstunde, aber nie wieder etwas Gespensterhaftes gesehen.

Eine andere Geschichte: Major Eduard Moor hörte in seinem Hause zu Grant Bealings bei Ipswich am Nachmittage des 6. Februar 1834 die Speisezimmerglocke drei Mal ohne jede Veranlassung schellen. Am nächstfolgenden Tage schellte die Glocke mehrere Male, gleichfalls ohne augenscheinliche Ursache. Am dritten Tage gaben fünf von den neun im Erdgeschoß des Hauses in einer Reihe aufgehängten Glocken laute Schläge von sich, während man keinen Menschen als in Berührung mit den Schellenzügen entdecken konnte. Nach diesem wurden alle Glocken im Hause, zwölf an der Zahl, mit Ausnahme einer, der Vor-

Digitized by

derthürglocke, wiederholt auf diese Weise geläutet; fünf Glocken läuteten gewöhnlich zu gleicher Zeit. Dies dauerte tagtäglich den ganzen Februar und März hindurch fort. Die Glocken läuteten auf eine schmetternde Weise, ganz verschieden von ihrem sonstigen Klingen. Mit keiner Zugkraft, sagt Major Moor, konnte dieses heftige Schellen derselben bewirkt werden. Wenn sie mit der Hand geläutet wurden, war die Bewegung der Glocken und ihrer spiralen, biegsamen Träger verhältnißmäßig langsam und wahrnehmbar, nicht so war sie bei diesem Geläut, sie war dann zu heftig, um deutlich gesehen zu werden. Der Major gab sich die erdenklichste Mühe, den Grund des Läutens zu entdecken, seine Domestiken, seine ganze Bekanntschaft strengte sich in Untersuchungen an, aber ohne Erfolg. Mit dem 27. März aber hörte das Läuten auf, wie abgeschnitten.

Der Major hatte inzwischen eine Darstellung dieser Erscheinung in die Ipswicher Zeitung einrücken lassen und die Bitte ausgesprochen, ihm mit einer Aufklärung womöglich zu Hülfe zu kommen. Er erhielt darauf viele Briefe, und unter anderen vierzehn Briefe, in denen die Schreiber ihm Geschichten von mysteriösem Glockenschellen in ihren eigenen Häusern erzählten.

Eine andere Geschichte von Florence Marryat, Tochter des bekannten Capitain Marryat: In einer nördlichen Grafschaft Englands, zu Burnham Green, besitzen Sir Harvy und Lady Bell ein Landhaus. Sie haben es geerbt. Es soll ein Geist darin umgehen. Sie lachen darüber. Ihre zahlreichen Freunde, herzlich eingeladen, sammelten sich zu Burnham Green und hielten den Ort sammt seinem Wirth und seiner Wirthin für bezaubernd, jedoch nach einiger Zeit brachten sie elende Entschuldigungen vor, um ihre Besuche abzukürzen, kamen auch niemals wieder. Es stellte sich heraus, daß sie den Geist gesehen hatten.

Sir Harry und Lady Bell waren darüber höchst empört und thaten Alles, um den Aberglauben zu zerstreuen. Sie untersuchten die Geschichte des Geistes, der unter dem Namen „Die Lady von Burnham Green" umging, und fanden, daß man ihn für den Geist einer ihrer weiblichen Vorfahren hielt, welche zur Zeit der Königin Elisabeth gelebt hatte und in den Verdacht gekommen war, ihren Gatten vergiftet zu haben. Ihr Bild hing in einem der unbenutzten Schlafgemächer. Lady Bell ließ das Gemach renoviren, das Bild der Lady neu einrahmen, vergebens, Niemand konnte in dem Zimmer Schlaf finden, die Besucher, die es erhielten, baten nach der zweiten oder dritten Nacht wechseln zu dürfen, Gast um Gast ergriff die Flucht aus dem Hause.

In diesem Dilemma wandte sich Sir Harry an Capitain Marryat, seinen alten Freund, um Rath. Der Capitain, der die Geschichte nicht glaubte, erbot sich, das verrufene Zimmer einzunehmen. Mit einem paar geladenen Pistolen unter seinem Kissen war er mehrere Nächte ungestört und begann schon an seine Heimkehr zu denken. Aber er sollte doch nicht so leicht davonkommen.

Eines Nachts klopfte, als Capitain Marrryat sich eben zu Bett legen wollte, Mr. Lascelles, einer der Gäste, an seine Thür, und ersuchte ihn, noch auf sein Zimmer herüberzukommen, und dort eine neu erfundene Vogelflinte zu besichtigen, deren Verdienste sie eben erst im Rauchzimmer besprochen hatten. Der Capitain, welcher sich bereits des

Digitized by Google

Rockes und der Weste entledigt hatte, nahm ein Pistol an sich. „Im Falle wir dem Geist begegnen", äußerte er scherzend, ging den Corridor entlang bis in Mr. Lascelles Zimmer und wandte sich, nachdem er dort einige Minuten über die Vorzüge des neuen Gewehrs geplaudert hatte, wieder zur Rückkehr. Mr. Lascelles kehrte mit ihm zurück. „Nur um Sie vor dem Geist zu schützen", sagte er lachend.

Der Corridor war lang und finster, die Lampen waren schon um Mitternacht ausgelöscht worden; als sie ihn aber betraten, sahen sie ein schwaches Licht von dem entfernteren Ende aus kommen, ein Licht, welches von einer weiblichen Gestalt gehalten wurde. Die Kinder von verschiedenen Familien waren auf dem obern Saale einlogirt, und Mr. Lascelles vermuthete, es sei eine Dame, welche die Kinderstube besuchen ginge. Der Capitän, welcher sich erinnerte, daß er sich in Hemd und Hosenträgern befinde und in dieser Ankleidung einer Dame nicht entgegentreten wollte, zog seinen Gefährten bei Seite.

Die Zimmer im Corridor waren alle einander gegenüberliegend und nur durch doppelte Thüren zugänglich, deren erste bei ihrer Oeffnung ein kleines Entrée erschloß, während die zweite Thür zum eigentlichen Schlafzimmer führte. Viele Personen verschlossen nach Betretung ihrer Zimmer nur die zweite Thür, während sie die erste offen ließen, und so waren mein Vater und Mr. Lascelles, als sie in einen dieser Zufluchtsorte traten, im Stande, sich hinter der halbgeschlossenen Thür zu verbergen. Dort in der Finsterniß schmiegten sie sich an einander, wie ich nicht zweifle, gar sehr über die Situation, in der sie sich befanden, zum Lachen geneigt, aber schrecklich besorgt, daß sie nicht durch einen Verrath ihrer ungesetzlichen Anwesenheit den Inhaber des Schlafzimmers, vor dem sie standen, oder die Dame, welche zum Orte ihrer Verborgenheit vorschritt, beunruhigen möchten.

Letztere schritt sehr langsam vorwärts, oder wenigstens schien es ihnen so; aber sie konnten den Schimmer ihrer Lampe durch die Oeffnung der Thür beobachten; und jetzt gab mein Vater, der starr sein Auge dorthin geheftet hielt, den halb unterdrückten Ausruf von sich: „Lascelles, beim Jupiter, die Lady!"

Er hatte das Gemälde der vermeintlichen Erscheinung sorgfältig studirt, war mit jedem Detail ihrer Kleidung und ihres Aussehens vollständig vertraut und fühlte, daß er sich nicht irren konnte in dem rothen Sammetjäckchen, weißen Brustlatz und Unterrock, der hochstehenden Halskrause und dem auffrisirten Haar der jetzt gegen sie vorschreitenden Gestalt.

„Ein glänzendes Machwerk", sagte er fast athemlos; „aber wer es auch immer gethan hat, soll finden, daß ich einen solchen Scherz mit deren zwei aufnehme."

Aber Mr. Lascelles sagte nichts. Betrug oder nicht, er liebte die Blicke der Lady von Burnham Green nicht.

Sie kam herbei, ruhig und würdig, weder zur Rechten noch zur Linken blickend, während mein Vater sein Pistol spannte und vor ihr auf Anschlag lag. Er wartete, daß sie an ihrem verborgenen Orte vorübergehen würde und beabsichtigte, ihr zu folgen und sie sprechen zu machen. Aber statt dessen erreichte das trübe Licht die Thür und dann stand es still.

Digitized by Google

Lascelles schauderte. Er war ein tapferer Mann, aber sensitiv. Doch meines Vaters eiserne Nerven regten ihn an, ruhig zu sein.

Im nächsten Augenblick bewegte sich die Lampe wieder weiter, sie kam immer näher und näher, und rings um die halb geschlossene Thür eindringlich auf sie blickend, als ob sie wirklich neugierig wäre, zu sehen, wer dort sei, starrten das bleiche Antlitz und die grausamen Augen der Lady von Burnham Green.

Gleichzeitig stieß mein Vater die Thür auf und stellte sich ihr gegenüber. Sie stand vor ihm im Corridor genau so, wie sie auf dem Gemälde in seinem Schlafzimmer stand, aber mit einem Lächeln malitiösen Triumphes auf ihrem Gesicht; und von diesem Anblick gereizt, hob er sein Pistol und feuerte es auf sie ab. Die Kugel durchbohrte die Thür des entgegengesetzten Zimmers, die Lady aber ging mit demselben Lächeln durch die Thürfüllungen hindurch und verschwand.

Eine andere Geschichte, von der in der Literatur berühmten Lady Morgan erzählt: Im Jahre 1811, an dem ersten Sonnabend, welcher der Ernennung des Prinzen von Wales zum Regenten folgte, besuchten mich Lord Erskine, später Lord Kanzler von England, und die Herzogin von Gordon. Die Herzogin erzählte eine sehr seltsame und romantische Geschichte vom zweiten Gesicht in ihrer eigenen Familie, welche mich amüsirte, wenn sie mich auch nicht überzeugte.

„Auch ich", sagte Lord Erskine, „glaube an das zweite Gesicht, weil ich ihm unterworfen gewesen bin. Als ich noch ein junger Mann war, hatte ich mich einige Zeit von Schottland abwesend befunden. Als ich am Morgen meiner Ankunft in Edinburg die Stufen einer Emportreppe herabstieg, auf der ich aus einem Buchhändlerladen kam, begegnete ich unserm alten Familienkellermeister. „He! alter Knabe", sagte ich, „was machst Du hier?" Er versetzte: „Ich will Euer Gnaden treffen und um Ihre Vermittelung bei meinem gnädigen Herrn bitten, um eine mir gehörige Summe wiederzubekommen, die mir der Haushofmeister bei der letzten Abrechnung nicht gezahlt hat." Von seinen Blicken und seinem Benehmen betroffen, hieß ich ihn mir zum Buchhändler folgen, in dessen Laden ich zurückging. Als ich mich aber umwandte, um ihn zu sprechen, war er nicht mehr da. Ich erinnerte mich, daß seine Frau einen kleinen Handel in der Altstadt betrieb. Ich suchte sie auf und fand die alte Frau in Wittwentrauer. Ihr Gatte war vor einigen Monaten gestorben und hatte ihr auf seinem Todtenbette gesagt, daß meines Vaters Haushofmeister ihn um eine Geldsumme betrogen habe, und daß, wenn der junge Herr zurückkäme, er schon zusehen werde, daß sie zu ihrem Rechte käme. Dies versprach ich auch zu thun, und kurz nachher erfüllte ich mein Versprechen. Der Eindruck war unauslöschlich, und ich bin außerordentlich vorsichtig, die Möglichkeit solcher übernatürlichen Besuche zu leugnen, wie sie Ihre Gnaden soeben in ihrer eigenen Familie bestätigt haben."

Lady Morgan fügt dieser Erzählung folgende Bemerkung hinzu: Entweder glaubte Lord Erskine diese seltsame Geschichte oder er glaubte sie nicht. Wenn er sie glaubte, welch eine sonderbare Verirrung seines Verstandes! Wenn er sie nicht glaubte, welch eine noch sonderbarere Abirrung von der Wahrheit! Meine Meinung ist, daß er sie wirklich glaubte.

Digitized by Google

Das ist nun, wie Mr. Owen richtig sagt, eine sonderbare Art und Weise Thatsachen gegenüber, die von einem der angesehensten Männer, einem tadellosen Charakter und ausgezeichneten Juristen behauptet werden, aber sie entspricht ganz der Art und Weise der meisten Leute. Mit der Wendung der Lady Morgan kann man den Glauben an Personen und die Möglichkeit, Thatsachen durch Beobachtungen zu constatiren, also überhaupt die ganze Erfahrungswissenschaft bequem aus dem Felde schlagen.

Die bisherigen Geschichten waren nun von der Gattung jener Geister- und Spukgeschichten, die es zu Tausenden giebt, und die gewissermaßen als Ueberraschungen erscheinen, die durch ein unwillkürliches Zusammenstoßen der irdischen und der Geisterwelt hervorgerufen werden. Wir kommen jetzt zu den Manifestationen, die absichtlich mit Hülfe der sogenannten Medien herbeigeführt werden. Unter einem Medium verstehen die Spiritisten eine Person, die in Folge eigenthümlicher Organisation befähigt ist, den unbekannten überirdischen Gewalten als Mittelsperson in ihrem Verkehr mit Menschen zu dienen. Das Medium trägt so zu sagen den Stoff in sich, dessen der Geist bedarf, um sich den Sinnen der lebenden Menschen bemerklich zu machen. Der Geist saugt, so zu sagen, so viel Materielles aus dem Medium heraus, wie er nöthig hat, um sich selber mit einem materiellen Leibe zu bekleiden, oder um wenigstens Werkzeuge zu bereiten, mittels deren er innerhalb der bekannten drei Dimensionen activ werden kann. Die Medien können übrigens auch selbstthätig auftreten, ohne gerade nur Stoff für den Geist zu bieten. Zu der Classe der Medien gehören jene Personen, die man Hellseher, Somnambulen, Magnetiseure, Schamanen und so weiter nennt, lauter Menschen, die sich dadurch von den gewöhnlichen Menschen unterscheiden, daß sie in Folge einer gewissen krankhaften und abnormen Organisation Dinge thun können, zu denen der Gebrauch der fünf Sinne nicht ausreicht. Der Hellseher sieht z. B. mit geschlossenen Augen, liest ein geschlossenes Buch, das man ihm auf den Magen hält, sieht Vorgänge, die in anderen Städten geschehen. Vor zwei Jahren traf ich in der Schweiz mit einem Herrn aus Barcelona zusammen, einem Advocaten, der sich über den Spiritismus lustig machte und mir wiederholt sagte: „Ich glaube nur an einen Geist, mein Herr, und das ist Gott.“ Derselbe erzählte mir gleichwohl, daß er auf dem Stadthause zu Madrid die Acten eines merkwürdigen Processes gelesen habe. Am 6. Mai 1527 habe ein in der Stadt wohlbekannter Arzt, ein Dr. Alba, verschiedenen Freunden erzählt, daß der Connetable von Bourbon mit spanischen Truppen Rom bestürme und dabei gefallen sei, die Truppen aber seien eingedrungen. Diese Nachricht habe große Aufregung hervorgerufen, da man die Erstürmung der Stadt des Papstes für eine Freveltat gehalten habe, der sich ein spanisches Heer niemals würde schuldig machen und die Behörde habe ihn festgenommen, als einen lästernden Verrückten. Nach einigen Wochen sei aber die Nachricht angekommen, daß in der That an demselben Tage, dem 6. Mai, Alles das geschehen sei, was der Arzt erzählt hatte, und nun habe man ihn als Zauberer verbrannt.

Ueber die Fähigkeit des Hellsehens und ähnlicher Eigenthümlichkeiten, die dem Gebrauch der Sinne widersprechen, über Reflexbewegun-

Digitized by Google

gen des Gehirns u. s. w., giebt es viele gelehrte und geistreiche Abhandlungen. Ich verweise hier nur auf das betreffende Capitel in den Parerga und Paralipomena von Schopenhauer, da es uns zu weit führen würde, in dies Thema weiter einzudringen.

Für diejenigen, welche nicht geneigt sind, alles Nachtwandeln, Hellsehen und Magnetisiren für Humbug zu erklären, wird es sehr erklärlich sein, daß im Mittelalter Hexen und Zauberer getödtet wurden. Für Jene freilich ist auch die Annahme nöthig, daß man im Mittelalter weniger gesunden Menschenverstand gehabt habe, als billigerweise irgend einem Volke zu irgend einer Zeit zuzumessen ist.

Wir kommen jetzt also zu den Berichten über spiritistische Phänomene, die absichtlich mit Hülfe sogenannter Medien hervorgerufen wurden, und ich möchte vorher bemerken, daß, wenn auch noch so viele schwindelhafte Productionen der Art zu verzeichnen wären, doch eine große Reihe von Experimenten vorliegen, die von anerkannt feinen Köpfen und bekannten wissenschaftlichen Autoritäten angestellt wurden. Unter diesen ist namentlich Alfred Russel Wallace, Freund Darwins, und einer der größten Naturforscher der Jetztzeit, William Crooker, ein großer Physiker und der bedeutende Gelehrte Huxley, Professor Maximilian Perty, endlich der Professor Zöllner in Leipzig, dem auch seine Gegner zugestehen, daß er, abgesehen von seinen spiritistischen Anschauungen, ein glänzendes Licht der Wissenschaft und einer der bedeutendsten Mathematiker und Astrophysiker ist.

Einige solcher Experimente werde ich erzählen.

Die gewöhnlichsten Erscheinungen sind Klopflaute. Mr. Owen besuchte im Jahre 1860 einen Herrn Unterhill, Präsidenten einer bekannten Versicherungsgesellschaft in Newyork, der mit einer gewissen Leah Fox verheirathet war. Diese Frau und ihre Schwester Kate waren im Besitz mediumistischer Kräfte. Auf Owens Bitte ertönten in Gegenwart beider Damen überall, wohin sie im Hause gingen, Klopflaute aus dem Fußboden, aus den Wänden, aus dem Kamin, dergestalt, daß das Holz oder der Stein, in welchem es klopfte, vibrirte, wie Owen mit der Hand fühlen konnte. Er ging mit den Damen in den Wald und hörte das Klopfen in den Bäumen, fuhr mit ihnen im Boote und hörte es auch hier, ja er hörte auf seine Bitte eine ins Wasser ragende Felsenschicht zitternd ertönen.

Am Abend war er mit der Familie im Zimmer und erhielt auf Anfragen die mittels Klopflaute aus einem Alphabet herausgelesene Anweisung, das Gas auszulöschen. Sehr bald sah dann die Gesellschaft — es waren noch Freunde zugegen — phosphorescirende Lichter im Zimmer umherschweben. Zuerst waren sie klein und kaum sichtbar, aber allmälig wurden sie größer und erhielten die Gestalt von Händen. Sie zeigten sich zuerst am Fußboden und in der Nähe der Damen Leah und Kate, dann erhoben sie sich und umschwebten deren Köpfe. Endlich sah Mr. Owen eines dieser Lichter, ganz ähnlich einer kleinen geballten Faust mit hüpfendem Aufschlagen mehrfach den Fußboden treffen, wobei die oft gehörten Klopflaute ertönten.

Derartige Versuche wurden häufig mit den genannten Damen unter allen möglichen Vorsichtsmasregeln und in Gegenwart von Zeugen ge-

macht. Vorsichtsmaßregeln gegen Betrug, wie Binden und Festsiegeln der Medien.

Am 13. October 1860 kam Owen in Gesellschaft seines Freundes Chambers, eines bekannten Schriftstellers, zu den Underhills. Man stellte eine Wage im Speisezimmer auf, legte den Speisetisch auf die Wage und fand ihn hundertzwanzig englische Pfund schwer. Man ließ ihn nun im Gleichgewicht auf der Wage acht Zoll über dem Boden schweben, und beide Herren setzten sich mit den beiden Schwestern in der Entfernung nieder. Das Gaslicht brannte hell. Dann sprach Mr. Owen den Wunsch aus, der Tisch möge leichter werden. Nach einigen Secunden begann der Tisch zu steigen. Die Herren wogen ihn nun und fanden ihn etwa einundsechzig Pfund schwer. Auf ihren Wunsch wurde der Tisch alsdann schwerer und steigerte sein Gewicht allmälig auf hundertvierundvierzig Pfund. Die Damen hatten sich dem Tische durchaus nicht genähert, auch Niemand außer den Herren Owen und Chambers.

Die merkwürdigste Geschichte des Herrn Owen ist die folgende, die zugleich die letzte sein soll, die ich von diesem Herrn erzähle.

Er hatte in seiner Jugend eine Dame geliebt und bemühte sich schon lange erfolglos, irgend eine mediumistische Kundgebung über sie, die gestorben war, zu erhalten. Er hatte nämlich die feste Ueberzeugung gewonnen, daß es Geister der Verstorbenen seien, die sich bei den Experimenten bemerklich machten, und er hoffte, daß diese Geliebte sich seiner noch erinnerte. Eines Abends nun, am 8. August 1861, besuchte er Missis Fox, um mit ihrer Tochter eine Sitzung zu halten, und erzählt nun: Kate schlug vor, unsere Sitzung im untern Besuchszimmer zu halten, da ich aber wußte, daß ein vorderes Besuchszimmer im zweiten Stockwerk lag und jede Unterbrechung zu vermeiden wünschte, so machte ich den Gegenvorschlag, lieber dorthin zu gehen. Sie ging bereitwillig darauf ein. Es war ein kleines, sehr einfach mit Sopha, Stühlen und einem Tisch möblirtes Zimmer. Es befanden sich keine Curiositäten, noch andere Schränke darin, sondern nur zwei Thüren. Ich schloß sie beide und gebrauchte noch die Vorsicht, sie zu versiegeln. Ich sagte Kate, und ich weiß, sie glaubte mir, daß ich dies um derjenigen willen thäte, welche später den Bericht dieser Sitzung lesen möchten, und nicht etwa, um irgend einen eigenen Argwohn zu beschwichtigen. Als wir uns niedersetzten, sagte sie lachend: „Sie sollten auch unter das Sopha blicken, Mr. Owen." Ich dankte ihr für diesen Rath, rollte das Sopha von der Wand hinweg, stürzte es um und untersuchte es gründlich, ehe ich es an seinen Ort zurückbrachte. Dann inspicirte ich genau jeden Theil des Zimmers. Auf dem Tische befand sich ein Schreibzeug und eine Stahlfeder mit hölzernem Federhalter, nichts weiter. Für den Fall einer Dunkelsitzung hatte ich ein kleines Packet mitgebracht, welches aus acht oder zehn Streifen Schreibpapier bestand, die aus vorzüglich feinen Bogen und ungefähr vier Zoll breit geschnitten waren, um nach und nach benutzt zu werden, falls ich mir Notizen im Finstern machen wollte. Sie waren unbeschrieben, nur hatte ich in eine Ecke eines jeden ein geheimes Merkzeichen gemacht. Dieses Päckchen legte ich mit einem Bleistift auf den Tisch zu meiner linken Hand in meinen Bereich; Kate saß neben mir zu meiner Rechten, und dann warteten wir auf Instructionen. Diese kamen bald durch Klopflaute. Sie buchstabirten; Dunkelmachen:

Digitized by Google

Wir schlossen das durch zwei auf die Straße gehende Vorderfenster hereindringende Licht wirksam durch äußere Fensterläden und Rouleaux ab, nach diesem löschten wir das Gas aus und nahmen unsere Sitze wieder ein. Hierauf kamen noch andere Instructionen. „Legt eure Hände auf den Tisch." „Verbindet die Hände." Ich ließ Kate ihre Hände geschlossen auf den Tisch legen, und ich legte meine rechte Hand auf ihre so gefalteten beiden Hände, behielt aber meine linke Hand frei. Hierauf wurde buchstabirt: „Thue Deine Hand unter den Tisch." Ich legte meine linke Hand unter den Tisch auf mein Knie. Hierauf kam durch Klopflaute: „Bedecke Deine linke Hand und halte Papier und Bleistift in ihr." Ich mußte nun meine rechte Hand von Kates Händen einige Augenblicke entfernen, um meine linke Hand mit einem Taschentuche zu bedecken und das Päckchen Papierstreifen mit dem Bleistift in sie zu legen. Aber kaum hatte ich dies gethan, als es buchstabirte: „Verbindet die Hände wieder." Ich legte meine rechte Hand auf die Kates zurück. Hierauf fühlte ich das Papier aus meiner Hand gezogen, aber der Bleistift war darin geblieben. Nach ungefähr einer Minute wurde der Bleistift genommen und meine Hand ganz deutlich dreimal mit ihm berührt; nach diesem wurde er hinweggeführt. Es klang nicht, als ob er niederfiele, sondern nach einer Pause fand ein deutliches Rascheln des Papiers auf dem Fußboden statt. Dieses wechselte mit dem Tone einer auf Papier gekritzelnden Feder ab und dauerte mit Zwischenpausen eine beträchtliche Zeit lang fort, während dessen allen ich meine Hand auf beiden Händen Kates hielt. Nach einiger Zeit blickte Kate, von einem Rascheln zu ihrer Rechten angezogen, auf den Fußboden und lenkte mit einem Ausdruck des Erstaunens meine Aufmerksamkeit auf das, was sie sah. Mich erhebend und über den Tisch lehnend, aber ohne Kates Hände loszulassen, konnte ich deutlich auf dem Teppich, dicht neben Kate zu ihrer Rechten, eine leuchtende Erscheinung von rechtwinkliger Gestalt wahrnehmen, welche ganz deutlich und bestimmt war und, so viel ich beurtheilen konnte, die Größe und Gestalt eines der Streifen Schreibpapier hatte, die mir aus der Hand genommen waren. Hierauf kam durch Klopflaute: „Blicke jetzt nicht hin." Worauf ich mich wieder setzte. Kate fragte hierauf: „Kann der Geist nicht dieses leuchtende Blatt emporheben und es auf den Tisch vor uns legen?" Antwort durch Kopflaute: „Zuerst laßt mich Euch den Bleistift zeigen." Nach einer kleinen Weile benachrichtigte mich Kate, daß sie wieder die leuchtende Erscheinung sähe, aber fast noch glänzender als das erste Mal. Hierauf mich wieder wie zuvor hinüberlehnend und sie einige Zeit beobachtend, sah ich deutlich über dem, was der erleuchtete Streifen Papier zu sein schien, den Schattenumriß einer kleinen Hand, welche einen Bleistift hielt und sich langsam über das Papier hinschleichend bewegte. Ich konnte jedoch die Schrift nicht unterscheiden. Kate rief mit Tönen des Entzückens aus: „Sehen Sie die Hand? Und auch den Bleistift? Sehen Sie ihn schreiben?" So daß sie ihn offenbar sah, ebenso wie ich ihn sah. Diese ganze Zeit über waren beide Hände Kates auf dem Tische, denn ich erinnerte mich daran, selbst in diesem Augenblicke. Hierauf wurde buchstabirt: „Seht nicht hin." Und ich zog mich ein zweites Mal zurück. Kurz nachher, durch Klopflaute: Thue Deine Hand unter den Tisch." Ich legte meine linke Hand auf mein Knie. Hierauf wurde ein Papierstreifen

Digitized by Google

sanft in meine Hand gelegt und die Spitzen meiner Finger wurden deutlich wie von menschlichen Fingern berührt. Ich brachte das Papier hervor, legte es auf den Tisch vor mich hin und zog meine Hand wieder zurück. Sehr bald wurde etwas in sie gelegt, was ich nach dem Gefühl als einen hölzernen Federhalter erkannte, und auch diesen legte ich auf den Tisch. Einige Zeit nach diesem, wo wir nichts unterscheiden konnten, als das Rascheln des Papiers, fragte Kate wieder, ob ein leuchtendes Blatt nicht auf den Tisch gelegt werden könnte. Kurze Zeit darauf wurde, was ein solches zu sein schien, ein wenig über die Höhe des Tisches erhoben; alsdann sank es allmälig wieder nieder, außerhalb unseres Gesichts. Nach einer beträchtlichen Pause wurde meine linke Hand wieder von einem Stück Papier berührt; aber es fiel nieder, ehe ich es festhalten konnte. Noch eine Pause und wir erhielten durch Klopflaute: „Zündet das Gas an." Erst dann ließ ich Kates Hände los. Wir zündeten das Gas an, und sofort untersuchte ich die Thüren des Zimmers. Die Siegel waren unverletzt und die Streifen Papier, welche sie mit den Thürschwellen verbanden, noch ungerissen. Ich sah mich rings um. Alles war genau so geblieben, wie wir uns niedergesetzt hatten, ausgenommen, daß mehrere Papierstreifen auf dem Boden zerstreut umherlagen und mein Bleistift unter ihnen, während auf dem Tische der einzelne Streifen und der Federhalter lagen, die mir eingehändigt worden waren. Mein erster Gedanke war, daß ich jetzt im Stande sei, es vor einem Gerichtshof zu beschwören, wenn dies nöthig gewesen wäre, daß während der Sitzung Kate und ich allein im Zimmer gewesen waren. Hierauf untersuchte ich die Papiere. Das eine auf dem Tische liegende Blatt war mit Tinte beschrieben, drei andere auf dem Fußboden mit Bleistift, zwei oder drei mit Stenographie auf jedem. Das erste enthielt diese Worte: „Dieser Abend ist nicht günstig für Erscheinungen. Ich werde bald die Schwierigkeiten überwinden. Du wirst mich sehen, glaube mir."

Auf einem der anderen Streifen war mit Bleistift geschrieben und dann waren die Züge sorgfältig mit Tinte nachgezogen. Die Schrift lautete: „Sei nicht entmuthigt, Du sollt mich von Angesicht zu Angesicht sehen.

Ich übergehe die übrigen Details der Schilderung und komme gleich zu dem Abend, an welchem sich die hier gegebenen Verheißungen erfüllten, wie Mr. Owen berichtet. Es war erst sieben Jahre später in Boston.

Dort besuchte Mr. Owen eine Tanzlehrerin, die privatim spiritistische Sessionen hielt und fand sich am genannten Abend, 25. Juni 1867, mit noch sechs bekannten Personen bei ihr ein. Die Tanzlehrerin bewohnte die ganze dritte Etage und hatte einen Salon mit acht Fenstern und das daran stoßende Empfangszimmer zur Verfügung gestellt. Der Salon hatte keinen Teppich, sondern glatten Parketboden, da er zu den Tanzstunden diente. Alle acht Personen setzten sich in das Empfangszimmer, von dem aus eine geöffnete Flügelthür in den Salon führte. Das Licht war schwach, doch war es auch nicht dunkel, denn die Washingtonstreet, an der das Haus lag, war hell erleuchtet, und so fiel genug Licht in die Zimmer, um Gesichtszüge auf drei Schritte erkennen zu können. Die Thüren wurden verschlossen, alle Möbel, alle Winkel untersucht.

Digitized by Google

Nachdem wir etwa fünfviertel Stunden, erzählt Mr. Owen, erfolglos still gesessen hatten, sah ich in der Ecke zur Rechten im Salon zuerst nur matt einen graulichen, schwach leuchtenden Dunst, nach einiger Zeit eine in Weiß gekleidete Gestalt. Zuerst stand sie still, dann bewegte sie sich langsam an den Fenstern vorüber bis zur Mitte des Salons. Dort verweilte sie zwei Minuten, aber immer noch undeutlich sichtbar. Dann schritt sie ganz langsam und ohne den Schall eines Fußtrittes direct auf die Mitte der Flügelthür zu. Sie hielt ungefähr zwölf Fuß von dem Orte, wo ich saß, an. Hierauf befähigte mich plötzlich ein glänzendes Licht, das von der rechten Seite her kam, und gerade auf die Gestalt, und zwar nur auf sie fiel, die Erscheinung so vollkommen zu sehen, als ob das ganze Zimmer mit Gas erleuchtet gewesen wäre. Es war eine weibliche Gestalt, mittlerer Größe, von Kopf bis zu den Füßen weiß verschleiert und verhüllt. Die Umhüllung glich dem Stoff nach keinem, den ich jemals habe tragen sehen. Sie gewährte mir, wie bei einer frühern Gelegenheit, das genaue Gefühl des Schriftausdrucks „Leuchtendes Gewand." Ihr Glanz war ein gut Theil ähnlich dem von frisch gefallenem Schnee im Sonnenschein; er rief mir den Text ins Gedächtniß, welcher die Kleider Christi während seiner Verklärung als überaus weiß wie Schnee erklärt; oder sie war nicht ungleich dem feinsten und frischesten Pariser Marmor, wenn ein glänzendes Licht auf ihn fällt, nur noch funkelnder. Sie hatte gar nicht den Schimmer von Flittern oder irgend eines leuchtenden Zierraths; ihr Ton war so gleichförmig wie der einer frisch gemeißelten Statue. Sie stand aufrecht, in anmuthiger Haltung, regungslos. Hätte ich sie sonst plötzlich gesehen, ohne ihre vorherigen Bewegungen beobachtet zu haben, so hätte ich sie mir als eine herrliche Sculptur von seltsam reinem und wundervoll erhelltem Material vorstellen können. Die Umhüllung fiel rings dicht um ihre Gestalt, wie gewöhnlich bei einer Statue. Ich glaube, sie wurde uns unter diesem glänzenden Lichte etwa fünfzehn bis zwanzig Secunden lang gezeigt. Mrs. K. ging hinaus, ihr entgegen, bis dicht an sie heran, und kehrte dann zu uns zurück. Die Gestalt folgte ihr, und als Mrs. K. die Doppelthüren durchschritten hatte, und zur Rechten bei Seite getreten war, schritt die Erscheinung mit gleitender Bewegung in das Empfangszimmer vor, bis sie, so genau ich dies beurtheilen konnte, innerhalb zwei oder drei Fuß von mir stand. Dort hielt sie still. Da sie unbeweglich blieb, so erhob ich meinen linken Arm, in der Hoffnung, daß er berührt werden würde. Wie ich ihn ausstreckte, streckte auch die Gestalt ihren mit der Umhüllung bedeckten rechten Arm gegen mich aus und ließ etwas in meine Hand fallen, was sich als eine weiße Rose erwies, aber ihre Hand berührte dabei die meine nicht. Hierauf zog sich die Erscheinung, ihr Antlitz stets gegen uns gekehrt, langsam und mit derselben schweigenden, gleitenden Bewegung zurück, welche ihr Vorgehen gekennzeichnet hatte; nicht der leiseste Laut eines Fußtrittes war auf der gebohnten Dielung hörbar. Ein zweites Mal hielt sie wiederum, etwa zwölf bis fünfzehn Fuß von mir an, und abermals ließ sie ein plötzliches Licht, das von der rechten Seite kam und auf sie fiel, mit die äußersten Deutlichkeit erblicken. Ich war im Stande, meine früheren Beobachtungen in Bezug auf ihre Erscheinung und den einheitlichen, reichen und glänzenden

Digitized by

Charakter ihrer Umhüllung noch einmal bestätigt zu finden. Dann wich sie langsam, stets ihr Antlitz gegen uns, bis zur Mitte der gegenüberliegenden Wand zurück, sich allmälig an Glanz vermindernd, und schließlich verschwand sie vor meinen Augen. Mrs. K. war ihr gefolgt und blieb einige Secunden in der Nähe der Stelle, wo sie verschwand. Dann sah ich sie am Fenster zur Rechten vorübergehen und zu uns zurückkehren. Sie war schwarz gekleidet. Ich bin ganz gewiß, daß nur eine einzige Gestalt, der Mrs. K., welche zu uns zurückkehrte, diese Stelle verließ. Von der Zeit an, da die weiße Gestalt jene Stelle erreichte, hielt ich meine Augen gespannt dorthin gerichtet, ohne sie auch nur einen einzigen Augenblick wegzuwenden; und das Licht von der Straße war so, daß es für jeden Gegenstand, schwarz oder weiß, unmöglich war, an den Fenstern vorüberzugehen, ohne daß ich es gesehen hätte. Als eine oder zwei Minuten nach dem Verschwinden der Gestalt verstrichten und während meine Augen noch immer auf die Stelle gerichtet waren, durchschoß mich lebhaft der Gedanke: „Ist es möglich, daß dort nichts sein kann? Dieser Gedanke, dem ich keine laute Aeußerung gab, hatte kaum mein Inneres durchkreuzt, als gleichsam als Antwort darauf dieselbe Art geheimnißvollen Lichtes, welches zuvor die Gestalt erleuchtet hatte, plötzlich über den Raum der Wand zwischen den beiden Fenstern, wo die Gestalt verschwunden war, hinstrahlte und ihn vollständig beleuchtete, während die Fenster und die Wandfläche zu beiden Seiten nicht erhellt wurden. Des Licht verweilte lange genug, um mir zu zeigen, daß dort rein nichts war als zwei gegen die Wand gerückte Stühle, die ich schon vor Beginn der Sitzung gesehen hatte. Dann erhob ich mich, meine Augen immer auf die Stelle des Verschwindens geheftet, und ging rings im Zimmer umher; aber ich wendete nicht einen Augenblick meine Augen von der Stelle hinweg, welche erleuchtet worden war, bis ich sie erreichte. Alles im Zimmer war noch genau so, wie es vor der Sitzung gewesen war, so weit ich mich erinnern konnte. Die äußere Thür war noch immer verschlossen. Ich glaube nicht, daß eine der beisitzenden Personen die Bildung der Erscheinungen so bald wahrnahm, als ich; als aber die Gestalt vorschritt und wieder zurückwich, überzeugten mich die geflüsterten Bemerkungen in meiner Nähe: — „Dort ist sie. Jetzt hält sie an. Haben Sie das Licht gesehen?“ u. s. w. — daß sie dieselbe ebenso sahen wie ich. Hier sollte ich eigentlich, wie bei einer früheren Gelegenheit, noch bemerken, daß ich während der ganzen Sitzung, obgleich der durch sie hervorgebrachte Eindruck ein tiefer, über allen Ausdruck feierlicher war, der niemals vergessen werden kann, dennoch gar keine Regung von Furcht empfand. Mein vorherrschendes Gefühl war das einer tiefen Besorgniß, daß eine Unterbrechung stattfinden, und der Wunsch, daß die Sitzung nicht früher endigen möchte, als bis ich einen unwiderleglichen Beweis von der Thatsache erhalten hätte, daß die Erscheinung von einem geistigen Charakter und doch so wirklich wie ein irdisches Phänomen sei. Die am Schlusse der Sitzung durch Klopflaute gegebene Erklärung lautete dahin, daß die Erscheinung die Violettas war. Vor sieben Jahren, während ich eine Sitzung mit Katie Fox hielt, hatte ich ein Versprechen erhalten, welches von ihr zu kommen erklärte, daß sie eines Tages, wenn die Bedingungen günstig sein würden, mir erscheinen wolle. Der Schleier verhüllte ihre Gesichts-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ade— Ade!

Nach dem Originalgemälde von Emil Keyſer.

Digitized by Google

U.S.

Digitized by Google

züge, aber die Größe, die Form und Haltung der Gestalt entsprachen der ihrigen so genau, daß, als sie sich mir näherte, ich zu bezweifeln aufhörte, daß sie ihr Versprechen gehalten habe.

Mein Glaube an die Wirklichkeit dieser Erscheinung wird durchaus nicht durch den Gedanken erschüttert, daß ein Signor Blitz oder ein Robert Houdin, die Theater besitzen, welche mit passenden Zugängen und Ausgängen, mit praktischen Fallthüren, mit Blendlaternen in seinen Winkeln und mit den Apparaten zur Erzeugung von Nebelbildern versehen sind, wahrscheinlich Alles was ich gesehen, nachahmen könnten. Denn hier kamen einige Leute im Privatleben ruhig in zwei Zimmern zusammen, welche täglich als Unterrichtsräume benutzt wurden, im dritten Stock eines Privathauses, weches nicht einmal eine Nische enthielt, wo ein Stuhl hätte versteckt werden können. Sie kamen zusammen, um eine löbliche Neugier zu befriedigen, keine Bezahlung wurde verlangt, noch auch würde fürwahr eine solche angenommen worden sein.

Aehnliche Berichte, wie diese von Owen existiren in der amerikanischen und spiritistischen Literatur zu Tausenden, ich will mich aber damit begnügen, in ganz skizzenhafter Weise die verschiedenen Arten der Experimente darzustellen. Crookes, der Entdecker des Thalliums, Erfinder des Radiometers, der neuerdings Sensation erregt unter den Naturforschern durch seine millionenfache Verdünnung der Materie, wodurch er sie leuchtend macht, der berühmte vierte Aggregatzustand, hat einzelne Glieder der materialisirten Geister zur Erscheinung kommen sehen und diese sowie ganze Figuren derselben bei elektrischem Lichte photographirt. Wallace hat die allmälige Bildung des materialisirten Seelenkörpers beobachtet, wobei sich das entstehende Gesicht so unbeschreiblich grauenhaft darstellte, daß das Medium mit einem entsetzlichen Schrei das Experiment unterbrach. Derselbe Wallace fand sich eine längere Zeit hindurch einer Gesellschaft von Verstorbenen gegenüber, die ihrerseits sich bemühten, ihm Aufschlüsse zu geben. Die Gesellschaft bestand u. a. aus einem chinesischen Kaufmann aus Hongkong, einem Indianer vom Stamme der Irokesen und einem deutschen Professor. Sein schlafendes Medium sprach in zehn verschiedenen Sprachen, die es alle nicht kannte, es veränderte auch sein Organ je nach dem Geiste, der es beherrschte und aus ihm sprach. Wallace, der die ganze Erde durchreist hat, verstand diese Sprachen und erhielt Aufschlüsse über das Dasein nach dem Tode, aus denen er hauptsächlich hervorhebt, daß die Verstorbenen durchaus keinen gewaltigen Sprung mit dem Tode machen, sondern langsam in der Erkenntniß weiterwachsen, die sie hier erworben. Sie reden, wie Wallace und andere Spiritisten berichten, nichts von Religion, sie haben ihre religiösen Meinungen, die sie im frühern Leben hatten, abgestreift, sie wissen nichts über das Wesen Gottes zu sagen, sondern suchen innerhalb des Lebens der Erde theilweise zu lernen, was sie noch nicht wußten, theilweise aber auch durch geistige Vermischung mit den Seelen der Lebenden an den Genüssen theilzunehmen, die ihnen durch den Tod geraubt. Es ist jedoch, wie diese Berichte einstimmig aussagen, deutlich zu erkennen, daß kein bedeutender Geist unter den Verstorbenen sich herbeiläßt, mit den Lebenden zu verkehren, da diese zu höheren Stufen des Daseins fähig geworden sind, auf denen sie sich für

Digitized by Google

das Treiben der Welt nicht mehr interessiren, sondern daß es nur solche sind, die hier auf Erden arm an geistigen Interessen waren, die im Körper lebten und für die der Tod ein Raub der Sinnenlust war. Es entspricht diese Darstellung ganz der des Platon, der den Sokrates sagen läßt: Wenn sich die Seele befleckt und unlauter vom Körper scheidet, weil sie während ihres Lebens auf Erden ganz nur dem Sichtbaren lebte und von dem Körperlichen sich bezaubern ließ, das Unsichtbare aber und was über den Sinnen liegt, haßte und verschmähte, meinst Du wohl, daß eine Seele, die sich also verhält, auf sich selber beruhend werde von hinnengehen? Auf keine Weise doch, denn durchdrungen von dem Körperlichen und dasselbe mit sich führend als etwas Belastendes, Erdartiges und Sichtbares wird sie niedergedrückt und wieder nach dem Gebiet des durch die Sinne Wahrnehmbaren hingezogen, und so treibt sie sich denn bei den Gräbern und Grabmälern herum, wo sie wie ein Schattenbild gesehen wird.

Bei den Grabmälern des Platon fällt mir eine Reihe von Versuchen ein, die ein Baron von Güldenstubbe gemacht hat, und deren Wahrheit von den Herren Fürst Mestschersky, General von Brewern, v. Voigt-Rhetz, Baron Boris Uxküll, Graf Szastary, Graf d'Ourches, Professor Dr. Georgii, Dr. Bowron, Kirboë, Ravené u. A. bestätigt werden. Die Herren legten in Kirchen und alten Schlössern, an Grabmälern Papier, Tinte und Feder nieder und daneben die schriftliche Bitte um ein Autograph. Sie erhielten fünfhundert Autographen Verstorbener, darunter von der Herzogin de la Vallière, die sich Soeur Louise de la Miséricorde schrieb und von Maria Stuart. Das Güldenstubbesche Buch bringt einen entschieden auf den Gedanken, daß die Leute, die in Kirchen und Schlössern beerdigt werden, nicht gerade diejenigen sind, die im Jenseits angenehm placirt sind, wenigstens nach platonischer Theorie.

Von allen Personen jedoch, die mit dem Spiritismus zu thun haben, ist unstreitig die merkwürdigste jener Amerikaner Andrew Jackson Davis, den man den Apostel nennt. Er ist jetzt etwa vierzig Jahre alt. Er war ein schwächliches Kind, höchst beschränkt an Geist, mißhandelt von einem Trunkenbold von Vater und ward im fünfzehnten Jahre aus der Schule entlassen, weil es sich als unmöglich herausstellte, ihm Lesen und Schreiben beizubringen. Er trieb sich bei den allerniedrigsten Beschäftigungen umher und war ein schläfriger, unbrauchbarer Feldarbeiter, als der Tod seiner Mutter eine Art von Erweckung in ihm hervorrief, indem er deren Hinübergehen in das Jenseits gewissermaßen mit Augen sah und seinen Bekannten erzählte. Er widerstand dem Andringen eines Magnetiseurs, der ihn als Medium für seine Vorstellungen gewinnen wollte, aber fing an, einem Freunde zu diktiren, was er im Geiste sah, und hat jetzt gegen zwanzig Werkte diktirt, die alle zwölf bis fünfzehn Auflagen erlebt haben. Es sind große Werke, in viele lebende Sprachen übersetzt, ich selbst habe zwei davon in deutscher Uebersetzung gelesen. Ich will mich enthalten, ein Urtheil darüber abzugeben, denn sie enthalten zu Vieles, was ich gar nicht beurtheilen kann. Nur soviel kann ich sagen: Die Literatur vieler Völker muß dem bekannt sein, der die Bücher verfaßt hat. Sie enthalten mehr Fachwissenschaft, als sich eigentlich im Kopfe eines Einzigen zusammenfinden kann, so daß es den Eindruck

Digitized by

macht, als hätte sich eine Gesellschaft von Gelehrten vereinigt, die Bücher zu schreiben, obwohl dies erwiesenermaßen nicht der Fall ist, sondern dieser völlig ungebildete Mensch sie ganz allein verfaßt. Das eine dieser Bücher, die ich in Händen hatte, heißt: Der Arzt, harmonische Philosophie über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen, sowie über Gesundheit, Krankheit und Heilung. Es ist auf Anregung des Professors Dr. Nees von Esenbeck, Präsidenten der k. k. Leopoldinischen-Carolinischen Akademie der deutschen Naturforscher und Aerzte ins Deutsche übersetzt. Das andere heißt: die Principien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit. Letzteres Buch enthält u. A. eine großartige Abhandlung über das Christenthum, die von Strauß geschrieben sein könnte, nur mit dem Unterschiede, daß Davis da Offenbarungen giebt, wo Strauß Hypothesen bildet, und das erregt natürlich jenes Mißfallen, welches die Folge jeder Offenbarung beim denkenden Menschen ist. Was soll man z. B. sagen, wenn man liest: „Vor dieser Reise (nämlich nach Egypten) zwang gelegentlich eine nothwendige Veranlassung Maria, ihr Kind in eine Krippe zu legen, an welchem Orte dasselbe, wie ich deutlich beeindruckt bin, nicht über 40 Minuten lag.“ Wunderbar aber sind diese Bücher trotzdem und voll der erhabensten Gedanken. Es ist nicht zu verwundern, daß die orthodoxe Geistlichkeit, auch bei uns, seitdem sie sich außer Stande sieht, den Spiritismus zu ignoriren, ihn dem gottfeindlichen Wirken von Dämonen zuschreibt, zumal wenn man Stellen aus Davis bedenkt, wie folgende: „Es ist nicht nothwendig, an die vereinigte Erfahrung der Menschheit zu appelliren, um zu beweisen, daß eine solche außernatürliche Empfängniß (es ist von der Empfängniß Christi durch eine Jungfrau die Rede) nicht wahr sei. Es ist nur nothwendig, die himmlische Majestät des göttlichen Geistes und seine unveränderlichen Gesetze zu betrachten, um zu wissen, daß Er niemals bei einer solchen positiven Uebertretung seiner eigenen Natur und Würde thätig sein oder sich dazu herablassen würde, einen solchen trivialen Beweis von seiner göttlichen Absicht und von dem höhern Charakter seines Sohnes zu geben. Es muß Allen, welche einen hohen Grad geistiger Unterscheidung besitzen, klar sein, daß jede Meinung, welche nicht in den allgemeinen Geist eingehen und von der erhabenen Fähigkeit der Vernunft bestätigt werden kann, eine Unwahrheit sein muß. Der menschliche Geist wird alle Dinge zulassen, welche mit seiner Natur übereinstimmen, aber kein Mensch *glaubte jemals wirklich* an die im 1. Buche des Neuen Testaments berichtete wunderbare Empfängniß. Denn die Menschen haben diese Meinung geliebt, nicht aus einer Ueberzeugung des Urtheils, sondern blos aus einer Neigung für erbliche Eindrücke. Die Fähigkeit der Vernunft ist eine Blüte des Geistes, sie erblüht, und ihr Duft ist Freiheit und Erkenntniß, aber die Neigungen fließen blos aus der Empfindung, auf welche der erbliche Glaube eingedrückt ist u. s. w.

Wir wollen aber nunmehr zum Schlusse kommen, d. h. zu Zöllner und seiner vierten Dimension:

Nachdem der Spiritismus etwa dreißig Jahre lang in Amerika sich verbreitet hatte, kam er nach England, von da nach Rußland, und durch den Staatsrath Aksakow von dort nach Deutschland. Aksakow ließ auf seine eigenen Kosten ein spiritistisches Journal, die Psychischen

Digitized by Google

Studien, in Leipzig redigiren und drucken. Durch ihn ward auch das amerikanische Medium Slade nach Berlin zu kommen veranlaßt.

Slades Wirken war hauptsächlich folgendes: Er nahm eine gewöhnliche Schiefertafel, legte ein Stückchen Schieferstift, so groß wie ein Nadelknopf, darauf, hielt die Tafel unter einen beliebigen Tisch, so daß sie an die Platte gedrückt wurde, legte dabei seinen Daumen auf die Platte des Tisches, und ließ dann Antworten auf die Fragen der Zuschauer auf die Tafel schreiben. Viele Leute in Berlin besuchten ihn, erklärten die Sache für unbegreiflich, einige behaupteten auch, den Betrug entdeckt zu haben, gingen aber in ihren Erklärungen auseinander. Bellachini erklärte öffentlich, es sei kein Taschenspielerstück. Von Berlin ging Slade nach Leipzig, fand schlechte Aufnahme, kehrte nach Berlin zurück, erhielt dort aber die Einladung, nochmals nach Leipzig zu kommen, da verschiedene Professoren, Zöllner, Scheibler, Fechner, auch Ulrici in Halle, die Sache untersuchen wollten.

Die Herren machten folgende Experimente: Sie hatten Slade in einem von ihnen gewählten Zimmer mit einem einfachen Tisch. Sie hatten Schiefertafeln selbst vorräthig. Slade machte sein gewöhnliches Stück, und hierbei fühlten, wie sonst die Anwesenden hin und wieder an den Händen, Armen oder Knien die warme, feste Berührung von unsichtbaren Händen. Darauf wurden zwei neue Tafeln genommen, aufeinandergelegt, nachdem ein Stückchen Stift dazwischen gelegt war, die Tafeln wurden zusammengebunden und versiegelt. Es fing an zu schreiben, und wenn man die Tafeln auseinanderthat, waren sie immer ganz voll geschrieben. Solcher Tafeln hat Zöllner eine Menge in seinem Zimmer aufbewahrt. Ferner: Man nahm eine Schnur, siegelte beide Enden auf den Tisch und es schlangen sich vier Knoten in die Schnur, als Slade seine Hand auf den Tisch legt, lösten sich auch wieder auf. Ferner, es ward eine Muschel auf den Tisch gelegt, und sie fiel durch die feste Platte hindurch, wobei sie sehr heiß geworden war; ferner es wurden Ringe von Horn und von Guttapercha gebracht, die in Slades Gegenwart sich ineinander und auseinanderfügten und dabei an den Stellen, wo sie sich durchdrangen, stark erhitzt wurden. Einmal ward auch ein Ring von unsichtbarer Hand weggerissen und flog klappernd um ein Bein von Zöllners Schreibtisch, wo er noch jetzt liegt. Man stellte endlich Schalen mit Mehl und geschwärzte Tafeln auf und fand in und auf ihnen Abdrücke von nackten Füßen. Alles bei Tageslicht. Ich führe alle diese Experimente ganz kurz an, denn mit Erzählung der Details würden wir Stunden zubringen. Es thut das auch nichts zur Sache, da wir doch nicht dabei gewesen sind und uns deshalb mit der Versicherung genannter Professoren begnügen müssen, daß keine Täuschung dabei möglich war. Zöllner schrieb nun ein großes Werk, worin er darstellte, solche Dinge geschähen in der vierten Dimension, denn innerhalb der drei uns bekannten Ausdehnungen des Raumes seien sie unmöglich.

Um dies verständlich zu machen, muß ich einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken. Unsere größten Philosophen sind übereinstimmend der Meinung gewesen, daß es zwei verschiedene Arten des menschlichen Wissens gäbe, nämlich eine Art, die erlernt würde, und eine andere, die man gewissermaßen mit auf die Welt brächte, und deren man

Digitized by Google

sich im Laufe des Lebens erinnerte. Es giebt nämlich offenbar Dinge, die man nicht wissen kann, wenn sie Einem nicht gesagt sind. Der geschickteste Frager kann aus einem Menschen nicht herausfragen, wann Friedrich der Große gestorben ist, wenn dieser es nicht gelernt hat, und ebenso wie mit der Geschichte verhält es sich mit Sprachen, mit Geographie, mit hundert anderen Wissenszweigen. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit alles dieses gelernten Wissens ist die, daß es keine Wahrheit an sich enthält. Man kann sich in jedem Fall die Möglichkeit vorstellen, daß es anders wäre, und es bedarf einer Autorität zur Entscheidung. Ja sogar in den höchsten Zweigen dieses gelernten Wissens, wo es sich um erfahrungsmäßig gewonnene Naturgesetze handelt, bleibt der Phantasie wenigstens noch die Möglichkeit, einen andern Weg zu gehen. Ich weiß z. B., daß Eisen schwerer ist als Wasser, kann mir aber einbilden, Eisen könnte schwimmen. Dagegen giebt es ein anderes Wissen, welches sich dadurch auszeichnet, daß es aus dem Menschen hervorgelockt werden kann, ohne daß dieser je ein Sterbenswort davon gehört hat. Und dieses Wissen hat die Eigenthümlichkeit, daß es selbst der Phantasie völlig unmöglich ist, sich von der richtigen Erkenntniß zu entfernen. Dahin gehören alle Sätze der Mathematik. Es ist völlig unmöglich, sich ein viereckiges Dreieck oder einen dreieckigen Kreis oder eine gerade Ungerade vorzustellen.

Das eigentliche Fundament dieser angeborenen Erkenntniß sind nun die Vorstellungen der Zeit und des Raumes. Beim besten Willen und der stärksten Phantasie kann der menschliche Geist sich aus dem Raume weder selbst entfernen, noch irgend einen andern Gegenstand, und auch der Vorstellung der Zeit kann er absolut nicht entfliehen. Wir haben es hier nur mit dem Raume zu thun und zu überlegen, welcher Art unsere Vorstellung des Raumes ist. Zunächst ist wohl zu beachten, daß, wenn wir auch nothwendigerweise eine Vorstellung des Raumes haben, wir doch nicht behaupten können, eine adäquate Vorstellung desselben zu haben. Wir stellen ihn uns so vor, wie wir können und müssen, insofern wir Menschen sind, aber es ist damit nicht gesagt, daß der Raum so ist, wie wir ihn uns vorstellen, sondern es ist die Möglichkeit vorhanden, daß er außer den von uns begriffenen Dimensionen noch andere hat, die unser Begriffsvermögen übersteigen. Kant geht sogar noch weiter, er spricht nicht nur von Möglichkeit, sondern er sagt, daß es sehr wahrscheinlich sei, daß Gott irgendwo Ausdehnungen von anderen als den uns bekannten Dimensionen angebracht habe, da seine Werke alle die Größe und Mannigfaltigkeit hätten, die sie nur fassen könnten.

Wie stellen wir uns nun den Raum vor? Wir müssen vorläufig den geometrischen Begriff der drei Dimensionen Länge, Breite und Tiefe außer Augen lassen, denn auch die Mathematik setzt die Vorstellung des Raumes als Axiom voraus. Wir haben es vorläufig noch mit dem Metaphysischen des Raumes zu thun, das durchaus aprioristisch vorgestellt wird. Und zwar denke ich, wir kommen der Sache näher, wenn wir das Causalitätsgesetz in Betracht ziehen, das unter Anderen auch von Kant, Schopenhauer und Helmholtz als ein aprioristisches, das heißt ein aller Erfahrung vorangehendes angesehen wird. Mit Zuhülfenahme dieses Gesetzes, daß es keine Wirkung ohne Ursache giebt, kommen wir zu der Vorstellung unseres eigenen Körpers als eines

Digitized by Google

unter dem Einflusse eines intelligenten Wesens Bewegten, und indem sich die Außenwelt uns durch die Sinne vermittelt, nämlich durch Organe, welche die an der Oberfläche des Körpers vertheilten Reize der Intelligenz mittheilen, stellen wir uns das Gebiet der realen Veränderungen als eines von zwei Dimensionen vor, nämlich als die Oberfläche unseres belebten Körpers.

Die Vorstellung einer Welt von Objecten mit drei Dimensionen ist erst durch einen Verstandesproceß in Folge der Erfahrung erzeugt. Wenn ein Kind seine Hand betrachtet, so ist dasselbe sich der Existenz dieser Hand zunächst nur in doppelter Weise bewußt, erstens durch sein Tastgefühl und zweitens durch das Bild der Hand auf der Netzhaut des Auges.

Vermöge des Tastgefühls weiß das Kind, daß seine Hand unverändert stets dieselbe Größe und Ausdehnung hat, trotz der Verschiedenheit der Entfernungen und Stellungen, unter denen das Kind die Hand beobachtet. Dagegen ändert sich die Form und Größe des Netzhautbildes mit der Entfernung und Stellung der Hand zum Auge. Es wird daher an den kindlichen Verstand die Aufgabe gestellt, die fortdauend beobachtete Thatsache eines als unveränderlich gefühlten Objects mit den veränderlichen Erscheinungen dieses Objects in seinem Auge widerspruchsfrei zu vereinigen.

Dies ist nur durch einen Raum von drei Dimensionen möglich, in welchem durch perspektivische Verzerrungen und Wandlungen solche Veränderungen der Projection widerspruchsfrei mit der Constanz der Form eines Körpers sich vereinigen lassen. Demgemäß entsteht im Stereoskop der Eindruck des Körperlichen, d. h. der dritten Dimension, wenn unserm Verstande die Aufgabe gestellt wird, gleichzeitig die Verschiedenheiten zweier ebenen Bilder widerspruchsfrei auf ein einziges Object zu beziehen.

Es hat sich also unsere dreidimensionale Raumanschauung mit Hülfe des **a priori** unserm Verstande gegebenen Causalgesetzes zur Beseitigung von widerspruchsvollen Thatsachen entwickelt, über deren Existenz uns lediglich die Erfahrung belehren kann.

Zöllner sagt nun, wenn wir Thatsachen beobachteten, die im Widerspruch ständen mit den Eigenschaften der dreidimensionalen Körper, wie z. B. das gegenseitige Durchdringen schwerer, materieller Körper und das Kartenschlingen in endloser Schnur, so träte an unsern Verstand einfach die Aufgabe heran, die vierte Dimension zu suchen, innerhalb deren diese Widersprüche sich lösten. Ja, er unternimmt es sogar, eine Anwendung dieser höheren Raumanschauung auf die Theorie der Verschlingung einer allseitig biegsamen Linie zu machen und er behauptet, daß auch Gauß der Theorie der Verschlingungen biegsamer Linien vom Standpunkt der Geometria Situs seine Aufmerksamkeit zugewandt habe.

Ich für meine Person muß jedoch gestehen, daß ich zu sehr in den Vorstellungen befangen bin, die mir angeboren sind, als daß ich mich zum Begriff der vierten Dimension aufzuschwingen vermöchte. Auch glaube ich, daß es wenig Dinge giebt, die so geeignet sind, einem Menschen das klare Denken zu verwirren, als anhaltendes Nachdenken über den Raum und seine Dimensionen.

Digitized by Google

Und nun noch eine Schlußbemerkung: Es haben sich in den wenigen Jahren, seit man Spiritismus in Deutschland treibt, schon so viele integre und geachtete Männer der Wissenschaft für die Realität der spiritistischen Erscheinungen erklärt, daß vielleicht in so und so viel Jahren die Sache ganz populär und dominirend sein wird. Denn die Menschen sind nicht so ganz unähnlich der wolligen Heerde, die dem voranwandelnden Haupte folgt. Aber der exacte Beweis für die Seele als Ursache dieser Phänomene kann doch niemals geführt werden, weil stets das Zeugniß der Sinne als Beweis angeführt werden muß, und die Sinne nicht über das rein Geistige zu Gericht sitzen können.

Auf der andern Seite kann niemals der Beweis geführt werden, daß die spiritistischen Phänomene nicht die Wirkung der Seelen Verstorbener sind. Denn wenn es überhaupt eine Seele giebt, die den Körper überdauert, so ist kein plausibler Grund vorzubringen, warum diese Seele nicht, wenn sie Lust hätte, sich den Lebenden bemerklich machen könnte. Es müßte daher der Beweis geführt werden, daß es überhaupt keine Seele giebt, sondern daß es mit dem Tode ganz aus wäre. Das kann aber ebenfalls kein Mensch beweisen. N. N.

Digitized by Google

Betrogene Betrüger.

Eine wahre Episode.

I.

Der General Poltrikoff lehnte sich in seinen bequemen Stuhl zurück. Dann, nach einigen Secunden Bedenkzeit, drehte er sich und den Stuhl um die eigene Achse und blickte seinen Secretär, den Major Shelmotin, an, welcher die Journale und Depeschen las.

Sie saßen in einem großen, luftigen Zimmer, welches nach einem großen Platz heraus sah. An beiden Wänden, rechts und links von den Fenstern hingen riesige Karten und Pläne, die vierte Wand war von einem Bücherschrank fast ganz bedeckt. Ein geräumiger Tisch, auf welchem eine Unzahl Broschüren, Briefe und Schreibmaterial umherlagen, stand ziemlich in der Mitte des Zimmers. An diesem Tische saß der General, und der Major an einem kleinen in der Nähe des Fensters.

Shelmotin hörte mit Lesen auf und blickte in die Höhe, denn er wußte es, daß wenn der General seinen bequemen Stuhl rund um seine Axe drehte, daß es soviel hieß, als: „Ich will mit ihm sprechen."

„Das ist um den Teufel zu holen, Shelmotin", murmelte der General. „Mit dem Knutoff wird nichts. Drei Monate ist er nun schon in C . . ., speist uns mit wöchentlichen Berichten ab, von denen einer immer hoffnungsreicher als der andere ist, und jetzt gesteht er ruhig, es sei ihm nicht möglich, es zu erreichen. Unsinn! Ehre, dem Ehre gebührt, aber er ist ein —"

„Es ist in der That ärgerlich", antwortete Shelmotin. „Ich glaubte erst, es sei schwierig, aber nicht unmöglich. Ich kenne C. gut genug. Knutoff hätte es erreichen können; er thut jedenfalls Unrecht daran, es aufzugeben. Er ist für einen Diplomaten zu jung!"

„Was sollen wir nun machen, Shelmotin?" fragte der Chef, der an die erste Klasse des St. Nikolaus-Ordens dachte.

Der Major war seine rechte Hand, sein Gedächtniß, seine Encyklopädie, kurz, sein Factotum, ohne welches er geradezu verloren war und unfähig, sein Ressort zu verwalten.

„Wir müssen einen andern Officier nach C. senden", flüsterte ihm Shelmotin zu. Er kannte seinen Chef, dachte an sich selbst und an die zweite Klasse des St. Nikolaus-Ordens und an ein Oberstlieutenantspatent.

„Aber wen in aller Welt soll man schicken?" fragte der General.

Shelmotin stand auf und sagte:

„Schicken Sie mich, Excellenz!"

„Sie —? Sie — schicken? Eher den Teufel! Was soll denn da

aus mir allein werden, wenn wir beide kaum durchkommen? Sie allein kennen meine Angelegenheiten — nein, Shelmotin, Sie, Sie können nicht gehen!"

„Sehr wohl, Excellenz, das war nur so ein unmaßgeblicher Vorschlag", sagte der Major kalt. „Ew. Excellenz wissen, daß wir es erreichen müssen. Unser ganzes Renommée, unsere Stellung steht auf dem Spiele, und ich nannte meiner Ueberzeugung nach den einzigen Mann, der was wir brauchen, erreichen kann!"

„Aber was mach ich hier, ohne Sie?" fragte der Chef wieder, wenn auch in ganz anderem Tone.

„Ew. Excellenz überschätzt meine Verdienste und wird ganz gewiß fertig ohne mich, für einen Monat oder zwei", antwortete der Major, „Capitän Poykoff besorgt meine Geschäfte, während ich weg bin. Was schadet es auch, wenn diese kleineren Geschäfte in Rückstand kommen, sobald wir Das nur erreichen!"

Der General überlegte eine Weile und sagte dann:

„Gut, Shelmotin, so mags sein! Sie sollen hin. Sind Sie denn gewiß, daß Sie es erreichen?"

„Ganz gewiß, Excellenz; ganz gewiß!"

Zwei Tage später saß der Major im Eisenbahnzuge, welcher nach C. führte. Als er in dieser Residenz des Nachbarstaates ankam, miethete er eine Beletage, nicht weit vom Kriegsministerium entfernt.

Er litt an einer Augenkrankheit und wollte in C. den berühmten Augenarzt Dr. Comte consultiren.

II.

Jeden Tag speiste der Major an der Table d'hôte eines großen Hotels, wo mehrere hohe Civilbeamten des Kriegsministeriums tägliche Gäste waren, und mit welchen er bald bekannt wurde. Sie kannten seinen Rang, seine Stellung. Er hatte sich in voller Uniform im Kriegsministerium gemeldet, und Alle waren entzückt über seine einnehmenden Manieren. Ihre Stabsofficiere behandelten sie nicht so liebenswürdig, als er es that.

Leider verbot ihm der Arzt seiner Augen wegen viel auszugehen, und besonders nicht in den Abendstunden.

„Der Doctor Comte hat es mir stricte untersagt, mich der Nachtluft auszusetzen. Ich bin an meine vier Pfähle gebunden. Ich wäre glücklich, wenn Sie Mitleid mit mir hätten und Abends ein Stündchen zu mir herüberkämen."

Sie hatten auch wirklich Mitleid mit ihm und kamen des Abends zu ihm herüber. Erst auf ein Stündchen und seltener. Später öfters und für den ganzen Abend. Da machte man seine Partie. Erst einen Whist; später einen Macao und Pharao. Der Major war so ein liebenswürdiger Wirth. Neuer Cliquot, herb und süß, und prachtvolle Cigarren; Regaliaformat, schwer und leicht, jede einzelne in Silberpapier eingewickelt und mit dem Bildniß des berühmtesten Staatsmannes geziert.

Digitized by Google

„Mein Cousin, der Generalconsul, schickt sie mir direct aus der Havannah. Cabanas fabricirt sie speciell für ihn."

„Aber Ihre Augen, lieber Major", sagte einer der Herren, als die Luft des Zimmers fast ganz von Rauch geschwängert war.

„Ja sehen Sie", sagte der Major, indem er die Karten mischte, „um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, es ist sonderbar, das scheint mir gerade gut zu thun!"

„Es ist eigentlich ganz natürlich, denn sie brauchen ja auch allerlei scharfes Zeug, um Einen zu curiren!"

So vergingen ein paar Wochen. Jeden Abend hatten sie ihre Partie. Sie spielten nicht etwa hoch. Kriegsräthe, Geheime Registratoren und Geheime Rechnungsräthe haben ja keinen großen Gehalt. Der Major selbst spielte sehr ruhig und machte sich ein Studium an seinen Gästen. Wenn sie weg waren, öffnete er die Fenster und saß da und dachte, und dachte — Er wog sie Alle gegeneinander in Gedanken ab, und schien endlich zu einem Resultat gekommen zu sein:

„Fritzelwitz, das wäre mein Mann", sagte er für sich. „Das ist der geborene Spieler. Wie er seine Thaler zusammenrafft; wie seine Hände zittern, wie seine Augen glänzen! Und der arbeitet in der Abtheilung für Fortification. Der kleine Kerl scheint in einiger Geldverlegenheit. Ich werds mal probiren!"

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Sonne schien so munter, und der Major lehnte zum Fenster hinaus. Da ging auch Fritzelwitz vorbei mit der beseligten Miene eines Mannes, der in vollen Zügen die Muße eines Sonntags genießt. Der Major mußte husten. Fritzelwitz sah herauf und zog ehrerbietig seinen Hut.

„Kommen Sie ein Bischen zu mir herauf?!" rief ihm der Major zu. „Seien Sie so gut und leisten Sie mir Gesellschaft!"

Fritzelwitz war so gut und leistete ihm Gesellschaft. Sie erzählten sich was und rauchten und tranken ein Glas Wein oder zwei. Endlich proponirte Shelmotin ein kleines ecarté.

„'S ist zwar eine Sünde, bei so prächtigem Sonnenschein zu spielen, aber", setzte er melancholisch hinzu, „ich armer Kerl darf ja nicht ausgehen!"

Der gute Pritzelwitz sträubte sich nicht: er für seine Person zog jedes Spiel dem herrlichsten Sonnenschein vor. Und er that vollkommen recht daran, denn er gewann eine ganz bedeutende Summe.

Nach einem halben Stündchen sprang der Major auf; gähnte furchtbar und sagte resignirt:

„Ich habe kein Glück heute! Kommen Sie, wir frühstücken zusammen. Heut Abend müssen Sie mir Revanche geben. Ich wette, ich habe wenigstens dreihundert Thaler verloren!"

Fritzelwitz schwelgte in Seligkeit und versprach, ihm Abends Revanche zu geben.

Sie spielten, und spielten bis tief in die Nacht. Anfangs gewann Fritzelwitz, dann verließ ihn das Glück; und endlich verlor er Alles, was er bei sich hatte, ja noch achthundert Thaler auf Ehrenwort dazu.

Der Major hatte ihm versprochen, den nächsten Abend weiter zu spielen.

Der Abend kam heran und sie spielten wieder. Der Major ließ

Digitized by

sich vor den Anderen, welche kamen, verläugnen, um ungestört mit seinem Gaste zu sein. Nicht, als ob er falsch gespielt hätte; aber er spielte ruhig und kalt, während Fritzelwitz aufgeregt im höchsten Grade war.

An diesem Abend gewann der Major auch, nahezu die doppelte Summe als am vorigen — Alles unbaar und auf Ehrenwort. Natürlich sollte morgen weiter gespielt werden!

Der arme kleine Fritzelwitz war in einem furchtbaren Zustande. Die Stunden schienen ihm Tage. Endlich kam der Abend heran, endlich saß er dem Major wieder gegenüber. Der Major war im Verlust.

„Uebrigens", sagte er so nebenbei, „übermorgen muß ich abreisen, Dr. Comte hat mich als geheilt entlassen; sehen Sie also zu, daß Sie heut ordentlich gewinnen, denn morgen kann ich leider nicht mit Ihnen spielen, ich bin bei unserem Gesandten zur Tafel befohlen."

Armer kleiner Fritzelwitz! Die Augen schienen ihm aus dem Kopf springen zu wollen! Er stürzte ein Glas Champagner hinunter und sprang vom Tische auf. Er ging im Zimmer auf und ab, mit Schritten, so groß er sie nur machen konnte. Der Major saß ruhig da, die Karten in der Hand.

Endlich setzte sich Fritzelwitz wieder hin, der Major gab die Karten, aber sein Partner schien vollkommen apathisch.

„Was haben Sie denn?" fragte der Major.

„Ach", sagt Fritzelwitz verzweifelt, „ich kann Ihnen ja das nicht bezahlen, was ich verloren habe!"

Er bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Der Major sprang auf und legte die Karten weg.

„Spielschulden sind Ehrenschulden!" sagte er leise, Ehrenschulden besonders betonend. „Ich erwarte bestimmt, daß Sie vor meiner Abreise zahlen, ich wäre sonst gezwungen, den Obersten von P. zu benachrichtigen, daß Sie den Gewinnst einstecken und behaupten, das Verlorene nicht zahlen zu können."

„Um Gottes willen, Herr Major, Sie wollen mich doch nicht vernichten! Die geringste Andeutung über diese Spielschulden hat meine Entlassung zur Folge."

„Ich bedauere unendlich", sagt der Major ceremoniös, „aber Spielschulden sind Ehrenschulden. Wer kein Geld hat, darf nicht um Geld spielen!"

„Dann —", ruft Fritzelwitz verzweifelt aus, „bleibt mir nur eine Kugel vor den Kopf — meine arme Pauline!"

Der Major zuckt die Achseln.

„Ich will Sie in Raten bezahlen, ich will mein Leben versichern, ich schwöre es Ihnen, Sie sollen nicht einen Pfennig verlieren."

„Ich erwarte ganz bestimmt, daß Sie Ihre Ehrenschuld vor meiner Abreise bezahlen."

„Dann bin ich so gut als verloren, ruinirt. Wozu ein Leben fortsetzen, das doch einmal verloren ist —!"

Er nahm seinen Hut und öffnete die Thür.

„Warten Sie eine Secunde", sagt der Major.

Fritzelwitz schloß die Thür und wartete, den Hut in der Hand.

„Sehen Sie", hub der Major an, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen! Sie wissen, daß Sie verloren sind, wenn ich die Sache bei

Digitized by Google

Ihrem Vorgesetzten zur Sprache bringe. Nicht wahr?! Nun gut, ich will Ihnen die Ehrenschuldscheine zurückgeben und außerdem noch ein Tausend Thaler dazu, wenn Sie mir bis morgen 11 Uhr Vormittags die Pläne und alle Details von den neuen Befestigungsanlagen von P. bringen."

Fritzelwitz starrte den Major an und war sprachlos.

„Sie können es ja halten, wie Sie wollen", fuhr der Major fort. „Sehen Sie mal, diese neuen Pläne interessiren mich! Wenn Sie mir dieselben bringen, sind Sie frei und haben noch ein Tausend Thaler extra! Nun, gute Nacht — und überlegen Sie sich die Sache!"

Er verbeugte sich und Fritzelwitz verließ ihn.

Fritzelwitz war dem Wahnsinn nahe. Er wußte nicht, was thun; aber er war in großer Versuchung. Es war ihm ja ein Leichtes, die bewußten Pläne zu erlangen, aber seine Ehre, seine Pflicht, sein Gewissen! Er rannte durch die Straßen, er wußte nicht, wohin.

Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

„Zum Teufel, Curt, was ist denn mit Dir vorgefallen?!"

Es war sein alter College und zukünftiger Schwager, der Bruder Paulinens, Fritz Dimpel.

„Ach, Fritz", sagt Curt, „Fritz, ich bin verloren. Rette mich!"

„Sei kein Esel! Was ist denn los mit Dir?" sagt Fritz.

Curt erzählt ihm die Geschichte. Als er geendet hat, stößt Fritz ein langes, pfeifendes „Fuiht" aus:

„Da bist Du aber gehörig hereingefallen! Hülfe verdienst Du eigentlich nicht! Aber um meiner Schwester willen, und wenn Du mir Dein Wort giebst, nie wieder eine Karte anzurühren, will ich Dir helfen! Na, komm nur!"

„Du willst doch nicht —?" sagt Curt erschrocken.

„Komm nur; laß mich nur machen."

Des andern Morgens präcis um 11 Uhr wird dem Major Herr Fritzelwitz gemeldet.

Er schloß die Thür sorgfältig und brachte ein sorgfältig zusammengefaltetes Paquet hervor, welches der Major sorgfältig prüfte und sorgfältig in seinen Secretär einschloß. Es enthielt eine Anzahl von Plänen und Lectionen, Distancetabellen und Skizzen mit der Ueberschrift „Königliche Festungswerke zu P."

Der Major nickte mit dem Kopfe, hochbefriedigt; gab Fritzelwitz seine Ehrenscheine zurück und zehn Hunderttthalernoten außerdem.

Bevor der Major andern Tages die Residenz verließ, erhielt er eine Quittung aus der „Allgemeinen Invalidencasse", welche ihm in den höflichsten Ausdrücken den Dank aussprach für seine freigebige Schenkung von ein Tausend Thalern an die milde Stiftung.

„So ein verd . . . kleiner Schuft!" murmelte der Major, als er in die Droschke sprang. „Judas schämt sich des Sündengeldes."

III.

Der General Poltrikoff war ordentlich in Ekstase. Ein Telegramm hatte ihm angezeigt, daß „Major Shelmotin als geheilt entlassen sei",

Digitized by Google

und soeben war der Major angekommen und hatte sie gebracht, die längst ersehnten Pläne der neuen Befestigungen von P.

Sie lagen weit ausgebreitet auf dem großen Tische.

Da kam auch schon der General Espinoff, der Director der Fortificationsarbeiten, um die große, herrliche Errungenschaft zu beaugenscheinigen.

„Da haben Sie es also doch zu Stande gebracht, mein lieber Poltrikoff —"

Poltrikoff dachte an seine erste Klasse des St. Nikolaus . . . und zeigte blos auf den Tisch.

Espinoff setzte sich und begann die Musterung. Er nickte, schüttelte den Kopf und machte „Hah" und „Hum".

„Sonderbares Zusammentreffen, höchst merkwürdiges Uebereinstimmen, hm, das ist doch nicht möglich. Halt, warten Sie mal —"

Espinoff ging fort und kam zurück, die Pläne der Festung X., die Lieblingsschöpfung seines gewaltigen Geistes in der Hand haltend.

Er legte diese neben die der Festung P. Sie stimmten in allen Linien und in jedem Detail genau überein.

Espinoff war sprachlos; endlich machte sich seine Wuth Luft:

„Sie sind ein . . . Shelmotin!" schrie er. „Ich dachte es mir doch gleich, als ich Ihre Pläne sah. Die Topographie der Gegend von P. läßt es gar nicht zu, solche detachirte Forts anzubringen. Sie haben mir eine Copie meiner eigenen Festung gebracht. Sie hatten bei Gott nicht nöthig, diese Pläne erst aus dem Archiv des Kriegsministeriums zu C. zu holen!"

„Heiliger Nikolaus", murmelte General Poltrikoff in der größten Bestürzung.

Major Shelmotin biß sich in die Lippe; er konnte nichts sagen.

Der General Espinoff aber ging lachend fort, denn Knutoff war sein Neffe, und die Niederlage Shelmotins war ihm eine Genugthuung.

Natürlich war es nun mit dem General Poltrikoff und dem Major Shelmotin aus.

Beide wurden sofort in ganz entlegene Theile des Reiches versetzt, und Shelmotin erhielt sogar ein Commando in der traurigen kalmückischen Steppe.

Richard Freiherr von Fuchs-Nordhoff.

Digitized by Google

Parterre und Bühne.

Eine kritische Betrachtung in entgegengesetzter Richtung.

Von **Emil Cohnfeld.**

Es kann über Mangel an Theaterkritik in unserer zum Kritisiren so aufgelegten Zeit sicherlich nicht geklagt werden. Meine nachfolgenden Zeilen beabsichtigen nicht, dieser Fülle, an der alle berufenen und unberufenen Blätter mit zahllosen berufenen und unberufenen Federn mitarbeiten, in gewöhnlichem Sinne ein weiteres Scherflein hinzuzufügen. Nicht in gewöhnlichem Sinne, oder besser gesagt, in gewöhnlicher Richtung, wohl aber in entgegengesetzter Richtung. Ich will nicht, wie gewöhnlich geschieht, die Leistung der Bühne dem Parterre gegenüber, ich will vielmehr, wie leider viel zu wenig geschieht, die Leistung des Publikums der Bühne gegenüber kritisiren. Und zwar will ich, um bei diesem weiten Thema die Grenzen des Raumes nicht ungebührend überschreiten zu müssen, mich für heute nur auf Ein Moment der Sache beschränken. Es existirt, wie oft betont, ein Verfall des deutschen Theaters, und er ist, Gottlob, neuerer Zeit einigermaßen zum Besseren übergegangen. Es existirt aber auch, wie leider noch nicht genug betont, ein Verfall des Geschmacks des Publikums, und er ist, Gott seis geklagt, noch nicht in das Stadium der Besserung eingetreten. Von ihm will ich sprechen, oder doch von einer bestimmten Seite von ihm: von dem Verfall des Beifalls im Theater.

„Wie?“ höre ich den Leser erstaunt ausrufen: „Verfall des Beifalls in unseren Theatern, die überall von schallenden Applausen wiederhallen, in denen der leicht erworbene und reichlich gespendete Beifall noch nie so üppig geblüht, wie gerade heute?“

„Ja wohl“, antworte ich; und eben deshalb ist es ein Verfall des Beifalls. Es ist ein Verfall des Beifalls, der in seiner Erscheinung als Ausdruck des öffentlichen Urtheils streng wider-ästhetisch ist und überall zu rügen vergessen wird.

Betrachten wir zunächst einmal die Ausdrucksform des entgegengesetzten Urtheils des Publikums, welche uns merkwürdigerweise, als so erbarmungslos die vielköpfige Menge auch verschrieen ist, zeigt, wie der Ausdruck der öffentlichen Meinung im Theater gehandhabt werden soll, während uns die Beifallskundgebung heutigentags nur noch darthut, wie er nicht gehandhabt werden soll.

Digitized by Google

Wenn dem Publikum eine Einzelnleistung, eine Gesammtdarstellung, ein ganzes Stück oder dergleichen nicht gefällt, wie giebt sich die Mißbilligung kund? Das Publikum „wird unruhig", es murrt, mißbilligende Rufe werden laut, endlich zischt man, es steigert sich zum „Trampeln" (man verzeihe das unschöne, aber nun einmal technisch übliche Wort!) — zuletzt „pfeift man aus".

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Kundgebungen häßlich tönen; sie mögen auch wohl im Fall von Ausschreitungen zuweilen eine unästhetische Gestalt annehmen: aber wider-ästhetisch sind sie nicht, wie von mancher Seite behauptet wird, sie sind vielmehr ein ästhetisches Recht, ja sogar eine ästhetische Pflicht des Publikums. Sie sind das verdammende Urtheil des Auditoriums, und wenn das Auditorium richten soll, so muß es den verdammenden Spruch ebensowohl thun dürfen, wie den erhebenden, und wie eine Symphonie von Wohlklängen kann der erstere nicht tönen.

Was aber folgert sich aus jenem Modus mißbilligender Aeußerungen, den wir angedeutet?

Das Publikum mag ein strenger Richter sein, aber es ist kein harter. Es verurtheilt nicht vorschnell und übereilt, sondern es zeigt Langmuth; ehe es sich zur That des Verdammens entschließt, zögert es: es hört an, es harrt in Geduld, es schwankt, es läßt sein endgültiges Urtheil im Fall des Verdammens langsam und allmälig „werden", es läßt warnend sehen, wie es entsteht, und längst, ehe dasselbe endgültig gefällt wird, sind die Belastungsmomente so, wie sie sich geltend machten, in jener unartikulirten Sprache hervorgehoben und markirt worden, welche die Ausdrucksweise einer Vielheit bildet. Es ist das ein öffentliches Gerichtsverfahren, in welchem auch das Urtheil nicht geheim formulirt wird, und in welchem der Gang der Verhandlungen vollkommen klar liegt. Auch ist selbst das Verdammungsurtheil, wie man gesehen, nicht ein eo ipso drakonisches, das nur die Eine Strafe kennt: „Kopf ab!"; sondern es giebt Modificationen und Gradationen des Verurtheilens. Es giebt, wie schon bemerkt: „Unruhig sein", Murren, Zischen ꝛc. Die Kapitalstrafe des Auspfeifens, diese ultima ratio des Armes der Gerechtigkeit, tritt nur in den allerseltensten und allerschlimmsten Fällen ein. Weiß Gott und wahrhaftig nicht stets, sobald es gerechtfertigt wäre! Das Publikum ist ein milder Richter: es ist maßvoll und zurückhaltend im Verurtheilen. Vielleicht zu sehr!

Weshalb nun, frage ich, ist dieses Publikum — so weise maßvoll und sich selbst beschränkend im Verdammen — so unweise maßlos, vorschnell und jede verständige Gradation verschmähend im Belohnen?

Die Antwort scheint leicht, aber sie scheint nur so.

„Weil man sich angenehmen Eindrücken bereitwilliger und ausgedehnter hingiebt, als unangenehmen und sich zum Ausdruck ersterer gern activ zeigen wird, während man sich gegen letztere lieber in ärgerlicher Passivität verschließt." Hm, das heißt also mit anderen Worten: weil das Publikum zu träge ist, im Bewußtsein seines Richteramtes nach beiden Seiten hin, nach der negirenden wie nach der positiven, seiner Pflicht gleichweis activ nachzukommen, und das ist soweit richtig: nur daß es noch nicht motivirt, weshalb dann das Publikum beim Kund-

Digitized by Google

geben seines Lobes sich die Mühe nimmt, nicht nur activ zu sein, sondern, was ich eben rügen will: sogar maßlos über-activ!

Aus Gutmüthigkeit? Schwerlich! Das Publikum ist bis zu einem gewissen Grade ein langmüthiger Richter, aber generelle Gutmüthigkeit wollen wir ihm gerade nicht nachrühmen!

Nein. Ich beantworte meine Frage anders. Einfach dahin, weil das Publikum in dieser Hinsicht in eine Unsitte verfallen ist!

Das Murren, Zischen und selbst „Austrommeln", insofern es nicht an sich durch Ausschreitung unästhetisch wird, ist es nicht wider-ästhetisch, sondern es ist, wie gesagt, ein Recht, sogar ein nothwendiges Recht, ja sogar eine Pflicht und Aufgabe des Publikums. Der übertriebene Applaus aber ist an sich unästhetisch, weil eben übertrieben, und ist wider-ästhetisch, weil — nun, so wie er modern auftritt, wie ich sogleich zeigen werde.

Aber wo pflegt denn der Applaus übertrieben zu werden? — Ach, Applaus, Du herrlicher, schöner, edler, erhebender Himmelslaut für Autor, Künstler, Publikum, wo bist Du denn eigentlich? Es giebt ja keinen Applaus mehr und das just ist es, was ich rügen wollte! Es giebt nur noch einen übertriebenen Applaus. Nämlich nur den „gesteigerten" Applaus, welcher zum übertriebenen Applaus geworden ist, weil er so gesteigert immer und überall auftritt, nie anders!

Vordem, nämlich als es die Unsitte des übertriebenen Applauses noch nicht gab, kannte man eine gewisse edle, fast subtil innegehaltene Gradation in der Kundgebung von Beifall, welche dem Gefühl und Verständniß des Publikums heute abhanden gekommen ist. Ich könnte eine wahre „Lehre vom Applaus" schreiben, wozu mir und Jedem, der das Theater lange genug kennt, jene frühere Epoche — ich möchte sie chronistisch kennzeichnen durch die Namen: Seydelmann, Gern, Rott, Eßlair, Devrient, Crelinger, Charlotte v. Hagn, Stich — das Material bieten würde. Damals gab es noch den Applaus als solchen, den einfachen Applaus, der in seinen Abstufungen einer größeren oder geringeren Lebhaftigkeit eine articulirte Sprache war, in welcher das Publikum wohlmodulirt zur Bühne redete. Und da es diesen einfachen Applaus gab, so gab es auch ein Weniger und ein Mehr als ihn. Ein „Weniger" in dem „beifälligen Gemurmel", der leisen oder gar stillen, aber nichtsdestoweniger wohlbemerkbaren Bewegung, welche, durch die Zuschauerreihen huschend, schon eine Anerkennung war, ohne sich jedoch gerade zum eigentlichen Applaus zu gestalten, mit welchem man damals, weil man dies Geringere besaß, ehrenvoll haushalten konnte, und ein „Mehr" als den bloßen Applaus in dem Hervorruf. Dieser letztere war zwar an sich schon ein gesteigerter Grad, aber auch in dieser Steigerung noch gab es eine ehrenvolle Abstufung. Da war der „gewöhnliche" oder „einfache" Hervorruf, der nach Schluß des Actes stattfand, und, ich möchte sagen: der Hervorruf „mit Eichenlaub in Brillanten am Bande"; der Hervorruf bei offener Scene"! Der, lieber Leser, war schon ein „Ereigniß": er passirte, weiß Gott, nicht Jedem, und wenn er passirte, so machte er an dem Abend Sensation und stand am andern Morgen constatirt in den Recensionen aller Zeitungen!

Blumen und Kränze? Nun ja, sie kamen vor. Zu sagen aber habe ich hier nichts von ihnen. Denn ich spreche hier nicht von Dem, was

Digitized by Google

sich als Ausnahmefälle einer Betrachtung des Allgemeinen entzieht, sondern von Dem, was die leitende Regel im Gewöhnlichen war. Blumen und Kränze aber waren damals noch nicht etwas Gewöhnliches, sondern etwas sehr Außergewöhnliches! Ja wohl, sie kamen vor! Weshalb denn nicht: da gab es ja wohl Jubiläen, ganz besondere Fest- oder Ehrentage eines Künstlers, hochgefeierte Einzelnleistungen hochgefeierter Größen bei erstem oder bei Abschiedsauftreten, bei einmaligem Gastiren oder drgl., kurz, was derartige besondere Anlässe, die nicht in das Reich des Gewöhnlichen gehören, mehr waren! Aber so üppig wie jetzt war die Vegetation auf dem Felde der Schauspielkunst allerdings noch nicht. Dasselbe muß wohl seitdem stark gedüngt worden sein, daß heute die Blumen so darauf wuchern und das Laub schießt!

Und jetzt?

Ein „beifälliges Gemurmel" giebt es nicht mehr, sondern nur einen Applaus, da dieses, wo es Ursache hat, zu entstehen, keine Ursache findet, nicht auch gleich in Applaus überzugehen. Nun geräth das beifällige Gemurmel aber gleich in ein großes Dilemma: etwa in das Dilemma Desjenigen, der in einem kleinen Boot ohne Compaß auf hohem Meer schwimmt und daher nicht weiß, wohin steuern! Es geht nämlich, in dem Gefühl, daß es ja beifälliges Gemurmel nicht mehr giebt, gleich in Applaus über, nun giebt es aber bloßen Applaus auch nicht mehr, sondern nur den „gesteigerten" Applaus, den „Applaus mit Hervorruf": es geht also gleich auch in diesen über! Den „gewöhnlichen Applaus mit Hervorruf", nämlich den nach Actschluß, giebt es aber ebenfalls nicht mehr, sondern wiederum nur noch den „gesteigerten Applaus mit Hervorruf", nämlich den „Hervorruf bei offener Scene" und dem halt- und compaß- und asyllosen Beifallszeichen, das Anfangs eigentlich nur hatte ein Beifallszeichelchen sein wollen (oder sollen), bleibt bei seinem blinden, richtschnurlosen Vorwärtsstolpern nichts weiter übrig, als auch noch dahinein überzugehen und die harmlose Zufriedenheitsmücke, die eigentlich nur still und bescheiden durch die Empfindung der Zuschauer hatte schwirren wollen, stürmt schließlich, weil sich das Publikum überhaupt gar nicht mehr anders auszudrücken vermag, als laut trompetender Elephant des „Hervorrufs bei offener Scene" rücksichtslos auf die Bühne, rücksichtslos gegen Situation, Mitspielende, Zusammenhang, ästhetisches Gefühl, Logik der Gradation, Werth der Leistung, Richtigkeit des Grades der Ovation und gegen alles Andere, was dabei noch in Betracht kommt oder in Betracht kommen sollte.

Es giebt eben keinen Applaus mehr und daher auch nicht seine feinen Abstufungen, die allein erst ihn zu einer articulirten Sprache des Parterres machen. Es giebt keinen Applaus mehr, sondern es giebt nur noch den forcirten Applaus als „Hervorruf bei offener Scene". Das Händeklatschen dabei ist beileibe nicht etwa der Applaus von früher, sondern ist nur der Ausdruck des Rufes. „Klatsch, klatsch, klatsch!" heißt: „'raus, 'raus, 'raus", weiter nichts. Und es giebt auch keinen Hervorruf nach Actschluß als gemäßigteren Hervorruf mehr. Sondern wo dieser Hervorruf nach Actschluß noch eintritt, ist er nur ein noch nachträglich angehängtes Appendix zu dem schon vorangegangenen Genug, ein Surrogat des Mehr, weil ein anderes Plus nicht mehr vorhanden ist. Man ruft doch nach Actschluß wahrhaftig nicht deshalb, weil man

Digitized by Google

sich in dem kritisch erwägenden Gefühl, daß dies dem Werthe der Leistung entsprechend sei, bis dahin mit der Kundgebung geduldet hat. Sondern man ruft noch mehr, weil man sich während des Actes noch nicht genug abgerufen hat, und nachdem man fortwährend bei offener Scene gerufen, ruft man jetzt bei geschlossener Scene flott weiter: nicht etwa weil die Gardine herunter ist, noch obwohl sie herunter ist, sondern einfach, weil man sich heutigen Tags bei seinem Herausrufen den Teufel daran kehrt, ob die Gardine herunter ist oder herauf, und noch weniger versteht oder auch nur daran denkt, einen Unterschied im Werth der Ovation darin zu machen, ob man bei offener Scene ruft oder es nach geschlossener Gardine thut! Welch imposanter, mächtiger und ehrender Richterspruch des Publikums ist der Hervorruf bei offener Scene, wenn er das Non-plus-ultra, das „Nichts darüber hinaus" der Ovation bleibt, nicht durch klägliche Abnutzung veralltäglicht und selbstverständlich gemacht wird.

Das Publikum, von Begeisterung hingerissen, wird sich selbst, der Scene, dem Erwarten und Aufmerken von der Gewalt des Momentes entführt, die Schranken des Gewöhnlichen überspringend, die Kette des Zusammenhanges der Handlung zerreißend, nicht mehr nach Illusion und Scene fragend, durchbricht der Ruf nach dem Künstler alles ihm Entgegenstehende und läßt Bühne, Stück und Zuschauerraum für einen Augenblick in Nichts versinken, daß nur das Eine stehen bleibt: das Wiedererscheinen des zurückgerufenen Künstlers, dem zu Ehren der Gang der Handlung Halt machen mußte, um ihm Raum zu lassen zur Zurückkehr und Empfangnahme der Ehrengabe des gespendeten Beifalls!

Das ist ein Hervorruf bei offener Scene. Oder vielmehr: das war er. Heute hat das Publikum auf diesen seinen höchsten Richterspruch verzichtet. Es hat auf noch mehr verzichtet. Es hat sich auch der kritischen Modulation seines Lobens überhaupt begeben. Es vermag nicht mehr die feinfühlenden Nüancen eines: „Ziemlich gut", „Gut", „Recht gut", „Ausgezeichnet" in seinem Beifall auszudrücken. Es vermag nur noch, sobald es loben will „Ungeheuer gut!" „Pyramidal!" „Ganz über die Maßen fürchterlich gut!" zu brüllen. Blos daß es dies nur mit den Händen brüllt, nicht mit dem Munde! Es giebt keine Nüancirung des Applauses mehr, weil man nur noch sein äußerstes Extrem kennt und nur dieses anwendet.

Freilich könnte man mir entgegenhalten: wenn Du behauptest, es gebe keinen bloßen Applaus ohne Hervorruf mehr, so ist das übertrieben oder ungenau. Wie steht es denn mit dem Applaus, ohne daß der Künstler abgeht, he? Da hast Du ja gleich den bloßen Applaus!

Der Casus macht mich lachen! Das wäre ein bloßer Applaus, ohne Hervorruf? Unsinn, sage ich! Wodurch unterscheidet er sich denn vom Hervorruf? Etwa dadurch, daß ihm ein bescheideneres Gewicht beigelegt worden ist oder man gewohnt ist, einen geringeren Grad der Ovation in ihm zu sehen? Nein, einfach nur durch den rein äußerlichen und zufälligen Umstand: daß der Künstler nicht abgeht! Wer nicht fortgeht, den kann man doch nicht zurückrufen — ginge er aber fort, so würde er gerufen werden, oder vielmehr würde mit diesem Applaus selbstverständlich gerufen sein: mit ganz denselben Zeichen, demselben Händeklatschen, das ihm jetzt auch zu Theil wird! Das Publikum ha

Digitized by

ja überhaupt kein conventionelles Mittel mehr, um einen Unterschied zwischen Applaus und Hervorruf zu machen! Ruft man denn etwa mit der Stimme, mit dem Namen des Künstlers, wenn man hervorrufen will? Ei bewahre! Das that man früher, als man noch sich verständlich zu machen bedacht war, ob man dem Künstler Grad 1 des Beifalls, nur den Applaus, oder Grad 2, den Hervorruf, zu Theil werden lassen wolle.

Heute aber heißt Applaudiren: hervorrufen, dem nur nicht Folge gegeben werden kann, wenn der Betreffende gar nicht fortgegangen ist. Er quittirt dann über empfangene Valuta, über das erhaltene „Ebensogut", wenigstens durch eine feierliche Verbeugung, die nicht in seine Rolle und nicht in die Scene paßt, das ist Alles!

Und dabei sind unsere Schauspieler nachgerade auch so furchtbar routinirt in der Sache geworden! Das letzte Bischen Wunsch nach etwaiger Unterscheidung zwischen Applaus und Hervorruf, das unserem Publikum vielleicht noch innewohnen, vielleicht temporär einmal in seinem Gefühl heraufdämmern möchte, weiß so ein Künstler, der in der neuen Mode stets über die Maßen routinirt ist, sofort todt zu machen. Mausetodt, denn er ist schon wieder da, ehe das Publikum sich nur hätte klar werden können, ob es ihn denn eigentlich rufen oder nur ihm seinen Beifall bezeigen wolle. Die erste Hand, die sich zum Applause regt, zieht den verschwundenen Künstler wie an einem unsichtbaren Bindfaden wieder hinter der Coulisse hervor, und wenns so weiter geht, so bedürfte es nur noch der Erfindung einer Coulisse mit einem Trittbrett, welche sich, wenn der Künstler auf das Brettchen tritt, flink mit ihm um ihre Vertikalachse dreht, ihn dem Publikum zur Constatirung des Gerufenseins einen Augenblick präsentirt und sich dann mechanisch weiter herumdreht, um ihn wieder hinter sich verschwinden zu lassen. Dann ginge die Sache hübsch noch gleichmüthiger und maschinenmäßiger von statten als jetzt und für den Künstler bequemer wäre es auch! Er brauchte dann nur im weiteren Verfolg der Dinge auf dem Trittbret stehen zu bleiben, um sich so lange von der Coulisse herumdrehen zu lassen, bis sich im Publikum keine Hand mehr regt, weil ihnen Allen schwindlig geworden. Dann steigt er vom Trittbrett herunter, die Handlung geht weiter und die Maschinerie wird wieder in Stand gesetzt für den Nächsten, der die Scene verläßt. Probatum est!

Da es bei der Forcirtheit des heutigen Beifalls eine Steigerung desselben nicht giebt, sowohl aber Publikum wie Bühne die Nothwendigkeit einer Steigerungsmöglichkeit empfand, so ist man auf gewisse Aushülfemittel verfallen, welche ich Eselsbrücken nennen möchte, wenn mir das nicht zu grob wäre. Das Publikum nämlich nahm das Zahlensystem zu Hülfe und die Bühne erfand sich die Blumen. Da das Publikum nichts anderes mehr in die Wagschaale zu werfen hat, als den Hervorruf, unter welchem und über welchem es nichts mehr gab, so mußte derselbe nach Zahlen abgemessen werden. „Ziemlich gut" ist einmal hervorgerufen, „gut" zweimal hervorgerufen, „recht gut" dreimal hervorgerufen, von „ausgezeichnet" an steigert sich die Zahl bis in das zum Außersichgerathen Potenzhafte, und wenn heute, was Gott verhüte, ein Garrick, Talma, oder eine Rachel bei uns aufträte, müßte man die Logarithmentafeln zur Hülfe nehmen, um über die Erfolge eines einzigen

Digitized by Google

Abends zu berichten! Gehört es etwa zu den Seltenheiten, heute besonders in irgend einer Theaterzeitung, die sich darin wundermäßig aufs Zählen verstehen, ganz wahrheitsgetreu constatirt zu finden: Herr Derundder oder Fräulein Soundso wurden mit Beifall überschüttet und im Laufe des Abends sieben, neun, dreizehn Mal bei offener Scene gerufen ꝛc.

Die Bühne erfand sich die Blumen. Die Blumen hat zwar der liebe Gott erfunden; die Theaterblumen aber haben die Künstler, Directoren und Anbeter erfunden. Wahrhaftig, wenn man die Botanik dieser Flora kennt, kann man dahin gelangen, in den Bouquets und Kränzen nur noch Theaterrequisiten zu sehen, die sich blos darin von den anderen unterscheiden, daß sie nicht hinter der Gardine, sondern vor der Gardine angewendet werden. Vierundzwanzig verschiedene Klassen könnte man an ihnen zwar nicht gerade unterscheiden, wohl aber drei. Erste Klasse: Künstlereitelkeit, diejenigen Kränze und Bouquets, denen der Künstler und ganz besonders die Künstlerin vor dem Werfen nicht so fern stehen, als nachher, wenn sie ihnen geworfen werden! Zweite Klasse: Geschäftsinteresse, diejenigen, welche . . . nun, in Geschäftssachen kann man schon dürrer und unverblümter reden: diejenigen, welche die Direction gepflanzt hat! Dritte Klasse: Echte Ovation, diejenigen, welche vom Publikum kommen! Denn, seien wir gerecht: die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze, aber die Mitwelt thut es. Es kommen also auch Blumen wirklich vom Publikum. Nämlich von den Anbetern! Die sind doch immerhin auch Publikum, wenn auch nur eine begrenzte Species desselben. Das übrige Publikum spendet keine Blumen, wenigstens heutzutage nicht mehr. Weshalb denn auch! Erstens wird das ja von anderer Seite besorgt, und zweitens ist die einst feinfühlige Kunst des Beifallsspendens, die in ihren weitergehenden Nüancen dazu allenfalls hinreißen und begeistern konnte, heute nicht mehr bekannt. Weil man darin nicht mehr fein unterscheidet, so ist auch das Bedürfniß nach feineren, höheren und höchsten Gestaltungen der Beifallskundgebungen nicht mehr vorhanden, wohlgemerkt, ich will nicht sagen: der Kunstsinn, das Kunstverständniß oder die Hochschätzung der Kunst: wohl aber das ästhetische Gefühl im Publikum für die nüancirte, das Mehr oder Weniger wohlabmessende Form des Ausdrucks seines Beifalls. Dies Alles, sofern es nicht den Einzelnen betrifft, sondern den Collectivbegriff „Publikum", ist untergegangen im tobenden Strudel des „übertriebenen Applauses.

Keine Blumen aus dem Publikum? Sollten denn diese wirklich gar nicht mehr vorkommen? Sollte es nicht wenigstens zuweilen noch einen wirklichen Kunstbewunderer (nicht Künstlerinbewunderer) geben, der sie aus Enthusiasmus spendet?

Die Frage ist leicht beantwortet:

Ja, es kommt wohl noch zuweilen vor — aber dann glaubt es Niemand!

Daß dem Publikum die nüancirte Ausdrucksweise für seinen Beifall verloren gegangen — schlimm für das Publikum und schlimm für die Künstler!

Digitized by

Der italienische Eulenspiegel.

Der Schalk, der auf die schwierigsten Fragen eine treffende Antwort hat, der Held der absichtlichen Mißverständnisse und Thorheiten heißt in Italien „Bertoldo", und ist ein „pfiffiger Bauer" (un villano accorto e sagace). Er besitzt eine gewisse physiognomische Aehnlichkeit mit Sancho Pansa in Cervantes' unsterblichem Don Quixote. Seine bedeutendsten Reden und Thaten leistet er vor dem Throne des „Königs" und der „Königin". In der Person des Bertoldo concentrirt sich der eigentliche italienische Volkswitz. Jedes Wortspiel, jeder drollige Einfall wird dem Bertoldo auf die Rechnung gesetzt.

Der König empfängt ihn und legt ihm eine Reihe von Fragen vor, die zum Theil an die des Kaisers im „Abt von St. Gallen" erinnern.

„Wer bist Du?"

„Ich bin ein Mensch."

„Wann bist Du geboren?"

„In dem Jahre, da meine Mutter mich in die Welt setzte."

„Wo ist Deine Heimat?"

„Auf Erden."

„Hast Du Nachkommen? Hast Du noch Eltern und Geschwister?"

„Ja wohl, aber sie sind alle todt!"

„Nun, dann hast Du sie also nicht mehr?"

„Doch, Herr König, aber als ich abreiste, schliefen sie Alle noch, und zwischen dem, der schläft und dem, der todt ist, mache ich keinen Unterschied: denn der Schlaf heißt doch der Bruder des Todes."

Nach diesem Kleingewehrfeuer, das sich in der Uebersetzung weit weniger keck und amüsant ausnimmt als im Original, rückt der König mit dem schweren Geschütz vor.

„Beantworte mir drei Fragen", sagt er zu Bertoldo.

„Hundert, Herr König, dafern Ihr wollt."

Erste Frage: „Welcher Wein ist der beste?"

Antwort: „Der, den man als Gast bei andern Leuten trinkt."

Zweite Frage: „Welche Tochter frißt ihrer Mutter die Zunge ab?"

Antwort: „Die Flamme der Kerze, welche den Docht frißt."

Dritte Frage: „Wie würdest Du's anfangen, mir Wasser in einem Sieb zu bringen, ohne einen Tropfen zu verlieren?"

Antwort: „Ich würde die Zeit des Frostes abwarten und das Wasser als Eis bringen."

„Bitte Dir eine Gnade aus", sagt der König. „Ich werde Dir Alles geben, was Du verlangen magst."

„Was ich will, kannst Du mir doch nicht geben."

„Weshalb nicht?"

„Weil Du es selbst nicht hast. Ich suche nämlich das Glück."

Digitized by Google

„Hältſt Du mich nicht für glücklich? Sieh doch, auf welch hohem Throne ich ſitze.“

„Um ſo tiefer kannſt Du herabfallen.“

„Wie viel Edelleute umringen mich!“

„Auch die Raupen umringen den Baum; aber ſie freſſen ihm die Blätter ab.“

Schließlich nimmt der König den Freimuth Bertoldo's übel und ſchickt ihn fort. Der Schlaukopf aber findet Mittel und Wege, um zu dem König zurückzukehren. Nach mannigfachen Abenteuern und Streichen wird er in die Schaar der Höflinge aufgenommen und nun beginnt eine neue Serie von Tollheiten.

So iſt der König zum Beiſpiel nicht im Stande, den neugebackenen Höfling zu den üblichen Verbeugungen zu bewegen. Bertoldo hält dergleichen unter ſeiner Würde und erſcheint ſtets aufgerichteten Hauptes. Der König überlegt, wie man dem Schalk dieſe Impertinenz abgewöhnen könne und verfällt ſchließlich auf ein ſinnreiches Mittel, das in ſeiner Wirkung leider fehlſchlagen ſoll. Er läßt nämlich über Nacht den Eingang in den Thronſaal dergeſtalt mit Brettern vernageln, daß nur eine kleine niedrige Oeffnung bleibt. Der König giebt ſich der frohen Ueberzeugung hin, Bertoldo werde nun wohl oder übel das Haupt vor ihm beugen müſſen. Der Schalk aber verſteht die Sache anders. Wie er den niedrigen Eingang erblickt, macht er Kehrt und ſchiebt ſich rückwärts in den Saal, ſo daß er dem König einen Anblick bietet, der durchaus nicht an Ehrfurcht erinnert.

Im Volksmunde curſiren Hunderte von Abenteuern, die ſich auf ähnliche Weiſe zwiſchen dem König und dem Bertoldo abſpielen.

Endlich befällt den luſtigen Geſellen in Folge des ungewohnten Lebens am Hofe eine Krankheit. Die Aerzte tractiren ihn mit allen erdenklichen Medicamenten. Er aber verlangt als einziges Curmittel eine Schüſſel Bohnen mit gedämpften Zwiebeln, auch hierin an Sancho Panſa erinnernd. Die Aerzte verweigern ihm das und ſo ſtirbt er denn in der Blüte ſeiner Jahre.

Gründliche Unterſuchungen über dieſen Bertoldo anzuſtellen, wäre eine lohnenswerthe Aufgabe für einen deutſchen Gelehrten. W. St.

Digitized by Google

Die Arroganten.

Skizze von **Ferdinand Groß.** *)

Wer sie zu porträtiren wüßte, die Arroganten, so daß sie ihr ungeschmeicheltes Konterfei auf den ersten Blick erkennten! Sie bereiten Einem im Leben so viel Aerger, daß man gern die Absicht hegen mag, ihnen einmal zum Gegendienste das Dasein ein klein wenig zu verbittern. Aber diese Absicht realisirt sich nur schwer, denn Keiner von ihnen wird sein Porträt — und wäre es auch das sprechendste — für ähnlich erklären; fühlte Einer sich getroffen, so wäre er eben kein Arroganter. Der Begriff der Arroganz ist nicht so leicht festzustellen; mit der Verdeutschung als „Anmaßung" ist nichts gesagt, denn je nach Geltung, Rang, Stellung wird bei dem Einen als kleine Schwäche erscheinen, was bei dem Anderen als purste, unverfälschte Arroganz verschrien wird. Quod licet Jovi, non licet bovi . . . Aber auch Jupiter kann arrogant sein; freilich verzeiht man ihm, namentlich — er tritt ja unter verschiedenen Verwandlungen auf — wenn er als Minister, Millionär oder Genie über die Erde schreitet. Dem letzteren gewährt die Gemeinde der Besseren am liebsten Absolution. Sie unterscheidet zwischen dem Dutzendmusikanten und Richard Wagner, und wenn dieser im Bewußtsein seiner Gottähnlichkeit vom Olymp herab Reden hält, so bedenkt der Einsichtige, daß Richard Wagner außer seinen Ansprachen auch „Tannhäuser" und „Lohengrin" hervorgebracht. Was bei dem Unbedeutenden Arroganz, das ist bei dem Hervorragenden Selbstgefühl, ein oft sehr erhebend wirkendes. Wir stimmen dem Dichter zu, der dem Höfling auf die Bemerkung: „Es ist nur ein Dichter" damit antwortet, daß er den Vortritt in Anspruch nimmt, „nachdem die Rangabstufungen nun bekannt sind". An den Höfen entwickelt die Arroganz sich selbstverständlich zu reichster Blüte; dort bläht die Null sich am leichtesten auf, die Hohlheit besteigt ein Piedestal, und wer Talent zur Arroganz besitzt, kann darin Virtuose werden. In der Hofluft mögen Arroganz und Arroganz oft aufeinanderplatzen. Ein französischer Hofmann be-

---

*) Aus den geistsprudelnden Skizzen: „Richtig und flüchtig" von Ferdinand Groß, Leipzig, Heinrich Pfeil. Es ist dies jener liebenswürdigen Bücher, aus denen feinste Beobachtung, Lebenserfahrung und warmes Gefühl spricht; ein Buch, das Jeder, der es gelesen, dem Freunde angelegentlichst zur Lectüre empfiehlt.
Die Redaction.

Digitized by Google

merkte hochnasig zu einem Financier, der ihm vorgestellt wurde: „Il me semble, Monsieur, vous avoir vu quelque part", worauf der Finanzmann erwiederte: „En effet, Monsieur, j'y vais quelquefois". Jeden, der das Herz am rechten Fleck hat, muß es erfreuen, solch treffende Repliken zu vernehmen. Als die Fürstin Metternich Franz Liszt frug, ob er auf seiner letzten Reise gute Geschäfte gemacht habe, gab er zur Antwort: „Ich mache keine Geschäfte, ich mache Musik." In diesem Falle war die Frage Arroganz, nicht die Antwort.

Wer ist arrogant? Der absichtlich oder unabsichtlich seine Nebenmenschen verletzt. Wie er das macht? Auf tausenderlei Art. Um die Arroganten erschöpfend zu schildern, müßte man den Sammler imitiren, der von jeder Schmetterlingsgattung ein Exemplar mit der Stecknadel aufspießt, um seine Collection zu vervollständigen. Wie jeder Mensch irgend einer Passion nachgeht, so habe ich mir seit Langem eine Collection von Arroganten angelegt — nur in effigie, denn sie in natura zu besitzen, wäre eine lästige Bescheerung. Nur Einige aus meiner Sammlung möchte ich hier erwähnen; sie sind durchweg numerirt, ein Sammler muß Ordnung zu halten wissen — und ich bitte deshalb um Entschuldigung, wenn ich sie unter Ziffernbedeckung anführe.

Nummer 12: Ist kurzsichtig. Kann keine Physiognomie behalten. Wird vom Augenarzt für völlig gesund erkärt. Erkennt auf hundert Schritte alle Leute, die ein Haus besitzen, die ihm nützlich sein können, oder social über ihm stehen, alle Leute, die gute Küche führen und bei denen er eingeladen zu werden hofft. Die übrigen Menschen verwechselt er, redet sie mit falschen Namen an und bricht ihnen gegenüber hie und da in den Weheruf aus: „Was für Streiche diese Kurzsichtigkeit mir doch spielt!" Kann durch eine derbe Lektion hier und da für kurze Zeit von seinem Augenübel geheilt werden. Die Kurzsichtigkeit kommt aber wieder.

Nummer 13: Reicht Einem zum Gruße den Zeigefinger der linken Hand. Sonst ein ganz angenehmer Gesellschafter.

Nummer 14: Ist weiblichen Geschlechtes. Glaubt sich immer verlacht und verhöhnt, was von oberflächlichen Beobachtern als Bescheidenheit aufgefaßt wird. Lebt in der Ueberzeugung, daß die Augen der ganzen Welt auf sie gerichtet sind und ist von einer so maßlosen Eitelkeit besessen, daß sie sich immer zu wenig bewundert glaubt. Bewundert man sie nicht, so meint sie, ein Gegenstand des allgemeinen Spottes zu sein. Daß man sich nicht um sie bekümmert, kommt ihr nicht in den Sinn. Diagnose: Arroganz der Bescheidenheit.

Nummer 15: Männliches Pendant zu Nummer 14. Tadelt sich selbst, um von Anderen gelobt zu werden. Posirt dafür, an „Kleinheitswahn" zu leiden.

Nummer 20: Trifft mich seit Jahren und Jahren in Wiens Straßen und fragt mich mit eiserner Consequenz: „Leben Sie jetzt in Wien?"

Nummer 26: Ist enthusiastisch. Ueberschüttet, erdrückt, erstickt Einen mit ebenso höflichen als hochtrabenden Redensarten. Sagt nicht, „Guten Morgen", sondern: „Ich schmachte schon lange sehnsüchtig nach dem Glücke, Sie in meine Arme schließen zu können. Endlich hat der Himmel mir diese Freude bescheert." Vergleicht den Clavierlehrer, der

Digitized by

seine Tochter unterrichtet, gewöhnlich mit Weber, an Sonn- und Feiertagen mit Beethoven, einen Notizensammler mit Shakespeare, einen Schildermaler mit Michelangelo, einen „Meerschweinchen"-Liebhaber mit Emil Devrient. Er sagt nicht: „Leben Sie wohl", sondern: „Gott lohne Ihnen, was Sie durch Ihren Besuch an mir gethan." Wäre nach alledem nur ein Heuchler, gehört aber unter die Arroganten, denn das überschwängliche Lob sagt er den Leuten ins Gesicht, hinter ihrem Rücken setzt er sie herab, läßt Keinen gelten, macht sich über Jeden lustig. Trifft er auf einen Scharfsichtigen, so spürt dieser, was hinter den Complimenten steckt und ahnt die Gegenwart eines Arroganten mit jenem Instinkte, der Gretchen Widerwillen gegen Mephistopheles einflößt. Diagnose: Arroganz des Enthusiasmus!

Nummer 40: Vergißt die Namen all Derer, von denen er nichts zu erwarten hat. Kommt er in die Lage, den A. dem B. vorzustellen, so sagt er: „Ich habe die Ehre, Ihnen Herrn . . . Pardon! Wie heißen Sie?"

Nummer 51: Ist arrogant aus Unsicherheit. Fürchtet, sich Blößen zu geben und beleidigt aus Vorsicht die Personen, mit denen er zu thun hat. Kommt öfter vor, als man glaubt.

Nummer 72: Lacht nicht, wenn ein Anderer einen Scherz macht, und sei es der beste. In heiterer Gesellschaft besonders angenehm.

Nummer 89: Schreit im Gespräch. Untrügliches Kennzeichen.

Nummer 100: Hört nicht zu, wenn man ihm etwas erzählt. Vergißt, daß das Zuhören die Höflichkeit der Könige, aber auch der Unterthanen ist. Bewirkt, daß Demjenigen, mit dem er conversirt, die Worte im Halse stecken bleiben. Unterbricht den Sprechenden oder beweist durch seine Bemerkungen, daß er abwesend war.

Nummer 101: Verspricht niedriger Gestellten, sie zu Tische zu laden, wenn einmal Niemand bei ihm ist.

Nummer 150: Hofrath. In Civilkleidung liebenswürdig. Anmaßend, sobald er Amtsuniform trägt. Vertreter der Zweiseelentheorie. Nur seine Hofrathsseele ist arrogant.

Nummer 151: Ist jovial aus Arroganz. Beobachtet nach oben rigoros alle Formen der Gesellschaft, alle Vorschriften der verschiedenen maßgebenden Hierarchien. Den neben ihm stehenden zeigt er ein freundliches Gesicht. Nach unten verkörpert er den höchsten Grad von Jovialität. Klopft Denen auf die Schulter, welche diese Vertraulichkeit nicht erwiedern dürfen. Ist er besonders gut gelaunt, so kneift er bevorzugte Zeitgenossen in die Wangen, nimmt sie beim Ohrläppchen und — duzt sie. Das Alles mit der Miene des Wohlwollens, mit behäbiger Freundlichkeit. Würde Einer der also Ausgezeichneten das Duzen in gleicher Münze erwiedern, so käme er übel an. Nummer 151 übt Jovialität, erträgt aber keine von Anderen.

Nummer 160: Erzählt armen Leuten besonders gern, daß man mit wenig Geld nicht leben könne.

Nummer 166: Affektirt die Arroganz. Ist im Innern der liebenswürdigste Junge. Spielt den Arroganten, weil er das für nöthig hält, um sich Ansehen zu verschaffen.

Digitized by Google

Nummer 167: Fragt in allen Lagen Bekannte um Rath, nur, um letzteren nicht zu befolgen.

Nummer 180: Ist von der Arroganz der Aufrichtigkeit besessen. Fühlt sich in den Beruf, aller Welt die Wahrheit zu sagen. Thut sich auf seine biderbe Aufrichtigkeit viel zugute, glaubt als Virtuose höchster Moralität zu gelten, steht aber nur im Rufe eines Grobians.

Nummer 190: Hält die übrigen Menschen für arrogant, sich selbst für das Opfer der Universalarroganz. Sucht, wie Diogenes, nach einem Menschen, vergebens nach einem bescheidenen Geschöpfe. Warum schaut er sich nicht in den Spiegel? Oder zweifelt er selbst an seiner Bescheidenheit?

Nummer 200: Ist eine schöne Frau. Weist jeden Rathschlag, sich eines stillen Auftretens zu befleißigen, mit der Bemerkung zurück: „Mir fehlt das Talent zum Veilchen.“ Spricht verächtlich von Schneidermamsellen, Gouvernanten, Lehrerinnen, Telegraphenbeamtinnen ꝛc. und ist von unsäglichem Stolze erfüllt über die Schleppe, die man ihr an den Leib gehängt hat. Fühlt sich als Mittelpunkt der Erde.

Nummer 1000: Der Feuilletonist, der da meint, eine vollständige Liste der Arroganten zu besitzen. Bildet sich ein, die Menschen zu kennen, sollte aber wissen, daß er nur Lehrling ist, wo er viel mehr zu sein glaubt.

Furchen.

Der Fluß, der über Kieselgrund
In seinem eb'nen Bett gerollt,
Wird nimmer still seit jener Stund',
Da über Tiefen er getollt.

Nun sieht man ihm sein Wandern an,
Wie Einem, der das Leid gekannt,
Und wie die Wanderschaft dem Mann,
Den Liebe führte an der Hand.

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Don Juan in Fesseln.

Geheime Geschichten einer Ehe.

(Fortsetzung.)

XXVII.

Man sucht ein Kind.

Der arme Pastor Steyber, unter dessen zahlreicher Kinderheerde sich auch die hübsche Emmy befand, welche den Lesern im Eingange dieser Erzählung bekannt geworden ist, hatte noch in seinen späten Lebenstagen das Unglück, in ein Speculationsfieber zu verfallen, welches wie eine Seuche fast das ganze Volk ergriffen hatte; und daraus folgte das viel größere Unglück, daß er nicht nur seine eigenen Ersparnisse, sondern auch das bescheidene Vermögen seiner Frau durch den Ankauf von Actien verlor, die sich beim großen Krach als Maculatur erwiesen.

„Die Vorsehung hat es nicht anders gewollt", sagte er, mit dem traurigen Entschlusse, sich ins Unvermeidliche zu fügen; aber im Anblicke seiner armen Frau und seiner Kinder wollte doch diese geistliche Tröstung nicht recht vorhalten und er mußte darauf denken, die Zukunft dieser Unglücklichen, für den Fall seines Todes, auf irgend eine Weise zu sichern.

„Ich kann meinen Töchtern nun leider die Unabhängigkeit nicht gewähren, die ich im Auge hatte", sagte er, „und ich muß ihnen ohne Säumen die Anleitung geben, sich auf eigene Füße stellen zu können."

Diesen Entschluß verfolgte er mit seltener Energie. Für jede seiner Töchter suchte er etwas aus, was ihren Neigungen und Fähigkeiten am besten zu entsprechen schien. Die Eine, welche Talent zum Zeichnen hatte, vertraute er einem Maler zur weiteren Ausbildung an. Eine Andere wurde Modistin, eine Dritte Kindergärtnerin. Emma eignete sich genau genommen für gar nichts. Ihre öftere Anwesenheit in der großen Stadt, der Hang zu Vergnügungen, die ihr nie verwehrt und bei denen sie ohne jede Aufsicht gewesen war, hatten ihr jede ernstere Beschäftigung unliebsam gemacht. Der Ballsaal war ihr liebstes Lebenselement und sie hatte sich durch dessen öftern Besuch eine gewisse Geübtheit im Umgange mit dem „stärkern Geschlecht" angeeignet. Deshalb bemerkte Frau Steyber zuversichtlich:

„Emma wird leicht zu einem Manne kommen; wir brauchen also um sie am wenigsten in Sorge zu sein."

Indeß theilte der Pastor diese Zuversicht nicht.

„Sie besitzt von allen unseren Töchtern die wenigste Beständigkeit", erwiederte er, „und ist gerade auf dem besten Wege, ein altes Mädchen zu werden. Da sie aber zu sonst nichts Geschick hat und von ihrer Schul-

Digitized by

bildung wenigstens etwas in ihr übrig geblieben ist, so will ich ihr eine Stellung als Gesellschafterin oder Gouvernante kleiner Kinder zu verschaffen suchen."

Der würdige Pfarrer durchmusterte nun emsig die Zeitungen und fand in Kurzem eine Anzeige, durch welche ein junges, hübsches, gebildetes Mädchen als Erzieherin bei einem Kinde und zugleich als Gesellschafterin der Hausfrau gesucht wurde. Da war denn Beides, wofür der Pastor seine Zweitälteste geeignet hielt, gut beieinander und Emma wurde sogleich mit den Gesuch bekannt gemacht. Ihr kam des Vaters Mittheilung sehr unbequem. Sie protestirte und weinte, indem sie behauptete, daß sie Kinder nicht leiden und sich keiner Frau unterwerfen könne. Das half ihr aber nichts gegen ihres Vaters entschiedenes Verlangen, sie müsse sogleich mit ihm zur Stadt reisen.

Die Vorstellung erfolgte, Emma gefiel und wurde engagirt. Sie fand sich nun mit den Umständen so angenehm als möglich ab. Namentlich freute sie sich, daß sie wieder in der geräuschvollen Stadt, in der Nähe der Schauplätze moderner Vergnügungen sein konnte, während sie sich doch gestehen mußte, daß das Dorf ihrer Eltern äußerst wenig Gesichter junger, des Umgangs würdiger Männer darbot.

So kam denn das junge Mädchen wieder nach der Stadt, die sie schon von Grund aus kannte. Ihre neue Stellung war eine recht angenehme.

Justizrath Peters, der Hausherr, war ein vermögender alter Advocat, der ein sehr großes Haus machte, Wagen und Pferde hielt und den größten Theil des Tages in seinem Bureau war. Seine weit jüngere Frau hatte ein einziges Kind und war vollkommen unbeschränkte Beherrscherin ihrer Umgebung. Die Börse ihres Gatten stand ihr ebenso unbeschränkt zur Verfügung. Sie hatte einen ausgedehnten Kreis von Bekannten und konnte einladen oder besuchen, wen sie wollte. Gleichwohl bevorzugte sie ihre stille Häuslichkeit, und um ihr diese angenehm zu machen, beschloß Justizrath Peters, ihr eine Gesellschafterin und dem Kinde, zu ihrer Erleichterung, eine Erzieherin zu geben.

Emmas Pflegling machte dem jungen Mädchen nicht viel zu schaffen. Erstens war das Kind erst fünf Jahre alt und zweitens konnte Mama es nicht weinen sehen; und da Fanny nun regelmäßig weinte, wenn das Alphabet aufs Tapet gebracht wurde, so kam die tägliche Unterrichtsstunde in der Regel zu einem schnellen Abbruche. Dann hatte Emma mit Fanny einen Spaziergang oder eine Spazierfahrt zu machen, und bei Tafel hatte sie ihre Hauptsorge darauf zu richten, daß Fanny ihr Kleid nicht befleckte und nicht allzuviel Mandeln, Kuchen und Rosinen zu sich nahm; welche Aufgabe ihr aber der alte Herr dadurch erleichterte, daß er selbst dem verhätschelten Kinde die Süßigkeiten und Leckerbissen förmlich hineinstopfte.

Im Uebrigen richtete Fräulein Steyber ihre Gedanken meistens auf alle möglichen und unmöglichen Pläne, um einen recht hübschen und recht reichen Mann zu erobern, der ihr dann Gelegenheit geben könne, das Leben in vollen Zügen zu genießen.

Eines Abend brütete sie, nicht in sehr angenehmer Stimmung, über diesen Plänen, als Frau Peters sie aufforderte, den Thee mit ihnen ein-

Digitized by Google

zunehmen und ihr beim Aufwickeln von Wolle zu helfen, da sie alle Hände voll für den Bazar des Frauenhülfsvereins zu thun habe.

Während die Beiden bei dieser Beschäftigung waren, saß der Justizrath über seinen Zeitungen und las diese sehr emsig. Plötzlich unterbrach er die Unterhaltung der Beiden.

„Liebe Amalie", sagte er, „komm einmal her. Ich möchte Dir etwas zeigen."

Seine Frau trat hinter seinen Stuhl und lehnte sich über seine Schulter, während er mit dem Finger auf eine Stelle in der Zeitung deutete.

Sie las diese Stelle und Emma bemerkte, daß sie erblaßte.

„Es kann doch gar nicht sein, Eduard", sagte Frau Peters mit etwas bebender Stimme.

„Da steht es ja klar und deutlich", erwiederte er.

„Aber Du wirst doch nicht darauf eingehen?"

„Womöglich nicht, liebes Kind. Laß uns später weiter darüber sprechen."

Damit brach er von dem neuen Thema ab und die Justizräthin ging an ihren Platz zurück. Sie war aber von da an auffallend einsilbig und nachdenklich und ihre Aufmerksamkeit war entschieden nicht mehr bei ihrer Beschäftigung.

Dieser Zwischenfall erregte Emmas lebhafte Neugier. Sie hätte gern das betreffende Zeitungsblatt gelesen, in welchem die aufregende Stelle sich befand, allein der Justizrath nahm es am Schlusse des Abends mit nach seinem Zimmer. Dennoch ließ sie nicht ab. Am andern Morgen bat sie, unter einem unverdächtigen Vorwande, höflich um die Zeitungsnummer vom vorigen Tage und erhielt sie sofort. Als sie jedoch, sobald sie mit ihrem Zöglinge allein war, dieselbe durchsah, fand sie, daß das Inserat, um welches es sich handelte, vorsichtig mit der Scheere ausgeschnitten war.

Ihre Neugier wurde dadurch noch viel mehr gesteigert und sie nahm sich vor, sie unter allen Umständen zu befriedigen. Das Inserat mußte doch etwas Wichtiges betreffen, denn die Justizräthin blieb fortgesetzt ernst und traurig gestimmt, war auffallend zerstreut und wortkarg, und, was das Seltsamste war, wollte nicht mehr gestatten, daß die kleine Fanny spazierengeführt oder gefahren wurde.

Emma hatte sich genau Seite und Spalte der ausgeschnittenen Stelle gemerkt und verschaffte sich bei der ersten Gelegenheit ein neues Exemplar der Zeitungsnummer. Begierig durchforschte sie dieselbe, fühlte sich aber durch den ihr völlig unverständlichen Inhalt des Inserats sehr enttäuscht. Es lautete wie folgt: „300 Thaler Belohnung werden derjenigen oder denjenigen Personen gezahlt, welche Auskunft über den jetzigen Aufenthalt eines Herrn Liebig oder dessen Frau zu geben vermögen, die im Monat März 18— im hiesigen Armenhause ein Kind weiblichen Geschlechts beansprucht und ausgeantwortet erhalten haben. Die Verwandten des verwaisten Kindes sind bereit, alle Kosten zu ersetzen, welche in Bezug auf dasselbe bis jetzt erwachsen sind oder noch erwachsen könnten. Adressen sind abzugeben an den Rechtsanwalt Wilhelm Bohn, hier, —straße Nr. 20."

Emma konnte nicht begreifen, in welcher Weise diese Annonce ihre

Digitized by Google

Herrschaft zu interessiren vermöge, und sie legte ärgerlich das Blatt weg. Sie wünschte sich, die Adresse von Liebig oder dessen Frau zu kennen, um sich die ausgesetzte Belohnung erwerben zu können, und vertiefte sich in eine Träumerei darüber, was sie sich für dreihundert Thaler Alles kaufen könne.

Es war Abends Sie befand sich in der neben Fannys Schlafzimmer liegenden Unterrichts- und Spielstube, deren Thür nur angelehnt war. Da hörte sie, wie der Justizrath mit seiner Frau die Treppe herauf kam und halblaut zu ihr sagte:

„Nun thue mir aber den Gefallen, liebe Amalie, und weine nicht mehr darüber. Komm mit in mein Zimmer, wir wollen die Angelegenheit weiter berathen."

Frau Peters warf einen Blick in das Zimmer, in welchem sich Emma aufhielt.

„Sie sind noch auf, Fräulein Steyber?" sagte sie. „Wollen Sie nicht schlafen gehen? Es thut mir leid, daß Sie diesen Abend allein haben zubringen müssen, aber mein Mann hatte mit mir Wichtiges zu besprechen."

„Ich war eben im Begriff, zu Bett zu gehen", erwiederte Emma, sagte „Gute Nacht" und that so, als ob sie sich zurückziehen wollte. Sie stieg auch wirklich die Treppe hinauf, die zu ihrer Schlafkammer führte, schlich sich aber nachher wieder herunter, weil sie ein dringendes Verlangen, etwas zu erlauschen, beherrschte. Das Unterrichtszimmer lag so, daß es ihre Absicht begünstigte. Sie konnte von da aus das lebhaft geführte Gespräch zwischen dem Justizrath und seiner Gattin deutlich hören, wenn sie nur ihr Ohr an die zum Nebenzimmer führende Verbindungsthür legte. Vor diesem niedrigen Unternehmen schrak ihr leichtes Gewissen durchaus nicht zurück.

Frau Peters war vorher an Fannys Bettchen gegangen und hatte das schlafende Kind mehrere Male inbrünstig geküßt. Dann setzten sich Beide in des Justizraths Zimmer vertraulich neben einander auf ein Sopha und unterhielten sich ohne Ahnung, daß Emmas geschärften Ohr sie belauschte.

„Liebe Frau", sagte der Justizrath, „wir müssen der Sache gerade ins Gesicht sehen. Mein College Bohn ist nicht der Mann, seine Nachforschung zu überstürzen oder leicht fallen zu lassen. Die Größe der versprochenen Belohnung zeigt auch, daß die bei der Sache interessirten Leute Geld haben. Wenn also ein Irrthum vorgekommen ist, wird er sich früher oder später doch herausstellen."

„Aber wie sollen wir denn einen Irrthum begangen haben, Eduard?"

„Vorläufig ist mir das nicht klar. Du weißt aber, daß meine ganze Information über den Gegenstand von Dir herrührte."

„Du hast doch Dorotheens Brief gesehen und kennst alle sonstigen Umstände."

„Laß uns sorgfälltig der Sache auf den Grund gehen, Schritt für Schritt. Erzähle mir den Zusammenhang noch einmal, liebe Amalie."

„Es war so: Ich und meine Schwester Dorothea wurden bei meiner Tante erzogen, welche sich im Ganzen wenig um uns kümmerte. Zwei Jahre vor meiner Verheirathung mit Dir verschwand Dorothea plötzlich. Anfangs war uns dies unbegreiflich, nachher aber erfuhren

Digitized by Google

wir, daß sie sich mit einem Herrn in ein Liebesverhältniß eingelassen habe, welches sehr traurig war, denn sie war schwer betrogen, der Herr war ein verheiratheter Mann. Das war für uns ein fürchterlicher Schlag. Ich war außer mir und die Tante erklärte, daß sie Dorothea nie wieder bei sich sehen wolle. Du aber versprachst mir später, Nachforschungen anstellen und die Unglückliche unterstützen zu wollen, wenn sie in Noth sei. Deine Versuche waren, wie Du weißt, lange erfolglos. Ungefähr ein Jahr nach unserer Verheirathung, während Du in einem wichtigen Geschäft — es betraf die Erbregulirung mit Deinen Geschwistern — abwesend warst, erhielt ich einen Brief von Dorothea. Die Frau, welche ihn brachte, sagte, sie sei gestorben, habe ihr aber noch kurz vor dem Tode auf die Seele gebunden, mir den Brief und Dorotheas Neues Testament, das sie einst von mir erhalten hatte, zu überbringen. Sie nannte meine Schwester „Frau Starke", sagte mir aber nichts über ihren Mann, wenn sie überhaupt je etwas über ihn erfahren hatte. Ich las den Brief, dann ging ich mit der Frau nach der Wohnung der Verstorbenen und sah ihre Leiche."

„Bist Du auch sicher darüber, daß es die Leiche Deiner Schwester war?"

„Ach Eduard, wie hätte ich mich darin täuschen können? Sie sah sehr abgezehrt und verändert aus, aber sie war es ohne allen Zweifel. An ihrem Finger trug sie einen Trauring, die arme Seele."

„Nun, und was thatest Du dann?"

„Ich bezahlte das Begräbniß meiner Schwester, wollte aber auf den Brief hin nicht allein handeln, sondern erwartete Deine Heimkehr von der Reise. In dem Briefe hieß es, Dorothea lasse ein Kind zurück, welches in Pflege bei einer alten Frau Namens Grün sei. Sie bat uns, für ihr Kind sorgen zu wollen, während sie selbst unsere Unterstützung nie habe in Anspruch nehmen mögen. Hätten wir gleich zu der alten Frau gehen können, dann wäre Alles glatt abgegangen, aber Du kamst ja schwer krank von der Reise zurück und während Du selbst am Typhus auf den Tod lagst, konnte ich an nichts Anderes denken. Ich schrieb an die Adresse der Frau Grün, erhielt jedoch keine Antwort.

„Nachher, als wir endlich im Stande waren, diese Frau persönlich aufzusuchen, erfuhren wir, daß sie gestorben sei und daß man ihr Pflegekind ins Armenhaus gegeben habe. Du genirtest Dich, Deinen Namen mit der Schande meiner Schwester in Verbindung zu bringen und ihr Kind zu reclamiren, wir legten also den Brief unter dem Namen Liebig und Frau vor und erhielten das Kind ohne Mühe, denn die Verwaltung des Armenhauses war froh, eine kostspielige Last loszuwerden."

„Ganz recht, liebe Amalie, und ich ließ mir damals nicht träumen, daß die Sache jemals wieder werde aufgerührt werden. Das Alter des Kindes stimmte allerdings mit dem des Kindes Deiner Schwester, es war ebenso als uneheliches angegeben und hatte auch eine gewisse Aehnlichkeit mit ihrem Bilde; aber . . ."

„O, Eduard, mein Herz würde brechen, wenn ich das Kind wieder hergeben sollte. Ich habe es als mein eigenes erzogen und lieb gewonnen, und eher könnte ich es oder mich selbst tödten, ehe ich es in die Hände fremder Leute kommen ließe."

„Still, Frau, nicht solche Worte! Ueberlege wohl, daß wenn ein

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Schäferstündchen.

Nach dem Gemälde von Gustav Majer.

Irrthum vorgefallen ist, die Leute, denen das Kind gehört, dessen Verlust vielleicht nicht minder schwer betrauern, als Du ihn betrauern würdest. Aber ich kann in der That nicht begreifen, inwiefern wir uns geirrt haben sollten. Es scheint Alles in Ordnung zu sein. Ohne Zweifel war Fanny ein Pflegekind der Frau Grün und wurde beim Tode derselben in ihrer Wohnung gefunden. Aber hatte die Alte nicht vielleicht mehrere Kinder in Pflege?"

„Das sagten die Nachbarn auch. Sie habe immer verschiedene gehabt und die Kinder seien gekommen und wieder entfernt worden, ohne daß sich Jemand besonders um diese Vorgänge gekümmert hätte. Daher kam es auch, daß Niemand Auskunft über Fannys Namen zu geben wußte."

„Aber wenn das Kind bei der Alten gestorben wäre, dann würde es sicher den Leuten aufgefallen sein!"

„O, gewiß. Uebrigens sagte ja auch die Frau, bei welcher Dorothea gewohnt hat, sie habe bis zuletzt die Pflegekosten gezahlt, obschon sie drei Wochen lang vor ihrem Tode nicht mehr im Stande gewesen sei, hinzugehen, um ihr Kind zu besuchen. Zudem trug ja Fanny noch ein Röckchen, welches aus einem Kleide Dorotheas gefertigt war.

„Ich erinnere mich, liebste Amalie; und gleichwohl genügen alle diese Umstände nicht für den juristischen Nachweis, wenn er erfordert werden sollte."

„Ach, lieber Eduard, hoffentlich giebst Du dem Rechtsanwalt Bohn keine Nachricht! Versprich es mir! Sie würden sicher kommen und mir meinen Liebling nehmen. Mir ist das Kind ans Herz gewachsen, während es nach vier Jahren allen anderen Menschen fremd wäre."

Frau Peters brach in heftiges Schluchzen aus.

„Liebe Amalie, beruhige Dich!" sagte ihr Gatte liebkosend. „Ich verspreche Dir, keinen Schritt zu thun, so lange ich nicht unbedingt muß. Aber die Annonce kommt natürlich weit herum und es könnte doch möglich sein, daß Jemand uns und die kleine Fanny ausforschte. Selbst wenn das aber geschähe, würden die Reclamanten immer erst denselben juristischen Nachweis zu führen haben, der uns abgeht, und das würde ihnen wohl, so weit ich sehen kann, schwer werden. Bis dahin bleibt Fanny Deiner Schwester Kind und Niemand könnte es uns nehmen. Nur fatal, daß wir falsche Namen — nun lassen wir das!"

Der Justizrath brach hier die Unterhaltung über den Gegenstand ab und Emma Steyber entschlüpfte unbemerkt ihrem Lauschplatze. Geräuschlos schlich sie nach ihrer Schlafkammer und machte sich ihren Plan. Es galt, dreihundert Thaler zu gewinnen! Die halbe Nacht brütete Emma über einer so großen Verlockung und endlich stand in ihr die Absicht fest, sich bei dem Rechtsanwalt Bohn zu melden.

XXVIII.

Eine Ueberraschung.

Am folgenden Tage bat Emma Steyber sehr demüthig die Justizräthin um die Erlaubniß, einige Stunden ausgehen zu dürfen, um mit ihrer Mütter zusammenzutreffen. Frau Peters gewährte ihr diese Erlaubniß gern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Schäferstündchen.

Nach dem Gemälde von Gustav Majer.

Digitized by Google

Ein Schäferstündchen.

Nach dem Gemälde von Gustav Majer.

Digitized by Google

„Will Ihre Mama nicht hierher zum Essen kommen, Fräulein?“ sagte sie. „Oder wollen Sie in unserm Wagen zu ihr fahren?“

„Ach nein, ich danke Ihnen, Frau Justizräthin“, erwiederte Emma leicht erröthend. Mama ißt bei meiner andern Schwester und wird sich nicht lange in der Stadt aufhalten. Ich möchte lieber zu Fuß hingehen. Die Bewegung ist ja sehr angenehm.“

„Ganz wie Sie wollen, Fräulein. Aber vielleicht könnte ich nachher mit Fanny eine Spazierfahrt machen und Sie bei dieser Gelegenheit abholen? Wo wohnt Ihre Schwester?“

„Ach, das liegt weitab von Ihren gewöhnlichen Spazierwegen. Auch weiß ich nicht, ob Mama da ist und wie lange ich aufgehalten werde“, versetzte Emma ausweichend.

Darüber war Frau Peters ein wenig verletzt und ließ das Gespräch fallen.

So ging denn Emma, nachdem sie mit besonderer Sorgfalt Toilette gemacht hatte, gegen Mittag aus, nahm an der nächsten Straßenecke eine Droschke und fuhr nach dem Bureau des Rechtsanwalts Bohn. Alle möglichen Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. Wer war es, der die Belohnung verhieß? Waren es die Eltern des Kindes? War es ein einzelner Mann, Junggesell oder Witwer? Konnte sich für ihre Zukunft noch ein anderes Interesse an die Sache knüpfen, als der Geldgewinn?

Und vor Allem, war sie sicher, daß sie mit ihrem Verrath nicht vor dem Petersschen Ehepaar blosgestellt würde? Das mochte sie unter keinen Umständen, aber im Uebrigen war es ihr gleichgültig, welchen Jammer sie wahrscheinlich über das Haus des Justizraths bringen würde.

Indeß klopfte ihr doch ein wenig das Herz, als sie das Haus Nummer 200 in der —straße erreicht hatte. Sie klopfte an die Thür der Expedition und ein junger Schreiber mit sommersprossigem Gesicht, grünem Schreibärmel und einer Feder im Munde ließ sie ein. Er fragte sie nach ihrem Namen und Begehr. Jetzt erst fiel ihr ein, daß es gefährlich sei, ohne Weiteres ihren wahren Namen zu nennen und so sagte sie, sie heiße Müller und müsse den Herrn Rechtsanwalt in einer wichtigen Sache persönlich sprechen. Darauf wurde sie in das Vorzimmer des Allerheiligsten geführt und hatte einige Minuten zu warten, bis Herr Bohn an der geöffneten Thür erschien und sie eintreten ließ. Er war ein ältlicher, leutselig aussehender und in einem überaus sanften Tone sprechender Herr, der eigentlich nicht im Entferntesten den Eindruck eines schneidigen Rechtsvertreters machte.

„Setzen Sie sich, mein Fräulein“, sagte er. „Sie haben mich zu sprechen gewünscht. In welcher Angelegenheit?“

„In Bezug auf das Gesuch in der Zeitung.“

„Ah, in Bezug auf die verheißene Belohnung? Haben Sie mir eine Auskunft zu geben?“

„Ja wohl. Ich weiß, wo das Kind ist und wer es hat und alles Andere“, antwortete das junge Mädchen eifrig.

„Erlauben Sie mir nur einen Augenblick“, versetzte der Rechtsanwalt. „Sie werden doch wohl nichts dagegen einzuwenden haben, daß mein Auftraggeber bei unserer Besprechung zugegen ist? Zufällig ist er in der Nähe. Er hat an der Auffindung des Kindes kein anderes als

Digitized by Google

ein allgemein menschliches Interesse, aber es wird ihm doch angenehm sein, zu erfahren, daß wir auf der Spur sind."

Er ging in die Expedition und gab dem sommersprossigen Schreiber leise einen Auftrag. Dieser eilte sofort davon. Mittlerweile begann Herr Bohn mit Emma ein allgemeines Gespräch, auf welches diese mit unruhig pochendem Herzen zerstreut einging.

Plötzlich hörte sie starke, rasche Tritte. Die Thür ging auf und Raimund Werder trat ein. In einem Moment änderte sich die Scene. Emma stieß einen halblauten Schrei aus und sprang von ihrem Sitz auf.

„Fräulein Steyber!" sagte Werder, starr vor Erstaunen an der Thür stehen bleibend.

„Ach, ich wünschte, Sie hätten das nicht gesagt", erwiederte das Mädchen. „Ich wollte meinen wahren Namen verborgen halten. Denn wenn es bekannt würde, daß ich es war, die über Fannys Aufenthalt Auskunft gegeben hat, dann ginge es mir schlecht." Sie faltete bittend ihre Hände. „Ach, nicht wahr, Herr Werder, Sie sagen es Niemand, daß ich es war?"

„Mein liebes Fräulein", mischte sich der Rechtsanwalt ein, „beruhigen Sie sich hierüber vollständig. Was in diesem Zimmer vorgeht, soll verschwiegen bleiben. Ihr Name soll, wenn Sie es wünschen, in der Sache nie genannt werden und kein Mensch soll erfahen, daß Sie hier waren."

„Ich würde sonst auch meine Stellung verlieren", erwiederte Emma", „und mein Vater würde darüber in große Verlegenheit kommen. Ich las die Anzeige in der Zeitung, konnte mir aber natürlich nicht denken, daß sie von Ihnen ausging, Herr Werder. Hätte ich das gewußt, so würde ich gewiß nicht gekommen sein."

„Wie, Sie hätten mir einen Gefälligkeitsdienst vorenthalten, den Sie einem Fremden erwiesen haben würden?" entgegnete Werder, indem er ihr mit seinem gewinnenden Blick tief in die Augen schaute. „Ich hätte das von Ihnen kaum erwartet, liebes Fräulein."

„O, Sie müssen mich nur recht verstehen, Herr Werder. Sie kennen mich, Mama und Papa, und — und — die Sache ist doch nicht so, daß ich sie erfahren lassen möchte."

„Wir versprechen Ihnen, daß nichts herauskommen soll, liebes Fräulein. Sagen Sie Alles, was Sie wissen, frei heraus, als hätten wir uns nie zuvor gesehen. Also wie geht es zu, daß Sie uns die gewünschte Auskunft geben können?"

„Ich wohne in demselben Hause mit dem Kinde und bin Erzieherin desselben. Ganz zufällig hörte ich, wie Herr Peters mit seiner Frau die Sache besprach."

„Ist das der Justizrath Peters?" fragte Bohn aufmerksam.

„Ja, derselbe", antwortete Emma, und allmälig, unter wiederholtem Zögern und Bitten, sie nicht verrathen zu wollen, theilte sie alle Einzelnheiten, die sie gehört hatte, mit.

„Wir müssen da wieder bei der Frau Grün anfangen", sagte der Rechtsanwalt zu Werder, der sich Notizen machte. „Wenn Frau Peters sich darin nicht irrt, daß das Kind ihrer Schwester gehörte, dann würde das Kind, welches Sie für Bertha Rambeau suchen, entweder gestorben oder weggebracht worden sein. Bei dieser Art von Pflege-

Digitized by

müttern geschehen täglich die seltsamsten Dinge, und nur manchmal kommen sie zur Cognition der Behörden."

„Es würde nicht viel ausmachen, wenn das arme keine Wesen auch todt wäre", bemerkte Werder. „Mir handelt es sich nur darum, mein Versprechen zu erfüllen und die Wahrheit zu ergründen."

„Und ohne einen Schatten von Zweifel sind wir auf der sichern Spur, Herr Werder", versetzte der Rechtsanwalt. „Kann ich nun der jungen Dame etwas anbieten, etwa ein Glas Wein?"

Emma dankte ablehnend, obschon es fast drei Uhr und sie entschieden hungrig war.

„Ich werde mich der Dame annehmen und sie dann sicher nach Hause bringen", erklärte Werder. Es ist also ausgemacht, Herr Bohn, nicht ein Wort über das, was soeben hier verhandelt worden! Lassen Sie Fräulein Steyber unter dem ungewöhnlichen Namen Müller passiren, wenn Sie etwas niederschreiben, und bemerken Sie dabei, ich hätte die Zeugin hierher gebracht. Fräulein Steyber ist die Tochter eines alten Freundes von mir, und ich würde lieber die ganze Sache fallen lassen, als ihr oder ihrem Vater einen Verdruß bereiten."

Der Rechtsanwalt versprach, danach handeln zu wollen und Werder bat Emma, seine Begleitung anzunehmen.

„Sie müssen jetzt unbedingt etwas genießen", sagte er. „Wollen Sie mit mir in ein Restaurant gehen?"

Er hatte aus ihrer Darstellung so viel entnehmen können, daß sie jetzt ein sehr einförmiges, nicht beneidenswerthes Leben führe, er fühlte Bedauern mit ihr und wollte gern einen Lichtblick in ihre Monotonie fallen lassen. Sein empfänglichrs Herz für das schöne Geschlecht kam dabei ins Spiel.

„Aber darf ich auch?" erwiederte Emma. „Wird sich das schicken?"

„Vollkommen. Sonst würde ich es Ihnen nicht vorschlagen. Bedenken Sie, daß wir in einer großen Stadt sind, wo sehr viele Damen Restaurationen besuchen."

„Ich habe solche Furcht, daß uns Jemand sieht. Die Justizräthin glaubt, ich sei nur ausgegangen, um meine Mutter zu sehen."

„Das mag sie auch bis zu ihrem seligen Ende denken. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß wir von Jemandem Ihrer Bekanntschaft gesehen werden. Kommen Sie getrost!"

Und Emma Steyber folgte seiner Aufforderung mit kaum zu verbergendem Vergnügen. Er führte sie in ein elegantes Local, bat sie, sich selbst nach der Karte die Speisen zu wählen, während er überlegte, welche Sorte Champagner ihr am angenehmsten sein würde.

„Nun erzählen Sie mir aber auch Alles über den kleinen hübschen Jungen!" sagte Emma, als Beide in der Vertilgung von Cotelettes mit Spargel begriffen waren.

„Ich glaube nicht, daß dieser Gegenstand Sie interessiren würde", erwiederte er; „wüßte auch nicht recht, was ich über den Burschen sagen sollte, außer daß er da ist."

„Aber ich liebe kleine Kinder außerordentlich", sagte Emma exaltirt, welche bei dieser Gelegenheit die Rolle der Sanftmüthigen und Mutterzärtlichen spielen wollte. „Und wie muß Ihre Frau davon ent-

Digitized by Google

zückt sein! Ich glaube, sie läßt das Kind nie aus den Augebein, Tage und bei Nacht."

„O, sie macht nicht so viel Aufhebens davon. Im Gegentheil, sie hat die Thatsache mit außerordentlicher Ruhe hingenommen. Diese Woche ist sie bereits zu zwei Diners und auf einem Balle gewesen."

„Und hat das Kind zu Hause gelassen?" rief Emma mit erhobenen Händen.

„Sie hätte es doch schwerlich mitnehmen können", erwiederte Werder heiter. Kinder sind ja Engel, sagen die Damen, und in Ballsälen habe ich bis jetzt noch keinen Engel angetroffen."

„Der liebe kleine Engel!" rief Emma mit Emphase. „Und wie heißt er denn?"

„Er ist nach mir genannt."

„Und ist Ihnen auch ähnlich?" fragte Emma in einer so empfindsamen Weise, daß Werder sich des Lachens nicht erwehren konnte.

„Aber hier, liebe Emma, müssen Sie von dieser Kategorie von Fragen wirklich abstehen, da ich meine eigenen Verdienste doch nicht selbst beurtheilen kann. Uebrigens hoffe ich, daß er mir nicht nachartet. Und nun, liebe Emma, was die ausgesetzte Belohnung betrifft, so werden Sie hoffentlich nicht allzu stolz sein und sie annehmen. Sie ist für die erforderliche Auskunft zugesagt worden, wie Sie sich erinnern werden, nicht für die Herbeischaffung des Kindes. Folglich fällt sie Ihnen zu."

Emma hatte die Belohnung in der Aufregung der letzten Stunden fast vergessen. Ihr Herz hüpfte vor Freude, aber sie gab ihrem Gesicht einen dem entgegengesetzten Ausdruck.

„Nun, wenn durchaus Jemand das Geld nehmen muß, Herr Werder, so, denke ich, gebührt es allerdings wohl mir, indeß — aber —"

„Natürlich gebührt es Ihnen und wird Ihnen auch gezahlt werden. Herr Bohn wird das Alles schon besorgen. Sobald er festgestellt hat, daß Liebig und Peters ein und dieselbe Person ist, wird er Ihnen die Summe zukommen lassen."

„Nein, um Gottes willen, Herr Werder, das darf er nicht thun. Herr Bohn darf an mich weder schreiben, noch nach mir schicken oder sonst merken lassen, daß er mich jemals gesehen hat. Ich würde in die größte Verlegenheit kommen und mit Schimpf und Schande aus meiner Stellung gewiesen werden. Lieber möchte ich die dreihundert Thaler, ohne daß eine Seele etwas davon erfährt."

„Dann will ich sie selbst Ihnen in die Hände geben, ma chere, und Niemand soll etwas erfahren. Machen Sie es so. Sie fahren ruhig nach Hause und sagen kein Wort zu irgend einem Menschen. Aber wenn die Schale des Eies aufspringt — und das werden Sie sicher durch den Justizrath selbst hören — dann schreiben Sie mir eine Zeile unter meiner gewöhnlichen Adresse, geben mir einen Ort an, wo ich Sie treffen kann, und ich werde das Geld mitbringen. Ist es Ihnen so recht?"

Emma hielt diesen Vorschlag für sehr annehmbar, und erwärmt durch den Champagner und die aufregende Unterhaltung mit ihrem schönen Freunde, mit der Aussicht auf dreihundert Thaler und der Genugthuung, daß ihre Unternehmung gelungen sei, fuhr sie nach Hause, ohne an das Elend zu denken, welches sie angerichtet hatte.

Digitized by

XXIX.

Don Juans Freund.

Zu den wenigen Frauen, welche Clara Werders Freundschaft durchaus würdig waren, und zu deren Gesellschaft jeder Ehegatte seiner Gattin, wie sich selbst gratuliren kann, gehörte Elfriede Holding auf Rüdersfeld. Sobald diese von der Besuchsreise zu Vater und Schwester zurückkam, beeilte sie sich, der jungen Frau zu dem Erscheinen eines jungen Sprößlings und Stammhalters von Herzen Glück zu wünschen. Der Knabe war um diese Zeit schon sechs Wochen alt und seine Mutter wirthschaftete bereits wieder in gewohnter Weise im Hause umher, sah auch hübscher und frischer aus, als vor dem wichtigen Ereignisse.

Frau Holding umarmte sie mit wirklicher Zuneigung, aber es fiel ihr auf, daß Clara, obschon erfreut, sie wiederzusehen, doch nicht denjenigen Enthusiasmus und die stolze Befriedigung an den Tag legte, mit welchen Frauen, die noch nicht durch schwere Enttäuschungen niedergedrückt worden sind, nach so wichtigen Ereignissen ihre Freundinnen zu begrüßen pflegen. Clara Werder plauderte von den Gegenden, welche Elfriede durchreist hatte, vom kalten Wetter, vom nächsten Balle, den sie mitmachen würde, kurz von allem Möglichen, nur nicht von dem einzigen interessanten Gegenstande — ihrem Knaben.

„Aber nun", sagte Frau Holding endlich ungeduldig, „wann werde ich denn das Kleine zu sehen bekommen?"

„Ach so", erwiederte Clara; „wünschen Sie es zu sehen?"

„Ob ich es zu sehen wünsche! Ich bin zu diesem Zwecke gekommen und habe an nichts Anderes gedacht. Ich habe kleine Kinder außerordentlich lieb. Das Jüngste meiner Schwester ist schon vier Jahr alt und damit war mein Interesse für die Kinderstube schon halb vergangen."

„O, kleine Kinder sehen einander alle mehr oder weniger gleich", bemerkte Clara gleichgültig, indem sie die Klingel für die Amme zog. „Ich dachte mir, daß für solche Niemand außer ihren Müttern specielles Interesse habe."

Diese Redeweise und der eigenthümliche Ernst in Claras Wesen machte Frau Holding betroffen.

„Sind Sie denn wieder ganz wohl?" fragte sie, ein wenig besorgt.

„O, ungemein wohl", antwortete Clara. „Ich war vorige Woche schon zweimal aus in Gesellschaft und werde diese Woche dreimal aus sein. Nächsten Donnerstag gehe ich, wie ich Ihnen schon sagte, zum Casinoballe."

Elfriede blickte überrascht auf sie. Claras Mutter war erst seit sechs Monaten todt und obschon es in unserm raffinirten Zeitalter für altmodisch gilt, länger um die nächsten Blutsverwandten zu trauern, hatte Frau Holding Claras Tochterliebe doch für zu tief gehalten, als daß sie geglaubt hätte, diese werde nach so kurzer Zeit schon sich wieder an öffentlichen Lustbarkeiten betheiligen. Sie sprach den Gedanken, der sie bewegte, nicht aus, aber er war in ihrem Gesicht zu lesen. Deshalb fühlte Clara die Nothwendigkeit, sich gewissermaßen zu entschuldigen.

Digitized by

„Ich bin so lange im Hause abgesperrt gewesen", setzte sie hastig hinzu, „daß unser Doctor ein wenig Aufregung und Zerstreuung für mich gut, ja für absolut nothwendig hielt. Natürlich sollte ich es nicht übertreiben, aber ich fühle mich jeder Uebertreibung gewachsen. Lange habe ich mich nicht so gut amüsirt, als neulich bei Bernaus, wo wir auf dem Teppich tanzten. Es war allerliebst."

„Ihr Mann war auch dabei?"

„O natürlich! Wann hätte der wohl schon eine Gelegenheit zu tanzen oder die Cour zu machen versäumt? Er war ganz in seinem Elemente, da verschiedene hübsche Frauen dort waren."

Aus Claras Stimme klang eine so gezwungene Heiterkeit hervor, daß Frau Holding davon unangenehm berührt wurde. Nie hatte sie sie früher in ähnlicher Weise sprechen hören, und mit weiblicher Neugier suchte sie auf Umwegen dem Grunde dieser Umwandlung näher zu kommen.

„Aber wie", sagte sie, „verträgt sich denn Ihr öfteres Desertiren zu den Vergnügungen mit dem Wohlbehagen Ihres Kindchens?"

„Weshalb nicht? Er befindet sich dabei ganz wohl. Hat er doch seine Amme."

„Uebrigens, Sie sollten auch ein Kindchen haben, liebe Holding, ich wünschte es sehr."

„Es nützt nichts, zu wünschen", seufzte Elfriede, „und wir dürfen nicht darüber grollen, daß Gott uns dieses Glück nicht verliehen hat. Doch still! Es klopft."

Der Bediente öffnete die Thür des Gesellschaftszimmers und meldete den Lieutenant von Soldin.

Clara erhob sich und ging, halb erfreut, halb verwirrt, dem Eintretenden entgegen.

Der junge Officier überreichte mit graziöser Verbeugung und einem wohlgesetzten Glückwunsch ein Bouquet.

„O wie schön!" sagte Clara, ihr Gesicht in den duftvollen Blüthen bergend. „Ich danke Ihnen sehr. Kennen Sie Frau Holding, meine beste Freundin? Ich erwartete Sie nicht diesen Morgen, weil ich glaubte, Sie seien zu Ihren Schwestern nach Finkenwalde gefahren. Erhielten Sie mein Billet betreffs der Noten? Aber weshalb nehmen Sie nicht Platz? Es ist so unbequem, zu stehen. Nein, bitte, liebe Holding, gehen Sie nicht fort!"

So in Einem fort plauderte Clara in ihrer ängstlichen Bemühung, unbefangen zu erscheinen, während das purpurne Roth ihrer Wangen und ihrer Stirn sich mehr und mehr vertiefte, weil Soldins bewundernder Blick sie förmlich verschlang.

Elfriede dachte anfangs, daß, da der Zweck ihres Besuchs erfüllt sei, sie sich entfernen könne, aber nach reiflicher Erwägung entschloß sie sich, aus Gefälligkeit gegen die junge Frau zu bleiben, bis Werder zurückkäme.

Herr von Soldins dreister, unverschämter Blick der Bewunderung auf die junge Frau gefiel ihr so wenig, wie die nervöse, verwirrte Manier, mit welcher Clara ihn aufnahm. Sie konnte von ihrer jungen Freundin, die sie für sehr glücklich verheirathet hielt, nichts Arges denken;

Digitized by

gleichwohl glaubte sie, ihre Anwesenheit während des Besuches des jungen Herrn könne von Nutzen sein.

Dem Lieutenant schien es sehr gleichgültig zu sein, ob sie blieb oder nicht. Alle seine Aufmerksamkeit war nur auf Clara gerichtet.

„Ich erhielt Ihr Billet und bringe die Noten", sagte er. „Darf ich Sie bitten, dieselben einmal durchzuprobiren?"

„O, meine Stimme ist heute nicht gut", erwiederte Clara verlegen.

„Ihre Stimme klang ja gestern Abend so schön, wie ich sie noch nie gehört habe."

„Kann sein; aber ich zog mir eine Erkältung zu, als ich nach Hause gekommen war."

„Wie ging das zu?" fragte Lieutenant von Soldin aufmerksam.

„O, ich weiß nicht. Ich hatte mit meinem Mann über irgend einen Unsinn eine kleine Differenz. Da öffnete ich das Fenster und steckte den Kopf hinaus, um ihn nicht anhören zu müssen. Ich hasse diese kleinen Scenen."

„Aber Sie sollten doch Ihre Gesundheit um unser Aller willen mehr in Acht nehmen. Ich würde es nicht zugegeben haben, daß Sie in einer so kalten Nacht das Fenster öffneten."

„Nun, lassen wir das — es hat nicht viel auf sich. Wollen wir also diese Lieder probiren?"

„Es würde mir unendliches Vergnügen machen, Sie zu hören."

Clara setzte sich ans Clavier und Lieutenant von Soldin lehnte sich in graziöser Haltung so auf das Instrument, daß er sie, während sie sang, im Auge behalten konnte.

Elfriede Holding fühlte sich unbehaglich. Sie wußte, das Alles das mehr Unsinn, höchstens vielleicht eine müßige Liebeständelei war, aber sie hatte geglaubt, daß Claras Liebe für ihren Gatten sie selbst von dem Verdacht frei halten würde, die Huldigungen eines Andern zu ermuthigen. Es schien ihr ganz augenfällig, daß seit ihrer Abreise eine tiefe Veränderung in diesem Hause vorgegangen sein müsse.

Der Gesang begann, unterbrochen durch kurze Bemerkungen beiderseits und halbgeflüsterten Schmeicheleien von Seiten des jungen Mannes. Elfriede fühlte sich erleichtert, als sie endlich von draußen Schritte hörte, die sich näherten. Sie wußte sogleich, daß es der Hausherr sei. Aber die Ueberraschung, welche der Eintretende zeigte und die Blicke, welche er auf den Lieutenant und seine Frau warf, unterrichteten sie sofort vom Stande der Dinge. Werder schien die Anwesenheit dieses Bekannten als Hausfreund keineswegs für gut zu finden. Als höflicher und gebildeter Mann wußte er jedoch seiner Verdruß hinter seiner Gastfreundschaft zu verbergen. Er schüttelte Frau Holding die Hand, nickte Soldin zu und richtete einige gleichgültige Worte an seine Frau; aber Elfriede merkte nur zu deutlich, daß der Lieutenant ihm nichts weniger als Behagen einflöße. Während er Frau Holding freundlich einlud, das Frühstück mit ihm einzunehmen, deutete er dem Lieutenant nicht einmal an, daß ihm seine Gesellschaft erwünscht sei; dagegen ergänzte seine Frau diese Unterlassung.

Frau Holding lehnte die Einladung ab, da sie nicht mehr bleiben könne.

„O, ich bedauere herzlich", sagte Clara, wogegen sie in den Lieute-

Digitized by Google

nant drang, dazubleiben, obgleich ein gewisses Etwas im Benehmen Werders den jungen Mann abhielt, auf ihren Wunsch einzugehen.

„Sie haben doch gewiß nichts Dringendes zu thun, was Sie abhalten könnte", sagte sie gewinnend, während sie mit dem Bouquet spielte, welches er ihr gegeben hatte. „Ich möchte nachher mit Ihnen das Schumannsche Duett durchnehmen, welches Ihnen gestern Abend bei Belaus so gefiel: „Das Laub fällt von den Bäumen". Ich glaube, es wird sehr gut für unsere Stimmen passen."

„Sie sind sehr gütig", erwiederte Soldin stammelnd, mit einem Seitenblick auf Werder, um zu sehen, ob dieser ein einladendes Gesicht dazu mache: „aber ich bin wirklich nicht im Stande, sonst müßten Sie wissen, ein wie großes Vergnügen es mir machen würde."

Werder wendete sich noch mit einer kurzen Bemerkung an Frau Holding, ohne Soldin zu beachten, und während Clara den Letzteren wiederholt pressen wollte, zu bleiben und von ihrer Theilnahme am nächsten Casinoballe sprach, sah Frau Holding, wie Werders Gesicht sich mehr und mehr verfinsterte

Aber der Lieutenant ging. Nach einer kurzen Verabschiedung von den beiden Gatten folgte er Frau Holding, wobei er aussah, als ginge er sehr gegen seinen Willen.

„Was hatte dieser junge Mensch wieder hier zu thun?" fragte Werder seine Frau, als Beide in das Frühstückszimmer eingetreten waren.

„Welcher junge Mensch?" fragte Clara unschuldig.

„Ach, sei nicht so naiv, Clara! Du weißt vollkommen, wen ich meine — Soldin."

„Was er hier wollte? Das weiß ich wirklich nicht. Du hättest ihn ja selbst fragen können."

„Brachte er Dir diese Blumen?"

„Ja."

„Gut, nächstens, wenn er Dir wieder solche bringt, wirst Du sie nicht annehmen. Es ist ganz natürlich, daß er um Dich herum schwänzelt, wenn Du ihn auf solche Weise ermuthigst."

„Kann ich denn dafür, wenn er mir einige Blumen bringt? Ist diese Aufmerksamkeit eines Herrn gegen eine Dame so ungewöhnlich?"

„Vielleicht nicht, aber ich mag es nicht so haben. Männer pflegen Bouquets nicht so ohne Grund an Damen zu schenken. Es ist schon der dritte Strauß, welchen Du seit Kurzem von ihm empfängst."

„O, ich wußte nicht, daß Du sie gezählt hattest, oder daß sie so viel bedeuteten, wie Du meinst!"

„Sie bedeuten viel zu viel, wenn sie Tag für Tag einer verheiratheten Frau gegeben werden. Komm, liebe Clara, Du bist nicht so unwissend, wie Du Dich stellst. Du weißt nur zu gut, daß Soldin große Begeisterung für Dich zur Schau trägt."

„Vielleicht ist es so", versetzte Clara achselzuckend.

„Nun also darfst Du ihn nicht ermuthigen. Ich will es nicht haben, daß Du diese Geschenke annimmst, oder ihn zwingst, mit uns zu frühstücken oder zu diniren. Du mußt ihn vielmehr behandeln wie jeden andern Herrn."

„Habe ich ihn denn anders behandelt?"

„Ich denke, ja. Du singst mit ihm, schickst ihm Billets und lässest

Digitized by Google

Dich nie verleugnen, wenn er kommt. Heute wolltest Du ihn mit aller Gewalt zum Frühstück hier haben. Wozu ist das nöthig?"

„Ging das anders, nachdem wir soeben Frau Holding eingeladen hatten?"

„Das ist etwas ganz Anderes. Frau Holding ist eine ausgezeichnete Gesellschafterin für Dich."

„Vielleicht ziehe ich doch noch Soldin vor. Uebrigens bist Du ja selbst schuld, wenn ich mit meinen Einladungen Deiner Freunde zu weit gegangen bin. Du selbst sagtest mir gleich anfangs, es solle nie Jemand von uns gehen, wenn das Essen bereit stehe."

„Ich spreche jetzt nicht von meinen Freunden im Allgemeinen, sondern nur von Soldin."

„Und ich kann keinen Unterschied dabei finden. Wenn alle kommen können, darf Einer nicht ausgeschlossen werden. Thatsächlich sind sie stets Alle eingeladen worden, nur daß Soldin am eifrigsten von unseren Einladungen Gebrauch macht."

„Nun gut, das soll er nicht mehr."

Clara schwieg.

„Hoffentlich wirst Du meinen Wünschen folgen, liebe Frau", fuhr er fort.

„Habe ich dies nicht stets gethan?"

„Es kommt mir nur so vor, als wolltest Du es jetzt anders machen. Was ist über Dich gekommen, mein Schatz? Du bist nicht mehr dieselbe gegen mich, wie noch vor wenigen Monaten."

„Seitdem habe ich auch erfahren müssen, was Kummer ist."

„Kummer darf uns doch nicht verhärten, Clara. Und wenn Du Leid hattest, so fehlte Dir doch auch die Freude nicht, die das reichlich aufwiegt. Hat Frau Holding unsern Jungen gesehen?"

„Ja."

„Und was sagte sie dazu?"

„Daß es ein hübsches Kind ist."

„Und sie hat Recht!" rief Werder, dessen Stolz und Freude sein Stammhalter war. „Die arme Frau Holding. Ich wünschte ihr dasselbe Glück, wie Du es hast."

„Frau Holding ist glücklich genug, sie wird von ihrem Manne wahrhaft geliebt."

„Und Du vielleicht nicht von dem Deinen?" fragte Werder innig.

„Das kommt darauf an", erwiederte Clara leichthin.

„Aber Clara, Du willst es nur darauf anlegen, mich zu ärgern. Sage mir, was Du hast. Was habe ich gethan, um Dich zu erzürnen?"

„Nichts."

„Es gab eine Zeit, wo Du mir mit der größten Innigkeit entgegenkamst. Das ist jetzt nicht mehr so. Ich merke es von Tag zu Tag deutlicher. Was ist über Dich gekommen? Was ist geschehen, das Deine Meinung über mich geändert haben könnte?"

„Nichts, wovon Du nicht auch wüßtest. Ich bin erstens älter geworden und dann kenne ich jetzt die Welt besser. Als Du mich heirathetest, war ich die Einfalt selbst."

„Und ich wünschte, Du wärest diese Einfalt noch heute", bemerkte er bitter.

Digitized by

„Behüte, das möchte ich nicht. Ich sehe das Gute nicht davon ein, fürs ganze Leben blind gegen Alles zu bleiben. Viel lieber will ich die Augen offen halten."

„Wozu denn?"

„Um die Thorheit nicht zu begehen, irgend etwas oder irgend Jemand noch zu glauben."

„Schließest Du mich auch mit ein?"

„Vielleicht. Ich sehe nicht ein, weshalb Du vertrauenswürdiger sein solltest, als sonst Jemand in der Welt."

„Abscheulich! Weißt Du, Clara, irgend Jemand hat Deine Seele gegen mich vergiftet."

„Da bist Du im Irrthum. Ich bin nur aus einem Kinde ein Weib geworden, aus einer Thörin eine Verständige. Du fragst mich, ob ich an Deiner Liebe für mich zweifle. Ich thue das nicht; aber so wie Du dieselbe Frage vor mir vielen Anderen gestellt hast, so wirst Du sie auch nach mir noch Vielen stellen. Das ist Alles."

„O, Clara, Du bist zu ungerecht! Wie kannst Du die Grausamkeit begehen, mir meine Vergangenheit vorzuhalten, wenn Du doch weißt, daß seit unserer Verheirathung jeder meiner Gedanken, jedes meiner Worte und mein ganzes Gefühl nur Dir gewidmet sind?"

„Wirklich?" versetzte sie im Tone des entschiedenen Zweifels.

„Soll der Ausdruck dieser Frage bedeuten, daß Du an meiner Versicherung zweifelst?" sagte er erzürnt.

„Ach, Raimund, laß uns doch darüber keine Scene machen!" entgegnete Clara, sich vom Frühstückstisch erhebend, indem sie ihr Bouquet an sich nahm. „Es sollte mir sehr leid thun, darüber Streit mit Dir anzufangen."

„Mir auch, Clara! Nur vergiß das Eine nicht, daß Du von Soldin keine Blumen oder Noten mehr annehmen darfst und daß Du ihn zu Besuchen in diesem Hause nicht ermuthigen darfst."

Sie sagte dagegen nichts, sondern verließ schweigend das Zimmer und ließ ihren Gatten mit zornerregtem, bekümmerten Herzen allein.

XXX.

Der Casinoball.

Raimund Werder war seit seiner letzten Unterredung mit Clara noch weit unglücklicher, als er sich schon vorher gefühlt hatte. Es war ihm unerklärlich, wie es zuging, und doch war ihm klar, daß er seit der Geburt seines Sohnes allen Halt im Herzen seiner Frau verloren hatte. Gleichwohl hatte sie keineswegs, wie manche thörichte junge Mutter, ihre ganze Neigung und Sorgfalt auf das Kind gerichtet. Vielmehr blieb ihm fast zu wünschen, daß sie in dieser Hinsicht ein wärmeres Interesse zeigen möchte.

Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß einige kurze Monde hinreichend gewesen sein sollten, ihr ganzes Wesen zu verändern und doch war dies der Fall. Das kindliche Vertrauen in ihn, die fast anbetende Liebe und die frühere vollständige Hingebung waren verschwunden. Sie hatte sich zur vollen Schönheit des Weibes entwickelt, aber ein leichter

Digitized by Google

Weltton klang jetzt aus Allem hervor, was sie sagte und that. Sie scherzte und spöttelte über die Liebe, nannte Innigkeit Thorheit und Umarmungen und Küsse kindisch und bäuerisch. Die innigen Beziehungen zwischen Mann und Weib führte sie auf äußerliche Interessen, auf Alles eher, als auf Liebe zurück. Von Dingen, die ihr sonst einen Schauder eingeflößt hatten, sprach sie nun mit Gleichgültigkeit und ihr eigenes Betragen erschien, wenn auch nicht subjectiv verwerflich, so doch objectiv leichtfertiger, als Werder wünschte, und schon gelangte er auf den Punkt, daß er sich fragte, ob es gut gethan gewesen sein werde, ein weit jüngeres Mädchen, als er selbst war, oder überhaupt zu heirathen.

Noch liebte er sie von Herzen, aber er begann daran zu zweifeln, ob sie ihn wirklich liebe, ob nicht ihre frühere Anbetung nur ein kurzer Rausch gewesen sei, der im Ernst des Lebens zur Ernüchterung kam. Einen alten Narren nannte er sich, daß er sich eingebildet habe, die erste Liebe eines Mädchens nicht nur gewinnen, sondern auch festhalten zu können, und er schrieb sich allein alle Folgen seines Schrittes zu. Dies aber that er nicht vor Clara. Bei sich selbst nahm er ihre Partei, ihr gegenüber verbot ihm sein Mannesstolz, sich zu demüthigen.

In diese Tage fiel ein Casinoball, den Clara mitmachen wollte. Kurz vorher hatte zwischen beiden Eheleuten ein Strteit stattgefunden, natürlich wieder Soldings wegen. Clara wollte nicht nachgeben. Raimunds Autorität war tief verletzt und er war entschlossen, sie wieder zu befestigen. Deshalb sagte er in ziemlich harten Ton:

Laß uns einander klar verstehen, Clara. Ich habe verlangt, daß Du Lieutenant von Soldins Besuche in diesem Hause nicht ermuthigen solltest, und Du hast es trotzdem gethan. Ich habe Dir gesagt, daß Du keine Geschenke mehr von ihm annehmeu dürfest und Du hast mir geflissentlich Ungehorsam bewiesen. Dem will ich nun sofort entschieden ein Ende machen. Ich glaube, Du hattest die Absicht, heut Abend zum Ball zu gehen?"

„Das weißt Du. Du hast mein Ballkleid bereits gesehen."

„Was geht mich Dein Kleid an. Du kannst natürlich, wenn Du willst, hingehen, aber nur unter einer Bedingung, daß Du nicht mit Soldin tanzest."

„Aber das muß ich. Ich habe ihm schon die vier ersten Tänze versprochen."

„Dann ziehe Dein Versprechen zurück. Ich verbiete Dir ausdrücklich, auch nur ein einziges Engagement mit diesem Manne zu erfüllen."

„Und welchen Grund soll ich ihm für solche Ungezogenheit angeben? Die ganze Gesellschaft wird über uns sprechen."

„Die ganze Stadt wird von Dir sprechen, wenn Du Dich nicht in Acht nimmst und wer weiß, ob es nicht bereits geschieht. Du kennst jetzt meinen Willen und wirst ihm nachkommen. Es thut mir leid, daß ich so gegen Dich auftreten muß. Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß ich je nöthig haben würde, mehr als bloße Wünsche gegen Dich auszusprechen."

„Wenn ich nicht mit Soldin tanzen soll, werde ich überhaupt nicht zum Ball gehen", erklärte Clara erzürnt und trotzig.

„Ganz nach Deinem Belieben", versetzte er kalt.

Digitized by

Sie war eben im Begriff, heftig zu erwiedern, als der Bediente mit einem Briefe für Werder am Eingange des Zimmers erschien.

„Lege meinen Gesellschaftsanzug zurecht", befahl Werder, ehe der Diener das Zimmer wieder verließ.

„Also will er allein zum Ball gehen", dachte sie, „und wie gewöhnlich wird er mit jedem Mädchen, das darauf eingeht, tändeln und schäkern. Ich aber muß zu Hause bleiben, weil er auf Soldins Aufmerksamkeiten gegen mich eifersüchtig ist. Es ist wirklich zu hart!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wiege eines deutschen Kaisers.

(Siehe die Illustration „Burg Greifenstein".

Die Reize des schönen, waldfrischen Thüringerlandes, dessen von Natur und Geschichte verklärte Schönheiten ja auch der größte deutsche Dichter der Gegenwart, Gustav Freytag, neuerdings in seinen „Ahnen" verherrlicht hat, sind eigentlich im Frühling, wenn sich das junge Laub der Waldberge zeigt, am anziehendsten. Wer jemals einen sonnigen Frühlingstag auf der Ruine Greifenstein, die unser Bild illustrirt, verlebt hat, der wird uns Recht geben.

Vor allen thüringischen Gegenden ist es Schwarzburg mit dem malerisch herrlichen Schwarzathale, welches die Wanderer alljährlich in Schaaren heranlockt, und man darf sagen, daß dieser Punkt wohl zu den schönsten Mitteldeutschlands gezählt werden kann. Am Eingange dieses Thales liegt das echt thüringische Städtchen Blankenburg mit der Ruine Greifenstein. Viele Reisende halten es nicht für lohnend genug, diese Burg zu besteigen und doch hält dieselbe mit vielen anderen der schönsten Burgruinen den Vergleich aus. — Der Greifenstein, die größte Ruine Thüringens, ist 1238' hoch gelegen. In Urkunden taucht die Burg erst im zwölften Jahrhundert auf. Die Grafen von Schwarzburg hatten die Burg bald darauf infolge einer Theilung im Besitz und Günther XXI., welcher hier 1304 entsproß, wurde Herr der Veste. Graf Günther ward 1349 zum deutschen Kaiser erwählt; da er sich jedoch gegen Karl IV. nicht zu halten vermochte, wurde er noch in demselben Jahre zu Frankfurt a. M. vergiftet. Die Ruine besteht aus drei großen, mit Mauern umfaßten Abtheilungen: dem Burghof, dem Burgfriedhof und einem wiesenartigen Platze, welcher mit prächtigen Buchen bestanden ist; überhaupt schmückt den größten Theil des Burgberges liebliche Buchenwaldung, welche einen wunderschönen Contrast bildet zu den umgebenden Fichten- und Tannenwaldungen.

Oben ist auch eine ganz hübsche Wirthschaft anzutreffen. Die rüstige Wirthin von echt thüringischem Schrot und Korn sucht im Verein mit ihrer Tochter den Reisenden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die Burg präsentirt sich namentlich bei Sonnenuntergang im vollsten Glanze; auch bietet der Blick nach Saalfeld ins Saalthal gerade zur Frühlingszeit eine Naturschönheit, wie man sie wohl selten so lieblich antreffen kann. Der Greifenstein gehört zum Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. Der Fürst macht sich oft das Vergnügen, den Schloßberg hinaufzureiten.

Da er dies stets unangemeldet zu thun pflegt, so giebt es keine großen Empfangsfeierlichkeiten, sondern ein herzliches „Willkommen Durchlaucht" ersetzt ihm alle Ceremonien.

Für den Botaniker und Geognosten sind der Greifenstein und seine Umgebung von hohem Interesse, weil die Vegetation hierselbst so manche seltene Pflanze hervorbringt; auch befindet sich hinter dem Berge in nordöstlicher Richtung ganz unweit der sogenannte Steingraben, welcher Versteinerungen mannichfaltiger Art enthält. Alles in Allem liegt der Greifenstein von der Heerstraße der nach der Schablone reisenden Touristen abseits. Aber seine seltene Vereinigung von historischen Erinnerungen — war er doch die Wiege eines deutschen Kaisers — und Naturschönheiten wird jedes pietätvolle und naturfreudige Gemüth innig fesseln und erfreuen.

Digitized by Google

Dichtungsräthsel.

III.

Das Räthsel in Heft 6 „Der gute Gesell" von Nicolaus Lenau ist von vielen Lesern zu lösen versucht worden. Aus räumlichen Gründen müssen wir davon absehen, die ziemlich eingehenden Motivirungen der Lösungen hier wiederzugeben; es genügt ja schon das eine Wort, welches den guten Gesellen mit Namen nennt.

Es sind folgende Lösungen eingegangen: „Der gute Gesell" wird bezeichnet als Trost (von T. R. in H.) als Hoffnung (von A. v. W. in Breslau und Franziska S. in E.) als Freude (von August Hartwig in P.) als Heimatsliebe (von A. Z. in Demmin) als Religion (von Stud. A. St. in Breslau) als Poesie (von P. B. in Dresden, Karl v. Dr. in München, Elma H. in S.) als Sympathie (von Adelaide Trefkorn in Hannover) Milde (Otto Fr.) Neigung (A. St. in Lüttich.) O. L. in Hamburg schreibt: Ein Jeder nennt den guten Gesell auf seine Weise, nach seiner Art. Der Jüngling nennt ihn: „Phantasie, Jugendtraum", der Mann „Illusion", der Greis „Täuschung", — „Ideal" der Schwärmer, der Weise: „Freude am Vergänglichen". Frau Fluth in Leipzig hält den „guten Gesellen" für den „Leichtsinn". Wir möchten dieser Auslegung beistimmen, wenn wir an die Worte Goethes im Tasso denken:

Wir Menschen werden wunderbar gerrüst;
Wir könntens nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehen.

Und ähnlich erklärt Börne den Leichtsinn für den Schwimmgürtel im Strom des Lebens. Der Leichtsinn wäre ein guter Name für den guten Gesellen, wenn nicht ein anderer Name noch besser wäre. Dieser Name ist die „Phantasie", die wir für die richtige Lösung unseres Dichtungsräthsels halten. — Für die „Phantasie" erklären sich 6 Zuschriften (K. v. H. in D., Anna W. in Bremervörde, Dr. H. D. in Frankfurt a. M., Emil R. 28 und Archidiaconus R. T. in W.). Die Majorität scheint uns diesmal mit Recht den Ausschlag zu geben und Frau Ida H. in Breslau empfindet richtig, wenn sie uns die Verse schreibt:

Beim Lesen vom „guten Gesellen"
Da dachte ich hin und her,
Wer wohl im menschlichen Leben
Der beste Begleiter wär'.

Die Religion und die Treue
Die fielen dabei mir ein;
Auch Poesie und der Traumgott
Sie schienen mir passend zu sein.

Doch mehr als in all' diesen Gaben,
Mit denen uns Gott hat beglückt,
Hab' stets in der Phantasie ich
Die Wohlthat der Menschen erblickt

Sie richtet nicht und sie denkt nicht,
Sie dringt in die Tiefe nicht ein;
Doch zaubert sie herrliche Bilder,
Die traumhaft das Herz uns erfreun.

Dem Armen, dem einsamen Wand'rer,
Dem Sünder in' Kerkers Nacht
Und Manchem, der sich auf Erden
Zu früh um sein Eden gebracht —

All ihnen hat unser Geselle
Sich glückverheißend genaht;
Die bangen Zweifel zerstreut er
Und ebnet den dornigen Pfad.

Drum', trübt sich das Leben oft düster,
Verzagen, o Herz, darfst Du nie,
So lange Du hast zum Gesellen
Für Geist und Gemüth: „Phantasie."

Soweit der „gute Gesell". Als neues Dichtungsräthsel geben wir das erste aller Goethe'schen Gedichte auf — die Zueignung, die den Reigen der unsterblichen Gedichte Goethe's eröffnet. Wir bitten unsern dichtungsräthselfreundlichen Leser den Band aufzuschlagen und das schöne, aber nicht ganz deutliche Gedicht aufmerksam zu lesen. Jedenfalls wird den Lesern dann klar werden, daß Goethes Zueignung die ältere Schwester von Lenau's gutem Gesellen ist. Wie heißt diese ältere Schwester mit Namen? U. A. w. g.

Digitized by

Offener Brief.

An Herrn Friedrich Soldin.

Sie haben, mein Herr, in den „Blättern für literarische Unterhaltung" vom 25. März einen Artikel veröffentlicht, der, von einigen ganz trefflichen und unbestreitbaren Wahrheiten beginnend, endlich seine Spitze gegen meine Person und meine Kritiken im „Salon" nicht ohne Geschicklichkeit kehrte. Sie werden begreiflich finden, daß ich mir eine kurze Kritik Ihres Artikels gestatte, selbst auf die Gefahr hin, daß diese Kritik Ihr Mißfallen in demselben Grade heraufbeschwört, wie meine Bemerkungen über Ebers Homo sum, über die Münchner internationale Kunstausstellung, über die „Hochlandlieder" Karl Stielers.

Da Sie leider darauf verzichtet haben, auf das Sachliche meiner Artikel mit guten Gründen einzugehen, so kann auch ich mich nur darauf beschränken, einige Ausstellungen äußerlicher Art an Ihrem Artikel zu machen.

Ich finde zunächst den Gedanken, meine Person und meine Kritiken als Exemplification Ihrer Aeußerungen über kritische Anrufe, die in der Arena der Kritik nicht mitzureden hat" den Lesern der „Blätter für literarische Unterhaltung" darzustellen, wenig glücklich. Sie verzeihen mir das — aber warum sollen wir nicht freimüthig gegen einander sein? Sie waren so freimüthig, meine Anschauungen „verworren" und „unreif" zu nennen und stützten diese Meinung durch die Bemerkung, die nicht ganz richtig war, daß ich nämlich „auf den Bänken eines sächsischen Gymnasiums" vor nicht allzu langer Zeit gesessen habe und akademische Studien noch nicht beendet hätte. Wer von uns hat nicht auf den Bänken eines Gymnasiums gesessen? Wollen Sie sich den Zorn sämmtlicher deutschen Pädagogen zuziehen dadurch, daß Sie die kritische Unfähigkeit eines Schriftstellers aus der Thatsache ableiten, daß er einst das Glück hatte, die Wohlthaten deutscher Gymnasialbildung zu erfahren? Ich für meine Person schätze mich glücklich, mein Herr, daß diese „Gymnasialbänke" und ihre Bildung frühzeitig mir die Fähigkeiten verschafft haben, kraft deren ich gegenwärtig Ihre Liebenswürdigkeiten erwidern und — kritisiren kann. Was nun die akademischen Studien anlangt, so wird die Redaction des „Salon" Ihnen gern richtigere Aufschlüsse über meine Person ertheilen, wenn Sie es der Mühe werth finden sollten, sich zu erkundigen. Indessen — was haben akademische Studien mit meinen Urtheilen über die Technik der Malerei, über die Technik des Gedichts, des Reimes, über den Stil in Ebers „Homo sum" zu thun? Wo besteht in aller Welt ein akademischer Lehrstuhl für diese Gegenstände? Was hat meine gute Meinung von den Oden Emanuel Geibels, mein rhythmisches Gefühl, meine vermeintliche Vertrautheit mit den Klangwerthen der deutschen Sprache zu thun mit meiner Gymnasialbildung, mit meinem ferneren curriculum vitae?

Es ist nicht fein von Ihnen, daß Sie zum Beleg für die Thorheit meiner Meinungen sich darauf versteifen, daß dem Verfasser der „Hochlandlieder" mein Lob gar nicht angenehm sein könne, daß Geibel seine Oden nicht für seine besseren Leistungen halten dürfte. Wie sagt Freundin Philine? Sie sagt: „Wenn ich Dich liebe, was gehts Dich an?" Wenn Ihre Aeußerung, daß ich das harmlose Wörtchen „dialectisch" nur zu dem Zwecke gebraucht hätte, um meinen Meinungen einen „tiefsinnigen Anstrich" zu geben, wenn diese Aeußerung, sage ich, mich nicht schließen ließe, daß Sie wenig bewandert sein müssen in den einfachsten Anfangsgründen sowohl der griechischen Sprache, wie auch der deutschen Philosophie, so müßte ich doch sicherlich in Hinblick auf die obige Unfeinheit, sowie die Entstellungen der Wahrheit, die Sie sich haben zu Schulden kommen lassen, die Vermuthung aussprechen, daß Sie nach der Seite des guten Charakters ein mir nicht ganz ebenbürtiger Gegner sind.

Digitized by Google

Diese Behauptung erlauben Sie mir kurz zu unterstützen. Sie theilen den Lesern der Blätter für literarische Unterhaltung" mit, daß „Hölderlin" und „Klopstock" für mich nicht existiren. Ich wüßte nicht, wo eine derartige Aeußerung sich findet. Sie behaupten, ich hätte geäußert, daß wer „richtig reimt", ein „Hausnarr" sei. Nein, mein Herr, das habe ich nicht behauptet. Sehen Sie sich meinen Artikel genauer an. Ich habe ferner Herrn Ebers nicht nur wegen einiger stilistischen Unebenheiten, sondern wegen der gröbsten Verstöße gegen die epische Composition, wegen einer Reihe der schlimmsten Trivialitäten, wegen eines Stiles, der Jedem, der sich am Stil der Römer und Griechen, am Stil unserer Classiker geschult hat, ein Gräuel sein muß, angegriffen. Ich stehe weder mit dieser Meinung, noch sonst mit irgend einer Ansicht, die ich geäußert, vereinzelt da; das „Löwengebrüll" ist somit nur der Wiederhall von der Stimme Anderer und Besserer, die wirklich „Löwen" sind. — Genug. Ich würde mich der Geschmacklosigkeit schuldig machen, wenn ich Ihnen mit triftigeren Gründen meine Meinungen erhärten wollte, da Sie es verschmäht haben, mich mit Gründen zu schlagen. Ich würde Sie mit ungleicher und besserer Waffe schlagen — und das wäre sogar eine Ungerechtigkeit, die Sie nicht verdient haben. Nichts für ungut!

München. **Wolfgang Kirchbach.**

Salonpost.

B. v. St. in L. Wenn Alexander Dumas wirklich den Krondiamanten „Regent" kaufen sollte — was wir stark bezweifeln — so müßte er erstens sehr viel überflüssiges Geld besitzen und zweitens seinen Widerwillen, mit Preußen zu verkehren, aufgegeben haben. Denn der Regent befindet sich nicht, wie die Zeitungen mittheilten, im französischen, sondern im preußischen Kronschatz, da er nach der Schlacht bei Waterloo von den Preußen mit dem Schatz Napoleons erbeutet wurde.

Ch. Br. in B. Wie die Dame jetzt über Kunst, Neigung, Lebensklugheit u. s. w. denkt, wissen wir nicht. In früheren Jahren war sie unzweifelhaft dem hohen Herrn das, was Goethe in der „Campagne" sehr gut „eine entschiedene Freundin des Prinzen Condé" nennt.

G. E. auf H. Warum soll man das nicht eine liebenswürdige Schwäche nennen? Ein neuerer Schriftsteller meint, wenn sich die Frauen nicht so sehr in ihrer Schwäche gefielen, wie würden sie sonst gerade ihren Besieger am meisten lieben?

Br. G. St. Sie werden in dem Artikel des Herrn Wolfgang Kirchbach, auf den sich dessen heutige Replik bezieht, Vieles von dem finden, was Sie angeregt wissen wollen. Wie gekünstelt unsere Zeit ist, das beweist sie in der uns unbegreiflichen Schwärmerei für den Modeerzähler Georg Ebers, der sich unserer Meinung nach zu Gustav Freytag so verhält, wie etwa J. von Rehfues (einst auch ein Modeautor) zu Walter Scott. Zwei der hervorragendsten Erzähler unserer Zeit haben kürzlich der Eberschen Buchmacherei ein gerechtes Urtheil gesprochen. Levin Schücking läßt in einer seiner neuesten Erzählungen einen klaren Kenner und Beobachter der deutschen Literatur zu einem Pseudodichter die Worte sagen: „Weil ich zu oft bei Euren Werken mich über Eure totale Unbekanntschaft mit der realen Welt, mit ihren Bedingungen, ihren Einrichtungen, mit der Art, wie die Gegenwart geordnet ist und wie die Vergangenheit sich gestaltet hat, sehe; unbekannt mit der Sitte der Höfe, mit dem Ton der Gesellschaft, mit dem Zustand und der Denkart der Bauern; Nichts kennend und doch Alles schildernd. Wie phantastische Maler schöne fabelhafte Paläste in ihre Hintergründe stellen, die kein Architekt so bauen kann, weil nicht Eines auf dem Anderen ruht. Ich denke dann immer: Verlegt Eure wahrhaftigen Geschehnisse doch in die Zeiten des Pharao Rhamses II., von denen wir nichts wissen und Alles auf Treu und Glauben annehmen müssen, was Eure Leser ja so bereitwillig thun". Und ein anderer gefeierter Erzähler, Paul Heyse, äußert sich folgendermaßen: „Je mehr das eigentlich Poetische zurücktritt, das Schöne um des Schönen willen, desto mehr treten die Mischgattungen hervor, welche belehren oder gar gut Staatsbürger erziehen sollen. Ich urtheile da allerdings vielfach vom Hörensagen, ich lese solche Producte nur zum kleinen Theil, weil mir diese blutlosen, leeren Ge-

Digitized by Google

stalten fatal sind, und da ich kein Kritiker bin, so habe ich ja keine Verpflichtung dazu. Aber ich glaube allerdings, daß „alle möglichen egyptischen Königstöchter" unsere Poesie nicht um einen Schritt vorwärts bringen. Ist es nicht die alte Barbarei des achtzehnten Jahrhunderts, die Auffassung Gellerts, daß die Presse bestimmt sei:

„Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen"?

Fr. v. A. L. Auch die Damentoilette und die Mode hat ihre Course, wenngleich wir hier Ihnen die gewünschten „Börsenberichte", wenn wir so sagen dürfen, nicht geben können. Wie hoch augenblicklich der Cours gewisser Pariser Modeartikel steht, werden Sie aus folgender Pariser Gerichtssache ersehen: Der Graf Potocki legte dem Präsidenten des Gerichts zwei Rechnungen vor, eine der Schneiderin Hancenaar, wonach sie der Gräfin Potocka vom Juli 1878 bis Januar 1880 Kleider im Betrage von 110,541 Francs, darunter eins mit Pelz im Werthe von 32,000 Francs, geliefert, und eine Rechnung der Wäschefabrikantin Fromont für Lieferungen in Höhe von 72,000 Francs, welche die Gräfin Potocka von Juni 1879 bis zum Januar 1880 empfangen hat.

E. M. in Prag. Murad Efendi's Tragödie „Selim III." wurde von dem bekannten Literaturprofessor an der Universität zu Leyden, Dr. Jonckbloet, ins Holländische übertragen und ist bereits im Buchhandel erschienen.

X. in Dresden. Ihrer Lösung des Heine'schen Dichtungsräthsels

Räthsel ist es, daß ein Mann
Ost — der ganzen Welt zum Trotze
Einer „Gans" sich opfern kann,

u. s. w. ist eine gewisse Wahrheit nicht abzusprechen. Je mehr Freunde dieser Lösung es giebt, desto mehr Recht hat der Lateiner mit dem trahit sua quemque voluptas.

K. R. in Gotha. Die bekannteste Gegenschrift wider den Materialismus in Büchners „Kraft und Stoff" ist „Rudolph Wagners Schrift „Der Kampf um die Seele (Göttingen 1857).

Hermann v. O. Wenn in Ihrem „Lenzesglück" der Inhalt so wäre, wie die Form sein sollte, so würden wir Ihnen zu Ihrem Glück gratuliren.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung. Ausgabe der „Modewelt" mit Unterhaltungsblatt aus dem Verlag von Franz Lipperheide in Berlin ist eines der vorzüglichsten und reichhaltigsten Modejournale der Gegenwart. Der enorme Erfolg, den die Modezeitung in allen Ländern zu verzeichnen hat — sie wird wohl gegenwärtig in einer Gesammtauflage von über 300,000 Exemplaren gedruckt — spricht am deutlichsten für die Vorzüglichkeit der Redaction. Sie entspricht jeder Anforderung, mag sie auch noch so hoch gestellt sein, und übertrifft durch Schönheit und Geschmack alles bisher Dagewesene. Das einfachste Alltagskleid, wie die kostbarste Salontoilette zeichnet sich durch Eleganz aus und die Schnittmuster sind von gewissenhafter Genauigkeit und Accuratesse. Es wäre unnütz, von der Vorzüglichkeit des Blattes, welches schon seit vielen Jahren einen so großartigen Erfolg erzielt hat, noch mehr zu sagen, wir wollen nur noch von dem Beiblatt der Illustrirten Frauenzeitung und dem Unterhaltungsblatt sprechen. Das Beiblatt bringt uns aus der Frauenwelt von Nah und Fern interessante Mittheilungen, wir erfahren, womit die Mode ihre größten Triumphe feiert und vieles Andere, was unseren Damen von großem Interesse und Wichtigkeit ist.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung bringt die prachtvollsten Holzschnitte und vorzüglichsten Porträts, Novellen von bekannten Autoren, und der wirthschaftliche Theil der Zeitung ertheilt unseren Hausfrauen die besten Rathschläge über Kochkunst und alles die Wirthschaft und Häuslichkeit Betreffende.

Ganz reizend sind noch die farbigen Costümblätter und die Besprechungen darüber.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Promenaden-Anzug.

Die Schürze von myrtengrün schattirtem, broschirten Wollenatlas endigt in ein

Nr. 1. Promenaden-Anzug.

Plissé von myrtengrün gestreiftem Wollenatlas. Auf den Rückbahnen ein sehr hohes Plissé, das von einer Tunica vom gestreiften Wollenatlas bedeckt wird; letztere ist in herabfallende Falten gerafft. Eine zu jeder Seite der Schürze angesetzte Dra-

Digitized by Google

perie, welche daſelbſt den ganzen obern Theil der Schürze bedeckt, iſt an der untern Partie unter einem Knoten geſchloſſen. Die Weſtentaille vom geſtreiften Stoff tritt abwärts über ein am untern Ende ſpitz ausgehendes broſchirtes Gilet zurück. Die

Nr. 2. Fracktaille von gemuſtertem ſchwarzen oder iſchotterbraunen Sammet.
(Rückanſicht.)

untere geſchweifte Contour des Gilets iſt von einer Draperie vom geſtreiften Atlas umgeben, welche an der Spitze in eine Schleife geſchlungen iſt. Oben iſt dieſe Weſtentaille ſo weit ausgeſchnitten, daß ſie von dem, bis an den Hals heraufreichen-

den Gilet, ziemlich viel sehen läßt. Der zurückgeschlagene runde Kragen ist vom broschirten Atlas. Der Aermelaufschlag ist von einer Draperie, ähnlich derjenigen, welche die Taille garnirt, schräg durchschnitten.

Nr. 3. Fracktaille von gemustertem schwarzen oder fischotterbraunen Sammet. (Vorderansicht.)

Nr. 2 u. 3. Fracktaille von gemustertem schwarzen oder fischotterbraunen Sammet. (Rück- und Vorderansicht.)

Die Façon dieses Frackes stammt vom Ende des vorigen und dem Anfang

Digitized by Google

des jetzigen Jahrhunderts. Vorn ist diese Fracktaille von links nach rechts übereinandergeschlagen und mittels fünf Phantasieknöpfen geschlossen; die zweite Knopf-

Nr. 4. Frühjahrspaletot. (Rückansicht.)

reihe dient nur zur Verzierung. Die Revers sind von feingestreiftem Stoff mit Atlas- oder Plüschgrund. Die sehr langen Schöße weichen vorn weit zurück; auf der Rückseite sind sie offen und mit gezackten Revers garnirt, welche mittels gleicher

Digitized by Google

Phantaſieknöpfe wie vorn befeſtigt ſind. In dem Raum zwiſchen den Schößen tritt die Raffung der Robe hervor, was einen höchſt graziöſen Effect macht.

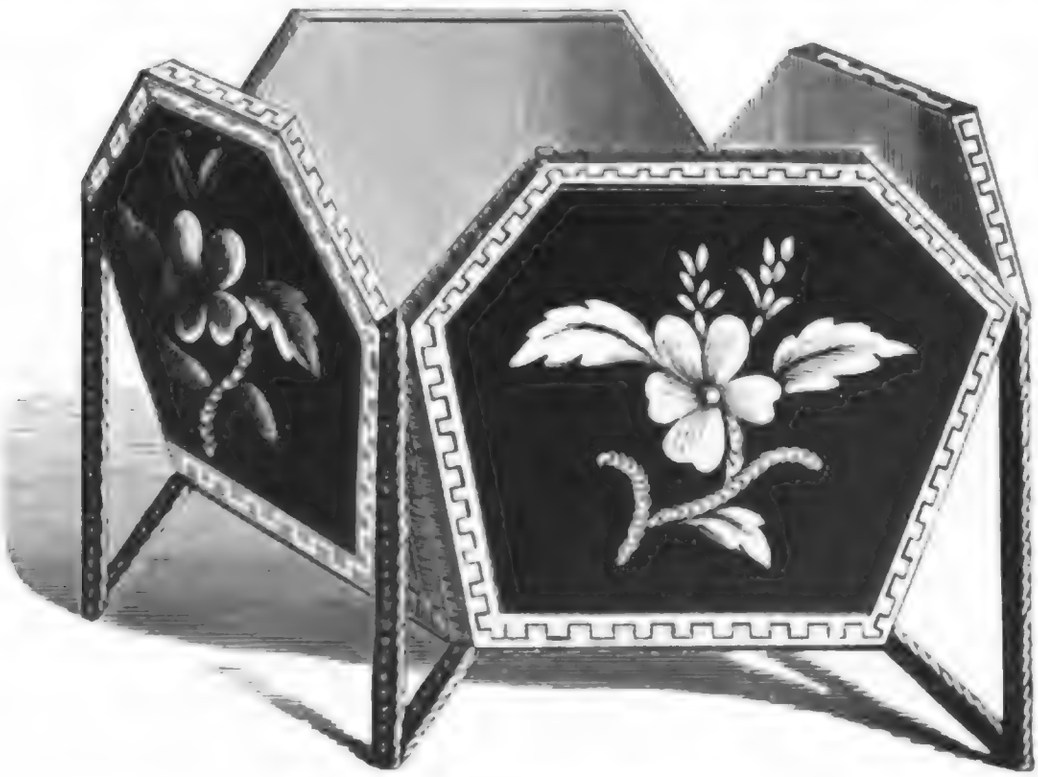
Nr. 5. Frühjahrspaletot. (Vorderanſicht.)

Nr. 4 u. 5. Frühjahrs-Paletot. (Rück- und Vorderanſicht.)

Zum Stoff für dieſen mit Steppnähten verzierten Paletot kann man Phantaſietuch oder gemuſterten Sammet wählen. Die ſehr langen Schöße treten vorn ein

Digitized by Google

wenig auseinander. Das ganze Kleidungsstück ist mit Steppnähten garnirt. Da wo die Pelerine mit breitem umgelegten Kragen vorn endigt, beginnen die Revers der Vordertheile des Paletots. Der weitere Ausputz besteht in großen Phantasieknöpfen. Auf der Rückseite zwei mit den gleichen Knöpfen verzierte Revers und zu jeder



Nr. 6. Juwelenkästchen. (Mit Dessin.)

Seite derselben einige Blasbalgfalten. Viereckige Taschen; hohe Aermelaufschläge. Schwarzer Atlashut mit vorn weit vorstehendem Rande und unter demselben eine Atlasrüsche; um die Calotte eine Windung und Federn.

Nr. 7. Dessin zum Juwelenkästchen

Nr 6 u. 7. Juwelenkästchen. (Mit Dessin.)

Dieses hübsche Modell in antiker Form ruht auf vier Füßen von Nickel. Auf die vier Felder von nüancirtem bronzefarbenen Plüsch wird das Dessin Nr. 7 mit

gespaltener algerischer Seide im Festonhochstich gestickt: Die Blume in 3 Tönen rosa, die Blätter welkblattgrün, die Stiele im Fischgrätenstich hellbraun. Zur Ausfütterung wird rosa Atlas genommen.

Nr. 8. Rollstuhl.

Bei Rollstühlen dieses Genres darf kein Holz sichtbar sein. Der Ueberzug wird aus Streifen von glattem Sammet, Tuch oder Plüsch und Streifen im Tapisseriestich oder Tuchapplication zusammengesetzt.

Nr. 9 bis 15. Frühlings-Hüte.

Diese Modelle sind zu angegebenen Preisen von Madame Louise Gelée, in Paris 36 Rue du bac zu beziehen.

Nr. 9 und 10. Rubenshut (Vorder- und Rückansicht) vom feinsten Zwerg-

Nr. 7 Rollstuhl.

stroh. Die Unterpasse ist mit schwarzem Sammet überzogen und mit weißer breiter Alençonspitze eingefaßt. Eine große Touffe von gekräuften Straußfedern und ein vergoldeter Stab mit façonnirtem Kopf an jedem Ende bildet die weitere Garnirung. Preis 60 Francs.

Nr. 11. Medicishut von Wunderatlas und braunrothem Sammet; auf der Vorderpasse zwei Federn in derselben Nüance wie der Hut. Auf dem Rande eine Garnitur von braunrother gedrehter Franse. Bindebänder von Wunderatlas und an den Bandenden weißes Spitzenplissé. Preis 55 Francs.

Nr. 12. Corsohut für ein junges Mädchen. Dieser charmante Hut ist durchaus von Waldblumen, in welche rubinrothe Rosenknospen eingesteckt sind, bedeckt. Rand und Bindebänder sind von Alençonspitze. Preis dieses Modells 55 Francs.

Nr. 13. Eleganter Hut von schwarzem Tüll. Um den Rand der Passe ein breiter Perlengalon mit zwei Reihen Jetkugeln als Aufsatz. Mit einem förmlichen Perlenregen ist der Fond der Calotte überschüttet. Die weitere Garnirung besteht in

Digitized by Google

Nr 11.

Nr. 12.

Nr. 13.

Nr 14

Nr. 15.

Nr. 9.

Nr 10.

schwarzem antiken Atlas und Federn in zwei granatrothen Nüancen. Preis dieses Modells 60 Francs.

Nr. 14. Marie Louisen-Hut ganz von langen Schmelzperlen mit reicher Gold- und Altsilberspitze. Die Garnirung besteht in einer feinen elfenbeinfarbenen Surahspitze und einem Puff von elfenbeinfarbenen Federn Preis 70 Francs.

Nr. 16. Anzug für Besuch. (Rückansicht.)

Nr. 15. Creolenhut von hübschem roth und altgoldgelben Seidenstoff, welcher in legère Falten gebrochen ist. Auf dem Vordertheil des Touque zwei sich kreuzende Vögel als Garnirung. Preis 35 Francs.

Nr. 16 u. 17. Anzug für Besuch. (Rück- und Vorderansicht)

Der ganze Anzug besteht aus pflaumenblauem Caschmir und dergleichen Faille.

Digitized by Google

Als Garnirung des Rockes acht übereinander aufgebaute, je 10 Cmtr. hohe Volants, welche zugleich die Schürze bilden und von denen die drei unterſten ſich nach den Rückbahnen wenden, um daſelbſt unter den Raffungen in geſchmackvoller Anordnung Halt zu finden. Die Prinzeßtunica iſt vorn 20 Cmtr. unter der Taille zuſammengezogen. Anfang und Ende des Zugs ſind mit je einer Bandſchleife bedeckt.

Nr. 17. Anzug für Beſuch. (Vorderanſicht.)

Indem ſich dergeſtalt die Tunica nach unten öffnet, bildet ſie an den Seiten ſpitz auslaufende Bahnen, die ringsum mit einem Pliſſé-Volant garnirt ſind. Am Rücken ein in der Mitte geſpaltener Frackſchooß, welcher zu beiden Seiten als Revers zurückgeſchlagen iſt. Der innere Raum der Mitte wird durch ein enges Pliſſé ausgefüllt. Die Revers ſind durch eine Schleife mit einander verbunden. Der Schooß ruht auf einer angeſetzten, in Falten gerafften Bahn, an welcher die ſeitliche Dra-

gitized by Google

perie der Tunica angeheftet ist. Der mit einem Plissé umrandete Aermelaufschlag tritt an der Außenseite offen zurück. Vorn am Stehkragen eine Schleife.

Nr. 18. Anzug für Besuch.

Der Caschmirrock ist bis hinauf zu den Taillenschößen mit einem Faillepliſſé

Nr. 18. Anzug für Besuch.

besetzt. Die auf den Rückbahnen als Puff drapirte Caschmirschärpe ist vorn einfach zusammengeschlungen; die lang herabfallenden, auf der Stürze also legère beweglichen Enden ziert eine schöne Passementerie und eine mit braunrothen Perlen durchflochtene Franse. Die Plissé-Falten sind dem Fall des Rockes anzupassen und dem entsprechend zu befestigen. Die Taille mit langem glatten, unten ausgeschnittenen Schooß wird an der Seite geschlossen und ist mit einer zweiten Knopfreihe garnirt.

Digitized by Google

Um den Stehkragen eine Pelerine, gebildet aus einer hohen Passementeriefranse, welche mit der an den Schärpenenden befindlichen übereinstimmt. Runder, an der innern Seite zu knöpfender Aermel.

Nr. 19. Anzug für Besuch.

Der Rock von schiefergrauem Cashmir ist vertical gefältelt und mit zwei Dra-

Nr. 19. Anzug für Besuch.

perien garnirt. Die Drapirung wird durch eine in Ringe geschlungene und in Quasten endigende Schnur bewirkt. Beide vorn getrennte Draperien vereinigen sich an den Seiten und sind an der Rückseite in herabfallende Falten gerafft. Der Schooß der anliegenden Taille tritt vorn auseinander. Den sehr weit offenen, mit Shawlkragen versehenen Taillenausschnitt ziert ein fein gefälteltes Einsatzstück, das zum Theil von der, die Brosche vertretenden reichlich großen Schleife verdeckt wird.

Digitized by Google

Ueber den Taillenschluß herab geht die nämliche Schnurengarnitur wie über die Schürze. Runde Aermel mit drei übereinander gesetzten, die Aermelaufschläge vertretenden kleinen Plissés.

Nr. 20 u. 21. Briefbehälter. (Mit Dessin.)

Das Gestell zu diesem niedlichen Möbel besteht theils aus schwarzen, theils aus

Nr. 20. Briefbehälter. (Mit Dessin.)

bronzirten Spanischrohrstäbchen; die offenen Räume werden mit besticktem hellfarbenen brasilianischen Canevas ausgefüllt. Das Stickdessin Nr. 29 stellt ein in Seide im Hochstich ausgeführtes Feldblumenbouquet dar. Zur Klatschrose wählt man vier Nüancen lebhaftes Roth, zum Kelch Wassergrün und zu den Staubfäden Schwarz; das Maßliebchen ist in weißer Seide mit einem rosa Stich an jedem Ende der Blumenblätter und der Kelch in gelben Knötchenstichen; die Korn-

Digitized by Google

blume in vier Nüancen blau, der Kelch olivenfarben mit schwarzem Kreuz; Kornähre in nüancirtem Strohgelb, die Bläter in frischem und mattern Grün u die Stiele in verschiedenem Braun. Die gestickten Canevasstücken werden mit ei kirschrothen Rundschnur eingefaßt und an den Gestellstäben befestigt. Der erhaben Rückwand wird ein ähnliches Dessin, nur in etwas abweichender Form gegeben u auf ein Holztäfelchen gezogen. Zur Fütterung des Innern mit den Blasbalgfalt

Nr. 21. Dessin zum Briefbehälter.

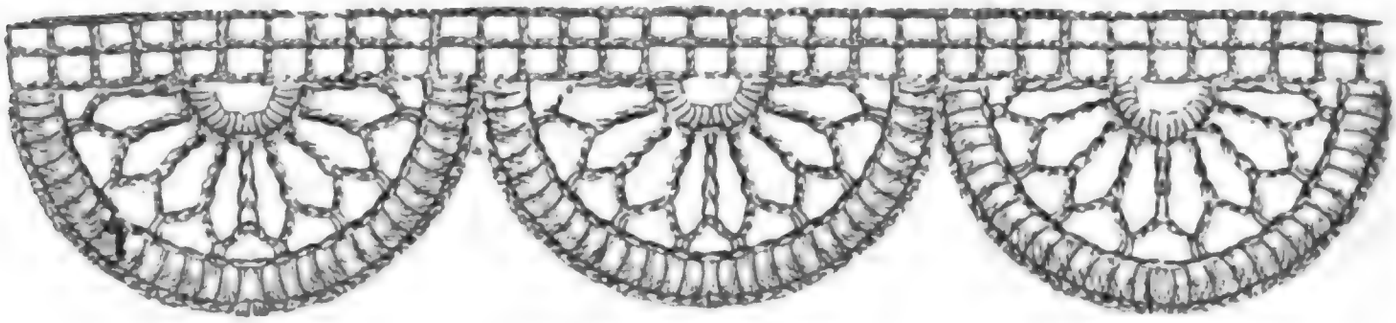
an den Seiten wird kirschrother Atlas genommen. Zur Auszierung werden an d Ecken Quasten von kirschrother und gelber Seide und kirschrother Schnure angebrac

Nr. 22. Gehäkelte Spitze.

Mit dieser Spitze, deren Ausführung wesentlich leichter, als vorhergehende, solle unsere geschickten Häklerinnen ihrem Talente einmal eine Probe zu bestehen aufgeb

gitized by Google

insofern sie versuchen sollen, die Spitze der Abbildung getreu zu häkeln, auch ohne von einer eingehenden Beschreibung des Ganges der Arbeit unterstützt zu werden. Sehr geübte Häklerinnen haben es ja ohnehin an der Gewohnheit, dergleichen Häkel-



Nr 22 Gehäkelte Spitze.

arbeit frei nach dem gegebenen Dessin, ganz ohne den beschriebenen Text zu Hülfe zu nehmen, auszuführen. — Mögen es nun mit dem hier unter Nr. 22 gegebenem Muster auch diejenigen Leserinnen einmal ohne die gewöhnte Stütze versuchen, die bisher nur nach der Beschreibung zu häkeln pflegten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Ein Csikósrennen.

Nach dem Gemälde von Professor E. Wagner.

Digitized by Google

Der Salon.

Edelweiß.

Novelle von **Natalie von Eschstruht.**

Und mag die Welt uns trennen
Hinfort Jahr aus, Jahr ein —
Ich will mich selig nennen,
Denn einmal warst Du mein!
Emanuel Geibel.

Auf meiner Zickzackreise durch das Schweizerland fand ich gar manch stilles Fleckchen Erde, welches, tief versteckt zwischen Gletschern und zerklüftetem Gestein, nur selten das Auge des Wanderers durch überraschende Schönheit fesselt.

Ich bin gern die einsamen Straßen gezogen, wo nur die Felsriesen mit ihrer leuchtenden Stirn meine Wegweiser waren, und eilende Wolken als einzige Gefährten mit mir wanderten, wo sich der tiefgewölbte Sommerhimmel in schäumendem Bergwasser spiegelt, und duftige Alpblüthen, von Schmetterlingen umgaukelt, am Wegeshange nickten. Es ist wohl jetzt länger als ein Jahr, da stieg ich in heiterer Gesellschaft den wechselvollen Fußweg zu dem Rigi hinauf. Allein hätten meine Genossen den unbekannten Weg wohl niemals eingeschlagen, und sich lieber der bequemen Eisenbahn anvertraut, welche vor unseren Augen den steilen Weg durch Wald und Schluchten emporklomm.

Der Morgen war aber so sonnenhell und thaufrisch, so verlockend in seiner zauberischen Einsamkeit, und so durchduftet von niegesehenem Grün, daß es kaum einer großen Ueberredung bedurfte, uns für diese Fußtour zu gewinnen, noch dazu ein uns neu bekannt gewordener Schweizer mit Wort und Handschlag versicherte, uns auf oft bestiegenem Pfade zu dem Gipfel des Berges, zu dem sichern Ziel zu geleiten.

Wir vertrauten uns dem wackern Herrn gerne an, welcher jetzt muthig den Alpstock hantirend, uns voran über die blumige Matte schritt.

Er war ein angenehmer Führer, groß, frisch und lebhaft, imponirend durch seine ideale, wenn auch schon ergraute Schönheit, und dabei geistreich, scherzend und nie ermüdend in seiner Unterhaltung. „Professor H." hatte er sich uns vorgestellt.

Auch jetzt suchte er mir den mühsamen Weg durch seine launigen Erzählungen zu verkürzen, und ich lauschte ihm gern, weil in jedem der schlichten Wörte eine tiefe Wahrheit lag, und zu gleicher Zeit eine Kennt-

niß und Wissenschaft, welche die Körnlein der Belehrung in süße Schaalen zu hüllen weiß.

„Und wie kommt es, daß Sie hier jeglichen Pfad, jeden der kleinsten Schlupfwege kennen, Herr Professor?“ fragte ich, mein Erstaunen endlich in Worte kleidend. „Jeder Stein scheint Ihnen bekannt, jeden Aussichtspunkt kennen Sie wie ein täglich gesehenes Gemälde, und wenn die Blumen rings kein so kurzes Leben hätten, ich würde glauben, daß Sie mir selbst sagen könnten, wann wir dem nächsten Enzian begegnen werden!“

Er blieb lächelnd stehen, lüftete den hellen Sommerhut und strich die leichtergrauten Haare aus der Stirn. „Dort hinter den Tannen“, scherzte er, mit dem Finger die Richtung andeutend, „dort finden wir sicher jegliche Art vertreten. Sehen Sie vielleicht schon die blauen Flecken dort im Grase und zur Seite die rothen Büschel, welche uns so freundlich zunicken? Ich wette, Sie finden dort die schönsten Exemplare für Ihre Blumensammlung, auch Farren und Moose standen vergangenes Jahr in seltenerer Auswahl zwischen den farbigen Kelchen —“

„Vergangenes Jahr?“ unterbrach ich, „Sie waren wohl schon sehr oft hier?“

Abermals strich er mit der Hand über die hohe Stirn, und die Falten senkten sich tiefer und wie es mir auch scheinen wollte, schmerzlicher zwischen die dunklen Brauen.

„Ich habe eine gewisse Anhänglichkeit an den alten Vater Rigi“, sagte er mit weitschweifendem Blick über See und Alpen, „es zieht mich jeden Herbst um diese Zeit mit fast zauberischer Gewalt nach seiner erhabenen Einsamkeit. Ob es nun allein die herrliche, ergreifende Macht der Naturschönheit ist, welche ich allmälig lieb gewonnen habe, weiß ich nicht, auf alle Fälle sind die Erinnerungen eine Hauptsache dabei, welche sich speciell an diesen Weg knüpfen, und deren Andenken ich so gern an Ort und Stelle feiern mag!“

Ich muß ihn wohl recht neugierig angesehen haben, der alte Herr lächelte fast schelmisch zu mir nieder, und kam meiner Frage mit den Worten zuvor: „Da möchten Sie nun gern wissen, was für Erinnerungen, nicht wahr? Was solch ein langweiliger Professor an einem idyllischen Fleckchen Erde erlebt haben mag, welches so einsam hoch über Welt und Leben liegt, Sie lachen! und denken vielleicht: Der Alte erfindet der Gegend zu lieb ein Geschichtchen! Nein, gewiß nicht! und obgleich es Ihnen sonderbar vorkommen mag, mich jetzt noch von Romantik und Liebe sprechen zu hören, wenn es Ihnen vielleicht ganz unglaublich scheint, sich in dem alten Graukopf hier den Held einer interessanten Episode vorzustellen.“

„Nichts denkbarer als das!“ rief ich lustig dazwischen und musterte mit schnellem Seitenblick sein geistvolles Profil, „ich denke mir, Ihr Scheitel ist nicht stets so bleich gewesen, und dem Herrn Professor ist entschieden der fidele Bruder Studio vorangegangen.“

„Recht so!“ klatschte er mit chevalereskem Verbeugung, und weil Sie so ausgezeichnet definiren können, und wie ich schon vorhin bemerkte, Vorliebe für Geschichten besitzen, so will ich Ihnen ein Abenteuer dieses Bruder Studio erzählen! Erst müssen wir aber dort oben am Felsvorsprung sein, dann kann ich wenigstens an Ort und Stelle beginnen!“

Digitized by Google

Mit freudigen Worten dankte ich dem jovialen alten Herrn, welcher mir wacker zur Seite den steilen Rasenhang emporstieg.

Endlich standen wir auf dem stark vortretenden Felsstück, welches sich wie eine Kanzel über dem tannenbewachsenen Abgrund erhob, weiche, colorirte Moosdecken legten sich in seine Tiefungen, und überzogen mit mannichfacher Schattirung die abfallenden Steinschichten. Auf der Granitplatte knirschte loses, wetterfarbiges Geröll, welches nach dem Berge hin fester und durchwachsener wurde, und sich schließlich ganz in einem Teppich schwellender Gräser verlor, aus deren hochwucherndem Geschling noch die einzelnen Felszacken malerisch hervorschauten. Ueppige Alpblüthen sproßten aus den Spalten, sonnenbeleuchtet und wechselnd in Gestalt und Farbe, wie ein Lächeln in dem starren Felsenantlitz dufteten sie mit wohlthuendem Contrast.

Schwindelnd schaute man hinab. Drunten glitzerte der Vierwaldstädter See unter dem Kuß der Morgensonne, sich tief und tiefer im Schatten der Alpen färbend und wogend in dem intensivsten Grün, auf welches die silbernen Schneehäupter ihre leise zitternden Bilder warfen, o und diese Alpscheitel selber! Wie sie sich in köstlichster Klarheit, fast das Auge blendend, von dem gewölbten Himmelsdome abhoben, scharf und plastisch jede der kleinsten Conturen in das Blau der Luft zeichnend und die grotesken Felsbildungen mehr und mehr in Schatten hüllend, je dichter sich die anderen Bergriesen voreinander schoben. Dazu klang und sang es durch die würzige Luft, fernes Alphorn mit verschwimmendem Ton und jubelnde Touristenlieder im Gemisch mit den munteren Waldvöglein im Laubholz drunten, die Blumen dufteten und wiegten sich in dem Winde und bunte Fliegen blitzten launig um das knospende Gezweig.

Lange stand ich und blickte wortlos um mich her; wie ein Paradies schien mir die weite Erde vor den Blicken, geschmückt mit verschwenderischer Pracht, und jeder Mißlaut der Seele verklang in dem heiligen Gefühl einer reinen, niegekannten Bewunderung Dessen, welcher wohl niemals den Zauber seines Edens von dieser Welt genommen!

Dann begann der Professor zu erzählen. Er stand an den Fels gelehnt und stützte die Hände auf den Alpstock, der Hut lag neben ihm im Grase und leichter Windzug wehte die grauen Locken aus der gefurchten Stirn.

Sein Auge blickte ernst und der eingefallene Mund hatte sein heiteres Lächeln vergessen, es war ein schönes, würdiges Bild, dieser sonnenumstrahlte Greis.

Und er sprach:

„Vor langen Jahren war's, da studirte auf der Universität B. ein junger Mann sein zweites Semester. Ernst war es ihm nicht um das Studium, welches er blos als eine nebensächliche Bedingung ansah, die man eingehen muß, um das bunte Band über der Brust tragen zu können, welche man eben wohl oder übel mit in Kauf nehmen muß, wenn man ein flotter Bruder Studio heißen will.

Das Colleg sah ihn selten, um so mehr aber war er auf Kneipe und Fechtboden zu finden und da galt er als der vortrefflichste der Burschen; sein Rappir war schaartig, das Gesicht wenig zerhauen und sein Weinkrug immer leer: „Kaiser Karol" nannten sie ihn, weil er bei der

Digitized by Google

Taufe schon den Namen Karl erhalten und ihn nun so kaiserlich zu tragen verstand. Allerdings bezog sich dies nur auf seine wenigst royalen Eigenschaften, welche aber die Augen der Burschenschaft unvergleichlich fanden.

Reisen that er auch gern, und am liebsten mit dem Ränzel auf dem Rücken und ganz allein. Sein Vater gestattete ihm jeden Herbst eine längere Fußtour, und so lange Kaiser Karol noch Geld und ganze Stiefeln hatte, so lange trieb er sich in den Bergen umher und wußte schließlich selber nicht, wie es zuging, wenn er wieder in seiner durchräucherten Studentenwohnung ankam.

Da war es denn an einem wunderschönen Herbsttag, als er, jubelnd vor Uebermuth und Jugendlust, den verwilderten Fußpfad zu dem Rigi emporkletterte. Der Tag war heiß, seine Füße von dem vielen Abirren müde geworden, und der Platz an der Felsplatte so lockend still und schön geschaffen wie zum Bewundern und Ausruhen.

Er warf Rock und Ränzel neben sich, reckte und dehnte die Glieder und schmiegte sich in das schwellende Grün. Erst blickte er in den Himmel, dann auf die Alpen und zuletzt neben sich auf den Boden, ja, da sah er nun für seine Begriffe das entschieden Interessanteste! Zwischen einem Büschel Almrausch lag ein zierlicher Damenhandschuh, hellgrau und noch wenig gebraucht, hei! wie griff Kaiser Karol diesen Handschuh auf!

Die reizendste kleine Hand mußte er umschließen, voll und formvollendet, das zeigte seine Dehnung, und schlanke Finger mit runden, langgebogenen Nägeln, so schloß er, weil die Spitzen sämmtlich wie scharfgekantet schienen, o und Wunder! Hier an dem zweiten Knopf hing ein langes, seidenweiches Haar; in der Sonne glänzte es wie gesponnenes Gold, auf der Hand aber war es von dem herrlichsten Braun. Sicher war die Hand mit ungeduldigem Griff durch die flatternden Locken gestreift und nun hing noch ein zitterndes Fädchen hier in Gefangenschaft!

Schlaf und Müdigkeit waren vergessen. Kaiser Karol war ein feuriger Verehrer der Feminina und sein stolzer, siegesgewisser Blick auf den kleinen Handschuh verrieth, daß er auch ein Helden- und Siegeskaiser war!

Er sprang auf, sah sich mit prüfendem Blick von Kopf bis zu den Füßen an und schüttelte kampfesmuthig die goldene Haaresfülle zurück. Er wußte, daß er groß und schlank, von herrlicher Gestalt war, dabei gewandt und sicher in Haltung und Benehmen und im Besitz von zwei blitzenden Augen, welche schon in das Herz mancher Schönen Bresche geschlagen. O wie hatten ihn die Farbenbrüder manchmal um sein Glück bei den Damen beneidet!

Er war verwöhnt, eitel und ehrgeizig; der Handschuh war aufgehoben, jetzt galt es, die Hand selber suchen, welche ihn hingeworfen!

Der junge Mann blickte suchend umher, kein Mensch war in der Nähe, kein Laut, kein Ton unterbrach die tiefe Ruhe. Sollte der Handschuh vielleicht schon lange hier liegen? Nein! Es thaute schon stark in der Nacht und das Leder hier war noch von keinem Tropfen berührt. Hollah! Hier führt ja ein Pfad empor, er scheint von langem Frauengewande durch die Halme gezeichnet zu sein, Gräser und Blumen waren geknickt und richtig, hier lag noch ein frisch gebrochenes Aestlein wilder

Digitized by Google

Rose. Kaiser Karol nahm es auf und steckte es zum Schmuck an seinen Hut, dann folgte er eifrig der Spur, welche querfeldein über Matten und Fels führte.

Im Sande bemerkte er den Abdruck eines schmalen Füßchens; wie ein kaum halbwüchsiges Kind schien es ihm, und dennoch so vollendet in der Form. Dicht daneben aber hob sich die Zeichnung eines großen, unschönen Frauenschuhes ab, nägelbeschlagen und dicksohlig, wie seltsam!

Hastiger schritt der Bruder Studio voran; die Verfolgten konnten unmöglich schon weit voran sein.

So vergingen wohl zehn Minuten.

Da klang Sprechen an sein Ohr, helles Lachen, laute Worte und dann ein leiser Schrei und ein Poltern und Getön — wie Steine und dumpfes Lawinenrollen klang es.

Jetzt rief auch eine Stimme laut und angstvoll, dann war es still.

Der Student stand und lauschte. „Hülfe!" klang es abermals und wieder helles Lachen und angstvolles Jammergeschrei.

Wie elektrisirt stürmte Kaiser Karol den Abhang empor. „Hier!" rief er mit Löwenstimme, „hier!"

Endlich stand er droben.

Vor ihm stieg eine steile, fast senkrechte Felskuppe empor, unbewachsen und kantig, von losen Felsblöcken und Steinschichten gebildet, und droben, ungefähr drei Manneshöhen über dem Abgrund, stand eine weiße Frauengestalt an den Fels geschmiegt. Noch rollte und tönte der Quader, welcher sich unter ihren Schritten gelöst, und nun polternd von Kante zu Kante sprang, um zermalmend in die Tiefe hinabzustürzen.

Die weiße Frau stand auf spitzer Zacke, zierlich den Arm gegen das Gestein gelehnt, und die kleinen Füße mit fast spottender Ruhe auf das schwankende Felsstück gestellt; sie lachte laut und übermüthig wie ein Kind, welches keine Gefahr kennt, und ihre weißen Kleider wehten licht und faltig um sie her.

Drunten auf dem Pfad aber stand eine alte Frau mit gerungenen Händen und versuchte vergeblich, sich der Lachenden zu nähern. Jetzt erblickte sie den jungen Tourist zwischen den Büschen auftauchen und eilte ihm mit hellem Jubel entgegen.

„O helft, helft ihr, Signore!" rief sie unter einer Fluth unverständlicher Worte.

Kaiser Karol stand und wischte die feuchten Haare aus der Stirn. „Jetzt habe ich sie!" dachte er im Herzen, dann eilte er herzu und übersah mit schnellem Blick die Lage der Unbekannten, welche noch immer so unberührt und kaltblütig da oben stand, als ginge sie die ganze Sache absolut nichts an.

Der Student schwang sich auf die erste Abstufung, kletterte behutsam von Kante zu Kante, und hatte sich ihr bald um Armeslänge genähert.

Die Fremde hatte den Kopf fast trotzig zur Seite gewandt, ihre schmächtige kleine Gestalt schien federleichte Bürde für seinen nervigen Arm, er rief ihr zu, sich um einen Schritt zu nähern, er wolle sie über die Kluft heben.

„Reichen Sie mir nur Ihre Hand!" sagte sie ruhig, „ich kann springen!"

Digitized by Google

Zum ersten Mal wandte sie ihm das Gesicht zu, ein bleiches, seltsames Antlitz. „Nein, sie ist nicht schön!“ seufzte Kaiser Karol innerlich.

Ein mächtiger runder Strohhut hüllte Augen und Stirn in tiefen Schatten. Der verwöhnte Bruder Studio reichte ihr enttäuscht die Hand, kurz und stumm streckte er ihr den Arm entgegen. Eine kleine, blendendweiße Hand stützte sich darauf und mit schnellem Sprung stand sie neben ihm, da giebt das Geröll unter ihrer Sohle nach, mit jähem Schrecken klammert sie sich an ihn. Von der heftigen Bewegung ist der Hut herabgeglitten, eine wilde Pracht brauner Locken fluthet über eine eigensinnige Kinderstirn, und wie Kaiser Karol die zarte Gestalt kurz entschlossen auf die Arme nimmt und sie die Hände um seinen Nacken schlingt, da heben sich zum ersten Mal die dunklen Wimpern und zwei Augen strahlen ihm entgegen.

„Und sie ist das schönste Weib auf Erden!“ jubelt Kaiser Karol im Herzen und springt mit fast waghalsiger Hast über das zerklüftete Gestein zurück. Fest und sicher hält er die wunderbare Alpenblüthe an seiner Brust.

„Das war ein kühner Gang um ein Edelweiß zu pflücken!“ ruft er mit glühender Wange, und läßt die schneeige Frauengestalt aus seinen Armen gleiten. Der Himmel strahlt im Sonnenglanz und ihr bleiches Antlitz überzieht rosiger Schein. Sie lächelt und blickt ihn an, mild und seltsam wie ein Lichtstrahl, der durch Regenwolken bricht, dann reicht sie ihm die Hand und dankt mit scherzenden Worten ihrem Retter in der Noth.

Ihre Stimme klingt tief und voll, eine fremdartige Satzbildung beherrscht sie und die weiche Modulation klingt einschmeichelnd und zauberisch wie das Lied der Rheinfee.

„Sie sind dem Edelweiß zu Liebe gegangen“, fährt sie fort, „ich that es hier der prächtigen Alpenrosen wegen!“ und mit fast triumphirendem Blick hebt sie den Strauß Purpurblüten empor. Die rothen Kelche neigen sich über ihre Finger und heben ihr sammtiges Weiß, Kaiser Karol blickt sie neugierig an, er suchte vergeblich den grauen Handschuh, welcher die linke Hand umschloß.

„Ein Edelweiß ist schon eine Alpenrose werth“, sagt er, „meine Blume habe ich wieder freigeben müssen und es wäre wohl billig und recht, mir Ersatz für sie zu bieten?“

Wieder schaut sie ihn so wunderbar an.

„Sie haben Recht, Sie Ritter ohne Furcht und Tadel, Sie haben mir von dem Felsen herabgeholfen und noch nicht einmal eine Belohnung erhalten; fordern Sie, was Sie wollen! Nicht wahr, ein Leben ist ein kostbar Ding, und wenn man es selber auch nicht einsieht und es gern dahin gäbe, dem Retter ist es gleich, was für ein Leben er erhält, ob er einen Gefallen damit erweist oder nicht. Aber reden Sie doch, was wollen Sie für meine behütete Seele?“

Der junge Mann sah verwirrt empor. „Eine Alpenrose!“ stotterte er.

Abermals lachte sie hell auf. „Also mein Dasein ist eine Alpenrose werth! O du weite, verblendete Welt, warum kannst du dieses Wort nicht hören! Aber hier nehmen Sie das fürstliche Geschenk, ich theile meine Beute gern mit Ihnen!“ und schnell nahm sie den Strauß auseinander und wählte die herrlichste Blume für ihn heraus.

Digitized by Google

„Sie sind der erste Mann, welchem ich begegne, der bescheiden ist", fügte sie wieder mit kurzem Auflachen hinzu, dann drückte sie den breiten Hut wieder tief in die Stirn und nahm den Saum des gestickten Kleides empor. So schritt sie ihm voran durch die Wiese.

„Nun ist sie wieder häßlich!" dachte Karol.

Und er sah ihre kindlich zarte Gestalt vor sich her schreiten, leicht und lautlos wie ein weißes Sommergewölk, ja, sie glich wirklich einem Edelweiß, so thaufrisch wie ein Stern der Alpen und mit glänzend braunen Haarringeln, welche wie dunkles Blumenlaub über den Nacken wallten, aber jetzt schlang sie den Schleier fest darüber und nur zwei muthwillige Locken quollen neckisch darunter hervor.

„Wer mag sie wohl sein?" fragte er sich.

Die alte Frau folgte langsam. Sie hatte kein Wort wieder an ihn gerichtet, seit er die Herrin von dem Fels getragen; sie sprach wohl nicht deutsch.

Jetzt blieb sie stehen und rief ein paar unverständliche Worte, ihr Auge war finster und streifte den Student mit fast feindlichem Blick, und finster ward auch die Stirn der weißen Frau, aber ihr Zorn galt der Alten und ihre Antwort klang stolz und streng wie der Donner, welcher zwischen Bergen grollt.

Trotzig hob sie den kleinen Kopf und wandte sich wieder zu dem jungen Mann, welcher schweigend an ihrer Seite schritt.

„Und nun erst recht!" murmelte sie zwischen den Zähnen, dann aber redete sie ihn an und sprach von hunderterlei Dingen, und lachte und scherzte in ihrer eigenthümlichen Art, wie Perlmutter leuchteten ihre Zähnchen und das Auge schimmerte wie der See drunten in räthselhaftem Wechsel von Farbe und Gold.

Endlich frug sie, wo er denn eigentlich hin wolle?

„Auf den Gipfel des Berges!" sprach Kaiser Karol gedankenvoll.

„Sie wollen in dem Gasthaus wohnen?" fuhr sie fort.

„Bleiben Sie auch da?" entgegnete er zaghaft.

Sie nickte. „Schon seit langer Zeit bin ich droben. Was wollen Sie hier in der Einsamkeit?"

„Edelweiß suchen!" sagte er, ohne zu wissen was er eigentlich sprach.

Und sie schritten weiter.

Ihm war es, als glühe der Handschuh auf seiner Brust und fülle ihm das Herz voll brennendem Weh, aber er legte die Hand darauf und mochte ihn um die Welt nicht wieder heraus geben.

Er sah sie an, wie sie neben ihm her schritt, bleich und häßlich so lange sie die Wimpern senkte, und dämonisch schön, so bald ein Blick durch diese Wimpern brach.

„Dann werden wir uns wiedersehen!" lächelte sie ihm zu, „wie heißen Sie?"

Er zog hastig sein Taschenbuch hervor und reichte ihr die Karte. Das Portefeuille war ein Vielliebchen von einer angebeteten Schönen seiner Heimat, Rosen und Vergißmeinnicht waren darauf gestickt, aber wie bleich und todt starrten sie ihn jetzt an!

Sie las halblaut seinen Namen. „Kaiser Karol?" lachte sie schelmisch auf, „das ist wohl Ihr Studentenspitzname?"

Der Gefragte erröthete bis unter die blonden Haarlocken, seine son-

Digitized by Google

stige Gewandtheit schien wie verschwunden, sein sicheres Wesen scheiterte an ihrem Blick und er selber kam sich wie ein tölpelhafter, schüchterner Schulbube vor, welcher kaum wagt, die Lippen zu öffnen.

„Sie nennen mich so!“ nickte er, „und weil ich unter diesem Namen am bekanntesten bin, so ließ ich ihn in Parenthese mit auf die Karte drucken!“

„Wie hübsch das klingt „Kaiser Karol“!“ fuhr sie fort, mit neckischem Blick seine hohe Gestalt musternd, „und wie passend für Sie! Just so denke ich mir den großen Helden der Geschichte mit dem wallenden Löwenhaar, der ehernen Stirn und den stolzen Lippen! Ei, wie roth Sie werden! Hat Ihnen denn noch Niemand gesagt, daß Sie dem schönen Namensbruder ähnlich sehen? Aber ich bin stolz in dem Bewußtsein, daß sich solch erlauchte Hand um meine Rettung bemühte.“

„Nun, wer weiß, ob sich nicht Gleiches zu Gleichem fand?“ rief er mit stürmischem Eifer, „gleiche ich dem alten Heldenkaiser, dann sind Sie das Bild der Prinzessin Ilse und hieße ich nicht Kaiser Karol, dann möchte ich von heute ab Kaiser Heinrich heißen und in dem Ilsenstein wohnen.“

Da lachte eine heiße Gluth über ihre Stirn und färbte die Wangen mit tiefem Purpur.

„Und Sie sind so fein und zart wie eine Prinzessin, wie das Königstöchterlein aus dem süßen Zaubermärchen meiner Kindheit, und wenn ich Sie ansehe, dann scheint es mir, als schimmere ein Krönlein auf Ihrem Scheitel.“

Da hob sie fast heftig die weiße Hand, kurz und bitter lachte sie auf.

„Wer weiß, ob Sie nicht recht haben!“ rief sie mit bebender Stimme, „eine Prinzeß heißen Sie mich auch, aber ich hasse es, wenn man mich so nennt!“

Die weißen Zähne legten sich so fest auf die Lippe, als solle sie bluten davon und zum ersten Mal sah er einen festen charaktervollen Ausdruck in dem bleichen Gesicht. Spott war es, Trotz und Bitterkeit.

Aber es stand ihr gut; und wie sie so vor ihm stand, mit leicht gekrampfter Hand und gefalteten Brauen, da fiel ihm die Geschichte von den bösen kleinen Berggeistern ein, aber nein! Diese Augen, eben noch blitzend in Erregung und Zorn, standen jetzt voll Thränen.

„Unsinn!“ lachte sie ärgerlich auf, „ich bin ein rechtes Kind. Nennen Sie mich nicht mit dem unbeliebten Namen und ich werde stets heiterer Laune sein!“

„Wie soll ich Sie denn aber nennen?“ fragte Kaiser Karol unschlüssig, „sagen Sie mir Ihren Lieblingsnamen, auf welchen hin ich Sie aufsuchen kann!“

Sie sah ihn groß an. „Aufsuchen werden Sie mich überhaupt nicht, ich bin für Niemand zu sprechen, das weiß man auch schon da oben! Wenn Sie mich aber sehen wollen, so kommen Sie wieder an die Felsplatte, ich bin jeden Morgen da zu finden. Mein Name wird für Sie kein Interesse haben“, fügte sie fast befehlend hinzu, „ich nenne Sie Kaiser Karol und Sie — ja lassen Sie mir doch den Namen, den Sie mir droben an dem Fels gegeben, nennen Sie mich „Edelweiß“!“

Wieder leuchtete ihr räthselhafter Blick zu ihm empor.

„Edelweiß!“ wiederholte er, „gut, ich werde Sie Edelweiß nennen!“

Digitized by Google

Kaiser Karol hatte die Wanderlust verloren. Der Schmetterling war aufgeflattert, um an dem hoffnungslosen Schneekelch einer kleinen Alpenblume hängen zu bleiben, ihn zog es nicht mehr zum Thale, seit er den Gipfel des Rigi erklommen und wenn er gar an dem sonnegoldenen Felsvorsprung saß, empor in das Himmelsblau, hinab auf See und Alpen und hinein in ihre Nixenaugen sah, dann wünschte er, die Zeit möge stille stehen oder ihn in diesem himmlischen Idyll zu tausend und tausenden von Jahren verzaubern.

„Sie ist ja aber häßlich!" sagte er sich mehr wie einmal, und je häßlicher er sie fand, desto leidenschaftlicher liebte er sie. Edelweiß aber blieb sich immer gleich, verschlossen und herb, was sie selbst und ihre Verhältnisse anbetraf, geheimnißvoll und von seltenem Wissen, was die Welt und ihre Mysterien anging und dabei so aufrichtig und gut, so mild und herzlich und so unaussprechlich unglücklich, wenn er mit Wort oder Blick verrieth, was er für sie fühle.

Es war ein köstlicher Herbstnachmittag.

Die wilden Ranken schlangen sich in üppigster Laubfülle gelb und roth geflammt und schattirt um die Felsen, welche sich geborsten, zackig und tief geschartet zu malerischen Coulissen aufbauten. Die schwüle Luft trug den giftigsüßen Duft des blühenden Geranium und Colchicum von der nahen Matte herüber, braunes Wachholdergestrüpp und schimmriges Moos deckte die Abhänge, und darüber hin schwirrten die Insekten mit blitzendem Flügel, launig und wechselnd wie die Gedanken hinter schöner Frauenstirn.

Die Alpen standen stolz und majestätisch aufgethürmt, wie gewaltige Riesensäulen schienen sie, welche den lichtverschwimmenden Himmelsdom stützten und ihre Scheitel kühn bis zu der Grenze der Ewigkeit erhoben; um ihre Füße spülte der See mit weit gedehnter Wasserfluth, schäumend und funkelnd unter dem letzten Purpurschein der Sonne.

Edelweiß saß auf der Felsplatte und starrte in das durchleuchtete All hinaus. Ihr weißes Kleid glänzte wie fließender Schnee, und die kleinen Hände hielten den Strauß Alpenkräuter auf dem Schooß zusammen. Goldenes Licht fiel schräg über sie hin, und säumte den zierlichen Kopf mit flimmernden Reflex, lang und lose lockte sich das Haar um die Schläfen und der Wind kam und küßte ihr bleiches Antlitz.

Kaiser Karol stand neben ihr an den Fels gelehnt und sah sie an, lange, lange schon und immer noch vergebens.

„Scheiden sollen wir?" wiederholte er endlich mit schwerem Athem.

Da blickte sie empor. Sie lächelte.

„Heute schon!" nickte sie, aber sie sah ihn dabei an und ihr Auge sprach: „doch vergesse ich Dich nicht!" Wie die Abendgluth in dem See drunten, so schimmerte die Liebe in diesem Auge und Kaiser Karol preßte die Hand gegen die Brust und sagte: „Aber auf Wiedersehen?" Da schüttelte sie traurig den Kopf. „Niemals, und es ist besser für uns Beide!"

Da faßte er stürmisch ihre beiden Hände und sprach tausend liebe, zärtliche Worte, und sie lauschte ihnen wie einem süßen, niegehörten Märchen.

„Du bist so gut!" sagte sie leise, „so hat noch nie ein Mund zu mir

Digitized by Google

gesprochen! Du liebst mich und liebst mich nur um mich selber und weißt doch nicht, wer ich bin! Und ich danke Dir für diese Liebe, Kaiser Karol, wenn ich Dir auch nie sagen darf, daß ich sie erwiedere. Dein eigen aber kann ich nicht sein, niemals."

„Und wer bist Du?" ruft er mit Leidenschaft, „bist Du ein Dämon, der mir den Handschuh hingeworfen, um mich im Kampfe der Seele umkommen zu lassen? Hier, dieser liebe kleine Findling ist Schuld an Allem, o, hätte ich ihm doch niemals nachgeforscht!" Und er zieht den Handschuh aus der Brusttasche und küßt ihn voll verzweifelnder Innigkeit.

Ihre erstaunten Augen heischen Erklärung. Da erzählt er Alles, wie er ihn fand, wie er sie fand, wie Alles kam! Und sie stützt den Kopf in die Hand und lächelt. „O, Du Kinderherz!" sagt sie.

Die Sonne sinkt tief und tiefer und färbt die Alpen mit heißem Purpur, flammende Strahlen zucken über die Gletscher und die hohen Spitzen fangen an zu leuchten und zu glühen.

„Behalte den Handschuh", sagt sie, „und ich will alle Deine Blumen aufheben, vielleicht führt uns das Leben einst wieder zusammen und wenn Du die Unbekannte dann noch liebst, dann, wenn Du ihren Namen gehört hast, dann bring mir den Handschuh zurück!"

Er neigt mit düsterm Blick das Haupt. „Ich werde Dich finden!" murmelt er.

„Ja, Du wirst mich suchen, und Du sollst es thun, und Du sollst mich weiter lieben, Kaiser Karol, lieben so wie ich Dich liebe", ruft sie mit zauberischem Blick in sein Auge, sie ist emporgesprungen und steht mit glühenden Wangen vor ihm, „hast Du jemals singen gehört?"

Er blickt erstaunt auf, er erkennt sie kaum wieder in dieser seltsamen Erregung, „o gewiß, gut und schlecht!" antwortet er zögernd.

„Nun dann höre es noch einmal!" flüstert sie mit durchgeistetem Auge, „zum Abschied!" Und sie legt die gefalteten Hände auf die Brust und steht inmitten des Funkeln und Glühen wie eine Märchengestalt vor ihm, der Blick schweift trunken über die Pracht des Gletschermeeres und sie sang.

Weiche, fremde Worte voll hinreißendem Zauberklang, Melodien, wie sie nur die Seele im tiefsten Schmerz, in überquellender Lust ersinnen kann, und die Töne schwollen und zitterten, und jauchzten und weinten und erstarben mit dem verlöschenden Alpenglühen. „**e l'amante, il genitor finalmente rivedrò, io rivedrò! Dio d'amor confido in te! deh tu premia la mia fé!**" so schallt und hallt es fernab zum Thal, und verklingt in dem seufzenden: addio, addio!

Kaiser Karol aber kniet an dem Felsen und schlägt die Hände vor das Angesicht; addio, addio! klang es wieder und wieder durch sein Herz.

Die Flammen am Himmel sanken zusammen, und wie er endlich das Haupt erhob, da war er allein in dem bleichen Dämmerlicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kaiser Karol war zu seiner Universität zurückgekehrt, kaum daß ihn seine Freunde wiedererkannt hätten. Sein Schläger rostete an dem Nagel, die Schulden waren bezahlt und auf dem Deckel des Stammseidels lag dicker Staub.

Digitized by Google

„Altes Haus, was ist aus Dir geworden?“ rief sein ehemaliger Stubenkamerad, die Hände zusammenschlagend, „ist Dir ein böser Berggeist erschienen, hast Du die Gletscherfeen in den Gießbachhöhlen singen gehört? Oder hat gar Frau Venus ihren Berg vom Thüringerland her zu uns versetzt? Tannhäuser, Tannhäuser, pilgre gen Rom!“

Kaiser Karol blickte ihn düster an.

„Du hast Recht, Bruder, ich bin einem Irrgeist begegnet und habe Frau Venus selber auf den Mund geküßt und hörte die Lorlei singen und blickte in ihr dämonisches Auge. Ach, Du ahnst nicht, Du unseliges Menschenkind, welche Tiefen solch ein Nixenauge birgt, Du weißt nicht, wie glücklich Du bist, daß Du diesem Zauber entronnen bist, o und Du bist die elendeste Creatur, daß Du diese süße Stimme nicht gehört hast, diese Lieder, die Tag und Nacht durch meine Seele brausen und mir das Leben zu einem Himmel voll Todesqual machen!“

„Da haben wirs ja, der Tannhäuser wie er im Buche steht!“ lachte der Andere übermüthig auf, „nun, und Du willst diesen Götterkuß nicht abbüßen, Freund?“

„Erst laß mich mein Examen machen, dann zieht auch der Tannhäuser zum Vatican!“ Und er nickte gedankenvoll vor sich hin und summte verworrene Melodieen, „addio, addio“ klang es dazwischen.

Der Student sah ihn mitleidig an und ging achselzuckend zu dem Wirthshaus zurück, um den zechenden Brüdern zu erzählen, daß Kaiser Karol ein Philister geworden sei.

Der aber saß Tag und Nacht und studirte, und als er sein Examen bestanden hatte, da schnürte er abermals sein Ränzel und zog hinab unter Italias blauen Märchenhimmel.

Mit ruheloser Hast durchwanderte er den brennenden Sand der Campagna, streifte mit unstäten Blicken durch die blühenden Haine des Südens und irrte allein und einsam durch die stillen Straßen Roms, wenn der Mond durch die Lorbeeren und Cedern blickte und sein schwarzes Bild gegen die Marmorhäuser malte. Traurig lenkte er sein Schifflein durch Venedigs Wasserstraßen, um mit bleichen Lippen zu den Balkons empor zu spähen, wenn süßes Lied daraus herniederschallte, aber er lachte laut und bitter auf, fuhr mit der Hand durch die wirren Haare und floh die Klänge und die Sängerinnen — wie sie sang keine Andere mehr!

Und der Tannhäuser kehrte endlich in die Heimat zurück, aber sein Stab war welk und dürr geblieben.

Da saß er eines Tages im Kreise seiner heiteren Freunde, und hörte schweigsam ihren Reden zu. Sie tranken aus schäumendem Becher und sprachen von der berühmten Sängerin, welche diesen Abend eine Gastrolle an hiesiger Oper geben werde. Sie sprachen mit begeisterten Worten und höchstem Entzücken von ihr und Kaiser Karol hörte ihnen zerstreut zu, er hatte wohl schon den weltbekannten Namen in den Zeitungen gelesen und mit Bewunderung an jene geniale Italienerin gedacht, welche die Welt zu niegekanntem Enthusiasmus hinriß.

„Du gehst doch mit, Karol? Sicher, Du mußt uns begleiten, Philister!“ lärmten die Kameraden aufbrechend und nahmen in ausgelassener Heiterkeit den Ernsten in ihre Mitte. „Voran!“ hieß es, und sie nahmen den Weg zur Oper.

Digitized by Google

Trotz allem Widerstreben mußte er folgen, und so fügte er sich endlich, um sich nicht lächerlich zu machen.

Eine große italienische Oper war angekündigt und die Hauptpartie sang sie, die Königin der Lieder, deren Name wie eine leuchtende Sonne an dem Himmel der Kunst stand, um ihr blendendes Licht über Land und Meer, nach Süd und Nord, bis in alle Welt hinaus zu senden.

Kaiser Karol wußte, daß er heute die erste Sängerin der Zeit hören werde, ein Weib, welches man „die Göttliche", den „Stern der Genien" nannte, und dennoch graute ihm vor dieser Stimme, was war sie wohl gegen das „addio" seines Edelweißes?

Der Vorhang rollt empor; die Musik thut ihm weh und schnürt seine Brust zusammen, er blickt nicht auf, mit finsterem Auge starrt er vor sich nieder.

Da zittert ein Ton an sein Ohr, ein Laut, welcher ihn durchzuckt wie ein zweischneidig Schwert, die Primadonna singt und Kaiser Karol stützt das Haupt auf die Hände und athmet kaum.

Er lauscht wie im Traume und regt sich nicht, noch wagt er nicht, die Blicke zu der Sängerin zu erheben, wie gebannt träumt er in den blitzenden Kronleuchter empor. Vor seinen Augen tanzen die Lichter wirr durcheinander, mengen sich, wallen und fluthen wie ein fernes Alpglühen und glitzern wie der Schnee im letzten Sonnenglanz, traumhafte Bilder schwirren durch seine Seele, hell und wunderbar und verschwimmend zu einem himmlischen Märchen voll Blumenduft und Bergeskraut, hoch droben auf der Felsplatte des Rigi!

Namenlose Sehnsucht erwacht in dem Herzen des Jünglings, die ganze stürmische Leidenschaft seiner Liebe. Er preßt die Hände auf die Brust und blickt auf. — Die Bühne ist ein wildes Felsenthal, droben auf der Höhe steht die weiße Gestalt der Sängerin und singt, und trillert, und lacht; ganz, ganz wie damals. „Edelweiß!" ringt es sich jubelnd von seinen Lippen, „Edelweiß!"

Am andern Abend saß er in einer Loge dicht an der Bühne. Einen Strauß hatte er in Händen, gebunden von seltenen Gebirgsblumen und namentlich mit viel Edelweißsternchen darin, in die Mitte aber war ein Handschuh geknüpft, ein grauer, kleiner Handschuh! Sie sang, und ohne eine glänzende Arie abzuwarten, erhebt sich Kaiser Karol und schleudert die Blumen hinab; zu ihren Füßen fallen sie nieder und die Künstlerin beugt sich, sie aufzunehmen, wie gebannt hängt ihr Auge an den Blüthen, ein schnelles Leben überfliegt ihr Antlitz, dann aber sucht ihr Blick den Geber und wie sie seine hohe kaiserliche Gestalt entdeckt, da tritt sie kurz entschlossen gegen das Orchester, ein Fingerzeig, da verstummt die Musik, aber ihre Töne quellen in nie gehörtem Zauber von den Lippen, ein stürmischer Jubel, welcher himmelhoch jauchzend versichert, daß sie seine Gabe erkannt: „e l'amante, il genitor, finalmente rivedrò, io rivedrò!" klingt es so bekannt und zauberisch zu ihm auf, wie damals bei dem Alpenglühen auf dem Rigi.

Folgendes Tags aber erzählte man sich das Unerhörte, daß die große Sängerin wegen eines vereinzelten Straußes ein köstliches Lied eingelegt habe.

Kaiser Karol stürmte die Straße hinab nach seiner Wohnung, ein Trupp Studenten stand lärmend an der Ecke und redete ihn an.

Digitized by Google

„Wißt Ihr, wo die Sängerin wohnt?“ fragte er statt jeden Grußes.

„Hollah, Kaiser Karol hat Feuer gefangen!“ jubelte es fast boshaft im Kreise. „Unglückseliger, weißt Du denn nicht, daß Deine Signora verheirathet ist? Daß ihr Gatte ein Teufel in Menschengestalt, ein Wütherich ist, welcher das arme Weib wie ein Cerberus bewacht?“

Kaiser Karol lachte schallend auf. „Meine Klinge ist rostig und hat lange genug am Nagel gehangen, aber mein Arm ist stärker wie je und mich dürstet es danach, die alte Schneide wieder scharf zu wetzen!“ Und er lachte abermals wie einer, der lieber weinen möchte, wandte sich um und verfolgte seinen Weg durch die Dunkelheit.

Die Kaminguth flackerte mit unsicherem Licht über die schlanke Frauengestalt, welche vor ihr in schaukelndem Sessel lag. Edelweiß lächelte und blickte träumend in die züngelnden Flammen.

„Er war es, ich erkannte ihn“, sagt sie in Gedanken, „und der Handschuh sagt mir, daß er mich noch liebt! Nun habe ich ihn gerufen — ob er kommen wird? Ja, er kommt!“ Und sie blickt nach der Uhr und verschlingt die Hände um das Knie.

Der Wind saust um das Fenster und wirbelt die Schneeflocken gegen die Scheibe, in dem Kamin prasselt es hell auf und an der Thüre hat es leise geklopft. Da tritt er in das Zimmer.

Sie erhebt sich und geht ihm entgegen, sie reicht ihm beide Hände und leidet es, daß er sie an die Lippen preßt. „Kaiser Karol“, sagt sie leise, „ich habe Dich gerufen und danke Dir, daß Du gekommen bist, ich bin selten frei und auch heute sind meine Minuten gezählt: so höre kurz, warum Du hier bist! Einmal hast Du mich errettet, in einer Stunde, wo mir der Tod willkommen war und ich das Leben verachtete, weil ich nicht wußte, was Liebe in diesem Leben ist. Damals dankte ich Dir kaum den kühnen Gang, und heute flehe ich Dich mit der ganzen Angst und Innigkeit meiner Seele an, „hilf mir, Kaiser Karol, und entreiß mich dem Sturme, welcher Dein Edelweiß zu knicken droht!“

Sie stand vor ihm, bleich und gebrochen, mit den goldenen Nixenaugen und dem trüben Lächeln auf den Lippen.

„Helfen, Edelweiß?“ fragt er mit pochender Gluth in den Schläfen, „fordere mein Leben, mein Blut, und meine Seele, Du bist die Herrin!“

„So liebst Du mich denn wahrlich?“ jubelt sie mit feuchten Augen, „nun, wo Du weißt, wer ich bin? Eine Theaterprinzeß, eine Gräfin, die sich scheut, ihre Krone zu tragen, ein Weib, das nur Sclavin ist, und eine Seele, deren himmlischste Gabe geknechtet und in den Staub getreten wird, die singen muß, singen für ein gleichgültiges Publikum, für Gold und nichts wie Gold! O Kaiser Karol, wenn man solch ein jammervolles Dasein tragen muß, ungeliebt und nur beklatscht von der Menge, dann sehnt man sich nach einem Funken Glück wie die sterbende Blume nach dem Thau und wenn man das Glück selber auch nicht erreichen kann, eins bleibt noch: das Mitleid eines treuen Gemüthes und das Erbarmen, welches sich solch eines Elenden annehmen will! Ich habe gelitten und geduldet bis zur Unmöglichkeit, ich habe die Bürde ohne Murren getragen und jener Minuten gedacht, wo ich sie einst an Deiner Seite vergessen hatte, gekämpft habe ich mit der Kraft der Verzweiflung und gehofft, daß der Tod sich derer annimmt, welche das Leben nicht mehr ertragen können; aber jetzt ist meine Kraft zu Ende, ich kann nicht

Digitized by Google

mehr. Kann wohl solch ein Ruhm und Glanz beglücken, wenn er mit tausend Thränen erkauft wird? Wie eine fühllose Maschine stellen sie mich auf die Bretter, behangen mit Flitter und Blendwerk und verständnißlos für das wunde Herz in der Brust, das seufzen und aufschreien möchte und die Maske von den lachenden Lippen reißen, und es doch nicht darf! Mein Gatte ist ein mitleidloser Stein, ohne Gefühl, ohne Erbarmen und Einsicht meiner Qual, einst las er mich auf in einem elenden Winkel Roms, wo ich mit flehender Stimme ein paar Centesimi für die sterbende Mutter ersang, da erkannte er den Werth meiner Stimme, kettete mich aus Eigennutz an seine Seite und verdiente sich in den Augen der Welt Gottes Lohn, indem er die verhungernde Waise ausbilden ließ! Sein Weib mußte ich werden und nun durchkreuzte er mit mir die weite Welt, um Wucher mit dieser Stimme zu treiben, um jeden ihrer Angstschreie für gewichtig Gold zu verschachern, und er schleppt mich von einer Stadt zur andern, und zwingt mich, mit scherzendem Wort und Blick vor das Angesicht der Welt zu treten, um Lorbeeren zu ernten, deren Last mein Haupt nicht mehr ertragen kann!"

Da stand das Edelweiß vor ihm wie ein weißer Blüthenkelch, mit welchem der Wind sein Spiel treibt, geweht und fortgerissen von dem heimatlichen Boden, bis die Blättlein auseinanderfallen und die arme Blumenseele sterben kann!

„Und was soll ich thun, Edelweiß?" ruft Karol mit blitzendem Auge, „wo finde ich die Geißel Deines Lebens, um ihr den Degen auf die Brust zu setzen?"

Da blickt sie tödtlich erschrocken zu ihm auf. „Nicht so!" ruft sie, schnell die Hand auf seinen Arm legend, „Hilf mir, daß ich hier fort komme, hilf mir nach England entfliehen!"

„Ich helfe Dir!" nickt Kaiser Karol im Bann ihrer Zauberstimme, „und wo Du hingehst, da gehe ich auch hin, und wo Du bleibst, da bleibe ich auch, Edelweiß!"

Das Wasser sang und rauschte sein uraltes Lied; um die Klippen spritzte der zitternde Schaum und die Möve hob ihre Silberschwinge und kreiste schwindellos über kochender Brandung, weit und unermeßlich lag das Meer und seine weißen Wellenhäupter hoben sich wie zärtliches Liebesgrüßen über der tiefgefärbten Fluth.

Am Himmel flammte es wie ein Strahlenkranz in Gold und purpurnem Gemisch um den feurigen Sonnenball, welcher langsam am Horizont in das wogende Weltmeer tauchte und sich mit seltener Farbenpracht in dem grünen Krystall brach, welches, jäh erhoben zu schneegekrönter Woge, sich mit leisem Murmeln um das Ufer wiegte. Und was für Wunder der ewigen Tiefe und Nacht that dieses flüsternde Wasser kund! Welch geheimnißvolles Lied sang es von all den Zauberschätzen, welche viel hundert Klaftern tief im Meeresgrund verborgen liegen, von den stummen Korallenhainen, welche in dem Busen des Oceans ihre Wurzeln schlagen, von den bleichen Schläfern, welche die Wogen unter ihren Zweigen zum Schlummer wiegen und die Trümmer des versunkenen Wracks gleich sieben ernsten Brettlein um sie her zusammenbauen. Und von den schimmernden Perlen, welche neben ihnen der Zukunft fremde Bilder träumen, von Gottes Sonnenlicht und dem wirren phan-

Digitized by Google

taſtiſchen Leben ſeiner Menſchenkinder, deren Nacken ſie dereinſt umwinden werden, deren Haupt ſie krönen und deren Thränen ſie verſinnbildlichen ſollen. Thränen! Was wußten die hellen Muſcheltropfen von Thränen? Was ahnten ſie wohl, was ſolch ein feuchter Glanz im Menſchenauge ſagen will, ſie, die doch noch niemals das alte Liedlein voll Weh und Herzeleid vernommen, das alte Liedlein der Liebe? Die Perlen aber frugen die Wellen um Rath, und die Wellen ſchüttelten die Häupter und wußten es nicht, aber ſie erhoben ihre weißen Schwingen und ſtiegen zu dem Lichte empor, um dort zu erfahren, was Thränenſeien!

Der Strand iſt felſig und ſchroff, die Klippen heben ſich aus dem Strudel und Schaum und in dem Dünenſand liegt halb vergraben ein Stein, verwittert und von der Zeit gefurcht, umlagert von glänzenden Muſcheln und langfaſrigem Tang, an welchem ſich noch ſterbend der Seeſtern klammerte; vor ihm dehnt ſich die endloſe Waſſerfläche und über ihm wölbt ſich der fleckenloſe Himmel.

Sie ſaß auf dem Stein und faltete die Hände in ſtiller Bewunderung; ihr Blick verſchmolz mit dem wogenden Naß und mit der ſinkenden Sonne, welche darüber hin ſchien. „Und morgen müſſen wir ſcheiden!“ ſagte Edelweiß endlich mit demſelben Ton, mit demſelben Blick, wie damals auf der Felsplatte des Rigi.

Kaiſer Karol aber ſah ihr feſt in das Auge. „Ich verlaſſe Dich nie wieder, Edelweiß. Ich habe Dich aus der Gewalt Deines tyranniſchen Gatten errettet, ich habe Dich ſicher an den Strand des Meeres geführt und mit meiner Bruſt dem Sturm gewehrt, welcher Dich zu brechen drohte, ich achtete mein Leben gering und fürchtete nicht Donner und Blitz, welche der Sturmwind mit ſich brachte, „haſt Du denn gar keinen Lohn für meine Treue, Edelweiß?“

Sie lächelt und nickt ihm traurig zu. „Ein Lied, wie es noch keines Menſchen Ohr von mir vernommen hat, Kaiſer Karol, mehr hab' ich nicht zu geben!“

Er ſchüttelt finſter das Haupt. „Deine Lieder nagen an meinem Leben, Edelweiß, Du tödteſt mich mit dieſem Lohne!“

„Werde ich denn leben?“ fragt ſie mit dem Räthſelblick ihres Auges, „werde ich denn leben ohne Dich?“

„Und dennoch heißeſt Du mich gehen!“ grollt der Mann an ihrer Seite.

Da lehnt ſie den Kopf zurück und wendet ihm das bleiche Antlitz zu, Thränen glänzen durch die Wimpern und die kleine Hand legt ſich ſchwer auf die ſeine.

„Vergiß nicht, Karol, daß ich die Grafenkrone meines Gemals trage, vergiß nicht, daß ich Katholikin bin und nur der Tod unſere Ehe löſen kann und bedenke, daß ich mich ein Edelweiß nenne, welches das Feierkleid der Unſchuld trägt, ein Kleid, auf welchem auch nicht der leiſeſte Staub dieſer profanen Welt darf haften bleiben, welches makellos und rein an ſeinem Fels verblühen muß, einſam und freudlos, aber in dem Bewußtſein ſeines eigenen Werthes. Ich will Deiner würdig bleiben, Kaiſer Karol, und darum ſcheide ich von Dir!“

Das Meer ſchlug gegen die Dünen und brauſte wild entfeſſelt um die ſcharfen Felszacken, ſturmgepeitſcht hoben ſich die Fluthen und bäumten ſich gegen das hemmende Ufer, dann ward es ſtill und mit leiſen Klagen ſanken die Erregten in ihre nächtige Tiefe zurück.

Digitized by Google

Und so brandete es auch in der Seele des Kaiser Karol. Erst wild und furchtbar, dann aber zusammenbrechend im eigenen Schmerz und still verblutend in dunkler Brust.

Sie sang ihm ein letztes Lied und die Wellen legten sich lauschend an den Strand und der Wirbel der Brandung verklang in leisem Flüstern. Die Perlen auf dem Meeresgrund aber hörten das unsterbliche Lied der Liebe, und als sein letztes „addio" verklungen war, da kamen die Wellen zurückgerauscht und verkündeten den bleichen Muschelkindern, daß sie die Thräne in dem Menschenauge gesehen!

Lange Jahre vergingen.

Kaiser Karol stand in der Mitte seines Lebens, und obwohl schon einzelne Schneeflocken auf seinem Haupte glänzten, das Herz war jung und frisch geblieben wie einst auf dem Rigi, und wenn auch seine tiefe Wunde noch still fortblutete, dem Auge der Welt war sie verborgen und mit einem bunten Mäntlein behangen, welches durch sein heiteres Lächeln die finstere Nacht verleugnet, die dereinst in der Seele des Jünglings geherrscht.

Die Zeit hatte ihr langsames, stilles Mittel auch bei ihm erfolgreich angewandt.

Da war es denn am Nachmittag eines farbenprächtigen Herbsttages. Der Professor schritt, die Bücher unter dem Arm, aus dem Portal der Universität, schaute sich mit hellem Auge das bewegte Bild seiner Schüler an, deren bunte Cerevismützen lustig durcheinanderschwirrten und wandte sich in seiner herzlichen Art zu den Studenten, welche sich dem beliebten Redner mit hunderterlei Fragen und Anliegen anschlossen.

Kaiser Karol war ihr Freund, sie liebten und vertrauten ihm wie einem Kameraden, welcher zu allen Scherzen und Streichen der Lust und des Uebermuthes herzugezogen wurde und der ehemalige Held des Fechtbodens fühlte sich nie wohler, als inmitten dieser lebenslustigen Gesellen, deren Passionen und Freuden er nur allzuwohl begreifen konnte.

So schritt er auch heute zwischen ihnen, schüttelte rechts und links die Hand und sprang, ein heiteres Couplet summend, die Stufen zu seinem Professorstübchen empor.

Schnell warf er die Bücher zu den anderen staubigen Folianten, that einen zärtlichen Blick nach dem langen Pfeifenrohr, welches ihn aus der Sophaecke entgegengrüßte und wollte dann hastig nach dem grauen Hausrock greifen, als er ein versiegeltes Packet auf dem Tisch gewahrte.

Er trat herzu und sah erstaunt auf die Adresse; die Schrift war ihm fremd und die Marken — „aus England!" ruft er jäh emporschreckend, „wer schickt mir denn etwas aus England?"

Er reißt die Hülle mit zitternden Fingern ab, kaum vermag er es, die knisternden Papiere zu entfernen.

Da schaut die Ecke eines Rahmens durch die Pappe — noch ein weißes Papier. „Großer Gott!" schreit er auf.

Sein Haupt sinkt gegen die Lehne des hohen Polsterstuhls, wie im Fieber arbeitet die breite Männerbrust. Auf seinen Knieen liegt ein kleines Pastellbild, ein Frauenkopf mit lächelnden Lippen, mit einem bleichen, seltsamen Gesichtchen, und mit zwei Augen — ja, lebt denn die todte Leinwand? Ist es denn ein Zauber in diesen dämonischen Blicken, daß sie ihm leise zuwinken, daß es wie Gold und Schimmer über sie hin-

Digitized by Google

zittert und verschwimmend zu geheimnißvollem Dunkel all die tiefe Qual und Leidenschaft in sich versenkt, wie sie jetzt voll alter Jugendkraft in ihm aufflammt? Oder träumt er? Ist es ein Gebild des Wahnsinns, welches ein unheimlicher Nixengeist vor ihm entrollt?

Er starrt sie an, er streicht mit der Hand über Stirn und Augen und preßt die Lippen auf das kühle Bild. „Edelweiß!“ ruft er, mit zitternder Hand ihr Köpfchen streichelnd, „kommst Du endlich, kleines Edelweiß?“ So rührend mild und innig klingt es, und es war ihm als öffneten sich die lächelnden Lippen und sprächen ein freundliches Wort.

Da fällt auch ein Brief von seinen Knieen. Er hebt ihn auf und öffnet ihn mit durchgeisteten Blick, fast angstvoll entfaltet er das Papier und wagt kaum darauf zu sehen, eine Alpenrose, welk und halb zerstäubt und ein kleiner grauer Handschuh fallen ihm entgegen, darunter aber steht: „Wenn Du mich noch lieb hast, Kaiser Karol, dann bringe mir den Handschuh zurück!“ Und dann folgt eine Adresse, Alles von ihrer lieben Hand geschrieben!

Kaiser Karol, fällt denn der Himmel mit all seiner Sonnengluth auf Dich hernieder? Steht denn Dein Stüblein in blendendem Licht, oder ist es Dein feuchtes Auge, welches rings nur strahlende Helle erblickt?

Er aber richtet sich hoch empor, seine markige Gestalt scheint zu wachsen unter dem tiefen Athemzug, welcher die Brust hebt, dann schüttelt er in jähem Uebermuth die ergraute Lockenfülle zurück, wild und feurig wie der Löwe in dem Bewußtsein seiner Kraft. „Ja, ich komme, Edelweiß!“ jauchzt er mit einer Stimme, welche, gefangen in Rolands Horn, bis zu dem fernen England hinüber gedrungen wäre!

Und Kaiser Karol fand seine Kaiserin.

Fast unverändert stand ihm Edelweiß gegenüber, mit demselben Klang der Stimme, mit denselben sonnegoldenen Augen, deren Blick wohl jetzt noch idealer und von einer leisen Schwermuth durchleuchtet war, wie sie die heimlichen Thränen darüber hinhauchen, welche Jahre lang in unveränderter Sehnsucht über sie hingethaut sind; nur das braune Haar wogte nicht mehr frei über den Nacken, es lag jetzt fest um den Kopf gewunden und schimmerte an den Schläfen in leisem Silberglanz.

„Ich bin alt geworden, Kaiser Karol!“ sagte sie lächelnd, „eine Wittwe mit grauen Haaren! und singen kann ich auch nicht mehr, nur auf dem Rigi will ich es noch einmal versuchen, ich habe ihm mein letztes Lied versprochen. Willst Du nun Dein Edelweiß zurück zu seinem heimatlichen Felsen bringen, dahin, wo Du es einst gefunden und gebrochen hast und willst Du es dann zum ewigen Eigenthum behalten, Geliebter, Du, der es erst so waghalsig gerettet, es dann so selbstlos behütet und so treulich geliebt hat?“

Kaiser Karol behielt das Edelweiß zum Eigenthum und es war ein köstlicher Lohn für das lange, lange Dulden, welchen er nun auch für seines Lebens Heiligthum hielt und die bleiche Alpenblüthe mit der ganzen Innigkeit seines erprüften Herzens liebte.

Auch jener Festtag seines Lebens dämmerte herauf, wo er seine Gattin auf die Felsplatte des Rigi führte und, den Arm fest um sie geschlungen, mit trunkenem Auge das sonnige Schweizerland begrüßte.

Die Gräser und Blüthen am Wiesenhang nickten der holden Schwester zu, welche so zart und leidend an der Schulter des stattlichen Mannes lehnte und doch so überglücklich die glänzenden Augen zum Himmel hob, als könne sie von den treibenden Wolken neuen Lebensthau für ihre matte Blumenseele erflehen.

Und sie faltete die kleinen Hände über der Brust und wartete, bis die Berggipfel zu glühen begannen, dann sang sie leise ihr „addio" und es klang so weh und wunderbar, so bang und so glückdurchzittert, als ahne das Edelweiß, daß es seinen lieben Fels zum letzten Mal gesehen!

„Addio! addio!" rief scheidend das Echo aus dem schlafenden Waldesgrund.

Und der Winter zog ins Land und brach die weißen Blumensterne auf dem Gipfel des Rigi und drunten im Thale welkte das Edelweiß schnell und schemenhaft dahin. Wie ein harmonisches Lied in langsam schwärmerischen Tönen erstirbt, lange noch im Herzen fortklingend, und bis zum letzten Augenblick voll unergründlichen Zaubers auf den Hörer wirkend, so verblühte und starb das Edelweiß in einer klaren Winternacht; unentstellt durch den Kuß des stillen Engels, glich sie der gebrochenen Blüthe der Unschuld, von welcher die Seele rein und traumhaft schied. „Addio, Edelweiß, addio!"

Das Leben ward trüb und einsam und Kaiser Karol theilte seinen Schmerz mit dem Fleckchen Erde, welches ihm die ersten Keime zu all dem Glück und Leid ins Herz gelegt; er pilgerte alljährlich zu dem Rigi empor und als seine Klagen endlich milder wurden, als er es lernte, in dem Gedanken seines kurzen Liebestraumes zufriedener zu werden und dem Himmel zwischen all den düsteren Anklagen danken konnte, „einmal, einmal war sie mein!" da zog auch jener stille Frieden in die Brust, welcher ein warmes Wiederleuchten vergangenen Glückes auf das Antlitz zauberte.

So erzählte mir der alte Herr und es war, als ob er sich jetzt schwerer auf den Alpstock stütze, als ob sein Haar grauer und seine Gestalt gebeugter wäre, er stand lange in stillem Ansehen versunken; „addio, addio!" murmelte er mit trübem Lächeln und es schien mir, als ob er diesmal einen langen Abschied nähme.

Drunten blitzte der See wie geschmolzenes Gold, ein Schmetterling flatterte über meine Schulter und senkte sich jäh zur Erde, seltsam, wie mein Blick ihm folgte, traf er ein gebrochenes Edelweiß, welches sicherlich ein Tourist von dem Hut verloren, als er ihn zum Gruße den Alpen drüben zugeschwenkt, überrascht nahm ich die Blüthe auf und bewahrte sie zum Andenken an diese Stunde.

Jetzt liegt sie vor mir und mahnt an die verklärte Namensschwester, welche noch immer wie eine lichte Traumgestalt durch meine Gedanken zieht; Jahre vergehen, der Mai küßt die Knospen zur Blüthe und der Winter kommt und schließt sie sterbend an seine Brust, auch das Edelweiß bricht er mit kühlen Fingern und bettet es unter sein weißes Bahrtuch, damit es in süßem Schlafe jenes Frühlings harre, welcher auch für Dich, meine Seele, in ewiger Klarheit anbrechen wird!

Digitized by Google

König Erich.

I.

Der Sturmwind brauſt, der Strom ſchwillt an,
König Erich rudert den ſchwanken Kahn.
Abel, ſein Bruder, ſitzet an Bord;
Abel wird Kain und brütet Mord.

Laut branden die Wogen, die Möve ſchreit:
„Flieh, König Erich, es flüchtet die Zeit!
Höre im Sturme der Warner Wort:
Abel wird Kain und brütet Mord!“

Und wo der Sturmwind am Felſen brauſt,
Da reißt er empor das Schwert mit der Fauſt,
Stößt es ihm tief in die Bruderbruſt,
Schleudert ihn hinab in der Wogen Wuſt.

Und der Sturmwind heult und die Möve klagt,
Und er reckt ſich im Kahne empor mit Macht:
„Nun bin ich ein König! Nun bin ich frei —
Was ſcheert mich das Wimmern, der Möve Schrei!“

Die Wogen bluten, die Klippe ſie bricht,
Verſchlingen ihn nimmer, zerſchmettert ihn nicht;
Seufzend im Sturme verhallet es bang:
„Abel, o Abel“ — ein Todtengeſang.

II.

Was hebt ſich da drunten aus nächtlichem Moor
Und ſteigt wie grauer Nebel empor?
Es ſchwingt ſich mit Macht in die ſauſende Nacht
Und ſtürmet einher und heult und lacht.

Und Wiehern im Sturme und roher Schall,
Und grelle Blitze und Peitſchenknall:
Im weißen, flatternden Nebelgewand
Ein Gerippe jagt übers Meer zum Land.

Und wo der Felſen im Strome ragt,
Hinſtürmet im Taumel die tolle Jagd,
Tanzt um die Klippe den Geiſterkreis,
Stöhnet im Sturme ein kahler Greis:

„Ach, weil ich Ruhe nicht fand im Grab,
Senkten ſie mich in den Moor hinab.
Aus dem Grabe peitſcht mich der Mord,
Noch bluten die Wogen am Klippenhort.

Dich haſſ' ich, Erich, im Himmel noch —
Bis zum Tag der Poſaunen fluch ich Dir doch!“
Und im Sturme verhallet der wüſte Chor,
Und es rauſchet zurück zum düſtern Moor.

Da thuet ſich auf der grüne Grund,
Sie fahren hinab in den dunklen Schlund.
Da bebt die Erde, der Grund bricht ein —
Flackernd verliſcht des Irrlichts Schein.

Wolfgang Kirchbach.

Digitized by Google

Die Nationalitäten Belgiens.

Auch ein Wort zum belgischen Jubiläum. Von **Karl Blind.**

Bis zum heutigen Tage besitzt Frankreich an seiner nördlichen Grenze eine flämische Bevölkerung, welche in vielen Städten und Dörfern noch immer eine teutonische Mundart spricht und in der Regel wenigstens zweier Sprachen kundig ist. Ein Blick auf die bloßen Namen vieler dieser Städte und Dörfer zeigt ihren deutschen Charakter, der in manchen Fällen bis ins graue Alterthum zurückragt. Schon zu Cäsars Zeiten gehörte der Grundstock der Belgier, deren Land damals die flämischen Annexen, welche jetzt Frankreich besitzt, mit umfaßte, dem germanischen Stamme an. Dasselbe gilt nun aber von den Belgiern noch heut zu Tage.

„Die Majorität des gegenwärtig belgischen Volkes ist also deutschen Ursprungs und deutscher Sprache?" werden Viele vielleicht verwundert ausrufen, welche während ihrer flüchtigen Reisen durch Ostende, Gent und Brüssel wahrgenommen haben, daß die Schilder auf den Gasthäusern und Läden und das Geplauder der Geschäftsleute und der Diener, mit denen sie zu thun hatten, fast ausschließlich französisch sind.

Man kann füglich nicht daran zweifeln, die Masse der Belgier ist teutonischen Stammes. Sie selbst nennen ihre Sprache oft Nederduitsch. Es ist eine Sprache, die in verschiedenen Dialecten in ganz Flandern und Holland, längs der Nordsee und des baltischen Meeres, von den Bewohnern jenes Theiles von Deutschland gesprochen wird, welcher, um uns geologisch auszudrücken, auf dem niedrigeren und ebeneren Boden liegt, während das Hochdeutsche in den höheren und gebirgigeren Theilen von Mittel- und Süddeutschland seinen Ursprung hat: Dem „niederdeutschen" Element gehören Antwerpen, Ostende, Brügge und Gent an. Niederdeutsch ist in ihren unteren Schichten selbst die Hauptstadt Brüssel. Viele Leute vom niederen Volk gehen hier noch immer, statt das französische Theater zu besuchen, in ihre Schorenburg, um Schauspiele in einer Sprache aufgeführt zu sehen, die nicht blos jeder Eingeborene von Holland vollkommen versteht, deren Verständniß sogar dem Hamburger, dem Mecklenburger, dem Hannoveraner und dem Pommer nur geringe Schwierigkeiten bietet.

Soweit es die Sprache betrifft, kann man das belgische Niederland in zwei Theile von ungefähr gleicher Ausdehnung abgrenzen. Der nordwestliche Theil, der entschieden am dichtesten bevölkert ist, gehört fast ganz dem germanischen Stamme und der germanischen Sprache an, in

dem südöstlichen, schwächer bevölkerten Theile wohnen die Wallonen. Die Letzteren sind keltischer Race; ihre volksthümlichen Mundarten sind hauptsächlich römischen oder lateinischen Ursprungs mit einer Mischung von Worten, die der Sprachforschung bisher Hohn gesprochen haben. Die Schriftsprache der Wallonen und die Sprache ihrer gebildeten Klassen ist die französisische. Durch diese und die französisirten Klassen zu Brüssel, ist das, was in Wahrheit die Muttersprache der Minorität ist, die herrschende, ja die dominirende Sprache in der öffentlichen Verwaltung geworden.

Zu der nordwestlichen, germanischen Hälfte von Belgien gehören Ost- und Westflandern; die Provinzen Antwerpen und Limburg; der größere Theil von Brabant und ein kleiner Streifen auf der nördlichen Grenze von Hennegau (Hainault). Dieser flämische Theil des Königreichs umfaßt die Städte, die im Mittelalter wegen ihrer Industrie und ihres Handels, ihrer dichten Bevölkerung und ihrer Freiheit so hoch berühmt waren. Selbst jetzt findet man in diesen Städten noch Menschen, denen die französische Sprache, trotzdem man sich in der Gesetzgebung und den parlamentarischen Debatten nur dieser bedient, fast ganz fremd ist. Einem Flamländer dieser Art, der blos seine Muttersprache kennt, erscheinen die Wallonen, oder die „welschen" Einwohner des Reiches wie ein fremder Volksstamm und so ist es auch umgekehrt der Fall. Allerdings verstehen die gebildeten Leute und die meisten Kaufleute und Industriellen in dem flämischen Theile Belgiens das Französische ziemlich gut und sprechen es mit mehr oder minder starkem deutschen Accente. Doch unter der Landbevölkerung und den unteren Klassen der Städte giebt es viele, die von der französischen Sprache entweder gar keine oder eine nur oberflächliche Kenntniß haben. Sogar ein sehr beträchtlicher Theil der Mittelklasse, die von Brüssel nicht ausgenommen, bedient sich bis zum heutigen Tage im Familienleben und in dem Verkehr mit den Genossen der flämischen Sprache. Im Handel jedoch, insbesondere in den höheren Zweigen desselben, Fremden gegenüber und im verfeinerten geselligen Verkehr gilt es als bon ton, französisch zu sprechen.

Dieser Zustand erinnert an denjenigen, wie er im letzten und zum Theile noch im gegenwärtigen Jahrhundert unter gewissen fürstlichen und aristokratischen Familien in Deutschland allgemein war. Man sprach mit den Dienern in einem niederdeutschen oder schwäbischen Dialect, war meistens außer Stande, das Hochdeutsche richtig zu sprechen und betrachtete die französische Sprache als die einzige, die den Hofkreisen gezieme.

Im Mittelalter war in allen Theilen Flanderns das Niederdeutsche die Sprache des Volkes, wie der öffentlichen Behörden. Dasselbe gilt auch von Brabant. Unter einer niederdeutschen Parole („Schild en Vriend! God help! d. h. Schild und Freund, Gott helfe!") waren die großen bürgerlichen Bewegungen und Freiheitskämpfe durchgekämpft worden.

Karl V. erließ mannichfache Verordnungen zu Gunsten der französischen Sprache. Schon vor ihm waren ähnliche Versuche gemacht worden; die Flamländer hatten denselben jedoch immer einen zähen Widerstand entgegengesetzt und wiederholt mit vollem Erfolge das Recht durchgesetzt, sich ihrer einheimischen Sprache bedienen zu dürfen. Karl V., der

düstere Tyrann, der den bürgerlichen Geist der Niederlande aus ganzem Herzen haßte, und der sich mehr als Spanier denn als Deutscher fühlte — war er ja nicht einmal im Stande, sich im Deutschen ordentlich auszudrücken — benutzte gierig alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, die geeignet erschienen, den flämischen Geist einzuschüchtern. Unter ihm wurde daher die französische Sprache in dem Verkehr zwischen den flandrischen Staaten und der Regierung eingeführt; ein Vorgang, gegen welchen sich die Gemeinden öfters unwillig erhoben. Noch energischer als selbst in Flandern war die Opposition in Brabant. Wegen der Nähe der Wallonen war die Gefahr hier eine größere; daher nahm denn auch der Kampf hier einen bittereren Charakter an.

Im Ganzen genommen bieb indessen im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Regel aufrecht, daß in den Gegenden, in welchen das Volk niederdeutsch oder flämisch sprach, diese Sprache auch in den öffentlichen Debatten und Urkunden zur Anwendung kam, mit Ausnahme allenfalls der Beziehungen zu den höchsten Aemtern und den wallonischen Districten. Allmälig jedoch begann unter der österreichischen Herrschaft überall, selbst in Flandern, der Gebrauch einzureißen, sich der französischen Sprache zu bedienen. Die Staatserlässe wurden nunmehr bald in französischer, bald in flämischer Sprache publicirt; der Originaltext dieser Erlässe war jedoch immer ein französischer. Insbesondere ließ sich die Regierung Maria Theresias diesen Mißbrauch zu Schulden kommen, welcher im Laufe der Zeit auf die Literatur und die intellectuelle Entwickelung des dadurch betroffenen Volkes einen höchst verderblichen Einfluß ausübte. Die aristokratischen Kreise der Niederlande fügten sich willig in diese Französirung; das Volk und die Gemeinden vertheidigten dagegen noch ihre Nationalität und Sprache gegen derartige Angriffe.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts machten die niederdeutschen Schriftsteller des Landes eine starke Anstrengung, um der guten, alten mächtigen Sprache zu ihrem alten natürlichen Rechte zu verhelfen. Die französische Herrschaft, welche der Vertreibung der Oesterreicher folgte, erstickte jedoch diese Hoffnungen im Keime. Wären die Sprachreste des Volkes geachtet worden, so würde die Sache der Freiheit gewonnen und tiefe Wurzeln gefaßt haben. Doch die Unterdrückung in Sprachsachen ging bis zur äußersten Grenze. In dem Berichte des Comités, welches die belgische Regierung im Jahre 1856 behufs Prüfung der flämischen Beschwerden und Namhaftmachung von Mitteln zur Abhülfe derselben einsetzte, heißt es unter Anderem:

„Was war der Lohn unserer Väter, welche im Vertrauen auf die französische Brüderlichkeit die Oesterreicher um den Preis ihres Blutes zur Grenze hinausgetrieben haben? Es war der unvermeidliche Lohn einer jeden unklugen Verbindung mit einer mächtigeren fremden Nation, nämlich Täuschung und Demüthigung. Zweimal französisch gemacht, das eine Mal durch Säbelhiebe, des andere Mal durch Erlässe der Convention, hatte unser Volk keine Vertreter mehr, die ihre Stimme hätten erheben können, um ein Verbrechen gegen die einfache Menschlichkeit zu denunciren. Nur gefügige Werkzeuge der neuen Macht waren zu finden; sie hatten nicht den Muth, eine Sprache zu vertheidigen, die sie noch im Herzen trugen."

In den öffentlichen Angelegenheiten wurde die niederdeutsche Sprache,

Digitized by Google

die Sprache der großen Majorität der Belgier, unter der französischen Herrschaft geradezu verpönt. In Localangelegenheiten wurde sie neben der französischen Sprache nur geduldet. Im Jahre 1803 wurde eine noch härtere Ordinance mit dem Datum Prairial 24, Jahr XI. erlassen, welche zu wissen that, daß nach Ablauf eines Jahres alle öffentlichen Documente jeder Art in französischer Sprache abzufassen seien. Auf dem Rande mochte allenfalls eine flämische Uebersetzung beigefügt sein. Urkunden, die sich auf Privatangelegenheiten bezogen, durften noch von den betheiligten Parteien in flämischer Sprache aufgesetzt werden; sollte jedoch von solchen Urkunden ein amtlicher Gebrauch gemacht werden, so mußte auf Kosten der Parteien eine französische Uebersetzung beigefügt werden. Der erste Paragraph dieser Ordinance lautete wie folgt:

„Nach Ablauf eines Jahres, von dem Tage der Bekanntmachung dieses Erlasses müssen alle öffentlichen Documente in den Departements sowohl des ehemaligen Belgien (de la eidevant Belgique) als auch in denen am linken Ufer des Rheins, wo noch immer die Gewohnheit vorherrscht, solche Documente in der Landessprache abzufassen, fortan in französischer Sprache geschrieben werden."

Der harte Erlaß vernichtete mit einem Schlage die sprachlichen Rechte der belgischen Flamländer und des deutschen Volkes vom Oberrhein bis Köln und Aachen. Unter Napoleon I. wurde dieser Versuch der Französirung mit schonungsloser Strenge durchgeführt. In den Schulen der belgischen Städte war die flämische Sprache verpönt und mit ihr die edlen Erinnerungen der flämischen Geschichte. Die „Gloire" der großen Nation, das Glück, ein Angehöriger derselben zu sein, wurde der Jugend unaufhörlich vor Augen gehalten. Bücher in flämischer Sprache zu drucken, war unter den kaiserlichen Censoren fast unmöglich. Alle möglichen Hindernisse wurden dem Erscheinen von flämischen Zeitungen in den Weg gelegt, indem die französischen Präfecten erklärten, sie könnten Schriften, deren Sprache sie nicht verstehen, nicht bewachen und controlliren. Es galt für eine wichtige Concession, als ein kaiserlicher Erlaß vom 22. December 1812 die Herausgabe flämischer Zeitungen unter der Bedingung gestattete, daß sie von einer französischen Uebersetzung begleitet seien.

Die französische Herrschaft hatte Alles in Allem zwanzig Jahre gedauert. Die Entschlossenheit, mit welcher sie vorgegangen war, um dem belgischen Volke ihren eigenen Stempel aufzudrücken, hatte jedoch zweifellos ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Nationalität und die Sprache der Flamländer zu vernichten, war allerdings eine Aufgabe, die über ihre Macht hinausging. Doch im öffentlichen Leben hatte diese Sprache während der kurzlebigen französischen Herrschaft ihren Einfluß fast ganz verloren. Selbst als nach dem Sturze Napoleons I. Belgien und Holland als das Königreich der vereinigten Niederlande mit einander verbunden wurden, mußten Jahre verstreichen, ehe sich die holländische Regierung entschließen konnte, der flämischen Sprache ihre vollen Reste zurückzugeben.

Wieder machte sich ein störender Einfluß geltend, welcher zur Trennung Belgiens von Holland führte.

Die Wallonen waren aus nationalen Gründen in Opposition gegen

Digitized by Google

Holland. Die Masse der katholischen Flamländer stand mit den holländischen Protestanten in schlechten Beziehungen. Agenten im Interesse der Verbreitung der französischen Herrschaft verbreiteten liberale Anschauungen. Die Jesuiten schürten andererseits durch giftige clericale Ränke den bittersten Haß zwischen dem verwandten flämischen und holländischen Volke. Kleine Provinzialunterschiede in dem flämischen Dialecte, wie er in Holland, Flandern und Brabant gesprochen wird, wurden absichtlich in ihrer angeblichen Wichtigkeit vergrößert, um die Verschmelzung zwischen der holländischen und flämischen Sprache, die sich im Wesentlichen ganz gleich sind, hintanzuhalten.

So standen die Verhältnisse, als im Jahre 1830 die Septemberrevolution zu Brüssel ausbrach, welche der Verbindung zwischen Belgien ein Ende machte.

Einige unzweifelhaft liberale Institutionen wurden in Folge dieses Ereignisses eingeführt, dessen Gedenktag alljährlich mit großem Enthusiasmus von den belgischen Städten gefeiert wird. Unglücklicherweise erlangte auch die römisch-katholische Kirche durch diese Trennung Belgiens von Holland einen beträchtlichen Einfluß und eine bedeutende Macht. Durch fünfundvierzig Jahre haben in Brüssel liberale und ultramontane Regungen mit einer Regelmäßigkeit abgewechselt, welche der Verbreitung der Cultur und Civilisation unter dem Landvolke und der unteren Klasse der Städte empfindlich im Wege stand. Die Herrschaft der Liberalen war oft nur eine precäre. Sie mußten sich in der Defensive verhalten und sie hatten entweder nicht genug Zeit oder besaßen nicht die nöthige Macht, um die Hindernisse zu bewältigen, welche eine ausgezeichnet organisirte Hierarchie ihren progressiven Bestrebungen in den Weg legte. Eine andere traurige Folge der Septembererhebung, welche hauptsächlich von dem wallonischen und französisch gesinnten Theile der Bevölkerung ausging, und von den französischen Freunden jenseits der Grenze befördert wurde, bestand darin, daß sich die wallonischen Elemente in Sprachsachen eine Führerschaft anmaßten. So wurde das Reich in seiner äußeren Form französisch und die Flamländer wurden das Aschenbrödel des Staates.

Am Anfange erließ die provisorische Regierung, die aus temporären politischen Rücksichten die Gefühle der Majorität in einem gewissen Grade zu schonen wünschte, ein Decret, wonach „die Bürger in ihren Beziehungen zur Verwaltung berechtigt sind, sich nach ihrem Belieben der französischen, flämischen oder deutschen Sprache zu bedienen". Dasselbe gestattete man auch in den Beziehungen der Bürger zu den Gerichtshöfen, wofern die Richter und Rechtsconsulenten insgesammt der gewählten Sprache mächtig waren.

Der deutschen (d. h. hochdeutschen) Sprache geschah in diesem Erlasse Erwähnung, weil in einem Theile von Belgien, in Luxemburg, neben den Flamländern und Wallonen ein kleiner Volksstamm wohnt, der hochdeutsch spricht. Im Grunde genommen spricht man sohin in dem Lande drei Sprachen. Der Erlaß, der sich seinem Inhalte nach nicht auf die Angelegenheiten der Regierung und des Parlaments bezieht, war gewiß eine ziemlich bescheidene Concession. Die Gleichheit der Rechte für die zwei Hauptsprachen war darin nicht stipulirt. Doch selbst diese

Digitized by Google

so armselige Maßregel wurde bald in nur zu vielen Fällen ein todter Buchstabe.

Die Männer, die an der Spitze der Bewegung vom Jahre 1830 gestanden hatten, machten es sich augenscheinlich zur Aufgabe, eine Sprache, die von der Majorität der Belgier, von den Holländern und von Millionen von Norddeutschen gesprochen und geschrieben, oder doch leicht verstanden wird — eine Sprache, die zu dem in Ostasien bis nach Japan hin sowohl für die Colonisten als auch für die Eingeborenen als lingua franca dient, zu der erniedrigenden Stellung eines Patois herabzudrücken. Ob die Männer, welche die Macht in Händen hatten, aus Unwissenheit, oder aus wallonischer Verachtung der Flamländer oder in dem Wunsche, die Kluft zwischen Belgien und Holland zu vertiefen, in solcher Weise handelten: Der schlechte Erfolg blieb immer derselbe.

Die provisorische Regierung erklärte, es sei unmöglich, von den Gesetzen und Decreten einen officiellen flämischen oder deutschen Text zu publiciren, weil diese Sprachen, welche unter den Einwohnern gewisser Ortschaften im Gebrauche sind, von einer Provinz zur andern und von einer Stadt zur andern sich ändern. Als ob man dasselbe nicht auch von den verschiedenen Dialecten der Wallonen sagen könnte, für welche das Französische das gemeinsame Medium ist! In dieser Weise wurde in Belgien die niederdeutsche Sprache mit einem Federzuge ihrer Rechte beraubt! Und um zu dem Schaden noch den Spott zu fügen, geschah dies unter der Parole, „Freiheit in Allem und für Alle" (La liberté en tout et pour tous.)

Es kann nicht bezweifelt werden, daß diese karge Behandlung der germanischen Majorität den Keim einer Gefahr für die Unabhängigkeit des neubegründeten Staates in sich barg. Die Sache des Fortschrittes hatte in gleicher Weise darunter zu leiden. Eine Verbindung der heterogensten Parteien hatte die Revolution von 1830 zu Stande gebracht. Obgleich die wallonischen Führer bei diesem Ereignisse einen vorwiegenden Einfluß ausübten, so kann man doch nicht behaupten, daß die Anschauungen der verschiedenen Parteien, welche den Aufstand bewirkt hatten, genau nach der Verschiedenheit der Race verschieden gewesen seien. Es gab liberale Wallonen und liberale Flamländer und ebenso Jesuiten und Romanisten von wallonischer und flämischer Herkunft.

Dank der Thätigkeit der vielen Franzosen, die während der Septembertage und später hinüberkamen, gestaltete sich jedoch der Raceunterschied zwischen den Flamländern und Wallonen allmälig zu einem Parteiengegensatz, welchen die katholische Kirche schlau zu ihrem Vortheile ausbeutete. Gekränkt, beleidigt und verhöhnt wegen ihrer Muttersprache, lieh die des Französischen unkundige flämische Landbevölkerung desto williger ihr Ohr dem Priester, der in der guten, alten, heimatlichen Sprache zu ihr redete, sie aufhetzte gegen die liberalen Bestrebungen der Fransquillons und sich bemühte, den Mangel der Vertrautheit mit der „wälschen" Sprache in einen Haß der fortschrittlichen Ideen zu verwandeln.

Um diesen Ränken entgegenzuarbeiten, hätten die erleuchteten Männer von Antwerpen, Gent, Brüssel der verfolgten und beleidigten Sprache einen Schild vorhalten sollen, um so den Feinden des Fortschrittes eine Waffe zu entreißen. Allein durch viele Jahre geschah rein nichts. In

Digitized by Google

den höheren socialen Schichten der Flamländer selbst wurde die Muttersprache vernachlässigt. Die Wirkung unter den flämischen Massen war eine höchst beklagenswerthe. Zur selben Zeit fand der vorgebliche Charakter der gebildeteren Flamländer bei den wirklichen Franzosen so geringe Würdigung, daß von Paris aus fortwährend Sticheleien gegen Brüssel vom Stapel gelassen wurden.

„Je comprends parfaitement le flamand!" sagte die Gräfin So und so, die eben von dem belgischen Kleinparis nach dem Fauburg St. Honoré zurückgekehrt war.

„Comment, Madame? Impossible! Cet affreux patois de flamand!"

„Si, si! Ich war sechs Monate in Brüssel. Nach drei Monaten fing ich an, es zu verstehen. Jetzt geht mir kein Wort mehr in der Conversation verloren!

Die Gräfin hielt die französische Sprache, wie sie in den Salons der belgischen Hauptstadt gesprochen wird, für flämisch. Dies ist eine Probe von den vielen Anecdoten, wie sie damals gang und gebe waren.

Bei allen diesen Pariser Scherzen wurde jedoch die Lehre verbreitet, daß Belgien keine Existenzberechtigung habe, weil „es keine Nationalität bildet und nichts anderes als ein Zweig von dem gallischen Stamme ist!" Die kurze französische Herrschaft wurde allen Ernstes für den Titel eines dauernden Anspruchs, selbst auf die deutschen Rheinlande, angesehen. Ganze Generationen sind in Frankreich mit solchen ehrgeizigen Anschauungen genährt worden, welche sich auf eine greifbare Unwahrheit stützen. In einem officiellen Schulbuche, „Die historische Geographie Frankreichs" von Duscieux, welches unter Louis Philipp gedruckt und benutzt wurde, lautet der erste Paragraph folgendermaßen:

„Frankreich ist nicht im Besitze seiner natürlichen Grenzen, es besitzt nicht das ganze französische Gebiet. Das französische Gebiet umfaßt in Wirklichkeit die Grafschaft Nizza, Savoyen, die Schweiz, Rheinbaiern, die preußischen Rheinlande, das Herzogthum (?) Luxemburg und Belgien. Seine natürlichen Grenzen sind der Rhein von seiner Mündung bis zur Quelle, die Alpen von der Quelle des Rhein auf dem St. Gotthard bis zum Col de Cadibone!"

Dasselbe Buch fügte mit grober Lügenhaftigkeit hinzu, daß dieses „französische Gebiet" von Völkern desselben Ursprungs und derselben Sprache wie Frankreich bewohnt sei.

Dies war die Lehre selbst unter dem sogenannten Napoleon des Friedens. Können wir uns über die Früchte unter der Regierung eines Bonaparte verwundern?

Angesichts der Gefahr, welche Belgien oft zu bedrohen schien, hätten die Wallonen einsehen sollen, wie unklug es sei, den Flamländern in Sprachsachen die Gleichheit der Rechte zu versagen. Konnte das kleine Königreich hoffen, sich im Falle des Angriffes gut zu vertheidigen, wenn der Patriotismus eines großen Theils der Bevölkerung in solcher Weise systematisch getödtet wurde.

Und hatten die Belgier, die ja sahen, daß es das Ziel Frankreichs sei, den Rhein zu gewinnen, „von der Mündung bis zur Quelle" nicht genügenden Grund, um die Freundschaft der Niederlande zu suchen, dessen Bevölkerung durch diese Wiederaufnahme des alten Schreis nach der Rheingrenze in der gleichen Weise bedroht wurde? Bei dieser, bei-

Digitized by Google

den Staaten gemeinsamen Gefahr, darf man wohl daran zweifeln, ob es vom politischen Gesichtspunkte aus klug gewesen sei, der belgischen Armee einen rein französischen Anstrich zu geben, während doch für den Fall eines Krieges die den Flamländern und Holländern gemeinsame niederdeutsche Sprache zweifellos ein mächtiges Hülfsmittel der Cooperation sein konnte.

Memoiren von G. A. Snellaert und Hendrik Conscienz haben diese militärische Frage behandelt. Die Flamländer, in diesem wie in vielen anderen Punkten den volksthümlichen Klassen Englands ähnlich, haben eine Abneigung gegen das Soldatenleben. Sie ziehen den Dienst in der Marine vor. Die Officiersstellen sind daher in Belgien meistens von Wallonen besetzt. Doch unter dem Gros der Truppen sind natürlich die beiden Volksstämme im Verhältniß zu ihrer Größe vertreten. Trotzdem ist nicht nur das Commando ausschließlich französisch, sondern der ganze Verkehr wird in dieser Sprache geführt; und so streng wird die flämische Sprache ausgeschlossen, daß oft aus diesem Grunde in der belgischen Armee sehr viele gefährliche und oft tödtliche Fälle des Heimwehs vorkommen.

Nach dem Jahre 1830 wurde die Armee mit einem Male aus einer flämischen Form in eine französische umgestaltet. Viele Franzosen, die hinübergekommen waren, halfen bei dieser Reorganisation mit. Nun wünschen jetzt nicht einmal die tapfersten Kämpen für die Rechte der flämischen Zunge, daß dies derzeit in der regulären Armee wieder anders werde, obgleich sie die Praxis der Schweizer zu ihren Gunsten citiren könnten. Selbst das „flämische Comité", welches die Regierung eingesetzt hatte, nahm Anstand, die Bildung besonderer flämischer und wallonischer Regimenter zu empfehlen. Dagegen rieth das Comité, und wohl mit gutem Rechte, man solle zum mindesten die Landwehr der flämischen Provinzen in ihrer eigenen Sprache commandiren, dieses Idiom in den Regimentsschulen nicht aus dem Lehrplane verbannen; in die militärischen Bibliotheken auch flämische Werke aufnehmen und in der Militärakademie nicht blos Englisch und Deutsch, die Sprachen der zwei Nationen, welche möglicherweise als Verbündete Belgiens auftreten könnten, lehren, wie dies bisher der Fall gewesen, vielmehr auch den Unterricht in der flämischen Sprache hinzunehmen.

Der Soldat germanischen Ursprunges sollte nicht vor seinem wallonischen Kameraden, in dessen Sprache Alles durchgeführt wird, wie ein Dummkopf dastehen, der, wenn er die Worte des Officiers oder Corporals nicht sofort begreift, der schimpflichsten Behandlung ausgesetzt ist. Der belgische Officier, wenn er ein Wallone ist, sollte nicht verächtlich auf die Leute hinabsehen, die von dem großen Grundstocke der Nation herstammen. Er sollte für sich sein, zu seinen Soldaten in ihrer eigenen Sprache reden, um seinen Nachbar von den Niederlanden zu verstehen, mit dem er möglicherweise auf dem Schlachtfeld zusammenkämpfen wird. Dies sind Vorschläge, welche in Belgien aus der Natur der Dinge zu fließen scheinen; trotzdem sind sie gänzlich mißachtet worden.

Eine Vergleichung mit der Schweiz dürfte hier am Platze sein. Ebenso wie in Belgien, giebt es auch in der Schweizer Republik verschiedene Nationalitäten; die deutsche, die französische, die italienische und die „Romanische", welche letztere eine Unterabtheilung des italienischen

Digitized by Google

Elementes im Bunde bildet. Mehr als zwei Drittel der Schweizer sind der Abstammung und der Sprache nach Deutsche. Und doch wird in der Schweiz, durch die Constitution und die Praxis, die Gleichheit der Rechte aller Landessprachen anerkannt. Die große deutsche Majorität der Republik läßt den Forderungen der Minorität volle Gerechtigkeit widerfahren. In Belgien dagegen, unter der Herrschaft eines königlichen Hauses von deutscher Herkunft, unter der Regierung eines Prinzen von Koburg, hat die deutsche Majorität großes Unrecht zu leiden gehabt und leidet es noch immer, allerdings, wie man zugeben muß, nicht ohne eigene Schuld.

Ein Führer der flämischen Bewegung hat in einem Artikel, von dem wir hier eine Stelle als eine Probe der niederdeutschen Sprache Belgiens wörtlich Folgendes bemerkt:

„Onbegrypelik moet het den vreemdeling schynen, dot onder den vryheden van godsdienst, vermaetschapping, druckpers en onderwys wat zeggen wy? dat onder oer wettelik gewaerborgte taelvryheid slechts eene schynvryheid voor den Vlaming bestaed; dat in een word, de fransch, niet dan fransch sprekende inwooner tot allen ambten en eeren geraken kan, terwyl de vlamsch sprekende overal burtengesloten blyft, en geen deel nemen kan on's lands bestuer, an's lands welvaert, dan nadat hy ouders en vooronders veerlochend heeft, dan nadat hy onder het hotelike taeljuk den nek geplooiden naer de fransche flint heeft leeren dansen.

Das heißt:

„Unbegreiflich muß es dem Fremdling erscheinen, daß unter den Freiheiten des Gottesdienstes, des Vereinswesens, der Presse, des öffentlichen Unterrichts, was sagen wir, daß unter der gesetzlich verbürgten Sprachfreiheit für den Flamländer nur eine Scheinfreiheit besteht, daß, mit einem Worte, der französisch und nichts als französisch sprechende Einwohner alle Aemter und Ehren erreichen kann, während der flämisch Sprechende überall ausgeschlossen bleibt und keinen Theil nehmen kann an des Landes Besteuerung, an des Landes Wohlfahrt, wofern er nicht seine Väter und Vorväter verleugnet hat, wofern er nicht unter das verhaßte Sprachjoch den Nacken gebeugt und nach der französischen Flöte tanzen gelernt hat."

Jeder, der der deutschen und englischen Sprache mächtig ist, wird auf den ersten Blick wahrnehmen, daß das flämische zwischen beiden die Mitte hält und der ersteren Sprache so nahe kommt, wie viele Dialecte, die man in Deutschland selbst spricht. Der Deutsche, der „Reineke der Fuchs" im „Platt" seines eigenen Landes lesen kann, wird einen Flamländer leicht verstehen. Ein Blick auf die Proben der hochdeutschen, schwäbischen, schweizerischen, holländischen, westphälischen und flämischen Mundarten, wie sie Vermeire zusammengestellt hat, zeigt, wie nahe sie einander verwandt sind. Auch der Engländer, welcher die saxonische Grundlage seiner Sprache im Auge behält, wird das Flämische spielend erlernen. Mit vollem Rechte sagte einmal ein flämischer Dichter und Schriftsteller, daß „hoog en neer duitsch staen tot elkander gelyk de rechte tot der slinke hand. Hochdeutsch und Niederdeutsch stehen zu einander gleich der rechten zur linken Hand.

Dem belgischen Niederdeutschen dient seine Sprache als Schlüssel

Digitized by Google

zu allen Sprachen des Nordens: zu der deutschen, dänischen, schwedischen, ja selbst zur englischen Sprache; ganz abgesehen von der holländischen, mit welcher die flämische nahezu identisch ist. Auf diese Thatsache hat Mr. L. Jottrand der Aeltere, einer der Begründer der belgischen Unabhängigkeit und eine Wallone von Geburt, öfters aufmerksam gemacht. Mit beredten Worten, für welche ihm die Flamländer vielen Dank schuldig sind, hat er dargethan, wie großes Unrecht ihnen von seinen wallonischen Landsleuten angethan werde, deren Versuche, ihre deutschen Mitbürger zu französiren, die Letzteren von großen Quellen der intellectuellen Bildung ausgeschlossen haben.

Die niederdeutsche Sprache, deren man sich im vorherrschenden Maße längs der Nord- und Ostsee bedient, ist in ihrer holländischen Form die Sprache der Verwaltung und des Handels in den verschiedensten Ländern Asiens, Afrikas und Amerikas. In den reichsten Colonien des stillen Oceans ist sie die Sprache der Civilisation. China und Japan sind durch ihren Verkehr mit Holländern und durch Vermittelung holländischer Bücher, welche für den Flamländer flämische Bücher sind, mit der europäischen Civilisation bekannt geworden. Wird man es, angesichts dieser Thatsache glauben wollen, daß Belgien im Auslande von vielen diplomatischen Gesandten und Consuln vertreten ist, die von der flämischen Sprache so viel wissen, wie von der türkischen?

Unter der Regierung der früheren Vereinigten Niederlande bedienten sich die Deputirten beider Kammern der Generalstaaten entweder der holländischen oder flämischen Sprache, oder der französischen, je nach dem Belieben des einzelnen Deputirten. In der Kammer und dem Senate von Brüssel spricht man ausschließlich französisch. Ein trügerischer galloromanischer Stempel ist auf diese Weise dem belgischen Theile der Niederlande aufgedrückt worden. Schritt für Schritt ist die flämische Sprache in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht ganz vertrieben worden, selbst in den Gerichtshöfen und in communalen Angelegenheiten. Oft wurde der Bauer in einer Sprache verurtheilt, von der er keine Silbe verstand. Wenn er reiste, mußte er bei der Eisenbahn sein Fahrbillet in einer ihm gänzlich fremden Sprache begehren, eine etwas schwere Aufgabe! Eine Veränderung hätte ohne Zweifel leicht herbeigeführt werden können, wenn die an der Spitze stehenden Flamländer und die Abgeordneten der flämischen Provinzen ihre sprachlichen Rechte praktisch aufrecht erhalten hätten. Die großen französisch geschriebenen und zum größten Theile von Franzosen geleiteten Journale würden allerdings versucht haben, solche Selbsthülfe unschädlich zu machen, indem sie den in niederdeutscher Sprache gehaltenen Reden die Aufnahme verweigert hätten. Derartige Mittel hätten indessen unmöglich durch längere Zeit Stich zu halten vermocht.

Unglücklicherweise ließen sich die Flamländer von einer Anklage beeinflussen, welche wallonische Schriftsteller gerne gegen sie erhoben und die dahin ging, daß unter der flämischen Sprachenbewegung Orangeistische Aspirationen stecken, das heißt: ein Streben, die holländische Regierung wieder herzustellen. Es war dies ein bloßer Vorwand und er war um so greifbarer, als die Wallonen durch ihre Behauptung sich so zu sagen selbst widersprachen. Früher hatten sie auf die angeblich große Differenz zwischen dem holländischen und flämischen Idiom Gewicht gelegt, um

Digitized by Google

zwischen den Flamländern und dem holländischen Volke Zwietracht zu säen. Nun wo der Zweck erreicht war, beschuldigten sie den Flamländer, der seine Muttersprache zu sprechen wünschte, er arbeite für die politischen Ziele Hollands, da das Holländische und das Flämische sich im Wesentlichen ganz gleich sind.

Wem fällt hier nicht die bekannte Fabel Aesops ein?

Durch zehn Jahre ertrug Flandern stumm seine Beschwerden. Endlich, im Jahre 1840, richteten zweihundert Gemeinden Petitionen an das Abgeordnetenhaus in Brüssel, in welchen sie begehrten:

I. Daß alle Provinzial- und Localangelegenheiten in den flämischen Theilen des Landes in flämischer Sprache geführt werden.

II. Daß die Staatsbeamten in diesen Theile des Landes sich in ihrem Verkehre mit den Gemeindebehörden und den Bürgern der flämischen Sprache bedienen.

III. Daß diese Sprache vor den Gerichtshöfen zur Anwendung komme, wenn die Parteien oder der Angeklagte sie verstehen.

IV. Daß zur Förderung der flämischen Literatur eine flämische Akademie, oder zum mindesten eine flämische Lection der Akademie in Brüssel errichtet werde.

V. Daß die flämische Sprache sich an der Universität von Gent und an den anderen Staatsschulen derselben Rechte, wie die französische Sprache erfreuen.

Seit der Ueberreichung dieser Petition wurden alljährlich, wie wir aus dem Berichte des oben erwähnten Comités entnehmen, die Beschwerden der Flamländer vor die Kammer gebracht. Jedes Mal legte sie die Majorität bei Seite, ohne sie einer Prüfung zu würdigen. Wenn gelegentlich eine kleine Concession gemacht wurde, so fand man nachträglich Mittel, das Gesetz unschädlich zu machen. So geschah es mit dem Gesetz betreffs des Unterrichts in den Mittelschulen. In Gent und anderen Städten wurde die flämische Sprache in der ersten Klasse gar nicht gelehrt und in der zweiten und dritten Classe in einer einzigen Stunde abgefertigt, während selbst für das Englische und Deutsche eine doppelte Anzahl von Stunden angeordnet war.

Was würden die wackeren Bürger von Gent gesagt haben, wenn sie aus ihren Gräbern hätten aufstehen können, sie, die die Grafen von Flandern vor dem Regierungsantritte in der guten, niederduitschen Sprache hatten schwören lassen, **alde bestaende wetten, vorregten, vryheden en gewoonten van't graefschap en van de stad Gent te onderhouden en te doon onderhouden**, das heißt: „alle bestehenden Gesetze, Vorrechte, Freiheiten und Gewohnheiten von der Grafschaft und von der Stadt Gent aufrecht zu halten und aufrechterhalten zu lassen." Wie unwillig würden diese alten Bürger auffahren, wenn sie sehen müßten, daß bei der Erziehung ihrer Kinder das erste natürliche und herkömmliche Recht eines Volkes mit Füßen getreten wird? Was würde ein Artevelde, was würde der große „Ruwaerd von Vlandern", der Beschützer Flanderns gedacht und gesagt haben?

In Europa, selbst in Deutschland, welches in dieser Angelegenheit ein specielleres Interesse haben sollte, hat die flämische Sache ungeachtet der Anstrengungen einiger ausgezeichneten germanischen Gelehrten lange nicht jene Aufmerksamkeit erregt, welche sie verdient. Die Schuld liegt

Digitized by Google

zum Theil in der auffallenden Unkenntniß des engen Bandes, welche das flämische, das holländische und alle übrigen niederdeutschen Idiome mit einander verbindet. Zum Theile fühlt man sich wohl auch durch die Einmischung des fanatischen römischkatholischen Clerus zurückgestoßen, welcher die flämischen Bestrebungen irre zu führen suchte.

Im Jahre 1858 bildete sich in Brüssel ein liberaler Verein, der es zu seiner Aufgabe machte, die flämische Sprachenbewegung mit der Bewegung für die Sache des Fortschritts zu verknüpfen. Mit der Thätigkeit dieses Vereins, welcher in Antwerpen, Gent, Brügge und an anderen Orten Mitglieder hatte, schien in der Entwickelung der niederdeutschen Race von Belgien ein neuer Abschnitt zu beginnen. Der Name der Verbindung war: **Maatschappij tot Opbeuring de Vlamsche Bevolikng** („Verein zur Erhebung des flämischen Volkes); seine Devise „**Vlamingen voornit!**“ (Flamländer, vorwärts!) Der Zweck des Vereines war einerseits für die Gleichheit der Sprachenrechte einzustehen, andererseits die Aufklärung der Volksmassen in dem Sinne einer wahrhaft constitutionellen Regierung und der Opposition gegen die römische Hierarchie zu befördern, so daß die Wahlen für die Kammer und für die Provinzial- und Communalverwaltung im progressiven Geiste vorgenommen werden.

Der Verein sollte in flämischer Sprache Bücher, Brochüren und Zeitschriften herausgeben. Er sollte sich auch der Reform des Volksschulwesens annehmen und die Unentgeltlichkeit des Unterrichts anstreben. Paragraph V. der Vereinsstatuten setzte als Regel fest, daß nur Männer, von denen es bekannt ist, daß sie liberalen Principien und aufgeklärten Anschauungen huldigen, in den Verein aufgenommen und demselben als Mitglieder angehören können. Unter den Führern, die den Verein gegründet hatten, oder ihm später angehörten, waren viele Mitglieder des Abgeordnetenhauses, mehrere ausgezeichnete Professoren der Brüsseler Universität, Schriftsteller und andere namhafte Männer der liberalen Partei.

Vieles von dem, was der Verein auszuführen versprochen hatte, blieb unerfüllt. Doch nichtsdestoweniger hat seine Thätigkeit der flämischen Bewegung einen neuen Aufschwung gegeben. Unter den Forderungen, die der Verein in sein Programm aufgenommen, scheinen folgende von dem einfachsten Gefühle der Gerechtigkeit dictirt zu sein.

„Daß die Wallonen verhalten seien, in allen jenen Fällen flämisch zu verstehen, in welchen die Flamländer verbunden sind, französisch zu verstehen.

Daß die officiellen Protokolle der flämischen Gemeinden in flämischer Sprache abgefaßt werden, wie diejenigen der wallonischen Gemeinden in französischer Sprache abgefaßt sind.

Daß die Erlässe der Provinzialverwaltung und der Regierung in beiden Landessprachen officiell publicirt werden, sodaß alle Belgier in der Lage seien, Kenntniß davon zu nehmen.

Daß in derselben Weise die Debatten und Parlamentsacte in beiden Sprachen publicirt werden und daß beiden Texten die gleiche Gesetzeskraft zukomme.

Daß Gerichtsangelegenheiten in dem flämischen Theile Belgiens ausschließlich in flämischer Sprache verhandelt werden.

Daß alle Beamten mit Ausnahme derjenigen, welche von den Ge-

Digitized by Google

meinden angestellt werden, sowohl in dem flämischen, wie in dem wallonischen Theile des Landes, verbunden seien, beide Landessprachen zu kennen, sodaß ein Wallone oder ein Flamländer in seinem eigenen Lande nicht wie ein Fremder behandelt werde.

Schließlich, daß in dem ganzen Königreich dem Unterrichte in der flämischen und in der französischen Sprache die gleiche Bedeutung beigemessen werde."

Diese Forderungen beweisen, daß ihre Urheber sowenig eine Trennung oder einen Gegensatz zwischen den beiden Volksstämmen, als die Unterwerfung des einen unter den andern gewünscht haben, daß sie vielmehr anstrebten, den innigsten brüderlichen Verkehr herbeizuführen.

In Folge der ungerechten Behandlung der Flamländer wurde die Erbitterung eine so große, daß sich die Regierung gezwungen sah, durch ihre diplomatischen Agenten im Auslande Erkundigungen einzuziehen, wie sich die Verhältnisse in fremden Ländern gestaltet haben, wo verschiedene Sprachen bestehen. Es liefen Berichte ein aus der Schweiz, aus den damaligen sardinischen Staaten, (in denen italienisch und französisch gesprochen wurde) aus Oesterreich und Schleswig-Holstein, das dazumal noch unter der dänischen Regierung stand. Auch Belgien hatte sozusagen seine Schleswig-Holsteinische Frage! So war es denn in der That hoch an der Zeit, daß etwas geschehe, den Beschwerden der Flamländer abzuhelfen.

Obgleich in den letzten Jahren in Bezug auf die Verhandlung der Gerichtsangelegenheiten eine kleine Concession gemacht wurde, so hat die flämische Bewegung doch noch einen harten Strauß auszufechten. Belgien ist bekanntlich ein Land, das zwischen Deutschland, Frankreich und England in der Mitte liegt. Die natürliche Stütze nicht nur des niederduitsch sprechenden Volkes, sondern des Landes überhaupt, ist auf der einen Seite England, auf der andern Seite die deutsche Nation, die keine Annexionsgelüste hat, die vielmehr mit der Majorität der Belgier durch Bande der Freundschaft und des Blutes verknüpft, ebenso, wie dies zwischen den Flamländern und Engländern der Fall ist. Allein der geistige Contact zwischen Belgien und Deutschland ist bisher auf die verschiedenste Weise erschwert worden, so namentlich durch die hohen Zölle, welche auf Bücher und andere Drucksachen aus Deutschland gelegt wurden, während man von den französischen Büchern und Drucksachen nur geringe Zölle einhob. Der eigentliche Zweck dieser Maßregel läßt sich aus einer charakteristischen Zusatzverordnung leicht ersehen. Auch Frankreich hatte bis in die jüngste Zeit eine deutschsprechende Bevölkerung in Lothringen und es hat noch immer eine flämisch sprechende Bevölkerung in den nördlichen Departements. Es wurden nun alle in Frankreich, sei es nun in hochdeutscher oder in niederduitscher Sprache erschienenen Bücher und Drucksachen von Seite Belgiens mit eben so hohen Zöllen beschwert, als die aus Deutschland kommenden. Das Privilegium galt nur für die in französischer Sprache erschienenen Druckwerke. Diese Maßregel wurde augenscheinlich in der Absicht ergriffen, um das flämische Volk zu französisiren.

Man kann ohne Weiteres zugeben, daß die moderne flämische Literatur mit der französischen keinen Vergleich erträgt, obgleich die erstere lange nicht so unbedeutend ist, wie manche glauben und die letztere auch nicht

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die kleine Kokette.

Nach dem Gemälde von W. Zimmer.

Digitized by Google

Digitized by Google

lauter pures Gold enthält. Die ganze flämische Literatur ist aber zum mindesten heimisches Gewächs, während ein großer Theil der sogenannten französischen Literatur Belgiens nur importirt ist. Die geistige Productivität des niederdeutschen Volksstammes in Belgien darf in keiner Weise unterschätzt werden. Er hat eine große und edle Vergangenheit aufzuweisen, in der Politik sowohl als in der Kunst. Und auch noch heute gehören die besten Maler und Bildhauer Belgiens jenem Volksstamm an, der in früheren Zeiten die vollendetsten künstlerischen Werke hervorbrachte.

In Flandern und Brabant war die bürgerliche Freiheit zu jener Zeit, als diese Provinzen in engerer Verbindung mit Deutschland standen, in vollster Blüthe. Auf diesem Boden wurden denkwürdige Schlachten gegen inländische und fremde Feinde geschlagen. Heute, wo Deutschland ein Interesse daran hat, die Unabhängigkeit Belgiens ebenso aufrecht erhalten zu sehen, als die der Schweizer Republik, könnte ein innigerer geistiger Contact mit einem verwandten Volke viel dazu beitragen, die dunklen Mächte der Pfaffenherrschaft zu verscheuchen und so den Triumph des Rechts und des Lichts zu beschleunigen. In diesem Sinne empfiehlt es sich, die niederdeutsche Bevölkerung aus der eigentlichen Quelle ihres Ursprungs aufzufrischen, dabei aber in vollstem Maße die Stellung des Landes aufrecht zu halten, wonach es weder deutsch noch französisch ist.

Welträthsel.

Ob auch Dein Geist sich auf zu Sternen schwinge,
Ob er zum Mittelpunkt des Erdballs dringe
Und jede Kraft zu seinem Dienste zwinge,
Nie wirst Du schauen auf den Grund der Dinge.
Kein Stern wird leuchten, der den Lichtstral bringe,
Bei dem es zu ergründen Dir gelinge,
Wo an der Schöpfung ew'gem Zauberringe
Der Anfang mit dem Ende sich verschlinge.
Des Welträthsels Lösung ahnst Du nur —
Ein Drang, der rastlos nach Vollendung ringt,
Ein Sehnen ist die Seele der Natur.
Nenn' es Erinnerung an Gott, Instinct,
Es bleibt ein Suchen nach des Pfades Spur,
Der einst genoss'nem Glücke näher bringt.

Th. Nöthig.

Digitized by Google

Barbarossas Grab.

Neues Licht auf dunkle Stellen.

Es war während Deutschlands trübster und zugleich größter Zeit, als Rückert das Lied vom alten Barbarossa sang, ein Lied, welches längst zum Volksliede geworden ist. Dem Gedächtniß des Volkes war die glänzende und sympathische Kaisergestalt nie ganz entschwunden; die Romantik jener Tage machte den eigentlich ritterlichen Kaiser zum Repräsentanten mittelalterlicher Herrlichkeit und ließ ihn als solchen neu aufleben. Hat später eine andere Zeitströmung, die moderne Realpolitik, statt seiner den Kaiser Otto I. in den Vordergrund gerückt, so konnte das romantisch verklärte Bild des großen Staufers doch nicht verdrängt werden. In der Gegenwart singt man wohl noch gern und oft das Rückertsche Lied, aber doch ohne das Verständniß, ohne die Begeisterung der Romantiker. Der mittelalterlichen Idee von deutscher Reichs- und Kaiserherrlichkeit kann das neue deutsche Reich nur fern und fremd gegenüberstehen, ohne daß es deshalb seine Pietät und Vorliebe für den alten Barbarossa und seine Person zu verleugnen geneigt wäre. Sangen und träumten unsere Vorfahren in romantischer Stimmung von dem Kaiser im Kyffhäuser, so sucht und forscht die realistisch angelegte Gegenwart nach greifbareren Zielen. Und ganz diesem mächtigen Zuge unserer Zeit entsprechend entstand, als durch Blut und Eisen das neue deutsche Reich zusammengeschweißt war, in dem Kopfe eines Mannes, den vordem die Romantik zu den Ihrigen zählen durfte, der Gedanke, nach den verlorenen Gebeinen Friedrich Barbarossas in der Kathedrale von Tyrus, wo sie beigesetzt worden, Nachforschungen zu veranstalten, um die irdischen Reste des einstigen Repräsentanten deutscher Macht und Herrlichkeit in die alte Heimat, in das neue Reich zurückzuführen. Es war Professor Sepp in München, der bekannte Orientreisende, der diesen Gedanken faßte und ihn dem Reichskanzler unterbreitete. Wie dieser Gedanke sich gestaltete und der Verwirklichung zugeführt wurde, das ersehen wir aus dem Briefwechsel zwischen Sepp und dem Reichskanzler bez. den Reichsbehörden, welcher sich abgedruckt findet in der „Meerfahrt nach Tyrus zur Ausgrabung der Kathedrale mit Barbarossas Grab. Im Auftrag des Fürsten Reichskanzlers unternommen von Professor Dr. Sepp (Leipzig, 1879, E. A. Seemann) in einem besonderen Anhange unter dem Titel „Officiöse Beilagen". In diesem umfassenden Werke sind auch die Ergebnisse jener wirklich ausgeführten Expedition nach Tyrus niedergelegt, welche Professor Sepp im Frühjahr 1874 mit seinem Sohne und Dr. Hans Prutz, einem Sohne unseres unvergeßlichen Robert Prutz, unternahm,

Digitized by Google

ohne indessen zur Auffindung der Gebeine Barbarossas zu gelangen. In einem der neuesten (330.) Hefte der Virchow-Holtzendorff'schen Vortragsammlung unter dem Titel „Kaiser Friedrich Barbarossas I. Tod und Grab" (Berlin 1879) hat Professor Sepp neuerdings die eigentliche, noch unerledigte Kontroversfrage nach dem Verbleib von Barbarossas Gebeinen behandelt und ist dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt.

Es war am Sonntag den 10. Juni 1190, als Barbarossa seinen Tod fand. Für das deutsche Heer, welches am 17. Mai 1190 die Schlacht bei Iconium gewonnen hatte, galt es, auf den Wegen Alexanders des Großen den Salef oder Kydnus (Kalykadnus) in Kilikien zu erreichen, dessen eiskaltes Wasser von den Aerzten gegen Gicht verordnet ward. Unter ungeheuren Beschwerden erstieg man das Gebirge; die kranken Ritter und Knappen wurden auf Bahren hinaufgetragen, an schwindelnden Abgründen und Wildbächen vorüber. Auf der Südseite des Bergzuges ruhten sie auf einer Flur, indeß der Kaiser, den Paß zu umgehen, eilig ans Ufer herabgestiegen war und gegen den Willen der Seinen sich dem Strome anvertraute, dessen Wogen ihn fortrissen. Nach anderer Version war ihm das Uebersetzen gelungen und er hatte jenseits das Mahl eingenommen, aber von Hitze erschöpft, zu baden gewagt, wobei er plötzlich entkräftet und zum Tode erschlafft war. Nach einer anderen, von Sepp näher bezeichneten arabischen Quelle wird des Kaisers Tod wie folgt berichtet:

„Zwei armenische Edle, die Brüder Constanz und Balduin von Camardais kamen zum Marschall der Deutschen im Auftrag ihres Herrn Livon (Leon), dem Kaiser die Wege und Pässe durch Armenien zu weisen. Da der Zug an der Brücke sich stopfte, sprachen sie, man könne auch durch den Fluß passiren. Sofort stieg Fedric zu Roß, und mit ihm sein Sohn, der Schwabenherzog. Die Cavaliere aber sprachen: „Sir, wir wollen vor Euch hinüber und Euch die Passage zeigen. Er hieß sie mit seinem Sohne, dem Herzog, vorangehen. Als sie nun jenseits sich umwandten, sahen sie, wie der Kaiser sich in das Wasser hinabließ, einen Ritter vor und hinter sich, da sie aber inmitten der Strömung kamen, überstürzte sich das Roß, das er ritt, und er fiel in den Fluß. Durch die ausgestandene Hitze und nunmehrige Wasserkälte verlor er die Kraft, sich zu helfen, die Adern seines Körpers öffneten sich, so daß er ertrank. Seine Leute waren so bestürzt, daß sie sich nicht zu rathen wußten, wie sie ihren Herrn wieder zum Leben bringen sollten. Der Tod des großmächtigen Herrn war ein schwerer Verlust für die Christenheit, er erfolgte 1190 am 4. August, einem Sonntag. Man zog den Leib aus dem Flusse und balsamirte ihn zum Begräbniß, so wie es dem Kaiser ziemt, trug ihn nach der Stadt Antiochia und beerdigte ihn in der Kirche St. Peter an der linken Seite des Chors neben der Sepultur des Bischofs Gobert (Adhemar) von Pui. Rechterhand ist der Platz, wo man die Lanze des Longinus auffand."

Friedrich Barbarossa starb zu rechter Zeit. Sepp verhehlt uns nicht die bittere Wahrheit: von dem stattlichsten Kreuzheere, das noch ausgezogen, fanden sich bei der Ankunft in Palästina nur fünf Procent zusammen, die anderen waren todt oder zerstreut, etwelche wohl auch gefangen. Auch ohne sich mit einem Heere zu schleppen, ist in der

Digitized by Google

Glut der syrischen Sonne kaum vorwärts zu kommen; wer konnte sich auch verhehlen, daß der siebzigjährige Greis lebend von diesem Zuge nie mehr zurückkehren werde, sondern unerwartet das Opfer des Fiebers oder Sonnenstiches, der Dysenterie oder Pest werden mußte, wenn ihm nicht mit und ohne Bad die Kraft ausging und ihn der Schlag traf. Die Deutschen hatten gleich beim Auszug Friedrichs die Hoffnung aufgegeben, daß er wieder zurückkehren werde, schreibt der Annalist von Reinhardsbrunn.

Niedergeschlagen gelangte nach Barbarossas Tod der Rest des Heeres nach Tarsus, wo die Eingeweide der kaiserlichen Leiche, wahrscheinlich in der Sophienkirche, ceremoniös beigesetzt wurden, während mit dem übrigen Theile des Leichnams eine seltsame Bestattung nach uraltem deutschen Brauche vorgenommen wurde. Darüber schreibt Vinisauf, welcher als Kaplan den König Richard Löwenherz in dessen Kreuzzug begleitete, Itin. Ric. I. 56: „Man schmückte den Körper des Kaisers mit königlichem Prunk, um ihn nach Antiochia zu bringen. Dort entfernten sie nach mannigfachem Auskochen die Knochen vom Fleische, und zwar ruht das Fleisch in der Kirche des Apostelsitzes, die Gebeine aber führten sie zur See nach Tyrus, willens, sie nach Jerusalem zu übertragen." Mit selbstständigem Griffel verzeichnet Benedikt von Peterborough Chron. 1170—1199, S. 566: „Der ganze Körper ward in Stücke zerschnitten, das Fleisch gekocht, die Gebeine herausgezogen, Fleisch und Gehirn in Antiochia bestattet, das Skelett aber bis Tyrus mitgenommen und hier beigesetzt."

Aus diesen und zahlreichen anderen citirten Quellen folgert Sepp, daß eine dreifache Beisetzung der irdischen Ueberreste Barbarossas stattgefunden hat: einmal der Eingeweide in der Vaterstadt des heiligen Paulus zu Tarsus, und von Herz, Gehirn und den zerstückten Körpertheilen in Antiochia; sodann führte man die Gebeine mit dem Haupte (!) in einer hölzernen Kiste bis Tyrus mit, um sie hier provisorisch beizusetzen, in der Meinung, sie später nach Jerusalem zu bringen.

Diese altheidnische deutsche Sitte der Bestattung ist beiläufig gerade in den Zeiten der Kreuzzüge häufig in Anwendung gekommen, sie wurde erst im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts durch ein Verbot des Papstes Bonifaz VIII. beseitigt.

Zum Beweise dessen, daß Barbarossas Gebeine in Tyrus ruhten, theilt Professor Sepp als neuen Beleg aus Abu Schama ein bisher noch unbekanntes Schreiben der Christen in Tyrus aus dem Jahre 1197 an Kaiser Heinrich VI. mit, in welchem sie denselben um Beistand gegen die andrängenden Egypter bitten und ihn zu einem neuen Kreuzzuge auffordern. „Die Gebeine seines Vaters (so sagten sie u. A.), ruhten bis zur Stunde in Sur (Tyrus) in einem Sarge in schön verzierter Seidenhülle und sähen der Befreiung aus der Gefangenschaft entgegen. Aber er könne nur in Jerusalem bestattet werden, wenn es in unserer Hand sei." Dort ruhten die Könige des lothringischen Reiches seit Gottfried von Bouillon. Inzwischen war aber Barbarossas Sohn, Heinrich VI., als er dem sog. deutschen Kreuzzuge folgen wollte, am 28. September 1197 in Messina gestorben und die Bitte der Christen von Tyrus blieb unerfüllt.

Digitized by Google

Wie bereits erwähnt, ist die Sepp'sche Expedition nach Tyrus behufs Ausgrabungen an der dortigen Kathedrale nach den Gebeinen Barbarossas insofern erfolglos geblieben, als man zwar den Krönungsmünster der letzten Kreuzkönige aufgedeckt, die gemauerte Grabstätte aber leer gefunden hat. Daß in der letzteren die Gebeine Barbarossas dereinst wirklich beigesetzt und erst später irgendwo hergeschafft wurden, behauptet Sepp mit großer, übrigens nicht unbestritten gebliebener Bestimmtheit. Für die Frage, wohin die Gebeine Barbarossas kamen, hat Sepp folgende Antwort: „Bringt man in Anschlag, daß die Reliquien des Kaisers wie Märtyrerknochen in Goldstickerei und Seidenhemd gefaßt waren und so aus der Kathedrale von Tyrus nach Deutschland, nach dem Dom der Salier am Rheine verbracht wurden, wie leicht können sie, mit dem Leibe eines Heiligen verwechselt, noch in einer Sacristei, wo nicht auf einem Altar, ausgestellt sein! In Speyer ruht Beatrix, Barbarossas Gemalin, aber von ihm selbst findet sich in dem Verzeichnisse der im Dome ruhenden Kaiser keine Spur Ein glücklicher Zufall könnte vielleicht doch noch zur Auffindung der Gebeine führen. Wie dem indessen auch sei, Sepp's Expedition nach Tyrus und seine dankenswerthen Veröffentlichungen darüber haben das merkwürdige Schicksal dieser Kaiserleiche in ein etwas helleres Licht gestellt.

Paul Dehn.

Carmen.

Erzählung von **Fr. Levanti.**

(Fortsetzung.)

XXXVIII.

Carmen setzte sich zu den Damen und trank eine Tasse Thee mit ihnen, während die junge schöne Gräfin Hartenstein von ihrer Reise erzählte. Niemand beachtete Carmens tödliche Bläſſe oder das Zittern ihrer Hände, und sie selber sah nur die hohe dunkle Gestalt, die sich, sie wußte wohl warum, vom Lichte abgewendet hatte und aus dem Fenster sah.

„Lieber Walter, wonach siehst Du eigentlich?“ fragte Gräfin Hildegard. „Die Gegend kannst Du doch bei dieser Dunkelheit nicht mehr erkennen.“

Nun fing er an zu sprechen und dre Ton seiner Stimme ging Carmen durchs Herz.

„Nein, liebe Mutter, sehen kann ich nichts mehr“, gab er zur Antwort; „ich hatte mich nur in Gedanken verloren.“

„Das thut er oft, Mama“, fiel Adelheid ein. „Ist er immer dazu geneigt gewesen?“

„Ich wüßte nicht“, erwiederte Gräfin Hildegard; „ich habe immer geglaubt, daß er mehr zur Thätigkeit als zur Träumerei geneigt wäre.“

Eine war hier, die nur zu gut begriff, warum er stumm geblieben. Eine, die wußte, was er litt und wie er sich mühte, seinen Schmerz zu bezwingen.

„Du hast Recht, liebe Mutter“, gab er zur Antwort; „für gewöhnlich gebe ich mich wenig mit Trämereien ab, wie sollte ich dazu kommen?“

Er verließ das Fenster, zog einen Stuhl neben den Sessel der Mutter und begann ein eifriges Gespräch mit ihr. Dabei entging ihm aber nicht eins der anmuthig freundlichen Worte, die Adelheid im halblauten Geplauder an Carmen richtete.

Bis jetzt hatte er die Gesellschafterin seiner Mutter noch nicht einMal angesehen, aber nun fühlte er, daß er schnell die volle Selbstbeherrschung wiedergewann. Er erzählte von seiner italienischen Reise und vom Hartenstein, immer ohne Carmen anzusehen, weil er fürchtete, durch den Ausdruck seines Gesichts sich und seine Liebe zu verrathen. Das Gespräch wurde nach und nach ein Allgemeines, aber Carmen anzureden wagte er nicht. Einmal hatte sie, um ihn zu ermuthigen, eine Bemerkund an ihn gerichtet; seine Antwort beschränkte sich jedoch auf eine Ver-

Digitized by

beugung. Sobald er mit ihr sprechen wollte, waren ihm die Lippen wie versiegelt.

Seine Mutter dagegen redete sie häufig an, und Adelheid lächelte freundlich, wenn das junge Mädchen etwas sagte.

„Ich müßte eigentlich um Verzeihung bitten, Fräulein Erbach, daß ich Sie immer Carmen nenne", bemerkte Gräfin Hildegard; „aber der Name gefällt mir so sehr."

„Mir auch", sagte Adelheid. „Carmen, das klingt eben so stolz wie melodisch; findest Du das nicht auch, lieber Walter?"

„Ja, der Name ist schön", erwiederte er mit schmerzlicher Anstrengung. Gegen seinen Willen trugen ihn die Gedanken, der Name Carmen zwang sie dazu, zu jenem weinumrankten Fenster zurück und „Nur ein Angesicht am Fenster, Nur ein Angesicht", klang es ihm im Ohr. Und dann sah er die sonnigen Straßen von Lissabon, das grüne Thal, die kleine Kirche, den Blumenmarkt, den Platz, auf dem sie sich damals mit Thränen und Herzweh getrennt hatten, und endlich den Park bei der Hauptstadt, wo sie auf ewig von einander Abschied genommen. Er hätte aufschreien mögen in der Qual dieser Erinnerungen, die alle durch das eine Wort, den Namen „Carmen" heraufbeschworen wurden. Ein instictives Mitgefühl sagte ihr, was er litt und sie gab dem Gespräch eine andere Wendung.

Adelheid zog sich zurück, um für das Souper die Kleider zu wechseln und Gräfin Hildegard begann ihrem Sohne, in der ihr eignen gütigen Weise, ausführlich zu schildern, wie liebevoll Carmen für sie gesorgt hatte.

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich ohne Fräulein Erbach die Trennung von meinen beiden Kindern ertragen hätte", sagte sie, und nun endlich faßte Walter den Muth, Carmen ins Gesicht zu sehen.

O Himmel! wie war es schön, dies geliebte Angesicht, und wie treu hatte er es im Herzen getragen! Der Ausdruck desselben war ein anderer geworden, die Frische und Heiterkeit der ersten Jugend war verschwunden und an seine Stelle war ein Zug sanfter Schwermuth, stillen Leidens getreten. Die dunkeln, sprechenden Augen hatten an Glanz und Tiefe noch gewonnen; das Lächeln der frischrothen Lippen hatte etwas Schmerzliches. Aber ruhig begegneten ihre Augen seinem Blick und schien ihn festzuhalten; ihr Ausdruck gab auch ihm Muth und Ergebung; und dann sprach sie mit ihm; ihre klare, süße Stimme zitterte nicht; der melodische Klang derselben wirkte belebend auf ihn ein.

„Ich hoffe, daß Sie mit dem Aussehen Ihrer Mutter zufrieden sind", sagte sie.

Durch diese wenigen, einfachen Worte war das Eis zwischen ihnen gebrochen; das war Alles, was sie jetzt zu erreichen wünschte. Walter gab eine unverständliche Antwort. Wie tief war seine Liebe für dies holde Wesen! Ihre Stimme hatte ihm gleichsam das Herz aus der Brust genommen. Seine Mutter mußte ihn erst daran erinnern, daß die Zeit des Abendessens herankam, und daß er noch in seinen Reisekleidern war. Bei dieser Mahnung stand er augenblicklich auf und verließ das Zimmer.

Spät am Abend, als sich die übrigen Gäste in ihre Gemächer zurückgezogen hatten, Gräfin Hildegard sich aber noch nicht von Sohn

Digitized by Google

und Schwiegertochter trennen wollte, waren die Vier abermals beisammen, denn Carmen verließ die Gräfin immer erst wenn sie schlief. Es war eine anmuthige Familiengruppe. Die alte Dame saß in ihrem Lehnstuhl, Walter an ihrer Seite, Adelheid auf einem Tabouret zu ihren Füßen. Carmen hatte am andern Ende des Zimmers einige Vorbereitungen für die Nachtruhe der Gräfin zu treffen; als sie bereits fertig war, kam sie näher heran und kniete vor dem Kaminofen nieder, um in einem Töpfchen einen Nachttrunk für die alte Dame zu erwärmen. Jetzt war sie damit fertig, blieb aber in der bisherigen Stellung, stützte das Kinn auf die gefalteten Hände und sah mit träumerischem Blick ins Feuer.

„Nun habe ichs herausgefunden!“ rief Adelheid mit triumphirendem Tone. „Den ganzen Abend habe ich mich vergebens darauf besonnen, welche Erinnerungen Ihr Gesicht in mir wachruft, Fräulein Erbach. So lange Ihr Gesicht beim Sprechen schnell im Ausdruck wechselte, konnte ich nichts herausfinden. Nun aber, bitte, Walter, sieh Fräulein Erbach einmal an, und sage mir, an was Dich ihr Gesicht erinnert.“

Er mußte sie ansehen, aber Carmens Blick vermied den seinen. Ihr Gesicht erinnerte ihn an mancherlei, ohne daß er genau zu sagen gewußt hätte, was es war: An Mondlicht auf Rebenranken, an die Rosenblätter, die er so lange auf den Herzen getragen hatte.

„Ich kenne Niemanden, der Fräulein Erbach ähnlich wäre, liebe Adelheid“, entgegnete er.

„Nun, so habe ich ein schärferes Auge für Aehnlichkeiten, als Du“, fiel sie ein. „Erinnerst Du Dich an das Bild, das ich in Verona gekauft habe und das jetzt in meinem Zimmer hängt? Ich war so entzückt von dem Gesicht des jungen Mädchens, das an dem Kreuze kniet.“

„Ja, ich besinne mich darauf“, sagte er halblaut.

„Wenn Fräulein Erbach zu dem Bilde gesessen hätte, könnte es ihr nicht ähnlicher sein, als es ist“, versicherte Adelheid; „das mußt Du doch zugeben, Walter. Vergleiche nur einmal Stirn und Brauen, den Ausdruck der Augen, die Zeichnung des Mundes.“

„Auch ich kenne das Bild“, schaltete Gräfin Hildegard ein; „ich gab Befehl, es in Dein Zimmer zu hängen, weil es mir so sehr gefiel.“

„Und ist Dir die Aehnlichkeit nicht aufgefallen, liebe Mama?“ fragte Adelheid eifrig.

„Ja, eine gewisse Aehnlichkeit ist da, aber der Ausdruck ist doch ein ganz anderer. Das Mädchen im Bilde ist mir vor allem durch den Schmerz, die tiefe Verzweiflung aufgefallen, die sich in ihren Zügen ausspricht.“

Adelheid wendete sich Carmen zu.

„Wenn Sie zudem Ausdruck tragischen Schmerzes haben könnten, Fräulein Erbach, müßte die Aehnlichkeit überwältigend sein“, sagte sie. „Glücklicherweise sehen Sie nicht so aus und werden es hoffentlich niemals thun.“

In Walter sowohl, wie in Carmen stieg die Erinnerung an jenen herzzerreißenden Abschied auf, als das Gesicht des jungen Mädchens, von Thränen überströmt, an der Brust des Geliebten lehnte. Solche Gedanken waren jetzt mehr als überflüssig.

Digitized by Google

„Walter, Du haſt uns Deine Meinung noch nicht geſagt", fing Adelheid wieder an.

„Ich fühle mich in ſolchen Dingen nicht competent und verlaſſe mich auf Dein Urtheil", gab er zur Antwort.

Bald darauf ſtanden ſich Adelheid und Carmen gegenüber und ſprachen mit einander. Walter betrachtete ſie und fragte ſich ſelbſt, ob es in der ganzen Welt noch zwei ſo vollkommen ſchöne und ſo durchaus verſchiedne Frauen geben könnte. Die Eine ſo anmuthig, zierlich und pikant, die Andere von königlicher Schönheit; die Eine mit goldigem, die Andere mit tief dunklem Haar; die Eine weiß wie eine Lilie, die Andere der Heckenroſe gleich. Wie ſeltſam war es, daß er von dieſen Beiden geliebt wurde.

Als er ſeiner Mutter Gutenacht ſagte, waren ſie ein paar Augenblicke allein.

„Wie wohl Deine Adelheid ausſieht und wie glücklich!" ſagte Gräfin Hildegard. „Ich freue mich, Euch ſo herzlich verbunden zu ſehen."

Es war unnöthig, ihr zu erklären, daß das, was ſie für den Ausdruck des Glückes hielt, nur die Reſignation war, die er ſich durch ſchweren Kampf errungen hatte, einen Kampf, in dem er Alles verloren, was dem Leben Werth giebt. Seine verehrte Mutter, die ſchon ſo viel gelitten hatte, brauchte von ſeinen Leiden nichts zu wiſſen.

„Auch für mich iſt es eine Freude, Dich ſo wohl und behaglich zu finden, liebe Mutter", erwiederte er. „Wer iſt Deine Geſellſchafterin, ich meine, woher ſtammt ſie eigentlich?"

„Sie iſt deutſcher Abkunft, wie ſchon der Name ſagt; die Erbachs ſollen eine gute Familie ſein, das junge Mädchen macht auch den Eindruck einer vollendeten Dame."

„Das thut ſie, ihre Manieren ſind tadellos", antwortete der junge Mann. „Zu Dir iſt ſie von Lady Burton gekommen? Weißt Du irgend etwas Genaueres über ſie?"

„Ja, ich kenne ihr ganzes Leben", ſagte Gräfin Hildegard; „es iſt das einfachſte was Du Dir denken kannſt. Sie iſt in Liſſabon geboren; ihre Mutter war eine Spanierin, wahrſcheinlich hat ſie von ihr die Schönheit geerbt. Ihr Vater war, wie ich ſchon geſagt habe, ein Deutſcher. In ihrem ganzen Leben iſt nichts, was nicht Jedermann wiſſen dürfte."

„Und Du liebſt ſie, ich meine, Du haſt ſie gern?" fragte Walter.

„Ja, und wenn ſie mein eigenes Kind wäre, konnte ſie nicht liebevoller und herzlicher ſein", antwortete Gräfin Hildegard. „Ich wollte ich hätte eine Tochter, die ihr gleicht. Ihr Charakter iſt von ſeltener Nobleſſe; ſie iſt immer ruhig, beſonnen, liebenswürdig und eben ſo practiſch wie kenntnißreich. Das Einzige, was mir auffällt, iſt, daß ich ſie nie wirklich heiter ſehe. Wenn ich um ihre einfache Lebensgeſchichte nicht Beſcheid wüßte, würde ich glauben, daß ſie irgend ein ſchweres tragiſches Geſchick erduldet hat. Wie ich die Trennung von Hilda ohne ſie ertragen hätte, wüßte ich nicht."

Dieſe Worte waren ein großer Troſt für Walter. Es that ihm wohl, zu hören, daß ſeine Mutter das Mädchen lieb gewonnen hatte, dem er ſeine ganze Seele zu eigen gegeben. Ohne die Geldverlegen-

heiten, die seine Wahl bestimmen mußten, hätte die Mutter vielleicht in Carmen eine Schwiegertochter nach ihrem Herzen gefunden.

Das Gespräch über sie setzte er nicht weiter fort; er hatte nur zu hören gewünscht, ob irgend ein Verdacht auf ihr ruhte. Nun hatte er sich überzeugt, daß ihr Geheimniß so gut behütet war, als ob es eingesargt im Grabe läge.

Eine seltsame Empfindung war es für ihn, sich mit Carmen unter einem Dache zu befinden. Bisher hatten sie noch nie dasselbe Haus bewohnt. Doppelt seltsam aber war es, daß dies Dach, welches sie Beide beschirmte, gerade das seiner Mutter sein mußte. Wie eine Ironie des Schicksals erschien es ihm, daß Carmen in dem Hause eine Heimat gefunden, in das er sie so gern als sein Weib gebracht hätte. Und dann fragte er sich, ob sie jetzt auch wohl schlaflos daläge, wie er, und zu den Sternen aufblickte, und an vergangene Tage dächte. Und dann betete er, daß ihm der Himmel beistehe, ihn vor sündhaftem Gedanken bewahren möge. Endlich schlief er ein und einer der qualvollsten Tage seines Lebens waren vorüber.

XXXIX.

Eins der behaglichsten Zimmer in Wolfshagen wurde die Eichenstube genannt; es war ein großes, hübsches Zimmer, dessen Fenster eine riesige Eiche beschattete. Der Baum schien gleichsam mit zu demselben zu gehören und wenn sich im Sonnenlicht die zitternden Schatten seiner Zweige auf dem Fußboden malten, die Vögel in seiner dichtbelaubten Krone sangen, oder der Sommerwind mit den Blättern spielte, hatte das Gemach etwas unbeschreiblich Angenehmes. Jeder, der nach Wolfshagen kam, gewann schnell eine Vorliebe dafür und die Bewohner des gastlichen Hauses fanden sich häufig hier zusammen.

Am Morgen nach ihrer Ankunft gerieth auch Adelheid hierher und fand die schöne Gräfin Balder in einem Lehnstuhl am Fenster, von Sonnenlicht übergossen. Die Zweige mit den aufbrechenden Blätterknospen wehten vor den großen Spiegelscheiben auf und nieder. Adelheid brach in einen Ruf des Entzückens aus.

„Wie schön", sagte sie; „es ist als ob man geradezu unter den Bäumen lebte."

„Es freut mich, daß Ihnen dies Zimmer gefällt; mir ists das Liebste im ganzen Hause", antwortete die schöne Witwe. „Wollen Sie sich ein wenig zu mir setzen?"

„Wie kommt es denn, daß Sie so allein sind, liebe Gräfin?" fragte Adelheid.

„Das ist nun so der Lauf der Welt", sagte sie lachend. „Wenn Sie sich Land und Leute erst genauer angesehen haben, werden sie begreifen, daß es nicht anders sein kann. Um diese Zeit des Tages bin ich immer allein."

„Wo ist denn der Rittmeister Schall mit seiner Frau?"

„Die gehen immer gleich nach dem Frühstück mit einander fort", antwortete Gräfin Balder; „sie müssen ihre Zeit so viel als möglich zu Liebesgesprächen verwenden. Da sie eine der unglückseligen Verbindungen geschlossen haben, die man eine Liebesheirath zu nennen pflegt,

Digitized by Google

halten sie es für Pflicht, wie die Turteltauben mit einander zu verkehren. Hauptmann Winfried raucht irgendwo seine Cigarre und Fräulein von Alten ist nicht geneigt, sich mit Frauen abzugeben. So kommt es, daß ich Morgens beinahe immer allein bin; ich freute mich darum sehr, als ich hörte, daß Sie kommen würden."

„Wie lange sind Schalls verheirathet?" fragte Adelheid.

„Schon über ein Jahr", lautete die Antwort. „Es ist komisch anzusehen, wenn er in ein Zimmer tritt, sieht er sich zuerst nach seiner Frau um und geht zu ihr, unbekümmert um Alle, die sonst noch da sind. Immer und überall scheint er zuerst an sie zu denken; ein halbausgesprochener Wunsch von ihr, und die Erfüllung ist da, er widmet sich ganz ihr."

Adelheid hörte schweigend zu; in Gedanken verglich sie die Liebesbeweise, die Frau von Schall von ihrem Gatten erhielt, mit denen, die ihr zu Theil wurden.

„Wenn seine Frau nur eine halbe Stunde von ihm fort ist, wird der Rittmeister ungeduldig", fuhr Gräfin Balder fort. „Er sieht nach seiner Uhr und sein Gesicht verräth ein wachsendes Unbehagen. Erscheint sie wieder, so hellt sich sein Antlitz auf, als ob es plötzlich vom Sonnenschein überstrahlt würde. Ob hundert hübsche Frauen um ihn versammelt sind, ist ihm ganz gleichgültig, er sieht nur die Eine. Ich glaube, man kann dreist behaupten, daß für ihn jeder Augenblick, den er nicht mit seiner Frau verlebt, geradezu ein verlorener ist."

„Wie reizend!" rief Adelheid unwillkürlich. „Das ist wirkliche Liebe!"

Gräfin Balder lachte leise vor sich hin und zeigte dabei ihre schönen, weißen Zähne. „Ja, sehr romantisch mag es sein, aber sehr unangenehm ist es jedenfalls", sagte sie. „Solche Liebe nimmt sich in einer Novelle hübsch genug aus; hin und wieder läßt sie sich wohl auch in der Wirklichkeit ertragen, aber"

„Aber was?" fragte Adelheid.

„Ich kann mich nicht dafür begeistern. Im Gegentheil, in einem Landhause, wo man zusammenkommt, um sich zu amüsiren, und Jeder etwas zur Unterhaltung mit beitragen muß, sind mir verliebte Leute unerträglich, sie gehen ganz in einander auf."

„Aber Mann und Frau sollen doch in einander aufgehen, nicht wahr?"

„Wenn sie das Alle thäten, würde die Welt sehr langweilig und die Gesellschaft müßte sich nach neuen Hülfsmiteln umsehen", antwortete Gräfin Balder. „Meiner Ansicht nach ist das, was man Liebe nennt, ganz überflüssig. Mein Mann und ich hatten durchaus keine besondere Neigung für einander, dennoch haben wir uns sehr gut vertragen, und als er starb, hat er mir sein ganzes Vermögen hinterlassen."

„Und doch hat er Sie nicht geliebt?" fragte die junge Frau.

„Mit solchem Unsinn haben wir uns Beide nicht abgegeben", sagte Gräfin Balder. „Ich wüßte nicht, daß wir je das Wort „Liebe" gebraucht hätten. Warum sehen Sie mich so verwundert an, liebe Gräfin?"

„Ich wußte nicht, daß dergleichen möglich ist, wußte nicht, daß es sogenannte gute Ehen giebt, in denen sich Mann und Frau nicht lieben."

„Wie lange haben Sie in der Gesellschaft gelebt, Gräfin Adelheid?“ fragte die schöne Wittwe in spöttischem Tone.

„Gar nicht lange; aber ich habe viele Familien kennen gelernt und immer geglaubt, daß sich Eheleute lieb haben.“

„Der Nachsatz verräth, daß Sie wenig Erfahrung eingesammelt haben!“ sagte Gräfin Balder und lachte wieder in ihrer spöttischen Weise.

„Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich mich irrte!“ rief Adelheid.

„Armes Kind, Sie scheinen sich eingebildet zu haben, daß die Ehe eine Art Bürgschaft für das Geliebtwerden ist“, fuhr die Gräfin fort. „Wenn Alles noch in der guten alten, altmodischen Weise fortginge, möchte das auch häufig zutreffen. Aber die Welt ist anders geworden. Die altmodischen Ideen von Ehre und Treue sterben mehr und mehr ab. Wenn man sich das zu Herzen nehmen wollte, hätte man keine frohe Stunde im Leben. Das Beste ist, Alles hinzunehmen, wie man es einmal findet.“

„Der Ansicht bin ich nicht“, antwortete Adelheid. „Wenn mir etwas aufstieße, was ich für Unrecht halten müßte, so würde ich mir Mühe geben, es zu ändern.“

„Wenn Sie das in Bezug auf moderne Ehen thun wollten, würden Sie nie zu Ende kommen“, versicherte die schöne Wittwe. „Ich glaubte, daß Sie mehr Welterfahrung besäßen, sonst wäre ich mit meiner Meinung nicht so ohne Weiteres hervorgetreten. Die Schall'schen Eheleute sind an Allem schuld.“

„Wenn man von Engeln redet, hört man ihre Flügel rauschen“, sagte Adelheid. „Da kommen die Beiden.“

Frau von Schall lachte, als sie das Zimmer schon eingenommen fand.

„Wie kommt es nur, daß wie Alle diese Stube so gern haben?“ sagte sie. „Jeder findet den Weg hierher.“

Adelheid, in deren Herzen eine Empfindung erwachte, die sie nicht zu erklären vermocht hätte, nahm sich vor, das junge Paar, dessen Liebe so viel Aufsehen erregte, genau zu beobachten. Sie überzeugte sich, daß der Rittmeister bei Allem, was er that und sagte, mit seiner Frau beschäftigt war. Er vergaß sie nie, auch nur für einen Moment. Wo sie ging und stand, folgten ihr seine Augen; wenn sie sprach, hörte er nur auf sie; immer wollte er ihr Urtheil wissen; in jedes Gespräch suchte er sie hineinzuziehen; nichts interessirte ihn, wenn sie nicht daran theilnahm.

„Walter liebt mich nicht in derselben Weise“, sagte Adelheid zu sich selbst; „aber ich möchte wohl, daß er es thäte, es wird eben so verschiedene Arten geben, seine Liebe auszusprechen, wie es verschiedene Arten des Briefschreibens giebt.“

Dennoch, sie wußte selbst nicht wie es kam, blieb ein leises Gefühl des Zweifels in ihrer Seele. Ein unbestimmtes Etwas, das sie beunruhigte, war in ihr erwacht und wollte sich nicht wieder zur Ruhe legen. Sie suchte sich zur Vernunft zu sprechen; fragte sich, was sie bedrückte? was dies leise, thörichte, grundlose Gefühl von Mißbehagen zu bedeuten habe? aber es gelang ihr nicht, sich davon zu befreien.

Im Laufe desselben Tages war Gräfin Balder mit Carmen allein

Digitized by

im Salon, dessen Fenster nach der Terrasse hinausgingen. Eben kam Graf Hartenstein mit seiner jungen Frau an den Fenstern vorüber; sie sprach eifrig mit heiterer Miene auf ihn ein; er hörte schweigend zu. Gräfin Balder sah ihnen nach.

„Wie schön ist die junge Gräfin!“ sagte sie. „Ich fürchte, daß ich ihr heute Morgen einige Lichter angezündet habe, und das thut mir jetzt leid.“

„In wiefern haben Sie ihr Lichter angezündet?“ fragte Carmen, die sich zu der schönen Wittwe nicht besonders hingezogen fühlte.

„Sie hatte allerlei unsinnige Ideen über Eheleute, bildete sich ein, daß Mann und Frau sich lieben müßten.“

„Aber soll das nicht so sein?“ fragte Carmen.

„Es sollte wohl, ists jedoch nicht, und das sagte ich ihr. Es war unrecht, daß ich es that; ich hätte ihr ihre Illusionen lassen sollen.“

„Es brauchen ja keine Illusionen zu sein“, sagte Carmen.

Gräfin Balder lachte, wie immer, wenn von „Liebesangelegenheiten“ ihrer Bekannten die Rede war.

„Wenn sich die junge Dame einbildet, daß sie von ihrem Manne geliebt wird, so ist sie in einer großen Täuschung befangen“, antwortete sie. „Ich habe in solchen Dingen einen scharfen Blick und weiß, daß ich mich nicht irre, wenn ich behaupte, daß Graf Hartenstein seine Frau nicht liebt, nicht so liebt, wie zum Beispiel der Rittmeister von Schall seine Louise.“

Carmen wurde dunkelroth.

„Sie haben kein Recht, das zu behaupten, Frau Gräfin!“ rief sie eifrig. „Ich begreife nicht, wie Sie so unfreundlich urtheilen können.“

„Liebes Kind, auf meine Freundlichkeit und Unfreundlichkeit kommt gar nichts an. Wer in der Gesellschaft lebt, muß sichs gefallen lassen, beurtheilt zu werden, ich bin sicher nicht die Einzige, die das thut; nicht die Einzige, die es ausspricht, daß Graf Hartenstein seine Frau viel weniger liebt, als sie ihn.“

„Ich hoffe, die Menschen werden zu vorsichtig und zu gerecht sein, um dergleichen zu sagen“, erwiederte Carmen.

Gräfin Balder lächelte.

„Sie sehen die Dinge in zu günstigem Lichte“, sagte sie. „Ich kann eines Menschen Gefühle und Gedanken aus seinen Augen lesen, und ich versichere Sie, daß Graf Hartenstein seine junge Frau nicht im Entferntesten so liebt, wie sie ihn.“

„Das will ich nicht mit anhören!“ rief Carmen unwillig. „Es ist nicht recht, so etwas auszusprechen.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, zu tief verletzt, um noch mehr zu sagen. Das sanfte melodische Lachen der Gräfin klang ihr nach.

XL.

Die junge Gräfin Hartenstein sollte den Tag nie vergessen, an welchem sie sich zum ersten Male die Frage vorlegt: ob ihr Gatte sie wirklich und aufrichtig liebe, mit der vollen Herzensempfindung, die andere Männer ihren Frauen weihen? Sie gab sich alle Mühe, darüber

Digitized by Google

ins Klare zu kommen und sich von ihrem Gedankengange Rechenschaft zu geben. Warum zweifelte sie? einen eigentlichen Grund dazu hatte sie nicht, und wußte sich die nicht zu bannende Pein, welche Gräfin Balders Andeutungen in ihr erweckt hatten, kaum zu erklären. Walter war jederzeit freundlich, rücksichtsvoll, gefällig, eifrig bemüht, für ihr Behagen zu sorgen. Was er thun konnte, um ihr Freude zu machen, geschah; wenn er sie anredete, that er es im freundlichsten Tone, mit den freundlichsten Worten, waren das nicht alles Beweise seiner Liebe? Nie ging er aus, ohne zu fragen, ob sie ihn begleiten wolle; nie ließ er sie allein, wenn sie nach Luft und Bewegung verlangte. Dennoch fühlte sie, daß zwischen Walters Empfindung für sie und der Liebe des Rittmeisters von Schall für seine Frau ein großer Unterschied war, ein Unterschied, den sie aber nur fühlen, nicht erklären konnte. Das Beste war jedenfalls, wenn sie sich offen gegen ihren Gatten aussprach; sie wußte ja, wie wahrheitsliebend und ehrenhaft er war; täuschen würde er sie sicher nicht.

„Sie sah sich nach ihm um und fand ihn endlich in der Eichenstube mit einer Zeitung in der Hand.

„Lieber Walter, hast Du ein paar Minuten für mich übrig?" fragte sie; „ich möchte etwas mit Dir besprechen."

Mit freundlichem Lächeln legte er das Zeitungsblatt bei Seite.

„Ich habe immer Zeit für Dich, liebe Adelheid", gab er zur Antwort.

Der Ton, in dem er das sagte, gefiel ihr nicht; er warihrer Ansicht nach nicht herzlich, nicht unbefangen genug.

Schweigend stand sie vor ihm; in ihrer schlanken Schönheit eins der lieblichsten Bilder, die eines Mannes Auge entzücken können. Ihr Anzug war ihrer Erscheinung angepaßt; ein paar Frühlingsblumen schmückten ihr Haar. Aber noch immer zauderte sie, sich gegen den Mann ihrer Liebe auszusprechen, sie fürchtete durch seine Antwort verletzt zu werden.

„Nun, liebe Adelheid, willst Du nicht beginnen?" fragte er lachend. „Du scheinst es so eilig zu haben."

„Vielleicht fürchte ich mich vor dem, was ich hören werde", antwortete sie. „Ich möchte Dich um etwas fragen, lieber Walter, möchte von Dir hören, ob Du mich wirklich lieb hast?"

Er sah verwundert zu ihr auf.

„Ob ich Dich wirklich lieb habe?" wiederholte er; „welche wunderliche Frage."

„Ja, ich meine, ob Du mich so liebst, wie andere Männer ihre Frauen lieben."

Seine Augen ruhten bewundernd auf ihrem schönen Gesicht.

„Wenn Du Dich sehen könntest, wie Du hier stehst, würdest Du nicht nöthig finden, so zu fragen", meinte er.

„Warum nicht?" sagte sie unbefangen.

„Weil Du schön bist, wie ein Traum", erwiederte er mit aufflammenden Augen.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage", sagte sie. „Ich möchte von Dir wissen, ob Du mich eben so liebst, wie zum Beispiel der Rittmeister von Schall seine Frau liebt."

Digitized by Google

Walter lachte; aber die Augen, die Adelheid zu ihm aufschlug, standen voll Thränen.

„Nein, lache nicht, Walter!“ bat sie sanft. „Mein ganzes Herz liegt in dieser Frage.“

„Sein Antlitz wurde ernst, als er die ernste Mahnung hörte; er faßte ihre beiden Hände, sah ihr ins Gesicht und sagte:

„Geliebtes Weib, die Frage, die Du mir stellst, kann ich nicht unbedingt beantworten; weiß ich doch nicht, in welchem Maße der Rittmeister seine Gattin liebt. Aber die Versicherung, daß Dir meine Liebe, meine Treue, mein Leben gehören, die Versicherung sollst Du haben. Was kann ich noch weiter sagen? Alles, was ich zu geben vermag, ist Dein. Bist Du nun zufrieden?“

„Ja, ich bins!“ antwortete sie, aber sie schmiegte sich nicht an ihn, um eine Liebkosung zu empfangen. „Ich danke Dir für Deine Antwort“, fügte sie hinzu, und doch hatte sie das unbestimmte Gefühl, als wäre die Entfernung zwischen ihnen Beiden größer geworden.

Hätte er sie in seine Arme genommen und gesagt: „mein Liebling, Du weißt ja, daß ich Dich von ganzem Herzen liebe“, oder hätte er sie geküßt und gescholten, so wäre Alles gut gewesen, und sie hätte sich glücklich gefühlt. So aber ging sie traurig und enttäuscht von dannen, und er blieb verstimmt zurück; unwillig gegen sich selbst, daß er ihre Frage nicht wärmer und aufrichtiger zu beantworten vermochte.

„Ich will nicht weiter darüber nachdenken“, sagte sie zu sich selbst. „Es ist Thorheit. Walter ist gut und liebevoll gegen mich. Er kann seine Liebe nun einmal nicht anders äußern. Ich will mich daran gewöhnen und glücklich sein.“

Aber es gelang ihr nicht! immer hatte sie das Gefühl eines Mangels, immer war ihr, als besäße sie nur den Schein, nicht das Wesen, nur das Abbild, nicht die Wirklichkeit der Liebe. Es kamen Stunden, in denen ihr ganzes Herz, ihre ganze Seele nach der Zärtlichkeit dürstete, die er ihr nicht zu geben vermochte.

Adelheid war viel zu feinfühlend und scharfsichtig, um nachhaltig getäuscht werden zu können. Walter hätte zwanzig Frauen heirathen können, deren Instinct niemals den Unterschied zwischen der wahren Liebe und dem Scheinbilde herausgefunden hätten, dieser Einen konnte er nicht verborgen bleiben.

Die Tage vergingen äußerlich heiter. Gräfin Hildegard wurde gesund und geistig frisch, nun sie ihren angebeteten Sohn so sichergestellt und, wie sie glaubte, so glücklich sah. Sie erfüllte ihre Pflichten als Wirthin in der liebenswürdigsten Weise. Alle ihre Gäste fühlten sich behaglich und da die Zahl derselben eine sehr große war, wurde der gezwungene Verkehr zwischen Walter und Carmen nicht beachtet. Sie vermieden sich, so viel sie konnten, und wenn sie mit einander sprechen mußten, brachen sie das Gespräch so bald als möglich wieder ab.

Eines Morgens befand sich Walter mit seiner Mutter in der Bibliothek. Nach einer Weile ließ Gräfin Hildegard Carmen rufen, und trug ihr auf, einige Briefe zu schreiben; dann kam auch Adelheid und holte die Schwiegermutter fort, um ihr Bilder zu zeigen; in wenigen Minuten

Digitized by Google

wollte sie wiederkommen; Carmen könnte inzwischen die Briefe fertig schreiben, sagte sie.

Es war das erste Mal, daß sich Walter mit Carmen allein befand. Sie sah nicht auf, schrieb eifrig weiter, und hoffte und betete still im Herzen, daß er sie nicht anreden möge.

Walter saß still und betrachtete sie, den schönen Umriß ihres Kopfes, ihre zarten Hände, ihre anmuthige Gestalt. Was hätte er darum gegeben, ein Mal nur, ein einziges Mal, niederknieen zu dürfen; die Liebe, die sein Herz erfüllte, vor ihr auszuschütten; ein Mal noch, und wenn es nur für eine halbe Stunde wäre, in der alten, zärtlichen Weise mit ihr zu sprechen! Im nächsten Augenblick warf er sich seine Schwäche vor. Sie aber neigte das anmuthige Gesicht unabläßlich über ihre Schreibereien; nicht einmal sah sie auf, nicht ein Mal flog nur ein flüchtiger Blick dem Ende des Zimmers zu, wo Walter saß.

Eine halbe Stunde verging, dann kam Adelheid zurück. Lächelnd blickte sie von Einem zum Andern.

„Ihr sitzt ja noch genau so da, wie ich Euch verlassen habe", sagte sie; „habt Ihr denn Euch gar nicht von der Stelle gewagt?"

„Nein", antwortete Carmen, da Walter stumm blieb.

„Ich möchte wetten, daß Ihr auch nicht gesprochen habt", fuhr Adelheid fort.

„Das haben wir auch wirklich nicht gethan", sagte Walter. „Fräulein Erbach hat eifrieg geschrieben, und ich habe gelesen."

Adelheid lachte laut auf.

„Ists möglich?" rief sie. „Ihr habt eine halbe Stunde hier zusammengesessen, ohne auch nur ein Wort zu sprechen?"

„Es ist nicht nur möglich, es ist wahr", antwortete der junge Mann.

„Wenn ich Fräulein Erbach wäre, würde ich finden, daß Du ein schlechter Gesellschafter bist", meinte Adelheid.

„Walter sah in das schöne, ruhige Gesicht, das den Ausdruck ernster Entschlossenheit trug; er selbst fühlte, daß er erröthete.

„Ich hoffe", sagte er, „daß Fräulein Erbach mich nicht für unhöflich halten wird, ich schwieg, weil ich sie zu stören fürchtete."

„Und ich, Herr Graf, habe Ihr Schweigen zu würdigen gewußt", gab Carmen in ernstem Tone zur Antwort und schrieb ruhig weiter. Gesprochen wurde nicht mehr.

Später im Tage, die meisten der Hausbewohner waren noch mit der Toilette beschäftigt, denn Gräfin Hildegard gab heute ein großes Diner, ging Adelheid, die schon fertig war, in das Zimmer ihres Gatten. Er saß lesend am Fenster und warf, als sie auf ihn zutrat, einen Blick der Bewunderung auf ihren Anzug. Sie trug ein Kleid von schwerem blaßgelben Brocat mit kostbaren Spitzen besetzt.

„Mein Anzug gefällt Dir, wie ich sehe, lieber Walter", sagte sie. „Das freut mich um so mehr, da ich Dir eine Predigt halten will." Sie legte schmeichelnd den Arm um seinen Nacken. „Ja, eine Gardinenpredigt", wiederholte sie; „und da es die erste in unsere Ehe ist, so will ich hoffen, daß sie den rechten Eindruck macht."

„Das wird sie schon!" gab er trocken zur Antwort. „Uebrigens darfst Du nicht so aussehen, und mich nicht so ansehen, sonst vergesse

Digitized by Google

ich, daß Du mich ausschellten willst. Nun denn, was habe ich verbrochen?"

„Walter", sagte sie, „ich fürchte, daß ich heute etwas in Dir entdeckt habe, was mir bisher entgangen war."

„Hoffentlich etwas angenehmes", fiel er ein.

„Nein, das war es nicht, es ist Hochmuth, kalter, stummer verachtungsvoller, alberner Hochmuth, Du siehst, ich verstehe mich auf harte Anklagen."

„Das höre ich, und bitte um nähere Erklärung."

„Bekennst Du Dich schuldig?" fragte sie.

„Die Hartensteins haben jederzeit im Rufe eines stolzen Geschlechts gestanden", gab er zur Antwort. „Daß ich stolzer wäre, als meine Vorfahren, glaube ich nicht, und daß ich heute besonderen Stolz bewiesen habe, wüßt ich nicht, ich bitte daher nochmals um nähere Erklärung, liebste Adelheid."

„Hast Du Fräulein Erbach vergessen?" fragte sie; sein hübsches Gesicht wurde dunkelroth.

„Fräulein Erbach! stammelte er; „ich verstehe Dich nicht."

„Hast Du vergessen, daß Du heute eine halbe Stunde mit ihr zusammen gewesen bist, ohne auch nur ein Wort zu sprechen?"

Jetzt ging ihm ein Licht auf.

„Glaubst Du wirklich, ich wäre zu hochmüthig, um mit Fräulein Erbach zu sprechen?" fragte er lachend. „O Adelheid, wie kannst Du mich solcher Albernheit fähig halten."

„Ich muß gestehen, daß ich etwas ähnliches vermuthet habe", antwortete sie; „ich glaubte es wäre Dir in den Sinn gekommen, daß Du zum ältesten Adel des Landes gehörst, und daß sie nur die Gesellschafterin Deiner Mutter ist."

„Das ist mir niemals eingefallen; wenn ich irgend einen Vergleich zwischen Fräulein Erbach und mir machen wollte, so würde ich jedenfalls nur meine eigene Inferiorität erkennen. Ich versichere Dich, daß ich nur geschwiegen habe, weil ich mich scheute, sie zu stören. Hätte sie nur die geringste Lust verrathen, sich mit mir zu unterhalten, würde ich mit tausend Freuden darauf eingegangen sein."

„Es kam mir vor, als ob sie sich ein bischen verletzt fühlte", sagte die junge Frau; „aber es ist möglich, daß ich mich irre. Ich ziehe daher meine Anklage zurück, lieber Walter, und bitte Dich nun, womöglich im Lauf des Tages ein paar freundliche Worte an Carmen zu richten, damit sie Dir verzeiht, wenn Du sie gekränkt haben solltest. Ich habe das junge Mädchen wirklich lieb."

„Hoffentlich hast Du für Deine nächste Gardinenpredigt mehr Grund und Ursache, als für diese erste, liebe Adelheid!" sagte Walter lachend, und bot seiner schönen Frau den Arm, um sie hinunterzuführen.

XLI.

So oft sich Walter während der Mahlzeit daran erinnerte, daß Adelheid sein Schweigen, Carmen gegenüber, einer Regung von Hochmuth zugeschrieben hatte, lächelte er vor sich hin, und dann freute er sich

Digitized by Google

der Herzensgüte seines schönen Weibes. Sie war wirklich ein edles, großgesinntes Wesen! Wie manche junge Frau würde auf die bevorzugte Stellung der Gesellschafterin, die Liebe der Schwiegermutter für sie eifersüchtig geworden sein. Adelheid dagegen erklärte: sie hätte das junge Mädchen herzlich lieb. Walters Achtung für ihren Charakter war durch diese wenigen Worte noch gestiegen.

Als die Gesellschaft in den Salon zurückgekehrt war, schlug Gräfin Hildegard vor, etwas Musik zu machen, und Gräfin Balder, die eine herrliche Stimme besaß, war nicht abgeneigt, sich hören zu lassen. Adelheid trat zu ihrem Gatten.

„Fräulein Erbach sitzt dort drüben allein", sagte sie; „Du solltest sie ein wenig unterhalten."

Es war der innigste Wunsch seines Herzens, und sein Gesicht erglühte bei ihren Worten.

„Als ob ich jederzeit den nöthigen Unterhaltungsstoff vorräthig hätte!" gab er lachend zur Antwort. Sie sah ernst zu ihm auf.

„Ich bin überzeugt, daß Du immer einen Vorrath freundlicher Worte zur Verfügung hast", antwortete sie. „Da Du es heute früh an Höflichkeit fehlen ließest, mußt Du es jetzt wieder gut machen."

„Ich will thun, was ich kann", erwiederte er und ging zu Carmen, die in ihrem dunkeln Gesellschaftsanzuge mit gelben Rosen entzückend aussah.

„Adelheid schickt mich her, Sie zu unterhalten", fing er an; „sie fürchtet, daß ich diesen Morgen unhöflich war, und so komme ich denn auf ihren ausdrücklichen Wunsch zu Ihnen."

Carmen verstand ihn; ein freundliches Lächeln erhellte ihr liebliches Gesicht.

„Gräfin Adelheid ist die Güte selbst", sagte sie; „eine liebenswürdigere Frau habe ich nie gesehen."

Darauf schwiegen sie; Gemeinplätze auszutauschen, oder eine oberflächliche Unterhaltung zu führen, war für diese Beiden, die sich so innig geliebt und so schmerzlich getrennt hatten, geradezu unmöglich. Ihr Schweigen sagte ihnen mehr als alle Worte.

In diesem Augenblick fing Gräfin Balder an zu singen und seltsamer Weise hatte sie das Lied gewählt:

„Nur ein Angesicht am Fenster,
Nur ein Angesicht."

Walter fuhr auf, als ob er einen Dolchstoß empfangen hätte. Das prächtige Gesellschaftszimmer, die reichgekleideten Frauengestalten verschwanden aus seinen Augen und er stand wieder einsam auf der sonnigen Landstraße, wo die Oleander wuchsen und er die Worte: „Nur ein Angesicht am Fenster, nur ein Angesicht", vor sich hinsummte.

Das Lied wurde von der schönen Wittwe klar und ausdrucksvoll gesungen. In Walters Augen, die sich fest auf Carmens Antlitz hefteten, lag ein Ausdruck steigender Angst. Sie wendete sich ab, aber im Herzen fühlte sie dieselbe Pein. Als das Lied beinahe zu Ende war, stand er plötzlich auf.

„Carmen", flüsterte er; „ich kann viel ertragen, aber dies geht über meine Kräfte."

Digitized by Google

„Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und kam den ganzen Abend nicht zurück. Ihm war zu Muth, als ob plötzlich die Todeswunde seines Herzens blosgelegt wäre. Als Adelheid sein Fortgehen bemerkte, schrieb sie dasselbe seiner Abneigung gegen Carmen zu.

„Er ist ungerecht", sagte sie zu sich selbst. Ohne den mindesten triftigen Grund hat er einen Widerwillen gegen das junge Mädchen, ich muß versuchen, ihm begreiflich zu machen, wie ungerecht er ist."

„Lieber Walter", sagte sie am nächsten Morgen, als sie mit ihm allein in ihrem Zimmer war, „Du magst Fräulein Erbach nicht; bitte, willst Du mir sagen, woher das kommt? ich kann es mir durchaus nicht erklären."

„Du irrst Dich, liebe Adelheid", antwortete er; „ich fühle nicht die geringste Abneigung gegen die junge Dame."

„Wirklich nicht? was veranlaßt Dich denn aber, sie so eigenthümlich zu behandeln?"

„Eigenthümlich!" wiederholte er; „ich wüßte wirklich nicht, in wiefern ich das thäte."

„Als ich Dich gestern Abend gebeten hatte, sie etwas zu unterhalten, gingst Du plötzlich aus dem Zimmer. War das nicht, um Dich von ihr loszumachen?"

„Liebe Adelheid, ich versichere Dich, daß ich mich sehr unwohl fühlte, und wirklich nicht bleiben konnte. Was Du annimmst, ist nur eine Einbildung."

„Findest Du nicht, daß Fräulein Erbach sehr schön ist?" fing Adelheid nach einer Pause wieder an.

„Fräulein Erbach, ja! ich finde, daß sie eine seltene Schönheit besitzt."

„Und dazu ist sie anmuthig und eine vollendete Dame. Ich begreife nicht, lieber Walter, warum Du sie nicht leiden magst."

„Liebste Adelheid, wie hartnäckig Du bist! ich mag sie ja gern, was sollte ich denn gegen sie haben?"

„Du bist immer so sonderbar gegen sie, daß ich an Deine Abneigung glauben mußte; aber es freut mich, zu hören, daß sie nicht vorhanden ist. Ich will Deine Mutter bereden, den Sommer bei uns auf Hartenstein zu verleben; ohne Fräulein Erbach würde sie sich aber gar nicht behaglich fühlen; das junge Mädchen muß also mitkommen."

„Er fühlte, daß sich sein Unbehagen in seinen Mienen aussprach. Dies Zusammenleben mußte für Carmen sowohl, wie für ihn selbst zur Qual werden; machte er aber die geringste Einwendung, so gab er Adelheit aufs Neue Anlaß zu dem Glauben, daß er die Gesellschafterin seiner Mutter nicht leiden möge, ein thörigter Irrthum, in den sich nach und nach auch alle Anderen hineinzureden schienen.

„Du hast also nichts dagegen einzuwenden, lieber Walter?" fuhr Adelheid fort. „Deine Mutter wird sich jedenfalls darüber freuen."

Was hätte er darum gegeben, sagen zu können: „ich wünsche, daß Fräulein Erbach nicht mit eingeladen wird", aber er fürchtete sich vor dem Erstaunen, den Bemerkungen und Erklärungen, die nothwendig dadurch hervorgerufen wurden. Unruhig ging er im Zimmer auf und nieder, was bei ihm immer ein Zeichen großen seelischen Mißbehagens

war. Adelheid wußte das noch nicht; in ihrer freundlich anmuthigen Weise fuhr sie fort:

„Deine Mutter hat sich so sehr an Fräulein Erbachs Pflege gewöhnt, daß sie sich ohne dieselbe auch bei uns nicht wohl fühlen würde."

Es war nichts dagegen zu machen, Walter mußte die Einladung gestatten; seine einzige Hoffnung war, daß Carmen ablehnen würde.

„Meinetwegen magst Du Fräulein Erbach einladen", sagte er; „warum solltest Du nicht?"

„Jedenfalls wollte ich Dich erst fragen", antwortete Adelheid; „da Du nichts dagegen hast, werde ich so bald als möglich mit ihr sprechen."

Der Gedanke, Carmen auf Hartenstein zu sehen, erfüllte ihn mit Entsetzen. Er hatte ihr in Zeiten, als er noch glaubte sie als Herrin in das Schloß seiner Väter einführen zu können, so viel davon erzählt, und nun sollte sie als die Gesellschafterin seiner Mutter dort sein. Die Schicksalsfügung, die diese Beiden zusammengebracht, hatten für ihn etwas Unheimliches, Geheimnißvolles.

Auch Adelheid fühlte sich nicht behaglich; eine ungewisse Furcht, die noch keine Gestalt gewinnen konnte, bedrückte sie. Alles, was ihr Gatte gesagt hatte, schien recht und gut; aber es war etwas Fremdes in seinem Wesen; sein Aussehen widersprach dem was er sagte, er war mißvergnügt und ruhelos.

Aber beruhte das Alles nicht auf ihrer Einbildung? Eigentlich war doch nicht der mindeste Grund zum Mißtrauen vorhanden. Walter und Carmen waren sich fremd, sie konnte weder verstimmend noch wohlthuend auf ihn einwirken.

Sobald Adelheid wieder mit den Beiden zusammen war, begann sie genau zu beobachten. Sie hatte keinen klar ausgesprochenen Verdacht, fühlte nicht die leiseste Eifersucht; es war nur ein unbestimmtes Vorgefühl, ein gewisser Instinkt, der ihr sagte, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei.

Aber so emsig sie auch beobachtete, sie entdeckte nichts, kam keiner Art von Geheimniß auf die Spur. Wenn Walter und Carmen zusammen waren, pflegten sie kaum mit einander zu sprechen und wenn es einmal geschah, war Walter gegen das junge Mädchen höflich und aufmerksam, wie gegen andere Damen. Weder in seinen Worten, noch in seinem Benehmen lag irgend etwas Besonderes; Carmen war wie er, höflich, liebenswürdig und kalt.

„Es ist nichts, ich habe mir Alles eingebildet und will mich nicht länger damit quälen", sagte Adelheid zu sich selbst.

Gräfin Balder gab jedoch zu neuen Grübeleien anlaß, indem sie behauptete, daß sich Walter völlig verändert hätte. Eines Abends redete sie ihn darauf an und verlangte von ihm zu wissen, wo er seine Heiterkeit gelassen habe.

„Als Sie zuerst in der Gesellschaft auftraten, glaubte ich, Sie würden einer der Tonangeber unter unseren jungen Männern werden, jetzt aber scheinen Sie den größten Theil Ihrer Lebhaftigkeit verloren zu haben."

„Ich hoffe, daß ich etwas Besseres dafür eingetauscht habe", gab er lachend zur Antwort.

Digitized by

Adelheid lachte jedoch nicht, als sie ihn einige Stunden später fragte: ob die Behauptung der Gräfin Balder richtig sei und was eine solche Umwandlung in ihm hervorgerufen hätte? Seine Antwort befriedigte sie nicht.

XLII.

Ein feuchter, duftiger April war gekommen. Am Waldrande blühten die Veilchen; zackige Schneeglöckchen drängten sich aus den welken Laubschichten ans Tageslicht; Schlüsselblumen und Primeln öffneten die thaufrischen Augen.

Noch immer war dieselbe Gesellschaft in Wolfshagen vereinigt; Gräfin Hildegard ließ ihre Gäste nicht fort. Für den Sommer hatte sie versprochen, nach Hartenstein zu kommen; aber als Adelheid meinte, daß Carmen Erbach selbstverständlich mitkommen sollte, bat die alte Dame, sie ausdrücklich einzuladen.

Eines Morgens traf Adelheid mit Carmen im Garten zusammen, als diese im Begriff war, die Dorfarmen der Gräfin zu besuchen. Das holde Gesicht der jungen Frau wurde noch freundlicher, als sie Carmen begrüßte.

„Wie freue ich mich, Sie zu treffen, liebes Fräulein", sagte sie; ‚eben hat mir meine Schwiegermutter versprochen, für den Sommer nach Hartenstein zu kommen, nun wollte ich Sie herzlich bitten, sie zu begleiten."

Diese Aufforderung war ein Donnerschlag für Carmen. Daß sie, die einst davon geträumt hatte, als Herrin auf Hartenstein zu leben, sie, die stundenlang den Worten Walters gelauscht hatte, der ihr ausmalte, wie viel sie zu dort für das Wohl aller Gutsangehörigen zu thun haben würde, jetzt als Gast dort eintreten sollte, war etwas, das sie nicht vorausgesehen.

„Nach Hartenstein?" wiederholte sie mit zitternder Stimme. „Sie sind wirklich sehr gütig, Gräfin Adelheid."

„Nicht wahr, Sie kommen?" sagte die junge Frau; Carmen stand still und blickte in das holde, erwartungsvolle Gesicht.

Was sollte sie antworten? Wenn sie nur gewußt hätte, wie Walter die Sache ansah. Es war eine neue Qual für sie Beide, aber darauf kam wenig an, sie waren gewohnt zu leiden. Dennoch sehnte sie sich, ihn erst zu fragen: „soll ich nach Hartenstein gehen oder nicht?" ehe sie sich bestimmte, wollte sie mit ihm sprechen.

„Es thut mir leid, Ihnen nicht gleich antworten zu können", sagte sie; „ich habe einen Freund, den ich erst zu Rathe ziehen muß, ehe ich Ihre gütige Einladung annehmen darf."

„Sie hat einem Geliebten", dachte Adelheid und ein Gefühl von Beruhigung kam über sie, das sie noch freundlicher gegen das schöne Mädchen stimmte.

„Wann wollen Sie mir Bescheid geben?" fragte sie. „Ich stelle eben meine Sommereinladungen zusammen und es würde mir eben so schmerzlich sein, wie meiner Schwiegermutter, wenn ich Sie aus der Liste streichen müßte."

Digitized by Google

Die beiden schönen Wesen, die ganz ohne ihre Schuld zu Nebenbuhlerinnen geworden waren, sahen sich freundlich an.

„Wenn Sie mir drei Tage Zeit geben, kann ich Ihnen meine Antwort mittheilen" sagte Carmen.

Adelheids angenehme Empfindung wuchs. Sie war nicht allein überzeugt, daß Carmen einen Geliebten oder Verlobten hätte; sie glaubte jetzt auch zu wissen, daß sich derselbe in der Ferne befand, und daß ihm das junge Mädchen schreiben wollte. Weitere Folgerungen knüpfte sie nicht daran, aber sie fühlte sich so erleichtert, daß der Himmel über ihrem Haupte blauer und der Rasen grüner zu sein schien als bisher.

Mit freundlichen Worten trennten sie sich. Carmen schlug den Weg zum Dorfe ein; Adelheid kehrte ins Haus zurück. Carmens Herz war schwer, ihr Antlitz sorgenvoll. Ihre Lebensaufgabe war ohnehin hart genug; wie sie es ertragen sollte, nach Hartenstein zu gehen, wußte sie nicht. Ihr war, als hätte sie den Becher menschlichen Leidens schon bis zum Grunde geleert.

Jedenfalls wollte sie Walter zu Rathe ziehen. Vieler Worte bedurfte sie nicht dazu; sie wollte einfach fragen: „Ist es Dir lieb, wenn ich nach Hartenstein komme?" und seine Antwort sollte ihren Entschluß bestimmen.

Auf der Landstraße begegnete sie ihm; sie hatten sich schon oft in derselben Weise getroffen und er war dann mit stummer Verbeugung, sie mit niedergeschlagenen Augen und schmerzlich pochendem Herzen vorübergegangen, heute aber blieb sie stehen und sah mit ruhig-freundlichem Blick zu ihm auf.

„Herr Graf, ich möchte einen Augenblick mit Ihnen sprechen", sagte sie; „lange will ich Sie nicht aufhalten. Gräfin Adelheid hat mich nach Hartenstein eingeladen und ich möchte nun wissen, wie Sie darüber denken. Soll ich hingehen oder nicht?"

Seine verdüsterten Augen hefteten sich unruhevoll auf die ihrigen; die Geschichte, die darin geschrieben stand, that ihr im Herzen weh.

„Sie wissen", sagte sie sanft, „daß wir uns fest vorgenommen haben, unsere Pflicht zu thun."

Die Worte sollten ihm eine Mahnung sein und als solche nahm er sie auf. Er bezwang sich selbst, nur der Himmel wußte, wie schwer es ihm fiel.

„Es wird eine Pein für Sie und für mich", gab er zur Antwort. „Und doch, Carmen, würde es Ihnen, würde es Dir nicht eine Freude sein, den Hartenstein kennen zu lernen?"

Gegen seinen Willen war seine Stimme sanfter, sein Blick zärtlicher geworden. Mit der sanften Entschiedenheit, die ihr eigen war, erwiederte sie:

„Gewiß, es würde mich freuen ihn zu sehen, aber wir können nicht immer haben, was uns angenehm ist, die Frage ist vor allem: darf es sein? oder kann es irgendwo schaden, wenn ich die Einladung ablehne? Ich würde sie am liebsten ablehnen, wenn ich aufrichtig sein darf."

„Und doch wäre es besser, wenn Du hinkämst", gab er gedankenvoll zur Antwort. Deine Weigerung würde sowohl meine Mutter wie meine Frau verletzen."

Digitized by

Er brach plötzlich ab, denn ihm kam zum Bewußtsein, daß er zum ersten Male in Carmens Gegenwart den Ausdruck „meine Frau" gebraucht hatte. Mit einem leisen, leidenschaftlichen Aufschrei streckte er die Hand nach ihr aus; aber sie wollte das nicht sehen, mit erzwungener Kälte wendete sie sich ab.

„Ich danke, daß Sie mir Ihre Ansicht der Dinge mitgetheilt haben", sagte sie ruhig. „Da Sie es für besser halten, werde ich nach Hartenstein gehen. Guten Morgen."

So trennten sie sich mit schwerem Herzen und doch beglückt durch das Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben.

„Es freut mich, daß Sie kommen wollen", sagte Adelheid, als ihr Carmen Antwort gab. „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Sie sich in Hartenstein wohl fühlen werden. Es ist ein schönes malerisches Fleckchen Erde, das Ihnen gefallen muß."

Nachdem dies abgemacht war, schien sich Niemand mehr darum zu kümmern, ob Carmen mitging oder nicht; niemand sprach weiter darüber. Sie selbst that, was sie konnte, um die Entfernung zwischen sich selbst und Walter weiter und weiter auszudehnen. Bei ihrem Zusammentreffen auf dem Dorfwege hatte sie einen Ausdruck in seinem Augen gesehen, der sie zur größten Vorsicht mahnte.

Die Zeit der Uebersiedelung nach Hartenstein kam heran. Gräfin Hildegard, Walter, Adelheid und Carmen reisten zusammen. An der Eisenbahnstation stand der Wagen für sie bereit und sie fuhren miteinander durch den Park dem Schlosse zu. Der Mai war in voller Schönheit eingezogen, ein Wonnemond, wie ihn die Dichter besingen, reich an Duft und Vogelgesang, an Sonnenschein und Blumen. Der Weißdorn stand in der Blüthe, der Faulbaum füllte die Luft mit süßem Wohlgeruch, die gelben Trauben des Goldregens schimmerten in den Boskets und die Kastanien waren mit rothen und weißen Blüthen bedeckt. Die Fahrt durch den Park entzückend; Hartenstein hatte niemals schöner ausgesehen.

Und nun blickte Carmen auf und vor ihr lag das stattliche alte Schloß, das sie einst in ihren Träumen als ihr Eigenthum, als ihre Heimat zu begrüßen pflegte. In diesem Augenblick Walter anzusehen, war ihr unmöglich; wußte sie doch, daß er nicht weniger litt, als sie selbst.

Als sie das Haus betrat, blieb sie geflissentlich an der Seite der alten Gräfin. Ach, wie so ganz anders war diese Ankunft, als die ihr Walter in dem Blumenthale bei Lissabon geschildert hatte. Damals sprach er davon, sie als sein schönes, geliebtes Weib, als die junge Herrin des Schlosses einzuführen; jetzt trat sie unbeachtet über die Schwelle und alle Bewillkommnungsgrüße galten einer Andern.

Unbeachtet außer von Walter. Als sie die breite Freitreppe hinaufstiegen, suchte er sich ihr zu nähern; aber sie wich ihm aus. Von ihm wie eine Fremde in sein Vaterhaus geführt zu werden, erschien ihr als das Bitterste von Allem.

Und nun war sie in Hartenstein, dem Stückchen Erde, das sie schon so lange und innig liebte! Hätte sie gewußt, wie viel sie zu leiden haben würde, sie wäre vielleicht nicht gekommen. Sie war ja nur ein armes, schwaches Menschenkind und ihre Aufgabe erschien ihr riesengroß.

Digitized by Google

Es kamen Momente, in denen sie sich bitter tadelte, daß sie sich selbst in diese Lage gebracht, Momente, in denen ihr Verlangen, sich der Mutter des Geliebten zu weihen, ermattete, ihre Kraft erlahmte und alle ihre Vorsätze zusammenzubrechen drohten. Ein Mal wurde sie von ihrem Schmerz völlig überwältigt; sie verließ das Zimmer und eilte in den Park hinaus, ohne Weg und Steg zu beachten, nur vorwärts, als ob es sich um ihr Leben handelte.

„Ich kann es nicht ertragen! ich kann es nicht!" stöhnte sie.

Während sie so wie im halben Wahnsinn dahin eilte, stieß sie plötzlich mit Walter zusammen. Auf einen Blick erkannte er, wie ihr zu Muth war und blieb, beide Hände ausstreckend, vor ihr stehen.

„Carmen!" rief er und die volle Glut seiner Empfindung verrieth sich im Klange der Stimme; „Carmen!"

Aber sie stieß seine Hände zurück.

„Nein, nein, sprich nicht mit mir!" rief sie. „Nicht ein Wort will ich hören!"

Schmerz und Leidenschaft hatten sie überwältigt, aber sie blieb sich selber treu. Nicht ein Wort, das sie später bereuen müßten, sollte über seine oder ihre Lippen kommen.

Unaufhaltsam eilte sie weiter und er stand da und sah ihr nach. Nur zu gut begriff er, was sie davon trieb, und obwohl er Alles darum gegeben hätte, ihr folgen zu dürfen und sie zu trösten, wagte er nicht, es zu thun.

„Der Himmel sei uns Beiden gnädig!" sagte er; „das Leben ist hart und das Schicksal ist grausam!"

XLIII.

Das Leben auf Hartenstein, das nach außen heiter und friedvoll schien, war in Wirklichkeit reich an mancherlei Schmerzen. Das junge Ehepaar hatte einen auserwählten Kreis von Bekannten um sich versammelt und das alte Schloß war wieder einmal der Schauplatz einer glänzenden Gastfreundschaft. Die junge Gräfin gab einen Ball; Walter sollte verschiedene Episoden desselben nie vergessen. Die Elite der Nachbarschaft war dazu eingeladen, alle Gesellschaftsräume waren geöffnet, Gewächshaus und Orangerie glänzend erleuchtet.

Gräfin Adelheid war die liebenswürdigste Wirthin und blendend schön in ihrem weiß und goldnen Anzug, geschmückt mit den berühmten Diamanten, die sie als Hochzeitsgeschenk vom Vater erhalten hatte. Ihr schönes aristokratisches Gesicht strahlte in dem Bewußtsein, zum ersten Male die Honneurs dieser fürstlichen Besitzung zu machen.

Carmen hatte gebeten, ihr die Theilnahme an dem Feste zu erlassen, aber Adelheid wollte sich nicht dazu verstehen.

„Nein, Sie müssen kommen", sagte die junge Frau; „ich zähle auf Sie, als auf eine der größten Zierden meines Festes. Ihr portugiesisches Gesicht wird sich unter unseren germanischen Schönheiten wundervoll ausnehmen. Sie dürfen meine Bitte nicht abschlagen, Carmen. Ich habe mir sogar schon Ihren Anzug ausgedacht: eine spanische Spitzenmantille müssen Sie tragen und eine einzige rothe Rose ins Haar stecken. Wollen Sie."

Digitized by Google

„Liegt Ihnen wirklich so viel daran?“ fragte Carmen.

„Ja, wirklich, ich bitte Sie darum, als um eine große Gefälligkeit. Sie werden ein besonderer Schmuck meines Balles sein.“

„So will ich denn kommen, Gräfin Adelheid, aber nur weil Sie es wünschen. Ein Ball hat nichts, was mich locken könnte.“

„Und Sie sind doch so jung, Carmen, so schön!“ rief Adelheid.

„Ich habe nie dergleichen Festlichkeiten mitgemacht“, sagte das junge Mädchen; „deshalb dürfen Sie mich mit Anderen meines Alters nicht vergleichen. Da ich nie auf einem Balle gewesen bin, weiß ich seine Freuden nicht zu schätzen.“

„Aber sehnen Sie sich denn gar nicht danach, diese Freuden kennen zu lernen?“ fragte Adelheid.

„Nein, gar nicht“, antwortete Carmen.

„Ich will Ihnen sagen, woher das kommt“, meinte Adelheid mit dem Ausdruck der Verlegenheit. „Sie haben noch keinen Lieblingstänzer, darum ist Ihnen das Tanzen gleichgültig. Aber ich werde schon sorgen, daß Sie sich amüsiren, liebe Carmen. Mein Mann soll mit Ihnen tanzen, er ist einer der besten Tänzer, die ich kenne.“

Zu ihrer Ueberraschung fuhr das junge Mädchen mit dem Ausdruck des Schreckens zurück und ihr schönes Gesicht wurde leichenblaß.

„Nein, nein!“ rief sie, faßte sich dann aber, und fügte mit zitternden Lippen hinzu: „ich würde mich ängstigen.“

Adelheid glaubte, daß Walters Rang, seine gesellschaftliche Stellung, oder seine Würde als Hausherr das junge Mädchen bedrücke und suchte sie in ihrer freundlichen Weise zu ermuthigen.

„Vor meinem Mann brauchen Sie sich nicht zu fürchten, beste Carmen“, sagte sie; „er schätzt Sie hoch, obwohl er in seinem Benehmen kühl und zurückhaltend ist, hochmüthig ist er durchaus nicht.“

Kühl und zurückhaltend! Carmen sah ihn für einen Augenblick vor sich stehen, wie dereinst im Schatten der Oleanderbäume, mit erregten Zügen, strahlenden Augen und Lippen, die von zärtlichen, fröhlichen Worten überflossen. Damals war sein Wesen weder kühl, noch zurückhaltend. Sie erhob die Hand mit anmuthig stolzer Bewegung.

„Gräfin Adelheid“, sagte sie, „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich den Herrn Grafen sehr hoch schätze, aber durchaus nicht fürchte.“

„Das freut mich von Herzen; zuweilen ist es mir vorgekommen, als ob Sie etwas kalt und abweisend gegen ihn wären, nun freut es mich doppelt, zu hören, daß Sie ihn leiden mögen. Mir ist immer zu Muth, als gehörten Sie ganz zu unserer Familie.“

Carmen ging fort sobald sie konnte. Solche Gespräche thaten ihr immer weh, weil sie ihr eine gewisse Lüge aufzwangen.

Der Ballabend kam heran. Walter sah seine Frau und Carmen am Ende des Tanzsalons zusammenstehen. Adelheids stolze Schönheit zeigte sich im vollen Glanze in ihrem prachtvollen weiß und goldnen Anzuge, der von blitzenden Diamanten übersäet war, und Carmens südlicher Gesichtstypus wurde durch ihr portugiesisches Costüm auf das Vortheilhafteste gehoben. Einen Augenblick versank er in den Anblick dieser beiden Frauen, die ihn liebten.

Digitized by Google

„Niemand könnte entscheiden, welche die Schönere ist", sagte er zu sich selbst. „Sie sind Beide vollkommen." Dann fielen ihm, bei Carmens Anblick die Dichterworte ein:

„Ich hab' Dich geliebet,
Ich lieb' Dich noch heut,
Ich werde Dich lieben in Ewigkeit."

und von ihr sah er wieder zu der goldhaarigen, königlichen Frau hinüber, die ihm ihre Liebe und ihre Reichthümer geschenkt hatte. Adelheids Augen begegneten seinem Blick und sie winkte ihm zu, heran zu kommen. Carmen wäre am liebsten geflohen, aber sie fürchtete unhöflich zu erscheinen.

Walter machte ihr, wie gewöhnlich, eine förmliche Verbeugung. Adelheid sagte:

„Du bist in Portugal gewesen, lieber Walter, was meinst Du, ist Fräulein Erbachs Costüm ächt und gefällt es Dir?"

Er mußte sie ansehen, vergebens gab er sich Mühe, seine Bewunderung zu verbergen; es war ihm unmöglich.

„Ich finde den Anzug sehr schön", gab er zur Antwort. Carmens Gesicht blieb unbeweglich."

„Walter, ich möchte, daß Fräulein Erbach einmal tanzte", fuhr Adelheid heiter fort; „im ganzen Saale wüßte ich aber keinen bessern Tänzer für sie zu finden, als Dich."

Hierauf gab es nur eine Antwort; Walter verbeugte sich abermals. „Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Fräulein Erbach mir die Ehre erzeigen will", sagte er.

Carmen konnte sich im Augenblick auf keine Entschuldigung besinnen. So legte sie denn, unter Adelheids Augen, die Hand auf seinem Arm und folgte ihm stumm nach dem andern Ende des Saales. Hier angekommen sagte sie:

„Ich kann nicht mit Ihnen tanzen, das wissen sie auch, lassen Sie mich fort."

Er hätte sie gern festgehalten, hätte gern Alles darum gegeben, noch einmal den Arm um ihre holde Gestalt schlingen zu dürfen; schon der Gedanke daran hatte sein Herz in heftige Wallung gebracht. Aber das ruhige Licht in ihren Augen, der ruhige Klang ihrer Stimme gaben ihm die Besinnung wieder.

„Sie haben immer recht, Ihr Wunsch soll geschehen", gab er zur Antwort.

„Weil ich es wünsche, will ich es nicht thun", sagte sie halb zu ihm, halb zu sich selbst. Die Arme, die sie in leidenschaftlichem Schmerz umfaßt hatten, konnten sie unmöglich im fröhlichen Tanze umschlingen.

„Ich werde Adelheid sagen, Sie hätten keine Lust zum Tanzen gehabt", erwiederte er. „Aber statt dessen wollen wir einen Gang durch das Gewächshaus machen, bitte, Carmen, laß uns gehen."

Sie schwieg eine Weile.

„Carmen, willst Du nicht?"

„Führe mich nicht in Versuchung", gab sie zur Antwort. „Nein, Du vor Allem darfst es nicht thun!" Ihre zarten Wangen rötheten sich und sie schlug die Augen nieder. „Dies ist der erste Ball, den ich sehe,

Digitized by Google

die Musik, der Lichterglanz, die Blumendüfte, Alles berauscht mich und erweicht mir das Herz, und ich habe mich so lange gemüht, es hart zu machen! Nein, Graf Hartenstein", fügte sie heftig hinzu, „ich will nicht mit Ihnen gehen, ich könnte sonst Dinge sagen, die — bitte verlassen Sie mich!"

„Carmen, Du bist hart, bist grausam."

„Es ist mein fester Wille. Wer sich schwach fühlt, muß die Versuchung fliehen. Ich bin schwach, nicht wahr, Sie gehen, wenn ich darum bitte?"

Er verließ sie augenblicklich. Ein halbe Stunde später sah er sie im Gewächshause stehen, mit beiden Armen auf eine Balustrade gestützt, den Blick der glänzenden Augen ins Weite gerichtet, und wieder fielen ihm Dichterworte ein, die Heinischen Verse:

„Mit Deinen schönen Augen
Hast Du mich gequälet gar sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet..."

und während er so mit bitterem Lächeln über seine Herzensthorheit vor sich hin murmelte, sagte er zu sich selbst, daß die Liebe zu den Leiden des Lebens, nicht zu seinen Glücksgaben gerechnet werden müsse.

Glücklicherweise waren solche Scenen eine Seltenheit. So viel als möglich suchten sich Walter und Carmen zu vermeiden, und häufig fragte sie sich selbst, ob sie wohlgethan habe, nach Hartenstein zu kommen? Sie hatte Schmerzen und Herzenskämpfe vorausgesehen, aber was sie erlebte, ging weit über ihre Befürchtungen hinaus.

XLIV.

Der Sommer war gekommen, hatte Hartenstein mit der Fülle seiner Gaben überschüttet und da das Schloß nicht einen Tag von Gästen leer wurde, hörten auch Gesellschaften, Ausflüge und Gartenfeste nicht auf. Adelheid schien plötzlich eine Art Leidenschaft für rauschende Vergnügungen gefaßt zu haben, es schien aber nur so; in Wahrheit fühlte sie sich unbehaglich und von fieberhafter Unruhe, von quälenden Zweifeln umhergetrieben.

Einen Grund für ihre Herzensangst hätte sie nicht angeben können; oft machte sie sich bittere Vorwürfe über ihre Fantasiegebilde, nannte sich thöricht, ungerecht und eifersüchtig. Zu anderen Zeiten dagegen erschienen ihr alle Befürchtungen erklärlich und gerechtfertigt. Ihr Leben hätte sie für die Gewißheit, daß ihr Gatte sie liebte, hingeben mögen. Zuweilen war sie von seiner Liebe überzeugt, dann machte sie sich von allen Zweifeln frei, trat jeden Verdacht unter ihre Füße, aber ein neuer Beweis seiner Gleichgültigkeit oder Zerstreutheit warf sie wieder in die frühere qualvolle Unsicherheit zurück.

Eines Morgens war Carmen im Zimmer, als Walter, der in die nächste Stadt fahren wollte, seiner Frau das Versprechen gab, sie mitzunehmen; sie wünschte einige Einkäufe zu ihren Handarbeiten zu machen, gegen Zwölf Uhr wollte er aufbrechen und sie versprach, zu der Zeit fertig zu sein.

Digitized by Google

Aber die angegebene Stunde verging und kein Wagen wurde gemeldet. Endlich kam Adelheid, die sich aufgemacht hatte, ihren Mann zu suchen, in ihrem hübschen grauen Sommeranzuge, in dem sie reizend aussah, nach der Bibliothek, wo Gräfin Hildegard und Carmen mit Briefschreiben beschäftigt waren.

„Wo ist Walter?“ fragte sie ihre Schwiegermutter, die verwundert aufblickte.

„Du bist nicht mitgefahren!“ rief die alte Dame. „Er ist beinah seit einer Stunde fort.“

Carmen sah Adelheid tödtlich blaß werden; mit einem leisen Aufschrei sank sank sie in den nächsten Sessel und streckte beide Hände nach Gräfin Hildegard aus.

„Hat er mich vergessen?“ fragte sie. „Bitte, sage mir etwas zur Erklärung, finde irgend eine Entschuldigung für ihn, nur laß mich nicht glauben, daß er mich vergessen konnte!“

In demselben Augenblick trat Walter ins Zimmer. Er hatte die Verabredung vergessen, plötzlich war sie ihm wieder eingefallen und nun kam er zurück. Mit dem Hut in der Hand und einem verlegnen Erröthen trat er auf Adelheid zu.

„Ich bitte Dich um Verzeihung“, sagte er; „was ich zu meiner Entschuldigung anführen könnte, weiß ich nicht, aber mir ist unsere Verabredung erst wieder eingefallen, als ich die Stadt in Sicht bekam, dann bin ich augenblicklich umgekehrt.“

Sie stand hochaufgerichtet vor ihm; ihr blasses Gesicht, das den Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes, tief verwundeter Liebe trug, schien gleichsam überschattet von der Ahnung eines Unglücks.

„Hattest Du mich vergessen?“ fragte sie schnell. „Kümmre Dich nicht um Entschuldigungen, sage mir einfach, ob Du mich vergessen hattest.“

In seiner Ueberraschung nahm er sich nicht Zeit, über die Antwort nachzudenken.

„Ja“, sagte er unbefangen; „das habe ich gethan.“

„Also wirklich, vergessen hattest Du mich? Du konntest wegfahren, ohne Dich des Versprechens zu erinnern, das Du mir gegeben?“

„Ja, liebe Adelheid.“

„Ich kam Dir gar nicht in den Sinn? Du hattest mich vollständig aus Deinen Gedanken verloren?“

„Ich fürchte, daß es so war, aber sobald ich mich wieder besonnen habe, bin ich umgekehrt.“

„Ja, das sehe ich“, fiel Adelheid ein, „und ich danke Dir, daß Du Dich im letzten Augenblick an mich erinnert hast. Ich werde mitfahren.“

Sie beugte sich nieder, ihrer Schwiegermutter einen Kuß zu geben; ihre Augen standen voll Thränen; dann sagte sie ein paar scherzende Worte zu Carmen und verließ das Zimmer. Die Beiden, die ihr nachblickten, sahen, daß sie leichenblaß war.

Walter that was er konnte, um seine Vernachlässigung wieder gut zu machen, war herzlich und aufmerksam; aber der kalte Stahl war ihr ins Herz gedrungen. Sie hätte ihm Alles leichter verziehen, als daß er sie so ganz zu vergessen vermochte. Für diese Wunde gab es keinen Balsam.

Carmen dachte lange über diese kleine Scene nach, die sie tief betrübte. Jeder Ausdruck des Leidens im Gesicht der jungen Gräfin that ihr weh und sie empfand ihn wie einen verdienten Vorwurf gegen sich selbst. Die Schmerzen, die ihre Nebenbuhlerin litt, fielen mit doppelter Schwere auf ihr edles Herz zurück.

Endlich faßte sie einen Entschluß und führte ihn aus. Das nächste Mal, daß sie Walter allein in den Park gehen sah, folgte sie ihm und traf in der großen Allee mit ihm zusammen.

„Haben Sie fünf Minuten für mich übrig, Graf Hartenstein?“ fragte sie, „ich möchte Ihnen etwas sagen.“

„Ich stehe mit Freuden zu Befehl“, gab er zur Antwort und sie gingen neben einander weiter.

„Ich fürchte mich, anzufangen“, sagte sie nach einer Pause; „und doch scheint es mir auch wieder, daß ich mich nie und unter keinen Umständen vor Ihnen fürchten sollte.“

„Nein, nie und unter keinen Umständen“, wiederholte er.

„Und Sie werden mich nicht für indiseret halten, was ich auch sagen mag?“ fragte sie.

„Nein, Carmen, gewiß nicht, Sie haben — Du hast ein Recht, mir Alles zu sagen, was Du willst.“

„Sie nannten mich einmal den Schutzengel Ihres Lebens“, sagte Carmen. „Ich erinnere Sie daran, weil ich jetzt das zu thun im Begriff bin, was die Aufgabe jedes Schutzengels sein muß.“

Er schwieg, aber seine Miene verrieth ein gewisses Erstaunen.

„Vor Allem bitte ich Sie, zu glauben, daß mich nur die ernsteste Theilnahme zu sprechen veranlaßt“, fuhr das junge Mädchen fort. „Ich kann es nicht ertragen, solchen Ausdruck des Schmerzes in Gäfin Adelheids Zügen zu sehen, es macht mich unglücklich, es darf nicht sein! Sie ist so feinfühlend, so leicht verletzt, und so leicht beglückt. Wie unglücklich war sie heute Morgen bei der Entdeckung, daß Sie sie vergessen hatten! Nie im Leben wird sich das Bild aus meiner Erinnerung verwischen, mit welchen Mienen, welchem Blick sie die Worte aussprach: „Du hattest mich vergessen!“ Ich möchte Sie darum dringend bitten, daß Sie sich Mühe gäben, die Gefühle Ihrer Gattin zu schonen.“

„Gewiß, daß will ich, will mein Bestes thun!“

„Auch mit dem Besten ist nicht viel auszurichten, wenn Sie ihr erst so weh gethan haben wie heute. Das darf nicht wieder geschehen.“

„Es soll nicht wieder vorkommen“, antwortete er.

„Sie ist so schön, so gut, verdient die beste, vollste Liebe eines Mannesherzens; wenn ihr diese nicht zu Theil werden kann, sollte sie wenigstens durch das Scheinbild derselben so glücklich als möglich gemacht werden.“

Die großmüthige Fürbitte für ihre Nebenbuhlerin, für die Frau, die den Platz einnahm, der eigentlich ihr gehörte, rührte ihn tief.

„Ich werde nie wieder so nachlässig sein“, sagte er. „Glaube mir, Carmen, ich habe mich vor mir selbst geschämt. Nun aber laß Dir danken, es ist ganz Deiner werth, so recht ein Beweis Deines gütigen, edlen, aufrichtigen Herzens, daß Du mir so rückhaltslos sagst, was Du von mir denkst, obwohl Du mir diesmal den Vorwurf einer Pflichtverletzung machst.“

Digitized by Google

„Ja, ich fürchte, daß Sie den verdient haben. Aber ich weiß, daß es nicht absichtlich geschehen ist. Sie würden wissentlich auch nicht die untergeordnetste Creatur verletzen, um wie viel weniger Ihre schöne, gute Frau."

„Nein, gewiß nicht! Ich verspreche nochmals, künftig achtsamer zu sein. Aber wie, Carmen, willst Du mich schon verlassen?"

Sie wendete ihm das ernste Antlitz zu.

„Ich bin nicht gekommen, um von mir selbst zu sprechen", antwortete sie; „und was ich sonst zu sagen hatte, ist gesagt. Leben Sie wohl, ich weiß, daß Sie Ihr Versprechen halten werden."

Sie ging, und wie er sich auch dagegen sträubte, sein Herz folgte ihr nach.

So war es denn Carmens Werk, wenn sich Adelheid fortan durch ihres Gatten Aufmerksamkeit beglückt fühlte. Er vergaß sie nie wieder, beachtete jeden ihrer Wünsche und war vielleicht rücksichtsvoller gegen sie, als wenn er sie geliebt hätte.

Eines Morgen kamen überraschende Nachrichten. Es war Ende August; brütende Hitze lag über Hartenstein, als Walter einen langen Brief aus Böhmen erhielt, der ihm meldete, daß der Zustand der Adrin-Minen zu den größten Hoffnungen berechtigte. Das Wasser, das die Schachte füllte, war gefallen. Ein berühmter Ingenieur, der Alles in Augenschein genommen, war der Ansicht, daß der Rest des Wassers ausgepumpt und das Bergwerk aufs Neue in Betrieb gesetzt werden könne. Wenn sich dies bestätigte, war der junge Graf Hartenstein mehr als Millionär. Er las den Brief seiner Mutter, Adelheid und Carmen vor.

„Dein seliger Vater hatte das größte Vertrauen zu diesem Unternehmen", sagte Gräfin Hildegard; „ich wundere mich daher nicht über diese Wedung der Dinge."

„Wenn ich bedenke, wie viel wir gelitten haben!" murmelte Walter nachdenklich vor sich hin. Die Wendung zum Guten kam für ihn zu spät, sein Herzensglück war unwiederbringlich verloren.

„Was ist denn aus dem ehemaligen Werkführer geworden, lieber Walter? Adam Binder hieß er ja wohl?"

„Ja, Adam Binder war sein Name", antwortete Walter; in demselben Moment begegnete sein Blick Carmens Augen und Beide waren plötzlich von Glut übergossen.

„Was ist aus ihm geworden?" fragte Adelheid; „ich meine, welche Strafe hat er bekommen?"

„Fünfzehn Jahre Zuchthaus", antwortete Walter. Seine Mutter seufzte.

„Wie war es nur möglich", sagte sie, „daß Du, den er so schmählich hintergangen und beraubt hatte, ein gutes Wort für ihn einlegtest? ich werde das nie begreifen."

„Das wollen wir nicht weiter erörtern, liebe Mutter", erwiederte der junge Mann. „Ich hatte ernste Gründe für das, was ich that, der Mann hatte mir wichtige Mittheilungen gemacht." Und wieder bedeckte sich Walters Gesicht mit flammender Röthe, als sein Auge Carmens unruhevollem Blick begegnete.

Die Nachrichten über die Adrian-Minen gaben zu großer Aufregung

Digitized by

Anlaß. Der Freiherr von Röhn forderte seinen Schwiegersohn auf, mit ihm nach Böhmen zu reisen, um den Stand der Dinge selbst in Augenschein zu nehmen.

Nun begann eine schwere Arbeit für Walter; er hatte alle auf das Unternehmen bezüglichen Papiere in Hast und völlig ungeordnet bei Seite gelegt. Jetzt galt es, sie so schnell als möglich zu ordnen, um sie dem Freiherrn, der in Geschäftsangelegenheiten von peinlicher Genauigkeit war, vorlegen zu können.

Walter arbeitete mit großem Eifer. Bis Dienstag mußten die Papiere geordnet sein, Donnerstag wollten die beiden Herren nach Böhmen abreisen. Schon war ziemlich Alles beisammen, nur ein Document fehlte noch, eine Uebersicht der für die Arbeiten in den Minen geleisteten Zahlungen, die der ehemalige Werkführer dem verstorbenen Grafen Hartenstein eingeschickt. So viel Mühe sich Walter auch gab, er fand es nicht.

Als Adelheid in der ersten Septemberwoche eines Morgens in die Bibliothek kam, fand sie Walter blaß und müde dort, von Papieren umgeben. Er erzählte ihr von seinem Verlust.

„Ich habe das Papier deutlich vor Augen", fügte er hinzu. „Es steckte in einem großen blauen Couvert, aber alles Suchen ist umsonst. Hier in der Bibliothek habe ich jedes Schubfach durchstöbert."

„Wäre es nicht möglich, daß es sich irgendwo anders befände?" fragte Adelheid.

„Höchstens könnte es noch in dem alten, großen Schreibtisch in meinem Studirzimmer liegen", antwortete Walter. „Aber so viel ich weiß, habe ich den gar nicht geöffnet, seit ich wieder hier bin. Uebrigens könntest Du einmal darin nachsehen, wenn Du so gut sein wolltest."

„Das will ich thun, Du aber, lieber Walter, solltest etwas ins Freie gehen. Du siehst blaß aus", sagte die junge Frau.

„Ich hatte mich mit dem Oberförster Heinrichs verabredet, ein paar Rebhühner zu schießen", antwortete Walter.

„Das thue", fiel Adelheid eifrig ein. „Ich kann inzwischen suchen und werde mir alle Mühe geben. Wenn Du erfrischt wieder nach Haus kommst, sitze ich hier und erwarte Dich mit dem großen blauen Couvert in der Hand."

In späteren Jahren noch war es Walter eine liebe Erinnerung, daß er damals, einer freundlichen Regung folgend, Adelheid mit einem Kuß für die angebotene Hülfe gedankt hatte. Lächelnd erwiederte sie darauf, er wäre ein Kind, dem die Schularbeiten erlassen sind. Dabei schlang sie liebkosend den Arm um seinen Hals, was sie nur selten zu thun pflegte.

„Hast Du mich ein wenig lieb?" flüsterte sie.

„Nein, nicht ein wenig, sondern viel mehr, liebe Adelheid!" sagte er, von ihrer Wärme mit erwärmt.

„Mehr?" wiederholte sie. „Vielleicht wirst Du mich bald von ganzem Herzen lieben!"

„Bist Du denn so gewiß, daß ich das nicht jetzt schon thue?" fragte er.

„Ja", gab sie wehmüthig zur Antwort, „davon bin ich nur zu fest überzeugt, aber mit der Zeit wirst Du mich immer lieber haben. Liebe gewinnt Liebe und ich bin Dir so gut."

„Plötzlich schien sie vor ihren eigenen Worten zu erschrecken; nie zuvor hatte sie sich so rückhaltslos ausgesprochen. Er lachte, als sie sich hastig von ihm losmachte und tief erröthend aus dem Zimmer eilte. Aber wie er sie in diesem Moment gesehen, zärtlich, schüchtern, mit einem Ausdruck halbverschämter Freude in den Zügen, in den glänzenden Augen, sollte er sie niemals wieder sehen.

Er ging hinaus und freute sich der frischen Morgenluft und der Aussicht auf eine gute Jagd, während sie sich nach seinem Studierzimmer begab, um den alten Schreibtisch nach dem fehlenden Document zu durchsuchen.

XLV.

Das Zimmer, in welchem Walter alle auf die Verwaltung Hartenstein bezüglichen Geschäfte abzumachen pflegte, war ein großes, bequem eingerichtetes Gemach, mit drei nach einer Terrasse führenden Fensterthüren. Auf Walters ausdrücklichen Wunsch waren sie mit keiner Art von Vorhängen verhüllt, so daß sie den freien Ausblick auf den Blumengarten, die Bäume des Parks und die dahinter aufsteigenden Waldungen gewährten.

Adelheid, die sowohl Bäume wie Blumen liebte, trat an eines der Fenster, eine üppige Kletterrose rankte daran herauf. Sie strich liebkosend mit dem Finger über die duftigen Blumen.

„Süße Rosen, ich beneide Euch!“ sagte sie; „ihr dürft den ganzen Tag an meines Gatten Fenster sein, dürft ihm freundliche Gedanken erwecken, ihn mit süßen Düften überhauchen. Er neigt sein freundliches Angesicht über Euch, aber auch mich fängt er an lieb zu haben, das fühle ich, das weiß ich, und die Zeit wird kommen, daß ich weder Euch noch Eure Schwestern zu beneiden brauche.“

Sie sah das Sonnenlicht auf den Baumwipfeln liegen; sah die Blumenbeete große farbige Quadrate oder Kreise bilden, sah den Silberstrahl des Springbrunnens flimmern und ruhelose Schmetterlinge hierhin und dorthin flattern. Mit einem Seufzer innigster Befriedigung überblickte sie des Gatten schönes Besitzthum, das ihm durch ihr Vermögen erhalten war und sagte sich selbst, daß er dank dem Himmel endlich, endlich anfange, sie wirklich zu lieben.

Nach dieser Stunde aber hatte der Sonnenschein nie mehr denselben Glanz für sie, die Rose nie mehr denselben Duft, ihr Antlitz nie mehr dasselbe Lächeln, ihr Herz nie mehr dasselbe Freudengefühl.

Der Schreibtisch war das einzige altmodische Möbel in diesem Zimmer. Gräfin Hildegard hatte Walter mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß dies Pult nicht zu der übrigen Einrichtung passe; aber der junge Mann wollte sich nicht davon trennen, weil er von jeher daran gewöhnt war und seine Einrichtung bequem fand.

Lächelnd schloß Adelheid die Klappe auf. Sie hatte den Inhalt schon früher kennen gelernt. Walters alte Tagebücher und Briefe wurden hier verwahrt. Sie hatte ihn häufig damit geneckt und er hatte ihr erlaubt, Alles zu lesen, was sie hier fand. Eines Tages hatten sie miteinander über ein Packet Briefe aus seiner Schulzeit herzlich gelacht. Jetzt suchte sie aber nur nach dem fehlenden Document, das in einem

Digitized by Google

igitized by Google

Digitized by Google

Ein Geständniss unter erschwerenden Umständen.

Nach einer Zeichnung von W. Simmler.

Digitized by Google

Digitized by Google

großen blauen Couvert enthalten sein sollte. Sie fand verschiedene Packete mit geschäftlichen Papieren, die theils zusammengebunden, theils mit Aufschriften und Daten versehen waren, nur das, was sie suchte, konnte sie nirgends entdecken.

Sie nahm die einzelnen Schubfächer durch, aber mit demselben Mißerfolg. Walter hatte gesagt: „mit den Papieren, die geordnet daliegen, brauchst Du keine Zeit zu verlieren, darunter ist es nicht. Mir ist dunkel erinnerlich, daß ich eines Tages nach einer Fahrt in die Hauptstadt eine Menge von Schriftstücken aus meinem Koffer in den Schreibtisch geworfen habe. Gewiß weiß ich es nicht, aber ich glaube, daß es so war."

Sie fand jetzt auch einen ganzen Haufen durcheinander geworfene, zum Theil zerdrückte Papiere und begann dieselben eins nach dem andern glatt zu streichen und zusammenzulegen; endlich fiel ihr ein blaues Couvert in die Hände; das darin enthaltene Schriftstück trug die Ueberschrift: „Rechnungsbericht", das war jedenfalls was sie suchte.

Plötzlich fuhr sie erschreckend zusammen, mechanisch hatte sie den Inhalt des nächsten Papieres, das ihr in die Hände fiel, zu lesen begonnen. Ihre Augen hefteten sich auf die Namen: „Friedrich Walter Graf von und auf Hartenstein" und „Carmen Erbach", der nächste Blick belerte sie, daß es ein Dispens vom kirchlichen Aufgebot war.

Gerechter Himmel, was konnte das zu bedeuten haben! Wie mit feurigen Buchstaben leuchteten ihr die beiden Namen entgegen, als sie das Schriftstück abermals durchlas. Es war der Dispens, den sich Walter in der Hauptstadt verschafft, als er noch darauf rechnete, Carmen heirathen zu können. Später hatte er das Papier, als sie sich so energisch weigerte, sein Weib zu werden, in Zorn und Schmerz zusammengeballt, vollständig vergessen.

„Ich bin wahnsinnig!" sagte Adelheid zu sich selbst, indem sie das unglückselige Schriftstück von neuem betrachtete. „Es ist ja nicht möglich, wie sollten die beiden Namen hier zusammen stehen können: Friedrich Walter, Graf von und auf Hartenstein und Carmen Erbach, er kannte sie ja nicht! Sie waren sich völlig fremd, ich muß wahnsinnig sein!"

Eine Art Erstarrung kam über sie; das Papier entfiel ihrer Hand; ihr schöner Kopf sank auf das Schreibpult nieder.

Der Sonnenschein, der sie vorhin entzückt hatte, erschien ihr plötzlich wie ein unerträglich blendendes Licht. Um sich dagegen zu schützen, bedeckte sie ihre Augen mit den Händen.

„Ich habe geschlafen und geträumt", dachte sie. „Wenn ich das Papier wieder ansehe, werde ich mich überzeugen, daß es nur ein Traum war."

Sie nahm es wieder auf; bei der Berührung desselben schauderte sie zurück, als ob es eine giftige Schlange gewesen wäre. Ach nein! Sie hatte nicht geträumt, da standen die Worte „Friedrich Walter Graf von und auf Hartenstein und Carmen Erbach". Ihr Blick war wie daran festgebannt, sie konnte nichts Anderes sehen, in schrecklicher Deutlichkeit standen sie da.

„Barmherziger Himmel, was hat das zu bedeuten?" rief sie wieder.

Hatte sich irgend Jemand den grausamen Scherz gemacht, dies zu

Digitized by

schreiben und unter Walters Papiere zu werfen? Sie legte das Batt auf den Tisch und las es wieder und wieder, vom schrecklichen Anfang bis zum schrecklichen Ende und überzeugte sich, daß es wirklich ein Dispens vom Aufgebot für Walter und Carmen war.

Der erste, furchtbarste Schreck war vorüber. Ruhiger prüfend sah sie nach dem Datum und überzeugte sich zu ihrer unaussprechlichen Beschämung, daß der Dispens genau zwei Tage vor Walters Verlobung mit ihr selbst ausgefertigt war.

Zwei Tage vorher, nur zwei Tage! es ging ihr durchs Herz. So hatte er sie nie geliebt; hatte ihr Geld begehrt, nicht sie, ihr Geld, um Hartenstein zu retten. Sie selbst war ihm nur eine Last, er liebte sie ja nicht, er liebte Carmen, das schöne Geschöpf mit den edlen Zügen, dem anmuthigen Benehmen. Er liebte sie, und doch standen sie sich jetzt scheinbar fremd gegenüber!

Wenn er sie geliebt hatte und sie hatten sich getrennt, was that sie dann bei seiner Mutter und unter diesem Dache? Und wenn sie so nahe daran gewesen war, ihm als Weib anzugehören, warum verkehrten sie jetzt so fremd, so förmlich miteinander?

„Ich kann es nicht verstehen!" rief sie aus. „Je länger ich darüber nachdenke, um so unfaßbarer erscheint es mir. Wie kalt, wie zurückhaltend, wie stumm ist er ihr gegenüber! Nie habe ich bemerkt, daß sie auch nur einen Blick gewechselt hätten, der eine Erinnerung an gemeinsam Erlebtes verrieth. Sie wollte nicht mit ihm tanzen, hat sich nie freiwillig in ein Gespräch mit ihm eingelassen, sich nur schwer entschlossen, hierher zu kommen; ihn gesucht, sich ihm aufgedrängt hat sie nie, davon bin ich fest überzeugt."

Sie strich mit der Hand über die Augen, als ob sie einen Nebelschleier davon wegwischen wollte.

Hatten sich die Beiden vielleicht geliebt und entzweit, waren auseinandergegangen und Walter hatte sich in seinem Zorn und Schmerz zu Adelheid geflüchtet? Das war die einzige Lösung, die sie fand, die ihr einigermaßen glaublich vorkam. Kein unedler Verdacht stieg in ihr auf; die Reinheit und Ehrenhaftigkeit ihrer Nebenbuhlerin schien ihr selbst in diesem ersten, schrecklichen Augenblick der Entdeckung über jeden Verdacht erhaben.

Ihre Verwirrung dagegen wurde immer größer. Carmen hatte bis vor Kurzem in Lissabon gelebt, wie war es möglich, daß sie Walter kennen lernte? Adelheid wußte nichts von ihres Gatten Aufenthalt in Portugal; sie erinnerte sich aber, daß Lady Burton im Mai des vergangenen Jahres nach Deutschland gekommen war und damals Carmen mitgebracht hatte. Walter war zu jener Zeit seit fast einem Jahre von seinen Reisen zurückgekehrt.

Es konnte nur ein Mißverständniß sein, oder irgend Jemand hatte das gedruckte Formular mit diesen beiden Namen ausgefüllt, um Adelheid zu erschrecken. Hätte Walter eine Ahnung von dem Dasein eines solchen Schriftstückes gehabt, so hätte er es sicherlich nicht sorglos liegen lassen, so daß es ihr jeden Augenblick in die Hände fallen konnte.

„Es ist ein grausamer Scherz", sagte sie wieder zu sich selbst. „Es kann nur ein Scherz sein. Der Himmel ist zu gnädig, zu barmherzig, um dergleichen zuzulassen, es ist gewiß nur ein Scherz."

Digitized by Google

Dennoch nahm sie das Papier mit in ihr Zimmer, um, das holde Antlitz darüber neigend, noch einmal zu prüfen, ob es ein wirkliches Document oder nur eine Fälschung war.

XLVI.

Ein tiefes Verlangen nach Ruhe und Frieden kam über Adelheid; dennoch saß sie, als ihr Kammermädchen eintrat, noch immer mit glühenden Augen und bleichem Gesicht über ein zerdrücktes Blatt Papier gebeugt. Beim Eintritt des Mädchens blickte sie auf.

„Machen Sie das Fenster zu", sagte sie.

Erstaunt trat das Mädchen näher; der Ton war so durchaus verschieden von der sonst so freundlichen Sprechweise ihrer Herrin. Aber ein Blick in das verstörte Antlitz der jungen Gräfin gab ihr genügende Erklärung: sie war geistig oder körperlich schwer leidend.

Wie viele Stunden Adelheid in ihrer dumpfen Qual verlebte, wußte sie selber nicht; die tiefste Stille um sie her und das zerdrückte Papier verschwommen in Eins und wurden zu einer Art marterndem Alpdruck für sie. Das einzige, was sie unablässig klar vor Augen hatte, obwohl sie es nicht sah, waren die vereinigten Namen: „Friedrich Walter, Graf von und auf Hartenstein und Carmen Erbach."

Endlich wurde sie von einer Stimme aufgeschreckt, die zu ihr sagte:

„Gnädige Gräfin, der Herr Graf lassen bitten, zu ihm in die Bibliothek zu kommen."

Diese wenigen Worte führten sie in die Wirklichkeit zurück. Sie erhob sich und verschloß das unglückselige Papier in ihre Schatulle; dann wusch sie Augen und Gesicht und ging zu ihrem Gatten hinunter. Als sie eintrat, kam er ihr rasch entgegen, fuhr aber bei ihrem Anblick erschrocken zurück.

„Adelheid!" rief er; „was um des des Himmels willen ist Dir widerfahren?"

„Nichts!" antwortete sie.

„Als ich Dich verließ, sahst Du wohl und glücklich aus, und jetzt bist Du bleich und abgehärmt, um zehn Jahre älter geworden."

„Bin ich das?" fragte sie. „Nun, was kommts darauf an!"

„Gewiß kommt etwas darauf an!" rief er in warmem Ton. „Was ist geschehen, sag es mir liebe Adelheid!"

Sie sah mit stolzer, matter Gleichgültigkeit zu ihm auf.

„Es — es ist nichts!" antwortete sie; „der Tag ist schwül, ich fühle mich angegriffen, das ist Alles."

„Du bist nicht mehr die Adelheid, die mich so herzlich küßte, als ich fortging", sagte er.

Sie wich vor ihm zurück.

„Bitte erinnere mich nicht an diese Thorheit!" erwiederte sie, und mit steigender Verwunderung fragte er sich, was geschehen sein könnte. Dies war nicht mehr dasselbe liebevolle Weib, mit dem zärtlich-leidenschaftlichen Gesicht, dessen Arme ihn vor wenigen Stunden so innig umschlun-

Digitized by Google

gen hatten. Es mußte ihr etwas zugestoßen sein. Sie trat ans Fenster; Walter ging ihr nach.

„Adelheid", fragte er, „hast Du das blaue Couvert gefunden?"

Es war ihr ganz aus dem Sinne gekommen. Sie erblaßte noch mehr.

„Ja, das habe ich gefunden, ich dachte aber nicht daran, es liegt auf dem alten Schreibpult in Deinem Zimmer", antwortete sie.

„Du hast es gefunden! herzlichen Dank, liebe Adelheid. Wie froh bin ich darüber; nun macht uns unsere Aufgabe keine Noth mehr. Ich bin Dir wirklich sehr dankbar."

Mit diesen Worten trat er näher an sie heran; sie blieb stumm und unbeweglich dem Fenster zugekehrt. Gern hätte er das holde, kummervolle Gesicht geküßt, aber es wandte sich von ihm ab.

„Ich bin Dir wirklich sehr dankbar, liebe Adelheid!" wiederholte er; „ich fing an, mich um das Papier zu sorgen. Auch Dein Vater wird sich freuen."

„Es freut mich, daß ich Dir behülflich sein konnte", gab sie ruhig zur Antwort.

Er legte die eine Hand auf ihren goldnen Scheitel, die andere unter ihr weißes Kinn.

„Adelheid, aller süße Wohllaut ist aus Deiner Stimme, aller Sonnenschein aus Deinem Antlitz entschwunden!" sagte er.

„Was kommt darauf an!" erwiederte sie auch diesmal.

„Mir kommt soviel darauf an, daß ich zu wissen verlange, was an dieser Veränderung schuld ist."

„Die Worte: „Ich habe einen Aufgebots-Dispens gefunden, der Deinen und Carmens Namen trägt", lagen ihr auf der Zunge und es wäre vielleicht gut gewesen, wenn sie dieselben ausgesprochen hätte. Möglicherweise hätte er ihr darauf die Geschichte seiner Vergangenheit erzählt und sie wäre im Stande gewesen, ihr Loos nach allen Seiten zu übersehen. Aber sie sprach sich nicht aus.

„Du scheinst heute an Einbildungen zu leiden", antwortete sie, indem sie sich um einige Schritte von ihm entfernte. Walter wußte sich ihr seltsames Wesen nicht zu erklären. Sie war bisher immer freundlich und liebvoll gegen ihn. Vielleicht war wirklich die Hitze des Tages schuld. Jedenfalls konnte er sie nicht verlassen, bis sie sich wohler fühlte.

„Wir werden nun bald nach Böhmen reisen", fing er wieder an. „Donnerstag wollen wir aufbrechen. Ich werde thun was möglich ist, um bald wieder hier zu sein."

„Es ist gewiß eine langweilige Aufgabe", antwortete sie, aber ihr Ton verrieth nicht das mindeste Interesse.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wie verſchieden man Clavier ſpielen kann.

Ein Nocturno von **Ph. F.**

Eines Abends kam ich zu meinem Freunde, dem — ja, wie ſoll ich ihn nennen? Er war nichts und ich ſuche vergebens, ihn mit einem Titel einzuführen. „Stimmungsmenſch;“ iſt kein Beruf. Ein guter Kerl und eine Art ſtilles poetiſches Gemüth? Das war er eben nur für mich. Was er vielleicht in den Augen der Welt ſchien, ein ſchwanker, unſtäter Müßiggänger, das möchte ich ihm doch nicht gern als Bezeichnung vorausſchicken. Kurz, er ſaß in ſeinem dunkelgrünen, ganz matt erleuchteten Studirzimmer, und ich hatte geglaubt, ihn etwa am Clavier oder in einer Arbeit zu ſtören. Aber nichts von alledem. Schon als ich die Thür öffnete, fiel er mir auf.

„Wie geht Dirs denn“, rief ich aus, „daß Du ſo daſitzeſt, den Kopf in die Hand geſtützt, beinahe melancholiſch vor Dich hinſtarrſt und (die Bücher gleiten Dir vom Pult und Deine Feder iſt auch ſchon herabgerollt) mir kaum guten Abend ſagſt?“

Er erhob ſich ſchwerfällig, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, wie Einer, der aus einem Traume erwacht, und ſchien mich nun erſt recht zu erkennen. Langſam ſchob er ſeine Bücher zurecht, hob auch die Feder vom Boden wieder auf, und, mit einem zögernden Schritte mir entgegenkommend, reichte er mir die Hand, wobei er wohl etwas wie „Guten Abend“ murmelte, das ich aber nur für eine Andeutung des üblichen Grußes konnte gelten laſſen.

„Erwache! Erwache!“ rief ich aus. Auch ſeine Lampe war tief verhüllt und beleuchtete eben nur das Pult, an dem er geſeſſen hatte.

„Ich ſehe ganz deutlich: während man ihn hier fleißig wähnt, hat der ſaubere Herr, kaum in der Dämmerſtunde, ſchon ein wenig geſchlafen.“

„Nein, nein!“ erwiederte er, in einem Tone, der mir nicht auf meine Scherze eingehen zu wollen ſchien, „aber in der That, ich hatte Kopfſchmerzen und war etwas ins Träumen gerathen. Er ſchob den Schirm der Lampe zurück und bot mir einen Stuhl.

„Alter Maulwurf“, wollte ich ihn erheitern, „haſt gewiß wieder den ganzen Tag in der Stube geſtecket, für Niemanden zugänglich, als für Deine alte Wirthſchafterin, die Dich tyranniſirt; haſt gebüffelt und gebüffelt und gebrütet und dabei die Außenwelt vergeſſen. Wenn man nur wenigſtens einmal erführe, was die Frucht dieſer geheimnißvollen Einſamkeit ſein wird. Komm' mit hinaus an die friſche Luft; 's iſt ein ſternklarer Winterabend, friſcher Schnee auf den Dächern und in den Straßen balgt ſich die fröhliche Jugend mit der neugefallenen Himmelsgabe. Komm', komm', ich entführe Dich. Du wirſt Deinen Kopfſchmerzen

Digitized by Google

entrinnen, die Du Dir doch nur selbst zugezogen hast bei dem einsamen Leben. Wir gehen ins Theater, an einen Vergnügungsort, irgend wohin, Fauste! Fauste! den sein Mephisto zu lange in Ruhe gelassen hat. Ich kenne diese weiche, hinschmelzende Stimmung, die ich Dir wieder an den Augen ablese, und gerade für so etwas ist ein derbes Vergnügen, ein Schritt ins Freie gut. Oder weißt Du was? Ich hätte wohl noch ein paar Visiten zu machen. Zieh Dich entsprechend an und begleite mich. Hast gewiß auch hier und da noch keine Karte abgegeben, wo es nichts schaden könnte."

Er fuhr fast zusammen. „Eine Visite?" sagte er, „nein; das am allerletzten. Gehe nur, wenn Du das vor hast. Visiten? Ich mache jetzt keine Visiten", rief er in einer Gereiztheit, daß ich wirklich fürchtete irgend einen wunden Punkt bei ihm getroffen zu haben; und doch war mirs unerklärlich.

„Bist Du einmal ungezogen abgewiesen worden, hast an der falschen Thür geklingelt und plötzlich vor jemand Fremdem gestanden? Haben Dir die Handschuhe gefehlt, da Du eintratest oder hast Du beim Abschiedscompliment eine Vase umgestoßen?" scherzte ich; immer noch in der Hoffnung, ihn, wie man sagt, etwas aufzukratzen. Seine Melancholie schien heute unüberwindlich; er versank nur tiefer darein, und das Gespräch drohte trotz meiner angenommenen Munterkeit, wieder zu stocken.

„Laß mich doch nur in meiner Sphäre", sprach er endlich seufzend; da seine Augen, die eine Weile glanzlos ins Leere gestarrt hatten, sich von Neuem zu beleben anfingen und er sich augenscheinlich auf sich selbst und den, der vor ihm saß, wieder besann. „Laß mich! Ich befinde mich besser so, als wenn Du mich hinausziehst in die — Welt, wie Du sagst; an die frische gesunde Luft, die so schneidet und wehthut; zu Deinen Visiten und Vergnügungen. Mein Leben erscheint Dir einsam und traurig, wo Du in einem unruhigen Taumel unter den Menschen herumwirbelst; meine Nerven überreizt, wo sich die deinigen unter einem steten Lärm abstumpfen. Ich habe auch einmal versucht, mit Menschen zu verkehren (hier belebte ein eigenthümlicher Glanz seine Augen, den ein wehmüthiges Lächeln wieder ablöste), aber, aber — „Da ist", ergänzte ich, „dem überzarten, menschenscheuen Herrlein irgend einmal etwas nicht nach Wunsche gegangen, und nun glaubt er sich berechtigt, wie ein Märchenprinz, der nur unter einer Glasglocke lebt, sich in seinen Stolz und seine Bequemlichkeit einzuhüllen."

„Wenn Du wüßtest", erwiederte er, „was Stimmungen sind, lieber Freund; denn Du genießest ja doch einmal nun mein Vertrauen. Wenn Du davon etwas verstündest, so könnte ich Dir wohl meine Menschenscheu begreiflich machen und besonders, warum ich gegen (er zögerte etwas) gegen Visiten um diese Zeit eine unüberwindlche Abneigung habe. Ich kann einmal diese kleinen Höflichkeiten so leicht und geschäftsmäßig, wie Du, nicht nehmen. 'S ist mir einmal Etwas passirt dabei und das möchte ich nie wieder erfahren", (er seufzte).

Nachdem ich ihn noch ein wenig mit der und jener Redensart, mit leichtem Spott und ernsterem Zutrauen geschüttelt und gerüttelt hatte, hob sich der Schleier über seinen Augen; aus der Tiefe trat ihm der Geist auf die Lippen; sein Gesicht belebte sich unendlich, wie der Eimer in einem unergründlichen Ziehbrunnen, nachdem wir lange ge-

Digitized by Google

schöpft und gewunden haben, den Lebensquell aus verborgenen Adern heraufspendet — begann er:

„Bist Du schon einmal, — mein Bester, an einem Winterabende, wenn Du emsig studirtest, oder sonst einer häuslichen Beschäftigung mit Eifer nachgingst, auf eine unerklärliche Weise, mitten in Deinem Streben, so eigenthümlich matt und träge geworden, daß Du die Arbeit sinken ließest, den Kopf in die Hand stütztest, und Deine Gedanken, ehe Du es wolltest, zu wandern anfingen?

„Vielleicht ist es Dir ähnlich ergangen, wie mir; wenigstens warst Du in einer Stimmung, wo es Dir hätte so ergehen können. — Es litt Dich nicht mehr in dem engen Studirzimmer. Deine Gedanken wanderten hinaus ins Freie — da und dort klopften sie an — Du hattest Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Seele — die Einsamkeit drückte Dich."

„Also auch Du bist nicht erhaben über das", dachte ich mit Befriedigung. Er, fortfahrend „Ja sie drückte Dich und wie dem Geiste der Körper mechanisch folgt, erhobst Du Dich endlich in leibhaftiger Person und rüstetest Dich, von dem Ungenügen Deiner eigenen Existenz nicht ohne Schmerz durchdrungen, auszugehen. Wohin? Ahntest Du das gleich?

Aber doch! Während Du Deine Kleider wechselst, sollte Dir da eine plötzliche Idee gekommen sein, die jetzt schon Deinen Schritten eine Richtung vorzeichnet?

Du hast ja Deinen besten Rock angethan! Der Hut wird tadellos in der unnachahmlichen Glätte seines Daseins wieder aufgebürstet. Elegant vom Kopf bis zu den Füßen, so hast Du Dich vor den Spiegel gestellt und mit einer gewissen Befriedigung die Lichter ausgelöscht, den Hausschlüssel in die Tasche gesteckt und bist unter dem leichten Schleier einer abendlichen Dämmerung vor Deinem Arbeitsgewissen entschlüpft und hast Dich hinaus auf die Straße geschlichen."

„Er glaubte auch mich zu schildern, indem er doch nur eifrig von sich selbst sprach und bald auch aus dem „Du" der Anrede in das offenherzige „Ich" des Erzählers wie von selbst überging.

„Ist es nicht immer, als ob man von Neuem wieder eine räthselvolle abenteuerliche Welt beträte, wenn man nach einem wohlangewendeten und still verbrachten Tage, Abends auf der Straße geht und — die erste Bedingung menschlichen Wohlergehens — nichts da zu suchen hat. Tausend Möglichkeiten umflattern einen und wer weiß, was uns die nächste Stunde schon bringen mag.

Heute aber bist Du ein anderer Mensch geworden!

Zwar beobachtest Du noch immer jenen gemüthlichen Bummelschrittt, an welchem eine harmonische Gemüthsverfassung sich vor allem erkennen läßt. Den Hut in die Stirn gedrückt, die Hände fest in den Taschen, fast mit dem herausfordernden Blick eines unternehmenden Abenteurers als Schutz und Waffe auf Deiner im Herzensgrunde recht zaghaften Wanderung betrittst Du den abendlichen Schauplatz des Lebens. Aber nicht auf Abenteuer gehst Du aus, bewahre, — etwas Unerhörtes ist geschehen: — Du hast einen Zweck!

Gefährlicher Anfang menschlicher Thorheit, einen Zweck zu haben. Nun, so gefährlich ist er aber doch nicht, Dein Zweck oder doch? —

Digitized by Google

Du willst also wirklich und wahrhaftig das Unerhörte begehen, Du willst eine Visite machen?" —

Ich wurde gespannter; er näherte sich seiner „Eröffnung".

„Wirst Du denn jene hübsche Frau, von der Du eben träumtest, zu Hause treffen? — Wer sagt Dir, daß ich zu einer hübschen Frau will? Murmeltest Du nicht eben zwischen den Zähnen, „der Teufel hole die Gesellschaften! kann man wohl einmal ein vernünftiges Wort mit einem gebildeten Menschen allein sprechen." Du wärest aber doch wohl der Erste, der seines gleichen für vernünftig hielte; es muß also eine Frau sein, zu der Du gehen willst und, wäre sie nicht hübsch, wie hättest Du Dich so reizend angethan? Da hast Du schon die Klingel in Händen; gewiß ist sie nicht zu Hause; krampfhaft greifst Du nach der Visitenkarte; aber nein; die Götter lächeln Deinem Vorhaben. Die Dienerin geht voran, Du trittst ein. Welche behagliche Wärme durchströmt Deine Glieder! Lautlos schließt sich die Thür hinter dem Kommenden; der Tritt Deiner Füße erstirbt auf dem Teppich, schwere Gardinen fallen hinter Dir zu, Du bist gefangen."

Ich freute mich, wie aus seiner anfänglich blasirten Müdigkeit die Flamme einer begeisterten Erinnerung immer höher emporschlug; wie er in seiner Erzählung aufging und in einem visionären Entzücken ganz vergaß, daß er mir die geheimsten Falten seines Herzens offenbarte. Er hatte ein wenig pausirt — seine Lippen öffneten sich wieder.

„Da stehst Du nun;" fuhr er fort, beinahe sich selbst ironisirend, Du armer Thor, drehst den Hut in den Händen um Dein Herz schlägt hörbar. Aber — die Neugier ist eine unbezähmbare Eigenschaft — sie verleiht Dir den Muth, mit schüchternen Augen umherzuspähen. Dort, über dem Sopha, welche milde Ruhe spricht aus dem Madonnenbilde an, einem werthvollen Stich, von dem sich der goldne Rahmen bedeutend abhebt, um sich nach außen mit der dunklen Tapete in die geheimnißvolle Harmonie in einander schmelzender Farben zu verlieren: und da, hinter dem Blumentisch, zwischen den großen Blättern hinter dem goldenen Gitter bewegt sich Etwas: es sind zwei grüne Papageien — die Unzertrennlichen heißen sie — die Gefährten ihrer einsamen Stunden; abscheulich Nebenbuhler; herzlose, kalte Beobachter eines unendlichen Glückes, was versteht denn ihr von dem geheimnißvollen Weben eines Damenzimmers! — Ungeheuer! — jetzt schreien sie, ich werde mich retten, das zerreißt mein Herz, da — eine Thür geht, es rauscht: das muß eine weiße Atlasschleppe sein, welche den lieblichen Schritten meiner Herzenskönigin über den Boden folgt. Aber nein, sie trauert ja, und ich habe sie noch im Gedächtniß; dunkel gekleidet, eine bleiche Gestalt, wie der Mond zwischen Wolken; ein ernstes, leidendes Antlitz zwischen den dunklen Locken, welche sich kaum von ihrer Kleidung abheben, und ach — eine bleiche Hand. — Die Gardine zur Rechten theilt sich — daß ich nicht schon schon auf den Knieen liege, daß meine Schläfe zerspringen möchten, weil mir das Blut wie einem Unsinnigen durch die Adern schießt. — Sie ist es. —

Sie ist es — und ich hatte mir doch vorher überlegt, was ich zu ihr sagen wollte, aber nun —

„Guten Abend, mein Freund."

Sie hatte mir einen Stuhl hingeschoben, mit einer jener unnach-

Digitized by Google

ahmlichen leichten und nachläſſigen Handbewegungen, welche die Welt zu regieren ſcheinen; und ich, nicht wiſſend, ob ich den Thron der Verlegenheit ihr gegenüber einnehmen ſolle, drehe noch immer an meinem Hute und ſtehe unbeweglich, die Augen zu Boden geſchlagen, wie ein Mädchen, welches eine Erklärung fürchtet; und ſie betrachtete mich lächelnd; ich glaube ihre Augen, mit plötzlich ſchelmiſchem Ausdruck verſpotteten mich; aber die Seele verräth ſich immer und ſie hatte ohne Zweifel das Verlangen in mir erkannt, welches durch alle meine Nerven zitterte, und das in der Stimme meines Herzens vernehmbar ſprach: „falle ihr zu Füßen, umarme ſie!“ aber ſie mochte es nicht beachten, die Grauſame, und mit einer leichten, beinahe tonloſen Stimme, indem ſie mit der Hand auf den Stuhl deutete, ermahnte ſie mich Platz zu nehmen.

Und nun — mit einer Sicherheit, einer Grazie und zugleich mit einer Nachläſſigkeit, Götter zu entzücken, lehnte ſie ſich zurück; ganz leiſe, ſo daß ihre fluthenden Locken kaum die Lehne des Stuhles berührten, und ſah mich an von oben bis unten — es drang eine Schaar von Kobolden aus ihren halbgeſchloſſenen Augen auf mich ein, und ſie lächelte — und lächelte, daß ich hätte aufſpringen und zur Thür hinausrennen mögen; und ſie lächelte noch immer und ſchwieg; ich aber ſtotterte endlich hervor „wie geht es Ihnen“ und ich weiß nicht mehr, was ich nun nach dieſen ſchwerfällig bedeutungsvollen Eingangsworten noch weiter geredet habe; aber ich erinnere mich wohl, daß ſich ihre Wangen wie krankhaft rötheten, um bald darauf in ihre feine durchſichtige Bläſſe zurückzuſinken. Sie hatte mir ruhig zugehört, ohne ihre Stellung zu ändern, aber mit abgewendetem Geſicht. Jetzt ergriff ſie meine Hand, indem ſie ſich langſam wieder nach vorne bog; und indem ſie mir treu in die Augen ſah, drückte ſie mir dieſelbe feſter, wie ich zu bemerken glaubte, und ſprach, mit einem Tone unendlicher Sanftmuth, tief ausholend und ruhig: „Ich kenne Ihre Theilnahme, mein Freund, warum kommen Sie ſo ſelten und warum hat ein ſo reiches und volles Herz keine beredtere Zunge zur Dienerin?“

Sie hatte ſich wieder zurückgelehnt in ihren Fauteuil. Ihre bleiche Hand ruhte nachläſſig, wie ermüdet, auf der Armlehne und entzog ſich nicht dem Knieenden, der ſie in der Verwirrung ſeiner jugendlichen Sinne abwechſelnd mit Thränen und mit Küſſen bedeckte; ich glaube, ſie hatte den Kopf in die Rechte geſtützt, mit der ſie ihr abgewendetes Geſicht halb bedeckte; ich betrachtete ſie mit einem Anfluge von Reue über meine Thorheit. Wie war ſie doch ſo ſchön! —

Ich ſagte vorher eine bleiche Hand. Gewiß war ſie bleich, doch nicht von jener dem Sterben verwandten Farbe kränklicher Schwäche. — Ihre Hand hatte mehr einen bräunlichen Ton; es war jenes durchſichtige, klare Colorit; die bleiche Verklärung einer dunkleren Grundfarbe, wie es den Römerinnen wohl eigen zu ſein pflegt; es deutet auf die Energie eines reifen Empfindens, welches ſich ſeiner Schwäche nicht ſchnell ergiebt und iſt dem Leiden doch ſo ſehr verwandt.

Eine unwiderſtehliche Gewalt hielt mich zu ihren Füßen feſt, — und ich verbarg mein Geſicht in ihrem Schooße, als ob mich die Falten dieſes herrlichen Gewandes den Augen der Welt auf ewig entziehen ſollten. Sie aber murmelte: „Alfred“. Das war ein Donnerſchlag in meinen Ohren; ach — es war der Name des Unglücklichen, der dieſen Himmel

Digitized by Google

hatte sein nennen dürfen, aus dem der Tod ihn entführte. Wie oft hatten wir bei schicklichen Gelegenheiten, sie in Liebe, ich in schuldiger Ehrfurcht, von dem Verstorbenen geredet; sie war ja noch in der Blüte ihrer Jahre und doch weinte sie so bitter, wenn ihre Erinnerungen sie übermannten; diesmal aber war sie gefaßt und ruhig; es klang wie der Abschluß einer langen und traurigen Geschichte, als sie den Namen nannte, der ihr der Theuerste gewesen war; wie eine Beruhigung, sogar der Schatten einer Hoffnung — das leise Wehen eines neuen kommenden Lebens schien mir in diesem bedeutungsvollen „Alfred" zu liegen.

Alles um uns her schien wie abgestorben; ein Summen, ein gedämpfter Lärm von der Straße herauf war Alles, was ich vernehmen konnte; sie schwieg noch immer; ach wie war sie doch so unendlich schön, diese hingegossene Gestalt mit dem reuigen, kummervoll geneigten Haupte; ein dämpfender grüner Schleier stimmte den Schein der Lampe zu einem magischen Dämmerlichte herab; in langen ernsten Falten lag ihr dunkles Gewand um die göttlichen Glieder; meine Blicke vermieden sie; ich suchte meine Gedanken abzulenken und sah im Zimmer umher. Da, — auf dem Kamin unter dem großen Spiegel stand ein kleines Bildchen angelehnt, es schien mir die ernsten Züge eines Mannes darzustellen. Ich hatte ihn nie gekannt, aber ich dachte unwillkürlich, daß es derselbe sinnende und beinahe melancholisch düstre Kopf sein müsse, dessen Gedächtniß noch ihr ganzes Herz erfüllte; sie hatte mir ihn oft in Worten abgeschildert und heute noch — ich Ungeschickter, — da fiel es mir ein — an diesem Tage war er von ihr geschieden, nicht verlangend nach einem Himmel, den er schon auf Erden besessen hatte. — Meine Augen wanderten unwillkürlich nach dem Spiegel selber. So wenig erleuchtet er war, so glaubte ich doch das Abbild des träumenden Engels, der vor mir saß, wenigstens theilweise darin zu erkennen; sie selbst wieder anzusehen hatte ich nicht den Muth mehr, aber da — auf der andern Seite neben der offenen Thür, durch die sie zwischen den Gardinen aus dem Dunkel aufgetaucht war, stand der Flügel — ich hatte ihn erst nicht bemerkt; jetzt schien er mir wie eine Erlösung — in diesem peinlichen Augenblicke, für welchen das erweckende Wort wie eine Entheiligung erschienen wäre. —

Ach — daß er von selbst erklungen wäre, und unsere Seelen hätten sich auf seinen Tonwellen wieder gefunden. Zerstreute Noten lagen darauf umher. Er waren Gesangsnoten, gewiß, denn ich wußte, daß sie reizend sang, — aber ich hatte es nie gehört. Wenn ich jetzt den Muth gehabt hätte, dahin zu schleichen und die Tasten, leise, wie fragend, anzuschlagen; sie wäre aus ihrer tiefen Versunkenheit vielleicht erwacht, — vielleicht ganz langsam wieder zu sich gekommen. Ach, daß sich ihre Stimme mit meinen Accorden gemischt hätte, und ich hätte sie wie eine Mondsüchtige von ihrer gefährlichen Wanderung leise, leise zu mir herabgezogen! Aber ich stand wie angewurzelt fest und rührte mich nicht.

Sie erhob sich, scheinbar ohne auf mich zu achten und wandelte wie schwebend abgewendet von mir und gesenkten Hauptes, wie Gretchen, da sie zur Kirche schritt, an den Flügel. — Ich sahe sie an mir vorüber gehen und bald erschien auch sie mir in der entfernten Zimmerecke nur wie durch einen Nebelschleier leuchtend.

Mir war als ob ich die Augen schließen müßte; das Blut pochte

Digitized by Google

heftig in meinen Schläfen und mein Herz war gepreßt; ich ergriff eine Stuhllehne, um mich zu unterſtützen; — da — es war als ob ſich der Himmel über mir aufthäte und die Engel freundlich hernieder blickten und ihr Geſang tröſtlich mir zu Herzen dränge — ſie ſchlug die erſten Accorde an; leiſe, kaum hörbar drangen die Töne zu mir herüber und legten ſich wie ein beruhigender Balſam um die offene, ſtill blutende Wunde meines Herzens; meine Gedanken ſammelten ſich allmälig und die angeſpannten Nerven ſchienen in ihrer fieberhaften Thätigkeit nachzulaſſen; die Töne ſchwollen ſtärker und ſtärker, als ob ſie das Band meiner Glieder löſen wollten; ich ſank auf den Stuhl, und während meine Augen ſich an das Dunkel gewöhnten, hatte ich eine bequemere Stellung eingenommen und betrachtete nun mit freierem Wohlbehagen, wie ſie am Flügel ſaß und ihre wiegenden Hände einen Blumenregen von lieblichen Melodien auf mich herabzuſchütten ſchienen. Sie hatte präludirt mit halbverſteckten, ernſten und tiefſinnigen Anklängen; ihre Gedanken ſchienen ganz beim Spiel und mit dem Tacte wiegte ſie ihr Haupt, — lebhafter mit den ſteigenden Rhythmen — ſanfter, wenn ſie die Tonflut in ſich zurückſinken ließ.

Ihre Locken ſchienen die ſanfte Bewegung ihres Hauptes reizend zu ergänzen; ſie wogten mit, ſowie die Melodien in meinem Herzen auf und nieder ſtiegen. Ihre Augen aber, dieſe dunkeln, leuchtenden Augen ruhten auf mir und ich hatte den frevelhaften, ſchrecklichen Muth, ihre anfangs vorwurfsvollen, doch bald freundlicheren, glückverheißenden Blicke ruhigeinzuſaugen. Der Sturm ihres Herzens ſchien nachzulaſſen; die Harmonien erklangen einfacher, beſtimmter, gewiſſermaßen würdevoller; ſie ging in eine ernſte Schumann'ſche Weiſe über; es war eines jener herrlichen Lieder, die mir immer wie ein mahnender Gruß aus den höchſten Himmeln erſchienen ſind; einer jener unnachahmlichen Geſänge, welche unſere Leidenſchaften im Innerſten aufregen und befriedigen, ich erwartete, daß ſie ſingen würde, aber ihre Stimme zauderte noch, und doch ſchien etwas wie Geſang auf ihren Lippen zu ſchweben; ſie hatte geendet.

„Nun, mein Freund", und es war wieder jener heitere, beinahe ſchelmiſche Ton, der ſeine ernſte Tiefe nicht verrathen will. „Nun, mein Freund", ſagte ſie zu mir, indem ſie aufſtand und ſich wieder nach ihrem Fauteuil wendete, wo ſie ein Buch zu durchblättern anfing, nachdem ſie den Schleier der Lampe, dem ich ſo unendlich dankbar geweſen war, ein wenig gelüftet hatte, ſo daß er bald darauf wieder herunterfiel. Ich konnte nicht antworten; der Athem ſtockte mir, ich fürchtete, daß ſie die verrätheriſche Röthe meiner Wangen ſehen könnte, und rettete mich nun meinerſeits in jene dunkle Zimmerecke, die mir der Himmel zu ſein ſchien, und wo der Vertraute unſerer wortloſen Zwiegeſpräche, der rettende Flügel, ſtand. Sie ſchien es gerne zu hören, da ich, nicht ohne Zagen, die erſten Accorde anſchlug, und freundlich, als ob ſie mich ermuthigen wolle, drangen ihre Augen mit liebevollem Ernſt bis zu meinem Schlupfwinkel herüber. Mit voller Zaghaftigkeit hatte ich begonnen, welche reinſten Melodien ſollte ich wählen, um ihrer räthſelhaften Stimmung entgegenzukommen? Der leiſeſte Mißgriff in der Wahl meiner tönenden Anrede hätte ihre ſchüchterne Seele beleidigen können; ſie hätte ſich von mir gewendet, verſchloſſenen Herzens, und meine Klänge hätten verſtummen müſſen. Es galt, mich ihrer verborgenſten Seelenregung

entgegenkommend anzuschließen. Aber eine tiefe Sympathie leitete mich; mein Herz war dem ihrigen verwandt, und da ich mich selber zu trösten suchte, hatte ich bei ihr zu verwandten Empfindungen gesprochen. Sie lächelte bald zu meinem Spiel, ich hatte den Ton ihrer Seele getroffen. Bald vertiefte ich mich in meine Phantasien derart, daß ich meine Existenz nur noch klingen fühlte; alle übrigen Sinne gingen darin auf, und ich hatte kaum noch das Bewußtsein, daß es ein menschliches Wesen sei, das in meiner Nähe war, als sich eine tiefe, herrliche Altstimme in die tönende Klage meines unseligen Herzens, zunächst wie ein freundlicher Zwiegesang, fernher antwortend, leise fragend, zu mischen anfing. Ich folgte der Sängerin wie eine Stimme von Oben. Woher mir das Alles kam? Ich war willenlos; ich glaube, die Götter lächelten über mir und verziehen meine Thorheit, aber bald wurde der leise anschwellende Gesang, der innerste Hauch ihrer bewegten Brust, stärker und stärker, wenn er auch bald wieder zurücktrat und sie sich vor einer vollen deutlichen Entfaltung ihres herrlichen Organs gleichsam zu fürchten schien; sie war zu mir an den Flügel getreten und hatte die Hand auf die Lehne des Stuhls gelegt, wo ich saß.

Das Buch hatte sie noch in der Rechten und ließ es ruhig herabhängen; ich sah sie und schien sie nicht zu sehen — „Du meine Seele, Du mein Herz" — wer hätte dieses ewige Jauchzen nicht gehört, das nie aus einer Menschenbrust göttlicher hervordrang; nie wieder so rein, so himmlisch erklungen ist, als in dem Liede unseres unsterblichen Schumann „Du meine Seele, Du mein Herz, Du meine Wonne", ja sie war meine Wonne, in diesem Augenblicke, was Alles hätte ich darum gegeben, ihr um den Hals fallen zu dürfen; das Lied war zu Ende; sie stand wieder unbeweglich und sah gleichsam dankbar und gerührt wie fragend zu mir nieder; ich glaube eine Thräne glänzte in ihren Augen; in diesen großen, dunklen Augen, „dunkel und tief wie die Ewigkeit", um ein fürstliches Wort zu gebrauchen; ach so dunkel und doch so klar wie der Himmel über uns, und wie die Geheimnisse der Seligkeit, die unser am Ende harren. Eine lange Weile hatte sie so gestanden, unbewegt, und da sich nun meine Hände von den Tasten gelöst hatten, so war es ganz unmerklich geschehen, daß das Buch aus ihrer Rechten unhörbar in den Falten des Kleides herabglitt, und sie hatte ihre Hand in die meinige gelegt. Sie athmete leise, kaum hörbar; es flog ein Engel durchs Zimmer; sie entschwand mir und kehrte zu ihrem Fauteuil zurück, in dem sie sich niederließ, während ich am Clavier saß, stumm, traurig — erwartend.

Da — daß die Dämonen doch niemals rasten, und jedes heilige Glück zerstören müssen — die Klingel erscholl, ein Hin- und Wiederlaufen, eilige Worte auf dem Vorsaal, es wurde nach Frau von X. gefragt.

Sie sei zu Hause, das waren die Worte der Dienerin, die bald darauf hereinkam, Fräulein C. anzumelden.

„Sehr angenehm", war die resignirte und für mich zugleich die vernichtende Antwort meiner süßen Freundin. Sie erhob sich und ging der Erwarteten entgegen; während ich mich nach meinem Hute umsah; ich fand ihn endlich; der arme hatte viel gelitten, aber er war der Zeuge einer glücklichen Stunde gewesen, war das wohl zu theuer erkauft? Er hatte geduldig in einer Ecke gelegen und, da ich ihn wieder mein nannte,

Digitized by

begannen meine Hände jene krampfhafte Drehung wieder, mit der ich schon eingetreten war, vor einer Ewigkeit schien es mir. Ach, sie sind so selten, die ewigen Augenblicke in unserem armseligen, zerrissenen Leben; wir dürsten nach ihnen und wir sind dem Verschmachten nahe, wie sich der Sünder nach einem Gebete sehnt, das endlich einmal aus seinem gepeinigten Herzen auf zum zürnenden Himmel dringt.

Sie sind sogar selten — da ging die Thür auf, eine helle, fröhliche Stimme erklang; blonde Locken hüpften herein, meiner elegischen Göttin um den Hals zu fallen, und ich war kaum beachtet und wäre am liebsten in die Erde gesunken. Freundliche Schwatzhaftigkeit, wie leicht weißt Du die Nebel zu zerstreuen, aber das Glück weicht mit ihnen. Sie ließ die Stürmische ruhig gewähren, das heißt, sie ertrug ihre Liebkosungen mit einer Art von abwehrender Ruhe; mit einem Anscheine des gefaßten Leidens, welches dem Kindersinn einer frohen und lebenseifrigen Jugend eben nichts übel nimmt; es war eine freundliche Kokette, welche das Schicksal störend in unseren Weg geworfen hatte; frische, rothe Wangen, blonde, flatternde Haare; sie hatte den Mantel umbehalten und nur den Hut abgelegt; eine rauhe, gewissermaßen grausam erweckende Atmosphäre von frischer, kalter Luft drang mit ihr ins Zimmer, welches noch eben eine selige Wärme, der berauschende Duft der Blumen und der Nachklang kaum erstorbener Töne erfüllte.

Sie war das Leben; aber welch ein Leben! Mir schauderte davor, wenn ich dachte, daß schon die nächste Stunde und wenige Schritte vielleicht mich in seine Nichtigkeiten zurückwerfen sollten. Ihre lebhaften Augen schienen der Feind jeder Dämmerung zu sein; wie konnte sie mir gefallen. Sie schob den Schleier von der Lampe zurück, daß eine blendende, grausame Lichtfülle mir in die Augen drang; und da sie ihre Blicke mit rücksichtsloser Munterkeit umherwarf, so mußte auch mich das Schicksal treffen, von ihr gemustert zu werden; sie stutzte — „ein Bekannter unserer Familie, Herr B.“; es war das letzte Mal, daß ich die Stimme der Himmlischen vernahm, ach und diesmal schien sie mir schon so gleichgültig, daß ich bedauerte, meinen Traum nicht selbst zerstört zu haben und gegangen zu sein.

„Ein vortrefflicher Dilettant auf dem Piano, der mich eben begleitet hat.“

„Ach, Sie lieben die Musik?“ sprach der blonde Teufel; „das ist ja herrlich“; und sie legte den Mantel ab; ein nüchternes Alltagskleid kam darunter zum Vorschein. Schon im nächsten Moment saß sie mit einer Behendigkeit am Clavier, welche den blöden Träumer in seinem innersten schüchternen Herzen erstarren machte.

„Ach, das schöne Lied von Schumann“, rief sie aus, indem sie ein Lorgnon aufsetzte und sich anschickte, es vom Blatt herunter zu spielen. „Was ist denn noch in dem Heft?“ Sie blätterte noch ein wenig, griff hier und da einen Accord, ließ es aber schließlich beim ersten Stück bewenden, vielleicht blos, weil es gerade vor ihr offen lag. Ich war begierig auf ihre Leistungen, und sie, plötzlich wieder zu ihrer Freundin gewendet, als habe sie die Noten vor sich vergessen, in einem munteren, zutraulichen Tone: Wie lange haben wir nicht musicirt? Wir sollten Eins singen; kennst Du das? Sie begann nicht ungraziös eine wiegende Melodie, die mit einem Tiroler Jodler endigen zu wollen schien. Meine

Digitized by Google

Göttin hörte nur halb hin, mit sichtlicher Ueberwindung; und da ihr keine Gesangsstimme antwortete, so unterbrach sich die Spielerin wieder mitten im Tacte; fing an zu lachen: „Doch Dir muß man auf Deine Gebiete folgen, Du bist ja ernsthaft. Ihr habt wohl schon gesungen? Ein fragender Blick auf mich, der ihr erst vorgestellt war. Auch die Frau des Hauses deutete zur Erklärung ein wenig auf mich hin, aber die Blonde, harmlos und entschlossen, sich zu amüsiren, fuhr gleich fort: „So sings noch einmal. Und, wie aus einer tückischen Bergschlucht plötzlich rauhe Herbstwinde über die sonnige stille Fläche eines Sees fahren, wie ein Geschrei aus unmittelbarer Nähe an unser Ohr dringt, da wir auf eine ferne Zither lauschen, hatte sie auch schon die ersten Tacte unter den Händen, um mit energischer Munterkeit dieses voll-jubelnde Aufjauchzen in etwas zu verwandeln, was — ich kann es nicht beschreiben, aber sie fühlte sich gewiß recht sicher und wohl bei ihrem Vortrag. „Du meine Seele, Du mein Herz"; das meinige wollte mir vor die Füße fallen, war mirs doch ohnehin zum Zerspringen voll und bedurfte nur eines leisen Anstoßes.

Auch meine Angebetete mochte es nur schweigend, aber mit doppelter Artigkeit für den neuen Besuch ertragen, obwohl jede Ahnung von Gesang, das fühlte ich, in ihr erstickt war.

„Ich wagte es, nach der eben Verlornen hinüberzusehen, aber sie bemerkte mich nicht; sie schien einzig und allein auf die Spielerin zu achten. „Ist es denn möglich!" wollte ich ausrufen, so voller Seligkeit erst, und jetzt durch eine Visite gestört"; aber ich besann mich, wo ich war. Sie spielte das Lied richtig durch. „Warum fällst Du nicht ein?" rief sie herüber. „Dämon", dachte ich in meinem Innern, aber sie leitete nur mit ein paar Accorden über und dann, ihres Repertoirs sicher, hatte sie auch schon ein neues Stück angefangen, ehe ich nur Zeit finden konnte, mich schicklich zu empfehlen. Es war ein Walzer von Chopin, wie ich denke, sicher und fertig vorgetragen. in jedem Salon würde man es vortrefflich genannt haben; aber ihre Hände waren so seelenlos gesund, so fürchterlich gesund! Keine einzige blaue, königliche Ader schimmerte unter ihrer Fläche, ich wette darauf.

Ach, diese Hände waren gewiß in die Schule der Wirthschaft gegangen; es mochte ein braves, gutherziges Mädchen sein, aber sie hatte etwas vom Handwerk an sich. Und wie die Töne so nichtssagend und gleichgültig aufeinander folgten, kein einziger Pulsschlag des inneren Lebens in ihnen vernehmbar wurde, da wollte ich verzweifeln über das traurige Mißgeschick, in einem so seltenen Glücke gestört zu sein. Sie oder ich, das fühlte ich, Eins mußte gehen, es war ein fremdes Element zwischen mich und meine Freundin getreten; ich machte eine Bewegung nach vorn, während die mörderische Blondine ihre schrecklichen Finger ruhig arbeiten ließ und dabei ihre hellen Augen freundlich umherwarf. Frau von X. wendete den Kopf nach mir, aber blos einen Augenblick; die Lampe schien sie zu blenden; sie stand mit den Augen abgewendet, aber ich konnte den Blick des Leidens, der eine Secunde lang auf mir ruhte, nicht verkennen; ihr Gesicht war ernst und strenge geworden; ach wie gerne hätte ich in diesem Moment eine ihrer Hände ergriffen, wäre vor ihr niedergesunken und hätte einen stummen Abschied unter Thränen mein Letztes sein lassen. Ich empfahl mich endlich.

Digitized by Google

Mir war, als ob sich die Pforten einer Kirche hinter mir zuschlössen, und ich eine lange traurige Bußfahrt anzutreten hätte, bis mich eine schwere Zeit des Wartens nach dem stillen freundlichen Heiligthum wieder zurückführen sollte. So, in dieser Stimmung, die mich vor Kurzem noch beseligte, hatte ich oft, nachdem ich einer lärmenden Reisegesellschaft instinctiv und gewohnheitsmäßig entflohen war, ein träumender Straßenwandler, in der abendlichen Dämmerung, die italienischen Kirchen betreten, wenn sich die gläubige Schaar in den dunklen Räumen zur Predigt versammelte; und es hatte mich immer besonders erbaut, wenn aus irgend einer erleuchteten Seitenkapelle der tröstlich helle Gesang der Chorknaben ertönte, und von oben herab die versöhnende Tonflut der mächtigen Orgel auf mich eindrang; aber eines solchen Erwachens konnte ich mich nicht entsinnen. Eine unsichtbare Gewalt schob mich zur Thür hinaus, der ich wenige Augenblicke vorher noch ein Gott war, jetzt durch einen einzigen grellen Mißton wohl der Unseligste der Menschen; die unheiligen Klänge hatten mein ganzes Herz erkältet.

Am andern Morgen erhielt ich ein Billet. Aber glaubst Du, daß ich mich hätte entschließen können, mein Glück noch einmal zu versuchen? Wir sahen uns häufig in Gesellschaften; wir hörten in Concerten dasselbe Lied, das sie an jenem Abende gesungen hatte. Aber wie dem Schatzgräber, ist der Zauber einmal gestört, Gold und Glück für immer entschwinden, so war der Stern jener einzigen Stunde für immer erloschen und nichts vermochte das einmal verscheuchte Glück wieder zurückzubringen. Nun, sollte ich die kleine lustige Hexe nicht hassen?"

Er schwieg, und wie man ein Licht auslöscht, schien alle die erhöhte, zitternde Lebenskraft in ihm wieder einer gänzlichen Abspannung zu weichen.

Ich glaube, er bemerkte mich sehr bald gar nicht mehr, und seine Augen, halb geschlossen, erquickten sich an dem Dunkel der stillen Stube.

„Du bist ein Hypochonder", wollte ich noch einmal einwerfen, „ein anderer Tag wäre Dir günstiger gewesen." Aber ich fühlte, er war angegriffen und bedurfte der Ruhe.

„Teufel, sollte mich die Sentimentalität auch ergreifen?" dachte ich, denn es fuhr mir durch den Sinn, an sein Clavier zu gehen, und nur mit einer Hand schlug ich ganz leise die Accorde an, welche die Worte „Du bist die Ruh! Du bist der Friede!" begleiten.

Er wendete den Kopf ein wenig; ein feines Lächeln flog über sein Gesicht und da ich ihm noch die Hand drückte, entließ er mich stumm, ohne ein Wort zu sagen.

Als ich die Thür hinter mir schloß, dachte ich „das Grab eines Lebendigen", und doch, wenn ich ihn alle Abende hier auflauerte, sollte er den gefährlichen Gang nicht wieder wagen?

Digitized by Google

Die rechtliche Stellung der Frau im Mittelalter.

Ein Stündchen deutscher Rechtsgeschichte für Damen.

„Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen", die Wahrheit dieses Satzes werden auch Sie, verehrte Leserin, zugeben müssen, falls Sie Interesse und Geduld genug haben, diese Zeilen zu Ende zu lesen und nicht vielleicht gar, erbost über den Mangel an Galanterie, den unsere Vorfahren im Mittelalter an den Tag gelegt haben, mich in die Ecke werfen.

Tacitus in seiner Germania erzählt, und gewiß haben Sie das in den Geschichtslectionen Ihrer Pensionszeit mit einem gewissen Gefühle hoher Befriedigung vernommen, daß die alten Germanen im Weibe etwas Göttliches zu sehen vermeinten. Diese Meinung theilt übrigens heute noch so mancher reimwüthige Secundaner und hab auch ich, offengestanden, dereinst getheilt. Ja, die germanischen Frauen übten auf die Römer solchen Einfluß aus, daß wir lesen, daß sich ein Drusus durch die bloße Erscheinung einer Velleda von seinen Eroberungszügen in Deutschland hat abschrecken und zur Umkehr bewegen lassen und doch waren die Römer schönen Frauen gegenüber — und schön war Velleda ja nach dem Zeugniß der Quellen — durchaus nicht schüchtern. Allein um zu meinem Thema zurückzukommen — wollte ich ungalant sein, würde ich geschrieben haben, **pour revenir à nos** — das Uebrige denken Sie sich, schöne Leserin! — diese hohe Ansicht unserer Vorältern von der göttlichen Natur des Weibes ändert sich sehr schnell und schlägt ins Gegentheil um. Hat vielleicht das Christenthum mit der sich in ihm herausbildenden asketischen Richtung die Schuld daran? Sagt doch Paulus einmal: Heirathen ist gut, Nichtheirathen besser, und liegt darin doch vielleicht eine Spur von Mißachtung des zarten und schönen Geschlechtes? Oder Augustinus und viele andere Kirchenväter nennen das Weib ein Kind des Teufels — verzeihen Sie, meine Gnädige, aber es ist wahr, fragen Sie nur Ihren Herrn Beichtvater. Auch der oft gebrauchte Satz: **Mulier taceat in ecclesia**, den ich Ihnen wohl nicht zu übersetzen brauche, da ihn der Herr Gemal, oder Bruder in einer Minute antirosenfarbenen Stimmung Ihnen vielleicht einmal zugerufen resp. genügend interpretirt haben wird, auch dieser Satz scheint von einer misogynen Richtung des Christenthums zu zeugen. Doch der Himmel soll mich bewahren, daß ich durch diese Anschuldigung der Theologie mir den Haß der Kirche, resp. ihrer auf Ihr Geschlecht schwärmenden Jünger zuziehe, ich nehme alles Folgende auf meine Schultern, resp. die meiner Wissensbahn, der Jurisprudenz. Das Sprüchwort sagt: Juristen, schlechte Christen; wäre nun meine obige Hypothese richtig, so müßten eigentlich die Themisjünger energische Vertreter des schönen Geschlechts der dasselbe unterdrückenden Kirche gegenüber sein. Das ist nicht der Fall, darum ist entweder meine Hypothese unrichtig, oder die Juristen sind gute Christen. Sie sehen, verehrte Leserin, ich habe in der Prima auch die Elemente **logices Aristoteleae** tractirt. Die Juristen, vornehmlich die des Mittelalters, sind, das kann ich Ihnen versichern, gar große Misogynen, wenn sies auch ihren Frauen gegenüber nicht Wort haben wollen, darum warne ich jede von Ihnen, die Gefahr läuft, einem Juristen ihr Herz zu schenken, erst gehörig nach dessen Glaubensbekenntniß in dieser Richtung zu forschen, resp. falls

Digitized by

das Unglück schon geschehen ist, kein Mittel zu Besserung unversucht zu lassen. Und nun, meine Damen, erlauben Sie mir, auf unser Thema näher einzugehen. Vorher aber bitte ich Sie Alle um Generalpardon für jedes ungalante und bissige Wort, das ich Ihnen aus den Quellen mittheilen muß, denn ich will Ihnen ja nur zeigen, wie ungalant unsere Vorfahren waren. Und bin ichs einmal selbst, nun dann meinetwegen zanken Sie mich recht aus, zürnen Sie mir, aber werfen Sie mich nicht in die Ecke, denn dann hätte ich umsonst geschrieben, Sie umsonst geärgert, denn es entginge Ihnen eben die Moral des Ganzen, die ich aber wohlweislich bis zum Schlusse aufsparen werde. Und dann noch Eins! Nicht wie der Herr Professor auf dem Katheder, schematisirend, rubricirend, classificirend will ich verfahren, sondern ich denke, ich säße in Ihrem Salon am Kamine und plauderte mit Ihnen über unser Thema. Zugestanden.

Schon bei der Geburt eines Mädchens zeigte sich, daß unseren Vätern ein Mädchen weit weniger genehm war als ein Knabe. Was der Grund sein mochte, wünschen Sie zu wissen? Fast möchte ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben, doch hat es damals wohl auch schon Putzmacherinnenrechnungen und andere Dinge gegeben — meine Unkenntniß mit diesen Plagen eines Vaters und Ehemannes müssen Sie mit meiner Stellung als Junggeselle entschuldigen. So war es zum Beispiel in Schaffhausen Sitte — ich weiß nicht ob heute noch? — daß die das freudige Ereigniß einer Geburt bei Pfarrer und Verwandten ansagende Magd, bei der Ankunft eines Knaben mit zwei, bei der eines Mädchens jedoch nur mit einem Blumenstrauß erschien. Unzweifelhaft ungalanter, indem in ihnen das Werthverhältniß zwischen männlichem und weiblichen Geschlecht ausgedrückt wird, sind einige Stadtrechte, Dorföffnungen und Waldordnungen — die Erklärung dieser Begriffe werden mir meine schönen Zuhörerinnen wohl ersparen — indem sie bestimmen (Feldheimer Dorföffnung): Wenn einem eine Tochter geboren wird, mag er in dem Walde ein Fuder Holz holen, wenn ihm aber ein Sohn geboren wird, zwei. Und da wir einmal davon sprechen, was eine Frau eigentlich werth sei, so hören Sie auch die ungalante Bestimmung des Sachsenspiegels, bezüglich des Wergeldes einer Frau — Wergeld ist die in Geld oder Gut zu leistende Entschädigung für erlittenen Schaden an Leib und Leben Derselbe sagt. Ssp. III. 45: **Jewelk wif hevet ires manes halve bote unde were gelt; iewelk maget unde ungemannet wif het halve bote na deme si geborn is.** Ungalant im höchsten Grade, sagen Sie, ich auch. Da wars doch zu Tacitus Zeiten und auch noch später zur Zeit des **leges Barbarorum** (die in das fünfte bis neunte Jahrhundert fallen) anders, denn damals büßte man eine gegen ein Weib begangene Realinjurie oder Körperverletzung mit dem doppelten und dreifachen Wergeld eines Mannes. Allein um nicht als **laudatores temporis acti** zu erscheinen, müssen wir constatiren, daß die spätere Zeit doch auch der früheren gegenüber einen Fortschritt zum Bessern zeigt. In den **leges Barbarorum** stand nämlich jede Frau, d. h. auch die unverheirathete, vollständig rechtlos da, sie bedurfte zu allen rechtlichen Handlungen eines Vormundes. So konnte, denken Sie sich, meine Damen, eine Frau nicht einmal klagend vor Gericht auftreten, ja nicht einmal über ihr Eigenthum frei verfügen. Das änderte sich nun später,

Digitized by Google

denn in den Rechtsbüchern des Mittelalters ist von einer solchen ausgedehnten Beschränkung der rechtlichen Handlungsfähigkeit einer Unverheiratheten, sofern sie nur mündig war, nicht mehr die Rede; Ausnahmen natürlich gab es auch und als eine derselben nenne ich Ihnen den Schwabenspiegel, dessen Vorgang die Rechtsbücher sächsischen Rechtes zumeist folgten. Ja, meine Damen, hassen Sie den Verfasser des Sachsenspiegels, Eyke von Repgow, nur mit der ganzen Innigkeit eines hassenden Frauenherzens, er ist es werth, er hat es um Sie verdient, denn Sie werden noch mehr des Schändlichen von ihm erfahren. Allein Sie wollen auch wissen, wem Sie das ganze Unglück zu verdanken haben, welchen Namen die Frau trug, die Ihnen diese Vormundschaft vor Gericht zugezogen hat, denn, und Sie haben Recht, philosophiren Sie, ohne Weiteres können doch die Männer uns nicht von der eigenen Vertretung unsrer Angelegenheiten vor Gericht ausgeschlossen haben. Die Unglückliche, die Sie auch mit Ihrem Hasse verfolgen können, heißt — ja, verzeihen Sie, die Gelehrten sind sich noch nicht über ihren wahren Namen einig, die Einen nennen sie Corfernia, die Anderen Calfurnia, Dritte gar Caja Afrania. Ueber den Hergang erzählt uns der Schwabenspiegel 245 Folgendes: **Ez mag dehein wiss vormund noch fürspreche gesin, noch ane vormunt geclagen. Daz verlor in allen ein adelin Romerin, diu hiez Kalfurnia, diu vor dem Riche ze Rom àlso misse barte, onde in so grozzen zorn kan, daz si den Keenig beshalt, do is wille nût für sich gie.** Sie sehen, meine Damen, Eigensinn ist daran Schuld gewesen, die Dame hat wahrscheinlich das letzte Wort haben wollen, eine Leidenschaft, die ja Ihrem Geschlechte erb- und eigenthümlich sein soll. Wie freilich diese Calfurnia oder wie sie heißen mag, dazu kam, den Schwabenspiegel zu beeinflussen, ist ein Räthsel, dessen Lösung nicht hierher gehört.

Waren die Frauen von der Vertretung vor Gericht ausgeschlossen, so sind sie es natürlich auch als Zeuginnen und Eideshelferinnen. Sie konnten nur in beschränktem Maße vor Gericht Eide leisten und als besondre Art eines Fraueneides ist der des Schwabenspiegels zu erwähnen (20): **ob sie dar uf** (auf ihre Morgengabe) **claget, man sol echten ir umbe ir morgengabe, wilst si uf ir zeswen** (zwei) **bruste und uf ir zeswen zophe swern, ob si den hat.** Aus letzterm Beisatz möchte man fast versucht sein zu schließen, daß schon damals Chignons und falsches Haar Mode war. Die Frau ist aber auch wiederum nach manchen Rechtsbüchern vom Erbgang ausgeschlossen, so nämlich, daß es ihr, falls Brüder oder männliche Verwandte väterlicherseits mit ihr concurriren, unmöglich ist, Grundeigenthum durch Erbgang zu erhalten. Im Lehenrechte verstand sich das bei Lehen, die nicht Kunkel- (d. h. Weiber-) Lehen waren, von selbst, und die Folge davon war, daß alle Frauen von der Erbfolge auf Thronen ausgeschlossen waren, nicht etwa also deshalb, weil Männer keiner Frau unterthan sein wollten, denn die Geschichte des Pantoffelregimentes wird von Socrates und Xantippe bis auf den heutigen Tag nirgends Unterbrechungen erfahren haben, sondern einfach, weil alle Frauen lehensunfähig waren, jedes deutsche Fürstenthum aber kaiserliches Lehen war. Ja, werden Sie, verehrte Damen, fragen, was erbt denn die Frau dann, wenn die Rechtsbücher ihr die Erbfolge in dem Grundbesitz absprechen? Ich habe den Satz oben nur

Digitized by Google

sub modo ausgesprochen, denn in manchen Rechten war das volle Erbrecht der Frau anerkannt, allein in denen, wo ihr dasselbe nur im beschränkten Maße zu Theil ward, denn vollständig ausgeschlossen war sie nie, erbte sie nur Mobilien und zwar nur eine bestimmte Klasse derselben, die Gerade, d. h. alles das was, wie Grimm, Rechtsalterthümer 568 sagt, sich auf den Schmuck und den Zierrath der Frauen bezieht; allein von diesem wird noch das für den Mann Nothwendige abgezogen. Und wissen Sie, wer diesen Satz zuerst und in seiner schlimmsten Consequenz aufstellt? Niemand anders als Eyke von Repgow. Der arme Unglückliche! Gut nur, daß er über ein halbes Jahrtausend todt ist.

Allein ich habe Ihnen noch gar nicht von Ihren verheiratheten Schwestern erzählt. Kennen Sie das plattdeutsche Sprüchwort: Das beste Ende kommt noch ꝛc.? Haben Sie jetzt schon sich entsetzt über die ungalanten Voreltern und Ihre unglücklichen Schwestern im Mittelalter beklagt, was wollen Sie jetzt thun? Was soll ich anfangen, um Ihnen die gedrückte, nein, ich will den Ausdruck brauchen, den Sie voraussichtlich auch wählen würden, sclavische Stellung der armen, an einen Mann gefesselten Frau des Mittelalters zu schildern? Daß die Frau mit dem Manne Stand und Namen theilt, finden Sie natürlich, es ist auch bei uns nicht anders, allein das Mittelalter mußte doch etwas voraus haben, die Witwe hat ihr altes Recht nach ihrer Geburt wieder. Und das bestimmt Eyke von Repgow. Sachsenspiegel I. 45. 1. **Al ne si en man sime wive nicht evenburdich, he is doch ire vormünde, unde se is sine genotinne, unde tritt in sin recht. Svenne he aver stirft, so si se ledich von sime rechte, unde behalt recht na irer bord.** Hoffentlich söhnt Sie das mit dem armen Sünder Eyke von Repgow wieder ein Weniges aus. Freilich lange wird diese Aussöhnung nicht nachhalten, denn ich muß Ihnen leider wieder berichten, daß er sich einer neuen Ungalanterie schuldig macht, durch den das eheliche Güterrecht der Ehegatten kurz darstellenden Satz: Mann und Weib haben Zeit ihres ehelichen Zusammenlebens kein getrennt Gut, oder wie der Volksmund sagt: Eine Frau hat während der Ehe nichts, als den blauen Himmel und ihren Spinnrocken. Während der Ehe steht nach Sachsenrecht und so nach den meisten anderen Systemen des ehelichen Güterrechtes, die Verwaltung des beiderseitigen Vermögens in der Hand des Mannes. Die Frau kann über Nichts oder nur über Weniges verfügen, daher sagt das Sprüchwort: Wer mit Frauen kauft, verliert sein Kaufgeld, oder: Ein Weibermarkt ist fünf Schillinge werth, oder: Die Frau ist über ein Biesli Meister. Denken Sie sich also, meine Damen, wenn z. B. die Frau Eyke von Repgow, wenn er NB verheirathet war, ihrem Fleischer, Bäcker, Modehändler u. s. w. etwas schuldig geblieben war, brauchte ihr Mann nicht dafür aufzukommen, oder er konnte einen von ihr geschlossenen Kauf ohne Weiteres rückgängig machen. Die Beschränkungen der Frau bezüglich ihres Rechtes auf das beiderseitige Vermögen erleiden natürlich mancherlei Modificationen, die aufzuführen ich hier nicht im Stande bin. Interessiren Sie sich aber, werthe Leserin, für diese Materie, dann empfehle ich Ihnen die Lektüre der Geschichte des ehelichen Güterrechtes von Professor Schröder; ich würde Ihnen, falls Sie den Wunsch aussprechen, mit Freuden mein Exemplar zur Verfügung stellen. Dagegen

Digitized by

wollen wir uns ein wenig mit der eheherrlichen Gewalt in anderer Richtung beschäftigen. Schon zu Eva soll Gott im Paradies gesagt haben: Und er soll Dein Herr sein, die böse Druckersfrau machte aber „Narr" daraus, was wohl auch manches Mal richtig sein dürfte. Auch die alten Rechtsbücher nennen den Mann „dominus et rector", (Herr und Leiter) der Volksmund sagt: Der Mann ist seiner Frau Vogt und Meister. Die Praxis hat diesen theoretisch einfach klingenden Satz verschiedentlich ausgelegt und die Gesetzgebung wurde durch sie derart beeinflußt, daß z. B. das bayerische Landrecht dem Manne ein sänftigliches, mäßiges Züchtigungsrecht zugesteht. Freilich kam man in der Praxis auch oft ins Extreme. So erzählt uns das Brünner Schöffenbuch (511) von einem Brünner Grobschmied, Namens Georgius, der seine Frau „Nicht in mild züchtigender, sondern fast grausamer Weise" mit Füßen trat und sonst ungemessen behandelte. Derselbe wird von den Verwandten der Frau verklagt und vor Gericht fragt er lachend nach dem Gesetze, das ihm verbiete, seine Frau zu prügeln wie er wolle. Die Schöffen müssen ihm Recht geben, fragen aber nach dem Grunde, den ihm seine Frau gebe. Keinen giebt sie mir, erwiedert er, allein ich will im zarten Alter sie so ziehen, daß sie mich für die Zukunft fürchten lernt. Das ist abscheulich, sagen Sie, meine Damen; ich gebe es zu, allein es war damals im Mittelalter nicht anders und ein kleiner Zwist, bei dem der Besen und der Stock eine Rolle spielten, kam damals in den „besten Familien" vor. Irre ich mich nicht, so erzählt uns Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" so Manches dem Aehnliches, ja auch wohl im Nibelungenlied hat Siegfried mit seiner geliebten Chriemhield einen Streit, in dem die Hände auch nicht müssig blieben.

Im Interesse der armen Frauen müssen Sie wünschen, daß der Mann sobald als möglich starb. Gut, betrachten wir ihn als todt. Die Wittwe muß es Ihrer Ansicht nach besser haben, muß im Himmel leben. Glauben Sie das nicht, meine Verehrten! Denn meist kam auch sie wieder unter Vormundschaft, sei es der Verwandte ihres Mannes, sei es der ihres Vaters, und wenn nicht, so bestanden für sie lästige Beschränkungen genug, die ihr das Leben verbitterten. Daher gingen auch vielfach wohlhabende Wittwen ins Kloster, nicht wohl um ihren Mann zu betrauern, sondern um in stiller Zurückgezogenheit beit guter Klosterkost ein beschauliches Leben führen zu können. Ja, meine Damen, so hat sich alles geändert, die Nonnen und geistlichen Frauen des Mittelalters waren die eigentlich Freien, d. h. nicht der Tyrannei des starken Geschlechts unterworfen. Natürlich, sie waren Bräute Christi oder hatten doch der Welt entsagt, darum konnte auch die Welt und ihre Kinder keine Herrschaft über sie ausüben.

Und nun, meine Damen, bin ich zu Ende. Habe ich Sie gelangweilt, bitte ich um Verzeihung, habe ich Sie erzürnt, so bin ich befriedigt, denn dann haben Sie meine Zeilen mit Interesse gelesen. Und damit für heute Lebewehl! Ja! Pardon! Die Moral? Können Sie, meine Verehrten, dieselbe nicht selbst ziehen? Sie ist einfach die: Vergleichen Sie Ihre heutige Stellung im Reiche mit der im Mittelalter und verzichten Sie auf Emancipation. Sie haben es jetzt gut genug. Leben Sie wohl!

Digitized by Google

Don Juan in Fesseln.

Geheime Geschichten einer Ehe.

(Schluß.)

Sie hatte sich auf das Amüsement dieses Abends gefreut und es war ihr eine schwere Prüfung, daß ihre weiße, mit Perlen gestickte Atlasrobe, die bereits fertig zum Ankleiden über das Bett ausgebreitet lag, wieder weggepackt werden sollte. Und doch ging dies nicht anders. Sie konnte sich doch nicht dadurch vor der ganzen Ballgesellschaft lächerlich machen, daß sie Soldin den Tanz verweigerte.

Sobald Werder den Inhalt des empfangenen Briefes gelesen hatte, verließ er das Zimmer, ohne nur einen Blick auf seine Frau zu werfen, und kurz darauf hörte sie, wie er fortging und die Hausthür hinter sich zuwarf.

Nun war Claras Herz von Kummer schwer. Es that ihr so weh, daß sie ihren Mann im Zorne hatte gehen lassen und ebenso weh that es ihr, daß sie ihr Prachtgewand wieder in den Schrein thun und nicht zum Balle gehen sollte. Ihre Seele hing förmlich an diesem Vergnügen, und ihre Sehnsucht, den Abend noch froh in der Nähe ihres Raimund zu verleben, war so groß, daß es ihr in den Kopf kam, sogleich einige Zeilen an ihn zu schreiben und sie ihm nach der Stadt nachzuschicken, damit er sie nachkommen lasse.

Sie hatte im Gesellschaftszimmer kein Schreibzeug, deshalb ging sie in das zunächst gelegene Arbeitszimmer ihres Gatten, dessen Schreibtisch mit Papieren aller Art bedeckt war. Sie setzte die Kerze, welche sie mitgenommen hatte, nieder und schaute sich nach Briefpapier um. Da fiel ihr Auge auf den Brief, welchen Raimund kurz vor seinem Weggange erhalten hatte. Sie erkannte ihn sofort an dem gepreßten Couvert.

An der Adresse glaubte sie eine weibliche Hand und zwar keineswegs eine besonders schöne zu erkennen. Die Schrift sah aus, als wäre sie mit einer Nadel gekritzelt.

„Ich möchte wohl wissen, von wem der Brief ist", dachte sie. „Warum sollte ich es nicht lesen? Wenn er mir verbietet, mit einem Manne zu tanzen, braucht er auch ohne meine Kenntniß keine Damenbriefe zu empfangen."

Sie zog den Brief aus dem Couvert und las Folgendes:

„Lieber Herr Werder! Sie sagten mir, ich solle Ihnen schreiben, wenn der Sturm losbräche. Das ist gestern geschehen. Er war hier, Sie wissen schon, wen ich meine, und es kam Alles heraus und Alles zeigte sich als wahr. Ich zitterte vor Angst, daß sie auf mich rathen

würden, aber Niemand schien einen solchen Verdacht zu haben. Ich wüßte nicht, was ich gethan haben würde, wenn Jemand gesehen hätte, daß ich mit Ihnen speiste. Aber wenn Sie mich nun wieder treffen wollen, dann bitte ich, mir den Tag und die Stunde anzugeben und ich werde dann schon einen Vorwand zum Ausgehen finden. Denken Sie aber ja nicht, daß ich es wegen des Geldes thue, obschon es für mich sehr viel ist, und wenn Sie glauben, daß ich es haben soll, dann bitte ich nur, daß Sie es keiner Seele merken lassen."

Ihre ergebene Freundin
Emma Steyber."

Dieser Brief setzte dem Elend der jungen Frau die Krone auf. Sie verstand den Inhalt nicht, aber sie war nur zu geneigt, ihm die allerschlimmste Auslegung zu geben. Also dieser höchst getreue Ehemann, der für die kranke Frau in der Stadt alle Ausgaben bestritten und ihr Blumen und Früchte gebracht hatte und der ihr verbot, höflich gegen einen Herrn zu sein, welcher höflich gegen sie war, unterhielt auch sehr verdächtige Beziehungen mit Emma Steyber, speiste mit ihr und versprach ihr Geld! Es war dieselbe, welche er bereits auf dem Balle bei ihrer Mutter geküßt und welche später Commerzienrath Solbrig mit ihm zusammen in der Stadt gesehen hatte.

„O, welch eine blinde Närrin bin ich stets gewesen! Wie furchtbar bin ich betrogen worden!" rief sie aus, ließ den Kopf auf den Tisch sinken und weinte bitterlich.

„Weshalb hatte er sie denn geheirathet", dachte sie, „wenn er es nicht lassen konnte, fort und fort mit anderen Frauen und Mädchen umzugehen? War es wegen ihres Geldes, wegen der zu erwartenden Erbschaft geschehen, oder nur deshalb, daheim eine Wirtschafterin zu haben, die nur Kinder aufzuziehen und das Hauswesen in Ordnung zu halten hatte, während er nach wie vor seiner Junggesellenungebundenheit fröhnte?

„O, Raimund, Raimund, nie hätte ich das von Dir geglaubt!" rief sie verzweifelnd aus

Doch währte diese trostlose Stimmung nicht lange. Plötzlich fuhr sie auf, wie von einem andern Geiste besessen, verwischte alle Spuren ihrer Thränen und beschloß, sich zu revanchiren. Weshalb sollte sie sich nicht gleich ihm amüsiren? Er sollte den Triumph der Einbildung nicht genießen, daß er sie ins Joch zurückgedrängt habe.

Gehorsam! Wie konnte ein Mann Gehorsam verlangen, der für sich selbst kein Gesetz der Pflicht anerkannte? Sie wollte frei sein und thun, was ihr beliebte.

Sogleich rief sie ihr Mädchen und befahl ihr, sie zum Balle anzukleiden.

„Und sei recht sorgfältig", sagte sie, „damit ich möglichst nett aussehe. Dann sage dem Kutscher, daß er den Wagen um neun Uhr bereit stehen lasse."

Das Mädchen fand, daß ihre Herrin an diesem Abend schwer zu befriedigen sei. Ihre Augen strahlten in einem seltsamen Lichte und ihre Wangen glühten rosig, aber lange genügte ihr ihr Aussehen nicht und dreimal mußte das Mädchen die Perlenschnüre in ihrem Haar anders ordnen. Als sie jedoch endlich fertig war, fand sie wenig mehr

Digitized by Google

auszusetzen. Schöner hatte sie kaum jemals ausgesehen, als in dem eng anschließenden Atlaskleide und dem orientalischen Kopfschmuck.

Wenige Minuten vor neun Uhr legte ihr das Mädchen den weißen Pelzmantel um die Schultern und Clara stieg im vollen Staate die Treppe hinab zum Wagen.

„Soll ich dem Herrn etwas ausrichten, wenn er zurückkommt?“ fragte der Diener, als er sie zur Hausthür geleitete.

„Nein“, sagte sie kurz und verschwand.

Um elf Uhr kam Werder nach Hause. Er hatte Claras Erklärung, daß sie nicht zum Balle gehen wolle, für entschieden gehalten und war ebenfalls nicht hingegangen. Er glaubte, sie sei schon zu Bett.

„Ist meine Frau noch auf?“ fragte er den Diener, als er durchs Haus schritt.

„Die gnädige Frau ist seit zwei Stunden fort“, antwortete der Bediente.

„Fort? Wohin denn?“

„Zum Ball, gnädiger Herr. Ich fragte sie noch, ob ich Ihnen etwas ausrichten solle, aber sie sagte Nein. Der Wagen ist ein Viertel nach zehn Uhr zurückgekommen.“

Werder war einen Moment wie versteinert Dann stieg ein furchtbarer Zorn in ihm auf.

„Sage dem Kutscher, er solle sofort einspannen“, befahl er. „In fünf Minuten muß der Wagen bereit stehen. Und zünde sogleich die Lichter in meinem Ankleidezimmer an.“

Seine Aufregung war maßlos, doch wollte er ihr nicht die Zügel schließen lassen, bis er wußte, welche Bedeutung Claras plötzlicher Entschluß habe, ob er aus Reue oder Widersetzlichkeit hervorgegangen sei. Es war ja möglich, daß ihr ihre Heftigkeit leid geworden und daß sie mit der Absicht zum Balle gefahren sei, ihm Gehorsam zu leisten. Ohne Zweifel hatte sie angenommen, daß sie ihn dort finde.

Mit aller Hast warf er sich in den Ballanzug und fünfzehn Minuten nach seiner Heimkehr sprang er in den Wagen, so daß er um halb zwölf am Eingang des Ballsaales stand. Er strengte seine Augen an, um unter der Masse bunter Farben die weißgekleidete Gestalt zu unterscheiden, welche seine Welt war und ihn in eine so entsetzliche Ungewißheit gebracht hatte. Plötzlich sah er sie unter den Klängen des Walzers „An der schönen blauen Donau“ in Lieutenant von Soldins Armen durch den Saal schweben.

XXXI.

Ein entscheidender Schritt.

Raimund Werder wußte bei seinem Erscheinen im Ballsaal nicht sogleich, wie er handeln sollte. Seine erste Zorneseingebung war allerdings die, seine Frau aus Soldins Arm hinwegzureißen und mit sich fortzunehmen, aber die Scheu vor einem öffentlichen Skandal war stärker in ihm, als der Zorn. Er sah sich unter einer Menge von Freunden und Bekannten und er hielt es für eine schreckliche Schmach, wenn diese von dem schwarzen Verdacht etwas merkten, den er gegen Clara gefaßt hatte.

Digitized by Google

Deshalb wartete er, scheinbar gelassen, bis der Walzer geendet hatte. Von allen Seiten schlugen begrüßende Töne an sein Ohr und strahlende Blicke schossen nach ihm hin, aber er hatte kaum Acht darauf. Die innere Wuth betäubte und verblendete fast seine Sinneswerkzeuge. Nur ein einziges Mal verließ er seinen Posten an der Thür, um Befehl zu geben, daß sein Wagen warten solle, und dann, bei den letzten Accorden der „schönen blauen Donau" nahm er ihn wieder ein.

Er sah Clara glühend und freudestrahlend auf den Arm ihres Tänzers gelehnt und den übrigen Paaren in einer Tour durch den Saal folgend. So manches Auge heftete sich auf ihre jugendliche Lieblichkeit und manche Stimme machte Bemerkungen darüber und fragte, wer sie sei. Als der Zug der Paare den Hintergrund des Saales passirte, mußte sie an ihren Mann herankommen. Sie war aber so tief in der Unterhaltung mit Soldin begriffen, daß sie ihn nicht eher bemerkte, als bis er seine Hand auf ihren Arm legte und ihr Weiterschreiten aufhielt.

Nun fuhr sie zusammen, und als sie sah, wer sie aufhielt, erröthete sie heftig, vielleicht vor Scham.

„Du bist hier, Raimund?" sagte sie, indem sie die Ueberraschung erheuchelte, die sie wirklich fühlte. „Du bliebst so lange von zu Hause fort, daß ich gar nicht glaubte, Du würdest zum Balle kommen."

„Ich bedaure, Dein Vergnügen abkürzen zu müssen", erwiederte er in einem Tone, in welchem Niemand die Wuth entdecken konnte, die in ihm arbeitete; „aber ich bin gekommen, Dich nach Hause zu holen."

Er blickte ihr dabei voll und mit strengem, gebieterischen Ausdruck ins Gesicht und sie empfand, daß es nutzlos sei, sich ihm zu widersetzen. Dennoch, echt weiblich, versuchte sie dies.

„Ich bin ja noch gar nicht dazu bereit", sagte sie lächelnd.

„Bereit oder nicht, der Wagen wartet auf uns. Nimm meinen Arm und verlaß den Saal, so still Du kannst."

„Hoffentlich ist doch nichts Unangenehmes passirt?" bemerkte der Lieutenant. „Darf ich die Ehre haben, den Mantel der gnädigen Frau aus der Garderobe zu holen?"

„Danke, ich kann Ihre Dienste entbehren, Herr Lieutenant. Ich habe bereits den Mantel meiner Frau hier. Komm Clara, sofort."

Er hatte seine Stimme nicht einen Augenblick verstärkt, und doch fühlten Beide instinctiv, daß er sehr zornig sei und daß man ihm ohne Gefahr nicht widersprechen dürfe. Clara nahm Fächer und Bouquet aus der Hand ihres Anbeters und sagte ihm mit nervösem Lächeln „Gute Nacht", während Soldin froh war, aus der Schlinge zu kommen und sich über sich selbst wunderte, wie er solch ein Narr hatte sein können, mit der Frau Werders ein Schäferspiel entriren zu wollen.

Werder geleitete seine Frau zum Wagen, half ihr so galant hinein, als sei Alles glatt zwischen ihnen und nahm dann Platz auf dem Rücksitz.

„Willst Du Dich nicht hierher setzen?" fragte Clara schüchtern, auf den Platz neben sich deutend.

Er verneinte kurz und sprach auf dem ganzen Wege kein Wort. Zum ersten Male fürchtete Clara sich vor ihm und als sie ihr Haus betrat, zitterte sie an allen Gliedern. Sie begriff, daß sie ihn über die

Digitized by Google

Maßen verletzt hatte, und fragte sich voll Bangigkeit, was er sagen oder thun werde, wenn Beide allein seien.

Werder brachte sie ins Gesellschaftzimmer zur großen Verwunderung des Bedienten und ihres Stubenmädchens, welche zu so früher Stunde ihre Herrschaft nicht erwartet hatten. Dann befahl er der Dienerschaft, zu Bett zu gehen. Das Mädchen aber, neugierig, den Grund der so zeitigen Heimkehr zu erfahren, steckte ihren Kopf noch einmal zur Thür herein und fragte, wann ihre Gebieterin ihrer Dienste beim Auskleiden bedürfen werde.

„Was kümmert das Sie?" sagte Werder in einem Tone, der seinem sonstigen freundlichen Ton gegen Untergebene direct entgegengesetzt war. „Gehen Sie in Ihr Zimmer hinauf und warten Sie, bis Ihnen geklingelt wird. Ich habe mit meiner Frau Dinge von Wichtigkeit zu besprechen und will nicht gestört sein."

Sehr niedergeschlagen folgte das Mädchen der Weisung.

Tiefe Stille wurde im ganzen Hause. Werder schloß die Thür des Gesellschaftszimmers zu und nahm Platz am Kamin, während Clara sich in einen Lehnsessel geworfen hatte.

„Nun, Clara?" begann er.

„Nun, Raimund?" sagte sie in unnatürlich festem Ton, durch das Bewußtsein ihrer Furcht zum Trotz getrieben.

„Sprich nicht in diesem Ton zu mir!" sagte er heftig. „Wenn ich eine Frage an Dich richte, so erwarte ich eine deutliche Antwort."

„Du hast ja keine Frage an mich gerichtet. Du sagtest nur „nun Clara", und ich wüßte nicht, was ich darauf antworten sollte."

„Du weißt vollkommen, was ich damit meine. Ich erwarte eine Erklärung Deines heutigen Betragens."

„Ich habe keine Erklärung zu geben."

„Hast Du mich nicht deutlich sagen hören, daß, wenn Du zum Balle gingest, Du nicht mit Soldin tanzen solltest?"

O ja. Aber ich sagte Dir ebenso deutlich, daß ich einem so absurden Wunsche nicht nachkommen könne."

„Es war kein Wunsch, sondern ein Befehl!"

„Nun gut, ein Befehl. Ich erkenne jedoch Dein Recht zu einem solchen Befehl in so unbedeutenden Dingen nicht an."

„Nennst Du Dein Getändel mit Soldin ein unbedeutendes Ding?"

„Gewiß. Es war für mich nur ein Amusement, ein harmloser Zeitvertreib, und ich folgte darin nur dem Beispiel anderer verheiratheter Frauen."

„Mein Gott! Ist es wirklich schon so weit gekommen? Du mußt dann tiefer gesunken sein, als ich je geglaubt hätte. Du, meine Frau, die Gattin eines ehrenhaften Mannes . . ."

„Willst Du mir eine Predigt über Tändelei halten? Damit fängst Du spät an; obschon ich zugeben muß, daß Keiner sich besser dazu eignet als Du, über ein solches Thema zu sprechen."

Die spöttische Manier ihrer Sprache sollte nur dazu dienen, ihre Angst zu verbergen. Sie war kreidebleich geworden. Er aber hörte nur den Ton.

„Ich werde nicht dulden, daß Du in dieser Weise mit mir spielst", donnerte er, indem er sie am Handknöchel faßte. „Sei jetzt ernst, wenn

Digitized by

Du es zuvor nie gewesen bist. Ich verlange eine Erklärung Deines Betragens. Was veranlaßte Dich, meinem Befehl entgegen mit diesem Menschen zu tanzen?"

„Der Entschluß, mir nicht von Deiner jeweiligen Laune gebieten zu lassen. Laß meine Hand los! Es ist Deiner prahlerischen Mannhaftigkeit ganz ähnlich, mich so zu drücken, daß Du mir weh thust. Ich bin kein Kind mehr, sondern eine Frau und Herrin meiner selbst und habe keine Lust, mir Befehle nach Deinem Belieben dictiren zu lassen."

„Nein, Du bist nicht Herrin Deiner selbst, so lange Du meine Frau bist. Herr des Himmels! Denkst Du, ich hätte Beispiele davon, wohin dergleichen Tändeleien führen, nicht genug gesehen, daß es mir einerlei sein könnte, Deinen Namen von Mund zu Mund gehen zu lassen? Du, meine Frau, die Mutter meines Kindes! Der Gedanke allein ist ausreichend, mich zum Wahnsinn zu treiben. Und Du sitzest hier so ruhig und sagst mir, daß Du Dich weigerst, meinen Befehlen nachzukommen!"

„Und ich wiederhole das! Du bist die letzte Person in der Welt, welche an mir Fehler finden dürfte. Wenn ich zu tadeln bin, was bist denn Du, der sich in den Ruf gebracht hat, ganz dasselbe, aber in weit schlimmerer Weise zu thun? Liegt Dir an meinem angemessenen Betragen so viel, weshalb gehst Du mir nicht mit einem bessern Beispiel voran? Du, der Don Juan, wie sie Dich nennen!"

Werder war außer sich darüber, daß man ihm in seiner eigenen Münze zurückzuzahlen versuchte.

„Was ich thue, und was Du thust", sagte er, „sind zwei sehr verschiedene Dinge. Männer werden stets Frauen die Cour machen, wenn diese es so wollen. Es ist ihre Sache, sie in gehöriger Entfernung zu halten. Du siehst hieraus, daß ich Soldin nicht tadele. Er ist ein junger, unreifer Mensch, der manchmal eine Zurechtweisung verdient, aber Niemand kann es ihm verargen, wenn er Gefallen daran findet, seine Zeit in Deiner Gesellschaft zuzubringen. Du allein, Clara, bist deswegen zu tadeln, und da Du nicht den Tact hast, meinen Wünschen gerecht zu werden, so will ich es dahin bringen, daß Du meinen Befehlen gehorchst."

„Ah, wirklich? Durch welche Mittel denn?"

„Nöthigenfalls durch Gewalt, indem ich Dich nicht mehr ohne mich, oder überhaupt gar nicht mehr in Gesellschaft gehen lasse, so lange Du Dich nicht angemessen zu benehmen verstehst."

„Wird das aber nicht ein zu großes Opfer für Dich selbst sein?"

„Ich will Alles eher, als meine Ehre opfern."

„Du übertreibst die Dinge, oder mißverstehst mich. Ich meine, ob das nicht Deinen eigenen Tändeleien, zum Beispiel Deinen heimlichen Besuchen und Begegnungen in der Stadt in die Quere kommt?"

„Wie meinst Du das?"

„Genau wie ich es sage, daß Du Dich nicht genirst, mit Frauen Beziehungen zu unterhalten, heimliche Zusammenkünfte zu haben und verstohlene Briefe zu erhalten."

„Wer hat Dir das gesagt?"

Ich weigere mich, darauf zu antworten. Genug, daß ich es weiß."

„Aber es ist nicht wahr."

Digitized by Google

„Es ist wahr!"

„Das heißt also so viel, daß ich lüge."

„Wenn Dir dieser Ausdruck besser gefällt, so habe ich nichts dagegen einzuwenden."

„Clara, hüte Dich! Du treibst mich zum Aeußersten!"

„Nun, so leugne doch die Wahrheit meiner Beschuldigung, leugne, daß Du seit unserer Verheirathung Verkehr mit Deinen alten Liebschaften unterhalten, daß Du Briefe von ihnen erhalten, ihnen Besuche und Geschenke gemacht hast! Leugne, wenn Du kannst; aber ich weiß, Du kannst es nicht!"

„Ich werde mich nicht so erniedrigen, es zu leugnen."

„O, auf diesem Wege entgehst Du mir nicht. Du kannst mich also nicht tadeln, wenn ich Deinem Beispiele folge. Ich werde mich ebenfalls nicht erniedrigen, in Bezug auf mein Benehmen gegen Lieutenant Soldin eine Erklärung zu geben."

„Willst Du mir Trotz bieten, Clara?"

„Ich werde thun, was mir gut dünkt, Soldin, oder jedem andern Manne gegenüber; und wenn Du mir nicht dieselbe Freiheit einräumen willst, die Du selbst genießest, dann ist es besser, wir trennen uns."

„Was?" schrie er auf.

„Sprach ich nicht deutlich genug? Ich wiederhole, wenn Dir mein Betragen nicht gefällt, dann ist es besser, wir scheiden von einander. Wir haben Geld genug, und es liegt keine Nothwendigkeit vor, daß wir uns gegenseitig im Zusammenleben das Dasein verbittern. Ich für meine Person will das nicht länger ertragen."

Als Clara diese Erklärung, deren Tragweite sie nicht ermessen konnte, beendet hatte, trat eine tiefe Stille ein, während welcher sie für die Folgen ihrer Worte zitterte und er einen schweren Kampf mit sich kämpfte.

„Sehr gut", sagte er dann hart und rauh, „sei es so! Wir wollen uns trennen!"

Diese Worte klangen wie eine Todtenglocke an Claras Herz. Sie hätte ihm zuschreien mögen, sie zurückzunehmen, aber der Vorschlag ging von ihr selbst aus und ihr Stolz hielt sie ab, ihn zu bereuen. Hätte sie in diesem Augenblick den Gegenstand ernst behandelt, so würde sie niedergebrochen sein; statt dessen schlug sie einen leichtfertigen Ton an, unter welchem sie ihre wahren Gefühle verbarg.

„Wir werden uns viel glücklicher fühlen, wenn wir getrennt sind", sagte sie. „Stimmen wir doch in der letzten Zeit in keinem Punkte mehr überein, sondern sind einander nur im Wege. Schon lange habe ich bedacht, daß unsere Verheirathung ein arger Mißgriff war. Du wirst dann frei sein, kannst besuchen, wen Du willst, und kommst dabei gelegentlich wohl auch einmal zu mir. Es wird mir stets sehr angenehm sein, Dich zu sehen", fügte sie mit einem Lachen hinzu, welches wie eine Polka bei einem Leichenbegängniß klang.

„Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich Dich stören werde", versetzte er düster. „Wenn wir uns trennen, geschieht es für immer."

Clara sah, wie tief sie ihn verwundet hatte und zog einen falschen Vortheil aus ihrer Stellung, indem sie seine Entrüstung steigerte.

„O, ich gedenke keineswegs, Deine Feindin zu werden", fuhr sie in

Digitized by

ihrem leichten Ton fort, „und ich sehe nicht ein, warum wir uns gegenseitig nicht gelegentlich besuchen sollten, so lange wir uns nicht in unsere Handlungen mischen. Ich glaube, daß ich Dich oft zu Tische laden werde."

„Vielleicht, um Soldin bei Dir zu treffen", entgegnete er grollend.

„Ei, warum nicht? Ist er doch ein sehr angenehmer Gesellschafter und hübscher Mann."

„Halt ein mit dieser Narrheit!" donnerte er. „Ich will nichts mehr davon hören. Du hast Recht, Clara, unsere Ehe ist ein Mißgriff und ich war ein Thor, mir einzubilden, daß ein so kindisches Mädchen wie Du fähig sein würde, die Stellung meiner Frau würdig auszufüllen."

„Wirklich! Darüber giebt es verschiedene Meinungen. Meine Mutter hielt mich für die größte Thörin, daß ich mich an einen Mann wegwarf, der als ein Don Juan bekannt ist."

„Ich will nicht wissen, was Deine Mutter über mich sagte. Sie war eine alte Unheilstifterin, die sich stets in fremde Angelegenheiten mischte und . . ."

„Vergiß nicht, daß meine theure Mutter todt ist!" rief Clara mit äußerster Heftigkeit.

„Das Beste, was sie thun konnte!" bemerkte Werder, völlig sich vergessend.

„Laß mich hinweg!" sagte Clara entrüstet. „Ich will diese Lästerung meiner guten Mutter nicht mehr anhören. O, wie recht hatte sie, als sie mir sagte, ich würde einst den Tag bereuen, an welchem ich Dich heirathete!"

Sie schritt majestätisch zur Thür, fand sich aber hier aufgehalten, weil Werder zugeschlossen hatte.

„Soll ich etwa die ganze Nacht hier als Gefangene bleiben?" fragte sie stolz.

„Behüte!" versetzte er, die Thür aufschließend. „Wir sind mit einander fertig. Du kannst gehen."

Er hielt ihr die Thür offen, während sie, sich für elender haltend, als irgend ein Weib auf Erden, langsam die Treppe hinaufstieg und glaubte, ihr Herz müsse brechen.

Während das Mädchen ihr beim Auskleiden half, hörten Beide plötzlich die Hausthür aufschließen und dann wieder zuwerfen.

„Mein Gott, der Herr geht mitten in der Nacht aus", sagte das Mädchen, neben dem Vorhang durchs Fenster hinaussehend. „Was kann er vorhaben?"

„Vielleicht will er noch zum Inspector gehen", erwiederte Clara leichthin, bei sich selbst aber fühlte sie, daß Werder die Absicht habe, nicht in seiner Wohnung zu schlafen.

Sie begab sich in die Kinderstube, um noch einen Blick auf ihr schlafendes Kind zu thun, und da faßte sie plötzlich der Gedanke, daß er ihr das Kind nehmen könne. Sie kannte das Gesetz nicht, wonach ihm dies versagt war. Bis jetzt hatte sie sich eingebildet, daß sie das Kind nicht besonders liebe, aber Beide, den Vater und den Sohn verlieren zu sollen, war mehr, als ihre Seele ertragen konnte. Die Angst hielt sie die ganze Nacht wach. Als der Morgen graute, war ihr Gatte noch nicht nach Hause zurückgekehrt. Wohin konnte er gegangen sein? Welche

Digitized by Google

Vorbereitungen traf er für die Trennung? Ihre lebhafte Einbildung erfüllte sie mit allen erdenklichen Schreckniſſen. Sie sah ihn schon, bewaffnet mit den Hülfsmitteln des Gesetzes, wie er sie vor allen Leuten aus dem Hause wies. Ihr Stolz empörte sich auf das Heftigste und führte sie zu einem raschen Entschlusse. Am frühen Morgen rief sie die ehemalige Vertraute ihrer Mutter zu sich.

„Ich will", sagte sie zu ihr, „Dich zu meiner Freundin und Vertrauten machen, wie Du es meiner Mutter gewesen bist. Mein Mann und ich sind nicht glücklich mit einander und wir sind übereingekommen, uns zu trennen. Ich werde mit meinem Kinde nach Langendorf gehen und Du sollst mich sammt der Amme begleiten, so rasch Ihr nur bereit sein könnt."

„Aber, mein Himmel, es ist ja gar nichts für Ihre Aufnahme dort vorbereitet", wendete das Mädchen ein.

„Der Gärtner und seine Frau sind dort und diese genügen schon, bis wir uns anders eingerichtet haben. Sage der Köchin, ich wolle auf eine Woche einen Besuch bei Freunden machen und es solle kein Aufsehen gemacht werden. Packe sofort die nöthigen Sachen ein."

„Es soll geschehen, Madame. Aber um Gotteswillen, denken Sie an sich selbst und an das arme, unschuldige Kind, und thun Sie nichts übereilt!"

Claras Lippen zitterten heftig, aber sie bezwang sich.

„Ich danke Dir", sagte sie. „Ich weiß, daß Du es gut mit mir meinst, aber mein Entschluß ist gefaßt. Wenn Du Dich als eine treue Freundin erweisen willst, dann wirst Du dafür sorgen, daß zur angegebenen Zeit Alles zur Reise bereit ist; denn ich werde ganz gewiß reisen."

Und sie hielt ihr Wort.

XXXII.

Als Werder endlich nach Hause kam und das Nest leer fand, überreichte ihm der Diener ein Schreiben, worin der Grund der Entfernung seiner Frau erklärt war. Das Schreiben war kurz und entschieden gehalten. Clara erklärte darin nur, daß sie ihren Gatten bei seinem Worte genommen habe — sie vergaß, daß es ihr Wort war — und nach Langendorf gegangen sei, wohin er ihr hoffentlich nicht folgen, sondern sie in Frieden lassen werde.

Werder war wie betäubt. Er hatte die Nacht am Spieltisch verbracht und dann sich in ein Hotel begeben; dabei hatte er sich elend genug gefühlt, aber zugleich hatte ihn der Gedanke bewegt, daß während seines Ausbleibens seine Frau zur Besinnung kommen und das Geschehene bereuen werde. Daß sie ihre gedankenlose Drohung, sich trennen zu wollen, zur Ausführung bringen werde, hatte er sich nicht im Entferntesten träumen lassen. Nun hatte Clara wirklich die Initiative ergriffen und war geflohen. Es trieb ihn fast zum Wahnsinn. Er nahm weder Speise noch Trank zu sich, schloß sich in sein Zimmer ein und schritt mit Claras Abschiedsbrief in der Hand ruhelos hin und her.

Er litt dabei entsetzlich. Er machte sich selbst Vorwürfe über das Unheil, welches sein glückliches Daheim befallen hatte. Wäre er gedul-

diger und milder mit Clara umgegangen, sagte er sich, dann würde er sie aufs Neue gewonnen haben. Hätte er nicht in der Nacht das Haus verlassen und dann noch einen halben Tag außer demselben zugebracht, dann würde Clara unmöglich ihren verhängnißvollen Schritt zur Ausführung gebracht haben.

Wie, so fragte er sich, vermochte denn sie, ein so junges, erfahrungsloses Weib, ohne Vater, Mutter, Bruder, ohne allen Schutz und noch obendrein mit der Verantwortlichkeit für ihr und sein Kind zu leben? Zwar hatte sie Geld, mehr als sie ausgeben konnte, aber sind Reichthum und Luxus denn im Stande, die Liebe, auf welche sie selbst so kopflos verzichtete, und den Schutz, den sie als werthlos wegwarf, zu ersetzen?

Werder litt unsäglich. Mehr als einmal im Laufe dieses Tages vergoß der Mann, der im Kriege allen Gefahren getrotzt und alle Anstrengungen ertragen hatte, der das Leben von seiner herbsten Seite beobachtet hatte und nie besonders empfindsam gewesen war, reichliche Thränen des Kummers und eine namenlose Angst folterte ihn.

Aber keine Seele sollte ihn in dieser Bewegung sehen, und so sagte er dem Diener, als dieser pochte, um ihm anzuzeigen, daß das Mittagsmahl aufgetragen sei, er möge es nur wieder hinwegnehmen lassen und ihm für diesen Tag nichts mehr serviren.

Gleichwohl blieb er nicht sich selbst überlassen.

Noch an demselben Tage wurde ein anderes, nicht minder starkes Klopfen an seiner Thür vernehmbar. Die klopfende Person erwies sich als Frau Elfriede Holding.

„Bitte, öffnen Sie mir, Herr Werder!“ rief die Dame durch die Thür. „Wir haben gehört, was geschehen ist und Georg sendet mich, um zu sehen, ob ich von einigem Nutzen sein kann. Bitte, lassen Sie mich die Angelegenheit mit Ihnen besprechen!“

Werders natürliche Galanterie vermochte diesem Anruf von Frauenlippen nicht zu widerstehen. Er schloß die Thür auf, um so bereitwilliger, als die eingetretene Abenddämmerung es der Besucherin unmöglich machte, die Spuren der Gemüthsbewegung in seinem Gesicht zu sehen.

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Frau Holding“, sagte er mit gedämpfter Simme, „aber ich fürchte, es läßt sich nichts thun. Wie erfuhren Sie es?“

„Glauben Sie, daß so etwas verborgen bliebe? Ich fürchte, morgen weiß es die ganze Umgegend. Mir kam es durch die Allerweltspost, Frau Bellwitz, zu Ohren und wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Werder, dann hat sie selbst bei dem Unheil die Hand im Spiele.“

„Aber das Unheil ist nun einmal geschehen und es kommt wenig darauf an, wer es herbeigeführt hat.“

„Das Geschehene kann in diesem Fall gewiß ungeschehen gemacht werden. Ich bin überzeugt, daß es nur weniger Worte der Aufklärung bedarf, um Alles wieder in Ordnung zu bringen. Kommen Sie, Herr Werder, nehmen Sie meinen Rath an: Lassen Sie mich für Sie Kaffee nach dem Salon bestellen und kommen Sie herunter, um die Sache ruhig mit mir zu besprechen. Ich bin in meinem Leben schon mehr als einmal in Mißverständnisse dieser Art verwickelt worden und weiß, was

Digitized by Google

durch ein wenig klugen Tact und Selbstaufopferung ausgerichtet werden kann."

„Sie sind eine brave Freundin", erwiederte Werder gerührt, indem er ihr die Hand drückte. „Wenn Sie mir vorausgehen und Wilhelm den Befehl geben wollen, im Salon Feuer und Licht zu machen, so will ich Ihnen in einigen Minuten dorthin nachfolgen."

Er sagte dies, um zuvor erst die Spuren der Thränen aus seinem Gesicht zu beseitigen; dies war indeß leichter beabsichtigt als gethan, und als er Elfriede Holding im Lampenlicht traf, wurde diese erschüttert, als sie die Merkmale tiefen Leides an ihm wahrnahm.

Während Beide beim Kaffee saßen, erzählte er ihr Alles, was vorgefallen war und wie Clara seit dem Tode ihrer Mutter anscheinend einen mehr und mehr sich steigernden Widerwillen gegen ihn gefaßt habe, der dann in ihrer Tändelei mit Lieutenant von Soldin gipfelte.

„Ich lasse es mir nicht nehmen", behauptete Frau Holding, „daß hinter dieser Umwandlung Claras etwas Anderes steckt, als ein plötzliches Interesse für Soldin, daß Clara für dieses anscheinende Interesse ein viel tieferes Gefühl anderer Art verdecken wollte.

„Was könnte dies denn sein?"

„Ich kann es nur rathen, und dabei könnte ich mich ja irren. Darf ich offen sprechen?"

„Es wäre der größte Dienst, den Sie mir erweisen würden."

„Wohlan denn, ich gestehe, Herr Werder, daß ich, weil ich wußte, daß Ihr früheres Leben etwas wild gewesen war, daran zweifelte, ob ein junges Mädchen sich als Ihre Gattin glücklich fühlen würde. Feste Lebensgewohnheiten lassen sich schwer ablegen, und alte Geschichten kommen manchmal dann wieder zum Vorschein, wenn man sie am wenigsten erwartet.

„Als ich indessen Clara kennen lernte und sah, daß sie eine anscheinend vollkommene Liebe für Sie trug und daß ein völliges Vertrauen zwischen ihr und Ihnen obwaltete, da dachte ich bei mir selbst, es sei Alles recht und gut; aber im höchsten Grade besorgt war ich, als ich die wachsende Vertraulichkeit zwischen Ihrer Frau und Alma Bellwitz bemerkte."

„Niemand bedauerte dies mehr, als ich selbst. Clara mochte sich indessen nicht warnen lassen."

„Ich kannte Alma Bellwitz als eine leichte Person, als eine Schwätzerin und Hinterlistige, wozu noch kam, daß Sie gewohnt gewesen waren, ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen. Nun, dachte ich, dieses vertrauliche Verhältniß wird entweder fortdauern und Clara sehr unglücklich machen, oder Sie selbst würden es abbrechen und die Bellwitz empfindlich verletzen. Welches von Beiden ist nun gesehen?"

„Ich fürchte, das Letztere."

„Das Erstere würde das noch weit Schlimmere gewesen sein. Aber, verlassen Sie sich darauf, Alma Bellwitz hat Rache an Ihnen genommen."

„Wie sollte sie das haben thun können? Ich sehe keine Möglichkeit."

„O, mein Freund, bei einer Frau, welche heuchelt und lügt, ist Alles möglich. Sie kann die Seele Ihrer Frau vergiftet haben, indem sie ihr eine Menge unwahrer oder verdrehter Geschichten über Sie zu-

flüsterte. Clara ist unerfahren und vertrauensselig und würde dergleichen weit leichter zu glauben bereit sein, als eine ältere Person."

„Sie haben Recht, Skandalgeschichten", rief Werder, erregt aufspringend. Ich will sogleich zu Alma Bellwitz fahren und ihr den verübten Verrath auf den Kopf zusagen. Es fällt mir nun ein, daß sie sehr boshaft aussah, als ich das letzte Mal mit ihr über ihre zu häufigen Besuche in meiner Wohnung sprach."

„Ein solcher Schritt würde Ihnen nur schaden", versetzte Elfriede, ihn zurückhaltend. „Glauben Sie denn, Alma Bellwitz würde ihre Doppelzüngigkeit gegen Sie eingestehen? Sie würde es schon so zu drehen wissen, daß Sie selbst als der Schuldige erschienen. Ach, Ihr Männer seid zu harmlos in Bezug auf Alles, was die Diplomatie der Frauen betrifft."

„Aber was soll ich denn thun?" fragte Werder mit dem Ausdruck der Verzweiflung.

„Zu Ihrer Frau gehen und sich vor ihr das Herz erleichtern."

„Das ist unmöglich!" rief er schnell.

„Warum?"

„Lesen Sie diesen Brief!"

Elfriede nahm Claras Scheidebrief und sah beim ersten Blick darauf, daß er mit ihren oder seinen Thränen benetzt worden war. Sie las:

„Raimund, ich habe Dich bei Deinem Wort genommen. Ich fühle, daß was Du sagst, richtig ist und es ist besser, wir leben getrennt. Wir haben in der letzten Zeit sehr unglücklich mit einander gelebt und es scheint sich keine Aussicht auf ein besseres Verhältniß aufzuthun. Ich beabsichtige, künftig in Langendorf zu leben und bitte Dich, mich dort in Frieden zu lassen. Du beschuldigst mich der Liebeständelei und des Ungehorsams gegen Dich, aber Du denkst nicht daran, wie die Kenntniß Deiner zahllosen Intriguen und zärtlichen Verhältnisse an meiner Seele gezehrt und all mein Vertrauen zu Dir zerstört hat. Gäbe es auch keinen andern Grund, der mich von Dir zöge, so würde ich doch nie vergessen können, daß Dein Betragen den Tod meiner armen Mutter veranlaßt hat, den Tod, über welchen Du lachen und Dich freuen konntest! Wenn ich daran denke, kann ich nur hoffen, Dich nie, nie wieder zu sehen.

Clara Werder."

„Was soll denn das heißen?" fragte Elfriede, auf die Worte über Claras Mutter deutend.

Werder erzählte ihr die Geschichte und Elfriede machte ein sehr ernstes Gesicht darüber.

„Es ist sehr traurig und erschütternd", sagte sie „und ich wundere mich nicht über das bittere Gefühl Claras. Es hieß in der That, Ihrerseits den Sturm säen."

„So fühlte ich es", versetzte er düster. „Der Himmel weiß es, wie jener schreckliche Tod gleich einem Gericht über mich kam, als ob die Vorsehung, nicht zufrieden mit Jahren voll Reue über mein früheres Leben, mich fühlen lassen wolle, daß ich auch noch an diesem Ende und an dem unauslöschlichen Weh meiner Frau schuld sei."

„Es kommt oft vor, daß uns die Wirkungen unserer Fehler bis

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus den Memoiren eines Fischers.

Digitized by Google

Digitized by Google

zum Lebensende verfolgen", bemerkte Elfriede. „Ich spreche in dieser Beziehung aus eigener Erfahrung, indem ich noch bis zu diesem Tage an den Folgen eines in meiner Jugend begangenen Unrechts zu tragen habe."

„Ah, das ist doch nicht möglich, Frau Holding."

„Georg wird es Ihnen eines Tages erzählen, wenn Sie Interesse dafür haben, und Sie werden dann sehen, daß es wohl möglich ist."

„Und wann wollen Sie Clara sehen, um ihr Alles zu sagen?" fragte er seufzend.

„Ich gedenke morgen nach Langendorf zu fahren. Eigentlich wollte ich Sie damit überraschen, indem ich Sie dort traf, aber da Sie nicht gehen wollen, muß ich es allein thun."

„O wie gut Sie sind! Wie kann ich Ihnen jemals genug danken, Frau Holding! Und Sie werden ihr sagen, daß ich bereit bin, Alles wieder gut zu machen, wenn sie sich entschließt, zu mir zurückzukehren, oder mir zu schreiben, daß ich zu ihr kommen soll? Anders jedoch nicht, Frau Holding, anders auf keinen Fall! Sie hat ihren Stolz und ich habe den meinigen. Ich könnte ihr hingebendster Sclave sein, wenn sie mich noch liebte, aber ich ich kann mich nicht zu einer Werbung erniedrigen, an welcher sie keinen Geschmack mehr findet."

So verließ ihn denn Frau Holding. Er war nicht mehr getröstet als vorher, aber noch erhellte ein Strahl von Hoffnung die Nacht seiner Verzweiflung.

XXXIII.

In der Selbstverbannung.

Mittlerweile verhauchte Claras Muth fast seinen letzten Lebensodem. Sie hatte sich im Groll und Stolz ihres Herzens kurz entschlossen, auf ihren häuslichen Herd, auf Liebe und Schutz des Gatten zu verzichten, aber ein Anderes war es, in eine trostlose, einsame Zukunft vor sich zu blicken. Sie hatte nie zuvor selbstständig für sich oder Andere gehandelt Die Zofe ihrer Mutter, die Amme und das Kindermädchen waren ihr gefolgt, aber keineswegs von ihrem Schritte erbaut und sie rührten keinen Finger ohne ihren speciellen Befehl. Dennoch mußte sie nun für die ganze Gesellschaft denken und sorgen, und obschon heutzutage das Reisen leicht gemacht ist, fühlte sie doch eine große Last der Verantwortlichkeit auf ihren Schultern.

In Langendorf, dem Gute der verstorbenen Lenz, standen die Dinge womöglich noch schlechter. Die Gärtnersfrau, welche seit dem Tode der Gebieterin die Aufsicht über das Haus geführt hatte, verlor vollständig den Kopf, als sie die Neuigkeit vernahm und rannte hin und her, um mit Hülfe einer trotzköpfigen Tochter in Zimmern, die nicht im Mindesten hergerichtet waren, Feuer anzuzünden, die nicht brennen wollten. Die Werkleute, Maurer, Maler und Tapezierer waren noch immer mit der Neueinrichtung beschäftigt und hatten das Unterste zu oberst gekehrt. Brettergestelle, Papierfetzen, Farbenschmutz, abgeschlagener Putz überall, in den Gemächern, auf den Treppen, und der widerwärtige Duft frischer Farben und von Kleister und Leim durchströmte das ganze weite Gebäude.

Digitized

Der Gärtnersfrau gezwungenes Lächeln zur Bewillkommnung der jungen Gebieterin nahm sich in diesem schrecklichen Wirrwarr wie Hohn aus.

„Ich freue mich, die gnädige Frau wohl zu sehen", sagte sie; „aber es wäre doch besser gewesen, wenn wir hier nur eine Idee von der Ankunft der gnädigen Frau gehabt hätten, denn wir sind in einer gräulichen Unordnung und es ist kein einziges Zimmer zur Aufnahme fertig."

„Ich hatte keine Ahnung von dieser Wirthschaft", rief Clara außer sich, als sie über den schmutzigen Fußboden ihren Weg in ihr Erbgut nahm.

„Allmächtiger Himmel, hier können Sie doch nicht bleiben wollen, gnädige Frau!" sagte die Zofe. „Es ist ja ganz unmöglich."

„Und ich könnte für die Gesundheit des Kleinen keine Stunde einstehen, Madame", ergänzte die Amme. „Dieser schreckliche Farbengeruch ist ja der Tod für eine so zarte Lunge. Es ist wahrlich besser, Madame, Sie kehren sogleich nach Neuenthal zurück!"

Indeß machte der unzeitige Rathschlag des Mädchens Clara in ihrem Entschlusse, zu bleiben, nur beharrlicher. Sie sollte nach Hause zurückkehren, nachdem sie kaum ihrem Gatten erklärt hatte, daß sie ihn nie wiedersehen wolle? Nimmermehr! Eher wollte sie sterben, eher sollten Alle sterben, ehe sie das thäte!

„Wenn ich Deinen Rath nöthig habe, werde ich ihn schon verlangen", erklärte sie der Amme in einem barschen Tone, und zu der Gärtnersfrau gewendet, fuhr sie entrüstet fort: „Aber es können doch unmöglich zu gleicher Zeit alle Zimmer unwohnlich gemacht worden sein."

„Nein, nein, gnädige Frau. Die besten Schlafzimmer sind vorige Woche fertig geworden und meine Pauline macht eben jetzt Feuer darin. Ob aber die Betten durchlüftet sein werden, weiß ich nicht. Es ist seit einem Jahre nicht darin geschlafen worden. Und haben Sie denn auch eine Köchin mitgebracht, gnädige Frau?"

„Ich habe keine anderen Dienstleute bei mir, als die Sie sehen", erwiederte Clara; „aber ich denke doch, daß wir im Dorfe die nöthigen Kräfte finden werden, und bis dahin werden Sie ja wohl für Alles sorgen können."

Es war ein Genrebild, bei dieser Bemerkung das Gesicht der Gärtnersfrau zu sehen. Sie, die nie etwas Anderes gekocht und bereitet hatte, als was ihre winzig kleine Wirthschaft erforderte, sollte der herrschaftlichen Küche vorstehen! Ein Schulmädchen, welches plötzlich ans Clavier gesetzt wird, um Chopin oder Beethoven vom Blatte zu spielen, hätte nicht verblüffter aussehen können, als die Gärtnersfrau. Aber Clara hatte nicht Acht darauf, sondern kämpfte sich zu den in Rede stehenden Zimmern wie durch eine Wildniß durch. Die kalte und dumpfe Luft in diesen Zimmern bestätigte alle bösen Ahnungen der Zofe und der obstinaten Amme. Jede besser erfahrene Mutter würde vor dem Gedanken geschaudert haben, ihr Kind in solcher Luft schlafen zu lassen. Clara hatte jedoch keine Idee davon, daß das Kind krank werden könne; sie hielt das Murren der Amme nur für eine Folge des Mangels eigener augenblicklicher Bequemlichkeiten und gebot ihrer Zunge Schweigen.

Sie bestimmte ein großes Zimmer für die Dienstleute und ein anderes zu eigenem Gebrauche. Dann erinnerte die Zofe sie schüchtern

Digitized by Google

daran, daß sie den ganzen Tag noch nichts gegessen hätten und daß das Fasten für eine Amme sehr gefährlich sei. Clara war vor lauter Aufregung noch nicht zum Gefühl des Hungers gekommen und befahl dem Mädchen, für sich und die Anderen nach Belieben zu sorgen. Es zeigte sich indeß, daß so gut wie nichts vorhanden war, weder Fleisch, noch Brod, weder Butter noch Wein, oder sonstiges Material zur Stillung des Hungers und Durstes und es kostete erst einen gewaltigen Aufwand von Zeit und Anstrengung, ehe das Allereinfachste herbeigeschafft war, was die Gärtnersfrau ermöglichen konnte.

Während die Dienstboten sich an dem kargen Male labten, ging Clara in das zu ihrem Gebrauch bestimmte Zimmer, welches, zum Unglück für den Frieden ihrer Seele, das ehemalige Lieblingszimmer ihrer Mutter war und so manche kleine Erinnerung an sie enthielt. Hier warf sie sich, ermüdet bis zum Sterben durch die Klagen ihrer Leute und durch die Unbequemlichkeiten ihrer Lage, verzweifelnd auf ein grünes Plüschsopha. Der kalte Nebel eines Märzabends, welchen selbst das nun prasselnde Kaminfeuer nicht verscheuchen zu können schien, umwehte sie, Alles war trostlos, öde, Alles verstärkte ihr Elend.

Die Zofe kam endlich, nachdem sie sich die Spuren einer Buttersauce vom Munde gewischt hatte, und nun in Folge des befriedigten Magens in etwas besserer Stimmung war, und überredete ihre Herrin, sich auskleiden zu lassen und in ein großes Himmelbett zu legen, welches der schaudernden jungen Frau wie eine Gruft vorkam.

Sie versuchte zu schlafen und ihre Sorgen zu vergessen; aber mitten in der Nacht kam sie und weckte die schnarchende Amme aus tiefem Schlaf auf. Diese erschrak und rieb sich verdutzt die Augen.

„Bring mir mein Kind", sagte Clara. „Wickle es wohl ein und leg es mir zur Seite. Es ist mir, als müßte ich wahnsinnig werden vor Schlaflosigkeit und Verlassenheit."

Und so wurde, zum ersten Male, das unschuldige Kind ans Mutterherz gelegt und die Berührung desselben brachte einige Ruhe über sie, aber schlafen konnte sie nicht, ihre Augen starrten nach der düstern Decke, bis endlich die ersten matten Strahlen der Sonne sie daran erinnerten, daß für sie ein neuer, trauriger Tag anbrach.

Der Tag war kalt und regnerisch. Clara verweilte im Bett, so lange sie konnte, aus dem einfachen Grunde, weil sie fühlte, daß durch Aufstehen ihre Lage um nichts gebessert sei; und als sie sich dann endlich erhob, fand sie Langendorf leerer und unwohnlicher, als am Abend zuvor. Die Oefen, so lange außer Gebrauch gewesen, rauchten und die Fenster waren naß, innen von dumpfer Feuchtigkeit, außen vom Regen. Die Dienstboten fuhren fort zu murren und namentlich die Amme klagte laut, daß das Leben des Kindes in Gefahr schwebe. Es konnte nicht sofort eine Köchin gefunden werden und Clara mußte nun selbst daran denken, nicht was sie essen wolle, sondern was sie herstellen könne. Der peinlichste Gedanke für sie war jedoch der, daß unter solchen Umständen alle Welt errathen müsse, daß sie die Reise in so ungewöhnlicher Zeit nicht zu ihrem Vergnügen gemacht habe. Und welche unliebsame Bemerkungen würden dann über sie gemacht werden? Würde man sie nicht für eine Schuldige halten, die von der Seite ihres Gatten verbannt oder geflohen sei?

Digitized by Google

Dieser Gedanke folterte und demüthigte sie mehr, als Alles, was sie zu ertragen hatte. Erst jetzt erhielt sie eine Vorstellung von der falschen Lage einer verheiratheten Frau, welche ihre Interessen von denen ihres natürlichen Beschützers trennt. Mag sie auch rein sein wie Schnee, sie wird doch nicht der Verleumdung entgehen, wie Hamlet zu Ophelia sagt.

Traurig und trostlos saß sie in ihrem Zimmer und blickte in die dicke Regenluft hinaus. Sie hatte einen Schritt gethan, den sie tief bereuen mußte, und doch konnte sie ihn nicht zurückthun, denn sie hatte ja ihrem Gatten schriftlich erklärt, daß sie sich für immer von ihm trennen wolle.

„O, hätte ich es doch nicht gethan! Hätte ich es doch nicht gethan!“ jammerte sie und krampfte ihre Hände im Entsetzen über ihre Lage zusammen.

Da plötzlich vernahm sie das Rollen von Rädern.

„Er ists! Er kommt!“ rief es in ihr. „Er ist gekommen, um Dir zu sagen, daß ihm sein Leben ohne Deine Nähe, ohne Deine Liebe unerträglich ist.“

Sie erhob sich mit zitternden Knien von ihrem Sitze, ihre Wangen wurden bald roth, bald blaß und ihr Herz schlug heftig. Es schien ihr fast unmöglich, ihm unter die Augen zu treten. Daher eilte sie in ihr Schlafzimmer und harrte in demselben voll Bangigkeit des Kommenden.

Nach einer Weile erschien die Zofe und meldete, daß Frau Holding eingetroffen sei.

„Frau Holding!“ rief Clara überrascht und enttäuscht. „Was kann sie von mir wollen und woher weiß sie, daß ich hier bin?“

„Frau Holding hat mir nichts weiter mitgetheilt, Madame, als daß sie Sie nicht lange aufhalten werde“, bemerkte die Zofe.

„Gut, ich werde sogleich herunter kommen“, sagte Frau Werder, indem sie zum Spiegel ging.

Sie war sehr aufgeregt und ein Zittern zog durch alle ihre Glieder. Es war ihr nun klar, ihr Gatte hatte sich nicht bemüht, selbst zu kommen, sondern er hatte Elfriede Holding mit dem Oelzweig gesendet, sich einbildend, daß er ihn nur darzubieten brauche, selbst durch eine fremde Hand, um ihn sofort mit Begier ergriffen zu sehen. Doch darin sollte er sich täuschen, bestärkte sie sich in ihrem Trotz.

Als beide Frauen sich trafen, war es schwer zu entscheiden, welche von Beiden das Drückende der Situation am meisten empfand; doch hatte Frau Werder den meisten Grund, sich zu verstellen, um ihre Bewegung nicht sehen zu lassen.

„O Clara“, rief Frau Holding ohne Zurückhaltung, „wie mich diese Wendung der Dinge schmerzt!“

Ihre freimüthige Theilnahme überwältigte Clara, welche ja ohnehin die größte Mühe hatte, ihre erkünstelte Ruhe aufrecht zu erhalten.

„Ich bin mit meinem eigenen Willen hierher gegangen“, bemerkte Clara kleinlaut.

„Das weiß ich, Theuerste, aber das macht die Sache nur schlimmer. Wie konnten Sie das Herz haben, ihn zu verlassen? Er ist durch Ihre That fast zur Raserei gebracht.“

„Ich kann das kaum glauben, obschon ich es für möglich halte, daß er vor Ihnen so gethan hat. Diese Trennung konnte ihn doch nicht

Digitized by Google

überraschen, da wir Alles genau besprochen hatten und darin einverstanden waren, daß es das Beste sei, wenn wir uns schieden."

„Liebe Clara", versetzte Frau Holding mit ernster Ruhe, indem sie jene zum Sopha zog, „nicht wahr, Sie stellen sich nicht vor, daß ich diese Reise nur aus bloßer Neugier, Sie zu sehen, gemacht habe?"

O, nein, das begreife ich vollkommen. Sie sind mir durch ihn nachgesendet worden."

„Keineswegs. Ihr Mann hatte weder den Wunsch noch das Recht, mir einen solchen Auftrag zu geben. Ich komme aus eigenem freien Willen, weil ich Sie liebe, Clara."

Sie hielt Claras Hand und diese drückte sie leise.

„Ich kann", fuhr die Vermittlerin fort, „es nicht mit ansehen, daß Sie sich zeitlebens unglücklich machen."

„Und Sie würden wirklich noch einem Mann glauben, der Sie fortgesetzt täuscht?"

„Inwiefern?"

„Indem er anderen Frauen nachlief. Er gab mir vor, daß ihn Geschäfte zur Stadt riefen und ich entdeckte, daß er Damen besuchte, von denen ich nie gehört hatte, ihnen Geschenke machte, ihre Ausgaben bestritt, ja factisch ihnen bedeutende Summen gab."

„Gestatten Sie mir, daß ich Sie einen Augenblick unterbreche! Durch wen haben Sie alles dies erfahren?"

„Ich habe die Photographien und Briefe derselben gesehen und überdies wußte ich schon vor meiner Vermälung, daß er im Rufe eines Don Juan stand. Aber auch seine und meine Freunde haben alle diese Geschichten gegen mich wiederholt."

„Welche Freunde?"

„Weshalb wollen Sie ihre Namen kennen?"

„Weil ich nicht an die Aufrichtigkeit der Freundschaft glaube, welche Gatten von einander zu trennen sucht. Bitte, vertrauen Sie mir! Wer war es, der Ihnen von Ihres Mannes Untreue sprach?"

„Frau Bellwitz."

„Das dachte ich; und ich halte dieses Weib für das verworfenste, welches unter der Sonne athmet."

„Das ist auch meine Ueberzeugung", entgegnete Clara eifrig; „nur ist dies für mich ein Grund mehr, mich unglücklich zu fühlen, denn diese Frau Bellwitz ist eine von Raimunds alten Flammen. Er hat lange Zeit ein Liebesverhältniß gehabt, dessen sie sich selbst rühmt und von dem sie sagt, daß alle Welt es kenne."

„Alle Welt weiß, daß sie in Ihren Mann verliebt war, oder sich einbildete, es zu sein."

„Und Sie glauben nicht, daß er sie liebte?"

„Sie sollten ihm einen bessern Geschmack zutrauen, Clara, seien Sie vernünftig! Sie heiratheten Ihren Gatten mit dem Bewußtsein, wie Sie sagen, daß er ein Don Juan gewesen sei; warum aber aus dieser zurückliegenden Thatsache einen Quell Ihres Elends machen?"

„Es ist ja weit, weit schlimmer", rief Clara, in Thränen ausbrechend. „Alles Frühere hätte ich ihm vergeben können, aber daß er es fortsetzt, während ich — ich . . ."

„Während Sie ihn lieben, wollen Sie sagen. Aber vergessen Sie

doch nicht, daß es Alma Bellwitz war, die Ihnen einflüsterte, er setze auch als Gatte solche sündliche Verhältnisse fort."

„Aber es ist doch wahr, Elfriede. Da ist in der Stadt eine Frau Rambeau, welche er oft besuchte, und ich fand selbst ein Briefchen von einer gewissen Emma Steyber, mit welcher er schon liebelte, ehe wir noch vermält waren."

„Haben Sie Ihren Gatten darüber um Aufklärung ersucht?"

„Ich konnte nicht. Jedesmal wenn ich es versuchte, erstickten mir die Worte in der Kehle. Schon der bloße Gedanke daran tödtete mich fast."

„Seit wann haben Sie Kenntniß davon?"

„Ich wußte davon schon vor der Geburt meines Kindes."

„Und so lange haben Sie es für sich behalten und diese Tändelei mit dem jungen Narren Soldin angefangen, um sich für Ihre eigenen Leiden zu revanchiren? Clara, gehen Sie noch heute wieder nach Hause! Verschwenden Sie keinen unnöthigen Augenblick, und bitten Sie Ihren Mann um Verzeihung für das Unrecht, das Sie ihm angethan haben."

„Wie, wenn er mich doch so lange getäuscht hat?"

„Ich glaube das nicht. Ich glaube vielmehr, daß es Mißverständnisse sind, welche die Bosheit der Bellwitz einfädelte. Lassen Sie sich rathen, Clara, um Ihrer selbst willen! Ich habe meinem Georg versprochen, Abends wieder bei ihm zu sein. Kommen Sie mit mir und morgen früh wird bei Ihnen Alles wieder gut sein."

„O, ich könnte es nicht! ich könnte es unmöglich!" rief Clara. „Wenn Eins von uns dem Andern entgegenkommen soll, dann ist es gewiß an Raimund, den ersten Schritt zu thun."

„Clara, Clara, Sie haben in diesem Moment Ihr eignes und sein Lebensglück in Ihrer Hand, werfen Sie es, um Gottes Willen, nicht hinweg! Sie lieben ja den Mann, den Sie verlassen haben, mehr als Ihr Leben, und was würde denn dieses Leben werth sein ohne ihn? Haben Sie eine Vorstellung von dem Loose einer Frau, die sich selbst dazu verurtheilt, Wittwe zu sein und doch durch Bande, die sie nie lösen kann, an den verlassenen Mann gefesselt bleibt? Und, Clara, selbst angenommen, es sei so, wie Sie sich einbilden, wollten Sie nicht lieber die Pflicht edler Weiblichkeit erfüllen und in den Momenten seiner Versuchungen an seiner Seite sein, als ihn den Rathschlägen seines eigenen vereinsamten Herzens und den bösen Lockungen überlassen? Könnten Sie ihn dann auch nur vor einer einzigen Sünde schützen, dann ist es Ihre schönste Pflicht und die schönste Glorie Ihres Lebens voll reiner Liebe."

„Ich will es thun, ich will es thun!" rief Clara aufs Tiefste erschüttert.

„So recht, liebste Clara! Ich habe mich also nicht in Ihnen getäuscht, habe die Kraft und die Reinheit Ihrer Zuneigung nicht überschätzt. Mag Ihr Gatte auch noch so viele Fehler an sich haben — und welcher Mensch hätte sie nicht? — so weiß ich doch und Sie wissen es auch, daß er ein wackerer Mann ist. Hätten Sie den Ausdruck seiner Augen sehen können, als er gestern Abend mit mir von Ihnen sprach!"

„Und was sagte er denn, mein theurer, heißgeliebter Mann? Ich beschwöre Sie, Elfriede, theilen Sie mir mit, was er sagte!"

„Sagen Sie ihr", rief er, „daß wenn sie zu mir zurückkehren oder mir schreiben wolle, ich solle zu ihr kommen, ich Alles wieder gut machen

Digitized by Google

wolle; aber nicht anders. Ich kann mich nicht zu einer Werbung erniedrigen, an welcher sie keinen Geschmack mehr findet."

„Nein, nein", protestirte die junge Frau, „davon kann nie die Rede sein. Ich habe keinen Augenblick aufgehört, ihn zu lieben."

„Wohlan, so kehren Sie mit mir zu ihm zurück!"

„Ach, mein Herz zittert danach; aber wenn ich doch Recht hätte, und wenn er mich doch nicht mehr liebte, als — die Anderen?"

„Ich glaube nicht, daß ein Mann seine Frau täuscht und daß er sie nicht vor allen Anderen liebt, der so von ihr spricht, wie Werder von Ihnen sprach."

„O, Gott segne Sie für dieses Wort und für Alles, liebe Elfriede!" rief Clara, indem sie die Freundin heftig umschlang und mit Küssen bedeckte. „Wie schlecht bin ich doch gewesen, daß ich ihn so verdächtigen und verlassen konnte!"

XXXIV.

Klarer Himmel.

Raimund Werder saß in seinem Arbeitszimmer, augenscheinlich sehr beschäftigt mit Lesen und Briefschreiben; aber von Zeit zu Zeit erhob er seine Augen von der Arbeit, stützte den Kopf in die Hände und seufzte schwer. Seine Gedanken weilten bei der desertirten Gattin, und mit größter Unruhe und Angst gedachte er der Aufgabe, welche Frau Holding auf sich genommen hatte. Welchen Erfolg mochte sie haben? War sie noch immer nicht zurückgekehrt, um ihm die entscheidende Kunde zu bringen, die sein Glück erneuen oder sein Unglück besiegeln sollte?

Vielleicht hatte Clara den Vorschlag der Wiedervereinigung von sich gewiesen, vielleicht in ihrem Herzen die Krisis schon überstanden, wenn sie ihn wirklich nicht mehr liebte. Diese Möglichkeit nagte an seinem Herzen und grub tiefe Furchen auf seine Stirn.

Er fühlte sich unfähig, sich zur Arbeit zu sammeln, obschon doch gerade ein Gegenstand von wichtigerem Interesse für ihn vor ihm lag. Rechtsanwalt Bohn, welchen er mit der Nachforschung nach dem Kinde der Frau Rambeau beauftragt hatte, theilte ihm das Resultat seiner Nachforschungen und seines zweiten Besuches bei Herrn und Frau Peters mit. Er schrieb ihm, daß der Tod dieses Kindes auf jede Weise festgestellt sei, und fügte einen Auszug aus dem Kirchenbuche des Bezirks bei, in welchem das Kind in Pflege gewesen war. Dieser Auszug war ergänzt durch die Aussage einer barmherzigen Schwester, welche Frau Grün, die Pflegemutter des betreffenden Kindes sowie noch einer Anzahl anderer Kinder während ihrer Krankheit gewartet, die Kinderg ekannt und für Frau Grün Briefe an Frau Rambeau geschrieben hatte. Das Kind der Letzteren war schwarzhaarig gewesen und gestorben, das Kind, welches der Justizrath Peters unter dem Namen Liebig als das einer Schwester seiner Frau reclamirt hatte und noch am Leben besaß, sei hellblond, eine Verwechselung daher nicht möglich. Der Auszug aus dem Register der Gestorbenen lautet auf „Louise Rambeau", und „Louise" hatte Mutter Grün das dunkle Kind, welches starb, nach der Aussage der barmherzigen Schwester stets genannt, während das blonde Kind Dorothea, Dörte, hieß. Schließlich fragte der Rechtsanwalt an, wie

Digitized by Google

er sich dem Anspruch auf die verheißene Belohnung für Angabe der Adresse Liebig gegenüber verhalten solle.

Raimund wendete die Schriftstücke in seinen Händen umher, ohne Aufmerksamkeit dafür zu haben. Er sah ein, daß er den Wunsch der gestorbenen Bertha Rambeau erfüllt und fürderhin mit der Sache nichts zu thun habe. Ob er sich darüber freue, oder es bedauern solle, war ihm in seiner augenblicklichen Stimmung vollkommen unklar, oder vielmehr gleichgültig, denn er dachte nur an seinen verlorenen Schatz, seine Clara, und an sein eigenes Kind. Aber er hatte doch den Brief des Rechtsanwalts zu beantworten und griff zu diesem Zweck mit müder Hand widerwillig zur Feder, um sie immer wieder wegzulegen. Schließlich ließ er den Kopf auf die über den Tisch gestreckten Arme fallen und blieb in dieser Lage, wie in wachem Schlafe. Was um ihn her vorging, kümmerte ihn nicht.

Leise ging die Thür auf und zögernde Tritte näherten sich ihm. Da fuhr er auf und war schon bereit, den eindringenden Störer, den er für ein Mitglied seiner Dienerschaft hielt, zurecht und hinauszuweisen. Aber in demselben Augenblicke lag ihm auch Clara schon zu Füßen.

„Du bist es, Clara!" rief er, außer sich vor Glück und Ueberraschung.

„Ja, Raimund, ich bin es! Aber rühre mich nicht an, bis ich Dir Alles gesagt habe. Ich bin zurückgekehrt, um Deine Verzeihung zu erbitten dafür, daß ich es gewagt habe, Dich so schwer zu kränken und zu beleidigen.

„Du hast mich ja nicht beleidigt, liebste Frau."

„O doch, durch meine Tändelei mit Lieutenant Soldin. Aber es war nur ein kindisches Spiel, Raimund, das weißt Du, das mußt Du wissen. Ich spielte dabei nur eine Rolle, die mir fast das Herz brach. Wie hätte ich an ihm Gefallen finden können, nach Dir?"

„Nun", versetzte er mit einem Anfluge seines alten spöttisch-neckenden Lächelns, „ich hielt dies allerdings nicht gerade für einen guten Geschmack meines kleinen Schatzes, aber es kann ja doch Leute geben, die unter gewissen Gesichtspunkten ihn mir vorziehen."

„Raimund, Mann, spotte jetzt nicht mit mir über einen solchen Gegenstand! Wenn Du nur die Pein kenntest, welche mir die bloße Erinnerung daran verursacht! Aber sie sagten mir, Du liebtest mich nicht mehr, Du liebtest Andere, und der Gedanke trieb mich fast zum Wahnsinn. Indeß bin ich nun zurückgekommen, um Dir zu sagen, daß wie Du auch sein magst und was sie auch über Dich reden mögen, ich Dein bin und ür immer bleibe. Ich liebe Dich viel zu sehr, Raimund, und müßte sterben, wenn ich Dich nicht mehr hätte. Nimm mich nur wieder auf und lasse mich bei Dir, im Lichte Deines Lächelns und in dem Glauben, daß Du mich noch ein wenig lieb hast! Dann kann ich das Andere alles schon ertragen."

„Das Andere alles ertragen?" wiederholte Werder erstaunt. „Was meinst Du damit, Clara? Was habe ich gethan, daß Du solche räthselhafte Ausdrücke gebrauchst?"

„Ich meine wegen Emma Steyber und — und Bertha Rambeau", erwiederte Clara im Flüstertone.

„Wer hat Dir darüber Mittheilung gemacht, Clara?" forschte er aufs Höchste betroffen. „Wäre es denn möglich, daß meine eigene Thor-

Digitized by Google

heit das ganze Elend zwischen uns herbeigeführt hätte? Rede, mein Schatz, sage mir Alles!"

„Das will ich und zu diesem Zwecke bin ich hier. Es war . . . "

„Halt, Kind! Ehe Du weiter sprichst, stehe auf! Ich kann nicht dulden, daß Du zu meinen Füßen liegst. Komm, wenn Du mich noch liebst. Komm und lege Dein Trotzköpfchen an meine Brust, und dann sprich aus, was Du mir vorzuwerfen hast."

Er nahm sie in seine Arme und Alles was die Leser schon kennen, wurde nun zwischen Beiden ins Klare gestellt. Raimund erklärte seiner Frau die Veranlassung seiner heimlichen Besuche und die Gründe der Verheimlichung, und Clara theilte ihm die Quelle ihrer Mitwissenschaft mit.

„Ich bin so thöricht und schlecht gewesen, Raimund", sagte dann Clara in dem Tone aufrichtiger Reue, „daß ich Alles glaubte, was mir jene verschlagene Frau einflüsterte, ohne daß ich Dich zu meinem Freunde und Vertrauten machte, während Du mich doch wiederholt dazu auf gefordert hast."

„Wir sind beide zu tadeln, liebe Frau", erwiederte er. „Ich wollte Dich vor den Folgen meiner eigenen Fehler schützen und Aerger und Schmach allein tragen, dabei brachte ich einen doppelten Fluch über uns, der ohne Gottes Fürsorge uns zum ewigen Unheil geworden wäre. Ich war der Erste, der das Gesetz übertrat, welches ich Dich bei unserer Vermälung lehrte, daß es nämlich kein Glück in einer Ehe giebt ohne vollständiges, gegenseitiges Vertrauen. Nun weißt Du Alles und kennst die Ursachen meiner Besuche bei jener Unglücklichen, worüber ich Dich ja selbst längst unterrichtet haben würde, wenn Dein zurückhaltendes Betragen nicht mein Herz gegen Dich verschlossen hätte."

„O, Raimund, vergieb mir!"

„Es ist nichts zu vergeben, liebes Kind. Vielmehr vergieb Du mir, daß ich Dich wider Willen in die letzten üblen Folgen meines früheren. thörichten Lebens hineingezogen habe."

„Dafür habe ich Dich nun doppelt gewonnen, Geliebter", sagte Clara, durch Thränen lächelnd."

„Gewonnen mit Sorge und Schmerzen, Theuerste, und ich bin nun Dein Sclave, Trotzköpfchen, Dein, wie Du Dich einst im Scherz ausdrücktest, Don Juan in Fesseln."

„Lieber, lieber Mann!" jubelte sie, und umschlang ihn mit ihren Armen und hing sich an seine Lippen mit einem lange Kusse, der ihr neues Glück für immer besiegelte.

Digitized by

Tawhaki, eine Maori-Legende.

Ein Beitrag aus der Samoa-Literatur. *)

Ein Ehepaar, welches Kaitangata (Manneſſer) und Watitiri (Donner) hieß, erhielt einen Sohn, der Hema genannt wurde. Die Mutter war eine Hexe. Kaitangata liebte den Fiſchfang. Watitiri hatte Kaitangata zum Gatten genommen, weil ſie gern Menſchenfleiſch aß, und aus ſeinem Namen (Manneſſer) ſchloß, daß er ein Cannibale wäre. Als ſie aber fand, daß er nichts als ein gewöhnlicher Mann war, wurde ſie böſe. Sie machte ein Netz, und, nachdem ſie zwei Männer, welche in einem Boote waren, getödtet hatte, legte ſie deren Körper in das Netz, zog dieſes an das Ufer und ſchickte ihr Sklavinnen, um den Fiſch nach Hauſe zu bringen. Ihr Mann, welcher den Tag nichts gefangen hatte, ging mit ihnen, war aber entſetzt, als er, anſtatt des Fiſches, Arme, Beine und andere Theile des menſchlichen Körpers fand. Sein Weib kochte ſie, er wollte aber nicht davon eſſen. Aus dem Knochen wurden Fiſchhaken gemacht; doch in Folge eines Mißlingens in der Ceremonie, verlor Watitiri ihr Augenlicht; ſo mußte ſie in der Hütte ſitzen.

Eines Tages hatten ſie Beſuch. Dieſer plauderte mit Kaitangata auf der Veranda. Sie hörte, wie er ſagte, daß ihre Haut kalt wie der Wind und ihr Herz wie Schnee ſei. Dies machte ſie ſo wüthend, daß ſie zu der Höhle floh, von wo ſie gekommen war, und dort blieb. Als Hema herangewachſen war, heirathete er Kamnika. Sie hatten drei Kinder, eine Tochter, Namens Pupu, und zwei Söhne, Kriki und Tawhaki. Der Vater wurde getödtet und die Mutter gefangen genommen. Dies thaten die Paikea, Kewa und Kuguka-Stämme.

Als die Knaben Männer geworden waren, machten ſie Reiſen über das Meer, um den Tod ihres Vaters zu rächen; aber ſie konnten nicht das Land ihrer Rache finden. Ihre Schweſter lehrte ſie eine Beſchwörung, durch welche ſie den Aufenthalt ihrer Großmutter, Watitiri, erfuhren. Die alte Frau war ſtockblind, ſaß im Schilfrohr und ſchlug mit ihrer Waffe um ſich, ſo daß ſie den, der in den Bereich derſelben kam, tödtete als Nahrung für ſich. Als ſie ihre Vorräthe zählte, nahm Kariki ein Stück hinweg. Neun zählte ſie, aber das zehnte war fort. Sie zählte noch einmal, da ſie glaubte ſich geirrt zu haben. Diesmal nahm Tawhaki ein Stück, und als acht gezählt waren, blieb keins mehr und jedes Mal, daß ſie wieder durchzählte, war eins weniger. Da ſie nicht ſehen konnte, ſchwang ſie ihre Waffe um ſich, aber ihre Enkel blieben außer Bereich derſelben. Als ihre Wuth ſich abkühlte, ging Kariki näher, und als er eins ihrer Augen berührte, wurde deſſen Sehkraft wieder hergeſtellt. Er that daſſelbe mit dem anderen Auge und mit demſelben Erfolge. Als ſie dieſe beiden jungen Männer ſah und hörte, daß es ihre Enkel waren, wurde ſie ſehr freundlich.

Sie erzählten ihr, daß ſie den Tod ihres Vaters zu rächen wünſchten und baten ſie, ihnen den Weg zu zeigen. Sie zwang die Beiden, noch einige Zeit zu verweilen, aber die jungen Männer fühlten ſich nicht behaglich. Sie ſahen Haufen von menſchlichen Knochen und fürchteten,

*) Aus der Samoa-Times.

Digitized by Google

daß ihre Großmutter sie tödten und essen würde. Sie fuhren daher fort, nach dem Wege zu fragen. Nach langem Zögern sagte sie: „der Weg ist an meinem Halse, bindet diesen Strick los!“ Als sie das gethan hatten, sahen sie, daß das andere Ende des Strickes am Himmel befestigt war. „Ihr müßt hieran hinaufklettern.“ Als sie ein gutes Stück aufwärts gelangt waren, blies der Wind und warf sie von der einen Seite des Himmels an die andere. Kariki konnte sich nicht länger festhalten, er fiel auf die Erde und wurde von seiner Großmutter zerrissen. Tawhaki stieg weit genug hinab, um das Schicksal seines Bruders zu sehen, und kletterte dann wieder hinauf, bis er zu einem Lande im Himmel kam.

Es war Niemand da, als seine Mutter. Sie saß an der Thür eines Hauses, und die Knochen seines Vaters hingen innen an dem steilen Dach desselben. Der Stamm, Ponaturi, lebte den ganzen Tag unter dem Wasser, und kam nur des Nachts in das Haus, um zu schlafen. Die Mutter mußte die Thür bewachen, um sie beim Morgengrauen zu wecken, und sie nannten sie Tatar, d. i. Thür. Tawhaki sagte einen Karakia-Zauberspruch und die Knochen seines Vaters klapperten vor Freude. Er weinte über seine Mutter. Sie sagte ihm, das Volk würde bei Sonnenuntergang kommen, und bat sie, hinwegzugehen. Um sich zu verbergen, kletterte er zu dem Firstbalken hinauf und kroch zwischen die Schilflagen, welche unter dem Stroh waren. Seine Mutter sagte ihm, vor Morgen herunterzukommen und jede Ritze im Hause zu verstopfen, so daß kein Lichtstrahl hineindringen könnte. Der Abend kam und der ganze Stamm verließ das Wasser und füllte das Haus. Sie waren bald eingeschlafen. Tawhaki kam herunter und saß bei seiner Mutter. Sie unterhielten sich flüsternd an der Thür. Von Zeit zu Zeit rief Einer: „Ho, Tatau, ist es Morgen?“ und sie antwortete: „Nein, nein, es ist noch tiefe Nacht; schlaft weiter, schlaft fest.“ Zuletzt, als die Sonne schon hoch am Himmel war, rief ein alter Mann: „Ho, Tatau, ist es Morgen?“ Da sagte sie „Ja“ und befahl Tawhaki, schnell alle Sachen herauszuziehen, mit denen er Fenster und Thür verstopft hatte! Als dies gethan war, strömten die warmen Sonnenstrahlen auf sie und zerstörten sie Alle.

Tawhaki verbrannte seines Vater Knochen zusammen mit ihren Leichen. Dann kehrte er nach Hause zurück und nahm seine Mutter und die gerösteten Knochen seines Vaters mit sich. Der Ruhm seiner Tapferkeit und seiner männlichen Schönheit gelangte zu den Ohren eines jungen Mädchens, das im Himmel lebte und herabkam, um zu wissen, ob der Bericht wahr wäre. Ihr Name war Tangotango, und sie wurde sein Weib. Ihr erstes Kindchen war ein Mädchen, das verstimmte Tawhaki, und sein Weib nahm es sich so zu Herzen, daß sie mit dem Kinde zum Himmel zurückging, um nicht wieder zurückzukehren.

Tawhakis Herz war gebrochen, und er entschloß sich, ihnen zu folgen. Durch Beschwörung gelangte er in den Himmel. Er verkleidete sich und sah wie ein alter häßlicher Mann aus. Er durchschnitt ein Gehölz und kam zu einem Platze, wo einige Männer Kanoes zuhauten. Er sah, daß es frühere Feinde von ihm waren, aber sie erkannten ihn nicht. „Da ist ein alter Bursche“, sagten sie, „der kann uns als Sklave dienen.“ Als sie mit der Arbeit aufhörten, ließen sie ihn ihre schweren Aexte tragen, deren Gewicht ihn zwang, hinter ihnen zurückzubleiben.

Als sie außer Sicht waren, ging er zum Kanoe zurück und beendete es vom Bug bis zum Steuer.

Als er weiter ging, begegnete er zwei Frauen, die Brennholz sammelten und ihn es tragen hießen. So wurde dieser große Fürst wie ein Sklave behandelt, und sogar durch Sklavenmädchen. Die Männer sagten: „Wir haben einen alten Mann als Sklaven eingefangen." Tangotango erwiederte, „das ist recht, wir können ihn Alle brauchen;" wenig dachte sie, wen sie also verlachte. So bald Tawhaki sein Weib und sein Kind sah, ging er geradeswegs zu dem Platze, wo sie saßen, obgleich das Volk suchte, ihn zurückzuhalten. Er legte sein Bündel Holz zu den Füßen Tangotangos nieder. Da sagten sie: „Er ist tabu", d. i. geheiligt! Am nächsten Tage that er ebenso und beendete ein Boot. Am dritten Tage setzten sie eine Wache aus, um herauszubekommen, wer so geschickt an ihren Booten arbeitete. Da sahen sie, wie Tawhaki seine alten Lumpen auszog und sich in seiner früheren Gestalt zeigte. Edel und schön ging er an die Arbeit. „Sieh", sagten sie „er ähnt ganz nicht dem alten Manne."

Sie rannten zum Dorfe und baten Tangotango, ihren Gatten ihnen zu beschreiben. Als sie dieß gethan hatte, riefen sie: „das muß er sein." Tawhaki nahm wieder die alten Kleider und kam zum Dorfe. Tangotango fragte ihn, wer er wäre. Er gab keine Antwort, sondern ging gerade auf sie zu. „Bist Du Tawhaki?" fragte sie Er machte „Hem." Seine kleine Tochter aufhebend, drückte er sie an sein Herz. Jetzt wußten Alle, wer er war, und eilten vom Platze, der nun „tabu" war; und Jeder war mit Bewunderung über den Glanz seiner Erscheinung erfüllt. Das Kind wurde so geehrt, wie es seinem hohen Range zukam. Tawhaki und Tangotango wurden wieder vereinigt. Als die Ceremonie (Karakia) vorüber war, sprühten Blitze aus den Achselhöhlen Tawhakis und bis zu diesem Tage sagt man, daß Donner und Blitz durch seine Fußtritte hervorgerufen werden.

Textrahmen zu unseren Bildern.

Ein Csikósrennen, wie es unser Bild versinnlicht, ist einer der beliebtesten ungarischen Sports, welcher für das ganze Comitat ein Ereigniß ist. Zu einem solchen Rennen werden etwa zwanzig bis dreißig Csikós, d. i. Roßhirten, von den verschiedenen Edelleuten angemeldet. Die Distanz, welche die Reiter in bestimmter Frist zurückzulegen haben, beträgt meist eine Meile und ist mit farbigen Fahnen durch die Ortspanduren auf Befehl des Stuhlrichters abgesteckt. Die Bewohner der Orte, an denen die Renner vorbeikommen, machen sich ihrerseits das Vergnügen, farbige Pferdedecken auf hohe Stangen zu stecken, um die Hindernisse mannigfacher Art näher zu bezeichnen. Schon mit dem Morgengrauen bedeckt sich der Weg zum Rennplatz mit Wagen aller Art; von zehn bis zwanzig Meilen der Umgebung strömt die Bevölkerung zu Fuß, Pferd und Wagen herbei und stellt sich in dichten Reihen an den Orten auf, wo die Reiter vorbeikommen müssen. Die größte Menschenmenge ist natürlich am Anfang und Ziel der Rennbahn und die Panduren haben Mühe, den Sechserzug des Herrn Obergespans, des Stuhlrichters Fahrzeug mit den fünf Pferden Bahn zu machen. Auf zahllosen Bauernwagen stehen die Dorfbewohner, Männer, Weiber und Kinder, deren Augen und Ohren schon vor dem Beginn des Csikósrennens reiche Weide finden, denn die meisten Edelleute mit ihren Frauen haben sich

Digitized by Google

eingefunden, bleiben aber doch meist in ihren Equipagen, um von diesen erhöhten Sitzen das Schauspiel zu bewundern. Unterdeß spielen am Anfang und Ende der Rennbahn Zigeuner Csardas auf Csardas und bei Beginn des Rennens, als fünfundzwanzig Csikós in ihrer kleidsamen Tracht: weite, unten ausgefranste weiße Leinwandhosen, ein weißes Hemd mit unten breiten offenen Aermeln, eine dunkelblaue Tuchweste mit blanken Metallknöpfen, ein Ledergurt, an welchem die gefüllte, mit Fransen versehene Tabaksblase hängt; der kleine Csikóshut mit weißem Rand auf dem Kopfe, ein kleiner Dolman mit Silberknöpfen, der lose über die Schulter hängt, vervollständigt den malerischen Anzug — als die Csikós, auf ihren reich mit Bändern und Zierrathen geschmückten Pferden, ohne Sattel, sich aufstellen, da beginnen die Musikbanden den Rakoczymarsch zu spielen und ein tausendstimmiges „Eljen!" durchsaust die Luft und pflanzt sich fort von Mund zu Mund die Rennbahn entlang und die Harmonien verschwinden in dem unendlichen Gebrause der jauchzenden und rufenden Menschenstimmen zu einem Chaos. Die Pferde wiehern unruhig, stampfen mit den Füßen und die Csikós beginnen kosend ihre Rößlein mit freundlichem Zureden zu beschwichtigen und auch anzufeuern. Da ertönt ein Böllerschuß, das Zeichen zum Beginn des Rennens. Die Csikós schwingen knallend die Peitschen über die Köpfe hinweg und mit einem „Hussa!" jagen sie mit Windeseile die ganze Länge der Bahn dahin, die Hindernisse oft mit einer an Wahnwitz grenzenden Tollkühnheit übersetzend, bis zur Stelle, wo ein großer Pfahl errichtet ist, an welchem zwei Panduren Wache halten und an welchem Orte der Obergespan und die Preisrichter, meist Magnaten, des Ausgangs des Rennens harren und die Preise austheilen, welche in neuen Ducaten, Tüchern ꝛc. bestehen.

Der Fischer.

Frei nach Göthe.

(Siehe die Illustration.)

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Herr Fischer saß am Wehr,
Sah nach der Angel unruhvoll,
Kurzsichtig war er sehr.

Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Braut Unheil Weibersinn.
An dem bewegten Wasser rauscht
Manch' feuchte Schleppe hin.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Der Fischer wird gehöhnt;
Doch ist der Flaschenkorb so voll,
Daß man sich leicht versöhnt.

Poetisches Turnier.

XI.

Die letzte Uebersetzungsaufgabe war ein Gedicht aus dem Mittelhochdeutschen, nämlich Reinmar von Zweter's Verse über den wahren Adel:

Diu Edele ist ein hôher nam:
wol im, der si behaltet sunder lasterliche scham!
Dem jihe ich âne wenken, daz er besitzet wol der eren stat.
Nu sprechet, waz mac bezzer sîn,
danne edelricher lîp? der daz mit werke machet schîn,
sîn leben mit zühtenheite, nâch tugende rât, unz an sîns lebenes mat.
Dem suln wir alle sprechen wol gemeine:
ich hânz dar vür, daz er si engelreine.
Swer edel si, daz solt ir hœren:
Daz ist, der edellichen tuot,
dem niht unedellicher muot
sîn edele mac zervüeren, noch zerstœren.

Als die besten Uebersetzungen resp. Umschreibungen des Originals publiciren wir folgende:

Digitized by Google

Wen von der Vorzeit hoher Adel zieret,
Der mag dies Gut mit freier Stirne tragen,
Nur müssen seine Thaten von ihm sagen,
Daß werth der Ahnen er sein Wappen führet.

Weit höher Lob jedoch dem Mann gebühret,
Dem edler Sinn Bewund'rung eingetragen,
Der in der Jugend wie in späten Tagen
Nur Ad'liges zu thun sich hat erküret.

Ihm sei zum Ruhme Lied um Lied gesungen,
Nur Edles kann von ihm die Mitwelt nennen,
So hat er sich den Ehrenpreis errungen;

Denn der allein darf ad'lig sich bekennen,
Deß reiner Sinn sich niemals ließ bethören,
Noch durch Versuchung oder List zerstören.

Auguste B. in Stolp.

Der Adel ist ein hoher Stand;
Wohl dem, der ihn sich wahrt ohn' Schand'!

Er hat der Ehren höchstes Maß,
Ich sag' ihm ohn' Bedenken das;
Denn kann wohl etwas besser sein,
Als edel leben! — Wahrlich, nein!

Wer züchtig lebt und tugendreich,
Fürwahr, den halt' ich Engeln gleich.

Den wahren Adel hat der Mann,
Dem diesen nichts zerstören kann.

A. L. in Gr. Lichterfelde.

Der Seelenadel! Welch' ein schöner Klang!
Wem dieses Attribut sein ganzes Leben lang
Mit gutem Recht gehört zu jeder Zeit;

Der hat stets groß auf seine Ehr' gehalten,
Und weise wird er auch in allen Dingen schalten;
Nur wahrer Adel währt in Ewigkeit!

Doch Ihr, sogleich bereit für Alle nur mit Tadel,
Erkennt und ehret ihn, den wahren Seelenadel;
So hohe Tugend will geachtet sein.

Ihr mögt ohn' jegliches Bedenken stets verkünden,
Wann wirklich edele Gesinnung ist zu finden;
Nur Seelenadel macht uns engelrein.

Dorette Zwirnmann in Cassel.

Ein hoher Klang wohl ist der Adel,
Wohl dem, der ihn besitzet ohne Tadel,
Wahrlich, dem Mann erkenne ich höchste Ehre zu.
Doch sprechet, wovor muß wohl schweigen
Des Adels Klang? — Vor dem, deß Werke zeigen,
Daß tugendhaft und ehrenwerth gegangen er zur Ruh.

Dem soll'n wir Alle dieses Zeugniß geben:
„Rein war sein Sinn und edel war sein Streben."
Wer adlig ist, das sollt ihr hören:
Der ist's, der wahrhaft edel denkt und thut,
Dem kein unedler Uebermuth
Den Adel kann vernichten, noch zerstören.

F. H. in Leipzig.

Ferner sandten gelungene Uebertragungen ein: H. v. Bl. in Br., Cz. in Posen, Sibylle, Dr. Hermann Holthaus in A., Isidor Wengraf in Wien (die Uebertragung würde abgedruckt sein, wenn der Verfasser nicht im höchsten Grade an der modernen Orthographiekrankheit litte, die wir aus geschmacklichen Gesundheitsrücksichten im Salon nicht aufkommen lassen wollen), H. Willdenow in S., Bertha W. in Erfurt, Stud. Albert Stern in Breslau, T. v. R., Neubert in Dresden, Arthur Engel in Coblenz.

Als Uebersetzungsaufgabe XII. geben wir die Pointe folgender wahren Anekdote: Die Kaiserin Maria Theresia, fragte einst, während sie nahe daran war, ihren Gemal mit einem neuen Sprößling zu beglücken, einen ihrer Cavaliere: „Werde ich einen Sohn oder eine Tochter haben?" „Sonder Zweifel einen Prinzen", antwortete ein Höfling aus der Umgebung, den Wunsch der Kaiserin kennend. „Ich glaube es nicht", antwortete sie. „Wollen wir wetten?" „Um zwei Ducaten!" — Es wird eine Prinzessin erscheinen. Der Höfling fand sich durch den Scherz seiner Monarchin hoch geehrt, nahm die Wette an und — verlor sie. Der arme Mann fand sich nun ob der Art, der Kaiserin die zwei Ducaten zuzustellen, in einer Verlegenheit, deren Größe nur ein Höfling fühlen und ermessen kann. In sich gekehrt, die Stirn reibend, trifft er den Dichter Metastasio. Dieser hilft ihm, indem er aus dem Stegreif, mit der Bleifeder, ein paar Zeilen auf ein Papierchen schreibt. Er schrieb es ab und wickelte zwei Ducaten ein. Sie lauteten:

„Ho perduto. L'augusta figlia
a pagar m' ha condannato;
Ma s'è vero ch'a voi simiglia,
tutt' il mundo a guadagnato."

Der verzweifelnde Höfling war gerettet. Wie aber würde man Metastasios graziöse italienische Verse am besten verdeutschen können? U. A. w. g.

Für den Bücherschrank.

1) Jahrbuch für das deutsche Theater. Von Joseph Kürschner. Zweiter Jahrgang. Leipzig, L. E. Foltz.

Bereits beim ersten Jahrgang dieses hochverdienstlichen Unternehmens haben wir unsere rückhaltlose Anerkennung dieses für die Theatergeschichte bedeutsamen Werkes ausgesprochen. Der vorliegende zweite Jahrgang ist womöglich noch reichhaltiger als der erste. Joseph Kürschner, dessen selbstlose uneigennützige Liebe zur Geschichte des deutschen Theaters nur von seinem grandiosen Fleiß und seinem sit venia verbi,

Digitized by Google

compilatorischen Genie übertroffen wird, hat in diesem Jahrbuch in der That eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischen und verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres gegeben, wie sie wohl kaum eine andere Nation in gleicher Weise aufzuweisen hat. Sehr wichtig sind die Kapitel über das Vereinswesen, über die Rechtspflege, die kritischen Uebersichten über die Bühnennovitäten und die Literatur des Theaters. Das ganze Buch ist nicht allein mit Liebe, sondern mit literarischer Noblesse gearbeitet und es ist kein Wunder, daß der selbstlose literarische Idealismus Kürschners von dem schauspielerischen Journalwesen der Theaterzeitungen und Agentenalmanache sowohl mißverstanden als auch befehdet wird. Trotz alledem ist dem Streben des für die Theatergeschichte zur Autorität gewordenen Verfassers ein voller Erfolg zu wünschen und die verständigen Schauspieler werden schließlich selbst einsehen müssen, daß die Kürschnersche Art die rechte ist, um den Schauspielerstand durch treue Selbstspiegelung zu fördern.

2) Rabelais' Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen von F. A. Gelbcke. Leipzig, Bibliographisches Institut. 2 Bände. — Jedes Conversationslexikon, jede Literaturgeschichte bemüht sich nach Kräften, den Namen Rabelais' nicht aus dem Gedächtniß verschwinden zu lassen, allein dafür, daß das Werk, welches den Namen so berühmt gemacht hat, auch in Deutschland bekannt werde, geschah bisher wenig. Aus den kurzen Auszügen, welche sich in Literaturgeschichten finden, ist kein richtiges Bild der scharfen und witzigen Satire dieses Schriftstellers zu entnehmen; um ihn würdigen zu können, muß man das ganze höchst originelle Buch vor sich haben. Der Cynismus des alten Franzosen mag die Uebersetzer bisher abgehalten haben, sich diesem lustigsten aller Werke des 16. Jahrhunderts zuzuwenden; um so mehr Anerkennung verdient die neue Uebertragung, welche den derben, witzigen Geist in seiner ganzen Urwüchsigkeit wieder unter uns aufleben läßt. Der Ansicht, der Rabelais'sche Roman habe nur noch den Werth eines literarischen Denkmals, können wir nicht zustimmen, uns erscheint vielmehr noch heute seine Satire in voller Schärfe wirksam; Aberglaube und klerikale Anmaßung sowie sonstige Sonderbarkeiten, gegen welche Rabelais mit kühner Feder zu Felde zieht, stehen ja noch immer in schönstem Flor und eine Menge culturhistorischer Momente sind noch heute dieselben wie zu Rabelais' Zeit. Was die Uebersetzung selbst betrifft, so müssen wir sie für eine meisterhafte erklären. Professor Gelbcke in St. Petersburg, der an diese Arbeit eine lange Reihe von Jahren gewendet, ist bereits durch treffliche Uebertragungen von Sternes „Tristram Shandy" und von Shakespeare's „Sonetten" bekannt. Er unternahm die Uebersetzung des Rabelais erst in vorgerückterem Alter, und wir möchten das Buch auch nur in den Händen gereifter Männer sehen, dort wird es seine rechte Würdigung finden; denn sein unerschöpflicher Humor kann nur zu voller Wirkung gelangen, wo man dem genialen Pfarrer von Meudon die rücksichtslosen Ausdrücke nicht als Verbrechen anrechnet. Nur einen Vorwurf machen wir dem geistvollen Uebersetzer. Er geht zu leicht und zu literarisch undankbar an der trefflichen Uebersetzung des ersten Buches des „Gargantua" vorüber, die Fischart vor dreihundert Jahren unternommen. Wenn Gelbcke Fischart's kernige, den Geist des Originals treu wiedergebende Verdeutschung wenig geschmackvoll nennt, (ein Wort, das ein Uebersetzer Rabelais'scher Derbheiten gar nicht in die Debatte ziehen sollte), so werden wir an dem Geschmack des Uebersetzers irre, der Rabelais Geist so gut verstanden hat. Sollte vielleicht Herr Gelbcke vor der Sprache Fischart's, die allerdings einen Kenner der deutschen und nicht nur der französischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts erfordert, zurückgeschreckt sein?

3) Siebenzehnhundertdreiundneunzig. Von Victor Hugo. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Verlag von Fr. Thiel. Lieferung 11 und 12. — Mit den vorliegenden Lieferungen erreicht das bereits früher von uns besprochene Werk sein Ende. Wir können dem früher ausgesprochenen Lobe des originellen Romans kaum etwas Neues hinzufügen. In diesem Werk voller poetischer Phantasie und historischer Wahrheit pulsirt noch das Leben des nimmer alternden Dichters, der, sowie er nichts weiter als Dichter und nicht etwa Politiker sein will, unbestritten eines der größten Dichtergenies unseres Jahrhunderts ist. Auf jeder Seite fühlt sich der Leser von mächtiger Dichterkraft gefesselt und die Spannung, welche die untadelhafte Composition hervorruft, hält das Gemüth bis zum wahrhaft tragischen Ende in jener Erregung, welche von der Sympathie mit einer vornehmen Dichtung unzertrennlich ist. Die Ausstattung des Werkes ist, zumal in den feingeistigen, sich im gediegenen Holzschnitt präsentirenden Illustrationen, eine echt künstlerische.

Digitized by Google

Salonpost.

Professor K. Kraut in Hannover. Ihre Zuschrift ist uns sehr willkommen und wir glauben in Ihrem wie in dem Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir Ihre Worte hier wiedergeben. Sie kommen auf Heines Dichtungsräthsel zurück, dessen Lösung im sechsten Heft des Salons Ihnen wenig befriedigend erscheint und schreiben dann wie folgt: Meiner Ansicht nach besagen die Worte der ersten Strophe nicht, daß jedes Weib eine Sphinx ist, sondern daß es eine solche werden kann, ohne daß es dazu des Zusatzes von Tatzen und Löwenleib, also von etwas Unnatürlichem bedürfe. Die zweite Strophe besagt sodann, daß diese Thatsache dem Frauenzimmer, d. h. dem durch Sitte gefesseltem Weibe ein Räthsel bleibt und bleiben muß. Das „zur Sphinx werden können" ist also des Frauenzimmers eigenes Räthsel, es ist ein ihm selbst unbewußtes Potential. Hier kann (bei Heine!) doch weder von der Schwachheit des Weibes, noch von der unbewußten Anziehung desselben die Rede sein, sondern einzig von dem Dämonischen der weiblichen Natur. Das Frauenzimmer, welches den im Weibe schlummernden Dämon mit Bewußtsein entfesselt, spricht damit das Losungswort, welches *diese* Welt, nämlich die gesellschaftliche Weltordnung zertrümmert. Ein solcher Gedanke lag Heine doch wohl näher, als einer der von Ihren Correspondenten dargelegten." Soweit Ihr Schreiben, dessen Ansicht wir uns anschließen, da wir nicht der Meinung sind, daß wir in Sachen „Dichtungsräthsel" nur ein Amt und keine Meinung haben.

Frau D. Z. in C. — G. L. in Leipzig. — Eine Cellenserin S. C. J. — Emilie Grimm in Königsberg i. Pr. Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt — mit der Lösung des Lenauschen Dichtungsräthsels, allerdings zu spät für den Abdruck. Wir wollen hier aber doch constatiren daß Frau D. Z. in C. *Phantasie*, G. L. in Leipzig *Humor*, die beiden anderen geschätzten Einsenderinnen *Frohsinn* und *leichter Sinn* gerathen haben.

Herr G. Emil Barthel in Halle a. S. Wie Sie die Worte, mit denen wir Ihr Pessimismusgedicht in der Salonpost des Heft 7 eingeführt haben, eine „unfreundliche Bemerkung" nennen können, ist uns unverständlich. Wenn wir gegen Ihr Sonett eine unfreundliche Gesinnung hegten, hätten wir es überhaupt nicht publicirt. Damit Sie sehen, daß wir nicht unfreundlich sind, rathen wir Ihnen, bei Schopenhauer das Kapitel über die Empfindlichkeit nachzulesen, aus dem wir, um nicht unfreundlich zu sein, nicht citiren wollen.

G. M. in Berlin. Der Mann, welcher gesagt hat, Architektur sei „gefrorene Musik", hat sein Gegenstück in Herrn *Emil Naumann*, dem Berliner Musikästhetiker gefunden, der neuerdings an klassischen Fugenthemen zu beweisen gesucht hat, daß dieselbe ihrer Gestalt nach dreieckig sind, und daß viele von ihnen die Gestalt des Giebels eines griechischen Tempels haben.

Cl. G. in Hamburg. Um Ihren liebenswürdigen Brief, in welchem Sie uns über die neuesten Launen der Mode interpelliren, nicht unbeantwortet zu lassen, bemerken wir Ihnen, daß die Damen in London und Newyork jetzt Schuhe tragen, die oben sehr weit nach vorn ausgeschnitten sind, so daß eben nur noch die Zehen bedeckt sind und der feine, seidene durchbrochene Strumpf auf der Spanne des Fußes sichtbar ist. Der Schuh wird auf dem Fuße durch eine Spange festgehalten, die von einer Seite des Schuhes nach der anderen quer über den Fuß herübergeht und die entweder an der Seite des Schuhes befestigt wird oder nach Art der Armbänder mitten auf dem Fuß unter einer Rosette zum Einhaken gemacht ist. Die Spangen sind von gutem Gold und oft mit Edelsteinen oder Perlen besetzt. Was den Verschluß eleganter Handschuhe betrifft, so wird er in Paris nicht mehr ausschließlich durch gewöhnliche, zur Abtrünnigkeit inklinirende Handschuhknöpfe besorgt, sondern die Handschuhe erhalten vielfach blos zwei Reihen von Knopflöchern, die bestimmt sind, goldene, mit Lapis Lazuli, Malachit oder Granat geschmückte Doppelknöpfe aufzunehmen, die gleich Manschettenknöpfen durch kurze Goldketten paarweise zusammengeschlossen sind. Da moderne lange Handschuhe mitunter zwei Dutzend Knöpfe zum Verschluß fordern, so wird eine für alle Fälle ausreichende Garnitur von goldenen Handschuhknöpfen aus der stattlichen Anzahl von vier Dutzend Doppelknöpfen bestehen, eine für die Juweliere gewiß günstige Perspective.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

Nr. 1. Eleganter Mädchen-Anzug von dunkelblauem Taffet, durchaus mit französischen Spitzen garnirt. Der gefältelte Rock ist zum größten Theil von der Polonaise

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

bedeckt. Diese ist vorn lang, nicht gerafft und gleicht auf der Rückseite einer gefältelten Taille. Die Taille selbst ist mit einer viereckigen, mit Spitze eingefaßten Berthe umgeben. Der weitere Ausputz besteht in ultramarinblauen Bandschleifen.

Digitized by Google

Kleiner runder Hut mit einer unter einem Phantasieschmetterling drapirten écrufarbenen Foulardschärpe.

Nr. 2 Mädchen von 5 bis 6 Jahren — Gerade Robe von elfenbeinfarbenem Wollenmusselin, an der Seite zum Knöpfen und unten mit zwei kleinen Plissés. Der eckige Halsausschnitt läßt ein inneres Plastron von Musselin sehen. Breiter, an der Seite geknüpfter Gürtel von blauem Foulard. Italienischer Strohhut mit breiten Rändern und mit Marabufedern bedeckt.

Nr. 3. Anzug von grauer und brauner indischer Leinwand. — Am untern Rande des Rockes zwei feine Plissés, darüber eine eng gereihte Bahn vom grauen Stoff. Die Casaque vorn gerade, auf der Rückseite in einen leichten Puff geformt, öffnet sich über ein braunes Gilet und ist mit einer runden Pelerine versehen, welche am Halsausschnitt und an der Vordernaht des Gilets befestigt ist. Weißer Strohhut mit Bandgarnitur.

Nr. 4. Morgenhäubchen.

Nr. 4. Morgenhäubchen.

Dieses der ländlichen Frauentracht nachgebildete Häubchen ist mit runder Passe und mit einem doppelten Plissé von bretonischer Spitze garnirt; die Calotte wird von einer Windung von Seidencaschmir gebildet; drei kammartig arrangirte, durch eine Caschmirwindung von einander getrennte Plissés ziehen sich wellenförmig über den Chignon.

Nr. 5. Hauscoiffüre.

Häubchen von rubin-, rosenblatt- oder crêmefarbener Surah, vorn in Form einer Maria Stuart-Draperie gefältelt; doppelte Reihe zurückfallender Spitzen; zwei die Draperie umschließende Surahraffungen trennen jene vom Fond; an der linken Seite eine Theerose.

Digitized by Google

Nr. 6. Einfacher Stadt-Anzug.

Der Rock von schwarzem Caschmir ist vorn mit einem, in hohe glatte Falten gelegten Volant garnirt; die über demselben als Kopf gesetzte Rüsche von schwarzer Surah ist roth vorgestoßen. Ueber dem Volant bis an die Taille herauf vier Reihen Reihfalten, welche mit eben so vielen Reihen Rüschen mit Vorstoß abwechseln. Die hintere Partie des Rockes ist nur in Röhrenfalten gelegt. Ueberrock von gazellenfarbenem Tuch mit langen, vorn offenen Schößen, zurückgeschlagenem Kragen und offenen Revers; leinener Stehkragen. Das Jabot bildet eine doppelte Muschelreihe von bretonischer Spitze und wird oben durch eine Musselinschleife geschlossen. Schwarzer Strohhut mit großen wallenden Federn.

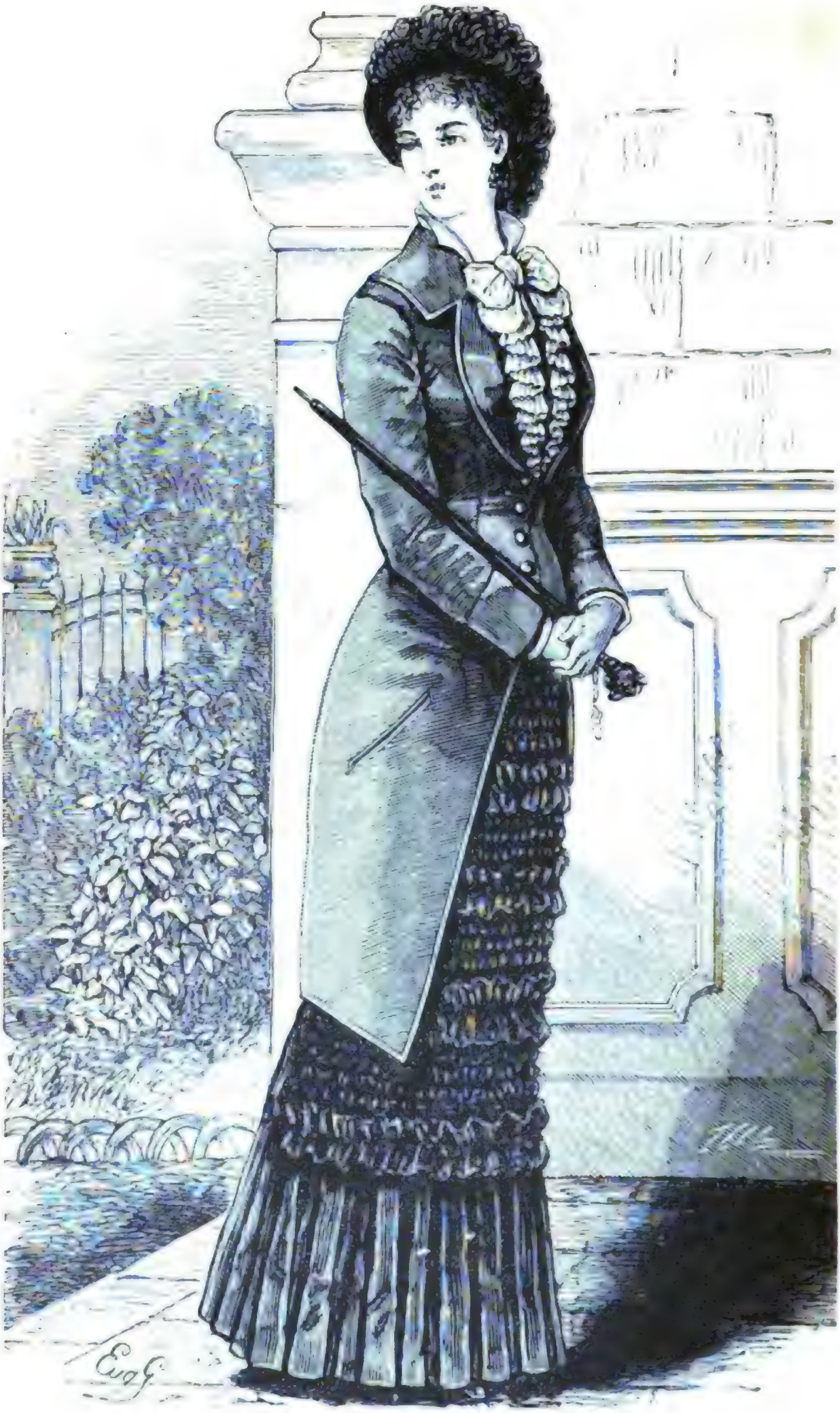
Nr 5 Hauscoiffüre.

Nr. 7. Anzug für Morgenausgang.

Runder Rock mit einem Faillepliſſé garnirt. Die offene Tunica mit Halbrock zeigt an beiden Rändern ein schmales Pliſſé; auf der Mitte des Rockes eine vorn in eine Schleife geschlungene Schärpendraperie. Das abgerundete, sehr enge Schleppentheil ist unter drei herabfallenden Faltengruppen angesetzt. Das Jacket von façonnirtem gazellenfarbenen Tuch ist besteppt und mit zwei Reihen Phantasieknöpfen garnirt; runde Brust- und Schooßtaschen; Aermel mit Aufschlägen. Belgischer Strohhut mit feuerrothem Federbouquet und Bindebändern von altgoldfarbener Surah.

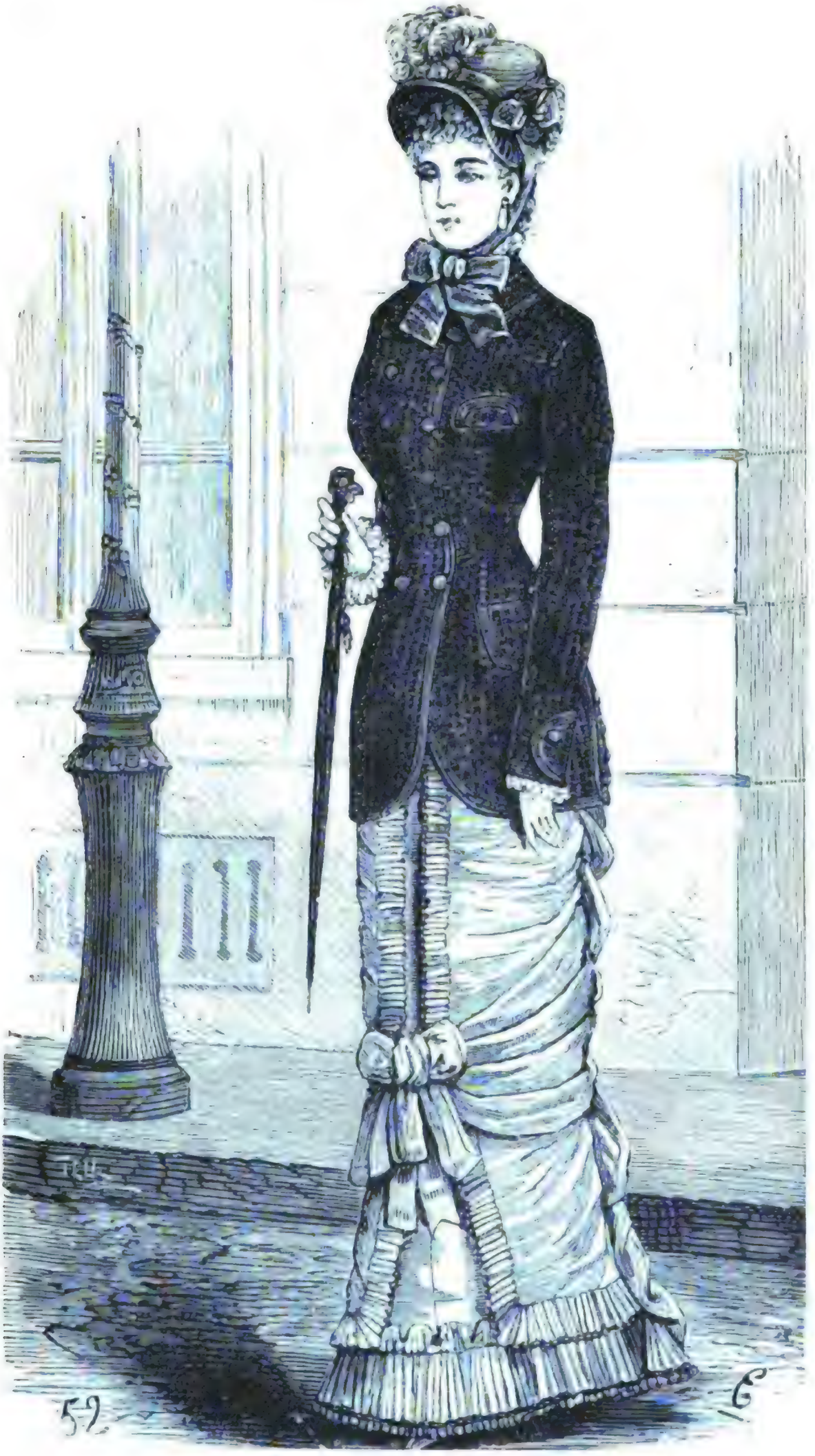
Nr. 8. Gestickter Plüschstreifen.

Die wirkliche Länge eines solchen Plüschstreifens ist zu $1_{,50}$ Mtr. und die Breite zu 20 Cmtr. angenommen. Unser Modell giebt nur die Hälfte der Breite. Der



Nr. 6. Einfacher Stadt-Anzug.

Digitized by Google



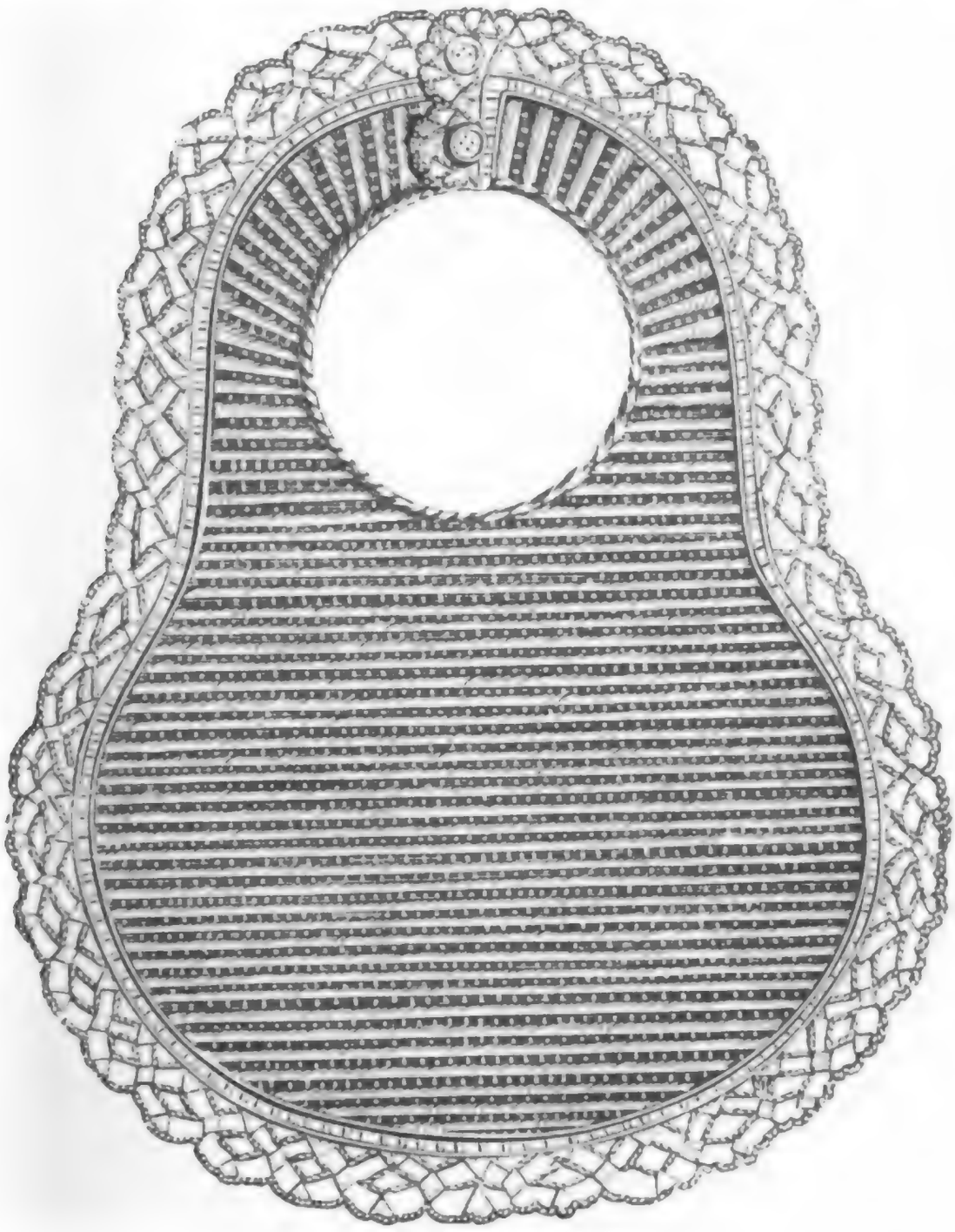
Nr 7. Anzug für Morgenausgang.

Digitized by Google

Nr. 8. Geſtickter Plüſchſtreifen.

Digitized by Google

Plüſch iſt vorzugsweiſe in rother Farbe und zum Futter Calicot zu nehmen. Die Ränder ſind mit einem broſchirten altgoldfarbenen Galon eingefaßt, auf welchen in johannisbrodbrauner Farbe blaue Rauten mit rothumſtochenen, ebenfalls blauen Muſchen im Lanzettſtich geſtickt werden. Dieſer Galon iſt wieder zu jeder Seite mit einer ſchwachen havanafarbenen Seidenſchnur eingefaßt. Die gleiche Schnur dient auch zum Einfaſſen der Atlasapplicationen. Die obere Blume iſt in havanabraun und crêmeweiß; dieſe Application wird in regelmäßigen Abſtänden mit rothen Knötchenſtichen und dunkelgrünen Blättchen beſtickt. Die große Blume in der Mitte iſt havanafarben und himmelblau mit darauf geſtickten blauen Strichen. Die Linien



Nr. 9. Kinderläzchen. (Häkelarbeit.)

in bretoniſcher Stickerei ſind auf den blauen Blättern roſa und auf den havanafarbenen roth. Die nämliche Verzierung findet ſich auf den unten befindlichen kleinen Blättern. An den olivengrünen Atlasblättern rechts oben und links unten ſind die Blattrippen hellgrün mit roſa Stichen. Durch die Mitte zieht ſich ein einen Galon ſimulirender Streifen; die bretoniſche Stickerei beſteht hier in bronzefarbener Wolle, welche mit gelber Seide umſtochen iſt; das kleine Gitterwerk darin iſt dunkelroth.

Dieſer ſchöne Streifen iſt für die Mitte eines Tafelteppichs beſtimmt, doch kann man ihn, wenn auch weniger reich verziert, zu Vorhang- und Portièrebordüren verwenden.

Digitized by Google

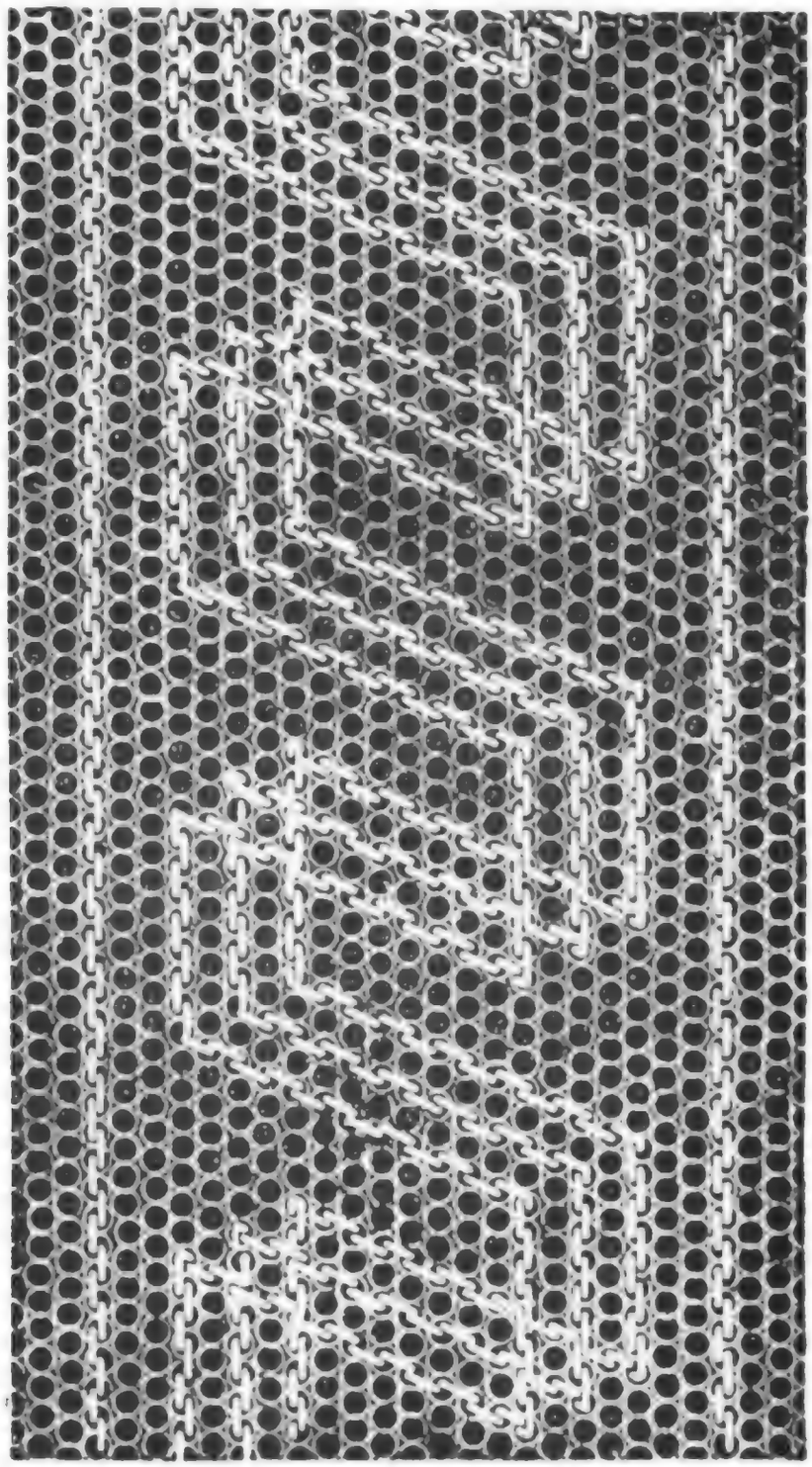
10 11 12 13 14

Nr. 10 bis 14. Anzüge für erwachsene Mädchen und kleinere Kinder.

Digitized by Google

Nr. 9. Kinderlätzchen. (Häkelarbeit.)

Diese Arbeit wird in starker weißer Baumwolle nach einer ausgeschnittenen Papiervorlage in Rippenhäkelei ausgeführt. Zuerst wird eine Kette angeschlagen, auf welcher fortgehäkelt wird, indem in jede Masche eine Doppelmasche gemacht wird. Bei allen folgenden Reihen wird die Nadel immer in die rückwärts liegenden Maschen gestochen. Jede Rippe besteht aus zwei Reihen. Das Ganze wird mit einer sehr offenen gehäkelten Spitze in feinerm Garn eingefaßt.



Nr 15. Einsatz in Tüllourchzug.

Nr. 10 bis 14 Anzüge für erwachsene Mädchen und kleinere Kinder.

Nr. 10 u. 11. Anzug von beigefarbenem und gens d'armes blauen indischen Battist für ein Mädchen von 13 Jahren. (Rück- und Vorderansicht.) — Der Rock von beigefarbenem Battist ist mit zwei Plissés garnirt und wird vorn von einer gefältelten Schürze bedeckt. Die Tunica ist von beigefarbenem Cashmir. Ihre Vordertheile sind aus zwei, die Schürze vorn sichtbar lassenden Bahnen zusammengesetzt, legen sich als Revers zurück und sind dann an den Seiten an den Puff angeheftet. Die linke Bahn ist am untern Ende in breite Falten arrangirt, auf welche eine Spitze des Puffs herabfällt; dieser Spitze wird durch eine Stoffagraffe von blauem

Digitized by Google

indischen Battist Halt verschafft. Sämmtliche Contouren der Tunica sind mit einem Vorstoß von blauem Battist verziert. Am Jacket von beigefarbenem Battist sind die Vordertheile ganz gerade geknöpft und mit einem beigefarbenen Schrägstreifen mit blauem Vorstoß in Form eines Fischü garnirt. Ein beigefarbenes Plissé zu beiden Seiten vervollständigt den Schmuck der Vordertheile. Ellbogenärmel mit hohem Aufschlag und einem Plissé. Kleiner gerader Kragen. Halskrause von gefälteltem Krepp. Phantasiestrohhut, auf der Rückseite emporgebogen und mit über die Ohren gehenden Bindebändern. Die einzige Garnirung des Hutes besteht in einer gens d'armes blauen Surahschärpe.

Nr. 12. Ueberrock von englischem Tuch für ein Mädchen von 15 Jahren. — Die Vordertheile sind über der Brust gekreuzt, mit zwei Reihen Hornknöpfen besetzt und treten unten auseinander. Die Verbindung mit dem, aus zwei gleichen Hälften bestehenden Hintertheil vermittelt hier nur ein Seitentheil. Am Fuße der hintern Mittennaht wird ein Schlitz gelassen. Schräg geschnittener Shawlkragen; Ellbogen-

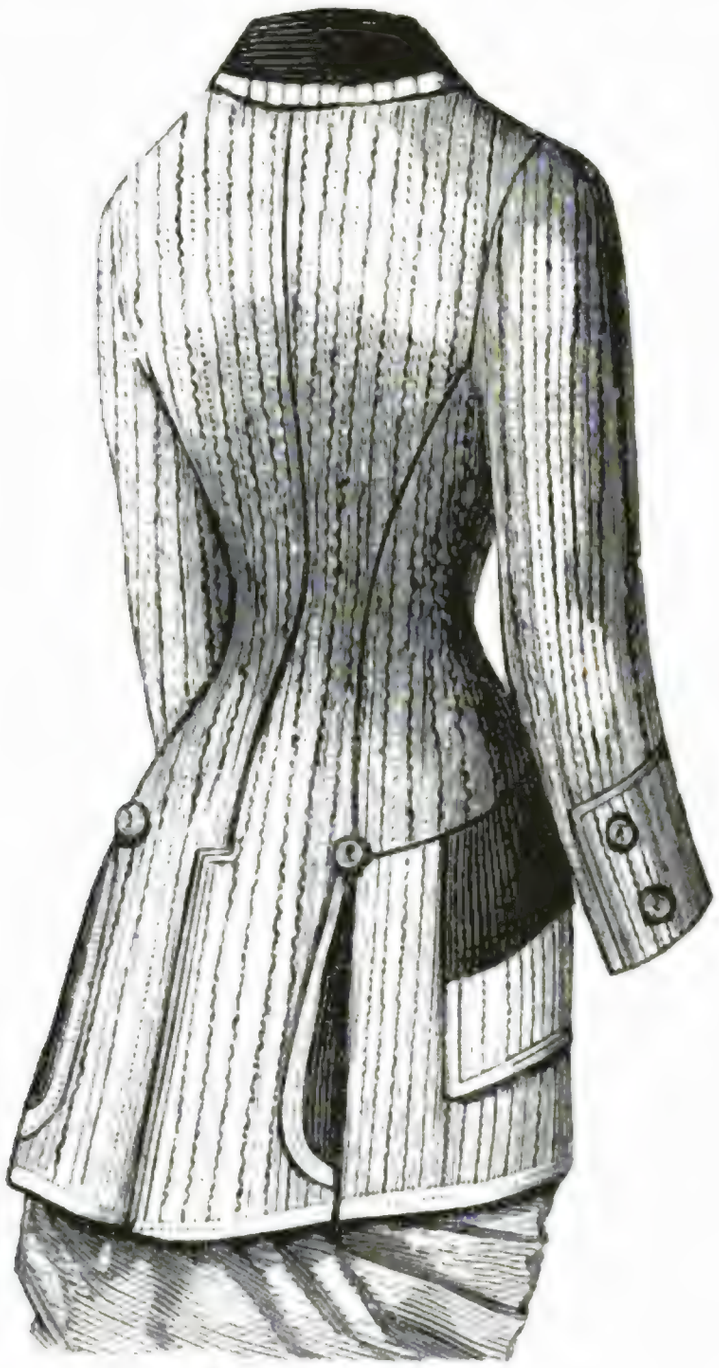
Nr. 16 Beigefarbener Strohhut.

ärmel mit Aufschlag; große, ziemlich tief unten angesetzte Taschen. Letztere sowie die Aermelaufschläge sind mit einer mit dem Tuch harmonirenden Passementerie verziert. Der Rock von moosgrünem indischen Caschmir ist durchaus gefältelt; darunter ein sogenannter falscher Rock. Unter dem gefältelten Rock tritt noch ein rüschirter Volant hervor. Halskrause von rüschirtem Point d'Esprit-Tüll. Italienischer Strohhut, dessen Ränder von kleinen rothen Sammetbouillonnés bedeckt sind; um die Calotte weiße Federn.

Nr. 13. Anzug von marineblauem indischen Caschmir für einen Knaben von 6 Jahren. — Die Vordertheile des Ueberrocks von demselben Stoff sind bis unter den Leib geknöpft, wo sie dann über dem gefältelten Rock auseinander treten. Der Rücken hat nur eine einzige Naht und ist aus zwei Hälften zusammengesetzt. Er wird fast ebenso lang geschnitten wie der Rock und bildet unten zwei Röhrenfalten. Von der Naht des Unterärmels geht eine Schärpe aus, welche vorn in der Mitte geknüpft wird. Großer Kragen mit Abnähern auf den Schultern und kleiner gerader

Kragen. Ellbogenärmel mit Aufschlag. Elfenbeinknöpfe in der Nüance des Stoffes gefärbt. Fischotterbrauner Strohhut mit Kinnriemen.

Nr. 14. Mädchen von 4 Jahren. — Anzug von weißem Flanell und rother Surah. Die englische Robe zeigt einen hohen Plissévolant. Sie besteht vorn aus einem einzigen geraden Stück. Der Rücken dagegen ist aus zwei gleichen Hälften zusammengesetzt, welche in der Mitte mit kugelrunden Elfenbeinknöpfen zusammengeknöpft werden. Den Schluß umgeben Flanellschrägstreifen, die wiederum mit darüber hinausstehenden schmalen Streifchen von rother Surah garnirt sind. Der auf der Rückseite in der Mitte zu knüpfende Gürtel wird von zwei kleinen Flanell-



Nr. 17. Frackjacket. (Rückansicht.)

patten gehalten. Marinekragen mit rothem Vorstoß. Halskrause von gefälteltem Musselin. Feiner Strohhut mit rothen Schnüren und Troddeln.

Nr. 15. Einsatz in Tülldurchzug.

Diese Arbeit wird in der Weise ausgeführt, daß, wenn der Faden einmal durch die erste Maschenreihe gezogen ist, er beim Zurückgeben die Oeffnungen übersetzt. Derartige Einsätze dienen als Bordüre für kleine und große Vorhänge, Bettdecken ꝛc.; außerdem lassen sie sich auch zu hübschen Vorhängen verwenden, wo dann jedesmal ein, nach dem vorgeführten Dessin gestickter Einsatzstreifen mit einem Streifen Colbertleinwand mit Hohlnähten abwechselt.

Nr. 16. Beigefarbener Strohhut

mit granatfarbenem Atlas und Sammet und einer granatfarbenen Federtuffe garnirt; der Rand ist mit einem Galon von Goldfiligran eingefaßt. Preis 70 Francs oder ganz schwarz 50 Francs von Madame Louise Gelée in Paris, Rue du bac Nr. 36, zu beziehen.

Nr. 17 u. 18. Frackjacket. (Rück- und Vorderansicht.)

Sehr geeignet für ein solches Jacket ist façonnirter Wollenstoff mit braunem Grunde. Die Form ist anschließend und über der Brust über einander geschlagen;

Nr. 18. Frackjacket (Vorderansicht)

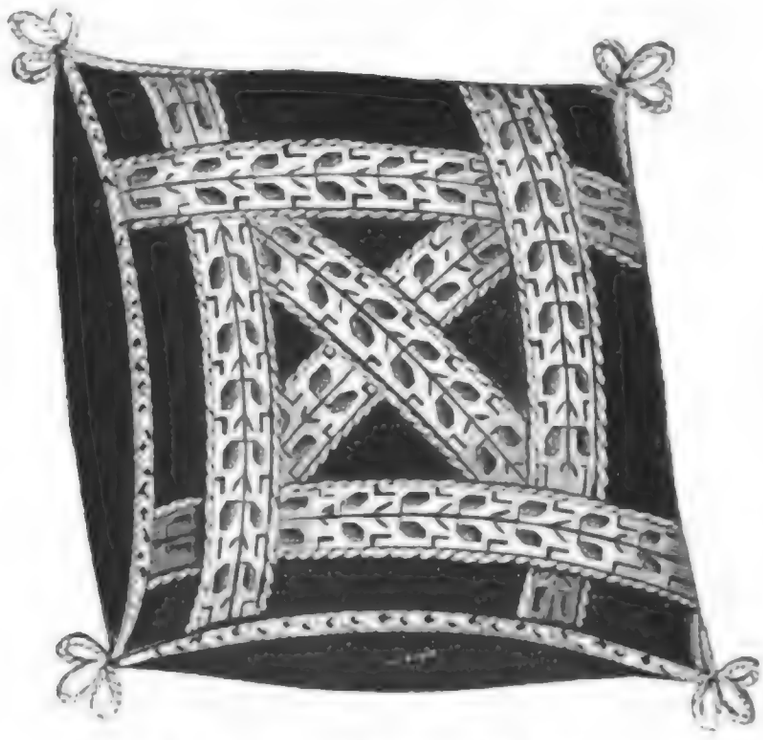
der Schluß geschieht durch ein extra aufgesetztes Plastron mittels großer, in Façon erhabener Steinnußknöpfe. Der vorn geschweift ausgeschnittene Schooß ist angesetzt und mit simulirten großen viereckigen Taschen garnirt. Der Rücken zeigt drei Nähte. Aus den zwei seitlichen Nähten tritt je eine Patte hervor. Sämmtliche Ränder sind gesteppt und Kragen, Patten und Taschen mit fischotterbrauner Faille besetzt, welche auffallend von der Farbe des Tuches absticht.

Nr. 19 u. 21. Sophakissen. (Mit Dessin.)

Das Kissen selbst ist mit schwarzem Sammet überzogen und auf diesen werden

Digitized by Google

die gestickten Streifen von brasilianischem Canevas in der Anordnung geheftet, wie in Nr. 21 abgebildet. Die Stickerei geschieht nach dem Dessin Nr. 30 im Kreuzstich in schwarzer und rother Seide. Jeder Streifen wird mit rothem Caschmir oder Seidenstoff eingefaßt.



Nr. 19. Sophakissen. (Mit Dessin.)

Nr. 20. Weiter Kindermantel. (Vorder- und Rückansicht)

Die Vordertheile sind ganz glatt, die Pelerine über einangeschlagen; die Garnirung derselben sowie der anliegenden Aermel und des untern Randes besteht aus einer Guipüreverzierung auf einem rothseidenen Streifen. Die Rückseite zeigt einen nach unten etwas schräg abstehenden, durch zwei dicke Falten gebildeten Rock.

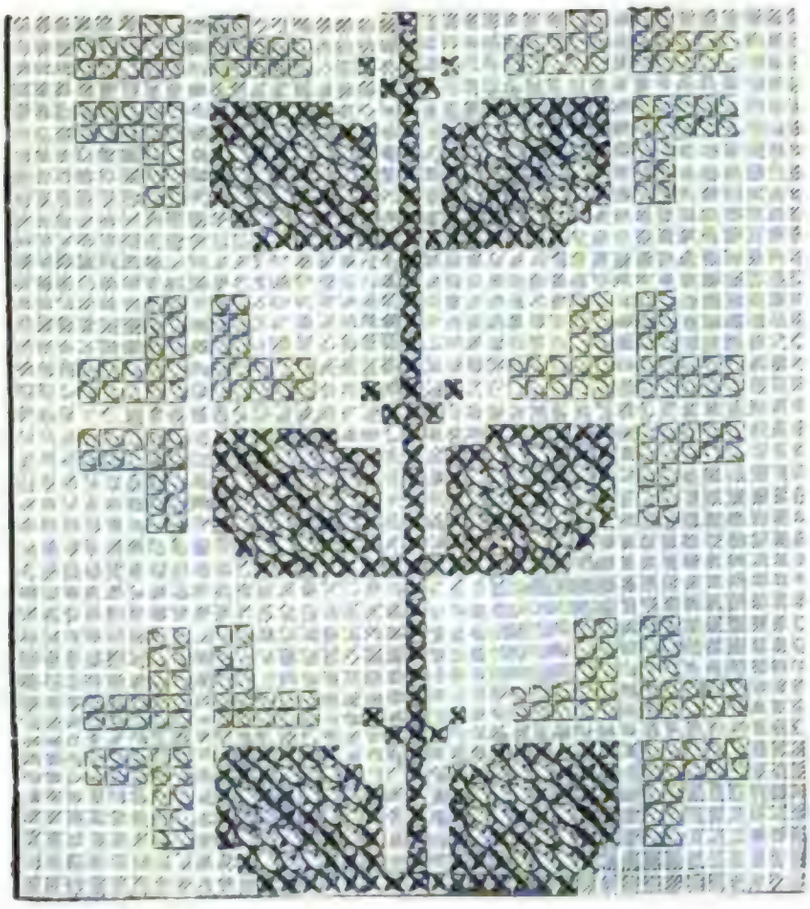
Nr. 20. Weiter Kindermantel. (Vorder- und Rückansicht.)

Nr. 22 Mantelrobe für ein Mädchen von sechs Jahren. (Rück- und Vorderansicht)

Der Rücken dieses Mantels von blauem Tuch zeigt zwei große Doppelfalten,

Digitized by Google

welche den mit einer weißen Guipüre garnirten untern Theil die genügende Weite verleihen. Die gleiche weiße Guipüre am Kragen und den Rändern der Pelerine.



Nr 21. Dessin zum Sophakissen.

Die Vordertheile der Robe werden durch große Elfenbeinknöpfe geschlossen. Natürlich ist vorn dieselbe Guipürespitze wie auf der Rückseite verwendet.

Nr. 22. Mantelrobe für ein Mädchen von sechs Jahren. (Rück- und Vorderansicht.)

Nr. 23. Gehäkelte Spitze.

Für diese quer zu häkelnde Arbeit wird mit 12 einfachen Maschen angefangen; 2 Stäbchen in die 1. M., 1 einf. M., 2 St. in die nämliche M. wie die letzten

Digitized by Google

St., 1 einf. M.; umwenden und 3 Picots, jedes zu 5 M, 1 einf. M., 2 auf der M. gleitende St., welche die der vorherg. Reihe trennt; 2 einf. M., 2 St. an die Seite der beiden anderen, 2 einf. M., 1 St.; umwenden und 5 einf. M., von denen 3 für 1 St., 2 St. u. s. f.

Nr. 23. Gehäkelte Spitze.

Nr. 24. Robe für ein kleineres Kind. (Rück- und Vorderansicht.)

Dieses mit écrufarbener Guipüre garnirte Kleidungsstück von granatrothem Sammet eignet sich für Kinder von fünf bis sechs Jahren. Der untere Theil ist

Nr. 24. Robe für ein kleineres Kind. (Rück- und Vorderansicht.)

aus einem Tollfaltenvolant und einer von einem Streifen übersetzten Guipürespitze zusammengesetzt. Die gleiche Spitze auf den übereinander geschlagenen Vordertheilen und an den Aermeln. Der Rücken ist bis zur Taille anschließend und in gleicher Weise garnirt wie die Vordertheile.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Hohe Steuern."

Nach dem Originalgemälde von Fr. Sonderland.

Digitized by Google

Der Salon

Digitized by Google

„Hohe Steuern.“

Nach dem Originalgemälde von Fr. Sonderland.

Digitized by Google

Der Salon.

Nur ein Helfer.

Erzählung von **Luitpold Faust.**

I.

Das Signal zum Einsteigen ertönte. Ich beeilte mich, einen Waggon dritter Klasse zu besteigen, wo mich ein besonderes Coupé, das ich mir gegen ein Trinkgeld vom Conducteur für die ganze Nacht erbat, aufnahm. Auch mit dritter Klasse kann man bequem reisen. Ich hatte ein Lederpolster unter dem Arm, welches ich gewöhnlich auf lange Reisen mitnahm und hoffte auf der harten Bank ruhig und ungestört zu schlafen. Der Conducteur schloß die Thüre, ich zündete eine Cigarette an und fort ging es auf den berußten Schwingen des Dampfrosses.

Die einbrechende Nacht senkte langsam ihren Schleier über die Erde. Die Luft wurde kühler. Ich schloß das Fenster, hüllte mich warm in einen Plaid, nahm einen Schluck Liqueur aus meiner Reiseflasche, legte das Polster zurecht und lag in zehn Minuten ruhig in Morpheus Armen. Da störte mich plötzlich ein nahes Geräusch aus dem ersten Schlafe. Der Zug stand still und der Conducteur vor mir.

„Verzeihen Sie, mein Herr", sprach er, „daß ich Sie störe. Ich hätte es gewiß nicht gethan, wüßte ich mir auf andere Weise Rath zu schaffen. Alle Coupés sind überfüllt und es ist mir unmöglich, einen neuen Passagier unterzubringen. Haben Sie daher die Güte und erlauben Sie, daß er Ihr Coupé theile. Er ist zwar ein Jude, aber er versprach mir, sich ganz ruhig zu verhalten und Sie in keiner Weise zu stören."

Ich machte ein finsteres Gesicht, wie gewöhnlich, wenn man im Schlafen unterbrochen wird, aber was war da zu thun? Ich konnte doch unmöglich unter solchen Umständen das ganze Coupé für mich verlangen und gab in kurzen Worten meine Einwilligung.

Gleich darauf trat der neue Passagier ein und nahm mit einem höflichen „Guten Abend" in der anderen Ecke Platz. Ich erwiederte den Gruß und schickte mich an, wieder zu schlafen. Aber vergebliche Mühe. Ich hielt zwar die Augen geschlossen, doch mit dem Schlafen war es vorbei. Ich verwünschte den Conducteur mit seinem neuen Passagier und öffnete die Augen.

Der junge Mann saß regungslos, gleich einer Statue da. Er hatte schöne, einnehmende Züge, aber der Ausdruck seines Gesichts war trau-

Digitized by

rig, sein Blick niedergeschlagen. Es hüllte ihn die übliche Tracht der polnischen Juden ein. Ein langer Rock am Leibe, ein niedriger Filzhut am Kopfe, Bart und Seitenlocken fehlten nicht. Ein kleiner Koffer, auf den er seinen Arm stützte, lag neben ihm auf der Bank. Ich betrachtete ihn lange, ohne daß er es merkte. Von Zeit zu Zeit seufzte er tief auf und schien mir so unglücklich und elend, daß ich unwillkürlich Mitleid für ihn empfand. Ich richtete mich auf, auf meinem Sitze.

„Wohin reisen Sie?" fragte ich.

„Nach Wien."

„Dasselbe Ziel ist auch das meine."

„Dann wird es mir sehr angenehm sein, in Ihrer Gesellschaft bleiben zu dürfen, natürlich wenn Sie es erlauben werden."

Ich erstaunte, der junge Mann sprach rein und correct deutsch, was bei den langröckigen Juden selten, äußerst selten der Fall ist. Selbst der singende, näselnde Ton fehlte.

„Bitte, bitte", sagte ich, „wir zahlen Beide dasselbe Geld und haben einander nichts zu erlauben oder zu verbieten."

„Ja und Nein, wie man es eben nimmt. Es wird doch einem gebildeten Mann gewiß nicht angenehm sein, durch zehn lange Stunden neben einem polnischen Juden zu sitzen."

„Warum?"

„Weil die polnischen Juden weit und breit als verworfene, schmutzige Geschöpfe verrufen sind."

„Und das sagen Sie, der Sie selber ein polnischer Jude sind?"

„Ich habe diesen Ausspruch hunderte, tausende Male gehört, nicht nur von Christen, auch von Juden, unseren Brüdern und Glaubensgenossen, die als gebildet und anständig gelten und habe mich so sehr an ihn gewöhnt, daß ich beinahe glaube — es ist in Wirklichkeit so."

Er schwieg und senkte die Augen.

„Es dürften aber Ausnahmen auch in dieser Regel sein."

„Vielleicht!" sagte er kurz und leise.

Ich gab dem Gespräch eine andere Wendung.

„Was führt Sie nach Wien, wenn ich fragen darf?"

„Ich suche einen Posten, einen Dienst"

„In welcher Eigenschaft?"

„Als Comptoirist, Rechnungsführer, Schreiber, als Aushelfer in einem Geschäfte, als was immer, wenn ich nur leben kann."

„Aber in dieser Kleidung werden Sie schwerlich etwas Aehnliches finden können."

„Daran dachte ich auch und gedenke in der nächsten größern Stadt Halt zu machen, um mein Aeußeres zu metamorphosiren."

„Haben Sie auch die nöthigen Kenntnisse? Mit was haben Sie sich bis jetzt beschäftigt?"

„Ich war Kinderlehrer, oder wie man es hierzulande nennt, „Belfer!"

Mit Mühe nur konnte ich ein Lachen unterdrücken, als ich das naive Geständniß des jungen Mannes vernahm. Ein Belfer!*) ein jüdischer Kinderlehrer! Kann es ein bedauernswürdigeres, elenderes Geschöpf auf Gottes Erdboden geben? Zur ewigen Plage verflucht, zur

*) Wahrscheinlich aus dem Deutschen verdreht: Helfer, Behelfer (im Lernen).

Digitized by Google

niedrigsten Arbeit verdammt und obendrein verpönt und ausgelacht, das ist das Loos eines Helfers. Was hat so eine arme Helferseele nicht Alles zu ertragen! Die Kinder im hebräischen Wissen zu unterrichten, sie zu kleiden, zu waschen, zu kämmen, sie in die Lehrstube zu führen, oder bei schlechtem Wetter eines nach dem andern auf dem Rücken dorthin zu tragen, ihnen das Essen zu bringen und fortwährend ein wachsames Auge zu haben, daß sie unter einander nicht zanken, raufen oder gar sich prügeln; dann wieder in den Abendstunden mit einer brennenden Laterne bewaffnet sie nach Hause zu führen, auszukleiden, zu Bette legen, das Gebet vor dem Schlafengehen herzusagen und es den Kleinen einzuprägen, das sind die Annehmlichkeiten dieser Lehrerklasse. Freitag Nachmittag harrt seiner noch eine besondere, keineswegs ergötzliche Zerstreuung. Eine ganze Reihe von Stiefeln und Schuhen, dem Herrn und der Frau des Hauses, allen Kindern und den übrigen Hausgenossen angehörig, muß gereinigt, gewichst und geglänzt werden. Das muß der Helfer thun.

Heißer Schweiß perlt auf seiner Stirn. Nur noch zwei Schuhe und dann beim Nachtessen — — setzt man ihm ein Stückchen Fisch und eine runde Semmel vor. Er ist zufrieden und murrt nicht. — — Und die Verantwortlichkeit! Will das Kind nicht recht begreifen; hat es ein schwaches Talent — der Helfer ist Schuld daran. Tritt es auf der Gasse in eine Pfütze, bekommt es Püffe von einem Mitschüler, verliert es einen Schuh oder ein Buch, zwingt es sich ein Stückchen Holz in den Finger, weint es aus Muthwillen oder schreit es aus Uebermuth, zieht es sich einen Schnupfen oder Bauchgrimmen zu, wird es vollends im Ernste krank — nur der Helfer ist Ursache Alles dessen und nur er wird zur Verantwortlichkeit gezogen.

Nicht selten vergreift sich die Hand der Mutter an seinen wellenartig herabfließenden Seitenlocken; nicht selten macht sein schon frühzeitig gebogener Rücken mit der Faust des Vaters Bekanntschaft — — doch er setzt sich weislich hinweg über solche Kleinigkeiten — und schweigt. Freilich giebt es mehrere Sorten dieser Lehrer, je nach dem Alter und den Fähigkeiten, die mehr oder weniger „Freud" oder Leid aufzuweisen haben, aber die erwähnte Sorte ist die gewöhnlichste und zu dieser gehörte auch unser Held.

„Sie waren Kinderlehrer?" fragte ich staunend. „Wo haben Sie sich denn Ihre Bildung verschafft, wo haben Sie die deutsche Sprache erlernt, die Sie so regelrecht sprechen?"

„O, davon ist viel zu reden, lieber Herr! Es hat mich so manche schlaflose Nacht gekostet, so manche Kerze, die ich von meinem kleinen Ersparnisse kaufte, ist niedergebrannt, bis ich errang was ich erstrebte, nach dem ich mich sehnte, wie ein Durstiger nach einem Trunk Wasser."

„Und die Bücher, die Bücher?"

„Die lieh mir der gutherzige Pfarrer unseres Ortes. Gott möge es dem edlen Manne lohnen!"

Der junge Mann fing an mich lebhaft zu interessiren. Sein kluges, treues Auge vereinte Geist und Herzensgüte. Ich fühlte mich brüderlich zu ihm hingezogen und glaubte das Sprüchwort Lügen strafen zu können, welches da sagt: Das Kleid macht den Mann.

Digitized by Google

„Ich habe Bekannte in Wien", sagte ich, „und werde Ihnen nach Kräften in Ihrer Angelegenheit behilflich sein."

„O, wenn Sie das wollten, theurer Herr, ich würde Ihnen zeitlebens dankbar, aus vollem Herzen dankbar sein. Ich habe Nichts, als einen guten, festen, unerschütterlichen Willen zum Wirken und Schaffen, einige Gulden, die mir als Vermächtniß von meiner guten, seligen Mutter geblieben und — —"

Zwei Thränen perlten in seinen Augen. Er wandte sich ab, ergriff meine Hand und drückte sie warm und herzlich. Ich erwiederte in eben der Weise den Druck.

Der Zug hielt wieder an, Passagiere stiegen aus und ein. Uns ließ der Conducteur in Ruhe. Wieder ging es vorwärts. Es war bereits gegen Mitternacht, die Augenlider begannen langsam zu sinken. Ich sagte meinem Reisegefährten „Gute Nacht", und schlief bald wieder fest ein.

Als ich erwachte, war es Tag, frühe Morgenstunde. Die Glocken läuteten nicht, die Hähne krähten nicht, die Lerchen sangen nicht. Nur Wagengerassel und das Rauschen, Zischen und Pfeifen des Dampfes schlug an mein Ohr. Ich öffnete das verschwitzte Fenster und sah hinaus, die frische Morgenluft trieb die letzten Spuren des Schlafes aus meinen Sinnen. Es schauderte mich, denn es war kühl, ziemlich kühl draußen.

Jedenfalls ist das Erwachen in einem warmen Bette von angenehmeren Gefühlen begleitet, als das in einem Coupé dritter Klasse. Ich retirirte also aus der Morgenluft auf eine Bank zurück, schloß daß Fenster wieder und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Mein Schlafcumpan lag noch auf seinem Koffer und schlummerte.

Was ist das? Mir zu Füßen ein weißes Papier, ein Brief?

Ich hob denselben auf und las die Adresse: „Herrn Benjamin Garfein in Korytow." Korytow kenne ich sehr gut. Ein schöner, gesunder Ort mit prächtigen Wäldern und guter Jagd. Noch vor drei Jahren war ich dort, auf Ferien, bei einem guten Freund, dem jetzigen Oberförster Zaleski — wie kommt dieser Brief hierher? — und nicht geöffnet — das Siegel schwarz — ein Monogramm F. G. — — Ei! der junge Mann mir gegenüber wird ihn wahrscheinlich verloren haben. Warten wir bis er wach ist.

Der Zug näherte sich Krakau, der alten, ehrwürdigen Polenstadt.

Der Conducteur macht die Runde. „Krakau meine Herren! Haben Sie gut geschlafen?"

Mein Reisegefährte erwacht.

„Ich habe hier einen Brief gefunden, wahrscheinlich Ihr Eigenthum?"

Der junge Mann streckt die Hand aus und Gluträthe überströmt sein Antlitz.

„Ach ja", stammelte er, „er ist an mich von ihr — — von — — ich danke, danke."

Er steckt ihn hastig in die Brusttasche und macht sich bei seinem Gepäck zu schaffen.

„Wir sind in zwei Minuten in Krakau, Herr Garfein. Die Waggons werden gewechselt, wir müssen aussteigen."

Das ist mir sehr angenehm. Ich werde hier meinen jüdischen Rock

Digitized by Google

ablegen und will mich gleich zu einem Kleiderhändler begeben, um mir den nöthigen Anzug zu verschaffen."

Jetzt waren wir in Krakau angekommen und stiegen aus.

„Lassen Sie Ihr Gepäck beim Bediensteten des Wartesaales zurück und besorgen Sie Ihr Geschäft. Ich werde Sie erwarten."

„Wo?"

„Im Wartesalon zweiter Klasse,"

Er that das Nöthige und wir schieden.

Ich nahm mein Frühstück ein und erwartete den Herrn Garfein. Anderthalb Stunden vergingen und er war noch immer nicht da. Schon muthmaßte ich, daß er sich verirrt hätte. Aber in Krakau kann man sich doch nicht verirren — die Stadt ist nicht groß — und zum Bahnhof trifft ja jedes Kind. Was konnte ihm auch begegnet sein?! Ich nahm eine Zeitung zur Hand und fing zu lesen an. Nicht lange währte es, da berührte eine Hand leise meine Schulter. Ich schaute mich um, und sah einen bildschönen, jungen Mann vor mir stehen. Befremdend blickte ich ihn an.

„Sie erkennen mich nicht, mein Herr? Ich bin Benjamin Garfein, Ihr Reisegefährte von verflossener Nacht."

„Sie sind es? Ich hätte Sie wirklich nicht erkannt, obwohl ich in demselben Augenblicke an Sie dachte. Sie sehen prächtig aus, Herr Garfein. Ich gratulire!"

Der junge Mann hatte sich wirklich verändert und zwar zu seinem großen Vortheile. Der Vollbart, die Seitenlocken waren verschwunden. Dafür zierte ein keckes Schnurrbärtchen seine Oberlippe.

Der lange Kaftan hatte einer modernen, deutschen Kleidung Platz gemacht — die galizischen orthodoxen Juden nennen die europäische Tracht: deutsche Kleidung — und sagen, wenn ein Glaubensgenosse den jüdischen Rock gegen dieselbe vertauscht: Er ist geworden „ein Datsch", d. h. ein Deutscher. Nebenbei wird auch tüchtig geschimpft und geflucht und das Wort „Trafniak" d. h. Treffe-Esser*), spielt bei dieser Gelegenheit eine große Rolle.

Herr Garfein repräsentirte also äußerlich und innerlich einen ganz anständigen Mann. Er nahm neben mir Platz und wir unterhielten uns recht gut. Ein Wort gab das andere. Wir kamen wieder auf Korytow zu sprechen.

„Es wäre mir angenehm, etwas von dort zu erfahren", sagte ich, „ich habe dort einen guten Freund, den Oberförster Zaleski, und so manche Stunde floß mir vergnügt dahin in diesem herrlichen Dorfe."

„Herr Zaleski ist mir sehr gut bekannt, ein lieber, freundlicher Mann. Doch ich will Ihnen meine ganze Geschichte erzählen. Sie flößen mir Zutrauen ein, wie kein anderer Mensch auf der Welt. Aber ich werde Ihren Langmuth auf eine harte Probe setzen, denn meine Geschichte ist ziemlich lang."

„O, nicht im Geringsten. Ich bin im Gegentheil neugierig, recht neugierig darauf. Wir haben ja einen halben Tag Zeit und die ist auf diese Weise am schönsten besten und todtgeschlagen. Gehen wir ins

*) „Treff", unrein, nicht erlaubt. Der Gegensatz von „Koscher", erlaubt.

Freie, es sind hübsche Anlagen da, die um diese Zeit wenig besucht sind. Man muß bei einem ernsten Gespräche ungestört sein."

Wir gingen und bald nahm uns ein stiller, schattiger Ort unter einem blühenden Kastanienbaume auf.

II.

„Mein armer Vater war", erzählte Herr Garfein, „ein Handwerker in Lemberg, ein Klempner. Jüdische Handwerker sind Pfuscher, Juden suchen sich die leichtesten, lohnendsten, ungefährlichsten Handwerke aus — so die allgemeine Meinung. Das Erste mag wahr sein, das Zweite nicht, wenigstens zum großen Theile nicht. Die Klempnerei ist kein leichtes und kein lohnendes Handwerk. Wir darbten, meine Eltern und fünf Kinder. Wir aßen selten etwas Anderes als Brod oder Hirsebrei. Nur Samstag buk meine Mutter zwei Weißbrode und die schmeckten uns mit einer Butterspur von oben vortrefflich. Mein Vater plagte und mühte sich — umsonst! Kleine Arbeit, kleiner Gewinn. Oft blieb auch die kleine Arbeit aus und du wurde nach und nach die ganze Habe, der Schmuck meiner Mutter, der messingene Hängeleuchter, die besseren Kleider und vieles Andere versetzt und schließlich verkauft. Wir waren arm, sehr arm. Endlich nahte uns das Glück.

Ein Herr hat ein Haus gebaut, das sollte mit Blech gedeckt werden. Mein Vater nebst den anderen Klempnern bewarben sich um diese Arbeit und mein Vater erstand sie — sollte ich das nicht Glück nennen? Wir waren alle vor Freude außer uns, wir tanzten, sprangen und jubelten. O, was versprachen wir uns Alles — neue Schuhe, neue Mützen, Pfefferkuchen und Nüsse! Wenn nur die Arbeit schon fertig wäre und der Vater das viele, viele Geld brächte, welches er da verdienen wird!

Eines Tages, es war gegen Abend, wir hielten unser Mittagsmahl und saßen theils auf einer Bank, theils auf der Erder bei unserm Hirsebrei. Da öffnet sich die Thüre und ein Mann stürzt herein. Es war der Geselle unseres Vaters, doch haben wir ihn nicht gleich erkannt, so bleich und verstört sah er aus. Chaje! rief er in einem grauenvollen Tone zu meiner Mutter, der Meister ist vom Dache gestürzt, er ist todt!

Meine Mutter verlor die Sprache, ein gellender Schrei erschallte in der Stube — sie stürzte fort, wir alle fünf Waisen schreiend und weinend ihr nach. Doch fanden wir die Leiche des Vaters nicht mehr am Platze, man hatte sie in das Spital getragen . . . So war ich vaterlos geworden.

Fünf Kinder und eine von allen Mitteln entblößte, erwerblose Wittwe! Wohl fanden sich mitleidvolle Seelen, die uns milde Gaben zur momentanen Hülfe boten, aber für die Zukunft ließen sie den lieben Gott sorgen. Meine Mutter that alle Schritte, um uns vor Noth und Elend zu schützen. Mit Mühe gelang es ihr, die beiden ältesten Knaben im Waisenhause unterzubringen, aus welchem sie nach drei Jahren zu Handwerkern in die Lehre traten. Meine zehnjährige Schwester fand einen Dienst als Kinderwärterin, meiner nahm sich ein entfernter Verwandter, ein Wirthshaushalter in einem Dorfe an, das jüngste Kind blieb zu Hause und folgte nach zwei Monaten dem Vater in das Jenseits.

Digitized by Google

Ich war acht Jahre alt, als der Vetter Leib Goldhammer mich abholte. Meine Mutter weinte und küßte mich unzählige Male. Sie gab mir ein Päckchen, welches drei Hemden, einige Gebetbücher und andere kleine Habseligkeiten barg und drückte mir einige Kreuzer in die Hand. Ich weinte auch, aber so jung ich war, fügte ich mich willig in Alles. Sah ich doch ein, daß wir uns trennen mußten!

Vetter Leib streichelte mir die Wange, nahm mich in seinem Bauernwagen auf den Schooß und wir fuhren ab. Des andern Tages Abends waren wir auf Ort und Stelle, nämlich in Korytow. Vor einem hölzernen, strohgedeckten Gebäude machten wir Halt. Es war dies das Wirthshaus des Dorfes. Eine jüdische Frau kam uns entgegen, zwei Knaben ungefähr von meinem Alter und ein Mädchen etwas jünger, sprangen ihr nach. Noch heute gedenke ich der Worte, welche Vetter Leib da sprach.

„Sure", sagte er zu der entgegenkommenden Frau, „hier bringe ich aus Lemberg den Benjamin, den Sohn der armen Chaje. Er wird bei uns bleiben und mit den Kindern lernen. Und Ihr Kinder sollt ihm folgen, denn er ist aus Lemberg und kann gut lernen, besser noch als Euer gewesene Lehrer, der alte Schneider aus Baranowka, hört Ihr!"

„Gut, gut!" riefen die Kinder, „wir werden folgen, wir werden lernen."

Und des andern Tages ging wirklich das Lernen an. Ich war für mein Alter im Hebräischen ziemlich bewandert. Von allen meinen Geschwistern zeigte ich die größte Lust zum Lernen und mein seliger Vater sprach oft in allem Ernste: „Mein Benjaminleben wird gewiß ein Rabbiner werden." Mit dem vierten Lebensjahre hatte ich angefangen und kannte jetzt die fünf Bücher Moses beinahe auswendig. Die Söhne des Vetters Leib hatten schon früher den ersten Leseunterricht empfangen. Das Mädchen war noch ganz unwissend.

Ich hatte harte Mühe mit der lieben, trotzigen Feige Rachel, bis sie das Aleph von dem Beth zu unterscheiden vermochte, aber schließlich ging es doch vorwärts und wir machten zur Freude des Vetters Leib in kurzer Zeit schöne Fortschritte.

So vergingen einige Monate.

Man litt mich wohl, denn ich war folgsam und fleißig. Außer den Lehrstunden verwendete man mich zu aller möglichen Hausarbeit, die ich willig und wie ichs eben konnte verrichtete. Auch die Kinder waren mir zugethan, doch wußten sie sehr gut, welche Rolle ich da spielte und war ihnen manchmal die Lehrstunde zu lang, kam es, wie bei Kindern nicht selten, zu einem kleinen Hader, dann nannten oder schimpften sie mich „Belfer".

Mich genirte dieser Titel keineswegs, denn was war ich auch anders als ein „Belfer!"

Da kam eines Tages der Pfarrer des Ortes eines Geschäftes wegen in das Wirthshaus. Er traf mich gerade mit meinen drei Schülern beim Lernen. Der Mann sah uns aufmerksam zu und fragte meinen Vetter, wer ich eigentlich sei. Mein Vetter erzählte ihm mein Verhältniß in kurzen Worten.

„Das ist sehr löblich von dem armen Knaben", sprach er, „daß er

trotz seiner Jugend so ernst und fleißig ist. Versteht er auch deutsch oder polnisch?"

„Nein!" sagte ich, als mein Vetter mich fragend anblickte. „Ich habe nichts gelernt als hebräisch."

„Aber hast Du auch Lust, deutsch oder polnisch zu lernen?"

„O, ja Herr, große Lust, besonders deutsch!"

„Dann komme zu mir, wenn Dein Vetter es erlaubt. Ich werde Dir ein Buch schenken, aus welchem Du deutsch lernen wirst."

„Was braucht er deutsch zu kennen, Hochwürden", sagte mein Vetter. „Sein Vater und Großvater haben es nicht gekannt, was nützt ihm das?"

„Was nützt ihm hebräisch?"

„Es ist die heilige Sprache unseres Volkes, dem er angehört."

„Und die anderen Sprachen sind die des Volkes, unter dem er lebt und sich bewegt, mit dem er handelt und wandelt. Was ist also nöthiger?"

„Meinetwegen soll er lernen deutsch, soll er machen, was er will. Meine Kinder sollen ehrliche Juden bleiben und nur jüdisch lernen und nur jüdisch leben und sterben."

Der Pfarrer ging weg.

Ein bisher unbekanntes Sehnen bemächtigte sich meiner. Ach, wenn ich so gut deutsch lesen und verstehen könnte wie hebräisch, dachte ich, wie wäre ich zufrieden, wie wäre ich glücklich!

Nächsten Samstag, mein Vetter schlief, die Kinder spielten im Garten, ging ich zum Pfarrer.

„Du willst also lernen? Deutsch oder polnisch?"

„Deutsch."

„Gut. Hier hast Du ein Büchlein, es heißt die Fibel, merk es Dir!"

Und er erklärte mir die erste Hälfte des Alphabets, Buchstaben für Buchstaben, hieß mich dieselben nachsagen und wiederholen und entließ mich nach einer halben Stunde mit der Weisung, ihn bei nächster Gelegenheit wieder zu besuchen. Ich küßte dankbar seine Hand, steckte das Buch unter den Arm zwischen Hemd und Rock und lief eiligst nach Hause.

Man hatte meine Abwesenheit nicht gemerkt und ich war dessen sehr zufrieden.

Das Buch unter dem Arm brannte mich wie Feuer. Ich verbarg es sorgfältig unter meinem Strohsack und erwartete die Stunde, wo ich ungestört hineinblicken würde können. Die ganze Nacht recitirte ich die Buchstaben, die mir der Pfarrer vorgesagt. Mit dem ersten Morgengrauen schlich ich mich in den Garten, öffnetete die Fibel und — o welche Freude — ich hatte nichts vergessen! Jedes Zeichen hatte sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt, als hätte ich Monate lang das Lesen geübt.

Das ermunterte mich ungemein und bald war ich wieder beim Pfarrer. Die andere Hälfte des Alphabets merkte ich mir ebenso leicht wie die erste, das Buchstabiren ging dann flott weg und in zwei Monaten las ich ziemlich geläufig alle Schriftarten. Ich war glücklich, überglücklich!

Vetter Leib reiste oft hin und her und bekümmerte sich nicht um mich. Die Muhme leitete die Wirthschaft und wir Kinder lernten fleißig. Ich machte riesige Fortschritte im Lesen und Schreiben und der Pfarrer

Digitized by Google

unterstützte mich dabei, wie es einem Ehrenmanne ziemt. Zwei Jahre verflossen.

„Stell' Dir vor, Sure", sagte eines Mittags der Vetter zu seiner Frau, indem er hastigen Schrittes in die Stube trat, „stell' Dir vor, Sure! Ich komme so eben vom Pfarrer. Ich habe Geld vom Regimentscommando zu fassen und bat ihn, er möge mir eine Quittung ausstellen. Stelle Dir vor, was er mir sagte, — Du wirst es gar nicht glauben. Er fragte mich, warum ich denn zu ihm komme, wenn ich in meinem Hause einen Schreiber habe, der eine Quittung ebenso gut auszustellen versteht als er. Weißt Du, wer das ist, dieser Undankbare, dieser Pflichtvergessene, dieser Vagabund, dieser Hund, dieser Bettler? Nun, — Du weißt es noch nicht? — — Er ist es!"

Und er wies auf mich, der ich zitternd und bebend, kaum eines Wortes mächtig, in einem Winkel dastand.

„Es ist ihm nöthig, deutsch zu können, diesem Umsonstesser! Was hat er, was ist er, was wird er werden? Nichts! Und er braucht deutsch zu lernen, ist ihm nicht an unserer heiligen Sprache genug?"

Der Vetter Leib sprühte Funken und Flammen.

„Wäre es nicht passender, meine Kinder sollen kennen deutsch, als dieser Belfer da? Sie sind Kinder von anständigen Eltern, sie haben Vermögen und können sich in der Welt zeigen. Doch er bleibt ewig ein Belfer, was nützt ihm also sein Deutsch?"

Ich merkte, daß Neid, purer Neid aus meinem Vetter sprach. Früher ein Feind der deutschen Sprache, findet er sie jetzt passend für seine Kinder und warum: weil ich armer Teufel dieselbe erlernt hatte und seine Kinder nicht.

Er tobte noch eine gute Viertelstunde lang. Ich stand schweigend da und erwiederte auf seine Fragen kein Wort. Dies machte ihn vollends wüthend. Er stürzte auf mich und gab mir mit der Faust einen derben Schlag ins Gesicht. Hier sehen Sie diese Lücke, er schlug mir damals zwei Zähne ein.

Blut überströmte mein Gesicht, aber ich weinte nicht. Frühzeitiger Kummer hatte mich hart und gefühllos für körperlichen Schmerz gemacht. Ich wandte mich ab und wollte zur Thüre hinaus. Mein Vetter sah das Blut mir aus Mund und Nase rinnen, faßte mich beim Arme und sagte milden Tones:

„Wo willst Du hin, Benjamin? Was habe ich Dir gethan, bleibe hier, bleib."

Ich sträubte mich nicht und blieb. Schnell wusch er mich mit kaltem Wasser und strich mir liebkosend das Haar. Sein Zorn hatte sich gelegt. Die beiden Knaben saßen schweigend am Tische, die kleine Feige Rachel aber schlich in einen Winkel und weinte bitterlich.

Erst jetzt wurde ich ihrer ansichtig. Die Mutter suchte sie zu beschwichtigen, aber vergebens, sie hörte nicht auf zu weinen und zu schluchzen. Erst als ich auf sie zukam und ihr versicherte, daß mir kein Leid geschehen, wurde sie ruhiger.

Vetter Leib wurde bald gewahr, welchen Schaden er meinen Zweiunddreißigern zugefügt hat. Er hieß mich zu Bett gehen und schenkte mir als Schadenersatz — zwei Silbersechser. Ich war zufrieden, denn

ich sah schon im Geiste den Schatz an Papier und Federn, den ich dafür erkaufen werde.

Des andern Morgens war ich frisch und gesund, Vetter Leib kam vor mein Bett, erkundigte sich nach meinem Befinden und bat mich sehr höflich, ich möge mich zu Tische setzen und ein Pröbchen meiner Schreibekunst liefern.

Er legte mir eine alte Quittung vor und ich schrieb sie Wort für Wort zierlich ab. Sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, als er mich so die ihm ganz unbekannten Zeichen gewandt niederschreiben sah, aber er ließ seinen Aerger nicht weiter merken und sagte:

„Es ist doch gut, wenn man etwas lernt, auch das Deutsche kann einem Menschen manchmal im Leben zu Nutze kommen."

Die Quittung war fertig. Vetter Leib fuhr in die Stadt und kam Abends wieder zurück. Es wurde ihm das Geld richtig ausbezahlt, ohne jeden Anstand. Die Quittung war fehlerfrei ausgestellt.

Das verschaffte mir Respect bei meinem Vetter. Von nun an besorgte ich alle seine Schreibereien und es flossen mir dabei hier und da einige Kreuzer zu, die ich in einer Sparbüchse sammelte.

„Weißt Du was, Benjamin", sagte Vetter Leib einst zu mir, „ich bin ein anderer Mensch geworden, ich sehe ein, daß man mit dem Hebräischen allein nicht durchkommen kann. Wäre ich jünger, ich möchte selber noch deutsch lernen. Für mich ist es schon zu spät, aber nicht für meine Kinder. Weißt Du was, Benjamin, lehre meine Kinder deutsch lesen und schreiben."

Das war Wasser für meine Mühle. Ich holte die Fibel aus meinem Kistchen und fing noch desselben Tages den Unterricht an. Vetter Leib befahl den Kindern strenge, fleißig zu sein und ehe vier Monate vergingen, konnten alle langsam lesen. Vetter Leib weinte vor Freude, als ihm sein ältester Sohn eines Samstags ein Kapitel aus der Bibel in deutscher Sprache vorlas.

„Hast Dich brav aufgeführt, Benjamin", sagte er zu mir, „ich werde es Dir nicht vergessen."

Ich aber hatte eine noch größere Freude. Ich konnte nun frei lesen und schreiben, ich brauchte mich nicht zu verstecken, wenn mir der Pfarrer ein gutes Buch lieh, ich las, verschlang ganze Werke, verschrieb zwei Buch Papier wöchentlich und gewann mit jedem Tage eine größere Ueberzeugung, daß ich jetzt ohne Bücher nicht mehr leben könnte. Ich war noch sehr jung, aber auch Kinder haben so ihre Ansichten und Begriffe.

Und wieder vergingen zwei Jahre. Während der ganzen Zeit sah ich weder meine Mutter, noch meine Geschwister. Ich schrieb Briefe nach Hause und erhielt Antworten. Meine Mutter war arm wie zuvor und ernährte sich von einem kleinen Handel kümmerlich. Meinem Vetter aber ging es um so besser.

Auf einmal hieß es: Das Wirthshaus ist verkauft! Leib Goldhammer ist nicht mehr Schänker und Getreidehändler, er ist Gutspächter geworden, er hat einen großen Theil des Gutes Korytow in Pacht genommen.

Digitized by Google

III.

Herr von Raczynski, der Eigenthümer von Korytow, war ein echter Pole; ein leidenschaftlicher Freund des Vaterlandes und ein leidenschaftlicher Feind der Juden. Beides gereichte ihm zur Ehre. Sind es doch Triebe, die in unserem Lande vorzugsweise gedeihen und unübertroffen steht der Pole da in seiner Liebe für die Muttererde und in seiner Verachtung gegen seinen jüdischen Mitbürger. Nur in der Zeit der Noth vergißt er sich und sucht den Juden auf.

Herr von Raczynski befand sich in einer kritischen Lage, seine Reisen, sein Aufwand, seine noblen Passionen verursachten eine Leere in seiner Kasse, die ihm sehr wehe that. Es mußte diesem Uebel abgeholfen werden und schon rüstete er sich zu einer Reise nach der Hauptstadt, um durch Vermittlung seines Rechtsfreundes einen Theil seines stehenden Vermögens flüssig zu machen.

Da wollte es der Zufall, daß er eines Abends an unserer Schänke vorbeifuhr. Mein Vetter saß an der Thür und versäumte wahrscheinlich aus Versehen den üblichen unterthänigsten Gruß und Respect. Dies empörte den Edelmann. Er ließ den Kutscher halten und stieg aus.

„Seit wann ist es Sitte, daß ein krätziger Jude seinen Grundherrn nicht ehrerbietig grüßt?“ herrschte er meinen Vetter an.

Mein Vetter entblößte sein Haupt und stand tief gebückt vor dem Beleidigten.

„Verzeihen Euer Gnaden“, stammelte er, „ich war so vertieft — ich habe nachgedacht — meine Geschäfte — meine — verzeihen gnädigster Herr Baronleben, es wird nie wieder geschehen.“

„Ich hätte große Lust, meinen Stock auf Deinem Rücken zu zerbrechen. Was für Geschäfte hast Du denn, daß Du taub und blind wirst, wenn Dein Herr Dir begegnet?“

„Euer Gnaden wissen, ich handle mit Branntwein und liefere Getreide und Heu für die Garnison.“

„Der Teufel weiß es und nicht ich, als wenn Du mich etwas kümmertest, Du Schuft, Du Betrüger! Du bist ein armer, erbärmlicher Schnapsverkäufer, der meine Bauern vergiftet, weiter weiß ich nichts.“

„Entschuldigen Euer Gnaden“, erwiederte mein Vetter, an seiner Ehre getroffen, „ich bin ein ganz ehrlicher Mann und darf meinen Stolz auch ein wenig zeigen. Ich habe mir ein kleines Vermögen erspart und will, wenn Euer Gnaden es verlangen, diesen Ort verlassen und wo anders mein Unterkommen suchen. Die Welt ist groß.“

Herr von Raczynski maß meinen Vetter vom Kopf bis zu den Füßen.

„So? — — Du stehst also nicht mehr um diese Schänke da?“

„Nein.“

„Hast wohl viel Geld — ha?“

„Ja wohl, gnädiger Herr Baron.“

Herr von Raczynski stand einige Minuten stumm und still.

„Nun gut, schön, sehr schön, doch — da fällt mir etwas ein. Ich will Dir was sagen, Leib. Aber was gaffen uns diese Leute an?“

Wir sind nämlich Alle aus der Schänke herausgeeilt und machten um die Sprecher einen Kreis.

Digitized

„Komm, Leibus, auf ein Wort."

Sie gingen in die Mitte der Straße und sprachen lange und leise Dann sahen wir, wie der Baron den Leib Goldhammer auf die Achsel klopfte, ihn in seinen Wagen einsteigen ließ, neben ihm Platz nahm und rasch davonfuhr.

„Ein Wunder, ein großes Wunder!" riefen alle Umstehenden. „Leib Goldhammer ist mit dem gnädigen Herrn in der prächtigen Kalesche davongefahren. Ein Wunder, ein großes Wunder!"

Es war lange nach Mitternacht, als mein Vetter nach Hause zurückkehrte. Alles schlief, nur ich und Muhme Sure wachten. Vetter Leib war sehr guten Humors und sein Gesicht flammte. Wahrscheinlich wurde er bei Herrn von Raczynski gut bewirthet.

„Es ist abgemacht, es ist abgeschlossen!" rief er, „in acht Tagen sind wir nicht mehr hier in dieser elenden Schänke, und Du, Benjamin, wirst ein gutes Leben haben. Doch gehe jetzt schlafen, denn ich habe mit meiner Frau viel zu reden."

Als ich Morgens erwachte, war mein Vetter schon fort. Wir hatten den Tag über viele Besucher, die uns mit Fragen überstürmten. Muhme Sure gab ausweichende Antworten und fertigte so gut es ging die lästigen Frager ab. Endlich Abends kam Vetter Leib gefahren und mit ihm vier unserer Glaubensgenossen.

Man nahm die Schänke in Augenschein, untersuchte, unterhandelte und feilschte, und ehe eine Stunde verging, war sie sammt allen Geräthschaften und Utensilien verkauft. Das nenne ich rasch gehandelt! Und mein Vetter war sonst ein Mann, der lange und reiflich zu überlegen pflegte.

Noch einige Tage währte das Her- und Hinfahren meines Vetters, bald zum Gutsherrn, bald in die Stadt, bald zum Pfarrer, bald zum Richter.

Eines schönen Morgens marschirten wir Alle, der Vetter an der Spitze, ich mit Feige Rachel zuletzt, zur Schänke hinaus. Ein Wagen mit einigen Koffern und Kisten fuhr uns nach. Nach einem Stündchen langten wir im Schlosse des Gutsherrn an, das etwas abwärts lag. Herr von Raczynski erwartete uns am Portal und grüßte meinen Vetter sehr höflich.

„Herr Goldhammer", sagte er, „ich habe Sie erwartet. Ihr Meierhof ist in der schönsten Ordnung und zu Ihrer Aufnahme bereit. Meine Pferde stehen zu Ihrer Verfügung." Zwei Wagen fuhren vor. In dem ersten nahm die Muhme mit den Kindern Platz, ich auf dem Bock neben dem Fuhrmann. In den zweiten stieg Herr von Raczynski und zog meinen Vetter mit hinein. Bald waren wir am Orte der Bestimmung. Ein schönes einstöckiges gelb angestrichenes Gebäude glänzte uns in den Strahlen der Morgensonne entgegen. Ein herrlicher Anblick. Rechts ein großer Garten mit blühenden Obstbäumen, links ein tiefblauer Weiher mit einer Wassermühle, deren Geklapper mit dem Gesange der über uns schwebenden Lerchen trefflich harmonirte; hier die schnatternden Gänse, dort die auf die Weide trabenden Kühe. Es gefiel mir ungemein, dieses Besitzthum und ich habe mir in diesem Augenblicke gewünscht, ewig hier bleiben zu können.

Wir stiegen aus. Herr von Raczynski ließ die Dienerschaft zusammenrufen und stellte ihr meinen Vetter vor.

Digitized by Google

„Von nun an habt Ihr nur diesem Herrn zu gehorchen, und Euch seinem Willen zu fügen. Es steht diesem Herrn frei, über diesen Meierhof sammt allen dazu gehörigen Grundstücken zu schalten und zu walten nach seinem Belieben, und Ihr seid nicht mehr meine, sondern dieses Herrn Diener. Habt Ihr mich verstanden?"

„Ja!" riefen Alle einstimmig, doch sah ich deutlich, wie sie die Nasen rümpften und süßsaure Gesichter schnitten, als wollten sie sagen: Der neue Herr ist ein Jude, ein ganz einfacher polnischer Jude, wie können wir ihm gehorchen, wie können wir ihn respectiren? Doch ließen sie ihre Unzufriedenheit nicht laut werden und entfernten sich auf einen Wink des Herrn von Raczynski nach allen Seiten. Der Gutsherr drückte nun meinem Vetter die Hand, bat, er möge ihn öfter besuchen, und sagte im Weggehen: „Es ist Alles besäet und bestellt, Sie brauchen nur zu ernten. Mögen Sie Glück haben!"

Mein Vetter verstand die Landwirthschaft ebenso gut, wie Herr von Raczynski. Unter Landleuten aufgewachsen, hatte er Gelegenheit, dieselbe zu erlernen und trachtete jetzt seine Kenntnisse zu verwerthen. Rastlos arbeitete er mit seinem Oekonom und seinen Knechten und wirklich nicht umsonst. Der Herbst lohnte seine Mühe reichlich. Noch muß ich erwähnen, daß er gleich am ersten Tage des Antrittes der Pachtung seinen jüdischen Rock ablegte, die Seitenlocken abschnitt und den Bart stutzte.

Er meinte, es geschehe des Respectes wegen, den er sich verschaffen will. Auch die beiden Söhne bekamen deutsche Kleider.

„Warum sollen auch die Bauern meine Kinder nicht mit „Junker" tituliren, so wie die Söhne des Gutsherrn? Ich sehe nicht ein warum? Sind sie nicht ebenso schön und ebenso fein?"

„Nur ich behielt meinen langen Talar, und obwohl ich den Rechnungsführer und den Hauslehrer repräsentirte, niemals trug mein Vetter mir an, ihn mit einem Rock zu vertauschen. Ich schämte mich dieses Kleides nicht und erfüllte meine Pflichten ebenso treu wie zuvor.

Anfangs wunderte ich mich über die neue Gesinnungsart meines Vetters. Er, der fromme fanatische Jude, hatte seine Ansichten so schnell geändert! Aber trotzdem betete er jeden Tag früh und Abends wie zuvor, und wenn der Sabbath kam, so brannten auf dem Tische hell die Kerzen und die Arbeit ruhte, wenn auch nicht im Felde, so doch im Innern des Meierhofes. So verging das erste Jahr.

Das zweite Jahr brachte wieder neue Aenderungen. Vetter Leib kam jetzt oft mit der Herrschaft zusammen, und aß sogar dort zu Tische, er, der strenggläubige Mann, aß am christlichen Tische!

Und die Kinder?

Die beiden Söhne schickte er nach Lemberg in die Schulen und Feige Rachel bekam auch einen andern Lehrer. Die Gouvernante des Herrn von Raczynski kam jeden Tag in den Meierhof und unterrichtete sie deutsch, polnisch und französisch. Die Geschäfte gingen gut, mein Vetter hatte Glück, viel Glück, und bereute nicht, seine Schänke verkauft zu haben.

Jahre vergingen. Wer hätte jetzt im Herrn Gutspächter Leon Goldhammer den einstigen Schänker Leib erkannt, und in der Madame Sabina meine gute Muhme Sura? Und die Einrichtung der Wohnung, und die Wirthschaft, und der Bediente in Livré, und der Kutscher mit

Digitized by Google

der silbernen Borte am Hut, und die schöne gelblackirte Kalesche mit zwei Schimmeln, wer hätte dies Alles meinem Vetter vor acht Jahren zugemuthet?

Und die liebe Feige Rachel! Doch nein, ich darf sie nicht bei diesem Namen nennen, die Muhme hat es strenge verboten. Sie heißt Franziska oder Fanni, oder Fancia. Wie groß und schön sie geworden ist, ein Engel, ein wahrer Engel! Und gar nicht stolz wie ihre Mutter. Sie sprach und unterhielt sich mit mir als wären wir noch kleine Kinder, nur that sie es mit einem gewissen Anstand, welcher einige Bildung verrieth.

Ich liebte das schöne Kind aus vollem Herzen. Ich liebte sie, wie man eine theure Schwester liebt, und sie war mir ebenfalls aus ganzer Seele zugethan. Kein Wunder, wir waren ja so lange beisammen! Kinder gewöhnen sich an einander nnd die gegenseitige Zuneigung faßt schnell Wurzel in einem unschuldigen Gemüthe. Als ich noch vor Jahren ihre kleinen Schuhe putzte, sagte sie oft: „Benjamin, wenn ich groß geworden bin, wirst Du mich auch bedienen?"

„Ja, ich werde Dich immer bedienen, weil ich Dich liebe und Du mich liebst."

Eines Tages, Herr Leon und Madame Sabina waren auf Besuch bei der Herrschaft, kam sie in meine Schreibstube und setzte sich auf das Sopha.

„Benjamin, jetzt habe ich Zeit, lies mir etwas vor. Du kannst so schön declamiren, o wie gerne höre ich Dir zu."

Ich nahm meinen Lieblingsautor und las Schillers „Turandot." Eine Stunde verging, sie hörte mir aufmerksam zu, und ihr Auge wich nicht von meinen Lippen. Da unterbrach sie mich.

„Nicht wahr, Benjamin, die Chinesen tragen ebenfalls lange Röcke, so wie die Juden?"

„Ja, Feige Rachel."

„Aber sie sind häßlich?"

„Sie sind meistens unschön."

„Und wenn sie moderne Kleider anlegten, würde das nicht zu ihrem Vortheile gereichen?"

„Ich glaube nicht."

„Aber wenn Du Dich modern kleiden würdest, Du wärest schöner, als Du jetzt bist, gewiß!"

Ich stutzte, ich erwartete nicht diese naive Bemerkung von meiner lieben Feige Rachel.

„Ich gefalle Dir also nicht in meinem langen Kleid?"

„Nein, nicht das, aber Du würdest mir besser gefallen, sage was Du willst, Du wärst schöner."

„Ich werde aber mein langes Kleid doch weiter tragen."

„Leider ja, Du mußt es! Weißt Du, was die Mutter vor einigen Tagen zum Vater sagte? Leon, sagte sie, Benjamin macht uns die größte Schande mit seinem langen Rock und seinen Locken. Er spielt da den Rechnungsführer und sieht aus, wie ein Judenbub, er bleibt doch nur ein Belfer. Warum machst Du ihn nicht zu einem Mensch, warum kaufst Du ihm nicht ein deutsches Röckel?"

„Und weißt Du, was mein Vater antwortete? Das thue ich nicht,

Digitized by Google

meine liebe Frau. Was ich an uns und unsern Kindern versündigt, werde ich vor Gott verantworten, aber ein fremdes Kind verderben, das thue ich nicht! Warum soll die Welt sagen, ich habe aus einem ehrlichen Jud gemacht einen Goj, warum soll seine Mutter mir fluchen? So lange er bei mir ist, wird er gehen in jüdischer Tracht, und dabei bleibt es!"

„Nun, siehst Du, Benjaminchen, Du mußt bleiben ein Jud, ob Du nun willst oder nicht. Aber warum nannte Dich mein Vater ein fremdes Kind? Du bist ja verwandt mit uns, wie ich früher oft sagen hörte."

„Wahrscheinlich schämt er sich der Verwandtschaft mit einem gewöhnlichen Juden."

„Armer Benjamin!" seufzte das Mädchen. „Aber ich schäme mich Deiner nicht, ich werde Dich ewig lieben, mein liebes Brüderchen!"

Sie flog an meinen Hals und küßte mich herzlich.

Doch ihr Kuß brannte auf meinen Lippen wie Höllenfeuer, ich zitterte am ganzen Körper. Wenn man uns jetzt überraschte! dachte ich, wenn plötzlich die Thüre sich öffnete und Madame Sabina eintrete! Wie würden wir Beide zu leiden haben! Und wirklich, die Thüre öffnete sich und — ein Diener trat ein.

Ich prallte vier Schritte zurück und fühlte mein Blut erstarren. Feige Rachel aber weidete sich an meiner Bestürzung und lachte aus vollem Halse.

„Was ist Dir, Benjamin, warum bist Du so sehr erschrocken? Wie siehst Du aus, ha, ha, ha!"

Der Diener stand in der Thüre und sah uns beide lächelnd an.

„Fräulein Fancia", sagte er, „ich habe das Fräulein gesucht im Zimmer, im Garten und in der Mühle, endlich habe ich das Fräulein in der Kanzlei gefunden."

„Was wollt Ihr denn von mir, Jan?"

„Ich will gar nichts, Fräulein Fancia."

„Und warum habt Ihr mich gesucht?"

„Weil die Gouvernante vom Schlosse drüben da ist."

„Gut, geht, ich werde gleich kommen."

Jan ging nicht und kratzte sich hinter den Ohren.

„Nun, was noch, Jan?"

„Nichts Fräulein, Herr Benjamin weiß schon —"

„Etwas Tabak für Eure Pfeife?" fragte ich. „Hier mein ganzer Vorrath."

„Ich danke schön, Herr Benjamin, auf der Hochzeit werde ich es schon vergelten."

Er steckte den angebotenen Tabak in die Tasche und entfernte sich. Auch Feige Rachel lief davon, schnell und leicht wie ein Reh, und ich stand verblüfft in der Mitte des Zimmers. Ich war wirklich erschrocken.

Wenn nun der Diener plauderte, welche Unannehmlichkeiten stünden uns bevor. Und sie? Wie leicht nahm sie diesen fatalen Zwischenfall auf, sie lachte so herzlich, so ausgelassen, als handelte es sich wirklich nur um einen Kuß zwischen kleinen Kindern.

Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Des nächsten Morgens ging ich an meine Arbeit, ganz früh, ehe noch Alles wach war. Ich kam mit einem Besen, um die Stube in Ordnung zu bringen.

Digitized by Google

„Guten Morgen, Herr Benjamin. So früh schon an der Arbeit? Wahrscheinlich schlecht geschlafen, Sie sehen blaß aus."

„Macht nichts, lieber Jan. Ich habe viel zu thun, Ihr wißt, die Ernte geht an und da heißt es fleißig sein. Der Herr schon auf?"

„Nein, noch nicht."

Ich drehte mir eine Cigarette, nahm dann etwas Tabak und gab ihn Jan.

„Danke tausendmal, Herr Benjamin. Wie Sie auf mich immer denken. Sie wissen aber doch nicht, wie eine Pfeife so gut schmeckt, wenn ich meinen gemeinen Tabak mit diesem feinen menge, gerade, als bestriche ich trockenes schwarzes Brod mit Gänseschmalz. Aber ich werde es Ihnen doch einmal vergelten, o, auf der Hochzeit, auf der Hochzeit, da werde ich mich tummeln und kehren und bedienen, daß er krachen wird — und Fräulein Francia ist ein schönes Fräulein!"

„Wo denkt Ihr hin, alter Mann. Sie ist reich, ich bin arm, sie ist ein Fräulein, ich ein gemeiner Jude, wo denkt Ihr hin."

„Schadet nichts. Unser Herr war auch arm und ein Jude und doch — schauen wir ihn jetzt an. Lieber Herr Benjamin, was nicht ist, kann werden, und wenn man noch so jung ist wie Sie, kann man noch Alles, Alles hoffen."

Ich wollte diesem einfältigen Gespräche ein Ende machen und schickte mich an, die Stube zu verlassen.

„Warten Sie noch ein wenig, Herr Benjamin. Wissen Sie, was geschehen ist, gestern Nachts um zwölf Uhr im Schlosse?"

„Nein."

„Dann hören Sie mich aus. Der älteste Sohn des Gutsherrn ist angekommen. Der Kutscher hat es mir erzählt, man hat die ganze Nacht nicht geschlafen und gegessen und getrunken. Der alte Herr soll eine große Freude an dem Herrn Wladyslaw haben. Er war, ich weiß nicht in welcher Schule durch viele Jahre und jetzt ist er — wissen Sie, was er ist? — Er ist Officier. Er soll aussehen wie ein Prinz, wie ein General von den Ulanen. Ach Gott, wird das ein Leben im Schlosse sein!"

Ich seufzte tief auf. Ich dachte an meine Wenigkeit, an meine Armuth und Anspruchlosigkeit. Ich ließ mich von dem geschwätzigen Jan nicht weiter stören und fing meine Arbeit an.

IV.

Der junge Herr Ulanenlieutenant Wladyslaw von Raczynski war ein schmucker Bursche. Das kühn hinaufgedrehte Schnurrbärtchen stand ihm sehr gut und die enganliegende Uniform ließ seine ebenmäßigen, schönen Gliedmaßen wie gemeißelten Marmor hervortreten. Die erste Zeit nach seiner Ankunft ging es im Schlosse flott und lustig zu. Da wurden die Nachbarn eingeladen und Bälle gegeben, und Jagden veranstaltet, und Ausflüge gemacht, Alles zu Ehren des jungen freiherrlichen Sprößlings. Auch meinen Vetter hatte man eingeladen und die Madame Sabina wußte gar nicht, welche Toilette sie wählen sollte, um sich der Ehre würdig zu zeigen, die man ihr erwies. Wie sie sich auf dem Balle benahm, kann ich nicht sagen, aber denken kann ich mir, daß ihr

Digitized by Google

Benehmen linkisch und gezwungen gewesen sein muß. Woher aber von meiner guten Muhme, die ihr halbes Leben in einer Dorfschänke zugebracht, Benehmen verlangen?"

Feige Rachel hatte ein weißes Kleid mit blauer Seide geputzt an; o, sie sah herrlich aus! Als sie an mir vorüberging, um in den vorgefahrenen Wagen zu steigen, lächelte sie und sagte still: Wie Schade, daß Du nicht mitgehen darfst, armer Benjamin. Das Herz fing mir ungestüm zu pochen an, ich wußte nicht, warum. Ich legte meine Hand auf die Brust und blickte der Davoneilenden wie der scheidenden Sonne lange nach.

So folgten Vergnügungen auf Vergnügungen und Frau Sabina mit ihrer reizenden Tochter durfte dabei nicht fehlen. Feige Rachel hat auf dem Balle Furore gemacht, sie hat Allen gefallen, Alles bezaubert. Endlich legte sich der Taumel der Lust und das eintönige Dorfleben trat wieder ein.

Herr Lieutenant von Raczynski begann Langeweile zu bekommen, und tödtete seine Urlaubszeit so gut er konnte. Er ging spazieren, schoß Vögel, angelte, spielte mit dem Pfarrer seine Partie Tarok und besuchte beinahe täglich meinen Vetter. Daß dieser Besuch nur der Tochter des Hauses galt, habe ich mir gleich am ersten Tage gesagt.

Ein banges Gefühl beschlich mein Herz, als ich meine liebe Feige Rachel an der Seite des schönen Officiers im Garten lustwandeln sah. Ich wünschte den Gast über alle Berge; warum, das konnte ich so genau nicht sagen, aber ich fühlte ihn wie einen schweren Stein auf meiner Brust und der von Allen gepriesene und bewunderte junge Mann widerte mich an.

Da kam die Trauerbotschaft von Lemberg, daß meine Mutter auf dem Sterbebett liege und mich zu sehen wünsche. Rasch beurlaubte ich mich bei meinem Vetter und reiste ab.

Ich traf meine Mutter noch am Leben.

Sie segnete mich, übergab mir eine kleine Summe Geldes, die sie für mich, ihren Liebling, erspart hatte, und schloß die Augen für immer. Ich trauerte tief und wahr um die theure Dahingeschiedene und begab mich wieder nach Korytow. Meine beiden Brüder sind tüchtige Handwerker geworden, meine Schwester heirathete ein braver Schänkwirth, ich konnte daher, ruhig um die Meinen, meine Pflichten weiter erfüllen.

Der Sommer neigte sich seinem Ende und Herr Wladyslaw war noch immer in Korytow. Er mußte seinen Urlaub verlängert haben, denn Anfangs hieß es, er bliebe bloß eine Woche da. Doch was sollte das mich eigentlich angehen? Wahrscheinlich gefiel es ihm in Korytow, denn weit und breit giebt es keine schönere Gegend. Ich redete mir diesen Grund ein, aber gleich wurde mein Verdacht wieder wach, daß es doch eine andere Bewandtniß seines Bleibens hier geben müßte. Ein Lebemann, ein Officier, und eine schöne Gegend; wie reimt sich das!

Ein schönes Mädchen, nichts weiter, muß die Ursache sein und dieses schöne Mädchen war — meine liebe Feige Rachel. Ich ahnte, fühlte und wußte endlich fest und sicher, daß Herr Wladyslaw meiner ehemaligen Schülerin seine Liebe geschenkt hatte. Doch, was sollte mich das kümmern?

Eigentlich doch! Ich weilte so viele Jahre um sie und habe sie

Digitized by

lesen und schreiben gelehrt, ich habe sie so zu sagen erzogen, ein kleines Anrecht auf sie wird mir wohl Niemand streitig machen. Schade, daß wir nur ferne verwandt sind! Wäre ich wirklich ihr Bruder, wie sie mich zu nennen pflegt, ich hätte ihr längst verboten, mit dem Herrchen umzugehen, aber so — ich mußte zusehen und schweigen.

Der Vetter war im Felde, Madame Sabina in der Stadt um Einkäufe zu machen. Feige Rachel langweilte sich allein und kam wieder in meine Schreibstube, um mit mir zu plaudern. Seit dem Hiersein des Herrn Lieutenants war es das erste Mal, daß sie mich aufsuchte Ich hatte sie nicht erwartet.

„Wie geht es Dir, Benjamin?"

„Ich danke, wie gewöhnlich, gut, Fräulein Fancia."

Ich habe sie früher immer geduzt. Sie blickte mich zuerst staunend an, dann wurde sie roth, senkte die Augen und fragte: „Wie redest Du mich an, Benjamin, willst Du nicht mehr mein Bruder sein? doch, Du treibst Scherz, man muß Dich kennen, wie ich Dich kenne."

Sie ergriff meine Hand und zog mich zum Sopha hin.

„Komm, setzen wir uns, nimm Dein Buch und lies mir vor."

Ich erwiederte kein Wort, öffnete meinen Schiller, den ich immer zur Hand hatte, und las was mir eben vor die Augen kam. Aber sie hörte mich nicht. Ich bin überzeugt, sie verstand keine Silbe von meiner Declamtion. Die Ballade war zu Ende, ich schwieg.

Sie merkte es nicht und spielte nachdenkend mit einer gelben Georgine, die sie in der Hand hielt. Ich wollte aufstehen, aber sie hielt mich zurück und lehnte ihr Köpfchen auf meine Schulter.

O, wie war mir so wohl, so süß!

Ich fühlte ihren warmen Athem auf meiner Wange, ein unbeschreibliches Gefühl, eine überirdische Wonne wurde wach in meinem Innern, ich konnte mich nicht mehr halten, stürzte zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen.

„So ists recht, Benjaminchen, so habe ich Dich gern", sagte sie und streichelte mein Haar, „wirst mich nie wieder mit „Fräulein Fancia" anrufen, Benjaminchen? Ich bin Deine liebe Feige Rachel und werde es ewig bleiben. Stehe auf!"

Ich stand auf und hielt meine Augen mit der Hand bedeckt, denn ich hatte geweint, im seligsten Glücke geweint.

Da ließ sich Säbelgeraffel vor den Fenstern vernehmen. Wladyslaw ging vorüber. Heute war es an ihr, zu erschrecken und zu zittern. Sie sprang auf von ihrem Sitze und wurde roth wie eine Feuerlilie. Das Blut wallte in mir auf, doch stand ich fest und entschlossen da, bereit, wie ein Mann unsere Ehre zu vertheidigen. Doch bald verloren sich die Schritte des vorübergehenden Marssohnes und meine Ruhe kehrte wieder zurück. Es war still in der Stube, wie in einem Grabe. Ich hörte mein eigenes Herz klopfen und blickte mit Wemuth auf die vor mir stehende Jungfrau, die nun bleich wie eine Leiche geworden war.

Ich näherte mich ihr und ergriff ihre Hand. Sie war eiskalt.

„Was ist Dir, Feige Rachel, warum zitterst Du, was ist Dir?"

„Nichts, nichts. Ich bin erschrocken, ich glaubte die Mutter geht, und sie hat mir verboten, streng verboten, hier —"

Digitized by Google

„Aber die Mutter trägt doch keinen Säbel. Herr Wladyslaw ging vorüber, sonst Niemand, keine Seele."

Ich drückte ihre Hände und küßte ihre Stirn, aber sie stieß mich sanft zurück. Jetzt begreife Jemand die Weiber! Vor einer Minute so gut, so edel, so hingebend, nun gänzlich umgewandelt!

„Laß mich, Benjamin! ich muß nach Hause, man wird mich wieder suchen, ich muß fort, laß mich!"

„Nein, theures Mädchen, bei Gott, nein! Erst mußte Du hören, was ich Dir zu sagen habe — jetzt oder nie, niemals, Du mußt mich hören!"

Ich erfaßte wieder ihre beiden Hände und blickte sie flehentlich an.

„Ich liebe Dich, Feige Rachel! Theure, angebetete Feige Rachel, ich liebe Dich, sei mir gnädig, sei mir gut."

„Was willst Du von mir, Benjamin? Bin ich Dir nicht gut? Liebe ich Dich nicht? Käme ich denn zu Dir, wenn ich Dich nicht wie einen Bruder lieben möchte?"

„Wie einen Bruder! Wie einen armen, verwaisten Verwandten, den Dein Vater bei sich duldet, weil er sich an ihn gewöhnt, ebenso wie Du nur aus Gewohnheit ihm Mitleid und Zuneigung schenkst —"

Thränen erstickten meine Stimme. Ich ließ ihre Hände los und sank auf einen Stuhl nieder.

Als ich wieder die Augen aufschlug, war ich allein. Die Thür stand offen. Die gelbe Georgine lag zu meinen Füßen, ich hob sie auf und barg sie in der Schublade meines Schreibtisches.

* * *

Zwei Wochen vergingen. Ich hatte mich von meinem Liebesrausche ernüchtert. Ich sah die Unmöglichkeit einer Liebe ein, die doch zu nichts, als ewiger Qual und Pein führen sollte. Ich ermaß die Kluft, die uns trennte und wurde wieder ruhig und vernünftig. Doch war ich zufrieden, daß ich ihr gestanden, was mich drückte, was mir wehe that, was mich wahnsinnig machen könnte!

Ich sah sie jetzt nur sehr selten, denn sie weilte beinahe immer um ihre Mutter, welche die Tochter nicht aus den Augen ließ. Selbst wenn der Ulanen-Lieutenant zu Gaste kam, wich sie nicht von ihrer Seite und spazierte mit Beiden bis in die späte Abendstunde. Eines Nachmittags, ich schickte mich eben an aufs Feld zu gehen, um eine Rechnung dem Vetter Leon vorzulegen, da kam Madame Sabina athemlos in die Schreibstube gelaufen und fragte hastig:

„Hast Du nicht das Fräulein gesehen, Benjamin?"

„Nein."

„Hast es den ganzen Nachmittag nicht gesehen?"

„Nein, den ganzen Nachmittag nicht."

Frau Sabina machte eine bittere Miene und rieb sich mit den beiden Händen die Stirn.

„Aj waj mir!" rief sie in ihrer Muttersprache, den guten Ton gänzlich vergessend. „Aj waj mir! Sie hat sich verirrt im Walde, sie ist allein, das arme Kind, die Nacht bricht an, die wilden Thiere werden sie fressen. Was soll man thun, was soll man thun!"

Digitized by Google

Sie rang die Hände und verzweifelte.

„Wo ist sie denn gegangen?“ fragte ich.

„Sie ist gegangen auf den Teufelsstein. Wir haben gestern in Gesellschaft davon gesprochen, man sagte, es spuckt dort, und Niemand wagt diesen Ort allein zu betreten. Mein Kind ist sehr klug, sie glaubt nicht an Geister und sie hat recht. Sie hat wollen zeigen, daß sie ist couragirt und gut erzogen, und ist hingegangen und wird ein Zeichen bringen, daß sie dort war. Ich habe es auf keinen Fall erlauben wollen, nun hat sie sich weggestohlen — was soll man thun, was soll man thun!“

„Ich gehe sie aufzusuchen.“

„Gut, mein lieber Benjamin. Gehe, laufe, Du hast junge Beine, aber geschwind, geschwind, ehe es dunkel wird! Bringe sie zurück, ich werde Dich gräflich belohnen.“

Ich nahm meinen Hut und lief schnell die Vermißte zu suchen.

Es war ein herrlicher Abend. Die untergehende Sonne malte den fernen Horizont mit purpurrothen Tinten und ergoß ihr schimmerndes Gold auf die Blätter der Bäume, die im lauen Abendwinde leise zitterten. Des Waldes Sänger sangen ihr Abendlied und die Grillen zirpten im Grase. Ich kannte den Weg zum Teufelsstein sehr gut. Unzählige Male bin ich auf diesem romantischen Orte gewesen und den hohen Felsblock hinaufgeklettert, der eine unbeschreiblich schöne Aussicht bietet.

Seit undenklichen Zeiten nennt man ihn den Teufelsstein. Der frühere Gutsherr Wronowski liebte das Geld mehr als andere Güter, mehr als sich selbst. Er mied jeden Umgang mit Menschen, verschloß sich in seinen Gemächern und weidete sich an dem Anblick des Mammons. Die Bauern sagten, er hätte sich dem Teufel verschrieben, den er in Gestalt einer schwarzen Katze mit Ziegenmilch ernährte. Plötzlich verschwand er, und nach Monaten erst fand man seinen ausgetrockneten Leichnam auf einer Tanne beim Teufelsstein hängen. Der Böse hat ihn geholt. Man vergrub ihn auf derselben Stelle, und ein steinernes Kreuz kennzeichnet sein Grab. Nun findet er keine Ruhe in demselben und „geht um“, sobald die Sonne anfängt zu sinken.

Ich befand mich mitten im Walde und nahe am Ziele. Der graue Felsen schimmerte in der untergehenden Sonne und warf einen langen, dunklen Schatten hinter sich. Ich verdoppelte meine Schritte und theilte das üppige, meinen Weg hemmende Gebüsch mit meinen Armen. Schon war ich an Ort und Stelle. Da vernahm ich Stimmen. Ich stutzte und stand einen Augenblick still, um mich zu versichern, daß ich mich nicht täusche. Dann ging ich wieder langsam und vorsichtig vorwärts. Noch einige Schritte und das Gebüsch hörte auf.

Eine freie, mit Moos überwucherte Ebene lag vor mir, im Hintergrund der Teufelsstein mit dem steinernen Kreuz. Es war noch ziemlich hell und ich konnte Alles deutlich unterscheiden. Was ich sah und hörte, werde ich nimmermehr vergessen! Ich lauschte und wagte kaum zu athmen —

Feige Rachel saß auf einem umgeworfenen Tannenstamm, neben ihr lag im Moose der Ulanen-Officier. Ich hörte ihr Gespräch, man machte Pläne, baute Luftschlösser, tändelte und scherzte. Man sprach sogar von mir, von mir, dem armen Belfer! Wladyslaw wußte bereits

Digitized by Google

von meiner wahnsinnigen Liebe, sie hatte ihm Alles erzählt, Alles gestanden.

„Hätte ich Dich nicht erkannt", sagte sie, „wer weiß, was geschehen wäre. Er ist ein lieber und herzensguter Bursche, er liebt mich wahr und treu, dessen bin ich gewiß, und auch mir war er, ich sage es offen, nicht gleichgiltig, doch jetzt ist es anders geworden, Du kamst und siegtest! Du bist mein schmucker, schöner Officier, und er —"

„Nur ein Helfer!" hohnlachte Wladyslaw.

„Ach ja! Nur ein Helfer!" sprach sie seufzend und leise nach.

Sie beugte ihr Gesicht zur Erde, doch er faßte es mit beiden Händen und drückte einen langen, langen Kuß auf ihren Mund.

Mir verging Hören und Sehen. Ich konnte nicht länger ruhig da stehen, denn alles Blut stieg mir in den Kopf und drohte denselben zu zersprengen. Ein unsägliches Weh preßte mir das Herz zusammen, ich wollte mein Versteck verlassen, wollte mich auf meinen Nebenbuhler werfen und kämpfen auf Tod und Leben, doch ich ermannte mich.

Noch einen Blick warf ich auf mein Ideal, das mir das unbarmherzige Geschick nun auf immer und ewig entrückte, und stürzte davon. Ich rannte wie ein Wahnsinniger. Die Hast, in welcher ich durch das Gebüsch lief, die brechenden Aeste und die bergab rollenden Steine mußten die Ruhe des Liebespaares unsanft gestört haben, denn ich hörte einen lauten Schrei des Entsetzens aus ihrem Munde hinter mir, dessen Echo im Walde noch lange wiederhallte. Das Gespenst, der dem Teufel verschriebene Gutsherr, hatte seine Schuldigkeit gethan!

Ich lief, als peitschten mich die Furien der Hölle, ohne Unterbrechung fort und fort, über Busch und Gras, über Berg und Stein. Endlich verließen mich die Kräfte und ermattet fiel ich unter einem Baume nieder. Da erwachte von Neuem mein Schmerz. Ich weinte, ich heulte wie ein wüthendes Thier, vergrub meine Hände in der trockenen Walderde und zerbiß vor Wuth Steine mit meinen Zähnen.

O, wie habe ich sie geliebt, o, wie war ich jetzt enttäuscht! „Feige Rachel! Feige Rachel!" schrie ich, „wie hast Du mir wehe gethan!"

Eine lange, starre, wohlthuende Ohnmacht bemächtigte sich meiner, die Besinnung entfloh.

Als ich wieder erwachte, stand der Mond hoch am Himmel über mir. Ich erstaunte, mich in dieser Einöde zu finden, rieb meine Stirn, und langsam kehrte die Erinnerung in mein Gedächtniß zurück. Ich stand auf und orientirte mich. Alle Glieder schmerzten mich ungeheuer, ich besah meine Hände, sie waren roth, betastete mein Gesicht, es war naß, ich war von Blut überströmt, das Gebüsch hatte mein Gewand zerrissen und meinen Körper zerkratzt. Ich wusch mich in einer nahen Pfütze und wanderte bitter resignirt dem Meierhofe zu.

Alles lag im tiefen Schlummer, als ich am ganzen Körper zitternd daheimkehrte. Die Hunde schlugen an, und der alte Jan öffnete mir das Thor.

„Wie sehen Sie aus, Herr Benjamin, was ist Ihnen geschehen?"

„Fremde Hunde haben mich angefallen", sagte ich mit den Zähnen klappernd, „und haben mein Kleid zerfetzt. Ist das Fräulein zu Hause?"

„O ja, es schläft schon lange, aber sie zitterte auch, gerade wie Sie, Herr Benjamin. Es geschieht ihr aber recht, sehr recht! Das andere

Digitized by Google

Mal wird sie nicht wagen, allein auf den Teufelsstein zu gehen. Der alte Gutsherr hat ihr heimgeleuchtet, daß sie es zeitlebens nicht vergessen wird."

„Aber es ist ihr doch kein Leid geschehen?"

„Gottlob, nein. Aber bedenken Sie, der Unsinn, auf den Teufelsstein zu gehen, allein, mutterseelen allein!"

„Gute Nacht, Jan!"

„Schlafen Sie wohl, träumen Sie süß, gute Nacht, Herr Benjamin!"

Ich ging auf meine Stube, verband meine Wunden und legte mich auf das Bett. Kein Schlaf kam über meine Augen, ich dachte nach. Mit dem ersten Morgengrauen war mein Entschluß festgestellt. Ich war gesonnen, dieses Haus für immer zu verlassen.

Vor Allem setzte ich mich zu Tische und schrieb einen Brief an Feige Rachel. Was ich ihr in diesem Briefe sagte, kann ich nicht mehr denken. Genug, es war ein Erguß verschmähter Liebe und beleidigten Ehrgefühles, und ein Adieu — auf ewig. Dann packte ich meine Habseligkeiten zusammen und suchte meinen Vetter auf. Er erstaunte, daß ich ihn ohne ein Warum und Wofür verlassen wollte.

„Aber wohin wirst Du gehen, dummer Junge? Glaubst Du, es werden Dir anderswo gebratene Tauben in den Mund fliegen?"

„Ich will in die Welt hinaus, will mein Glück versuchen, hier bleibe ich doch nichts weiter, als der Helfer, und dessen bin ich herzlich satt."

„So gehe meinetwegen wohin Du willst, ich werde Dich nicht stören, aber bleibe wenigstens einige Tage noch, bis ich mir einen anderen Schreiber aufgesucht."

„Gut."

Jan besorgte den Brief an Feige Rachel und übergab mir des anderen Tages ihre Antwort. Es ist das dieses Schreiben, welches ich im Waggon verloren habe, und das noch immer ungeöffnet ist, ich habe keine Lust, es zu lesen.

„Sie wollen uns verlassen", fragte Jan mit trauriger Miene, „und lassen das Fräulein im Stich? Nicht gut von Ihnen, aber es schadet doch nicht, Ehen werden im Himmel geschlossen, sagt das Sprüchwort, Ihr werdet Euch wiederfinden, das sagt Jan, der dumme Jan, und er wird Eure Hochzeit mitfeiern, so Gott will!"

Nach zwei Tagen nahm ich Abschied von Korytow. Vetter Leon gab mir einiges Geld und küßte mich. Muhme Sabina gab mir eine Reisetasche mit sechs Hemden und Proviant für die Reise und berührte meine Stirn mit ihren Lippen, Fräulein Fancia gab mir nichts, als einen Blick, in welchem eine kleine Thräne glänzte — ich weiß nicht, ob die des Bedauerns, oder der Freude über mein Scheiden.

* * *

Der junge Mann war mit seiner Geschichte zu Ende. Sie hatte Eindruck auf mich gemacht und erweckte mein Interesse in hohem Grade. Ich bat ihn, er möge noch den Brief lesen, den das Mädchen an ihn schrieb, und der noch immer ungeöffnet in seiner Tasche ruhte.

„Vielleicht", sagte ich, „steckt ein Trost hinter dem Siegel, das Sie

Digitized by Google

nicht brechen wollen, und des Trostes sind Sie bedürftig, denn ich merke, daß Sie Ihre Schülerin noch immer lieben."

„Ja, ja, ich liebe sie unendlich! Sie wissen bereits Alles, und es wäre unklug vor Ihnen, gleichgültig erscheinen zu wollen, während ein unbändiger Schmerz mein Inneres durchwühlt. Ich liebe sie, wenn sie es auch nicht verdient, und werde in Glück und Unglück ihrer niemals vergessen."

Er öffnete den Brief und las. Eine Zähre rollte in seinem Auge auf das himmelblaue, goldgeränderte Papier.

„Er soll ein Trost mir sein, ein wirklicher, wohlthuender Trost, dieser Brief ", sagte er, „hier lesen Sie."

Der Inhalt des Briefes lautete:

„Lieber Benjamin!

„Als ich auf dem Teufelsstein weilte, schickte Dich meine Mutter, um mich aufzusuchen. Du hast es gewagt, uns zu belauschen, gut, Du hast Dein Urtheil gehört. Ich will es nicht wiederholen, doch sagen muß ich Dir, daß nun Alles unter uns gebrochen. Wir sind keine Kinder mehr! Vergiß die Vergangenheit, und wohin Dich Dein Weg führt, sei glücklich! F. G."

„Nun, was sagen Sie?"

„Was ich sage? Dasselbe was der Brief sagt. Vergessen Sie die Vergangenheit!"

Wir gingen auf den Bahnhof und reisten bald ab. In Wien angekommen, ging ich gleich daran, die Angelegenheit meines Reisegefährten in Ordnung zu bringen. Ich hatte Glück, und Herr Garfein wurde anderen Tages in einem Bankgeschäft angestellt. Er war außer sich vor Freude und küßte meine Hände.

„Nun aber muß ich Sie verlassen", sagte ich. „Ich habe noch Vieles zu besorgen, dann reise ich nach der Schweiz, wo ich wahrscheinlich den Winter über verweilen werde. Auf der Rückreise sehen wir uns wieder. Leben Sie wohl!"

Wir schieden.

Ein Jahr war vorübergegangen.

Wichtige Familienangelegenheiten riefen mich dringend und unvermuthet in die Heimat. An einen Abstecher nach Korytow war jetzt nicht zu denken, ich mußte die Sache auf eine günstigere Gelegenheit verschieben. Ich hatte mit mir selber so viel zu schaffen, daß ich meinen Freund Garfein beinahe vergaß.

Eines Tages erhielt ich einen Brief von ihm. Er erkundigte sich vor Allem über Korytow. Dann machte er mir bekannt, wie es ihm immer besser gehe, wie er jetzt in einem der größten Häuser Wiens arbeite und sich einige hundert Gulden erspart habe, wie er anfange, auf der Börse kleine Versuche zu wagen, und immer vom Glück begünstigt werde. Er sei glücklich und zufrieden, nur die Ungewißheit über Feige Rachel quäle ihn und gäbe ihm keine Ruhe im Wachen und im Träumen.

Ich ließ diesen Brief unbeantwortet, denn ich wußte bis jetzt nichts Besonderes zu berichten.

Wieder ging eine ziemlich lange Spanne Zeit vorüber. Da, von ungefähr, begegne ich meinem alten Freund Zaleski in Lemberg. Wir

hatten uns viele Jahre nicht gesehen und bewillkommneten uns herzlich. Er blieb einige Tage da und hatte Muße genug, mir über das weitere Ergebniß der Geschichte in Korytow Rede zu stehen.

Ich will sie hier ausführlich wiedergeben.

* * *

Herr Leon Goldhammer war ein Mann, der sich eine Ehre daraus machte, wenn er von seinen christlichen Mitbürgern angeredet, geschweige geduldet und noch mehr, freundschaftlich behandelt wurde. Er verlor lieber etwas, oder ließ sichs einige Hundert Gulden kosten, daß er nur ebenbürtig erscheinen und ein honnetter Mensch genannt werden sollte. Galt es eine Collecte zu irgend einem wohlthätigen Zwecke, gab es eine Kirche zu restauriren, oder eine neue Glocke anzuschaffen, kam ein verarmter Edelmann oder ein polnischer Veteran und bat um Unterstützung, Leon Goldhammer öffnete immer willig seinen Beutel und gab.

Dies that zwar seiner Tasche wehe, aber er hielt viel auf Ehre und verschmerzte den Verlust. Auch Madame Sabine war nicht schmutzig, natürlich nur der noblen, reichen Herrschaft gegenüber. Wo anders feilschte sie um den Kreuzer, als wäre sie auf dem Trödelmarkte aufgewachsen.

Herr Wladyslaw besuchte die Pächterfamilie Tag für Tag. Er quittirte seinen Officierscharakter und wollte in die Fußstapfen seines Vaters treten, nämlich ein tüchtiger Landwirth werden. Jeder sah, daß das schöne Fräulein Fancia die Ursache dieser Wendung war. Der junge Mann schwärmte für die schöne Jüdin und gab seine Liebe so auffallend, so augenscheinlich kund, daß bereits Alles um das zarte Verhältniß des Pärchens wußte. Die christlichen Eltern brummten: „Eine Jüdin, eine Heidin! Wie wird das enden! Die jüdischen Eltern murrten: „Ein Christ, ein Goj! Was kann daraus werden!"

Ja, wenn sie sich taufen ließe! Schön ist sie, einige Bildung besitzt sie; wir wollen unser Kind glücklich wissen und Nachsicht üben.

Ja, wenn er ein Jude würde! Einen großartigen Titel hat er, reich ist er, o die große Ehre, die große Ehre! Aber daran ist nicht zu denken, daraus wird nichts, es ist unmöglich, unmöglich — st! nicht denken daran." So meinten die Eltern.

Leon Goldhammer blieb trotz seiner Modernisirung seinem Glauben nicht gänzlich untreu. Er betete, wenn auch nicht täglich, so doch jeden großen Feiertag und hatte eine erkaufte Stelle in der Synagoge des nächsten Städtchens. Er begab sich eines derartigen Tages dorthin und wurde da von den Juden förmlich bestürmt.

„Herr Leon, Reb Leib, Reb Leibisch, schöne Geschichten erzählt man von Eurer Tochter. Sie hat sich verliebt in den Sohn des Gutsherrn, in einen Christen, und Ihr duldet das und schickt sie nicht weit weg von hier. Ihr tragt den Tales und küßt die Mesise, und laßt Euer Kind von einem Goj verführen? Schön! Schämet Euch! Wir werden Euch den Zutritt zu diesem heiligen Orte verweisen, wenn Ihr uns nicht versprecht, Euer Kind von dem verbotenen Wege abzulenken!"

Herr Leon stand da wie vom Schlage gerührt. Er konnte kein

Digitized by Google

Wort zu seiner Entschuldigung erwiedern, denn leider verhielt sich die Sache in Wirklichkeit so, und die Rüge war verdient.

„Aber wenn er unseren Glauben annähme", wendete er ein, „wenn er — —"

„Auch dann nicht, auch dann nicht! Aus einem Christen wird niemals ein wahrer Jude, wir haben Beispiele genug. Der Fabrikantensohn aus Lemberg ist auch ein Jude geworden, aus Liebe zu einer schönen Tochter Zions, aber ist er denn ein Jude wie er sein soll? Er macht was er will und nicht was das Gesetz vorschreibt. O, solche Juden brauchen wir nicht!"

Herr Leon Goldhammer versprach Alles zu thun, was ihm vermöge seiner väterlichen Autorität zu Gebote stehen wird, und betete sein Gebet ungestört ab. Mürrisch und verstimmt kehrte er nach Hause zurück.

* * *

Auf dem gutsherrlichen Schlosse herrschte großer Kummer. Der Sohn des Hauses, Herr Wladyslaw von Raczinski lag seit zwei Wochen krank darnieder. Die Liebe macht krank und gesund, je nach Umständen. Ihn machte sie krank, denn die Geliebte seines Herzens mußte ihn meiden.

Trotz des Pantoffels der Madame Sabine blieb der Befehl des Herrn Leon berücksichtigt. Das Mädchen erhielt Hausarrest und durfte sich weder in Gesellschaft, noch im Freien blicken lassen. Nur verstohlener Weise wechselten die Liebenden kleine Briefchen mit einander, diese jedoch enthielten so wenig Hoffnung auf die glückliche Erfüllung ihres Hoffens, daß der Zustand des Kranken sich mit jedem Tage verschlimmerte.

Zu Ehren des jungen Mannes sei gesagt, daß er seine Auserwählte wirklich liebte, und ganz ehrliche Absichten hegte. Die ganze Gegend sprach von dieser Liebe. Der Arzt erklärte, daß hier keine Medicin Hülfe leisten kann, denn derlei Krankheiten pflegen nur einer wohlbestellten Hochzeit zu weichen.

Was war zu thun?

Eine Deputation, bestehend aus Herrn von Raczynski und seiner adeligen Ehehälfte, machte sich auf den Weg, um bei dem jüdischen Gutspächter um die Braut zu werben. Welche Erniedrigung! Aber noch ärger, tausendmal ärger, welche Schmach! Sie kamen unverrichteter Sache zurück.

Herr Leon hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, auf seinem Willen zu beharren, und stand da wie ein Eichenbaum, fest und unerschütterlich.

„Ich lasse mein Kind nicht taufen", sagte er, „und käme der heilige Erzengel Gabriel vom Himmel herunter. Machen Sie mit uns was Sie wollen, jagen Sie uns fort, werfen Sie uns hinaus — ich lasse mein Kind nicht taufen!"

Wladyslaw erwartete seine Eltern und las von ihren Gesichtern die unerfreuliche Botschaft.

„Man will mir die Fancia nicht geben? Ich habe es geahnt. Ihr seid schlechte Brautwerber, meine lieben Eltern. Ich will mein Glück

allein versuchen, Ihr werdet sehen, daß ich froh und glücklich zurückkehren werde."

„Wage Dich nicht aus dem Bette, theurer Sohn, Du bist krank Du kannst Dich erkälten."

„Ich werde gesund werden! Ich bin Soldat. Genug des entnervenden Bettliegens, genug des trüglichen Harrens und Hoffens, das mich zu einem Schwächling gemacht hat!"

Er stand auf und ließ sich in seine volle Uniform kleiden, als gelte es eine solenne Militärparade mitzumachen.

„Lebe wohl, Mutter, aufs Wiedersehen; Vater, wünschet Glück Eurem Sohn."

„Säume nur nicht lange, es ist kühl, schone Dich!"

Der Ulanenlieutenant ließ sich beim Herrn Goldhammer anmelden und wurde in dessen Salon empfangen.

„O, schon gesund, Herr Lieutenant? Gott Lob und Dank, daß wir Sie sehen!"

Diese Worte strömten dem Eintretenden entgegen, doch die Art und Weise, wie sie ausgesprochen wurden, straften den Sprecher Lügen. Man nahm Platz.

„Meine Eltern waren heute hier?"

„Ja, Herr Lieutenant."

„Sie haben ihre Brautwerbung abgeschlagen?"

„Ja, Herr Lieutenant."

„Sie wollen mich also nicht Ihren Schwiegersohn nennen?"

„Es thut uns leid, ungeheuer leid, bedaure lebhaft — eine große Ehre für uns, aber die Umstände, der Glaubensunterschied verbieten diese Verbindung. Unsere Tochter ist uns zu lieb und zu theuer, als daß wir sie taufen ließen."

„Ich soll also Jude werden?"

„Wenn Sie sich dazu entschließen könnten, Herr Lieutenant —"

„Sie rathen mir dies, Herr Goldhammer? Bedenken Sie auch, was dann aus mir würde! Sagen Sie frei heraus, wäre Ihnen nicht auch lieber, als Christ geboren zu sein?"

„O ja, gewiß, Herr Lieutenant! Aber man muß auch etwas opfern, wenn man glücklich werden will."

„Doch nicht seine Ehre! Ein Christ verliert durch diesen Schritt seine Ehre, denn er wird verachtet, verpönt und verspottet. Nicht nur von seinen ehemaligen Glaubensbrüdern, auch Juden, geborene Juden, nennen ihn einen Narren und lachen ihn aus. Beispiele haben es bewiesen. Habe ich nicht Recht?"

„Sie haben Recht für sich, ich habe Recht für mich."

„So lassen Sie uns eine Civilehe schließen."

„Daß Sie meine Tochter gleich einer Magd wegjagen, wenn es Ihnen beliebt? O nein, o nein! Solche Kebsehen binden nicht. Diese neuen Erfindungen sind nicht geeignet, Menschen glücklich zu machen!"

„Sie wollen also durchaus nicht?"

„Ich will — ich will, aber es geht nicht, bei Gott, es geht nicht, es ist unmöglich!"

„Lassen Sie gefälligst Ihre Tochter rufen. Ich will den Korb aus

Digitized by Google

ihren eigenen Händen empfangen. Ich will von ihrem eigenen Munde das verdammende Wort hören."

„Meine Tochter ist unwohl, sie liegt zu Bette. Mein Gott, lassen Sie uns in Ruhe, Herr Lieutenant!"

Der Officier flammte auf, er verlor die Geduld. Er schlug mit dem Säbel auf den Fußboden, daß das ganze Gemach laut erdröhnte.

„Ihre Tochter ist gesund! Lassen Sie sie kommen, oder —, dies wirkte. Herr Goldhammer ging und kam gleich darauf mit seiner Frau und Tochter zurück.

„Ich habe jetzt bei Ihrem Vater um Sie gefreit, Fräulein Fancia. Reichen Sie mir Ihre Hand."

Sie that es ohne Sträuben.

Er preßte die Hand an seine Lippen und eine Thräne fiel aus seinen Augen auf sie herab.

„Diese Hand soll also mir nicht gehören? Sagen Sie es, ich beschwöre Sie darum. Ja oder nein!"

Sie zitterte und gab keine Antwort. Die Augen des Vaters sprühten Funken.

„Sie haben also nicht den Muth, Ihren Eltern gegenüber zu gestehen, daß Sie mich lieben? Fancia, theure Fancia!"

„Ich liebe Sie", lispelte sie kaum hörbar, „aber — es ist umsonst!"

Er ließ ihre Hand sinken, griff in die Brusttasche und holte einen Revolver hervor.

„Herr Goldhammer, ich habe Ihrer Tochter geschworen, daß ich mir das Leben nehmen werde, wenn mein Wunsch, sie zu ehelichen nicht zur Erfüllung käme. Ich bin ein Edelmann und verabscheue jede Lüge. Ich werde mein Wort halten!"

„Herr Lieutenant, sein Sie vernünftig! Machen Sie sich und uns nicht unglücklich. Schlagen Sie sich dieses Mädchen aus dem Kopfe, es ist einmal nicht ihre Bestimmung, eine adelige Frau zu werden. Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie bei dem Wohl Ihrer Eltern, ich flehe Sie an, lassen Sie uns in Frieden, rauben Sie uns nicht unsere Ruhe!"

Der junge Mann wechselte einen furchtbaren Blick mit dem bedauernswerthen Mädchen und stürzte fort.

„Waj geschrien, waj geschrien!" schrie die Mutter und riß sich ihre frisirten Haare aus.

„Was wird da werden, was wird da sein!" klagte und stöhnte der Vater. „Was haben wir erlebt, was sollen wir machen?! — Und er kann es thun, er kann es thun! Er ist ein Christ, er hat Muth, er versteht keinen Spaß! Ich will keinen Mord, um keinen Preis! Feige Rachel, laufe ihm nach, schnell, geschwind, so schnell Du kannst! Er soll Dich nehmen, er soll Dich taufen, er soll Dich fressen, er soll mit Dir machen, was er will, laufe — eile, eile!"

Das Mädchen erhob sich.

Da, gerade unter dem Fenster, in der schattigen Epheulaube, wo sie o oft gesessen, fiel ein Schuß.

Sie sank mit einem gellenden Schrei auf den Stuhl zurück und fiel ohnmächtig nieder.

Die Eltern stürmten hinaus auf den Ort des Schreckens.

Digitized by Google

VI.

Der Schluß der Geſchichte in Korytow iſt kurz.

Herr Wladyslaw ſtarb nicht. Die Kugel durchbohrte zwar ſeine Bruſt, blieb aber in dem hintern Rippenfleiſche ſtecken. Der Arzt zog ſie kunſtgeübt heraus und rettete dem jungen Mann das Leben. Lange ſchwebte er in Todesgefahr und gelangte nur langſam wieder zur Geſundheit.

Aber der große Blutverluſt hatte ſein Feuer gedämpft, ſeine Liebe verlöſcht, ſein Herz kalt und gefühllos gemacht. Als er wieder gehen konnte, war von der jüdiſchen Pächterfamilie keine Spur mehr in Korytow vorhanden, und das war ihm ſo ziemlich gleichgültig. Wie doch der Menſch ſich ändern kann! Herr Goldhammer ließ Alles im Stiche und reiſte ab. Viel ſoll er nicht mitgenommen haben, denn ſeine noble Lebensweiſe und ſeine Freigebigkeit hatten ſeinen früheren Wohlſtand untergraben. Er verkaufte einige hundert Säcke Getreide, die er noch ſein Eigen nannte, rechnete mit dem Gutsherrn ab und verſchwand mit Frau und Tochter.

Niemand wußte, wohin er ſich begab.

* * *

Ich benachrichtigte nun Garfein von Allem, was er ſo ſehnlich wiſſen wollte, und da ich keine Briefe mehr von ihm erhielt, verſchwanden er und die Begebenheit in Korytow gänzlich aus meinem Gedächtniß. Ich verließ meine Vaterſtadt auf lange Zeit. Als ich wieder heimkehrte, kam mir Alles verändert vor; die Menſchen, die Sitten, die Straßen und die Häuſer. Ich fühlte mich fremd und ſchlenderte in den Gaſſen herum, um einen alten Freund oder Bekannten zu finden.

Da zog meine Aufmerkſamkeit ein großes Schild mit goldenen Buchſtaben über einer netten Specereihandlung auf ſich. Die Aufſchrift lautete:

„Benjamin Garfein."

Dieſen Namen hatte ich irgendwo gehört, er kam mir ſehr bekannt vor. Ich blieb ſtehen und kramte in meinem Gedächtnißkaſten herum. Endlich, nach langem Sinnen, erinnerte ich mich an den geweſenen Helfer, den jungen Mann, der ebenſo hieß, an die Begebenheit in Korytow, an Alles.

Aber er war ja in Wien, vielleicht iſt es nur ein Namensvetter. Ich muß mir Gewißheit verſchaffen. Ich trete ein. Hinter dem Ladentiſche ſitzt eine ſchöne, junge Frau, im Hintergrunde macht ſich ein ältlicher Mann zu ſchaffen.

„Mit was kann ich dienen?"

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Garfein zu ſprechen?"

„Nein, er iſt in der Stadt, wird aber bald kommen. Gedulden Sie ſich einige Minuten."

„Sie ſind wohl die Gemalin des Herrn Garfein?"

„Ja, mein Herr.

Ich ſetzte mich nieder und wartete. Nicht lange währte es, da öffnete ſich die Thür und ein anſtändig gekleideter Mann trat herein. Es

Digitized by Google

war wirklich mein alter Bekannter. Gleich hatte er mich erkannt, flog auf mich zu und umarmte mich wie einen Bruder.

„Feige Rachel, meine liebe Frau, hier stelle ich Dir den Herrn . . . vor, meinen Freund und Wohlthäter, dem ich mein Glück zu verdanken habe."

Also sie war es wirklich, Fräulein Fancia, jetzt des armen Benjamins Gattin! Der alte Jan hat also richtig und wahr prophezeit, aber die Hochzeit hat er doch nicht mitgefeiert, denn bald nach Herrn Leons Abreise ereilte ihn der Tod.

Nun kamen Fragen und Antworten an die Reihe, die ich hier wiederzugeben für überflüssig halte.

„Kommen Sie in unsere Wohnung, sehen Sie sich unsere Kleinen an. Wir sind glücklich und zufrieden, es hat sich Alles gut gewendet."

Herr Garfein erzählte nun, wie er meinen Brief erhalten und von einer drückenden Herzensangst befallen wurde.

„Ich habe", sprach er, „auf der Börse gut speculirt, und einige tausend Gulden waren bereits mein Eigenthum. Sie sind jetzt in Armuth, dachte ich, ich kann sie unmöglich der Noth preisgeben. Ich muß zu ihnen, um sie zu trösten und ihnen vergelten, was sie an mir armen Waise Gutes gethan. Ich ließ es mich kosten, forschte unermüdet nach und erfuhr endlich ihren Aufenthalt. Sie waren in Lemberg. Mein Vetter fand noch keine Beschäftigung und lebte kümmerlich von heute auf morgen.

Als ich in das einzige Zimmer eintrat, welches die Familie jetzt bewohnte, hat man mich nicht erkannt. Man fragte, wen ich suche. Feige Rachel saß in einem Winkel beim Fenster und nähete emsig. Sie war bleich und abgemagert; ich habe nicht gedacht, sie so verändert wieder zu finden.

„Ich suche Reb Leib Goldhammer aus Korytow", sagte ich im jüdischen Jargon mit unveränderter Stimme.

Vetter und Muhme sahen mich mit großen Augen an und maßen mich vom Kopf bis zu den Füßen. Feige Rachel ließ ihre Arbeit ruhen und wurde roth wie Purpur. Alle schwiegen und begafften mich.

„Nun", fragte ich weiter, „ist Niemand da, der mir Auskunft über Reb Leib Goldhammer aus Korytow und seine Familie geben kann?"

„Benjamin, Du bist es. Ich habe Dich gleich erkannt!" sagte Feige Rachel.

„Was? Das ist Benjamin, unser Benjamin, so ein feiner Herr! Wie kann das sein, wie ist das möglich? Nein, nein, wir täuschen uns, aber doch die Stimme, die ähnliche Stimme!"

„Ja, ja, ich bin Benjamin, der Helfer! Gott hat mir geholfen und ich komme, Euch zu helfen. Ich weiß bereits Alles was geschehen ist und freue mich herzlich, daß ich in der Lage bin, meine Dankbarkeit an den Tag legen zu können!" Vetter und Muhme fielen mir um den Hals und umarmten mich zärtlich. Feige Rachel saß unbeweglich in ihrem Winkel.

„Und Du bewillkommnest mich nicht, theures Schwesterchen?"

„Du grollst mir nicht, Benjamin?"

„Nein, bei Gott, nein."

„Und der Brief, der Brief?"

Digitized by Google

„Ist vernichtet."

„Du verzeihst mir, Benjamin?"

„Ich habe nichts zu verzeihen, Theuerste!"

Sie sank in meine Arme.

Ich küßte ihren Mund, die Eltern sahen uns mit freudiger Miene zu. Noch denselben Abend feierten wir unsere Verlobung. Bald darauf wurde Feige Rachel meine Gattin. Mein Glück war erreicht. Ich errichtete mir eine Handlung und nahm ihre Eltern zu mir.

Mit vereinten Kräften arbeiten wir nun Alle, das Geschäft ernährt uns und diese Häuslichkeit ist unser Eigenthum."

„Das freut mich ungemein, Herr Garfein", sagte ich. „Ich gratulire Ihnen von Herzen zu Ihrem Wohlstand. Aber, wenn ich fragen darf, sind Sie auch hier", — und ich deutete auf die Stelle links auf der Brust — „zufrieden, ruhig und glücklich?"

„Gottlob, auch hier. Sie erwiedert meine Liebe im vollen Maße. Sie war verblendet, es war nicht ihre Schuld. Ich habe noch keinen Augenblick unsere Verbindung bereut."

Frau Garfein trat ein.

Sie bückte sich über den Stuhl ihres Gatten und küßte ihn zärtlich auf die Wange.

„Das Essen ist bereit, Benjaminchen. Zu Tische, meine Herren."

„Nun glauben Sie es?"

„Ich glaube!"

Digitized by Google

Der Schiffbruch des Camoëns.

Von **Johannes Proelß.**

Zum Himmel sprüht der Gischt der irren Wogen,
Die wild emporgewühlt des Sturmes Wuth,
Und schwankend, seiner sichern Bahn entzogen,
Erliegt das Schiff der ungestümen Flut.
Mit lautem Krachen Raa'n und Masten splittern,
Des Schiffes Fugen schwer bedrängt erzittern,
Im Wellentanz geschleudert hin und her,
Als wärs ein schwacher Nachen, leicht und leer.

„San Elmo, hilf! Erlös uns vom Verderben.
Errette uns! Schon sinkt das Schiff mit Macht!
So nah der Küste sollen hier wir sterben?
So nah dem Tage droht uns Todesnacht!"
Bang tönet so der Leute lautes Klagen,
Die hast'gen Griffes zu den Booten tragen
Von ihrem Gut, so sehr der Bootsmann schilt,
Daß jetzt zu retten es das Leben gilt.

Nur Einer regt sich nicht. Hoch aufgerichtet
Steht an den Vordermast er stumm gelehnt.
Hofft er, daß sich das grause Chaos lichtet?
Steht müßig er, weil er den Tod ersehnt?
Nein, schmerzlich zuckt's in seinen edlen Zügen,
Als ob auch ihm in Furcht die Pulse schlügen . . .
Und doch, so sieghaft glänzt sein Aug' zugleich
Als sei er König in des Sturms Bereich.

Ja, wie entzückt lauscht er den wilden Lauten,
Sieht er dem grausen Schauspiel sinnend zu;
Als ob sie süße Kunde ihm vertrauten,
Als brächte erst der Sturm dem Herzen Ruh.
Er höret nicht den Schrei der Schiffsgenossen,
Die mit den Booten in die Tiefe schossen —
Vergessend die Gefahr, sein Todesloos,
Ruft jauchzend er: „O Meer, wie bist Du groß!

„So schaute Dich mein Geist, da in Gesichten
Er uns'rer Helden kühne Fahrt durchlebt,
Der ausgeströmt in jubelnden Gedichten
Was mir als Athem in der Seele bebt:
Die Liebe zu dem Volk der Lusitanen,
Zu uns'res Reiches thatenkühnen Ahnen —
Die Liebe — wie Du selbst — stark, wild und hehr —
Zu Dir, Du wunderreiches, großes Meer.

„Dich liebt ich schon als Knabe, da den blauen
Abglanz des Himmels ich in Dir erschaut,
Als ich vernahm, wie Du den kühnen, schlauen
Vasco auf seinen Zügen stets vertraut;
Dich liebt ich, als an meines Vaters Seite
Ich selbst neugierig prüfte Deine Weite,
Als Du in Freundschaft unser Schiff gelenkt,
Und uns im Kampfe schönen Sieg geschenkt.

„Und als mein Herz, vereinsamt und verlassen,
Bei Menschen Liebe nicht für Liebe fand,
Als, ein Verbannter — ich — durch Feindes Hassen,
Hinschmachtete auf Chinas ödem Strand —
Du bliebst mir treu, aus Deinem Rauschen tönte
Mir milder Klang, der mich der Welt versöhnte,
Aus Deiner Rhythmen hehrer Melodie
Vernahm den Wohllaut ich der Poesie.

„Wie Aphrodite Deinem Schaum entstiegen,
Ging mir der Schönheit Wesen durch Dich auf,
Ich schaute, wie bei meiner Helden Siegen
Dein holdes Kind geregelt ihren Lauf.
Und liebte Dich nur heißer stets je länger:
So kürtest Du mich selbst zu Deinem Sänger . . .
Willst Du verderben nun in öder Nacht
Das hohe Lied von Deiner Schönheit Pracht?

„Doch nein! Wohl sinkt das Schiff, das führerlose,
Langsam hinab ins nasse Wellengrab,
Doch sanfter dünkt mich schon des Sturms Getose:
Es sei gewagt! Hervor mein Gut und Hab',
Mein Alles, was im Schiffbruch meines Lebens
Ich mir gerettet, — nimmermehr vergebens! —
An meinem Herzen trug ich Dich bisher —
Jetzt, Meergesang, wirf Dich ans Herz dem Meer.

„Gruß, holdes Zeichen! Flagge meines Landes,
Du schütze vor dem Wasser meinen Sang,
Komm, hilf, daß in den Blättern dieses Bandes
Dein Ruhm erklinge manch Jahrhundert lang.
Und nun lebwohl, mein Schiff, wir müssen scheiden.
Dich rettet nichts, Du mußt den Tod erleiden,
Indessen mir am Ost die Rettung tagt —
Heil Dir mein Lied! Hinab! Es sei gewagt!"

Und plötzlich wie mit Purpur überflutet
Leuchtet das Meer im Morgensonnenstrahl,
Die Wolken fliehen rosig angeglutet,
Es ebnet sich der Wellen Berg und Thal.
Die Bahn erhellt vom jungen Tagesschimmer,
Zertheilt mit rüst'gem Arm die Flut der Schwimmer,
Indeß die Linke hoch ins Sonnenlicht
Empor hält, fest und sicher, sein Gedicht.

Ihm ist, als werd' er sänftiglich getragen
Von jener Nymphen lichtumflossner Schaar,
Die siegreich einst der Winde Heer geschlagen
Als Vasco mit den Seinen in Gefahr.
Sie tragen ihn an's Land, der wie im Traume,
Und vor ihm auf taucht aus dem Meeresschaume
Der Schönheit Göttin, die den Schläfer weiht
Lind mit dem Kusse der Unsterblichkeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Phariſäerthum der Sittlichkeit,

oder

Dem Unreinen iſt Alles unrein.

Eine Randgloſſe zum Geſellſchaftsleben.

Keine Mißgeburt der falſchen Sitte drängt ſich in Deutſchland ſo unangenehm dem vorurtheilsloſen menſchlich freien Auge auf, wie die Prüderie. Den Irrwegen dieſer geſellſchaftlichen Paraſitin und Phariſäerin der Sitte nachzugehen, erſcheint uns gegenüber der immer mehr um ſich greifenden Unwahrheit unſeres geſellſchaftlichen Verkehrs verdienſtlich und wir glauben jenen Zweck am beſten zu erfüllen, wenn wir berufene literariſche Stimmen als Heerrufer im Streit in die Arena eines Kampfes führen, der von jeher immer dann ausgefochten wurde, wenn die Zeit zu Unnatur und heuchleriſcher Unwahrheit des geſellſchaftlichen Empfindens und Gebahrens reizte.

Wir laſſen zunächſt die Stimme Ernſt Eckſteins ſprechen, der in ſeinen „Satiriſchen Zeitbildern“ die Herrſchaft der Prüderie folgendermaßen geißelt. „Ueber dem Sopha meines Arbeitszimmers“, ſchreibt der ſcharfblickende, geiſtvolle Beobachter, „hängt in reizender photographiſcher Nachbildung das berühmte Gemälde Tizians, das man früher als die irdiſche und himmliſche Liebe bezeichnete, neuerdings aber als Liebe und Sprödigkeit ausdeutet. Zwie herrliche Frauengeſtalten, die eine in faltenreicher Gewandung, die andere völlig nackt, lehnen am Rande eines Sarkophags, der als Brunnen dient. Die Liebe, in der Linken die Lampe mit der heiligen Flamme emporhebend, ſucht die Sprödigkeit zu überreden. Dieſe aber, in ſich ſelbſt verloren, ſtarrt träumeriſch in die Weite und ſcheint von dem, was die Liebe flüſtert, nur den Klang, nicht den Sinn zu vernehmen. Das ganze Gemälde iſt ſo rein und edel gehalten, daß mir der Gedanke, es könne die deutſche Prüderie in dieſem köſtlichen Zimmerſchmuck etwas Verletzendes finden, ſo ferne lag, wie dem Künſtler ſelbſt, der frei von Koketterie, aber auch frei von Befangenheit, das auf die Leinwand zauberte, was ſein ſchönheitstrunkenes Auge geſchaut und begriffen hatte.

Der Beſuch zweier Damen, Mutter und Tochter, belehrte mich, daß meine Naivetät ſich grimmig verrechnet hatte. Die Auerbach'ſche Walpurga, die ſich beim Anblick der Milaniſchen Venus mit einem entrüſtungsvollen „Pfui Teufel!“ abwendet, hat ſelbſt unter den Damen der ſogenannten gebildeten Stände ihre Geſinnungsgenoſſinnen, nur mit dem Unterſchied, daß ſich hier die verſtändnißloſe Engherzigkeit minder draſtiſch äußert und oft nur aus kleinen, unſcheinbaren Zügen hervorleuchtet. Die beiden, im Uebrigen durchaus achtungswürdigen Salondamen hüteten ſich natürlich vor jeder poſitiven Kritik: ſie machten ihrer gepreßten Empfindung weder durch moraliſirende Redensarten, noch durch unwillkürliche Interjectionen Luft; aber die peinliche Befangenheit, die ſich in ihren ſonſt ſo weltklugen Geſichtern malte, ſtimmte mich faſt beklommener, als ein Ausruf im Stile der plumpen, ehrlichen Königsamme. Weder die mater pulchra noch die filia pulchrior war befähigt, den Gedanken des Künſtlers auch nur halbwegs auf ſich wir-

ken zu lassen. Die Thatsache, daß ein weibliches Wesen, mochte es selbst nur in der Photographie sein, den sittlich empörenden Verstoß beging, sich ohne Kleider in dem Arbeitsgemach eines Mannes herumzutreiben, raubte ihnen völlig das seelische Gleichgewicht. Ja, ich merkte an einem eigenthümlichen Zucken, das um die Nasenflügel der Mutter spielte, daß sie hier nicht nur durch den objectiven Thatbestand ernstlich verblüfft wurde, sondern daß ihr behende arbeitendes Gehirn aus diesem Thatbestand Schlüsse zog auf meine sittliche Weltanschauung und auf die praktische Moralität meines Lebenswandels.

Goethe spricht in einer bekannten Stelle seiner Schweizerreise die bedeutsame Wahrheit aus, daß uns die eigentliche Schönheit des menschlichen Leibes im Laufe der Jahrhunderte völlig fremd geworden sei. Wir reden von einem schönen Fuß und denken dabei mehr an den elegant gearbeiteten Stiefel; wir sagen „die schöne Büste", ohne uns klar zu sein, daß wir eigentlich nur das Mieder im Auge haben. Wo uns die Natur wirklich einmal unverschleiert begegnet, da erschrecken wir. Es ergreift uns das Gefühl des Unerlaubten und Frevelhaften; echte Jünglinge von Sais, schauern wir jählings zusammen und bedürfen einer längeren psychologischen Erholung, um wieder für das Alltagsleben brauchbar zu sein.

Ein germanisch blödes Auge
Kann die Sonne nicht ertragen:
Wir bewundern die Natur
Nur in zugeknöpften Kleidern.

Diese Thatsache läßt sich nicht wegleugnen; ja, sie ist selbst begreiflich und im Großen und Ganzen wenigstens gerechtfertigt. Wehe aber dem Thoren, der die Gesetze, wie sie in dem vergänglichen Reiche menschlicher Kleinheit zu Recht bestehen, auf das unvergängliche Reich der Kunst überträgt! Hier ist die Nacktheit, wie Moritz Carrière sagt, Paradiesesunschuld, denn

— jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

In der Theorie wird dies sogar von den Müttern und Töchtern gebildeter Stände bereitwillig zugegeben, in der Praxis aber herrscht nach wie vor die krankhafte Narrheit der Prüderie, deren komische Anwandlungen sich nur da nicht verrathen, wo Klugheit und Tact den Fluch der Lächerlichkeit fürchten.

Die katholische Kirche, die in den Tagen Rafael's nnd Michel Angelo's so groß und liberal dachte, ist neuerdings auf den Standpunkt der modernen Pensionate verfallen. Wie insbesondere Pius der Neunte über die Rechte der Kunst denkt, das beweist die Geschichte der Madonna auf der Säule der unbefleckten Empfängniß.

Als der Papst in seiner rührenden Sorgfalt für die Reinheit der Gottesgeberin jenes wunderbar geheimnißvolle Dogma verkündigt hatte, demzufolge auch die Mutter der Madonna künftighin alle jungfräulichen Ehren genießen sollte, da fühlte er das Bedürfniß, die Erinnerung an seine weltbewegende That durch ein Standbild zu festigen. Man hatte einige

Digitized by Google

Jahre zuvor im Theater des Pompejus eine Säule von außerordentlichen Dimensionen ausgegraben, die vortrefflich geeignet schien, einer Statue als Piedestal zu dienen. Zur Zeit lag der kostbare Fund noch unbeachtet im Hofe des Monte-Cittorio-Palastes; jetzt schien der Augenblick gekommen, das Kleinod zu nützen. Pius der Neunte berieth sich mit seinen Getreuen und genas schließlich des glücklichen Gedankens, die Theatersäule auf dem spanischen Platze aufzustellen, die Basis mit den Bildern der vier Hauptpropheten zu schmücken und oben in schwindelnder Höhe die heilige Jungfrau zu postiren. Die vier Propheten, Moses, Jesaias, David und Hezechiel, sollten zu der Himmelskönigin aufschauen und ein Mienenspiel inscениren, das ungefähr gedeutet werden konnte, wie:

Wir habens ja gleich gesagt!

Die römischen Theologen behaupten nämlich, in den Schriften der genannten Hebräer seien unzweifelhafte Anspielungen auf die **immaculata concezione** vorhanden.

Die Bildhauer der Curie reichten nun ihre Entwürfe ein. Die Propheten wurden genehmigt, obgleich sie jedes künstlerischen Werthes entbehrten; die Madonna dagegen, von einem jungen, sehr talentvollen Deutschen entworfen, wurde für unmöglich erklärt. Der Künstler hatte nämlich eine schöne, jugendliche Gestalt in sehr leichter Gewandung geschaffen. Die Formen des knospenden Körpers waren nur unvollständig gegen die Blicke des Beschauers geschirmt. Pius der Neunte fand die Auffassung des verwegenen Germanen „skandalös" und befahl ihm, der Himmelskönigin augenblicklich mehr Kleider anzuziehen. Der Künstler gehorchte und ließ jetzt nur einen Theil des Nackens entblößt. Seine Heiligkeit betrachtete die Arbeit von Neuem, und von Neuem schüttelte er das apostolische Haupt. Da wagte der Künstler das unvorsichtige Wort: „Ich kann doch die heilige Jungfrau nicht in eine Matratze nähen", und hiermit war sein Schicksal besiegelt. Monsignor Pacca ließ den Gotteslästerer über die Grenze schaffen und engagirte einen der mittelmäßigen Köpfe, die mit der Modellirung der Propheten betraut gewesen. Der neue Scultore entledigte sich seiner Aufgabe mit vollendeter Keuschheit. Er zog seiner Madonna sogar Handschuhe an und verlieh ihren Gesichtszügen den Ausdruck einer ehrsamen Vierzigerin. Jetzt war Pio Nono zufrieden.

Und nun wandle man in den vaticanischen Palast und betrachte sich die Stanzen Rafael's und die sixtinischen Gemälde Michel Angelo's. Diese nackte, kraftstrotzende Eva wurde auf Bestellung eines Papstes gemalt; diese unbekleideten Jünglinge, die beim Brand des Borgo flüchteten, entstanden unter den Augen Julius des Zweiten! Wie sehr ist die heilige katholische Kirche im Laufe der Jahrhunderte herabgekommen!

Daß gerade die Prüderie nicht selten Effekte der Unanständigkeit hervorruft, beweisen die Feigenblätter, mit denen ein großer Theil der vaticanischen Statuen verunstaltet ist. Bei einem provocirenden Antinous oder Meleager mag diese Methode mit Rücksicht auf die vielen Touristinnen einen Schein von Berechtigung haben. Geradezu lächerlich und empörend wirkt die Farce jedoch in der plumpen Anwendung auf die Venusstatuen, bei denen sie einer wirklichen Verunstaltung gleichkommt. Was soll man dazu sagen, wenn man in der Nähe des Braccio

Digitized by Google

Nuovo einer Aphrodite begegnet, die bis beinahe an die Hüften verhüllt, und dennoch fast gewaltsam beblättert ist! Die Geschichte macht den Eindruck, als habe man ein Stück der Gewandung hinweggemeißelt, nur um dieses Symbol der Decenz anbringen zu können! So gewiß die mediceische Venus sittsamer wäre, wenn ihre Hände nicht das bekannte Manöver einer Pseudoverhüllung in Scene setzten, so gewiß erinnert uns bei diesen Venusstatuen im Vatican erst das Feigenblatt an die Thatsache, daß es hier wirklich etwas zu verhüllen gäbe, wenn die Göttin aus Fleisch und Bein wäre. Die Tactlosigkeit übersteigt alle Begriffe.

Eine Geschichte der Prüderie würde zu den interessantesten Aufgaben des Culturhistorikers zählen. Er hätte insbesondere den Nachweis zu liefern, inwiefern die Prüderie einerseits die Kunst und andererseits die echte Moralität geschädigt hat. Stimmungs- und Genrebilder der packendsten Art würden ihm auf jedem Blatt der Profan- und Kirchengeschichte in buntester Auswahl entgegentreten. Von der Statue der Gerechtigkeit am Grabmal Pauls III., die der päpstliche Tugendsinn mit einem Blechgewande bekleidet hat, bis zur Leda Correggio's, die der römische Sohn des Herzogs von Orleans „wegen ihres schamlosen Ausdruckes" bübischer Weise zerschneiden ließ — welche Fülle von Thorheiten, Verirrungen und Vandalismen!

Das viel mißbrauchte Wort: „Dem Reinen ist Alles rein", gilt nirgends so uneingeschränkt, als in der Sphäre der Kunst. Psychologisch zergliedert ist die Prüderie gleich nahe verwandt mit der Sittsamkeit und ihrem diametralen Gegensatze. Jungen, aufblühenden Mädchen, deren Seelenzustände überhaupt an einer glückseligen Verworrenheit leiden, ist sie in den meisten Fällen unbedingt zu verzeihen; aber sie verdient auch hier kaum diesen Namen. Bei einer vollendeten Dame, die Anspruch auf einige Bildung und Lebenserfahrung erhebt, wirkt sie dagegen ebenso lächerlich wie die Naivität, denn sie ist alsdann entweder das Zeichen eines unredlichen, oder eines überaus beschränkten Gemüths. Stellen wir uns ein fünfzehnjähriges Mädchen vor, das in aller Unschuld nach den Geheimnissen des menschlichen Werdens forscht, so werden wir, falls wir nicht gar zu skeptisch angelegte Naturen sind, die Naivetät gelten lassen und die Sache weder anstößig noch abgeschmackt finden. Aus dem Munde einer Fünfundzwanzigjährigen würde uns dieselbe Frage geradezu anwidern. Genau so verhält es sich mit der Prüderie. Ein Kind ist dem Begriff der Kunst noch nicht nahe getreten. Unsere Erziehungsmethode leistet in diesem Punkte nicht das Geringste, und so versteht und verzeiht man. Ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren aber, dem überhaupt Sinn für das Schöne und Höhere innewohnt, muß über die Anwandlungen der Backfischzeit hinaus sein und soviel Achtung vor der Schöpferkraft des Künstlers besitzen, daß sie es gar nicht wagt, an seine Meisterwerke den Maßstab ihrer Salondecenz anzulegen.

Am breitesten macht sich die Prüderie in der Literatur und dem Theater.

Unter allen Thorheiten der literarischen Prüderie ist keine so absurd und lächerlich, als das Eifern der Tageskritik gegen die französischen Ehebruchsdramen. Jeder unfähige Kopf glaubt sich hier berufen,

Digitized by Google

in ſalbungsvollem Phariſäerſtolz die Reinheit und Sittlichkeit der deutſchen Muſe zu verherrlichen und die talentvollſten Arbeiten unſerer transrhenaniſchen Nachbarn mit Koth zu beſudeln. Daß dieſes unlogiſche und empörende Verfahren nach wie vor bei dem deutſchen Familienvater Anklang findet, beweiſt nur, wie tief wir in den Netzen der Eitelkeit und der Verblendung verſtrickt ſind. Der Ehebruch iſt etwas Verwerfliches, darüber herrſcht ſelbſt unter den Freigeiſtern nur eine Stimme. Aber folgt daraus, daß er auch als poetiſches Motiv zu verurtheilen iſt? Der Mord iſt unſtreitig ein weit himmelſchreienderes Verbrechen, als der Ehebruch: gleichwohl nehmen wir an ſeiner künſtleriſchen Verwerthung nicht den geringſten Anſtoß! Jener wohlfeilen Theorie zufolge müßten wir nicht nur jede künſteriſche Verarbeitung eines Mordes, ſondern ſogar den Criminalproceß ſelber für unſtatthaft erklären.

Außerdem kommt noch Folgendes in Betracht: Das verwerfliche Moment beim Ehebruch iſt ein rein geiſtiges, kein ſinnliches: der ſinnliche Vorgang beim Ehebruch iſt genau derſelbe, wie bei der Ehe. Wo der Dichter alſo einfach erzählt oder darſtellt, ohne pathologiſche Detailſchilderungen, ohne Lüſternheit, die ja auch bei der Ausmalung ehelicher Verhältniſſe möglich und dabei ganz ebenſo unkünſtleriſch wäre, da kann nur die einſeitigſte Ungerechtigkeit ſeine Arbeit für unſittlich erklären. Vorausgeſetzt wird natürlich, daß er nicht in tendenziöſer Weiſe für den Ehebruch im Princip eintritt; wohl aber darf er für die Ehebrecherin ſeiner Tragödie die entſchuldigenden Sympathieen des Zuſchauers in Anſpruch nehmen, denn nur ſo iſt die Tragödie möglich. Der definitive Eindruck der dramatiſchen Compoſition wird der ſein: Die Heldin hat ſchwer gefehlt. Wir begreifen Angeſichts der vorwaltenden Verhältniſſe, wie ſie zu Fall kommen konnte: aber als nicht minder naturgemäß und berechtigt erkennen wir auch die zermalmende Kataſtrophe.

Die deutſche Literatur iſt nicht arm an derbſinnlichen Ausmalungen der ehelichen Freuden: die franzöſiſche Ehebruchstragödie behandelt dagegen das Punctum saliens in der Regel nur andeutend. Auf welcher Seite liegt hier nun die plumpe Berechnung auf die rohen Inſtinkte des Pöbels?

Wer die Verletzung der ehelichen Treue aus der Summe der poetiſchen Motive ſtreichen will, der beraubt uns eines der wirkſamſten und intereſſanteſten Probleme des menſchlichen Lebens. Der Poet aber, der ſich von der Urtheilsloſigkeit der Kritik beeinfluſſen und in der Wahl ſeiner Stoffe aus rein äußerlicher Berückſichtigung unſerer Töchterſchulen-Moral beſchränken läßt, begeht ein geiſtiges Unrecht gegen ſich, das ihm Apollo niemals verzeihen wird.

Ich habe oben den Ausdruck Ehebruchsdrama beibehalten, weil er ſeit einiger Zeit in Deutſchland gang und gebe geworden iſt. Streng genommen erſcheint er ebenſo lächerlich und unkünſtleriſch, wie die brandmarkende Tendenz, die ihn erzeugt hat. Wer von Ehebruchsdramen redet, der könnte mit demſelben Rechte von Meineidsnovellen, von Wechſelfälſchungsromanen oder von Körperverletzungshumoresken ſprechen. Hamlet, deſſen Mutter noch kein deutſcher Recenſent als Ehebruchskönigin zu charakteriſiren wagte, obſchon ihre Handlungsweiſe

Digitized by Google

ungleich empörender und moralwidriger iſt, als die ſämmtlicher franzöſiſcher Salondamen, Hamlet, ſage ich, wäre der Held einer Zögerungstragödie, und in Goethes Fauſt hätten wir ein Verführungsdrama zu verzeichnen. Dieſe Heraushebung eines einzelnen Motivs zur Charakteriſirung einer Species, die ſich von der Geſammtgattung durch nichts Weſentliches unterſcheidet, verräth eine bedauernswerthe Verirrung des äſthetiſchen Begriffsvermögens.

Der Deutſche vergißt überdies, daß auch er eine Reihe von Ehebruchsdichtungen beſitzt, die er mit edlem Stolze zu den ſchönſten Perlen ſeiner Literatur zählt. Ich erinnere nur an die Goethe'ſchen Wahlverwandtſchaften. Und liegt nicht ſelbſt der gewaltigen Sage vom trojaniſchen Kriege als leitendes Motiv ein Ehebruch zu Grunde?"

Soweit Ernſt Eckſteins wohl aufzuwerfende Fragen. Aehnlich hat ſich ganz kürzlich Richard Wulckow in der „Deutſchen Leſehalle" über die geſellige Prüderie ausgeſprochen. In einem „Ein Wort über Prüderie" betitelten, ſehr beherzigenswerthen Artikel ſagt er von der Schicklichkeitsidee der heutigen Geſellſchaft:

Dieſe Schicklichkeitsidee, die, codifizirt und zu feinen Gebrauchsanweiſungen für den „Umgang mit Menſchen" verarbeitet, einen ſtattlichen Band repräſentiren würde, iſt thatſächlich zu einem häßlichen Aberglauben geworden und iſt vielleicht ein größerer Feind vernünftiger Wohlanſtändigkeit, als die bloße geiſtloſe Sittlichkeit. Der Genius glücklichen Behagens und heiteren Menſchthums muß erſt aus dieſem Codex recht viele unſinnige Blätter herausreißen, ehe der Menſch wieder lernen kann, die Schrift ſeines eigenen, unverfälſchten Herzens zu leſen und zu verſtehen. Kein Menſch beſtreitet, daß ſich die heutige Geſellſchaft unbefriedigt und unglücklich fühlt, und ſtatt den Gründen dieſes Unbehagens fleißig nachzuſpüren, iſt Jedermann bemüht, daſſelbe mit den unerbittlichen Eigenthümlichkeiten des „eiſernen" neunzehnten Jahrhunderts zu entſchuldigen. „Wir leben zu ſehr nach außen, um uns innerlich mit einander zu beſchäftigen und für einander zu intereſſiren, daher erſcheinen wir kühl und theilnahmslos." Damit beruhigt man ſich. Und doch liegt die Sache ſo ganz anders! Je mehr man nach außen hin ſich zu bethätigen genöthigt iſt, deſto lebhafter wird bei geſunden Naturen das Bedürfniß ſein, im engeren geſelligen Kreiſe die gegönnten Ruheſtunden in heiterer und offener Vertraulichkeit mit ſeinen Freunden zu verleben, die ſteif abgezirkelte Satzung zu verabſchieden und Menſch unter Menſchen zu ſein. Und je lebhafter man dies Bedürfniß in ſeinem Herzen fühlt, um ſo unmuthiger wird man nach „des Tages Arbeit" in die gelangweilten Geſichter der Gäſte blicken, denen die Friſche der Empfindung, die unmittelbare Herzensregung, die innere Nöthigung, ſich behaglich mitzutheilen und ſich zu geben, wie man eben iſt, einfach abhanden gekommen zu ſein ſcheint. Derjenige und ganz beſonders Diejenige, die heute, zumal in ihren jugendlichen Jahren, ſich unbefangen mittheilt, ohne nach links und rechts zu ſehen, gilt der heutigen Geſellſchaft ſofort für unbeſcheiden oder gar „emancipirt". Denn ganz beſonders von den Mädchen verlangt man „Unſchuld" und — Dummheit, die ſich beſcheidentlich und ſorgfältig durch die Geſpräche eines ſogenanngeſelligen Abends durchzuſchweigen verſteht. Jeder friſche, eigene, ja vielleicht ſogar gute Gedanke, der dem jungen Mädchen über die Schwelle

Digitized by Google

des Bewußtseins und über die rothen Lippen springen will, wird von dem drückenden Alp der gesellschaftlichen Regel und unter besonders ungünstigen Verhältnissen von dem ernste Umschau haltenden Blick einer geistig dumpfen Tante oder Mutter zurückgescheucht und bleibt unausgesprochen. So erlahmt die geistige Beweglichkeit und Spannkraft, die allein dem menschlichen Gesellschaftsleben Reiz und Frische verleiht, und das traurige System, unter allen Umständen bescheiden und „unschuldig" erscheinen zu wollen, hat nur die Wirkung, entweder geistige Nullen oder Heuchler oder endlich — bittere Feinde dieses Systems zu erziehen. Es ist wirklich niederschlagend, zu sehen, wie sonst ganz liebenswürdige Leute die schönste Zeit ihres Lebens verbringen mit zweifelhaften Bemühungen, anders zu erscheinen als sie sind.

Durch diese still geübte und still getragene Tyrannei der Gesellschaft, jede selbstständige Lebensführung zeitig zu unterdrücken und die geistige Thätigkeit des heranwachsenden Geschlechts in gesellschaftlicher Beziehung ausschließlich auf Beobachtung und Nachahmung der Andern hinzuweisen, statt die Keime selbstständiger Eigenart mit aller Sorgfalt zu pflegen und zu entwickeln — wird der erste Grund gelegt zu dem heillosen Uebel der Prüderie, d. h. Prätension der Unschuld ohne Unschuld, wie Schleiermacher das Wort ganz correct erklärt hat. Daß unser Zeitalter nun wirklich ein paradiesisch unschuldiges ist, wird sich schwer erweisen lassen. Da man aber nicht unschuldig ist, so glaubt man es scheinen zu müssen, und das führt zu den lächerlichsten Widersprüchen. Fräulein Ellen v. X. darf nicht dabei sein, wenn ihr einjähriges Brüderchen gebadet wird, dagegen darf sie, allerdings in Begleitung der Mama, „Niniche" oder andere „lustige" Produkte der leichtgeschürzten dramatischen Muse unbeanstandet sehen. Fräulein Aurora Y. ist es nichtgestattet, Shakespeare'sche Lustspiele zu lesen, „denn was damals am lockeren Hofe der Königin Elisabeth für witzig und geistreich galt, das kommt uns einfach unanständig vor", aber neulich brachte ihr eine geistreiche Freundin einen ganz neuen französischen Roman mit und sie liest nun sehr eifrig das berüchtigte lascive Opus in ihren Mußestunden, ohne Mamas Wissen, aber mit großem Vergnügen. Und endlich Agnes v. Z., das Muster weiblicher Jugendblüthe, „das Merkziel der Betrachter", die privatim erzogen wurde, weil es doch seine schweren Bedenken hat, sein Kind auf die Schule zu bringen, wo „aller Leute Kinder" zusammenkommen, — sie soll bei den schlechten Sitten der jetzigen jungen Leute gar nicht mehr allein auf die Straße gehen. Doch ist sie auf Bitten ihres Vetters in ein Lesekränzchen getreten, wo sie ihre Kenntniß der dramatischen Literatur durch gemeinsames Lesen mit vertheilten Rollen erweitern soll. Daß nach beendigtem Leseabend die jungen Herren ihre niedlichen Partnerinnen nach Hause führen und in erregter dramatischer Stimmung dabei manch lockeres Wörtchen ins Ohr flüstern, stößt bei der gestrengen Mama auf keine Bedenken.

Diese Beispiele von der Verkehrtheit der heute geltenden Schicklichkeitsideen sind dem privaten Leben entnommen und können, wie man vielleicht einwenden wird, zu allen Zeiten vorkommen. Zunächst wird aber Niemand bestreiten, daß auch auf der Bühne des öffentlichen Lebens die Prüderie stark vertreten ist, und der zweite Einwand ändert nichts an der Sache selbst. Denn wenn es auch richtig ist, daß solche

Digitized by Google

Verkehrtheiten zu allen Zeiten vorkommen können, so ist es ebenso richtig, daß sie für die heutige Zeit typisch und charakteristisch sind, für frühere Zeiten zufällig. Vor hundert Jahren war der Ton unter den gebildeten Leuten, die Frauen unbedingt mit eingeschlossen, ein viel freierer, lebendiger, natürlicher. Das bewirkte der befreiende Hauch der Sturm- und Drangperiode, wo die Loslösung von allen willkürlichen Fesseln conventioneller Form als Losung galt, wo man den holden Traum träumte, das Leben poetisch leben zu dürfen, leider aber oft unter dieser Poesie des Lebens nur die Eingebungen und Gelüste ungebundener Gemüthswillkür verstand. Das ergab denn gerade bei den höchsten Geistern freilich oft die überraschendsten Erscheinungen, denn „nur kleine Seelen knieen vor der Regel; die große Seele kennt sie nicht!" Goethe nahm Christiane Vulpius, das Blümchen „wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön" in sein Haus und lebte mit ihr achtzehn Jahre zusammen, ehe er seinen Bund durch die Ehe sanktioniren mochte. Schiller war mit Charlotte vermählt, allein ihre Schwester Karoline, Schillers „Ideal", der er sich innerlich mehr verwandt fühlte, trennte sich von ihrem ungeliebten Gatten und zog in sein Haus. Das hielt ihn aber nicht ab, seiner Freundin Frau von Kalb eine gemeinschaftliche Reise nach Paris vorzuschlagen. Wieland nimmt seine alte Liebe, die La Roche, ins Haus, „um aufzuleben."

„Ach, hier sind Weiber!" ruft Jean Paul aus, als er nach Weimar kommt, „hier ist Alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten nichts." An einer anderen Stelle sagt er: „So viel ist gewiß, eine geistigere und größere Revolution, als die politische, und ebenso mörderisch wie diese schlägt im Herzen der Welt."

Nun, diese Revolution, die völlige Emancipation des Gefühls vom Herkommen der Gesellschaft hat sich nicht vollzogen und — Gott sei Dank — wird sich nicht vollziehen, wenigstens nicht im Sinne Jean Pauls. Aber welch eine Wandlung! Nicht nur ist heute jeder offene Protest gegen das „Ewig-Gestrige, das morgen gilt, weils heute hat gegolten", völlig verstummt, sondern man beugt sich tiefer als je vor der Regel, d. h. vor dem, was die Anderen thun; man fügt sich entweder als gleichgültige Masse dem auf der Gesellschaft liegenden Druck der gesinnungslosen Unschuldsheuchelei und heuchelt mit oder — man findet sich mit schweigendem Unwillen ab und deklamirt sich höchstens in schwachen Stunden vor:

Wie ekel, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!

Wir haben eben einige „Freiheiten" der Sturm- und Drangperiode mitgetheilt, nicht um als Lobredner derselben aufzutreten, sondern um an deutlichen Beispielen zu zeigen, wie die größten Männer mit voller Freimüthigkeit ihre Herzensbekenntnisse machen, wie es Keinem einfällt, besser zu scheinen, als er ist. Und das ist eben das Achtungswerthe jener Zeit, daß sie nicht besser erscheinen wollte, als sie war. Dagegen ist die Signatur der „liberalen" Jetztzeit, daß sie mit der gebührenden Aengstlichkeit besser erscheinen will, als sie ist und sein kann. Das Zeitalter der Tingeltangel, der „pikanten Photographien" und versiegelten Büchlein, die „gegen Postvorschuß oder Nachnahme franco" an „fidele

Digitized by Google

Herren" versandt werden, eine Zeit, in der von der Bühne der modernsten Stadttheater aus eigentlich nur noch scharfe Reizmittel auf das Publikum wirken und das Schillersche Ideal einer „moralischen Anstalt" in nebelgraue Ferne gerückt ist — eine solche völlig decolletirte Zeit hat kein Recht zur Prüderie. „Was sie ist, das wage sie zu scheinen!"

Noch Eins ist zu bemerken. Das Interesse an der schönen Literatur, das früher unsere gesellige Cirkel belebte, ist in erschreckendem Abnehmen begriffen; nur wenige Menschen lesen unsere zeitgenössischen Dichter; und wenn diese Lesenden in der Gesellschaft irgend eine literarische Erscheinung gesprächsweise berühren, so finden sie kein Verständniß und keine Theilnahme mehr. Unsere westlichen Nachbarn verfolgen mit dem größten Interesse alle hervorragenden Novitäten; ein neues Drama, ein neuer Roman bildet das Tagesgespräch aller gebildeten Kreise auf längere Zeit, nur derjenige würde sich einfach selbst von der Gesellschaft ausschließen, der von den neuen literarischen Productionen keine Notiz nähme. Wie ist das ganz anders bei uns! Neulich wurde in „Deutschen Montagsblatt" ein Gespräch mit Paul Heyse mitgetheilt, in welchem der Dichter seinen Unwillen darüber ausspricht, daß besonders die deutschen Gelehrten, die sogenannten „Männer der ernsten Wissenschaft", sich etwas damit wissen, die Literatur der Gegenwart zu ignoriren, ja sogar diejenigen des Dilettantismus zu beschuldigen, die sich den Sinn für dieselbe erhalten haben.

Unter diesen einer anregenden geistigen Mittheilung so ungünstigen Umständen ist es geboten, durch eine frische Luftströmung die gesunkenen Lebensgeister unseres geselligen Verkehrs aufs Neue zu beleben und die frostige Atmosphäre unserer meisten Salons mit neuem Geisteshauch zu erwärmen. Es kann aber diese unselige Scheu, mit irgend einem frischen, unmittelbaren, nicht genau abgezirkelten Worte anzustoßen, dieser giftige Mehlthau unserer ganzen Geselligkeit, erst dann einer gesunden und unbefangenen Mittheilung weichen, wenn das heranwachsende Geschlecht, besonders das weibliche, wieder zur Natürlichkeit und Unbefangenheit erzogen wird, zu jener Offenheit und innern Wahrhaftigkeit, die wir heute leider so selten finden und die uns doch überall so wohlthuend berührt, wann und wo wir ihr in unseren gesellschaftlichen Kreisen begegnen. Die Aufgabe einer solchen Erziehung, die mit strenger Abweisung alles Unlautern und Zweifelhaften einfaches natürliches Empfinden und offenes und ehrliches Aussprechen desselben schon von Jugend auf mit Liebe und Sorgfalt pflegt, die die von Anderen erborgten und abgelauschten Flitter und Floskeln verschmäht und das Kind auf sich und seine Eigenart stellt — diese Aufgabe fällt der Mutter zu. Sie ist schwer, aber lohnend. Wird sie treu und sorgfältig erfüllt, dann werden wir wieder eine frische und lebensfrohe Jugend, eine muntere und geistig bewegte Unterhaltung in unseren Salons, eine viel größere Zahl liebenswürdiger Mädchen und — günstigere Zahlen in der Heirathsstatistik haben.

Digitized by Google

Carmen.

Erzählung von Fr. Levanti.

(Schluß.)

„Darf ich hoffen, daß Du mich vermissen wirst?“ fragte er halb im Scherz.

„Man thut am besten, sich nie mit trügerischen Hoffnungen abzugeben“, erwiederte sie.

Er trat abermals an ihre Seite und bemächtigte sich ihrer Hände.

„Adelheid“, sagte er dringend, „seit ich von Dir gegangen bin, hat sich irgend etwas Feindseliges zwischen uns gedrängt!“

Der ernste Ton seiner Stimme schien sie gleichsam aus ihrer Erstarrung aufzurütteln. Mit einer stolzen Geberde, die ihr einen neuen Reiz verlieh, fragte sie, zu ihm aufblickend:

„Kann sich irgend etwas zwischen uns drängen, kennst Du irgend etwas, das dazu im Stande wäre?“

Walter aber, der sich nur an sein durchaus ehrenhaftes Benehmen, an die unverbrüchliche Treue erinnerte, die er ihr seit seiner Verheirathung bewahrt hatte, antwortete mit einem entschiedenen „Nein!“

„Warum kommst Du denn auf solche Voraussetzungen?“ fragte sie wieder.

„Weil Du anders geworden bist, liebe Adelheid. Es ist möglich, daß ich nie erfahre, was Du heute gesehen, gehört, oder erlebt hast; aber ich werde mich nie der Ueberzeugung erwehren können, daß es etwas auf mich Bezügliches gewesen sein muß.“

„Ich kann Dir darauf nur zur Antwort geben, daß Du plötzlich voll Einbildungen steckst, wie ein Weib.“

„Adelheid, Du thust mir weh!“

Mit diesen Worten ließ er ihre Hände los und sie sanken kraftlos an ihr nieder. Hätte er nur herauszufinden vermocht, was sie entdeckt hatte, oder ahnte, oder zu wissen verlangte. Er sah jedoch, daß er sie zu keiner Erklärung zu bringen vermochte und ging, unter dem Vorwande, das Document herbeizuholen.

Adelheid konnte sich später auf nichts weiter besinnen, als daß sie beim Läuten der Tischglocke bereit stand, hinunter zu gehen. Wie sie in ihr Zimmer gekommen war, sich angekleidet und mit dem Kammermädchen gesprochen wußte sie nicht. In ihrem Innern war ein Chaos; nur ein Gedanke hob sich in voller Klarheit daraus hervor und gab ihr einen Anschein von Leben: der Gedanke, daß sie die Beiden zusammensehen würde, die Beiden, deren Namen auch auf jenem Blatte vereinigt standen. Mit Luchsaugen wollte sie beobachten; wenn ihr bisher irgend etwas entgangen war, länger sollte das nicht mehr geschehen

Digitized by

In stolzer Haltung schritt sie die große Treppe hinunter und trat in den Salon, wo sich ihr aller Augen mit warmem Interesse zuwendeten. Sie ging auf Carmen zu, die sich mit einiger Anstrengung der Unterhaltung einer alten, tauben Dame gewidmet hatte. Das junge Mädchen blickte zu der Herrin des Hauses auf, lächelte ihr so freundlich und freimüthig zu, ließ das klare Auge so unbefangen auf ihr ruhen, daß Adelheid keinem Verdacht gegen sie Raum geben konnte. Diese edeln Züge konnten nur die Hülle einer tadellosen Seele sein.

„Ich unterhalte mich hier mit Hindernissen, Gräfin Adelheid", sagte das junge Mädchen. Adelheid gab eine freundliche Antwort, dann setzte sie sich an Carmens Seite und plauderte mit ihr. Aufmerksam durchforschte sie das schöne Antlitz mit dem fremden Typus, nicht eine Spur von Falschheit lag darin!

Mit wachsendem Erstaunen bemerkte Carmen im Laufe des Abends, daß Adelheid sie immer wieder aufsuchte, mehr mit ihr sprach, als mit allen Anderen und immer die seltsamsten, unerwartetsten Fragen an sie richtete. Sie konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die junge Frau heute ganz anders war, als bisher. Ihr schönes Gesicht wechselte beständig die Farbe, war in diesem Augenblick von tödtlicher Blässe, im nächsten mit glühender Röthe übergossen und immer wieder fand das junge Mädchen ihre Augen mit einem sonderbaren Ausdruck auf sich geheftet. Endlich redete sie sie darauf an.

„Liebe Gräfin Adelheid, habe ich das Unglück gehabt, Ihnen in irgend einer Weise zu mißfallen?" fragte sie.

„Nein!" lautete die ernste Antwort.

„Sie sehen mich so eigenthümlich an, als ob mich Ihre Auge um etwas fragen wollten!"

Wieder blickte die junge Frau ernst und durchdringend in das leuchtende Gesicht des jungen Mädchens.

„Haben Sie denn je etwas gethan oder gesagt, das mich beleidigen könnte?" fragte sie.

„Nein, niemals!" antwortete Carmen, voll Verwunderung über die Frage, von deren eigentlicher Bedeutung sie keine Ahnung hatte. Und dabei sah sie so gut, so edel, so vertrauenerweckend aus, daß sich Adelheid beschämt fühlte.

„Sie kann kein Geheimniß vor mir zu verbergen haben. Mit einem solchen Geheimniß auf der Seele wäre es unmöglich, daß sie so rein und schuldlos aussähe!" sagte die junge Frau zu sich selbst; aber dann fiel ihr das Papier wieder ein, das sie in ihrer Schatulle verwahrt hatte, das Papier, auf dem die beiden Namen standen.

XLVII.

Kein Schlaf kam diese Nacht in Adelheids Augen; immer wieder suchte sie sich zu erklären, was unerklärlich blieb. Sie hatte Walter und Carmen so aufmerksam beobachtet, daß ihr auch nicht ein Wort oder Blick der Beiden entgangen war, hatte jedoch nichts zu entdecken vermocht, was ihrem Verdacht auch nur die leiseste Nahrung gegeben hätte.

Digitized by Google

Das Benehmen der Beiden war tadellos; er war von einer gewissen förmlichen Freundlichkeit; sie höflich und zurückhaltend. Nie suchten sie sich; nie redeten sie sich an, ohne dazu veranlaßt zu sein; nicht einen Blick des Verständnisses tauschten sie mit einander aus; schienen eher fremd als freundschaftlich zu einander zu stehen. Wäre jenes Papier nicht vorhanden gewesen, Adelheid hätte Alles für einen quälenden Traum gehalten. Aber das Papier war da und trug die beiden Namen. Immer wieder zog es Adelheid aus seinem Versteck hervor, um es zu betrachten.

Es stachelte und quälte sie fast bis zum Wahnsinn, und was sie am meisten schmerzte, war das Datum des Dispenses. Daß Walter so kurze Zeit nachdem er sich um dies Document bemüht, im Stande gewesen, um sie anzuhalten, war geradezu entsetzlich. Sie konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen. Ihr Geheimniß nagte an ihr und zehrte ihre Lebenskraft auf. Was sie thun mochte, ob sie spazieren ging oder ritt, oder ausfuhr, oder sich unterhielt, immer standen ihr die beiden vereinigten Namen „Walter Graf Hartenstein und Carmen Erbach" vor Augen.

Es war eine unaufhörliche Pein. Wenn ihr Gatte mit ihr sprach, fühlte sie sich immer getrieben ihn zu fragen: „bist Du jemals im Begriff gewesen, Carmen zu heirathen?" Mehr als einmal schwebten ihr die Worte auf den Lippen, aber sie hielt dieselben immer wieder zurück, im letzten Augenblick fehlte ihr der Muth, sie auszusprechen. So litt sie alle Martern der Ungewißheit und endlich war der Donnerstag da, an dem ihr Gatte nach Böhmen abreisen wollte.

Der Freiherr von Röhn kam, ihn abzuholen und war schmerzlich überrascht, seine Tochter so übel aussehend zu finden. Auch Walter erschrak, als er sie in ihrem Zimmer aufsuchte, um ihr Lebewohl zu sagen. Sie war blaß und mager geworden; ihre Augen waren von tiefen Schattten umrändert, sie sprach wenig und in kaltem Tone. Es war unmöglich, die Veränderung ihres ganzen Wesens zu übersehen.

„Ich hoffe, daß ich nicht lange fortbleiben werde", sagte er.

Sie antwortete nicht.

„Wünschest Du, daß ich bald zurückkomme?" fragte er, durch ihr Schweigen gereizt.

Sie sah ihm ins Gesicht und fragte sich in Gedanken, ob er sie oder Carmen bald wiederzusehen wünschte. War er denn nicht Carmens Geliebter gewesen?

„Du siehst mich an, als ob Du mich um etwas fragen wolltest", sagte er. „Liebe Adelheid, wenn Du mir doch anvertrautest, was Dir in Bezug auf mich das Herz bedrückt! Ich bin überzeugt, daß Du um mich leidest."

Schon war sie im Begriff, ihm ihr Leid zu offenbaren, fühlte sich halb und halb erwärmt, halb und halb getrieben, die Last ihres Kummers zu theilen, da war es plötzlich wieder, als ob sie die beiden Namen auf dem verhängnißvollem Blatte zusammen stehen sähe und sie wendete sich kalt von ihm ab.

„Deine Einbildungen fangen an langweilig zu werden", sagte sie hart.

Er sah sie traurig an.

Digitized by Google

„Wünsche mir wenigstens glückliche Reise, wenn Du kein freundliches Abschiedswort zu finden weißt", sagte er.

„Nein, ich wüßte wirklich kein besseres zu finden", antwortete sie mit einem Lächeln. „Ich wünsche Dir glückliche Reise und glückliche Heimkehr!"

Mit dem Nachhall dieser Abschiedsworte im Ohr verließ er das Zimmer; er war bedrückt, denn er fühlte die Veränderung im Benehmen seiner Gattin, fühlte sie, ohne sie sich erklären zu können. Daß Adelheid eine Ahnung von seiner ersten Liebe haben könnte, war ihm nie in den Sinn gekommen, sonst hätte er ihr lieber Alles offenbart, um sie der Pein der Ungewißheit zu entreißen.

Als er das Zimmer verlassen hatte, fiel sie in Thränen aufgelöst auf ihre Kniee.

„Geliebter Mann", rief sie aus, „geliebter Mann, bist Du wohl jemals mein gewesen!"

Durch alle Stunden dieses langen Tages fühlte sie sich so von Zweifeln hin und her gerissen, daß sie es nicht länger zu ertragen vermochte. Auf irgend eine Weise mußte der Pein ein Ende gemacht werden. Mehr als einmal nahm sie sich vor, das unglückselige Papier zu vernichten, seinen Inhalt zu vergessen und ihrem Gatten wieder mit der beglückenden, blind vertrauenden Liebe von ehemals entgegen zu treten; aber dann fühlte sie wieder, daß diese Aufgabe ihre Kräfte überstieg.

Am andern Morgen nach Walters Abreise plauderterte sie mit ihrer Schwiegermutter und Gräfin Hildegard fing an, ihr von der Reise ihres Sohnes zu erzählen. Plötzlich stieg ein Gedanke in Adelheid auf.

„Ist Walter jemals in Spanien und Portugal gewesen?" fragte sie.

„In Portugal hat er mehrere Wochen zugebracht, hauptsächlich, wenn ich nicht irre, in Lissabon. Er hat dort Bekannte getroffen", antwortete Gräfin Hildegard. „Im Allgemeinen spricht er nicht viel von seinen Reisen, aber ich glaube doch, daß sie ihm Freude gemacht haben; wenigstens schrieb er zuweilen ganz begeisterte Briefe."

„Aus Lissabon?" fragte Adelheid.

„Ja, vor Allem aus Lissabon", antwortete seine Mutter und die junge Frau fragte nicht weiter. Ihr Verdacht wurde durch diese Andeutungen bestätigt; sicherlich war er in Lissabon mit Carmen bekannt geworden.

Ihr Antlitz glühte, ihre Hände brannten, ihr Herz schlug ungestüm, ihre Gedanken jagten sich in wilder Furcht. Sie wollte und mußte die Wahrheit wissen. Lieber jeden Schmerz, jede Verzweiflung auf sich nehmen, als länger in dieser Ungewißheit verharren, die wie ein Fieber an ihrem Leben zehrte. Sie wollte zu Carmen gehen und sie befragen. Carmen war immer so edel, so wahr, so gut gewesen, daß ihr Adelheid unbedingt vertraute. Ja, sie wollte zu ihr gehen und fragen, ob sie jemals mit Walter in Lissabon zusammen gekommen wäre, ob sie sich jemals in Liebe oder Freundschaft nahe gestanden hätten.

Ohne Zaudern machte sie sich auf, Carmen zu suchen und fand das junge Mädchen auf der westlichen Terrasse mit einem Buche in der Hand, während ihre Augen über die Baumwipfel, den fernen Bergen zuflogen. Als Adelheid herantrat, sah Carmen auf und beim Anblick

des schönen, vor Aufregung geröthetem Gesichts fiel ihr von neuem die seltene Schönheit des jungen Weibes auf. Adelheid trug ein weißes Morgenkleid mit blauen Schleifen; auch durch ihr goldnes Haar war blaues Band geschlungen. „Wie seltsam, daß Walter dies schöne Geschöpf nicht über Alles liebt", dachte Carmen; aber im innersten Herzen fühlte sie, daß er es nicht vermochte.

„Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen", fing Adelheid an, „aber nicht hier, ich habe immer das Gefühl" — dabei sah sie zusammenschaudernd zu den großen Fenstern des Schlosses empor — „ich habe immer das Gefühl, als ob solche Fenster Augen wären, die mir nachsehen."

„So lassen Sie uns einen andern Platz suchen", gab Carmen lachend zur Antwort. „Nirgend plaudert es sich's besser, als in der Lindenallee, wollen wir hingehen?"

Sie begaben sich in die herrliche Lindenallee und setzten sich auf eine der dort stehenden ländlichen Bänke. Adelheid zögerte noch immer; sie sagte sich selbst, daß sie im nächsten Augenblick der unverhüllten Wahrheit gegenüber stehen würde und fürchtete sich.

Die Lindenblätter fielen auf den Rasen nieder und überstreuten Adelheids weißes Gewand, Adelheids goldnes Haar; milder Sonnenschein erleuchtete ihr schönes Gesicht und die Vögel sangen, als ob es weder Schmerz noch Kummer gäbe.

„Glückliche Vögel!" dachte Adelheid und dann fragte sie sich in Gedanken, ob wohl noch ein zweites Menschenherz so kummerschwer sein könnte, wie das ihrige.

„Carmen, ich möchte etwas fragen", fing sie endlich an; „ich weiß, Sie werden mir aufrichtig antworten. Bitte, sagen Sie mir, sind Sie meinem Manne jemals in Lissabon begegnet?"

Carmens plötzliches Erbleichen war Antwort genug. Dazu schlug sie die Augen nieder und ihre Lippen bebten. Adelheid verstand diese stumme Sprache und ein leiser Klagelaut entrang sich ihren Lippen.

„Sie brauchen mir nichts zu sagen!" rief sie aus; „ich weiß, was Sie zu antworten haben.".

Mit verzweifelter Anstrengung wurde Carmen ihrer Bewegung Meister und sie versuchte zu lächeln.

„Liebe Gräfin Adelheid", sagte sie, „der Ausdruck Ihres Gesichts hatte mich erschreckt, ich fürchtete, daß ein Unglück geschehen wäre, was war es, wonach Sie mich fragten?"

„Ob Sie in Lissabon jemals meinem Manne begegnet sind?" wiederholte die junge Frau.

Wenn es sich um ihr Leben gehandelt hätte, wäre Carmen nicht im Stande gewesen, eine Lüge zu sagen. Sie versuchte Adelheids Frage zu umgehen.

„Warum wollen Sie das wissen?" sagte sie. „Zu dieser seltsamen Frage haben Sie doch wohl einen besondern Grund?"

„Ja, ich habe einen besondern Grund und werde Ihnen denselben mittheilen, sobald Sie meine Frage beantwortet haben."

Carmen war gewöhnt, schnell und scharf zu denken. „Entweder hat Gräfin Adelheid etwas entdeckt, oder sie hegt irgend einen Verdacht", sagte sie zu sich selbst mit jähem Erschrecken.

Digitized by Google

„Alle Protestanten in Lissabon sahen sich hin und wieder, sie begegneten sich in der kleinen Kirche", gab sie zur Antwort.

Adelheids Gesicht erhellte sich; für einen Augenblick war das unglückselige Papier vergessen.

„So haben Sie Walter ebenfalls in der Kirche gesehen?" fragte sie.

„Ja, das habe ich, Gräfin Adelheid; ich saß dicht hinter ihm; es war ein düsterer kleiner Betsaal, den ich eigentlich nicht leiden mochte."

So sprach sie nach einer Weile von der Kirche in der Hoffnung, Adelheids Gedanken eine andere Richtung zu geben; aber sobald sie schwieg, fragte die junge Gräfin wieder.

„Wußten Sie, wer er war? haben Sie je mit ihm gesprochen?"

„Ja", erwiederte Carmen und gab sich Mühe in heiterm, gleichgültigem Tone zu reden; „ich habe mit ihm gesprochen, er ist dann, wie ich glaube, plötzlich abgereist."

Das bleiche Gesicht neigte sich näher zu ihr, die glänzenden blauen Augen schienen sich in die dunklen Augen des jungen Mädchens einzubohren.

„Carmen, hat er Sie je geliebt?" fragte Adelheid.

Carmen fuhr auf, als ob sie einen Schlag bekommen hätte.

„Gräfin Adelheid!" rief sie, „wie kommen Sie zu dieser Frage? ich verstehe Sie nicht, Sie haben kein Recht dazu!"

„Ich habe einen Grund dazu und Sie sollen ihn hören", antwortete die junge Frau. „Vorher aber, Carmen, sagen Sie mir aufrichtig, — Sie sind ja immer aufrichtig gewesen, — sagen Sie mir, welcher Art ist das Verhältniß, das zwischen Ihnen und meinem Gatten besteht?"

„Nichts ist zwischen uns!" versicherte Carmen. „Land auf und ab kann es nicht zwei Menschen geben, die sich ferner stehen als wir."

„Aber es ist nicht immer so gewesen!" fiel ihr Adelheid ins Wort. „O Carmen, Ihr Gesicht verräth nur zu deutlich, daß es nicht immer so war, was bedarf es da noch der Worte!"

„Sie erschrecken mich, Gräfin Adelheid", sagte Carmen. „Sie haben wirklich kein Recht dazu, in dieser Weise mit mir zu sprechen; Sie erniedrigen Ihren Gatten und erniedrigen mich. Ich darf Ihnen die heilige Versicherung geben, und ich thue das hiermit, daß Ihr Gatte und ich in keiner Art von Verhältniß zu einander stehen."

„Jetzt vielleicht nicht", antwortete Adelheid, „jetzt nicht! aber in der Vergangenheit, damals ist etwas gewesen, sagen Sie mir, was es war!"

Carmen wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie hatte zu schweigen gelobt; dies Gelübde konnte sie nicht brechen, konnte die Geschichte ihrer Liebe und deren trauriges Ende nicht erzählen.

„Gräfin Adelheid", sagte sie sanft, „warum wenden Sie sich nicht an Ihren Gatten? Er kann am Besten Ihre Fragen beantworten und Ihre Zweifel lösen, wenn Sie von Zweifeln bedrückt sein sollten."

„Nur zu sehr!" seufzte die junge Frau.

„Hoffentlich nicht in Bezug auf ihn!" rief Carmen. „Lassen Sie mich Zeugniß für ihn ablegen, ich glaube, daß es keinen Mann auf Erden giebt, der seiner Frau so treu, in allen Dingen so ehrenhaft und zuverlässig ist, wie Graf Hartenstein."

„Glauben Sie, daß er mich liebt?" fragte Adelheid.

„Ja, das glaube ich!" antwortete Carmen.

Digitized by Google

„Glauben Sie, daß er mich auch geliebt hat, als er mich heirathete? Ah, darauf haben Sie keine Antwort, Carmen. Sie wissen nur zu gut, wen er damals liebte."

„Warum sprechen Sie in diesem Tone mit mir, Gräfin Adelheid?" rief das junge Mädchen. „Ich habe mich nie gegen Sie vergangen, weder in Gedanken, noch in Worten oder Werken. Mein Herz und meine Seele sind so rein, wie der Himmel über uns, wie können Sie mir solche Dinge sagen!"

„Weil Sie mitgeholfen haben, mich zu hintergehen", antwortete die junge Frau. „Sie leben mit mir unter einem Dache, Sie nennen mich Ihre Freundin, Sie drücken mir die Hand, Sie küssen mich, und dabei müssen Sie im Stillen über mich lachen, daß ich so leicht zu täuschen bin."

„In wiefern fühlen Sie sich getäuscht und hintergangen?" fragte Carmen.

„In jeder Beziehung. Sie thun, als ob Sie meinem Gatten völlig fremden gegenüberständen; Sie verrathen nicht mit einem Worte, daß Sie ihm früher begegnet sind, und doch weiß ich, daß Sie ihn geliebt haben und von ihm geliebt worden sind."

„Ich werde diese heftigen Anschuldigungen nicht beantworten", sagte Carmen in kaltem Tone.

„Sie können es nicht, denn Sie haben mich betrogen, während ich Ihnen vertraute!" rief Adelheid. „Kommen Sie mit mir, ich werde Ihnen meine Beweise vorlegen."

Schweigend gingen die beiden Frauen, die das Unglück hatten, denselben Mann zu lieben, miteinander dem Hause zu, durch die Vorhalle, die breite Treppe hinauf nach Adelheids Zimmer: Carmen voll Angst und Unsicherheit, nicht wissend was sie thun oder sagen sollte; Adelheid außer sich vor Zorn und Schmerz. Sobald sie das Zimmer betreten hatten, schloß die junge Frau die Thür desselben ab, um vor Störungen gesichert zu sein.

„Ich werde Ihnen meine Beweise vorlegen!" wiederholte sie.

Aber Carmen antwortete:

„Daß ich Sie hintergangen oder geschädigt habe, können Sie nicht beweisen."

Die Sonne schien in das offene Fenster, die Rosen, die an demselben emporrankten, erfüllten das Gemach mit ihrem Duft, die beiden Frauen aber, die bisher Freundinnen gewesen und nun Nebenbuhlerinnen waren, standen sich mit finsteren Mienen gegenüber.

„Zum letzten Male, Carmen, fordere ich Sie auf, mir zu offenbaren, in welchen Beziehungen Sie zu meinem Gatten gestanden haben", sagte Adelheid.

„Zum letzten Male, Frau Gräfin, im Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit, verweigere ich jede Antwort in dieser Angelegenheit."

„Dann muß ich Ihnen meine Beweise zeigen. Es wäre mir lieber gewesen, Sie hätten freiwillig gestanden, dann hätte ich Ihnen vertrauen können. Nun kann ich das nicht mehr."

Sie trat an ihre Schatulle, schloß dieselbe auf, nahm den Dispens heraus und legte das entfaltete Blatt auf den Tisch. Carmen sah verwundert zu, ohne Ahnung, was dies Alles bedeuten sollte.

Digitized by Google

„Vor Allem lesen Sie das Datum", sagte Adelheid, „und lassen Sie dabei nicht außer Acht, daß es am 11. Juni war, als Graf Hartenstein um mich anhielt."

„Was ist das für ein Papier? Was soll ich lesen?" fragte Carmen, als die junge Frau ihre Hand ergriff und sie nach dem Tische zog.

„Hier, sehen Sie!" rief Adelheid und deutete mit dem Finger auf die Namen: „Friedrich Walter Graf von und auf Hartenstein und Carmen Erbach."

Mit einem Aufschrei fuhr Carmen zurück.

„Da, sehen Sie, das ist mein Beweis!" sagte die junge Frau. „Ein Dispens vom kirchlichen Aufgebot, ein Dispens, der den Grafen Hartenstein ermächtigt, sich ohne weitere Formalitäten mit Ihnen zu verheirathen. Sie sehen, ich kann die Worte ruhig aussprechen, die erste Heftigkeit meines Schmerzes ist vorüber. Dieser Dispens ist zwei Tage vor der Verlobung mit mir ausgefertigt, ich aber, gütiger Himmel! ich glaubte von ihm geliebt zu werden!"

Mit schreckensvollen Augen starrte Carmen auf das Blatt. Warum mochte er es nicht vernichtet haben? welche unglückselige Nachlässigkeit, welche grausame Verblendung!

„Wie ist dies Papier in Ihre Hände gekommen?" fragte sie mit leiser Stimme.

„Ich kann nur annehmen, daß Walter der Meinung war, es vernichtet zu haben; ich fand es, als ich nach einem verlorenen Document suchte."

„Und Sie haben ihm nichts davon gesagt?" fragte Carmen.

„Nicht ein Wort, es war mir unmöglich! ich liebe und fürchte ihn viel zu sehr. Sie aber können, da ich Ihnen dies Papier vorlege, nicht länger an der Behauptung festhalten, daß Sie und Walter sich immer so fremd gegenübergestanden haben, wie jetzt."

Ja, das war nicht länger möglich, Carmen sah es vollkommen ein.

Sie nahm das Blatt in die Hand, dem Anschein nach, um es zu lesen; eigentlich aber nur, um ihre Gedanken zu sammeln. Adelheid schlug mit einem leisen Aufschrei die Hände vor das Gesicht.

„Ich liebte ihn so innig!" stöhnte sie; „und allen Beiden habe ich vertraut!"

Carmen las das Schriftstück; nachdem der jungen Frau dieser Beweis in die Hände gefallen, war es nutzlos, irgend etwas abzuleugnen. Das Beste war jetzt, die volle Wahrheit zu sagen; so trat sie denn zu der Weinenden, erhob ihr blondes Haupt und zog es an ihre Brust.

„Lassen Sie mich Ihren Kummer theilen, wie ich alle Schmerzen getheilt habe", sagte sie, sich mit edlem Mitgefühl zu ihrer Nebenbuhlerin niederbeugend. Und indem sie ihr die Thränen aus den Augen küßte, fügte sie hinzu: „Lassen Sie uns für eine kleine Weile vergessen, daß wir durch das Band der Liebe mit einander verknüpft sind, der Liebe die wir Beide für denselben Mann empfunden haben."

„Also haben Sie ihn doch geliebt, Carmen?" fragte Adelheid.

Carmen richtete sich auf; hoch und stolz stand sie da.

„Ja, ich habe ihn mehr geliebt, als mein Leben", erwiederte sie; „aber seit er Ihr Gatte geworden ist, habe ich auch nicht einen sehnsüchtigen Gedanken an ihn in meinem Herzen geduldet."

Digitized by Google

„Und er hat Sie geliebt?“ fuhr Adelheid fort.

„Ja, er hat mich geliebt! aber ich bin überzeugt, daß er im Denken und Empfinden eben so ehrenhaft in Bezug auf Sie gewesen ist, als in Worten. Sie sollen Alles hören, dann werden Sie es auch verstehen.“

„Ist dies Datum richtig?“ fragte Adelheid. „Hat er dies Papier wirklich zwei Tage vor seiner Verlobung mit mir ausstellen lassen?“

Es war unmöglich, die Thatsache zu leugnen. Das Datum gab zu unwiderlegliches Zeugniß.

„Es ist so“, antwortete Carmen ernst; „aber urtheilen Sie nicht, bis Sie Alles genau übersehen können. Lassen Sie mich erzählen. Ach! Sie sind nicht die Einzige, die schwer zu leiden hat, mein Loos war noch schwerer. Lassen Sie mich erzählen, aber ehe ich damit beginne, geloben Sie mir, die Geschichte geheim zu halten, wie ich es bisher gethan habe.“

„Ich gelobe es Ihnen“, antwortete Adelheid.

Und Carmen, die das blondlockige Haupt aufs neue an ihre Brust gelehnt hatte, erzählte ihre Geschichte. Sie erzählte, wie sie eines Tages, aus ihrem rebenumrankten Fenster schauend den Grafen Hartenstein unter den großen Oleanderbäumen erblickt und ihm voll Bewunderung nachgesehen hatte; wie sie an seinem blonden Haar, seinen blauen Augen, seiner germanischen Gesichtsbildung erkannt, daß er ein Deutscher sein müsse, sie aber um ihres Vaters willen für Alles Deutsche begeistert gewesen sei; wie sie den jungen Mann später in der kleinen protestantischen Kirche wiedergesehen; wie er mit ihr gesprochen und sie durch die sonnigen Straßen begleitet hatte, die, so lange er an Carmens Seite schritt, wie mit Gold gepflastert schienen; wie sie miteinander in das schattige Blumenthal wanderten und wie für sie Beide das Leben plötzlich schön und reich geworden war, da sie erkannten, daß sie sich gegenseitig liebten.

Das schöne, blasse Angesicht richtete sich auf.

„Sie waren seine erste Liebe, Carmen?“

„Aber nicht seine letzte Mit der Zeit wird er Sie inniger lieben, als er mich je geliebt hat.“

Carmen erzählte weiter, von der Trauung in der kleinen Kirche, und wie ihnen Beiden das Wesen des Mannes, den sie für einen Geistlichen gehalten, unangenehm aufgefallen war. Wie sie die Kirche verlassen hatten, auf den Blumenmarkt gekommen waren, wo der junge Mann Blumen für Carmen gekauft, und wie in demselben Moment der Bote mit dem Telegramm erschienen. Sie erzählte von dem plötzlichen Abschiede, dem Trennungsschmerz, der tödtlichen Oede und Leere, nachdem ihr zum Bewußtsein gekommen, daß Walter wirklich abgereist war. Carmen fühlte, wie sich das blondlockige Haupt fester an sie lehnte und die zarten Arme sie inniger umfaßten.

„Ich kann es nicht beschreiben, wie ich damals gelebt habe“, fuhr Carmen fort. „Er war meine Hoffnung, meine einzige Liebe in der ganzen weiten Welt, und er hatte mich verlassen. Nach Verlauf eines Monats wollte er wiederkommen, aber aus dem Monate wurde ein Jahr und das Leben war mir zur Last, denn noch immer hatte ich keine Aussicht, ihn wiederzusehen Und alle die Zeit hielt ich mich für sein Weib; meine ganze Seele hing an ihm, liebte und verehrte ihn. O, theure

Digitized by Google

Gräfin! Sie, die so lange Sie leben, geliebt und gehegt worden sind, Sie können sich nicht vorstellen, was er mir war! Er schrieb mir und alle seine Briefe wiederholten dieselbe Geschichte von Geldverlegenheiten und dadurch bedingtem Aufschub seiner Rückkehr. Darum war mir, als sich für mich die Möglichkeit zeigte, nach Deutschland zu reisen, als ob mir der Himmel selbst zu Hülfe gekommen wäre, und ich reiste ab. Ich bildete mir ein, daß ich ihm eine freundliche Ueberraschung bereiten würde, und ich muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er beglückt war, mich wiederzusehen. Aber ach! ich entdeckte doch sehr bald eine seltsame Veränderung in seinem Wesen und dann fiel mir auf, daß er mich nicht ein einziges Mal sein Weib nannte."

Sie schwieg eine Weile. Der Schmerz jener Stunde wurde wieder lebendig. Dann aber fuhr sie fort und erzählte der jungen Frau, wie Walter die Ungültigkeit seiner Heirath erfahren hatte.

Wieder erhob sich das blasse Gesicht, und die glänzenden blauen Augen trugen den Ausdruck des höchsten Erstaunens.

„So sind Sie also nie sein Weib gewesen?" fragte Adelheid.

„Nein, niemals; die Trauung war ungültig. Als ich nach Deutschland kam, war ich aber fest überzeugt, mit ihm verheirathet zu sein und ich habe das geglaubt, bis zu dem Abend im Park, wo er mir Alles offenbarte. Er fügte hinzu, das Unrecht solle gut gemacht werden, am nächsten Tage schon sollten wir gesetzmäßig getraut werden. Er schrieb mir dann auch, alle Vorbereitungen wären getroffen."

„Und dann?" fragte Adelheid, als Carmen verstummte.

„Theure Adelheid, was ich jetzt zu sagen habe, wird Ihnen weh thun."

Das holde Gesicht der Südländerin neigte sich über den schönen blonden Kopf der Deutschen, während sie dieser Worte des Trostes und der Zärtlichkeit zuflüsterte.

„Sagen Sie mir Alles!" bat die junge Frau. „Glauben Sie nicht, mir etwas verschweigen zu müssen."

„Ich will auch nichts verschweigen", versicherte Carmen. „Als ich mich jenen Abend von Walter trennte, that ich es in dem Glauben, daß Alles vorbereitet sei, um das an uns Beiden begangene Unrecht gut zu machen. Denselben Abend war große Gesellschaft bei Lady Burton, und hier hörte ich zum ersten Male, wie es mit den Vermögensangelegenheiten der Familie Hartenstein stand. Die das besprachen, waren ein paar böswillige Klatschschwestern, aber ihre Mittheilungen beruhten auf Wahrheit. Wenn sich der junge Graf Hartenstein nicht mit der Erbin des Freiherrn von Röhn vermälte, war er verloren. Die ganze Nacht lag ich schlaflos da und dachte darüber nach. Endlich beschloß ich, ihn zu fragen, ob es wirklich so wäre, und wenn es sich bestätigte, das gelobte ich mir selbst, sollte mich keine Macht der Erde dazu bringen, sein Weib zu werden. Nun, Gräfin Adelheid, ich sah ihn wieder und er sagte mir, daß Alles zu unserer Trauung bereit, jede Formalität erfüllt sei und forderte mich auf, die Ceremonie am folgenden Tage vollziehen zu lassen. Ich dagegen erzählte ihm, was ich gehört hatte und fragte, ob es sich wirklich so verhalte. Anfangs zögerte er, mir die Wahrheit zu gestehen, aber auf meine Bitte gab er mir endlich über Alles Auskunft. Er erzählte mir von dem großmüthigen Benehmen des Freiherrn

Digitized by Google

von Röhn und von der Schönheit seiner vielgefeierten Tochter und fügte hinzu, daß ihm der Gedanke verhaßt wäre, ein Wesen wie Sie, das auf die höchste Liebe Anspruch habe, aus Vermögensrücksichten zu heirathen."

„Wirklich, Carmen, hat er das gesagt?" fragte Adelheid.

„Das und noch mehr. Mir war dabei, als ob all mein Hoffen in mir erstürbe, denn während er zu mir sprach, faßte ich einen Entschluß und ich wäre lieber gestorben, als demselben untreu zu werden, den Entschluß, ihn unter keiner Bedingung zu heirathen."

„Aber Sie liebten ihn doch!" rief Adelheid.

„Darum eben wollte ich ihn nicht heirathen; ich liebte ihn mehr als mich selbst. Hätte ich meiner Herzensneigung nachgegeben, so wäre ich sein Weib geworden und wäre ihm nach Amerika gefolgt. Seine Armuth war für mich kein Hinderniß, war ich doch mein Leben lang arm gewesen. Nur um seinetwillen schlug ich ihn aus, ich konnte mich nicht entschließen, ihn aus seiner hohen Stellung herabzuziehen in Verbannung und Elend. Zum Fluch wäre ich ihm dadurch geworden, anstatt ihm ein Segen zu sein; so gab ich ihn denn auf und habe damit dem Besten entsagt, was mir das Leben bieten konnte."

„Wenn er mich geliebt hätte, wäre ich nicht im Stande gewesen, ihn aufzugeben!" rief Adelheid.

Carmen's edles Gesicht erglänzte wie in höherm Lichte.

„Ich liebte ihn mehr als mich selbst!" wiederholte sie. „Hätte er mich geheirathet, so wäre seine Mutter mit ins Elend gerathen und Hartenstein wäre ihm verloren gegangen. Ich wußte aber, wie innig sein Herz mit Hartenstein verwachsen ist."

Bei diesen Worten beugte sie sich mit anmuthig-stolzer Bewegung auf die juwelenfunkelnde Hand der jungen Frau und küßte sie.

„Liebe Adelheid", sagte sie, „wie habe ich Sie darum beneidet, daß Sie ihm den Hartenstein zurückgeben konnten!"

„Mich haben Sie beneidet?" rief Adelheid. „Und doch sind Sie es, die er geliebt hat."

„Ja, er hat mich geliebt! Aber Sie haben ihm Harterstein, die Heimat seines Herzens wieder gegeben, Sie sind viel glücklicher als ich!" Ein tiefer Seufzer entrang sich Carmens frisch-rothen Lippen, dann fuhr sie fort: „Sie haben ihm Reichthum, Stellung, Luxus gegeben; Sie haben ihn selbst und seine Mutter für ihre ganze Lebenszeit glücklich gemacht, wie viel haben Sie gethan? Ich konnte ihn nur lieben und, um seiner Wohlfahrt willen, dieser Liebe entsagen. Anfangs sträubte er sich mich frei zu geben, aber als er den Ernst meines Entschlusses erkannte, fügte er sich. Wir trennten uns, sagten uns Lebewohl und dann, Gräfin Adelheid, ist er zu Ihnen gekommen."

„Nachdem Sie ihn abgewiesen hatten", schaltete Adelheid in traurigem Tone ein.

„Sie haben ihn glücklich gemacht, Sie haben ihm den Hartenstein gegeben. Als wir uns trennten, bat er, daß wir in freundschaftlichem Verkehr bleiben möchten; ich aber schlug es ihm ab. Erst müsse die Bitterkeit des Abschieds überwunden sein, sagte ich; dann vielleicht, in späteren Jahren, könnten wir als Freunde mit einander in Verbindung treten."

Adelheid erhob das schöne Haupt.

Digitized by Google

„Wie kam es denn aber, daß Sie nach alle dem zu Gräfin Hildegard gingen?“ fragte sie.

„Ich hörte Gräfin Hildegard bei Lady Burton darüber klagen, daß ihr Leben so einsam geworden sei, nachdem ihre beiden Kinder von ihr gegangen waren, und da kam ich auf den Gedanken, mein Leben ihrer Pflege zu weihen. Ich wußte, daß für mich von Liebe und Heirath nicht mehr die Rede sein konnte; wußte, daß mein Dasein fortan ein völlig leeres war, und es erschien mir als eine schöne heilige Aufgabe, mich der Mutter des Mannes zu widmen, den ich so innig geliebt hatte. Verstehen Sie, was mich dazu trieb? Es war nicht die Hoffnung, Ihren Gatten wiederzusehen, nicht der Wunsch, in seiner Nähe zu sein, Sie wissen, wie wenig ich mit ihm verkehrt habe. Was mich bestimmte, war vielmehr das Verlangen, in einer gewissen Weise an der Aufgabe seines Lebens Theil zu haben. Selbst wenn ich damit einen Mißgriff begangen, wird es mir immer ein Trost sein, daß ich die beste Absicht dabei hatte.“

„Sie sind es, die er geliebt hat, ich bin ihm nie etwas gewesen“, klagte Adelheid. „O, Carmen, ich hätte alle Ursache, Sie zu hassen, aber ich kann es nicht. Sie sind meine Nebenbuhlerin, und doch muß ich Sie lieb haben, weil Sie gegen ihn so gut und großmüthig gewesen sind. Wie seltsam, daß wir Beide ihn so innig lieben mußten!“

„Mir scheint das nicht seltsam, Gräfin Adelheid, denn ich kenne keinen Mann, der ihm gleichkäme. Ihm zu entsagen, war bitterer für mich als der Tod.“

Sie warf sich an Adelheids Seite auf die Kniee.

„Noch eins muß ich hinzufügen, liebe Gräfin“, sagte sie. „Obwohl wir uns einst so innig geliebt haben, und jetzt so lange unter einem Dache leben, sind wir uns doch völlig fern geblieben. Sein treues Herz hat keine Empfindung gehegt, sein treuer Mund kein Wort gesprochen, das ein Unrecht gegen Sie gewesen wäre.“ Ein helleres Licht verklärte die edlen Züge, als sie fortfuhr: „Ein großes Opfer habe ich ihm schon gebracht, jetzt werde ich ihm das zweite bringen, indem ich von hier scheide. Ich gehe nicht nach Lissabon zurück, aber doch weit von hier weg. Gräfin Adelheid, Sie sind so großherzig, so edel, Sie werden sicher nicht wollen, daß ich allein alle Opfer bringe?“

„Nein, gewiß nicht; ich will thun was ich kann“, antwortete die junge Frau.

„Das wußte ich wohl! So hören Sie denn, liebe Adelheid, wir, die Beiden, die ihn lieben, müssen uns für ihn opfern. Ich will in die Weite gehen, Sie müssen hier bleiben. Ihre Aufgabe wird die schwerere sein, aber Sie sind großherzig genug, dieselbe durchzuführen. Ich will gehen“, wiederholte sie nach einer Pause, „das wird mein Opfer sein. Sie können nicht wünschen, daß ich länger bleibe. So oft Sie mich erblickten, würden finstere Gedanken, bittere Zweifel in Ihnen erwachen und Ihre Seele erfüllen. So will ich denn unter Fremde gehen und meine Welt hinter mir zurücklassen. Den einzigen Strahl von Trost und Freude, der mir geblieben ist, muß ich hingeben.“

Adelheid sagte nicht, daß sie bleiben möge.

„Ihnen, Gräfin Adelheid“, fuhr Carmen nach abermaliger Pause fort, „ist eine schwierigere Aufgabe zugetheilt, ein so edles, großes, aufopferungsvollen Leben, daß es dem eines Märtyrers gleichkommt. Die

Frau, die so lebt, sollte einen Palmenzweig in den Händen tragen. Werden Sie den Muth, die Kraft dazu besitzen?"

Das schöne blasse Angesicht erglänzte im Wiederschein der Verklärung, die auf dem Antlitz der Sprecherin lag.

„Sagen Sie mir, welcher Art dies Leben sein soll", bat die junge Frau, „dann will ich Ihnen Antwort geben."

„Hier bleiben, Ihren Gatten lieben, immer sanft und freundlich gegen ihn sein, ihm niemals sagen, was Sie entdeckt haben, sondern das Geheimniß Ihrer Mitwissenschaft auf immer im tiefsten Herzen verschließen; Ihrem Gatten Alles sein und bleiben, was Sie ihm vor der Entdeckung gewesen sind; ihn niemals tadeln, ihm keinen Vorwurf machen, die Erinnerung an das, was geschehen ist, gleichsam begraben; ihn durch Sanftmuth und Geduld mehr und mehr zu fesseln suchen; alle niedrigen, eifersüchtigen, anklagenden Regungen unter die Füße treten, mit einem Worte, so leben, als ob Sie die Geschichte seiner Vergangenheit nie erfahren hätten. Wenn Sie das durchzuführen vermögen, ist Ihr Opfer größer als das meinige."

Adelheid warf einen unruhigen Blick um sich her.

„Nein, Carmen, ich muß es ihm sagen!" rief sie aus. „Ich bin zu unglücklich, ich muß es ihm sagen!"

„Können Sie nicht, um seinetwillen, Ihr Unglück in der Stille tragen?" fragte das junge Mädchen.

„Es wird mir zu schwer", erwiederte Adelheid.

„Auch mein Verlust ist schwer zu tragen; lassen Sie sich nicht durch mich an Großherzigkeit übertreffen", sagte Carmen. „Sie sind sein Weib, Sie haben ihm Hartenstein wiedergegeben; sicherlich können Sie darum schon mehr für ihn leiden, als ich. Die Pein, mit dem was Sie wissen hier auszuhalten, wird meiner Empfindung nach viel größer sein, als der Schmerz der Trennung. Ihre Aufgabe ist die härtere, Gräfin Adelheid."

„Aber warum verlangen Sie so entschieden, daß Walter nichts erfahren soll?" fragte die junge Frau.

„Können Sie sich darüber wundern? ich weiß, was er gelitten hat und verstehe die Empfindlichkeit seines Stolzes. Der Gedanke, daß Sie um seine Vergangenheit Bescheid wissen, würde ihn tief unglücklich machen, schweigen Sie aber, so prophezeihe ich Ihnen, daß Sie durch Ihre Schönheit, Anmuth und Güte sein Herz mehr und mehr gewinnen werden. Können Sie nun nicht dies Opfer für ihn bringen?"

Beide schwiegen ein paar Minuten lang, dann sah Adelheid zu Carmen auf.

„Ja", sagte sie, „ich will es thun. Ich verspreche Ihnen, das Geheimniß heilig zu bewahren. Mein Gatte soll nicht ahnen, daß ich je den geringsten Verdacht gegen ihn gehegt. Ich will tapfer und geduldig sein und seine Liebe zu erringen suchen."

„Damit werden Sie zur edelsten Frau, die je auf Hartenstein regiert hat", erwiederte Carmen. „Der größte Sieg, den wir im Leben erringen können, ist der über uns selbst. Diesen Sieg erringen Sie, Gräfin Adelheid, wenn Sie Ihre Aufgabe zu erfüllen vermögen."

Sie beugte sich nieder und küßte das schöne, süße Gesicht; die junge Gräfin lehnte ihren Kopf an die Brust des edlen Mädchens.

„Ich hätte Grund Sie zu haſſen, Carmen“, ſagte ſie; „aber ich habe von Ihnen gelernt, wie wohlthuend es iſt, zu verzeihen. Noch eins laſſen Sie mich wiſſen, ehe wir dies Geſpräch beenden. haben Sie mich, Ihre unbewußte Nebenbuhlerin, gehaßt, als Sie mich zum erſten Mal erblickten?

„Nein, das hab' ich nicht gethan', gab Carmen aufrichtig zur Antwort. „Ich fand Sie reizend und für einen Augenblick regte ſich ein Gefühl von Neid in mir. Dann aber erwärmte ſich mein Herz für Sie; ich freute mich Ihrer Holdſeligkeit und habe Sie ſeitdem immer geliebt.“

„Ich glaube es Ihnen“, ſagte Adelheid. „O Carmen, welche ſeltſame Fügung des Schickſals, daß wir ihn Beide lieben mußten!“

„Das wird, auch wenn wir uns nie mehr begegnen ſollten, ein Band zwiſchen uns ſein, das nichts zu brechen vermag“, erwiederte Carmen.

XLVIII.

Das junge Mädchen hatte Hartenſtein verlaſſen. Vorher fand eine lange Unterredung zwiſchen Gräfin Hildegard und ihrer Geſellſchafterin ſtatt. Die alte Dame war durchaus nicht damit einverſtanden, ſich von Carmen zu trennen, aber dieſe blieb feſt. Lady Burton, ſagte ſie, bedürfe einer Gouvernante für ihre kleineren Kinder; die größeren hätte ſie in Penſion gegeben.

„Sie haben hier eine viel angenehmere Exiſtenz, als wenn Sie Kinder unterrichten müſſen“, ſagte Gräfin Hildegard; „außerdem, liebe Carmen, habe ich mich an Sie gewöhnt und es thut mir weh, daß Sie mich ſo leicht verlaſſen können.“ Bei dieſen Worten ſah die alte Dame lange und durchdringend in das entſchloſſene Geſicht des Mädchens, das ſich zu einem ſchmerzlich-milden Lächeln zwang. „Es liegt etwas Anderes vor, das Sie mir verſchweigen, liebe Carmen“, ſagte ſie dann. „Sie gehen nicht fort, weil Lady Burton Ihrer bedarf, Sie haben einen andern Grund, und wenn ich in Ihren Zügen zu leſen verſtehe, iſt es ein ſehr trauriger.“

„Wenn ich Ihnen irgend einen andern Grund angeben könnte, gnädige Gräfin, würde ich das ſicher thun“, erwiederte Carmen. „Ich habe kein Geheimniß, das ich Ihnen verſchweigen müßte.“

Mit dieſer Erklärung mußte ſich die alte Dame zufriedengeben. Sie war überzeugt, daß irgend ein Geheimniß vorlag, aber ſie war nicht im Stande, es zu ergründen.

Der junge Hausherr blieb mehrere Wochen fort. Adelheid hatte ihm gelegentlich mitgetheilt, daß er bei ſeiner Rückkehr nach Hartenſtein Fräulein Erbach nicht mehr finden würde. Weitere Erklärungen über die Angelegenheit gab ſie nicht, und er kam in keinem ſeiner Briefe darauf zurück.

Ganz unerwartet langte er eines Morgens im Schloſſe an. Adelheid war ausgefahren; er begab ſich ſogleich nach dem Zimmer ſeiner Mutter, es war ihm lieb, ſich gleich und ungeſtört bei ihr nach Carmen erkundigen zu können.

Digitized by Google

Gräfin Hildegard war hoch erfreut, ihn wiederzusehen. Von den Minen brachte er die besten Nachrichten mit! es stand jetzt schon außer allem Zweifel, daß sie einen großen Gewinn abwerfen würden.

„Wir werden noch zu Millionären, liebe Mutter!“ versicherte Walter.

„Wenn das doch Dein Vater erlebt hätte!“ antwortete sie mit tiefen Seufzer.

„Liebe Mutter, wohin ist eigentlich Deine Gesellschafterin, Fräulein Erbach gegangen?“ fragte der junge Mann.

„Sie ist zu Lady Burton zurückgekehrt, ganz gegen meinen Willen“, antwortete sie.

„Und warum hat sie Dich verlassen?“

„Ich weiß es nicht, kann es mir nicht erklären. Ich glaubte, daß sie sich glücklich bei mir fühlte; wie oft hatte sie mir die Versicherung gegeben, daß sie mich nie verlassen, mir ihr ganzes Leben weihen wolle, und nun ist sie plötzlich fortgegangen und ich weiß nicht einmal warum.“

„So hat sie Dir keinen Grund dafür angegeben?“

„Nein, keinen andern, als daß sie zu Lady Burton zurückkehren wolle“, antwortete die alte Dame.

Walter sagte sich selbst, daß es gerathen sein würde, nicht zu zeigen, wie ihm die Sache am Herzen lag.

„Wenn Du etwas von ihr hören solltest, oder auf irgend eine Weise in Erfahrung brächtest, warum sie Dich verlassen hat, bitte ich Dich, es mir mitzutheilen, lieber Mutter“, sagte er und ließ die Sache fallen.

Vielleicht war unter den Briefen, die auf ihn warteten, einer von ihr, in dem sie den Grund ihres Fortgehens erklärte. Walter sah sie eifrig durch, aber die erwartete Handschrift befand sich nicht unter ihnen.

Ob ihm Adelheid etwas darüber mittheilen konnte? Auf dem Wege, den sie gewöhnlich fuhr, ging er ihr entgegen und bald darauf sah er den kleinen Ponny-Wagen kommen. Als sie ihn erblickte, hielt sie an, warf dem Diener die Zügel zu und kam hastig heran.

Es fiel ihm auf, daß sie bei seiner Begrüßung tief erröthete und die Augen niederschlug; aber nicht die leiseste Ahnung kam in seine Seele, daß sie die Geschichte seine ersten leidenschaftlichen Liebe, seiner ungültigen Trauung, seiner Herzenskämpfe und der Trennung von Carmen erfahren haben könnte.

Es war ein schöner, warmer Herbsttag. Walter forderte Adelheid auf, durch den Park nach Haus zu gehen.

„Ich habe Dir gute Nachrichten mitgebracht“, sagte er, ihr den Arm bietend. „Die Adrian-Minen versprechen reichen Ertrag und werden uns zu Millionären machen.“

„Leider zu spät!“ gab sie unvorsichtig zur Antwort. Wenn dies früher gekommen wäre, dachte sie, hätte er Carmen heirathen und glücklich werden können.

„Zu spät! was meinst Du damit?“ fragte er voll Verwunderung.

„Zu spät, um Deinem Vater die Freude zu machen, daß er Recht gehabt“, gab sie schnell besonnen zu Antwort. „Ich habe meinen Vater oft davon sprechen hören, welche Hoffnungen der alte Graf Hartenstein auf dies Bergwerk gesetzt hatte.“

„Nach einer Pause sagte Walter in möglichst ruhigem Ton!

Digitized by Google

„Während meiner Abwesenheit habt Ihr Fräulein Erbach hergeben müssen."

„Ja, sie ist, sehr gegen den Wunsch Deiner Mutter, zu Lady Burton zurückkehrt", erwiederte Adelheid und kein Zug ihres Gesichts, keine Stimme verrieth, was sie gelitten hatte.

Schweigend gingen sie eine Weile im Sonnenschein neben einander hin, dann sah Walter seiner Frau ins Gesicht und sagte:

„Als ich wegreiste, warst Du unzufrieden mit mir, liebe Adelheid. Willst Du mir sagen warum?"

„Nein", erwiederte sie; „ich war gereizt, war übler Laune. Wie lange schon sehne ich mich danach, Dich zu sehen und Dir zu sagen, daß ich es bereue. Ich will mir Mühe geben, eine gute Frau zu werden, lieber Walter."

„Bist Du das nicht immer gewesen, liebe Adelheid?" fragte er.

„Nein, aber ich will mir Mühe geben, es von jetzt an zu sein", antwortete sie; „mein erster Schritt dazu ist, daß ich Dich meiner Launenhaftigkeit wegen um Verzeihung bitte, Dich bitte, in mir von nun an Dein treues Weib, Deine treue Freundin zu sehen."

„Das will ich thun!" sagte er von ihren Worten gerührt.

„Lieber Walter", fuhr sie mit einer gewissen Aufregung fort, „ich möchte gern ein paar Worte über mich selbst mit Dir sprechen."

„Alles was diesen Gegenstand betrifft, wird mich aufs höchste interessiren", gab er zur Antwort. „Es geschieht nicht oft, daß meine hohe Herrin mich mit ihrem Vertrauen beehrt."

Zu anderen Zeiten hätte sie sich vielleicht durch diese Worte und den nachlässigen Ton, in dem sie gesprochen wurden, verletzt gefühlt; jetzt nicht mehr, der Palmenzweig stand ihr vor der Seele; sie hatte versprochen, gut und tapfer zu sein, das Versprechen mußte sie halten. So blickte sie denn mit freundlichen Augen zu dem Gatten auf und sagte:

„Es ist mir, lieber Walter, als ob sich seit wir verheirathet sind, ein Schatten zwischen uns gedrängt hätte. Vielleicht wissen wir Beide nicht, woher er stammt; aber wollen wir nicht das Unsrige thun, ihn fortzutreiben? Sage mir, wie ich es anzufangen habe, daß Du mich lieben lernst! lehre mich Dein Herz, Deine Neigung zu gewinnen, Deine Gedanken festzuhalten; lehre mich, Dir Alles zu sein, was Du in einem Weibe zu finden wünschest und lieben kannst."

„Das finde ich schon in Dir, liebe Adelheid", antwortete er in warmen Ton. „Welcher Mann wäre im Stande, diesem holden, bittenden Antlitz zu widerstehn?"

„Aber wir müssen doch noch lernen uns besser zu lieben, als bisher", sagte sie. „Ich bin nicht ganz mit uns zufrieden, lieber Walter; wir müßten freundlicher gegen einander sein, könnten uns lieber haben."

„Wir wollen danach streben", erwiederte er und küßte ihr schönes Gesicht. „Es freut mich, daß Du so offen mit mir gesprochen hast, liebe Adelheid. Von heute an soll für uns ein neues Leben beginnen."

So geschah es; Walter gab sich redliche Mühe und es gelang ihm, gütig, aufmerksam und liebevoll zu sein. Selbst Adelheids scharf spähende Augen vermochten keinen Schatten mehr zwischen dem Gatten und ihr selbst zu entdecken. Aber auch sie ging immer vorwärts auf dem Wege der Selbstverleugnung. Es kamen Zeiten, wo sie sich versucht

Digitized by Google

fühlte, ihm Vorwürfe zu machen, ihm zu sagen, daß sie Alles wisse; aber der Gedanke an Carmens Worte hielt sie immer wieder davon zurück. Sie übte sich in der größten Aufgabe des Lebens, der Selbstbeherrschung und Selbstaufopferung und lernte ihres Gatten Glück über das eigene stellen; er aber fing an, sie von Herzen zu lieben, nicht mit der leidenschaftlichen Glut, die er für Carmen empfunden hatte, aber mit einer tiefen innigen Zuneigung, die sie befriedigte.

Die zwei folgenden Jahre waren für Adelheid Jahre des Glücks. Die Adrian-Minen begannen zu rentiren; Graf Hartenstein wurde einer der reichsten Männer des Landes und seine Frau gehörte zu den gefeiertesten Schönheiten, den Königinnen der Gesellschaft. Es waren zwei schöne glückliche Jahre, an die er gern zurückzudenken pflegte, und die nur zu schnell vorübergingen.

XLIX.

Es war ein heiterer Junitag; vom Frühlingswinde bewegt, wallte die große Fahne mit dem Wappen der Grafen Hartenstein über dem Hauptthurme des Schlosses und verkündigte den Gutsangehörigen, daß Gräfin Adelheid ihrem Gatten einen Sohn und Erben geschenkt hatte.

„Ein Sohn und Erbe!“ sagten die Leute unter einander; „wie glücklich wird Graf Walter sein.“

Sie schienen Alle zu ahnen, wie sehr sich ihr junger Herr nach einem Sohne gesehnt hatte. Nun war sein Herzenswunsch erfüllt; mit fröhlichen Gesichtern wurde das wichtige Ereigniß von Jung und Alt besprochen.

Noch größer war die Freude im Schlosse selbst. Gräfin Hildegard war vor einigen Tagen gekommen und der Geheimrath Braun, der berühmteste Arzt der Hauptstadt, war mit dem klugen Hartensteiner Arzte im Schlosse.

Der kleine Erbgraf lag schlafend in seiner goldenen Wiege. Die bevorzugtesten alten Diener wurden herbeigelassen, ihn in Augenschein zu nehmen und erklärten ihn für das schönste Kind, das sie je gesehen.

„Mutter, der Kleine soll meines Vaters Namen tragen, soll Friedrich Wolf heißen, wie der theure Verstorbne“, sagte Walter mit stolzer Vaterfreude. Mit Freudenthränen blickte Gräfin Hildegard zu ihm auf.

„Möge er Dir ein so guter Sohn sein, wie Du mir gewesen bist, Besseres weiß ich nicht zu wünschen“, sagte sie.

Der Sonnenschein selbst konnte nicht heller sein, als das Leben, das vor dem Neugebornen lag, als sich plötzlich eine schwere Sorge, eine beklemmende Angst der Schloßbewohner bemächtigte. Das Lächeln verschwand, mit ernsten Mienen schlichen sie umher. Gräfin Adelheid war unerwartet schwer krank geworden.

In den Wirthschaftsräumen weinten die Mägde und bedeckten das Gesicht mit der Schürze, während in den Herrschaftszimmern ein bleicher Mann mit verstörtem Blick umherirrte und den Himmel anflehte, ihm die Mutter seines Kindes zu erhalten.

Im Krankenzimmer standen die beiden Aerzte und Gräfin Hildegard am Bett der schönen, bleichen Frau, deren letzter Tag gekommen war

Digitized by Google

„Mein Gatte", flüsterte sie; „ich wünsche meinen Gatten zu sehen."

Die beiden Aerzte sehen sich an.

„Es wird sie aufregen, wird ihr schaden", meinte der Hartensteiner Doctor.

„Es kommt nichts darauf an, ihre Stunden sind ja doch gezählt", erklärte der Geheimrath.

Mit angstvollem Blick sah sie von Einem zu Andern.

„Warum sahen Sie mich so bedenklich an?" fragte sie, „bin ich in Gefahr? muß ich sterben?

Der Schatten, der auf ihren Mienen lag, wurde noch düsterer, als sie so fragte. Gräfin Hildegard beugte sich über sie.

„Meine liebe Adelheid", sagte sie, „es geht Dir leider nicht gut, Du bist schwer krank."

„Ich werde sterben!" fiel sie ein und die Drei, die an ihrem Bette standen, wagten nicht zu widersprechen.

„Lassen Sie mich meinen Gatten sehen", bat Adelheid wieder und der Geheimrath antwortete:

„Gewiß, er mag kommen."

Als Walter gleich darauf ins Zimmer trat, wendete sich ihm das holdselige Antlitz zu.

„Walter, ich sterbe!" rief sie, die Hände nach ihm ausstreckend, mit einem Tone, der ihm das Herz zerriß. „Komm zu mir, laß mich in Deinen Armen sterben."

Als sie in sein verstörtes Gesicht sah, erkannte sie, daß nichts mehr zu hoffen war.

„Wie lange habe ich noch zu leben?" fragte sie in leisem Tone; „sind mir noch Toge oder nur Stunden beschieden?"

„Nur Stunden!" gab der Geheimrath traurig zur Antwort.

„Dann lassen Sie mich mit meinem Gatten allein", bat die Kranke. Walter nahm sie in seine Arme; die Uebrigen gingen hinaus.

„O Walter!" flüsterte sie; „ich habe Dich so innig lieb und soll Dich verlassen! Wie sonderbar ist es, wie unfaßbar, daß ich sterben muß! ich bin noch so jung, und mein Geist ist ganz klar, und meine Augen sind klar, und doch, wenn die Sonne untergeht. O Walter, Walter, halte mich fest! Laß meinem Kopf an Deiner Brust liegen."

Er zog das blonde Haupt an seine Brust; auf der weißen, edeln Stirn lag der Todesschweiß. Er schluchzte laut auf in seiner Angst und Noth.

„Weinst Du, Geliebter, weil ich sterben muß?" fragte sie. „Du liebst mich also?"

„Ja, ich liebe Dich!" antwortete Walter. Die kleinen weißen Hände umklammerten seinen Hals.

„Anfangs hast Du mich nicht geliebt, ich meine, Du hast mich nicht aus Liebe geheirathet, später aber hast Du mich ins Herz geschlossen."

„Mein theures, theures Weib, ich liebe Dich!" rief er mit heißen Thränen. Ein Ausdruck unaussprechlichen Glücks verbreitete sich über ihr bleiches Gesicht.

„Ich habe noch einige Wünsche, lieber Walter", sagte sie; „vor Allem sollst Du Dein Leben lang an mich denken, als an das Weib, das Dich am zärtlichsten geliebt, sich Dir ganz gewidmet, Dir Alles geopfert

Digitized by

hat. Dann aber sollst Du versprechen, mich nicht in dem großen, tiefen, finstern Gewölbe beisetzen zu lassen, wo alle Hartensteins beisammen liegen. Ich würde da keine Ruhe finden! Begrabe mich auf dem Kirchhofe, wo die Sonne scheint und Thau und Regen auf mein Grab fallen. Willst Du mir das versprechen?"

„Gewiß, mein Liebling", antwortete er.

„Und nun versprich mir noch, meine Ruhestätte nicht zu vergessen, sondern hin und wieder an mein Grab zu kommen und zu Dir selbst zu sagen: ‚die da unten liegt, hat mich sehr lieb gehabt', willst Du das thun?"

„Gewiß!" antwortete er wieder.

„Andere werden Dich lieben", fuhr sie fort; „andere Hände werden die Deinen fassen, andere Lippen werden Dir Liebesworte sagen, aber kein Weib in der ganzen, weiten Welt kann und wird Dich je so lieben, wie ich." Eine Pause trat ein, dann flüsterte sie: „Meiner armer kleiner Sohn, erzähle ihm Alles von mir, erzähle ihm, wie lieb ich ihn gehabt habe, laß ihn nicht mit Traurigkeit an mich denken, sage ihm, daß ich mit einem Lächeln auf den Lippen gestorben bin."

Ihre Kräfte schwanden schell dahin, immer leiser wurde der Flüsterton ihrer Stimme.

„Noch eins, Walter, gelobe mir", sagte diese leise Stimme, „daß Du, wenn die Trauer um mich vorüber ist, Carmen Erbach heirathen willst."

Er konnte sich einer Geberde des Erstaunens nicht erwehren.

„Ich weiß Alles, Geliebter!" flüsterte sie. „Oeffne dort die dritte Schublade und vernichte was Du darin findest. Sage Dir immer, daß ich Alles gewußt habe, und daß ich gern gestorben bin, damit Du glücklich werden kannst."

Bei diesen Worten versuchte sie, ihre Hand zu seinem Gesicht zu erheben, aber die Anstrengung war zu groß für sie.

„Ich bin sehr glücklich gewesen", fuhr sie fort; „es wird Dich glücklich machen, das zu hören und Du wirst immer gern daran zurückdenken, in späteren Jahren noch, wenn eine Andere den Platz an Deiner Seite einnimmt, wirst Du Dich gern daran erinnern, daß ich Dir noch im Sterben für mein Glück gedankt habe. Weine nicht, lieber Walter, das Sterben wird mir nicht schwer, denn das Leben hat mich niemals ganz befriedigt. Immer habe ich Stimmen gehört, die Andere nicht zu hören schienen; habe Gedanken gehabt, die ich nicht in Worten fassen konnte." Und wieder nach einer Pause fügte sie mit mattem Seufzer hinzu: „ich darf wohl hoffen, daß ich für Dich eben so viel gethan habe, wie Carmen. Sie hat ihre Liebe und ihr Glück um Deinetwillen zum Opfer gebracht; ich habe Dir den Hartenstein zurückgegeben, und Dir den Sohn geschenkt. Sage Carmen, daß ich den Palmenzweig nie aus den Augen verloren, mit Herz und Seele danach gerungen habe, daß meine Füße oft gestrauchelt, meine Hände oft erlahmt sind, wenn ich ihn eben zu erfassen hoffte, nun aber habe ich ihn errungen, nun ist er mein, für immer!"

Das blondlockige Haupt sank zurück, die weißen Hände lösten ihre Umschlingung, die süßen Lippen verstummten. Auf Walters lauten

Schmerzensschrei eilten die Andern herbei, die an der Thür gewartet hatten.

Adelheid war noch nicht todt; erst als die Sonne unterging und das goldne Abendlicht ihr Antlitz überstrahlte, verschied sie mit einem Lächeln auf den Lippen.

Ein Reihe von Tagen verging, ehe sich Walter des „dritten Schubfachs" erinnerte. Als er es endlich aufschloß, fand er darin den Dispens vom Aufgebot, um den die Verstorbene so schwer gelitten hatte.

XLX.

Drei Jahre waren verflossen; der kleine, mutterlose Erbe von Hartenstein wuchs zu einem schönen Knaben heran und der Freiherr von Röhn, der den Tod seiner Tochter nicht zu überwinden vermochte, fühlte sich nur getröstet und gleichsam verjüngt, wenn er den Enkel um sich haben konnte. Der kleine Friedrich Wolf hatte die Züge seiner Mutter, Augen so blau wie der Sommerhimmel, seidenweiche blonde Locken, einen lachenden, frischrothen Mund und Grübchen in Wangen und Kinn.

Dies blonde, kleine Geschöpf war schon jetzt Herr und Gebieter im Vaterhause. Er beherrschte die Großmutter, die Wärterinnen die Dienerschaft, sein kleiner Wille war Gesetz. Eines Tages, als der Freiherr von Röhn mit angesehen hatte, wie sich vier verschiedene Personen vergeblich abmühten, den kleinen Eigensinn zu Bett zu bringen, sagte er:

„Lieber Walter, Sie müssen wieder heirathen, um des Knaben willen müssen Sie es thun, sonst geht er zu Grunde."

Wieder heirathen! Walter erschrack, als er die Worte hörte. Er hatte schwer gelitten, als sein junges Weib gestorben war und als er in ihrem Nachlaß den Dispens gefunden vom Aufgebot und sich sagen mußte, daß sie sein Geheimniß seit Jahren gekannt, ihm aber nie die leiseste Andeutung davon gegeben, ihm nie einen Vorwurf gemacht, war ihm fast das Herz gebrochen. Sie war so geduldig, so freundlich, so tapfer, die Erinnerung an sie füllte sein Denken und Sinnen vollständig aus; er betrauerte sie tief und hatte bis jetzt noch nicht einmal an eine zweite Heirath gedacht.

Aber die Worte des Freiherrn führten ihm Alles, was Adelheid gesagt hatte, ins Gedächtniß zurück. Sein Schwiegervater hatte vollkommen recht; wenn der verzogene Knabe gerettet werden sollte, mußte er sobald als möglich einer treuen mütterlichen Pflege übergeben werden, die ihm ersetzen konnte, was ihm der Tod geraubt.

Walter sah den Freiherrn an, der nach dem Verlust seiner Tochter schnell gealtert war.

„Ist das Ihr Ernst?" fragte er; „halten Sie es wirklich für geboten, daß ich mich wieder verheirathe?"

Der Freiherr schwieg eine Weile, dann antwortete er:

„Für mich wird es immer schmerzlich sein, eine Andere die Stelle meiner Tochter einnehmen zu sehen, aber wenn ich Ihr Wohl und das des Kindes ins Auge fasse, muß ich sagen: Ja, heirathen Sie!"

Diese Worte brachten Walter zu dem Entschlusse, Carmen aufzusuchen und sie noch einmal um Herz und Hand zu bitten. Sie waren sich seit Adelheids Tod nie begegnet, hatten sich nie geschrieben, keinerlei Gruß oder Botschaft ausgetauscht, und doch baute er so fest auf ihre Liebe und Treue, als wenn sie sich erst den Tag zuvor getrennt hätten.

Walter fuhr in die Hauptstadt, begab sich zu Lady Burton und verlangte Fräulein Erbach zu sprechen. Er wurde in den Salon geführt; nach wenigen Minuten wurde die Thür geöffnet und eine hohe, zur üppigsten Schönheit entwickelte Frauengestalt trat ein. Es war Carmen! mit ausgebreiteten Händen kam sie auf ihn zu und sobald sie sich in die Augen sahen, fühlten sie Beide, daß der alte Zauber noch immer seine Macht übte, die alte Liebe ihre Herzen überflutete. Sie bedurfte nicht erst der Worte, sich das zu sagen.

„Endlich, Geliebte, endlich!“ rief er, sie ans Herz drückend. „O Carmen, wie schwer und lange haben wir gelitten, nun aber werden wir doppelt glücklich sein und ich werde Dich um so inniger lieben, da mich Adelheid mit ihrem letzten Hauche an Dich verwiesen hat.“

Als die erster Erschütterung des Wiedersehens vorüber war, saßen sie beieinander und erzählten sich von der langen schweren Leidenszeit, die nun vorüber war. Carmen schilderte ihre letzte Unterredung mit Adelheid, und wie diese sich zu heldenhafter Größe aufgeschwungen, indem sie jede Empfindlichkeit, jede Regung verletzter Eitelkeit und Eigenliebe in sich besiegt hatte. Sie sprachen diesen ersten Abend fast mehr von der Todten, als von sich selbst und ihrer Liebe.

In aller Stille wurden Walter und Carmen getraut. Die Erinnerung an den Betrug, dem sie bei ihrer ersten Trauung zum Opfer gefallen waren, und an alles Leid, das für sie daraus entstanden, ließ sich nicht bannen. Ihre Flitterwochen verlebten sie in der Schweiz, dann kehrten sie nach Hartenstein zurück.

Gräfin Hildegard war dort, das junge Paar zu empfangen. Walter hatte ihr die Geschichte seiner Jugendliebe erzählt; mit der innigsten, mütterlichsten Zärtlichkeit kam sie Carmen entgegen.

„Wenn ich früher gewußt hätte, was ich jetzt weiß“, sagte sie, „hätte ich Dich nie von mir gelassen.“

Sehr hübsch war das erste Zusammentreffen zwischen dem kleinen Wolf und seiner neuen Mama. Der junge Herr befand sich gerade in gehobener Stimmung, da es ihm eben gelungen war, einen kleinen Spielkameraden zu bezwingen und einem der Diener seinen Ball an den den Kopf zu werfen. Er glühte vor Siegesfreude und schien geneigt, seinen Kriegszug weiter auszudehnen.

„Komm her, lieber Wolf“, sagte sein Vater; „umarme Deine neue Mama.“

Der Kleine gehorchte sogleich. Die Augen, die so fest und freundlich auf ihm ruthen, zogen ihn unwiderstehlich an.

„Mama?“ sagte er fragend, während Carmen in Thränen ausbrechend neben ihm niederkniete.

„Mein Liebling!“ rief sie, „ich will Dich lieb haben, als ob ich Deine rechte Mutter wäre!“

Digitized by Google

Sie hat ihr Wort gehalten.

Die neue Gräfin Hartenstein erregte allgemeine Bewunderung. Ihre fremdartige Schönheit und der Liebreiz ihres Wesens nahmen alle Herzen im Sturm für sie ein und errangen ihr einen hervorragenden Platz in der Gesellschaft. Dennoch zog sie den Aufenthalt auf Hartenstein dem in der Hauptstadt bei weitem vor. So heimisch sie sich aber auch im Hause des Gatten fühlte, daß er den Besitz desselben seiner ersten Frau verdankte, vergaß sie nie.

Carmen gab nicht zu, daß Gräfin Hildegard nach Wolfshagen zurückkehrte.

„Du mußt fortan bei Deinen Kindern leben, liebe Mutter", sagte sie; und die alte Dame fügte sich mit Freuden und blieb auf Hartenstein.

Schöne Kinder wurden dem jungen Paar geschenkt, kleine Mädchen, die Carmens schwarze Augen mit des Vaters blondem deutschem Gesicht vereinigten. Die stolze Großmutter sagte oft, daß ihr Glück Alles übertreffe, was sie je gewünscht und geträumt habe, und Hilda versicherte, sie hätte ihres Bruders zweite Frau so lieb, als wenn sie ihre leibliche Schwester wäre.

Walter bewahrte die Erinnerung an die Mutter seines Sohnes treu im Herzen. Oft wenn die erleuchteten Fenster des Schlosses weit hinausstrahlten und das Haus von Gästen angefüllt war, stahl er sich durch den Park nach dem kleinen Friedhofe, kniete am Grabe nieder, küßte das lange feuchte Gras und sagte zu sich selbst:

„Die da unten gebettet liegt, hat mich sehr lieb gehabt."

Im Frühlingsregen, in Sonnenglut und bis in den ersten Winterfrost hinein blühten duftige Blumen auf dem kleinen Hügel; aber diese lieblichsten, reinsten Erdenkinder waren nicht lieblicher, nicht reiner als das Herz, das ihn so innig geliebt hatte.

Eines Abends hatte Walter seinen Knaben auf dem Schoß; sanftes Dämmerlicht fiel auf Adelheids lebensgroßes Bild, ließ es so wunderbar hervortreten, daß es zu athmen schien, und der Vater erzählte seinem Kleinen von der „lieben Mama", die mit einem Lächeln auf den Lippen gestorben war indeß der letzte Sonnenstrahl auf ihr Antlitz fiel und die Abendglocke läutete.

In diesem Augenblick kam Carmen ins Zimmer, trat zu den Beiden und umfaßte sie mit ihren Armen.

„Ich habe diese Mama viel lieber!" rief das Kind! „sie lacht und spricht mit mir, die Mama auf dem Bilde ist immer so still."

„Still und verklärt!" flüsterte Carmen zu dem Bilde aufschauend.

Auch Walter sah zu dem schönen, leblosen Antlitz empor und dann in das schöne, bewegte Gesicht an seiner Seite, und er gestand sich selbst, daß er nicht zu entscheiden vermöge, welches von ihnen in höherer Verklärung strahlte.

Digitized by

Reisesilhouetten.

Von **G. von Berlepsch.**

Mit dem immer weiter ausgreifendem Flügelschlage der Dampfkraft ist ein Geist erwacht, der von Grund aus umwälzend, ins öffentliche und private Leben eingreift. Es ist jener Geist der modernen Völkerwanderung, der den Menschen fortzieht von seiner Scholle, um ihm die weite Welt zu zeigen, der Mauern und Thore der Städte niederriß, um die Kräfte des Landes höher pulsirend zu centralisiren, der aber auch die jungfräulichsten Stätten der Erde aufsuchte und, ihren Werth erkennend, nach und nach zum kosmopolitischen Tummelplatz der Völker machte: das Reisen. Es ist der mächtigste Vergnügungscultus unserer Zeit geworden, denn in ihm begegnen sich alle Richtungen des Geschmackes, der Bildung, der Stellung und seiner Anziehungskraft bewährt sich am blasirten Großstädter, der zur Winterszeit gähnend an den Wänden der Ballsäle lehnt oder in der Loge sich nur noch vorbeugt, wenn eine erste Ballerina ihre Bravour-Pas tanzt, wie am rothbackigen Primaner, der mit homerischen Begriffen und Vorsätzen seine erste Bergfahrt macht, an der Nerven überreizten Königin des Salon, wie am Bauermädchen, welches nach der Erntezeit „zum Heil der Seele" seine Pilgerreise zu irgend einer schwarzen Muttergottes antritt. Nur das Wie und Warum des Reisens bringt die großen Varietäten in den Cultus, die aber sind so bunt, wie das Menschengeschlecht selber. Und diesem Wandertrieb entgegenkommend, hat sich die Speculation aufgemacht und als börsenkundiger Paris Heerschau gehalten über die Schönheiten der Lande Und wo ihre idyllische Unschuld nicht allzu argusäugig bewachte, war von jenen stillen, starken, dem Zeitgeist trotzenden Festungen, die in allerlei poetischer Form als Kapellen und Klöster von Berg und Thal grüßen; wo ihre Bewachung nicht allzu zahlreich von jenen mächtigen Lanzenspitzen starrte, die man im gewöhnlichen Leben Kirchthürme nennt, da wurde hier einer Quellennymphe, die, noch unbewußt ihres chemischen Werthes, seit der Schöpfung träumte, dort einer herbstolzen Bergfee der Apfel der Erkenntniß gereicht, und — ins unberührte Paradies der Elementargeister zog alsbald der Zimmermann als erster Pionier der Cultur ein, um ein Hotel zu bauen. (So wird es in den echten Culturgegenden genannt, und wenn es eine Breterhütte mit Steinen auf dem Dach ist!) Wirthshaus, der edle, trauliche Begriff dieses Wortes, bei dem man an blumenumwucherte Fenster, an kühlen (ungefälschten) Wein, an ein feines Töchterlein und an jene langen, gastlich winkenden Arme von künstlichem Schmiedeeisenwerk denkt, die schon von fern durch die Straße zu Gaste laden, er ist

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jugend hat keine Tugend.

Nach dem Gemälde von W. Zimmer.

Digitized by Google

seitdem geschwunden, wenigstens auf der großen Heerstraße. Seinen Zauber kennen nur noch Handwerksburschen und landfahrige Musensöhne, die seitab vom breiten Weg des Allerweltsgenusses, die Büsche hinter sich zusammenschlagen lassen. Ein anständiger, programmmäßig Reisender kennt nur „Restaurants" und „Hotels". Hier speist er am Table d'hôte Gerichte mit pikanten französischen Namen und wässerigem Geschmack und wird von Kellnern bedient, welche die Mienen eines Hoftafelceremonienmeisters tragen. Es ist Alles elegant, dem modernen Comfortsinn möglichst schmeichelnd, und wer es sein ganzes Leben nicht so haben kann, dem ist es da vergönnt, ein paar Tage oder Wochen vom sogenannten großen Stil des Lebens zu kosten. Auch haben dabei die gewöhnlichsten Menschenkinder oft von Zufallsgnaden Gelegenheit, neben Großen ihrer Zeit zu Tische zu sitzen, ja womöglich ein Wort von ihren berühmten Lippen zu erhaschen, weil hier republikanische Gleichheit für Alle herrscht, in bejahender Voraussetzung der Bagatellfrage über Soll und haben. Aber nicht nur die Räume, in denen man dem materiellen Genuß huldigt, sind den Bedürfnissen der großen Reisewelt entsprechend ausstaffirt; man geht weiter, indem man auch die Natur den verschiedenen Geschmacksbildungen möglichst genießbar machte. Das strenge, urewige Einerlei ihrer hohen Sprache, in das nur der Himmel seine Licht- und Nachtgedanken streut, könnte zu monoton werden! Wie Schönheitspflästerchen im Götterantlitz der Venus von Milo, so nehmen sich oft die koketten Reize aus, die ein industriöser Naturverbesserer erfindet, um sein Publikum anzuziehen. Da werden inmitten der grandiosesten Gebirgsscenerie, wo das Auge schauernd vor den Gigantenwerken des Schöpfungsgeistes steht, Taschenausgaben von Gletscherchen, Wasserfällchen, Aelpchen fabricirt und womöglich mit hyperpoetischen Etiketten versehen, das man dann irrthümlich Naturpark nennt. Da kommen Feuerwerker, die im Winter auf irgend einem Theater — vielleicht gar in Bayreuth — die Schule der Beleuchtungseffecten durchgemacht haben; sie amüsiren die Gesellschaft nach der Abendtafel, indem sie Schluchten, Wasserfälle, traumstille Bergseen ꝛc. mit bengalischen Flammen beleuchten und so das Nachtgeheimniß der Landschaft durch einen Balleteffect unterbrechen. Weiß, blau, roth sprühen dann die tosenden Wasserbäche, gähnen Abgründe und Schroffen, und der liebe Gott kann die lehrreichsten Dispute anhören über das Thema der Weltbeleuchtung, daß es z. B. viel schöner wäre, wenn er Sonne oder Mond einmal roth, grün, statt weiß scheinen ließe. Man kann auch erleben, daß ein naives Gemüth, welches das Schauspiel mit neugierigem Bangen betrachtet, nachher erleichtert ausruft: „Mama, das war fast wie letzten Winter in der Oper!"

Unter diese Rubrik zurechtgestutzter Präsentirtellernatur gehören auch die jeweiligen Nationalsänger, meist Leute von abgeschabtem Nationalcharakter, welche harmlos Reisende beim Essen, an irgend einer überraschenden Biegung des Weges überfallen und in schlecht idealisirten Kostümen meist Lieder singen, welche das Volk kaum kennt, die überhaupt einen falschen Begriff vom Volke geben. Sie gleichen, nur in heiterer Form, den armen Gemsen und Adlern, die man zuweilen als beleidigende Staffage der Landschaft in Käfigen angebracht sieht, und die eine Darstellung vom Leben ihrer Gattung in der Freiheit

geben ſollen. Daß das Thier ſeiner Natur aber treuer bleibt, als der Menſch, beweiſen ihre matten, traurigen Blicke und die am Eiſengitter des Käfigs blutig geſchlagenen Fänge.

Ganze Länderſtrecken leben und blühen von der „Fremdeninduſtrie“: ihre Berge und Thäler ſind das Theater, für deſſen Beſichtigung ihre Bewohner das Entree einziehen und ſich beſcheiden, die Kaſſierer, Diener u. ſ. w. darin zu ſein, ihr Publikum aber und ihre agirenden Schauſpieler zugleich ſind jene großen Wanderſchaaren aus allen Welttheilen, die alljährlich ihre Bühne beſchreiben. Bunt genug iſt der Troß mit ſeinen einzeln hervortretenden ernſten und lächerlichen Geſtalten und ebenſo abwechslungsreich das Repertoir, welches Zufall und Schickſal componiren! Da wechſeln in zahlloſen Nüancen Solo-Scherzi von der Dauer eines Momentes mit ernſt ſinnigen Luſtſpielen, deren harmloſes Expoſé im Eiſenbahncoupé mit den Worten beginnt: „Zieht es Ihnen, gnädiges Fräulein?“ —; ſie wechſeln mit poſſenhaften Dramen, tragiſchen Poſſen, geſpreizten Converſationsſtücken, deren Hauptinhalt die Senſationstoiletten der betreffenden Trägerinnen ausmachen, und dies Alles in unterhaltendſter Weiſe, mit den einfachſten Factoren! (Was man von vielen Stücken der wirklichen Bühnen bei Weitem nicht ſagen kann!) Das Empfindungsleben iſt geſteigert durch eine Reihe ungewöhnlicher Eindrücke, durch das ungebundene Freiheitsgefühl, welches ſelbſt den Verwöhnteſten überkommt, wenn er die Grenzen ſeines Alltagtreibens pflichtenledig nur empfangend einmal verläßt. Es ſind dieſelben Factoren, wie auf einem großen Maskenball. Man tritt aus den Schranken geſellſchaftlicher Ceremonien heraus, man läßt ſich gehen, fühlt ſich ungekannt und hält doch die Anderen für alles Mögliche; ja, man ſpricht und thut Manches, was man daheim nicht thäte. Leute, deren Stellung oder Naſenſpitze im gewöhnlichen Leben ſehr hoch ſteht, ſteigen von ihrem Piedeſtal herunter und amüſiren ſich ganz heiter menſchlich, herablaſſend mit Solchen, die ſie zu Hauſe nicht kennen dürften, die an Millionen und Titeln tief unter ihnen ſtehend, dort eine blâme ihrer Excluſivität wären, hier aber den pikanteſten Reiz der Geſellſchaft bilden. Mit einem Wort, die Individualität tritt aus den conventionellen Formen wahrer heraus in dem Bewußtſein, daß ſie ſich auf dem freien Genußterrain des Augenblickes befindet. So giebt es mitten in blühender Sommerszeit ohne Verkleidung oft Maskenſcherze der heiterſten Art, Schickſalsſatyren, wie ſie kein Dichter feiner erfinden kann, um Vorurtheil und Wirklichkeit zu geißeln und die Narrenpritſche des Scheins klopft dann lachend auf die Scheinheiligkeit geſellſchaftlicher Infallibilität. Da ſchwingt ſich ein kecker Harlequin über die Schranken, tritt vor die ſchönſten Damen, macht ſeine zierlichſten Sprünge und erobert im Fluge die Herzen. Der unwiderſtehliche Chic ſeiner Erſcheinung, die Allüren, welche von den geheimſten Fineſſen des Salon zeugen, bilden den passe-partout der Perſönlichkeit. Nach Jahren lieſt man ſeinen Namen in irgend einer verhängnißvollen Zeitungsrubrik. „Wie iſt mir denn?“ fragt dann nachdenklich eine ſchöne Gräfin und lehnt ſinnend das Haupt auf den Spitzenumdufteten Arm. Auf einmal blitzt es durch ihr Gedächtniß, „jawohl, auf jener Reiſe;“ — das Blut ſchießt in ihre Wangen und ſie ſteht haſtig auf, um mit Puder die ſchnelle Röthe zu kühlen; ein Name, eine Erinnerung ſind für immer

abgethan! Ebenso geschieht es auch, daß eine Colombine von sieghafter Schönheit wie ein Meteor auftaucht und das neugierige Tagesgespräch durch ihre Toiletten, Brillanten und Extravaganzen aufregt. Zu ihren Füßen, in ihrem Gefolge befinden sich die Repräsentanten der stolzesten Namen und manch hochmüthiges Frauenauge blickt mit geheimem Neid nach dem Siegeswagen, von welchem herab die Vielumworbene wie eine Fürstin herrscht. Ein Duell, ein geheimnißvoller Selbstmord, ein Brillantendiebstahl oder wie immer derartige Plötzlichkeiten in der Chronik großer Badeorte heißen mögen, machen eines Tages von sich reden und werfen ganz erstaunliche Schlaglichter auf den Hofhalt der amerikanischen, wallachischen, oder wie sie sonst herstamme, Dukatenfürstin, deren variirten Typus man jetzt so oft in den Boudoirromanen eleganter Schriftsteller findet. Sie bricht ihre Zelte einfach ab und flattert weiter, nach anderen Vergnügungen, anderen Bewunderern. Für die zischelnde Gesellschaft aber giebt es zu Hause in Clubs und Theeversammlungen ein hübsches Reisehistörchen mehr zu erzählen von der großen Musterkarte der Menschheit und ihren einzelnen interessanten Exemplaren. Von diesem großen Stil der Erlebnisse geht es in endloser Scala herab bis zum harmlos kleinen, dessen Zeichen eine schwärmerisch aufbewahrte Alpenblume oder dergleichen ist. Es giebt wohl kaum einen Reisenden, dem nicht da oder dort irgend eine außer dem Programm liegende Episode widerführe und meist trägt eine solche charakteristisch ähnliche Züge dessen, dem sie begegnet.

Die allgemeine Masse dieses sommerlichen Wanderzuges läßt sich ihrem Zwecke nach in vier Klassen eintheilen. Diese haben indessen Nichts zu schaffen mit den streng separirenden Rangnummern, welche man im Eisenbahnverkehr erster, zweiter u. s. w. Klasse nennt; im Gegentheil, es geschieht zuweilen, daß auf den Holzbänken dritter Klasse die vornehmsten Geister sitzen, während in den Sammetpolstern erster Klasse verkapptes Wucherthum, geschminkte Gemeinheit neben wirklicher Noblesse sich breit machen.

Da bildet das erste Contingent jener elegante Theil der Menschheit, welcher auf einer mehr oder minder seßhaften Basis des Geldbeutels Alles cultivirt, was Mode ist; der in den neuesten Reisecostümen mit dänischen Handschuhen, Flacons, Fächern, Kammerjungfern die Coupés erster und zweiter Klasse besteigt, um jene Glanzpunkte der Erde zu sehen, die man vom bequemen Standpunkt eines guten Hotels aus genießen kann. Zu den Vorzüglern dieser Species gehören großentheils jene flüggen Pärchen, die im Frühling, in der großen Hochzeitsepoche der Natur, wie früherwachte Schmetterlinge durchs Land flattern, da und dort sich niederlassen, um gleich wieder weiter zu fliegen im süß verworrenen Taumel des Honigmondes, lächelnde Bilder eines fragwürdigen Zukunftsglückes! Ohne sonderlichen Sinn für die Außenwelt suchen sie dieselbe doch auf, und damit dem nagelneuen Reisehandbuch, dessen Weisheit umsonst der Beachtung harrt, wenigstens einigermaßen Genüge geschehen, wird vom besonneneren Theil das geflügelte Wort ausgesprochen: „Jetzt noch rasch zu den beiden Pinakotheken, zur Glyptothek und dann auf den Bahnhof!“ Die Genußsumme *solcher* Reisen ist eitel wonniger Traum, verschwommen in den Conturen von einer süßen Monotonie der Eindrücke. Es wäre aus diesem Grunde

Digitized by

eigentlich gleichgültig, wo dieser Traum geträumt wird und vom ästhetischen Standpunkt aus ein weltvergessener schöner Erdenwinkel wohl das Richtigste und Poetischste. Nun ist es aber einmal Mode, Hochzeitsreisen zu machen, und wehe dem kalten Bräutigam, der eine solche auf vernünftigere Zeiten verschieben will! Wird doch die Partie, welche ein Mädchen macht, an diesem ersten Gradmesser der künftigen Verhältnisse, nach Ziel und Dauer der Hochzeitsreise bemessen. Einige Jahre nachher kommt die gebieterische Mode der Bade- und Erholungsreisen, da mindestens Dreiviertel der Frauen guter Stände blutarm oder nervenkrank sind. Ausgerüstet mit diesen interessanten Leiden, welche den Genuß des Lebens (nach Ansicht ihrer Inhaberinnen) dennoch zulassen, werden nach und nach die alljährlichen Feldzugspläne geschmiedet, denen ein liebender Gatte, ein Vater hoffnungsvoller Töchter regelmäßig unterliegt. Muß doch Jeder den Geist seiner Zeit begreifen lernen, der den Söhnen das Eisen zu tragen, den Töchtern Eisen zu schlucken gebietet. Ein einsichtiger Familienvater wird allenfallsige Bedenken mit der zukunftschauenden Frage beschwichtigen: „Welch ein Geschlecht muß daraus einst entstehen?"

Aber weiter, zur zweiten Species! Ihr gehört jene wirklich duldende, schmerzseufzende Menschenschaar an, die den Sommer kaum erwarten kann, um bei irgend einer Quelle oder auf reinen Bergeshöhen Heilung zu suchen. Es sind die müden Gestalten, die hüstelnd, mißmuthig, melancholisch in sich gekehrt, in Pelzmänteln und Decken kauern, das stete Beobachtungsziel ihrer Umgebung. Da lehnt z. B. eine junge Frau mit vornehmen Zügen im Coupé erster Klasse. In ihren Augen flackert noch irdisch begehrliches Feuer, während auf Wangen und Mund schon die fernen Schatten des Vergehens dämmern. Wortkarg, fast mit feindseligem Blick verhält sie sich zu den vorsorglichen Aufmerksamkeiten ihres ältlichen Gatten. Sie legt das Haupt matt zurück und antwortet nur halb, mit nervös zuckenden Lippen auf seine Fragen. Reißt sich aber ihr stürmisches, schönes Kind, welches mit der gehorsamen Gouvernante am andern Ende des Coupés sein Unwesen treibt, los und wirft sich laut, mit einer capriciösen Forderung auf die leidende Mama, so verzieht sich der schweigsame Mund zu einem Lächeln, dem man ansieht, daß es einst Tausende und Einen — der ihr Gemal geworden, entzücken mußte. Das Angesicht des Kindes erinnert sie daran, daß sie einst ebenso frisch und schön und ungeberdig im Wünschen gewesen, darum lächelte sie. Sie ist eines der Millionen Leben, welche den Anforderungen ihres Standes, dem fashionablen Maß der Wintervergnügen, zum Opfer fallen, die sich im Sommer von den Anstrengungen des Winters und im Winter von der Langweile sommerlicher Badekuren und Villeggaturen erholen müssen.

Aber auch an wahrhaft tragischen Erscheinungen fehlt es nicht, denen man ansieht, daß weniger der Genuß, als der Kampf des Lebens sie zu Invaliden gemacht hat, der geistige oder der materielle Kampf. Auf ihrem Antlitz stehen die Schicksalsrunen des Unglücks, der Entbehrung, schweren Ringens eingegraben und ein düsterer Zug sagt, daß es bis ins Lebensmark getroffen. Man sieht diese Gestalten seltener auf den ersten, bequemen Plätzen, sondern still und einfach, ohne die Prätension des Leidens, unter den Anderen. Wehmüthig ruht das Auge auf

Digitized by

ihnen, die wie dunkle Schatten des Parzen durch das lebenathmende Gewühl gleiten.

Zur Zeit der Hundstage, wo nach der Erfahrung des Kalenders die intensivste Hitze ist und der menschliche Geist in Folge dessen am wenigsten zur Productivität neigt, zur Zeit der Ferien für Alles, was lehrt und lernt, amtiert und regiert, entfalten sich die wanderfröhlichen Schaaren der zwei übrigen Reisekategorien: Derer, die reisen, um zu sehen und Derer, die reisen, um zu erleben. Erstere sind Leute, welche die Bürde eines arbeitsreichen Daseins für ein paar Wochen abwerfen, um einen erfrischenden langen Zug zu thun am Urquell der Mutter Natur. Da glänzen Augen auf, die sonst das ernste Jahr hindurch im Zeichen des Bacchus blicken, und dieses Lächeln strahlt voller Jubel wieder in den Augen einer jugendtollen Schaar, weil es ein süßes Wort bedeutet: Ferien! Da werden Pläne geschmiedet, Ränzchen gepackt und eines Morgens ausgezogen, wer weiß, wo überall hin in die lachende Welt? Freilich liegt es immer noch in der idealen Natur des schulmeisterlichen Berufes, daß der Lehrer mehr als seine Schüler sich besinnen muß, wohin und wieweit. Nicht aus mangelnden geographischen Kenntnissen, Gott bewahre, sondern aus Gründen jener intimen Taschentopographie, die für ihn so leicht ergründbar ist und dennoch oft so schweres Kopfzerbrechen verursacht. Da wird denn mit mathematischer Gründlichkeit ausgerechnet, wie viel die Reisen für ein reiches Gemüth und einen enthaltsamen Körper kosten mag und ob gar die Hausfrau, die so fleißig, bescheiden und sparsam ihres Amtes wartet, sie mitgenießen könnte. Und stimmt das Budget mit der Rechnung, dann umarmen sich zwei Glückliche, die ihre Freuden so freudig theilen, wie die vielen stillen Sorgen. Wenn später an den zwei rüstigen Fußwanderern eine Extrapost mit vornehm verschleierten Insassen vorbeirollt und ein bedauernd herablassender Blick durch die Staubwolke herabfällt, so spüren eben diese Insassen doch zuweilen, daß da am Wege etwas stand, was Mancher mit vier Rossen nicht erjagen kann: Innerliches Glück!

Kühner stürzt sich die Jugend in ihre Ferienfreuden. Die Zeit, wo das Wort Ferien nur jenes süße Herumlungern bedeutete, welches Haus und Hof mit unzähligen Dummheiten und losen Streichen unsicher machte, ist vorüber; auch die Jugend ist der Ansicht, daß die Dampfkraft in Form von Locomotiven und Dampfschiffen für sie erfunden sei. Wenn nun im letzten Jahre des Gymnasiums die erste selbstständige Tour in Gesellschaft eines oder zweier Kameraden unternommen wird, so geht das an ein heimliches Präpariren und Projectiren. Riesige Bergstöcke werden Tagereisen weit durch die Ebene geschleppt, dazu ein Commersliederbuch, aus dem von künftiger Studentenherrlichkeit mit noch unausgebildeten, oft überschlagenden Stimmen gesungen wird, und so noch mancherlei romantisches Beiwerk. Trifft sichs, daß die zu Allem aufgelegten Musensöhne irgendwo auf eine junge Schöne stoßen, so verliebt sich mindestens Einer von ihnen, wenn nicht alle in sie, und es findet sich für diesen Fall gewiß ein Buch mit unbeschriebenen Blättern, in welches die ersten liebedurchwehten Hexameter gekritzelt werden. Diese klassische Form ist nämlich für den Anfang die beliebteste. Es kann aber auch passiren, daß im berauschenden Doppelgefühl von Freiheit und erster Verliebung, unter einem der vielen Dächer,

Digitized by Google

„wo man einen Guten ſchenkt", etwas zu viel Geſundheiten getrunken werden auf die Flamme des Herzens, und daß ein arges Durcheinander zwiſchen den Begriffen von Herz und Magen das nächſtgeſteckte Ziel der Weiterreiſe in Nebel hüllt. Aber derartige Unterbrechungen geben dem Ganzen erſt die rechte Färbung; es wird Etwas erlebt und das iſt die Hauptſache. Die Erinnerungen daran bleiben goldener, denn alle anderen im Gedächtniß haften und ſtrahlen noch in ſpäte Tage, wenn manch gewichtigeres Ereigniß ſchon im Schatten des Vergeſſens ruht!

Dies ſind nun allerdings die idealſten Repräſentanten fahrenden Ritterthums; ſie ſuchen das Leben auf um ſeiner ſelbſt willen, ohne weiteren Zweck. Im Gegenſatz zu ihnen zieht der Romanſchreiber aus, auf Figuren und Stoffe. Meuchlings überfällt er ſeine ahnungsloſen Nebenmenſchen mit dem Secirmeſſer ſeines pſychologiſchen Forſcherblickes und liefert ganze Schlachten über Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit ſeiner Opfer, während er charmant lächelnd mit untergeſchlagenen Armen daſitzt und für den liebenswürdigſten Geſellſchafter gilt. Ja, es geſchieht das Unbegreifliche, daß er die hübſcheſten und elegenteſten Dämchen oft kaltblütig bei Seite liegen läßt, weil er weiß, daß da überhaupt nichts zu ſeciren iſt und ſich dafür neben ein Bauermädchen in die dritte Claſſe ſetzt, die ihn zu einem ganzen Cyclus von Bauergeſchichten begeiſtert. Was er dabei erlebt, iſt ihm nur Mittel zum Zweck; nicht das Begegniß ſelbſt, ſondern das Studium, welches es bietet, iſt ſein Gewinn.

Zwiſchen dieſen beiden Extremen wandeln, fahren und jagen die verſchiedenen Aſpiranten des Glückes. Hier eine mit Töchtern reich geſegnete Mama, die von den Bekanntſchaften einer Reiſe angenehme Reſultate für jene göttliche Beſtimmung des Weibes hofft, die man Verheirathung nennt; dort ein Eheſtandscandidat, welcher auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einer Reiſe ſeine künftige, möglichſt reiche Frau zu finden hofft, und ſo mit Grazie ad infinitum weiter!

Unter den tauſenderlei Variationen dieſer Typen aber ſchreitet, wo immer die Civiliſation guter Gaſthöfe und womöglich einer english church Fuß gefaßt hat, das ſtolzumgürtete England in ſeiner nationalen Reinlichkeits- und Schicklichkeitsuniform und hält ernſthaft an der Hand ſeines Guide die große Inſpectionsreiſe durch die Schöpfung.

Digitized by

Ernst Possart.

Ein theatralisches Porträt zu den Münchener Mustervorstellungen*)

Von Josef Lewinsky.

Die Welt muß wohl doch noch nicht für den Untergang reif sein, wie die „Stellvertreter Gottes" auf Erden uns vielfach glauben machen wollen, da der himmlische Vater noch immer so gnädig ist, uns zeitweilig Missionäre zuzusenden, die, mit der unverfälschten Legitimation seines Geistes ausgerüstet, dazu bestimmt sind, unter den Kindern der Erde Freude zu verbreiten und ihr Dasein zu veredeln und zu verschönen.

Die Schauspielkunst ist eines jener Gebiete, auf welchem dies zu geschehen pflegt und der geniale Künstler, dessen Lebenslauf ich heute zu schildern unternehme, der Richard, Mephisto, Shylock und Franz Moor aus der Isarstadt, Ernst Possart, zählt unbedingt zu diesen auserlesenen Geistern.

Am 11. Mai 1841 wurde Ernst Possart als der Sohn wohlhabender und angesehener Eltern zu Berlin geboren. Der Vater, ein gebildeter Kaufmann, die Mutter eine tüchtige Hausfrau, ließen ihrem Sohne eine vortreffliche Erziehung angedeihen und dachten an nichts weniger dabei, als daß ihr Ernst jemals so aus der Art schlagen könnte, sich den ihren Lebenskreisen wie Lebensanschauungen gleich fern liegenden „Brettern" zuzuwenden, welche durchaus nicht ihre „Welt" bedeuteten. Sie glaubten daher die in dem Knaben schon frühzeitig zu Tage tretende Neigung zum Einwirken auf Andere durch Declamation und Rede richtig zu beurtheilen, wenn sie in derselben nicht etwa den Keim eines schauspielerischen, wohl aber den eines Predigertalents erblickten und die guten Leute fühlten sich nicht wenig beglückt in dem Gedanken, ihren Ernst als ein helles Kirchenlicht die religiöse Finsterniß der Welt dereinst noch erleuchten zu sehen.

Und in der That, wenn wir unsern gepriesenen Darsteller des Mephisto im „Flügelkleide" uns vergegenwärtigen, wie er im geistlichen „Ornat", bestehend aus einer schwarzen Mantille der Frau Mama und papiernen Bäffchen, die „Bibel" in der Hand, auf die „Kanzel", eine Waarenkiste des Herrn Papa, stieg, um von seinem hohen Standpunkte herab der ihm andächtig lauschenden „Gemeinde" eine „Predigt" zu halten, in welcher er derselben ein ganzes Register von Sünden vorhielt und sie schließlich zur Buße ermahnte, wenn wir uns eine solche fromme Scene des achtjährigen Knaben vor Augen führen, dann müssen wir, auch ohne an das bekannte Wort des Faust zu denken, uns billig wun-

*) Ein Porträt des Künstlers als Shylok können wir, da es beim Erscheinen dieses Heftes im Holzschnitt noch nicht fertig war, erst im nächsten Heft geben.
Die Redaction.

Digitized by Google

dern, daß aus dem Darsteller einer solchen Scene ein „Komödiant“ und kein „Pfarrer“ geworden ist.

Indessen, nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Auch der kleine Heilige nahm es mit der Heiligkeit seiner Person und des Ortes nicht so genau, als daß er nicht gelegentlich von der „Kanzel“ herab ein profanes Gedicht declamirt, ein weltliches Lied gesungen und irgend einen berühmten Kapellmeister, der nicht einmal „Abbé“ zu sein brauchte, copirt hätte. So träumte er bis in sein sechzehntes Jahr hin. Die theologischen Neigungen verloren sich allerdings immer mehr, aber die Lust zum Reden, Declamiren und Belehren wuchs mit den Jahren, ohne jedoch bei den Eltern besondere Ermuthigung zu finden, denn als er nach glücklich bestandener Maturitätsprüfung in seinem siebzehnten Jahre das Gymnasium verließ, wurde er nicht etwa als Zögling in einer Theaterschule, sondern als Lehrling in der Kaiser'schen Buchhandlung untergebracht. Obgleich in dem ihm halb aufgenöthigten Berufe keinen allzugroßen Reiz findend, wußte Ernst doch durch Fleiß sich bald die Zufriedenheit seines Principals zu erwerben, so daß die Hoffnung nicht ausgeschlossen blieb, er werde sich einst noch als ein Matador des Buchhandels erweisen, wenn nicht ein Ereigniß dazwischen getreten wäre, das der Zukunft unseres Handelsbeflissenen eine ganz andere Richtung zu geben und zugleich die Pläne seiner Eltern über den Haufen zu werfen geeignet war.

Possart hatte nämlich den berühmten Hofschauspieler Wilhelm Kaiser spielen sehen; der Eindruck, den die Darstellung desselben auf das leicht empfängliche Gemüth des Jünglings bewirkte, war ein überwältigender. Eine wahre Revolution erregte der Abend in seinem Innern und mit einem Male stand hell und licht in seiner Seele, was in ihr bisher nur traumhaft und nebelhaft gedämmert hatte: Schauspieler mußt Du werden.

Allein nicht geringe Schwierigkeiten bot die Verwirklichung dieses Gedankens; wohl wußte er, daß die Zustimmung der Eltern einem solchen Schritte niemals zur Seite stehen würde. Mit der ihm eigenen Entschlossenheit wandte er sich also an Kaiser selbst, welcher der Bruder seines Chefs war und eröffnete ihm sein Herz. Mit dem leidenschaftlichen Erguße begeisterter Jugend stellte er dem Künstler die Alternative, wenn dieser nicht seine schauspielerische Ausbildung übernehme und ihm zu seinem Ziele verhelfe, dann bleibe für ihn nichts übrig, als sein Heil bei einer herumziehenden Truppe zu versuchen und hier — durchzubrennen. Mit der Besonnenheit des reiferen Alters verstand es Kaiser jedoch, den heißblütigen Jüngling von seinen Fluchtgedanken abzubringen, indem er demselben seinen vorläufig heimlichen Unterricht zusagte, ihn aber gleichzeitig zu einem ferneren Verbleiben in seiner bisherigen Stellung veranlaßte.

Nun begann eine harte Lehrzeit für den theatralischen Lehrling des Buchhandels. Früh Morgens um sechs Uhr schon konnte man ihm auf einsamen Pfaden des Thiergartens alltäglich begegnen, wo er, da man ihn zu Hause auslachte, Sprechübungen machte. Jede Minute, die er der geschäftlichen Thätigkeit abgewinnen konnte, wurde bis in die späte Nacht hinein dem Studium gewidmet. Als ein Zeichen der Gewissenhaftigkeit, mit welcher der begeisterte Kunstjünger seine Aufgabe

Digitized by Google

erfaßte, mag auch die Thatsache nicht unerwähnt bleiben, daß er vom sechzehnten bis zum zwanzigsten Jahre weder einen Tropfen Wein noch Bier getrunken, noch geraucht hat: um sein Organ zu schonen. Diesem soliden Leben hat unser Künstler aber auch die zähe, felsenfeste Gesundheit zu danken, welche es ihm jetzt ermöglicht, gelegentlich auch auf anderen als künstlerischen Gebieten sich hieb- und stichfest zu erweisen.

Inzwischen hatte Possart nicht allein bei seinem dramatischen Lehrmeister große Fortschritte gemacht, er hatte auch durch Zuverlässigkeit im Geschäft sich die Achtung seines Principals zu gewinnen gewußt, so daß dieser ihm ein Jahr seiner Lehrzeit erließ und ihn zum Gehülfen beförderte. Die Militärpflicht, welcher er in Berlin genügen mußte, bewirkte allerdings eine Unterbrechung seiner buchhändlerischen Thätigkeit, doch ging ihm dies nicht eben sehr zu Herzen, denn nun konnte der königlich preußischen Franz Moor, soweit der Dienst des Mars ihn nicht in Anspruch nahm, sich mehr mit den Musen beschäftigen. Der Unterricht des Meisters konnte jetzt fleißiger benutzt, auf seine sonstige Ausbildung mehr Zeit verwendet und auf dem Liebhabertheater „Urania" der Traum seiner Seele endlich verwirklicht werden: er konnte jetzt — mimen. Doch ward ihm dies väterlicherseits nur unter dem Namen Ernst gestattet, da der Urheber seiner Tage die Befürchtung hegte, die schauspielerischen Leistungen seines Sohnes könnten den guten Namen „Possart" verunzieren, eine Befürchtung, die, so weit sie die damaligen Erfolge unseres Helden betrifft, nicht so ganz unbegründet war, denn die Lorbeeren, welche dem angehenden Roscius auf dem Felde seines jungen Ruhmes wuchsen, waren so dürftig, daß sie wohl kaum für die kulinarischen Bedürfnisse einer gewissenhaften Köchin hingereicht haben würden. Der wackere Kaiser, welcher die Verantwortung für eine verpfuschte Existenz nicht auf sich laden mochte, drang also sehr bestimmt darauf, daß der jugendliche Bühnenschwärmer nach Beendigung seines Militärjahres wieder zu dem ehrenhaften Berufe eines Buchhändlers zurückkehren solle, und die Eltern, welche die theatralische Passion ihres Sohnes überhaupt nicht ernst genommen hatten, erwarteten es gar nicht anders, als daß der Letztere die Hoffnungen, welche sie in seine buchhändlerische Zukunft setzten, zu erfüllen, nunmehr energisch den Anfang machen werde.

Doch jetzt zeigte Ernst Possart, daß ein echter Künstlergeist in ihm wohne. Trotz der bisherigen Erfolglosigkeit seines schauspielerischen Strebens, von der Gewißheit des endlichen Gelingens durchdrungen, sprengte er die Fesseln, welche ihn hier festhielten, that was er schon einmal thun wollte: er ergriff den Wanderstab, ließ Eltern, Buchhandlung und Lehrer im Stich und entfloh heimlich in ein Engagement nach Breslau, am Thore ausrufend: „Leb wohl Madrid, nie wende sich Dein Glück!"

Welche Hindernisse stellten sich aber seinem muthigen Bestreben entgegen! Ein Haupthinderniß seiner theatralischen Laufbahn war — er selbst.

Die äußeren Mittel, welche er in den Kampf zu führen hatte, waren nur geringe: Kein Director, der ihn gesehen, wollte auf die Promessen seiner Gestalt hin ihn engagiren. Man hielt ihn in seiner äußeren Erscheinung, und dies sogar noch später, weit eher für einen Commis

Digitized by Google

voyageur, als für einen Mimen; damals wuchs er aber noch in seinem einundzwanzigsten Jahre, war überdies sonnenverbrannt, sommersprossig und rothhaarig, Eigenthümlichkeiten, die sich zwar im Laufe der Jahre sämmtlich verloren, die man jedoch an dem dramatischen „Gründling" als berechtigt anzuerkennen durchaus keine Neigung verspürte.

Der Theateragent Heinrich, welcher zuerst erkannte, daß in diesem Körper ein Geist wohne, der weder „sommersprossig" noch „rothhaarig", hatte daher zu Possart gesagt: „Lieber Freund, mit Ihnen muß man's hinterrücks versuchen, ich muß Sie einem Director auf zwei Monate anschmieden, wenn er Sie erst spielen sieht, dann ists gut, vorher nimmt Sie Keiner."

Und so erschien denn der „Angeschmiedete" eines Tages auf dem Breslauer Theaterbüreau des Herrn Director Schwemer, und eine Scene, welche sich auf den Theaterbüreaus der Zukunft noch oft abspielte, hatte etwa folgenden Inhalt:

„Director: „Wer sind Sie?" „Ich bin der Possart." „Allmächtiger Gott!" rief der Herr Director zwar nicht, aber „der Possart" konnte es auf seinem Gesicht lesen. „Ich werde Ihnen Mittheilungen zukommen lassen. Adieu!"

Sechzehn Tage blieb der hoffnungsvolle Menschendarsteller ohne Nachricht. Da trat ein Ereigniß ein, das in seiner Folge der Situation eine freundlichere Wendung geben sollte. Eine „erste Kraft" der Breslauer Bühne war, wie unser Held in Berlin — durchgegangen. Eine Festvorstellung, der „Prinz von Homburg" sollte stattfinden und Jener den Siegfried Mörner darstellen; da blieb nichts übrig, der Possart mußte einspringen. Damit war denn der Anfang gemacht. Nun kam auch Fortinbras im „Hamlet" mit der Scene im dritten Akt: „Geht, Hauptmann, grüßt von mir den Dänenkönig ꝛc." Während der Prinz quer über das Theater schreitet, und im Begriff ist abzugehen, vernimmt er, wie der in der Coulisse stehende Director dem Regisseur zuruft: „Meyer! Meyer!" — „Herr Director!" — „Haben Sie das gesehen?" — „Was?" — „Den jungen Menschen, den Possart!" — „Ja." — „Der Mann ist mit einem königlichen Anstand über die Bühne gegangen; der ist engagirt!"

So war er denn engagirt, hatte nun vollauf Beschäftigung und feierte auch schon seine ersten Triumphe. Und als ein Triumph seiner jungen Kunst darf sicherlich die kleine Episode bezeichnet werden, welche in dieser Zeit sich daselbst abspielte. Das Trauerspiel „Der Nabob" von R. Gottschall wurde aufgeführt und Possart spielte den Indier Matali. In einer der ergreifendsten Scenen, in welcher der Letztere, von Gewissensbissen gefoltert, sich ersticht, entstand plötzlich auf der Gallerie ein wüster Lärm, der die Vorstellung unterbrach und aller Blicke nach oben zog. Dies Zwischenspiel sollte alsbald die seltsamste Erklärung finden. Unter geheimnißvollen Umständen war nämlich kurz vorher der Schleifermeister Anger ermordet worden. Die lebensvolle Wahrheit der Darstellung des Matali hatte nun den im Theater anwesenden Mörder in seinem Gewissen dermaßen erschüttert, daß er entsetzt aufsprang, die Zuschauer bei Seite schob und in der Person des Sergeanten Geisler sich zerknirscht den Händen der Gerechtigkeit übergab.

Nach einjähriger Thätigkeit auf dem Breslauer Theater, während

Digitized by Google

welcher er über seine Befähigung, die ihn einzig auf das Charakterfach hinwies, klar wurde, und nach kürzerem Engagement zu Bern, wo er als dramatisches „Mädchen für Alles" auch Rollen ohne Charakter spielen mußte, gelangte er an Görners Stelle an das Hamburger Stadttheater. In kurzer Zeit war er hier der Liebling des Publikums und wurde von demselben auf den Händen getragen. Unter allen diesen Erinnerungen von Beifall, Kränzen, Bouquets und Briefen ist für Possart aber eine unvergeßlich und diese eine wiegt alle anderen au.

Possart spielte den „Narziß" und an diesem Abend sah man einen alten, weißhaarigen Herrn im Parquet, der sonst nie die Räume des Stadttheaters betrat. Es war Heinrich Marr, der Veteran der deutschen Schauspielkunst, der beste aus der guten, alten, klassischen Schule und wie Laube, der feinste Kenner und Beurtheiler im Bereich der dramatischen Kunst. Während eines Zwischenaktes kam der alte Herr auf die Bühne und ließ den jungen Künstler sich vorstellen. Marr war keiner von den Schauspielern, die überschwänglich mit ihrem Lobe waren; er haßte die so vielfach gerade in Künstlerkreisen kursirende Scheidemünze der Complimente gründlich. Gerade deshalb gewann aber ein Lob oder Tadel aus seinem Munde eine schwerwiegende Bedeutung. Und dieser beste Kenner der deutschen Bühne war der erste, der Possart eine bedeutende Zukunft prophezeihte.

Ein neuer Schritt in diese „bedeutende Zukunft" sollte jetzt gemacht werden. Ein Gastspielantrag vom Münchener Hoftheater gelangte an ihn, und Possart folgte demselben. Als ein Zeichen, mit welchen Vorurtheilen seine äußere Erscheinung aber immer noch zu kämpfen hatte, mag die folgende, seinen Einzug in München charakterisirende Episode hier ihren Platz finden.

Der Intendanzrath Schmitt hatte Possart auf Erkundigungen hin zum Gastspiel auf Engagement nach München kommen lassen. Wie groß nun die künstlerischen Erfolge unseres Helden in Hamburg auch gewesen sein mögen, mit den klingenden Erfolgen muß es daselbst wohl noch schlimm genug bestellt gewesen sein, denn total abgebrannt und von Kassel aus ohne Pfennig in der Tasche seinen Hunger stillen zu können, so langte „Nathan der Weise" in der bayerischen Residenz an. Sein erster Weg war nach dem Theaterbüreau. Der noch gegenwärtig amtirende alte Theaterdiener Kern, welcher ihn beim Intendanzrath melden sollte, rief mit einem höchst eigenthümlichen Blicke den Prätendenten auf den Thron Richard III. musternd: „Sie sein der Herr Possart???" Die Thüre öffnete sich und der Intendant erschien in derselben. „Sie sind — Herr Possart?!" — „Ja wohl, Herr Rath!" — Große Pause, dann sehr enttäuscht: „Bitte, treten Sie ein. Sie sollen übermorgen den Franz in den „Räubern" spielen. Was wollen Sie als zweite Rolle?"

„Herr Rath", sagte Possart, „ein Wort für Alle. Sie erwarteten jedenfalls einen sieben Fuß hohen, schwarzlockigen, adlernasigen Intriguantenkopf, befrackt, in Glacéhandschuhen, lackirten Stiefeln 2c. hier eintreten zu sehen. Entschuldigen Sie, ich bin ohne einen Pfennig hier angelangt, habe seit Kassel nichts gegessen, alle meine Kleider sind in Hamburg verpfändet, ich bin — ich selbst allein. Bitte, lassen Sie mich erst den Franz Moor spielen. Gefalle ich, dann ist mir jede Gastrolle recht, die Sie wünschen, mißfalle ich, so bin ich überhaupt zu stolz,

Digitized by Google

hier noch weiter zu spielen — und dann abgereist." — „Gut", sagte der Rath, „spielen Sie!"

Der Erfolg des ersten Auftretens des bis dahin unbekannten Schauspielers war ein wahrhaft sensationeller; er war um so schwerwiegender, als sein Vorgänger der Hamburger Karl Jost war, ein unvergessener Meister aus der alten Schule strenger, aber schöner Natürlichkeit. Nach der zweiten Rolle, dem „Narziß" waren Publikum und Kritik der einstimmigen Meinung, daß da wieder einmal ein Schauspieler erstanden, der in Wahrheit als ein Künstler von Gottes Gnaden anzusehen sei.

Nach dieser zweiten Rolle ließ der Intendanzrath Schmitt den Gefeierten kommen. „Herr Possart", sagte er, „ich habe mit Ihnen im December einen einjährigen Contract vereinbart, wenn Sie gefallen?" — „Ja." — „Ich bedaure, denselben nicht realisiren zu können." — Wie?!" — „Einen Schauspieler, wie Sie, kann ich für 2000 Gulden nicht engagiren. Ich zerreiße hiermit den Contract. (Er thats.) Aber ich biete Ihnen 3000 Gulden und doppeltes Spielhonorar und lege Ihnen für jede Gastrolle 4 Louisdor zu. Und da haben Sie mal vorläufig 500 Gulden, damit Sie Ihre Hamburger Garderobe einlösen und sich hier häuslich niederlassen können. Adieu!" Und in der Thüre noch wandte er sich um: „Junger Mensch, Sie haben mir seit langen Jahren im Theater mal wieder einen Eindruck gemacht!" Der vortreffliche Mann ist todt, Possart verehrte in ihm seinen Wohlthäter, seinen Dank vermochte er ihm nicht mehr zu bethätigen, er konnte ihm nur noch die Leichenrede halten.

So war denn unser Possart nach so manchen bitteren Erfahrungen und herben Enttäuschungen in den Verband eines der vornehmsten Musentempel Deutschlands (1864) als Mitglied aufgenommen; er ward es lediglich durch eigene Kraft, allein durch die Macht seiner göttlichen Begabung, an einer Bühne, welche durch die Munificenz und den Kunstsinn eines jungen, für alles Schöne und Erhabene begeisterten Fürsten zur Stätte reinster Klassicität erhoben wurde. Da hatte denn ein Künstler wie Possart, der eigens für die großen Charaktere des klassischen Dramas geboren schien, vollauf Gelegenheit, ein Meisterwerk nach dem andern vor den Augen seines entzückten Publikums zu verkörpern. In langer, imposanter Reihe wurden nun die großen Rollen von Schiller, Goethe, Lessing und Shakespeare vorgeführt. Aber auch in Rollen genrebildlichen Charakters, wie Hans Jürge, Gringoire, Narziß, in dem durch ihn in Dentschland zum Ehrenbürgerrecht gelangten Advokat Behrent in Björnsons „Fallissement" wußte er die Proteusnatur seines Talents zu glänzendster Wirkung zu bringen. Als die Krone seiner Leistungen muß jedoch der Byron'sche „Manfred" bezeichnet werden, welcher in Deutschland zuerst durch ihn auf der Münchener Bühne die ungeahnteste und vollendetste Belebung fand. Possart ist ein Künstler von großer Auffassung und mächtiger Leidenschaft. Seine Worte kommen aus dem Herzen und packen den Hörer. Ein scharfer Geist, durchdringender Verstand, glühende Phantasie sind ihm eigen. Ein wohltönendes Organ ist der Dolmetscher seiner Seele und jede seiner Gestaltungen trägt das Gepräge einer ursprünglichen, schöpferischen in strenger Schulung gereiften Kraft. Welche bewundernswerthe Vielseitigkeit und Arbeitskraft ihm aber innewohnt, mag aus dem Umstande her-

Digitized by Google

vorgehen, daß seine reiche Wirksamkeit als Schauspieler ihm noch Zeit und Lust übrig läßt, nicht nur als Oberregisseur der Hofbühne den Aufführungen klassischer Werke seine, von tiefem Verständniß und geläutertem Geschmack zeugende Thätigkeit zuzuwenden, aus welcher sogar eine selbstständige, im Druck erschienene Bearbeitung des „König Lear" hervorgegangen ist, sondern auch seine eminente Begabung der, seinem künstlerischen und schriftstellerischen Einwirken ihre Organisation verdankenden königlichen Theaterschule mit Erfolg zu widmen. Und wenn ich der vielen hervorragenden Eigenschaften Possarts gedenke, dann darf ich zur vollständigen Charakteristik des Künstlers und Menschen auch das parlamentarische Talent Ernst Possarts zu erwähnen nicht vergessen. Er hat demselben wiederholt die Wahl zum Vorsitzenden bei den Verhandlungen der Delegirten der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" zu danken. Zahlreiche Gastspiele an allen größeren Bühnen Deutschlands, Oesterreichs, Rußlands und der Schweiz haben seinen Namen weithin berühmt gemacht und überall hat man in ihm einen der bedeutendsten Charakterdarsteller unserer Zeit gefeiert und erkannt.

Possart kann daher nicht klagen, daß ihm der Lohn für sein unermüdliches, künstlerisches Streben kärglich zugemessen worden sei. Mit seiner Familie längst versöhnt, in glücklicher Häuslichkeit mit einem geliebten Weibe (der früheren Opernsängerin Deinet) genießt er in München die außerordentlichste Huld seines kunstsinnigen Königs und die vollste Gunst der gesammten bühnenfreundlichen Bewohnerschaft. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß seinen vielfachen Verdiensten äußere Auszeichnungen in reichem Maße zu Theil wurden. Fast alljährlich „kommt a Vogerl g'flogen" das sich auf sein Knopfloch niedersetzt und dem trefflichen Künstler „a Zetterl im Goscherl" mitbringt in Form irgend eines Ehrendiploms. Neun Orden zieren seine Brust, er ist Ehrenmitglied verschiedener Hoftheater, Meister des freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. und Director der Münchener Hofbühne mit Rang und Uniform eines königlichen Professors an der Akademie der bildenden Künste.

Doch ein neuer Lorbeer reift dem im Dienste seiner Kunst rastlosen Manne. Im Juli dieses Jahres wird er die hervorragendsten Künstler der deutschen Bühne zu Mustervorstellungen in den Mauern Isar-Athens vereinen und dem idealen Streben unseres Helden ist es gelungen, sie für diesen edlen Wettkampf zu begeistern. So mögen denn die himmlischen Musen, wie sie die Vergangenheit Ernst Possarts schirmten, auch seinem künftigen Wirken und Schaffen hold bleiben, zum Segen der deutschen Schauspielkunst!

Digitized by Google

Die Cigarrenprobe.

Eine Erinnerung an den 3. Juli 1866.

Es war die Schlacht die heiße
Bei Sadowa entbrannt;
Die Erde bebt im Kreise
Von Mann und Roß durchrannt.
Und die Geschütze blitzen,
Es dröhnt ihr ehrner Mund
Aus allen Felsenritzen,
Aus jedem Waldesgrund.

Das Himmelszelt bedecken
Gewitterwolken schwer,
Den Tag und seine Schrecken
Umhüllt ein Nebelmeer.
Von waldbewachsner Kuppe
Schaut Bismarck nach dem Kampf,
Er mustert jede Truppe'
Im dichten Pulverdampf.

Ob steigt, ob sinkt die Wage,
Und wie der Würfel fällt,
Und wer an diesem Tage
Den Siegespreis erhält.
Wie nun zur Mittagstunde
Gemach der Zeiger drängt,
Da drängt es ihn nach Kunde;
Ihn, der die Schlachten lenkt,

Ihn selber will er fragen;
Doch Moltke's ernst Gesicht
Es scheint ihm nur zu sagen:
„Stör meine Zirkel nicht."
So harrt und hofft und bangt er,
Jetzt hat er's überlegt:
Zur Ledertasche langt er,
Die er zur Seite trägt.

Drauf die Cigarre schweigend
Reicht er dem Freunde hin;
Und dieser, sich verneigend,
Wohl ahnend seinen Sinn,
Greift freudig nach der Gabe,
Er führt sie an den Mund,
Als ob die rechte Labe
Ihm käm zur rechten Stund.

Und siegbewußt zur Seite
Tritt Bismarck fest und klar:
Bei Sadowa befreite
All Deutschland Preußens Aar.
Schon braust es durch die Glieder.
„Der Kronprinz kommt! Hurrah!"
„Der Kronprinz" tönt es wieder.
Nun singt Victoria!

Joseph Krauß.

Digitized by Google

Ein Augenblickscharakter.

Novelle in Briefen. Von Julian Weiß.

Erster Brief.

... Wer sich in die Einsamkeit begiebt, kommt darin um — seinen Verstand! Glaube mir das, mein Freund, und wenn Du mich heute total verrückt findest, so wundere Dich nicht. Ich selbst bin nicht mehr bei mir, denn meine Gesellschaft ist mir schon unausstehlich geworden.

Ich sehne mich nach Menschen, ich möchte nur einer einzig lebenden Seele mittheilen, wie mir ums Herz ist und deshalb komme ich zu Dir. Ja, wozu hätte man denn sonst Freunde? Du kannst jetzt durch die schwarze Tinte meine schwarze Stimmung genießen und Dich bedauern, weil Du der einzige Mensch bist, den ich mit meiner Diogeneslaterne gefunden habe. Das ist aber erst die wahre **laterna magica**, nichts als Schattenbilder und täuschende Zerrbilder ... Ich bin grob, ich weiß es. Verzeihe mir das, Du ahnst nicht, wie sehr einen Menschen in meiner Stimmung diese Grobheit erquickt.

Einziger Freund! Du hast mich einmal einen Augenblickscharakter genannt, womit Du mich als glücklichen Menschen bezeichnen wolltest. Du meintest damals, ich sei beneidenswerth, weil ich immer hoffe und niemals pessimistischen Gedanken in meinem ohnedies nicht allzu weitläufigen Gehirnkasten Raum gebe. Du sagtest, daß ein singender Vogel mir eine unglückliche Liebe aus dem Herzen treiben könne und ein schönes Stück Kuchen, oder ein schönes Weib mein „zerstückeltes" Herz zusammenzuleimen im Stande wäre.

Du hast aber Unrecht; ich kann unglücklich sein wie Einer, der es von Kindesbeinen auf studirt hat und den Pessimismus als Geschäft betreibt. Ich sehe jetzt Alles schwarz und durch tiefdunkle Brillengläser schaue ich in die Welt.

Ich will Dir eine Neuigkeit mittheilen. Meine Scheidung ist bereits vollzogen, meine Frau ist nicht mehr meine Frau und ich bin abermals ledig. Da hast Du mit wenigen Worten eine Episode aus meinem Lebensroman, den meine Mutter mich mit „Allerhand Irrthümer" zu überschreiben ersucht.

Vielleicht hat sie recht. Daß ich Milla liebte, daß ich sie heirathete, daß ich sie mit meiner Mutter befreunden wollte ... Vielleicht sind das Irrthümer, aber ist denn die Liebe und die Ehe nicht auch ... Ich sehe Dich lächeln; Du spottest dieser philosopischen Aphorismen, denen ich in der That noch einige tiefsinnige Gedanken anhängen würde, wenn nicht dieser Brief an Deine Adresse gerichtet wäre. Ohne jeden orato-

Digitized by Google

rischen und sophistischen Schmuck will ich Dir nun von meiner letzten Unterredung mit Milla erzählen:

Sie war sehr gefaßt und sprach ganz ruhig. Ihre gutmüthigen blauen Augen sahen mich ebenso freundlich an wie früher, der Strom ihrer Rede floß ruhig und leidenschaftslos wie gewöhnlich . . . sie schien nichts zu empfinden. In mir tobte aber ein Sturm von Gefühlen. In meine Augen traten Thränen — Thränen des Zornes natürlich — und dabei ward mir die Brust eng zum Zerspringen.

„O, sie hat mich nie geliebt und auch ich habe vielleicht nie ein innigeres Gefühl für sie empfunden. Wenn mir beim Abschied so weh wurde, so war es nur die Erkenntniß des großen, traurigen Irrthums, die mir Schmerz bereitete.

Und hier soll ich nun genesen, in diesem kleinen, langweiligen Nest, wo man nicht einen geistvollen Mann, nicht eine schöne Frau findet, ja, wo sogar die Kinder unausstehlich sind. Das einzige Wesen, zu dem ich mich hier hingezogen fühle, ist die alte Tante, bei welcher ich wohne, denn diese gute und freundliche Frau habe ich seit meiner Ankunft weder gesehen noch gesprochen.

Ach, wäre ich nur ein Augenblickscharakter, ich könnte zur Stunde nicht so herzenskrank sein, daß ich das liebe Thier auf der Straße beneide, ich könnte nicht so elend, so unvergleichlich elend sein, wie ich bin.

O, wie unausstehlich ist diese Welt, diese Menschen, Du und ich.

Dein Freund

Robert.

Zweiter Brief.

Mein letzter Brief muß Dich gekränkt oder gelangweilt haben. Du antwortest mir nicht. Hast Du Dich vielleicht geärgert? Wenn ja, so telegraphire mir, damit ich mich darüber freue, daß sich noch Jemand auf Erden außer meiner schrecklichen Person ärgert.

Daß Du mir nicht schreibst, das erzürnt mich nicht; ich könnte jetzt in meiner gereizten Stimmung Deine „Treppenweisheit" auch gar nicht vertragen. Ich schreibe an Dich, weil mich ein innerer Trieb dazu zwingt, weil ich doch einem Menschen sagen will, was ich thue und treibe und weil ich doch nur ein Mensch, will sagen, eine mittheilsame Bestie bin.

Was unterscheidet uns denn von den Bestien, die da draußen im Walde hausen? Nichts als unsere Mittheilsamkeit. Wenn Wolf A das Lamm N auffrißt, so behält er das Lamm und die Neuigkeit für sich, wenn aber Gründer A das Lamm oder den Actionär N verspeist hat, so erzählt er das lachend. Wir fressen einander auf, aber wir haben Zeitungen . . . pardon, ich glaube mich zu erinnern, daß Du derartige Aphorismen nicht liebst.

Milla hat mir einen Brief geschrieben; wenige Zeilen, es spricht aber daraus mehr, als sie mir in Millionen von Worten hätte sagen können. Das Briefchen (es liegt vor mir und zeigt mir mehr blos die Tinte, denn ich habe mir die schwarze Farbe auf die Lippen geküßt) lautet, wie folgt:

„Lieber Robert! Der Wunsch Deiner Mutter ist erfüllt. Wir sind

Digitized by

für immer geschieden. Du wirst wohl glücklich werden, denn Dein heiteres Temperament läßt trübe Stimmungen nicht aufkommen. Ich aber will vergessen lernen.

Es liebt Dich noch immer Deine

Milla."

Sie liebt mich noch immer, hörst Du? O Gott, wie mich diese wenigen Worte erfreuten. Ich möchte zu ihr eilen und ihre Füße umfassen, ihre Hände küssen und sie flehentlich um Verzeihung bitten.

Aber ich habe meiner Mutter geschworen, niemals mehr mit Milla zu sprechen, sie niemals mehr aufzusuchen . . . Bei Gott, ich würde den Schwur brechen, wäre meine Mutter nicht alt und kränklich und liebte ich sie nicht so sehr.

Ich werde hier noch ein Barbar. Den ganzen Tag suche ich mir weh zu thun, indem ich an das genossene Glück denke und Milla anrufe. Ich reiße mir meine Wunden auf und spiele mit meinen Schmerzen. Warum hat man keinen Menschenschutzverein? Wie nothwendig wäre es doch, uns vor uns selbst zu schützen!

Heute Abend ging ich spazieren. Gasbeleuchtung haben sie, dem Himmel sei Dank, hier seit Kurzem eingeführt und daher ist es auch so finster, daß man Niemanden sieht.

Wie ich so durch die dunklen Gassen wandelte, überkam mich ein wehmüthig-schmerzliches Gefühl. Ich erinnerte mich an jenen Abend, an welchem ich zum ersten Mal mit Milla allein war. Wie süß war jener Sommernachtstraum! Denke ich an die Worte, die sie mir damals ins Ohr flüsterte, so schlägt auch jetzt mein Herz schneller und im Hirn pocht es stürmisch.

Und doch nahm die wilde Liebe, voll der leidenschaftlichsten Poesie, ein prosaisches Ende, eine Scheidung war der Schluß, ein gebrochenes und ein lädirtes Herz sind das Finale.

Mir fiel es heute wiederholt ein, daß Milla an jenem herrlichen Abend, als ich ihr zu Füßen sank und meine Liebe gestand, sagte: „Robert, Du bist zu schön, um lange lieben zu können."

Was diese Weiber nur immer von meiner Schönheit haben wollen? Sie können mir nichts sagen, als daß ich so wunderbare Augen habe wie die Märchenprinzen. Ich schäme mich wirklich oft, daß mir die Damen dieses Krähwinkels (worin ich mich jetzt den Tod an Langeweile zu sterben bemühe) stets mein schönes Gesicht vorhalten. Wenn ich nicht bestimmt wüßte, daß die Leute hier so dumm sind wie (ein Vergleich fehlt mir), müßte ich annehmen, daß es mit meinen geistigen Qualitäten nicht weit her sei.

Auf meinem Spaziergang heute Nachts kam ich an einen Gasthausgarten vorüber. Ich hörte darin singen und trat ein. Vielleicht machen mich fröhliche Menschen ebenfalls fröhlich, dachte ich und ließ mich an einem Tische nieder. Die Leute, die hier waren, gehörten nicht der Elite unseres Krähwinkels an, es waren Arbeiter und dann wieder Leute, die niemals an Arbeit zu denken schienen. Das Publikum sang den Refrain eines Liedes, welches eine Chansonettensängerin vortrug. Leider saß ich nicht günstig und konnte die Sängerin nicht sehen. Sie sang aber falsch, wie es ihr wenige Sängerinnen nachmachen. Nichtsdestoweniger schwand

mein Mißmuth für einige Secunden, denn die allgemeine Heiterkeit verscheuchte auch meine trübe Stimmung.

Als die Sängerin ihre Liedchen beendet hatte, ging sie Geld einsammeln. Sie kam auch zu mir und ich sah ein armes Kind, das höchstens sechszehn Jahre zählte, rothblondes Haar hatte und eine wunderbar kleine Hand mit schöngeformten Fingern besaß.

Ich gab ihr ein reiches Geschenk und sie blieb erstaunt stehen.

„Wie heißen Sie?" frug ich sie, ich glaube, ich war verwirrt und fand keine vernünftigere Ansprache.

„Man nennt mich Otty", sagte sie und zuckte mit den nackten Achseln, die wunderbar weiß waren.

„Otty, Otty", sprach ich vor mich hin.

„Jawohl, ich weiß, der Name klingt Ihnen bekannt, Sie haben ihn schon gehört . . . das sagen mir ja alle Leute, die zum ersten Mal mit mir sprechen." Ueber ihre Lippen ging nach diesen Worten ein Lächeln, das nicht besonders schmeichelhaft für mich war. Ich gerieth in Zorn.

„Mein Fräulein", sagte ich erregt, „Sie scheinen zu vergessen, daß ich nicht zu den Stammgästen dieses Lokals gehöre."

Sie lächelte bitter; der Stich traf, aber sie gab ihn zurück: „Sie sehen ihnen aber zum Verwechseln ähnlich." Damit drehte sie sich auf ihrem hohen Absatz herum und verließ mich.

Otty, welch ein häßlicher Name! Und diese kindisch ungezogenen Manieren! Aber schöne Augen hat sie doch . . .

Es ist Mitternacht und Du schläfst gewiß schon. Wie beneidet Dich darum

Dein

Robert.

Dritter Brief.

Heute erhielt ich Deinen Brief. Du bemühst Dich, mir auf sechs Seiten zu beweisen, daß ich ein Narr bin. Schade um das schöne Papier. Ich hätte es Dir auch in vier Worten geglaubt.

Du behauptest, ich hätte Milla nie geliebt und mein Schmerz sei nichts Anderes als gekränkte Eitelkeit. Nun höre, höflich bist Du gerade nicht und hinter dem Berge scheinst Du mit Deinen Meinungen auch nicht halten zu wollen. Mir scheint, Du nimmst von mir alle schlechten Eigenschaften an.

Doch ich will nicht weiter über Deinen Brief sprechen. Du bist der Ansicht, daß ich Milla nicht liebte, ich glaube sie aber geliebt zu haben und vielleicht noch zu lieben. Dir dies zu beweisen, bin ich freilich nicht im Stande, Du mußt es mir eben aufs Wort glauben.

Was Deine Bemerkungen über die kleine Chansonettensängerin betrifft, so pflichte ich Dir in mancher Beziehung bei. Otty ist, genau genommen, kein häßlicher Name, zumal wenn man weiß, daß es eine Abkürzung des wunderbaren „Ottilie" ist. Deine Vermuthung, daß die Kleine sehr hübsch sei, ist nicht ganz richtig. Sie ist wohl recht nett und zumal ihre grauen Augen haben einen ganz eigenthümlichen Reiz, einen bestrickenden Zauber . . .

Ich war einige Male in dem Gasthausgarten. Man unterhält sich

da recht gut und mir wird ganz heiter zu Muthe. Mit dem Komiker der Chansonettengesellschaft bin ich natürlicherweise auch bekannt geworden. Er trinkt gerne Bier und ich bezahle für ihn nicht ungern, Du kannst Dir daher leicht denken, wie intim wir schon sind.

Der Mann heißt Brack, ist schon ziemlich bejahrt, hat eine Glatze, bei der man nicht weiß, wo sie anfängt und wo sie ein Ende nimmt, trägt einen riesigen Malerhut und einen Sammetrock, dazu lichte Pantalons und ausgeschnittene Schuhe. Sein Gesicht ist aber viel gemüthlicher und viel anständiger, als seine Kleidung. Die Nase hat einen kühnen Schwung, der Mund ist hübsch geformt und die Augen sehr gutmüthig. Dabei laufen Falten und Fältchen durch sein Gesicht, daß man mit einer statistischen Aufnahme dieser Jahresfurchen gar nicht fertig werden dürfte. Brack glaubt natürlich ein großer Künstler zu sein und schiebt seinem „Pech" die jämmerliche Carrière zu, welche er gemacht hat. Er sagt mir häufig: „Ja, wenn ich ein Frauenzimmer geworden wäre und einen Protektor, irgend einen hohen Gönner, wie deren Tausende auf der Erde umherlaufen, gefunden hätte, ich wäre ein anerkannter Künstler, mein Name hätte in der Theatergeschichte einen Klang, ich wäre berühmt und gefeiert."

Abgesehen von dem Wahne, ein großer Künstler zu sein, ist Brack aber der beste Mensch von der Welt. Aus seinen Erzählungen habe ich erfahren, wie es kam, daß Otty in diese Chansonettentruppe gerieth.

Sie war Näherin in einer kleinen Stadt Deutschlands und hatte ihren alten gebrechlichen Vater und eine an einer schweren Krankheit leidende Mutter zu ernähren. Die Arme arbeitete ein Jahr lang mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kräfte, aber ihr Muth und ihre Kraft schwanden langsam dahin, der Hunger kehrte im Hause ein, die Noth wuchs von Tag zu Tag.

Da kam der Director unserer Truppe in jene Stadt, welche die kleine Otty beherbergte. Unser Director, ein naher Verwandter ihrer Eltern, sah das schöne Mädchen und er versprach, die Eltern zu erhalten, wenn Otty Chansonettensängerin in seiner Gesellschaft würde. Sie willigte ein und ist jetzt ein Jahr schon bei dem Director, der ein brutaler, filziger Mensch sein soll.

Ich habe ihn noch nicht gesehen, bin aber auch nicht neugierig. Wie mir Brack erzählte, waren die Eltern Ottys reich und das arme Kind hat eine gute Erziehung genossen. Des elenden Zigeunerlebens ungewohnt, erträgt sie aber mit unerschütterlicher Ausdauer alle Quälereien des launenhaften, jähzornigen und unausstehlichen Directors, nur um ihren unglücklichen Eltern monatlich die kleine Summe senden zu können!

Ich habe es schon oft bedauert, daß ich Otty so hart angefahren habe, als ich mit ihr zum erstenmal sprach. Mich rührt ihre Elternliebe ungemein und mich dauert ihr Schicksal.

Das gute Kind! Welches Opfer bringt es seinen kranken, alten Eltern! Mit zerrissenem Herzen und tieftraurigem Gemüth muß das Mädchen heitere Lieder singen und dem plumpen Arbeiter die schwielige Hand drücken, sich vielleicht gar eine Umarmung im Scherze gefallen lassen ... Mir empört sich jeder Tropfen meines Blutes, wenn ich daran denke, welchen Gefahren das arme Kind ausgesetzt ist. Otty steht ohne Schutz da. Der alte habgierige Director will nur Geld sehen und

seine Devise heißt: Alles für Geld. Ihm ist es gleichgültig, was mit dem armen Wesen geschieht, er will nur verdienen. Der Komiker wieder ist zu sehr „Künstler", um eine Stütze für Otty zu sein. Er ist zu fest an den Director gebunden, um nöthigenfalls wider diesen Posto fassen zu können. Die zweite Chansonettensängerin schließlich, welche noch in dieser Truppe ist, neidet dem kleinen Wesen ihre Jugend, Schönheit und Unschuld. Sie böte wohl selbst die Hand, wenn es dem Verderben des Mädchens gälte. In diesem Sumpfe erblüht eine Lilie; es ist wie eine Ironie des Zufalls!

Gestern war ich wieder bei den Chansonettensängern, aber leider nicht mehr allein. Es kamen einige Krähwinkler Dandys hin. Als sie mich erblickten, setzten sie sich zu meinem Tisch und medisirten. Sie schimpften über Speisen und Getränke, aßen aber jeden Bissen und tranken selbst den letzten Tropfen. Natürlicherweise wurden auch die Vorträge der Chansonettentruppe gehörig glossirt. Ein Jüngling mit einem Zwicker meinte, der Komiker hätte Talent zum Leichenbitter, ein anderer nicht minder witziger Bursche behauptete, die alte Chansonettensängerin sei vor Erfindung der Kleider auf die Welt gekommen und daher noch gewöhnt, so wenig als möglich anzuziehen. Hierauf bemerkte wieder ein Anderer, Otty wäre weder im Stande, sich noch Andere anzuziehen und so ging es ohne Grazie und ohne Witz fort, bis ich die Herren energisch bat, dem Witzungewitter ein Ende zu machen.

Nach einer Weile begann ein Mitglied unserer Tischgesellschaft einen Vortrag über Otty zu halten. Er sagte, sie habe keinen Geist, worauf ein Anderer rasch beifügte, daß sie dafür Sommersprossen hätte.

Wie blöde doch diese Verleumdung ist! Otty, die den herrlichsten Teint hat und aus deren Augen Geist strahlt, in solcher Weise anzugreifen.

Ich sagte es auch den jungen Herren klar und deutlich und schreckte nicht davor zurück, ihnen verstehen zu geben, daß Geist und Widerspruchsgeist lange nicht einerlei sei.

Als ich meine Strafpredigt beendet hatte, sahen sich die Jünglinge erstaunt an. Einer von ihnen aber (der frechste aller Wahrscheinlichkeit nach) mit einem riesigen flachsartigen Haargelock und zwei beispiellosen Augen, sagte leise: „Herr, Sie scheinen in die kleine Otty verliebt zu sein!"

Ich warf ihm einen Blick zu, der wohl nicht besonders freundlich war; er kroch auch gleich in seine nichts durchbohrenden Gefühle zurück, reichte mir seine ungeheure Hand und murmelte: „Nichts für ungut!"

Wie feig doch alle gemeinen Creaturen sind.

Als Otty absammeln kam, da machten die Burschen natürlich rohe Scherze. Mir stieg das Blut zu Gesicht und Otty sah mich traurig an. In ihren Mienen las ich Schmerz und es schien mir, als ob sie sagen wollte: „Ist dies zu ertragen?"

Sie sprach kein Wort, als ich ihr jedoch ein Geldstück in den Teller warf, bewegten sich ihre Lippen leise und es schien, als ob sie danken wollte, ihre Stimme aber den Dienst versagte.

Armes Kind, gutes Mädchen! Wie viel leidet es auf Erden, weil es nicht schlecht ist. Jawohl, das ist die gute Welt, sie bekämpft das Gute und stellt sich auf die Seite des Schlechten. Die edlen Menschen,

Digitized by Google

diese Kronen der Schöpfung, sie rütteln und stoßen, sie drängen und schieben so lange an dem Guten, bis es in den Abgrund fällt und für immer verloren ist.

O, es ist eine heilige Aufgabe, gegen das Schlechte zu kämpfen, aber es ist noch edler, das Gute gegen seine Feinde zu vertheidigen. „Das Gute beschützt sich selbst", rufen wohl die Frömmler, die heiligen Menschenkinder, welche in der Kirche die Augen verdrehen und außerhalb der Kirche einander betrügen.

Nein, nein, das Gute kann sich nicht immer selbst schützen. Muß nicht oft das Küchlein dem Raubvogel, der Reisende dem Strolch zum Opfer fallen?

Otty, Du armes, gutes Kind, ich will Dich, so lange ich in Deiner Nähe bin, vor Raubvögeln und Strolchen bewahren!

Gute Nacht, mein Freund! Ich küsse Dich im Geiste und drücke Dir die Hand. Du wirst mich verstehen, Du wirst mich begreifen und ich hoffe, Du wirst mich nicht tadeln.

Schreibe mir recht bald, wie Du mit mir zufrieden bist. Ich bin es heute einigermaßen.

Robert.

Vierter Brief.

Ich schrieb Dir erst gestern und komme nun heute wieder mit einem Schreiben. Ich verlange viel von einem Freunde, denn ich fordere, daß er meine Briefe liest. Opfere Dich, mein Freund, und lies meine krausen Schriftzüge, denn das Bewußtsein, daß Jemand von meinen Gefühlen weiß, macht mich zufrieden.

Gestern habe ich wieder mit Otty gesprochen. Sie ist ein Engel. Wie dumm ist der Geck, welcher sie vorgestern einfältig genannt hat und wie blind der Thor, welcher auf ihrem Antlitz Sommersprossen entdeckte. Doch lasse Dir nun erzählen, wie es kam, daß ich mit ihr sprach.

Als ich gestern Nachts abermals den Weg in den Gasthausgarten einschlug, war der Himmel umwölkt. Man sah nicht ein Sternchen am schwarzen Horizont und gerade als ich den Garten erreicht hatte, begannen die ersten Regentropfen zu fallen. Die wenigen Zuhörer, welche anwesend waren, erhoben sich rasch und flüchteten vor dem Regen. Ich aber blieb; ich setzte mich an einen Tisch, welcher ziemlich geschützt war gegen die Unbilden der Witterung, starrte in mein Bierglas und dachte an . . . ich weiß es selbst nicht mehr.

Da höre ich plötzlich Frauengewänder rauschen, ich blicke um mich und sehe Otty und ihre Sangescollegin. Die ältere Chansonettensängerin hat welke Züge und selbst ihre Augen scheinen mehr gesehen zu haben, als ihnen zuträglich war. Man nennt sie hier Tilde, was wohl eine Abkürzung von Mathilde sein soll.

„Sie erlauben schon, mein Herr", sagte Tilde, „daß wir an Ihrem Tische Platz nehmen."

„O, ich bitte", entgegnete ich und fühlte dabei, daß ich roth wurde und daß mein Herz schneller schlug. Meine Erregung dürfte gewiß nur der Wuth darüber zuzuschreiben sein, daß ich Otty unter dem Schutze dieses modernen Schwertlein sah. Es war gerade so, als wenn man ein Kind einer Diebin zur Erziehung geben würde.

Digitized by Google

Die alte Chansonettensängerin konnte natürlich nicht schweigen, sie begann ein Gespräch, fand meine Antworten, die immer in einem Nein bestanden, sehr geistreich, plauderte wie ein Staar und schrie wie ein Papagei. Mir wurde nicht am wohlsten bei dieser Conversation und Otty trug nicht wenig dazu bei, mir die Situation noch unbehaglicher zu machen. Sie sah starr vor sich hin und auf ihren Lippen schien ein ironisches Lächeln festgefroren zu sein. Kein Wort kam über ihre Lippen und kein freundlicher Blick aus ihren Augen.

Ich sah oft zu ihr hin, aber sie schien mich nicht zu bemerken. Da ich Dir, mein lieber Freund, ohnedies noch keine Schilderung meines Schützlings gegeben, so will ich hier eine kleine Skizze von Otty entwerfen. Nimm den guten Willen für die — gute That.

Ottilie ist nicht groß, sie besitzt ungefähr jene Größe, welche alle Frauen besitzen, die mir bisher gefallen haben. Sie ist reizend gebaut. Der Körper schlank und zart, der Fuß reizend klein, die Hand voll und weich. Die Augen sind grau und wunderschön. Wenn ich in diese Augen schaue, so fasse ich es nicht, daß mir die graue Farbe ehemals verhaßt war. Freilich ist dieses Grau so himmlisch, daß man sich wundert, daß der Himmel nicht dieselbe Farbe hat. Das Näschen ist schnippisch und paßt nicht ganz vollkommen in das vollendet schöne Gesicht; es ist zu schalkhaft, um zu den tiefen, ernsten Augen zu passen. Der Mund dagegen ist voll und roth, das Kinn zart geformt und die Wangen rund und blühend. Dazu ein Ohr, das winzig klein ist und nur dazu geschaffen scheint, um süße Worte in dasselbe zu flüstern. Herrlich ist auch ihr Haar. Es ist rothblond und fällt ohne Zwang auf den Rücken. In wilder Ungewißheit verirrt sich manchmal ein Löckchen und fällt ihr auf die hohe weiße Stirn. Sie streicht die schöne Locke dann mit der Hand rasch zurück und greift an ihr Haar, um sich zu vergewissern, daß keine größere Unordnung dort eingetreten. Wie sie gekleidet war, das habe ich vergessen, es dürfte Dich, mein Freund, auch gar nicht interessiren.

Die alte Tilde plauderte fort, bis endlich der Komiker Brack und der Director Schnitter kamen und sich zu unserm Tisch setzten. Brack war sehr erfreut, stellte mich der ganzen Gesellschaft vor und das Gespräch war bald im Gange.

Der Director hat ein Gesicht, das keinem Windhund Schande machen würde. Eine lange Nase und ein vorstehender, immer wie zum Pfeifen zugespitzter Mund. Mit einem Wort, eine fatale Physiognomie. Er sprach über die Chansonette als neue Kunstform und prognostizirte dem Tingl-Tangl die herrlichste Zukunft. Dem Theater aber sagte er den vollständigen Untergang bevor. Brack, der alte Komödiant, gab seinem Brodherrn natürlich recht und fügte nur bei, daß die Theaterdirectoren selbst daran Schuld trügen, weil sie die wahren Talente und die anerkannt tüchtigen Kräfte unterdrückten. Mathilde, die traurige Sängerin, nickte mit ihrem Kopfe, der auf einem so dünnen Halse saß, daß ich fürchtete, er würde die Schwingungen nicht ertragen und entzwei brechen, was aber leider nicht eintraf. In Parenthese bemerke ich, daß es geradezu erstaunlich ist, wie viel diese bejahrte Dame in diesen dünnen Hals hineinaß.

Während die drei „Künstler" die interessante Frage: Theater contra

Digitized by Google

Tingl-Tangl besprachen, hatte ich Gelegenheit, ein Gespräch mit Otty anzuknüpfen. Ich fürchte, daß ich die Unterhaltung nicht geistreicher entrirte als das erstemal, denn manchen Frauen gegenüber bin ich zum Verzweifeln dumm. Kant behauptet wohl, daß die wahrhaft verliebten Männer immer einfältig würden, aber von diesem Rechte darf ich keinen Gebrauch machen, da ich doch wirklich nicht in Ottilie verliebt bin. Ich interessire mich für das unglückliche schöne Mädchen, das ist Alles

Im Laufe des Gesprächs nahmen ihre Züge einen ungleich freundlicheren Charakter an. Dieses Gesicht scheint nicht dazu geschaffen worden zu sein, damit Thränen darüber fließen, denn der kleine süße Mund weiß so entzückend zu lächeln, das kleine Grübchen im Kinn tritt so schalkhaft hervor, daß es mich doppelt schmerzlich berührt, wenn ich daran denke, wie selten diese schönen Lippen sich zu einem Lächeln verzogen und diese himmlischen Augen freundlich in die Welt geblickt haben.

„Ich muß Sie noch um Verzeihung bitten", sagte ich ihr, als wir bereits eine Weile gesprochen hatten, „weil ich bei Gelegenheit unserer ersten Begegnung in nicht besonders freundlicher, vielleicht gar unfreundlicher Weise Ihnen entgegentrat."

„Auch ich war damals unfreundlich und es ist eigentlich an mir, Sie um Pardon zu bitten. Sie würden mir gern vergeben, wenn Sie wüßten, wie traurig meine Verhältnisse sind und wie schwer es mir in meiner bitteren Gemüthsstimmung wird, einen freundlichen, heiteren Ton anzuschlagen."

„Ich weiß es", sprach ich hierauf. „Ich habe erfahren, daß Sie Ihrer Eltern wegen die Qualen des Standes erdulden, dem Sie sich aus bloßer kindlicher Liebe hingaben. O, zürnen Sie mir nicht, mein Fräulein, daß ich mir von einem Geheimniß, das wohl nur ehrend für Sie ist, Kenntniß verschafft habe. Glauben Sie mir, daß ich es gut mit Ihnen meine und bauen Sie immer auf mich . . ."

Sie sah vor sich hin und trommelte mit den feinen Fingern auf den Tisch. Ihr Antlitz konnte ich nicht sehen und ich wußte nicht, wie sie meine Worte aufnahm. Ich fuhr fort: „Sie werden erstaunt sein, daß ich, ein Ihnen ganz fremder Mensch, plötzlich vor sie hintrete und Ihnen meine Unterstützung anbiete; Sie werden mir nicht glauben oder gar vermuthen, daß ich Sie durch heuchlerische Worte bethören will, um Sie nachher zu betrügen . . . Sie schweigen, Sie verbergen Ihr Gesicht vor mir, Otty, also wirklich . . . Sie halten mich für einen Betrüger?"

Jetzt blickte sie zu mir auf. In ihren Augen glänzten Thränen, sie drückte mir die Hand und sagte leise: „Wie gut Sie sind. Sie sind der erste Mensch, der mich bedauert, das erste menschliche Wesen, das mir Schutz und Schirm angedeihen lassen will. Schon Mitleid allein ist für ein krankes Herz wie das meine Balsam . . . o, Sie haben mich sehr glücklich gemacht, denn ich glaube wieder an gute Menschen."

Die anderen Leute an unserm Tische disputirten noch immer laut. Man sprach jetzt über die Zulässigkeit der decolletirten Kleider auf dem Podium des Tingl-Tangls. Die magere alte Sängerin war natürlich aus Sparsamkeitsgründen für die möglichst mangelhafte Bekleidung, während der Komiker (dessen Ansichten ich in diesem Falle vollkommen theile) ihr anrieth, sich lieber in einen Sack zu nähen, als ein Kinder-

und Männerspott zu werden. Der Director war aus geschäftlichen Gründen mehr für die Decolletirung. Er hatte wiederholt auf Otty und mich geblickt und er schnupperte mit seiner Windhundnase, als ob er einen Brocken von unserem Gespräche aufschnappen wollte. Er hörte aber nichts, denn wir sprachen absichtlich sehr leise.

Spät des Nachts verließ ich die Chansonettensänger. Otty drückte mir so innig und freundlich die Hand, daß alle Fibern in mir erzitterten. Das arme, gute Kind, es baut auf mich, es glaubt mir.

Fürwahr, es wird sich nicht täuschen, ich will ihm ein Freund sein, ein wahrer, aufrichtiger, uneigennütziger Freund.

Du weiser und Alles zergliedernder Freund, der Du mit skeptischen Gedanken diesen Brief durchfliegst, denkst Dir wohl allerlei und lächelst so welterfahren und vielleicht überlegen.

Lasse Dir sagen, daß ich dieses Lächeln sehr albern finde und daß ich es Dir verbiete.

Ja, ich will Dir sogar gestehen, daß ich jene Stelle meiner Hand küßte, in welcher die lieben Finger des kleinen herzigen Mädchens gelegen und daß ich in der Nacht von ihr träumte. Ich will will Dir ferner sagen, daß ich mich heute bei dem Singen eines Liedes ertappt habe und daß ich meine alte Tante aufsuchte und ihr die Hand küßte. Ich bin ganz eigenthümlich erregt. Eine süße Art von Zufriedenheit beherrscht mich und ich möchte mich mit wilden Thieren und Raubrittern herumschlagen, um meiner kleinen Ottilie zu beweisen, daß ich ihr Freund, ihr aufopferungsfähiger Freund bin.

Ich verbiete Dir aber, zu denken, daß ich in Ottilie verliebt bin.

Dein total unverliebter

Robert.

Fünfter Brief.

In Deinem letzten Briefe, den ich Dir, nebenbei bemerkt, gerne geschenkt hätte, prangt in erster Stelle eine Betrachtung über den Augenblickscharakter. Du nennst mich schwankend, ohne Halt, leichtsinnig ꝛc., mit einem Wort, Du schüttest das Füllhorn Deiner schlechten Laune über mich aus.

Eine einzig richtige Bemerkung steht in Deinem Briefe. Sie lautet: „Robert, Du bist verliebt."

Jawohl, ich bin es, ich bin verliebt bis über das Gehirn, ich liebe Otty, wie ich noch nie ein Weib geliebt habe und sie liebt mich wieder.

Höre es, Skeptiker, dieser kleine Engel liebt mich! Ottilie hat es mir selbst gesagt, ihre süße, wohllautende Stimme klingt mir noch immer im Ohre und Herzen, das Wörtchen von Liebe, das sie mir heute zugeflüstert hat, wird ewig in meiner Erinnerung leben und ich werde im Gedanken an diese köstliche Secunde mein Leben lang glücklich sein.

Heute war gar keine Vorstellung angesagt, da Director Schnitter verreiste, um eine neue Kraft an Stelle der abgehenden Tilde zu erwerben. Brack benutzte den Tag, um sich von seiner Collegin zu verabschieden. Er und Tilde saßen in einer Restauration und Beide tranken mit Wehmuth den Abschiedstrank.

Otty hatte mir gestern schon gesagt, daß sie heute Nachmittags in den Stadtpark kommen werde und ich war selbstverständlich auch dort.

Digitized by Google

Ich setzte mich neben sie auf eine Bank. Sie zog ein Strickzeug hervor und begann zu stricken. Sogar während dieser Arbeit ist sie schön. Wir sprachen allerlei tolles Zeug und nur manchmal traten Pausen ein, die mich erschreckten. Ich wurde immer deutlicher gewahr, daß ich nicht mehr Ottiliens uneigennütziger Freund bin und ich empfand es mit jeder Minute deutlicher, daß ich die kleine, süße Maid liebe, mit der ganzen leidenschaftlichen Gluth eines warmen, jugendlichen Herzens, ich wurde mir immer deutlicher bewußt, daß jeder Pulsschlag, jeder Athemzug meines Körpers ihr gilt, daß ich nichts auf Erden so sehr liebe und anbete wie Ottilie.

Was wir sprachen, ich weiß es nicht. Plötzlich war es Nacht. Vom Thurme schlug es zehn Uhr. Worüber wir geplaudert hatten, weiß wohl Otty selbst nicht. Ich bot ihr meinen Arm und bat um die Erlaubniß, ihr das Geleit geben zu dürfen.

Wir schritten schweigend durch die liebesduftige Sommernacht. Ihre kleine Hand ruhte ganz leicht auf meinem Arm, aber dennoch überschlich ein wonniges Fröstеln meinen Körper. Mir war so selig, so schüchtern zu Muthe wie zur Zeit meiner ersten Liebe. Ich empfand jetzt wieder so rein und so aufrichtig wie damals, ich liebte dieses Mädchen mit kindischer Schwärmerei und ich mußte meine ganze Energie zusammennehmen, um nicht vor ihr niederzuknien und sie anzubeten.

„Otty", sagte ich, nachdem wir eine lange Zeit schweigend nebeneinander gewandelt, „Otty, ich vermag es nicht mehr zurückzudrängen, ich liebe Sie."

Sie zog die Hand rasch aus meinem Arme. Ihre Stimme klang so herb und trotzig wie damals bei der ersten Begegnung, als sie mir jetzt antwortete: „Also auch Sie kommen mir mit diesem verhaßten Worte. Auch Sie!" Dann setzte sie mit weicher Stimme hinzu: „Herr Robert, Sie wollten mein Freund sein und ich vertraute Ihnen. Aus Ihren Augen sah ich eine edle Flamme leuchten, die mir sagte, daß ich Ihnen vertrauen könne, daß Sie mich beschützen würden, wenn mir einmal Gefahr droht. Ich habe Ihnen geglaubt, daß Sie mein Freund sind, und nun kommen Sie zu mir und sprechen von Liebe. Wie groß ist nun der Unterschied. Freundschaft fordert und begehrt nichts, Liebe fordert und will gewährt haben! Robert, bleiben Sie mein Freund und versprechen Sie mir, nie mehr ein Wort von Liebe zu sprechen."

Sie bat so flehentlich, trat wieder zu mir und legte ihre Hand auf meine Schulter. Ich schwieg.

„Sind Sie nicht mehr mein Freund?" frug sie nach einer kleinen Pause.

„Nein", rief ich und die wilde Leidenschaftlichkeit, welche in mir loderte, gab mir vielleicht zu thörichte Worte: „Nein, ich bin nicht Ihr Freund und ich war es auch nie. Ich liebte Sie vom ersten Augenblick mit rasender Glut, ich wollte mich aber über meine Gefühle selbst täuschen, ich wollte nicht lieben, weil erst wenige Tage verstrichen sind, daß mein Herz von einer Leidenschaft genesen. Ich wollte Ihr Freund sein, aber ich vermochte es nicht . . . Otty, ich liebe Sie wie ein Wahnsinniger."

Sie blieb stehen und ich sah, daß sie zitterte.

„Robert, was ist Ihnen?"

Digitized by Google

„Nichts, nichts . . . Aber antworten Sie: Glauben Sie mir, daß ich Sie liebe, oder denken Sie noch immer, daß ich zu jenen Niederträchtigen gehöre, die das heilige Wort Liebe zu Lug und Trug benutzen?“

„Ich glaube Ihnen“, entgegnete sie leise.

„Und Sie, Otty, lieben Sie mich auch, o sprechen Sie!“

„Ich bin zu Hause. Gute Nacht!“ rief sie und eilte in ein kleines Haus, dessen Thür sie hinter sich schloß und versperrte.

Wie der bekannte Liebhaber vor der Thür stand ich da. Aber mir war so wohl ums Herz. Ich hatte ihr das Geheimniß, das mich quälte, mitgetheilt, ich hatte ihr meine Liebe gestanden und ich wußte, daß sie noch immer in mich Vertrauen setzte. Warum sie mir nicht antwortete, ich ahnte es schon damals.

Ich bin eitel, pflegst Du, mein Freund und einziger Leser meiner Herzensgeschichte, zu behaupten, und eben weil ich eitel bin, glaube ich, daß mich Otty ebenfalls liebt.

Vor dem kleinen Häuschen, in welchem das herrliche Mädchen verschwunden, stand ich lange Zeit. Ich glaube gar, daß ich die Mauern beneidete.

Da hörte ich plötzlich ein Fenster klirren. Der liebe Mond, dieser freundliche Verbündete aller Verliebten, sah eben auf das kleine Häuschen und ich erblickte im Mondeslicht Otty am Fenster stehen. Ich trat unbemerkt näher. Das Fenster war sehr niedrig, ich erfaßte ihre Hand und nannte ihren Namen. Das Mädchen erschrak heftig, aber sie entzog mir ihre lieben Finger nicht.

„Otty, noch einmal frage ich Sie . . .“

„O schweigen Sie, schweigen Sie“, fiel sie mir ins Wort.

„Ein Herz, das sich in Flammen verzehrt, stoßen Sie von sich, o, Sie hassen mich, denn Sie antworten nicht auf eine Frage, von deren Beantwortung mein Lebensglück abhängt . . . Ach, gäbe es nur Worte, um Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe, o, wäre ich im Stande, Dich zu überzeugen, daß ich kein Lügner bin . . .“ Die Stimme stockte mir, mir war so weh ums Herz, denn ich verlor plötzlich allen Muth und alle Hoffnung.

„O, ich glaube es ja“, sagte sie rasch; dann sah sie mir in die Augen und murmelte: „Mit solchen Augen lügt man nicht; man kann nicht lügen.“

„Otty, Du glaubst mir und dennoch hast Du kein Wort des Trostes für mich, keine Antwort auf meine Frage?“

„Ich liebe Dich, ja, ich liebe Dich und jetzt kann ich es nicht mehr verbergen.“

Jauchzend entflohen diese Worte ihrer Brust, ihre Augen flammten und ihre Hände zitterten in den meinen. „Ich liebte Dich seit dem ersten Augenblick und ich hätte vor Seligkeit Dir zu Füßen sinken mögen, als Du mir Deine Liebe gestandest, doch ich wagte nicht, an so viel Glück und Freude zu denken. O, wie liebe ich Dich, mein Robert, mein Alles!“ Sie beugte sich nach diesen Worten aus dem Fenster, schlang ihre Hände um meinen Hals und küßte mich auf die Stirne und auf den Mund.

„Gute Nacht!“ rief sie noch einmal und schloß dann eilig das Fenster.

Ich blieb dort stehen, bis das Licht in ihrer Stube erlosch, dann ging ich nach Hause, setzte mich zum Schreibtisch und schrieb diesen Brief. Ich beneide heute keinen Menschen auf Erden, ich bin glücklich, namenlos glücklich und fürchte für meinen Verstand.

Robert.

Sechster Brief.

Dein letztes Schreiben hat wahrscheinlich nur die Absicht, mich durch seine Kürze zu verblüffen. Es enthält nichts Anderes, als die Worte: „Was werden Deine Eltern zu der neuesten Wandlung Deines Augenblickscharakters sagen?"

Was sie sagen werden? Sie werden einverstanden sein, sie werden meine Wahl gut heißen. Ottilie ist ein Mädchen, wie es deren wenige giebt. Daß sie arm war und Chansonettensängerin wurde, um ihre Eltern zu ernähren, das kann ihr nur ein Thor schlecht anrechnen. Hörst Du, ein Thor, ein dreimal unterstrichener Thor!

Ich schrieb meiner Mutter heute einen ausführlichen Brief. Ich theilte ihr mit, daß ich genesen und daß ich ein kleines, liebes Mädchen anbete und abgöttisch verehre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß meine Mutter meine Wahl billigen wird, denn wozu soll ich es Dir ferner verhehlen, ich will Otty heirathen. Sie soll meine Frau werden. Ottilie wird sich bald in unserem Hause heimisch fühlen, meine Mutter und mein Vater werden sie lieb gewinnen und ich werde selig und glücklich sein, daß mich die Götter im Himmel beneiden. Du aber, der Du stets ungläubig den Kopf schüttelst und so fatal zu allen meinen Betheuerungen lächelst, Du darfst mir nicht ins Haus, Du darfst Dir nicht den kleinen Engel ansehen und mußt Zeit Deines Lebens nach dem Anblick des schönsten und herrlichsten Weibes der Erde schmachten.

Wie gut Otty ist! Heute kaufte ich ihr ein kleines Medaillon. Sie wollte es nicht annehmen, und erst nach langen Bitten acceptirte sie dies kleine Geschenk. Sie gab mir einen Kuß dafür, und als ich aus Dank für den Kuß ihr wieder einen gab, küßte sie mich zur Strafe. Köstlich war es, daß wir immer neue Gründe zum Küssen fanden und dieselben gar kein Ende nehmen wollten.

Doch ich muß rasch schließen, denn die Chansonnettengesellschaft beginnt jetzt ihre Vorstellungen früher und ich darf natürlich nichts versäumen.

Lebe wohl und sei nicht so unausstehlich.

Es küßt Dich, nein, es küßt Dich nicht, denn das verdienst Du nicht, nachdem ich meinen kleinen Engel geküßt habe —

Dein Freund
Robert.

P. S. Wenn Du meine Mutter sprichst, so theile ihr nur getrost mit, daß Du um mein Geheimniß weißt. Sage ihr, daß ich sie liebe, daß ich ihr guter Sohn bin, daß ich aber diesmal meinen Willen durchsetze. Ich bin ein Mann und ich lasse mich nicht mehr hofmeistern. Mein Lebensglück steht auf dem Spiele und wegen des unausbleiblichen Geschwätzes einiger Kaffeebasen lasse ich mir meine Ottilie nicht rauben. Man lasse es nicht zum Aeußersten kommen! Doch wozu diese Erregung; es ist acht Uhr Abends, ich habe kein Recht, ärgerlich zu sein.

Digitized by Google

Siebenter Brief.

Director Schnitter ist zurückgekehrt und gleich bei der ersten Begegnung zeigte er sich ganz besonders unfreundlich. Er verzog nicht mehr sein Windhundgesicht wie sonst zu einem freundlichen Grinsen, er reichte mir auch nicht wie früher unter einem devoten Bücking seine directorliche Rechte; im Gegentheil, er nahm eine hochmüthige Miene an und lächelte höhnisch, vielleicht gar hyänisch.

Bei der zweiten Begegnung wurde der Director schon impertinenter. Er rümpfte die Nase — und das giebt bei der Größe seines Geruchsorgans schon etwas aus. Gestern früh nun suchte mich der menschliche Windhund in meiner Wohnung auf. Mit der Grandezza eines echten Comödianten trat er ein, zog sein Gesicht in so würdevolle Falten, als es eben bei diesem confiscirten Antlitz möglich ist, seufzte tief und sprach: „Herr Robert! Sie sind ein geistreicher, intelligenter, junger Mann —"

„Herr Director, von Ihnen erwarte ich keine Complimente."

„Es ist das auch nicht der Zweck meines Besuches."

„Das freut mich. Ich bitte mir aber rasch mitzutheilen, was mir das Vergnügen Ihres Besuches verschafft."

Er seufzte wieder tief und hub dann mit einem verschnupften Organ zu sprechen an: „Mit tiefem Bedauern habe ich erfahren müssen, daß Sie mit meiner Nichte Otty häufiger, als es ihr und Ihnen zuträglich war, zusammenkamen. Das arme Kind glaubt, wie man mir erzählt, daß Sie es lieben und heirathen werden. Ich glaube das nicht und deshalb komme ich zu Ihnen, um Sie zu bitten, dem armen Mädchen nicht mehr den Kopf zu verdrehen."

Er blinzelte mich an, um die Wirkung seiner Worte auf mich zu beobachten. Ich verzog keine Miene und antwortete ruhig: „Ich liebe Otty und ich werde sie heirathen. Dies sage ich Ihnen, trotzdem ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig bin. Ihnen steht es am allerwenigsten gut an, jetzt den besorgten Pflegevater zu spielen, nachdem Sie ein Jahr lang das arme Kind gequält und gemartert und den größten Gefahren preisgegeben haben."

Director Schnitter war auf diese Antwort nicht gefaßt; sie verblüffte ihn sichtlich und es dauerte einige Secunden, bis er sich gefaßt hatte. Nachdem er sich zärtlich mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die lange Nase geklopft hatte, begann er wieder: „Sie werden Otty nicht heirathen, und wenn Sie auch das thörichte und gläubige Mädchen davon überzeugt haben, ich glaube Ihnen nicht."

Seine Stimme schlug plötzlich in Tenor um, er zog ein großes blaues Taschentuch aus dem Rocke und begann sich in fürchterlicher Weise zu schnäuzen. Seine Nase und ein ebenso großer Schnupfen erlaubte ihm das in ausführlichster Weise. Nachdem er mit seinem Nasenconcert zu Ende war, klopfte er wieder liebkosend auf sein Geruchsorgan und sprach aufs Neue: „Das Mädchen paßt nicht für Sie, es ist arm, ungebildet und dumm. Otty ist auch nicht so schön, um Sie über alle Fehler, welche sie besitzt, hinwegtäuschen zu können. Dabei ist sie aber brav und ehrlich, und wenn sie auch für eine eheliche Verbindung mit Ihnen zu schlecht ist, für eine Liebelei ist sie zu gut."

Digitized by

Seine Stimme schlug wieder um und ein ganzer Satz — ich sah dies an den Bewegungen seines Mundes — schien ihm in der Nase stecken geblieben zu sein. Doch meine Geduld war zu Ende gegangen und ich sagte recht barsch: „Herr, wenn Sie der Ansicht sind, daß Sie mir vorschreiben werden, wen ich lieben und wen ich heirathen soll, so so sind Sie stark im Irrthum. Haben Sie die Güte und entfernen Sie sich."

Director Schnitter blinzelte mit den Augen und versuchte dann, durch die Nase Luft zu blasen, was ihm jedoch schwer gelang. Das große Taschentuch erschien wieder und er verbarg die geröthete Nase hinter dem blauen Himmel, während sich ein stürmischer Orkan erhob. Nach einer Weile erschien sein Antlitz abermals auf der Oberfläche und mit umflorter Stimme sagte er: „Sie treiben mich zum Aeußersten, Sie zwingen mich dazu, meiner Otty zu verbieten, daß sie mit Ihnen spreche, Sie nöthigen mich, das arme Mädchen gegen Ihre ver . . ."; weiter ließ ihn der Schnupfen nicht sprechen. Ich wartete eine Weile und sprach dann: „Sie werden gestehen müssen, daß ich mit übermenschlicher Geduld Ihren Tartüfferien zugehört habe. Mehr anzuhören wird mir unmöglich. Deshalb bitte ich Sie, entfernen Sie sich sofort, denn ich müßte sonst meinem Wunsche auf deutlichere, wenn auch nicht besonders gastfreundliche Weise Ausdruck verleihen.

Er verstand den Wink mit dem Zaunpfahl und wandte sich zum Gehen. Vor seinem Abgange, den er möglichst theatralisch zu gestalten suchte, schwenkte er sein Taschentuch in der Luft und rief: „Wir werden uns noch sprechen!"

„Das thäte mir leid", entgegnete ich aufrichtig.

Am Abend ging ich wieder in den Gasthausgarten. Otty hatte ich tagsüber nicht gesehen und ich freute mich, sie nun wieder zu sehen, obgleich ich mich dabei ärgerte, sie noch immer auf den Brettern, welche die Halbwelt bedeuten, zu erblicken. Jetzt zum ersten Male empfand ich Aerger darüber, sie in einem Costüme sehen zu müssen, das wohl den Anzügen oder richtiger Auszügen ihrer Colleginnen gegenüber gehalten, decent genannt werden mußte, aber dennoch die Arme und den Hals Ottys zeigten. Ich nahm mir fest vor, sie nicht mehr auftreten zu lassen und schwor mir zu, die Einwilligung dazu von dem habsüchtigen Schnitter selbst mit Gewalt zu erpressen. Es kochte in mir. Die Erinnerung an das Gespräch mit dem saubern Director brachte mein Blut in Wallung und mein Gehirn ins Toben.

Die Vorträge begannen und endlich betrat Otty das Podium.

Sie schien sehr traurig und hatte wie vom Weinen geröthete Augen. Ottilie sang wie gewöhnlich falsch und ohne Animo, aber ich hörte sie heute zum ersten Male gemeine Lieder singen. Bisher hatte man ihr immer nur „pikante" Chansonetten ausgewählt, heute gab man ihr Zoten zu singen, die mir die Zornesröthe in die Wangen trieben.

Das Publikum belachte und beklatschte jede Eindeutigkeit, die von diesen reinen Kinderlippen fiel und Otty warf mir zeitweise einen Blick des tiefsten Schmerzes zu, welcher mir deutlich sagte, wie ihr zu Muthe war. Ein Lied nach dem andern mußte sie singen, denn das Publikum war plötzlich applauswüthig geworden. Freilich mußte auf diese Be-

Digitized by Google

stien die Gemeinheit im Munde der Unschuld einen seltsamen Reiz ausüben. Endlich verließ Otty das Podium und kam in den Garten Geld sammeln. Director Schnitter, den ich bisher nicht gesehen, folgte ihr jetzt auf Schritt und Tritt. Als sie zu meinem Tische kam, näherte er sich auch und er konnte jedes Wort hören, welches ich sprach, denn ich war erregt und schrie wahrscheinlich.

„Otty", so rief ich, „Du wirst diese Bretter nicht mehr betreten, Du wirst für das thierische Vergnügen dieser Menge nicht mehr Sorge tragen. Du verläßt mit mir diesen Garten, um niemals mehr wiederzukehren."

„Schweig um Gotteswillen", flüsterte Otty beschwichtigend, „die Augen aller Leute sind auf uns gerichtet. Schnitter ist in unmittelbarer Nähe und hört jedes Wort!"

„Was kümmern mich diese blöden Wüstlinge, was kümmert mich der alte Seelenverkäufer. Du bist meine Braut, und ich will nicht, daß Du Dich noch länger in einer Gesellschaft bewegst, die nicht nur Deiner unwürdig ist, sondern Dich auch entehrt."

„O mein Gott!" rief Otty und wollte entfliehen, ich aber erfaßte ihre Hand und hielt sie fest. „Liebst Du mich denn nicht mehr?" frug ich leise und sah ihr in die schönen, glänzenden Augen, deren rothe Lider mir von Thränen und Leid erzählten.

„Plötzlich stand Director Schnitter vor uns. Seine Nase war hochgeröthet, seine Wangen purpurroth und seine Stimme klang außerordentlich verschnupft, als er sagte: „Mein Herr. Was ich gefürchtet, ist eingetroffen. Sie haben einen öffentlichen Scandal erregt, Sie haben die Ruhe während der Vorstellungen gestört und im Publikum eine Aufregung hervorgerufen. Mich und meine Freunde (er wies stolz auf das Auditorium), nannten Sie blöde Seelenverkäufer und so weiter. Ich fordere Sie auf, das Local zu verlassen."

Ich blieb ruhig sitzen und fühlte, daß Otty meine Hand fester drückte.

„Du aber, Otty", fuhr der Windhunddirector fort, „Du verläßt sofort diesen Herrn."

Otty bewegte sich nicht von der Stelle; ihre kleine Hand preßte krampfhaft die meine und ihr Athem ging schneller.

„Verlasse diesen Mann", schrie Schnitter, „gehe —"

Er stampfte auf den Boden und sein Gesicht (inclusive der Nase), spielte alle Farben. Seine Wuth schien den Gipfelpunkt erreicht zu haben, er trat ganz nahe an Otty heran und zischte durch die Zähne: „Geh!" Als sie aber standhaft blieb, erhob er die Hand und schlug dem Kinde ins Gesicht.

Ich sprang auf und erfaßte den frechen, nichtswürdigen Comödianten beim Genick. Doch Otty nahm mich beim Arme und als ich auf sie sah, gewahrte ich, daß sie die Hände über der Brust faltete und mir einen flehenden Blick zusandte. Ich ließ den alten Spitzbuben los, nahm Ottys Hand, die ich in meinen Arm legte und schritt mit ihr durch die gaffende Menge aus dem Garten. In dem bunten Flitterkleide, mit den nackten Armen und dem bloßen Halse wurde ihr kalt. Sie zitterte und ich hüllte sie in meinen Ueberzieher.

Digitized by Google

Wir schritten durch die ruhige Nacht, ohne ein Wort zu sprechen. Hin und wieder blickte ich zu ihr hernieder, sah in den Himmel ihrer grauen Augen und zog ihren Arm fester an mich. Wir erreichten meine Wohnung, ich machte hier Licht und wir setzten uns nieder. Sie begann bitterlich zu weinen. Der bunte, heitere Kleiderschmuck und dazu die Thränen — der Anblick schnitt in mein Herz.

Ich kniete vor ihr nieder und küßte ihre kalten Händchen: „Ottilie, vertraust Du mir denn nicht, liebst Du mich denn nicht mehr?"

„Du kannst noch fragen?" schluchzte sie und ein Lächeln flog über ihre Züge. Dann strich sie mir liebkosend über das Haar, beugte sich zu mir und drückte einen langen, heißen Kuß auf meinen Mund.

O, Seligkeit dieses Kusses, Dich vergesse ich nimmer!

Ich setzte mich zu ihr, legte meinen Arm um ihre Hüfte und sie lehnte das goldene Lockenhaupt an meine Schulter. Ihre Athemzüge wurden ruhiger, der Thränenquell schien versiegt und Müdigkeit überkam das süße Kind. Die Augenlider fielen zu und sie schlummerte ein, an meine Schulter gelehnt. Sie schien herrlich zu träumen, denn auf ihren Zügen erschien allgemach ein glückseliges Lächeln und ich wagte mich nicht zu rühren, um nicht den holden Schlummer zu stören.

Die ganze Nacht durchwachte ich, einen Himmel von Wonne in der Brust. Der Morgen lachte zum Fenster herein, als sie erwachte. Meine Tante hatte ihr Kleider besorgt und sie ging in die Wohnung meiner Tante, sich umkleiden und den Flitterstaat des Elends abzulegen, den sie so lange zu tragen verurtheilt war.

Ich aber erzähle Dir unterdessen meine Schicksale; ich schreibe die Chronik meines Lebensglückes und eine ungeahnte Freude durchbebt meine Seele.

Wie schön ist das Leben, wie herrlich die Liebe. Welch ein unerhörter Narr war ich, das Leben so gering zu achten.

Doch Otty beugt sich jetzt über mich und blickt auf diesen Brief. Sie küßt mir dabei die Wange —. Verdien ich, verdienst Du so viel Glück? —

Ich schreibe Dir heute Abend wieder. Jetzt will ich mit meiner Braut plaudern. Frauendienst geht vor Herrendienst.

Adieu, werde so glücklich, wie ich es bin, das ist der beste Wunsch, den ich für meine Lieben habe.

Dein überglücklicher Freund
Robert.

Achter Brief.

Nach Petersburg reisest Du also, wie mir Dein Brief sagt, den ich vor zehn Minuten empfing. O, wie gern ginge ich mit Dir! Vielleicht giebt es in Rußland Orte, wo man keinen Menschen sieht, wo man in Frieden leben kann und nicht zu fürchten braucht, mit einer der guten Seelen zusammen zu kommen, welche bei uns in Hülle und Fülle gedeihen.

Du bist wohl erstaunt über den plötzlichen Umschlag meiner Stimmung? Heute Morgen schwamm ich im Rosenroth des Glückes, und jetzt, nach kaum zwölf Stunden schlage ich Schopenhauersche Accorde an. Oder wundert Dich diese Metamorphose nicht? Bist Du am Ende

Digitized by

schon daran gewöhnt, einen Augenblickscharakter in jeder Secunde in eine andere Gemüthsstimmung fallen zu sehen.

Ich bin kein Augenblickscharakter, ich bin nichts, worin das Wort Charakter vorkommt und worauf es Bezug hat. Ich bin ein leichtsinniger, charakterloser Mensch, den Jedermann beherrschen kann und dessen Verstand und Ehre erst dann zu Worte kommen, wenn es zu spät ist.

Doch nun lasse Dir erzählen, was während der zwölf Stunden vorkam und was im Stande war, mich aus allen meinen Himmeln zu stürzen. Ich glaube ein objectiver Beschreiber meiner Freuden gewesen zu sein, und will nun versuchen, mein Leiden ebenso objectiv zu schildern.

Gegen zehn Uhr Vormittags klopfte es an meine Thür. Otty, mit welcher ich geplaudert hatte, trat ins Nebenzimmer und ich rief: „Herein!" worauf sich die Thür öffnete und Director Schnitter mit dem Komiker Brack eintrat. Beide grüßten sehr ernst und feierlich. Schnitter liebkoste während der Kunstpause, die er eintreten ließ, seine Nase und fing dann an, folgendermaßen zu sprechen: „Mein verehrter Herr! Ich habe mich in Ihnen bitter getäuscht."

„Ich ebenfalls", bemerkte als Echo der Komiker.

„Sie haben Otty nicht nur bethört, Sie haben sie auch entführt und —"

„Und —", echote Brack, indem er seine Ohren spitzte.

„Ich bitte, schweigen Sie und sprechen Sie nicht immer", rief Schnitter zornig seinem Begleiter zu. „Sie sind so redselig, wie ein altes Weib."

Brack verbeugte sich und schwieg.

„Herr Robert", sprach nun Schnitter abermals zu mir, „Sie sind ein reicher Mann und Sie werden mich armen Teufel nicht ruiniren wollen. Otty ist der Stern unserer Truppe gewesen —"

„O, ich bitte", meinte halblaut der in seiner Künstlerehre gekränkte Komiker.

„Schweigen Sie doch endlich, Brack. — Jawohl, Herr Robert, Otty war es, die uns ernährt hat. Wir sind nun dem größten Elende anheimgegeben."

„Zu Hause jammert die jugendliche Chansonettensängerin, welche der Director erst neulich engagirte und eine Schaar ihrer Kinder weint nach Brot!" rief Brack, seinen Director commentirend, welcher jedoch dem langen Komiker einen intimen Rippenstoß versetzte und dann wieder das Wort nahm: „Wir kommen zu Ihnen, um Otty zurückzuverlangen. Geben Sie uns unsern Schatz, unsern Stern wieder."

„Geben Sie uns unsere Ernährerin zurück", heulte Brack.

Ich zuckte nur die Achseln, ohne diesen beiden Carricaturen eine Antwort zu geben.

Da plötzlich stürzte der Director auf einen Stuhl zu, auf welchem ein blauseidenes Band lag. Es war von Ottys gestriger Toilette und der Windhund hatte das natürlich mit seinem Spürsinn bald heraus. „Dies Band ist von Otty, sie ist hier, o geben Sie uns das Mädchen zurück."

Als ich auch auf diese im höchsten Schnupfentenor vorgetragene

Apostrophe nicht antwortete, entschloß er sich, andere Forderungen zu stellen: „Geben Sie uns einen Ersatz für den Verlust, welchen wir durch den Abgang Ottys erleiden."

„Eine Geldsumme", setzte Brack zum leichteren Verständniß hinzu.

Ich schüttete den Inhalt meiner Börse in die Hände des Directors, welcher jetzt in Demuth erstarb. Er knixte unzählige Male und empfahl sich. Brack sah mich stolz an, drückte seinen schäbigen Cylinder auf seine Lockenperücke, welche er heute zum ersten Male trug und mit allen Oelen gesalbt hatte, und sprach: „Doch ich kann es Ihnen nimmer verzeihen, daß Sie dies Kind der Kunst geraubt haben." Sprachs und ging stolzen Schrittes von dannen.

Otty kehrte nun wieder zu mir zurück. Wie herzlich dankte mir das gute Kind, daß ich ihre ehemaligen Leidensgefährten, trotz dem empörenden Auftritt von gestern Abend beschenkte. Wir speisten zusammen und waren glücklich. Wie köstlich war dieses Diner, wie wunderbar lieblich mein kleines, süßes Bräutchen.

Nach Tische wurde wieder an die Thür geklopft. Ich vermuthete, daß es meine Tante sei, die sich meinem Herzensbündniß nicht entgegenstellte und wartete ruhig auf den Eintretenden. Die Thür öffnete sich, meine Mutter stand auf der Schwelle.

Sie wußte bereits Alles; wer ihr die Geschichte mit allen Details erzählt hatte, das mag der Teufel wissen.

„Meine Mutter", rief ich und eilte ihr mit offenen Armen entgegen. Sie wehrte mich ab und sah mit spöttischem Lächeln auf die arme Ottilie, welche ein recht verblüfftes Gesicht machte.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein", sagte meine Mutter zu Otty und eine tödtliche Ironie lag in ihrer Stimme, „treten Sie für einige Minuten in das Nebenzimmer, ich habe mit meinem Sohne zu sprechen."

Otty gehorchte, ohne aufzublicken. Wer könnte auch meiner Mutter den Gehorsam verweigern?

Und nun entlud sich ein Donnerwetter über meinem Haupte, wie ich es, der doch an derlei Gewitter schon gewöhnt ist, noch nicht erlebte. Ich sei ein Ehrloser, sagte sie, der ihr und unserer ganzen Familie Schande mache. Ich wolle eine Dirne ihr zur Schwiegertochter geben und uns Alle zum Gespötte der Welt machen. Unsere Familie sei entehrt ꝛc. ꝛc.

Ich schwieg und ließ das Unwetter zu Ende gehen. Dann sagte ich: „Mama, ich bin kein Kind mehr. Ich liebe Otty und sie liebt mich wieder. Wir werden glücklich sein."

„Kind", unterbrach mich meine Mutter, „Du irrst, die Vagabundin taugt nicht für Dich."

Ich wußte, daß jedes Wort im Nebenzimmer gehört wurde und deshalb erzürnte ich mich noch mehr.

„Mutter", schrie ich, „meine Braut ist ein ehrbares, tugendhaftes Mädchen, ich verbiete Dir, sie zu beleidigen."

Dieser Ton war meiner Mutter fremd. Sie besann sich eine Weile und sagte dann:

„Du wähnst also, daß Du der Erste bist, den Deine vielgepriesene Otty liebt? Du Thor —"

„Ich heirathe sie", murmelte ich zornig als Antwort.

Digitized by Google

„Dann wirst Du enterbt."

„Ich werde arbeiten, ich werde verdienen, um mit Otty leben zu können. Nicht Geld macht glücklich."

„Laß Deine Weisheitssprüche", unterbrach mich meine Mutter herb, dann aber sah sie mich mit einem wehmüthigen Blicke an, drückte sich das Taschentuch vor die Augen und sank in einen Sessel.

Sie weinte. Weinen hatte ich die starke, eiserne Frau noch nie gesehen und die Thränen erschütterten mich tief. Aber ich blieb fest und sprach kein Wort; ich habe nicht widerrufen.

Da trat Otty ins Zimmer. Sie war bleich, die Jugendröthe, welche heute auf ihren Wangen lag, war verschwunden und ihre Augen glänzten — aber nicht vor Wonne, wie vor einer Stunde: „Gnädige Frau", sagte sie, „ich gebe Ihnen Ihren Sohn zurück, ich gebe Robert frei."

Meine Mutter jauchzte auf.

„Robert war der erste Mann, den ich liebte, er wird auch der letzte sein. Er war der erste Mann, dessen Worten ich Gehör schenkte, der erste und der letzte Mann. Nehmen Sie ihn und machen Sie ihn glücklich, glücklicher, als er bei mir hätte werden können. Sie sind seine Mutter, Sie lieben ihn mehr, als ich ihn lieben kann und er liebt Sie gewiß inniger als mich."

„Otty", rief ich.

„Ja, Du liebst sie mehr als mich, ich weiß das, denn auch ich habe eine Mutter. Leben Sie wohl, gnädige Frau, lebe wohl, Robert. Ich liebe Dich, ich werde Dich ewig lieben."

Meine Mutter trat auf sie zu und umarmte sie, dann führte sie Otty zur Thür hinaus, ohne mich ihr näher treten zu lassen.

Nach einer Weile kehrte meine Mutter zurück. In ihren Augen glänzten Thränen. Ihre Stimme stockte, als sie mir sagte: „Das Mädchen ist doch eine Dirne. Sie hat von mir Geld verlangt, weil sie Dich freigegeben. Ich bezahlte sie, — Du bist frei!"

— — Ist es möglich, Freund, ist dies möglich? Otty eine Dirne! O, ich fasse es nicht, ich werde wahnsinnig.

Morgen reise ich mit meiner Mutter nach der Stadt. Hierher hat man mich geschickt, damit mein krankes Herz genese, mit einem todten Herzen kehre ich zurück.

O, wenn nur nicht die guten Menschen auf Erden wären, diese sind es gerade, die uns so elend machen.

Wenn Du einmal spürst, daß Du Dich verlieben willst, so erschieße Dich.

O, hätte ich nur diese Maxime befolgt, mir wäre heute wohler.

Robert.

Neunter Brief.

Alles ist erlogen auf dieser Welt. Die Sonne ist nicht echt, die Liebe ist nicht wahr — nichts, nichts ist aufrichtig.

Wie weh mir ist, das kann ich nicht beschreiben. Es überkommt mich ein Gefühl, das so unnennbar schmerzlich ist, und mich so tief ergreift, daß ich rasend werden könnte. In ähnlicher Gemüthsstimmung muß ein Selbstmordcandidat sein.

Digitized by Google

Heute war ein Dandy aus dem Krähwinkel hier. Er erzählte mir unter Hundstagswitzen, daß Otty wieder Chansonettensängerin sei.

Also hat meine Mutter gelogen und Otty hat nicht die große Summe „Lösegeld" für mich erhalten, denn sonst würde sie gewiß nicht wieder der Truppe des ihr so sehr verhaßten Schnitter angehören. Was soll ich thun? Soll ich nun meine Mutter zur Rede stellen, soll ich sie, deren Absicht doch nur gut war, beleidigen?

Otty, armes Kind, süßes Mädchen, Du bist viel zu gut für diese Welt und diese Menschen! Und ich, der Einzige, dem Du geglaubt, ich habe Dich verlassen, so rasch verlassen.

O, wie verachte ich mich. Ja, ich bin ein Augenblickscharakter, ohne Energie, ohne Muth. Ich bitte Dich, Freund, verachte mich, ich verdiene kein gutes Wort, keine Freundschaft, keine Liebe!

Ich verdiene auch kein Mitleid und darum bitte ich Dich, gieb mir in Deinem nächsten Briefe keine weisen Rathschläge, sage mir nicht, daß Alles so kommen mußte, wie es kam, und daß Du es vorausgesagt. —

Lebe wohl, lebe unwohl, lebe wie Du willst, aber lasse mich ungeschoren.

Dein

Robert.

Nachschrift: Heute habe ich Milla wieder gesehen; „meine geschiedene Frau" lachte mir so freundlich entgegen, als ob wir noch verheirathet wären. Lache nur, lache nur, ich soll verlacht werden, ich verdiene nichts anderes.

Zweite Nachschrift: Ich lernte hier eine Cousine von mir kennen. Du kennst sie ja, Melanie von Waldegg. Während Deines Aufenthaltes hier hast Du sie kennen gelernt. Sie ist geistreich und schön. Diese schwarzen, glühenden Augen und das tiefdunkle Haar, ein Weib, das des größten Pinsels würdig wäre. Ihr jüngst verstorbener Mann soll in der That ein solcher gewesen sein. Mir scheint das Weib aber sehr kalt. Sie trägt gewiß einen kleinen Gletscher statt des Herzens in der Brust.

Wenn ich nur auch ein solches Herz hätte!

Dein Freund

Robert.

Zehnter Brief.

Drei Wochen sind seit meinem letzten Schreiben verflossen. Ich habe wenig Mittheilenswerthes erfahren.

Freund! Melanie ist eine wunderbare Frau. Sie ist ganz anders als Milla und Otty. Ein allumfassender Geist und eine Alles besiegende Schönheit. Die ganze Männerwelt liegt ihr zu Füßen und mich, gerade mich scheint sie bevorzugen zu wollen. Melanie spricht oft mit mir, sehr oft und lange, während sie mit Anderen nur wenige Worte wechselt. Dabei blickt sie mich gar wundersam mit ihren göttlichen Augen an, daß mir das Herz schneller schlägt.

In ihrer Gesellschaft bin ich nicht so melancholisch als sonst und ich bin deshalb gern in ihrer Nähe.

Wenn ich nicht so trübe Erfahrungen gemacht hätte, in dieses Weib würde ich mich verlieben.

Du verzeihst die Kürze dieses Schreibens, das ich schon schließe, aber ich muß zur Soirée, welche Melanie heute giebt. Ein strafender Blick wegen des Zuspätkommens aus diesen herrlichen Augen würde mich abermals melancholisch machen und die Welt verfluchen lassen.

Und das soll nicht sein. Ich will mich bemühen, wieder — pardon — nicht wieder, sondern endlich vernünftig zu werden. Glaubst Du, daß es gehen wird?

Mit Gruß und Kuß
Robert der arme Teufel.

Am Meer.

(Siehe die Illustration.)

Schmeichelnde Wellen! Nun singt euer Lied,
Grambeschwert lausch' ich ihm gerne,
Während mein Auge mit zuckendem Lid
Starrt in unendliche Ferne.
Singt von dem Einen, dess' trotziger Muth
Euch sich vertraute, ihr Wogen,
Als ihn auf stürmischer Lebensfluth
Wellen der Liebe betrogen.

Schmeichelnde Wellen, o bringt ihn zurück
Ihr, der er ewig doch theuer!
Nimmer gewährt ihr ihm bleibendes Glück,
Nimmermehr seid ihr getreuer!
Droht ihm der Sturm nicht, die Klippenbank?
Drohn ihm nicht tausend Gefahren?
Wellen, und was erst in euch versank
Wißt ihr auf ewig zu wahren.

Alles vergebens! Die Welle rauscht,
Schiffe schaukelnd und Boote,
Blendendweiß sich das Segel bauscht,
Rußig qualmen die Schlote,
Aber so weit das Meer sich dehnt,
Schiffe eilen zu Lande,
Keines ein Herz birgt, das sich sehnt
Nach der Vergess'nen am Strande!

Schmeichelnde Wellen! So singt euer Lied,
Grambeschwert lausch' ich ihm gerne,
Während mein Auge mit zuckendem Lid
Starrt in unendliche Ferne.
Bringt ihm die Thränen der reuigen Frau,
Bringt ihm ein Wort, ein vertrautes,
Bringt ihm zum Gruße das Blümchen blau,
Die Blüte des Dünenkrautes!

Emil Heinicke.

Digitized by Google

Bandel am Genfersee.

Eine Erinnerung von Joseph Kürschner.

Nicht alle großen Menschen verbinden mit ihrer geistigen Bedeutung ein liebenswürdiges Naturell, das neben dem Gefühle der Bewunderung das wärmere herzlicher Zuneigung in uns erweckt. Wo aber beide Eigenschaften sich einen, wie Licht und Wärme, wo auf der einen Seite Talent und Verstand, Hohes und Höchstes erreicht, während auf der andern das Gemüth der Aufnahme jedes Eindrucks fähig geblieben ist, da entsteht ein Zusammenklang, der den Glücklichen, dem er beschieden, für Alt und Jung zu einer fesselnden, sympatisch berührenden Persönlichkeit macht. Zu diesen beneidenswerthen Sterblichen gehört auch einer der populärsten deutschen Männer, der vielgenannte „Alte vom Berg": Joseph Ernst von Bandel, mit dem mich noch wenige Monate vor seinem unerwartet erfolgten Tode ein freundliches Geschick zusammengeführt hat. Es war an den lieblichen Ufern des Genfersees, in dem kleinen, unweit Montreux gelegenen Kurorte Chillon, wo ich ihn zuerst im Hause eines nun auch dahingegangenen Freundes, des bekannten Memoirenschriftstellers Dr. Hermann Uhde traf, und wenn unser Zusammensein auch nur nach Tagen zählte, so hat mir doch der freundliche, mittheilungsbedürftige Greis in dieser kurzen Spanne Zeit auf gemeinsam unternommenen Ausflügen und Spaziergängen so Vieles aus seinem Leben erzählt, daß ich schon Einiges davon hier wiedergeben kann, ohne befürchten zu müssen, Allbekanntes zu wiederholen.

Bandel fühlte überall und bedingungslos als Deutscher, er ging darin oft so weit, daß er selbst die Grenzen der Billigkeit überschritt und auch anerkanntes Verdienst oder die guten Eigenschaften unserer überrheinischen Nachbarn mit Geringschätzung, ja mit Verachtung behandelte. Bei den Erlebnissen seiner Jugend konnte sich indessen sein Charakter kaum anders entwickeln, denn das Gefühl einer schwer lastenden Fremdherrschaft wurde von dem Kinde frühzeitig empfunden und erregte in seinem Herzen den bittersten Haß gegen den ungerechten Unterdrücker des Vaterlandes. In seiner nächsten Umgebung ereigneten sich Scenen, die sein deutsches Blut in Wallung bringen mußten. Er war Zeuge rohester Willkür, mit der die fremden Soldaten im Vaterlande hausten; eine ihm bekannte Frau sah er von der wilden Meute an den Haaren über den Boden schleifen, und obgleich Jahrzehnte darüber hinweg gegangen, gedachte er gegen mich mit bitterstem Ingrimme der grenzenlosen Frechheit eines Franzosen, der seinem Vater ein Gedicht überreicht hatte, in welchem die Waden von dessen Gattin, einer der schönsten Frauen Ansbachs, in französischen Versen besungen waren.

Digitized by Google

Den bittern Haß gegen die Welſchen übertraf nur die tiefe Verachtung, die Bandel für ſolche ſeiner Landsleute empfand, die, ihre Nationalität vergeſſend, mit den Eindringlingen liebäugelten, oder ihre Sitte nachäfften. So lebte in Anspach ein höherer Beamter, der täglich in Geſellſchaft ſeiner Tochter ausritt und dabei eine Unterhaltung in franzöſiſcher Sprache führte. Das Letztere verdroß den kleinen Ernſt ſo gewaltig, daß er bei dem nächſten Spazierritte der Beiden mit einem wohlgezielten Blasrohrſchuſſe das eine der Pferde zum Bäumen und dadurch den zierlichen Reiter in directeſte Berührung mit dem Straßenkoth brachte. Für diesmal wurde der kleine Sünder nicht entdeckt; gefährlicher aber hätte ihm ein anderer Streich werden können, zu dem ihn ein ähnliches Gefühl verleitet hatte.

In ſeinem elterlichen Hauſe war ein franzöſiſcher Officier einquartiert, deſſen Diener, ein Deutſcher von Geburt, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne ſeinen eigenen Landsleuten Schimpfliches nachzuſagen. Bandel hörte das mit ſteigendem Grimme und als der Burſche gerade mit Reinigen des Pferdes beſchäftigt war, benutzte er den günſtigen Augenblick zur Rache, neckte das Thier, bis es ausſchlug und dabei den Deutſch-Franzoſen derartig vors Bein traf, daß er wochenlang das Bett hüten mußte. Als er ſich endlich vom Schmerzenslager erheben konnte und ſeine Schritte zum erſten Male wieder nach dem Hofe lenkte, bemerkte er hoch oben in einer Bodenluke ſeinen ſeelenvergnügten kleinen Feind. Das Gewehr holen, anlegen und auf ſeinen Gegner abſchießen, war das Werk der nächſten Augenblicke und nur dadurch entging Ernſt dem Schickſal, von einer Kugel durchbohrt zu werden, daß er ſich auf den Boden zurück fallen ließ.

Ich konnte nicht umhin, nach der Erzählung ſolcher und ähnlicher Züge aus ſeinem Leben, dem alten Herrn mein Erſtaunen auszudrücken über den hohen Grad der Leidenſchaftlichkeit, die mich in ſo kindlichem Alter doppelt überraſchte. Bandel erwiederte darauf: „Wir hatten Alle nur einen Gedanken, nur ein Vorſatz beſeelte uns und der war, die Franzoſen todtſchlagen wo immer nur ſie ſich blicken ließen“, und mit flammendem Auge, verjüngt von der Erinnerung fuhr er fort: „ja, das war eine andere Zeit als heute, da ſaß man nicht ſtundenlang ununterbrochen hinter den Schulbänken, nein, eine Stunde wurde gelernt, in der nächſten das Rappier vorgeholt und gefochten, und ſo gingen geiſtige mit körperlichen Uebungen Hand in Hand.“ Glühend vor Erregung erzählte er dann, wie man ihm auf ſeine Bitten mit vierzehn Jahren eine Muskete gegeben habe, die er kaum zu tragen vermochte, gedachte mit Begeiſterung all der kleinen Vorfälle, die ſich bei dem Soldatenſpiele mit ſeinen Altersgenoſſen ereignet — eine lebendige Verbildlichung des ſchönen Wortes, das einſt Redwitz in mein Album ſchrieb:

„Am Morgen Streiterluſt und Lieben —
Am Abend die Erinnerung.“

Und dann unterbrach er wieder ſeinen Redeſtrom, abgelenkt von den Erſcheinungen der Natur, die er ſcharf und liebevoll beobachtete. Aufmerkſam ſchaute er auf irgend ein Pflänzchen, das ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, und fragte wohl: „Kürſchner, wiſſen Sie nicht, was das iſt?“ und da ich gewöhnlich mit Beſchämung ein „Nein“ hervorbringen

mußte, zeigte er mir all die Feinheiten an den Blättchen und Blümchen, in denen sich die Größe des Schöpfers nicht minder beredt ausspricht, als in dem gigantischen, ernst dreinschauenden Bergriesen, die sich in den Fluten des Genfersees in majestätischer Schönheit spiegeln.

Die seltene Vereinigung urwüchsig männlicher Kraft und Energie mit den Vorzügen eines naiven, fast kindlich empfinden Herzens sprach sich auch in Bandels Aeußerem aus. Eine kräftige Gestalt, nur wenig vom Alter gebeugt, ein ausdrucksvoller Kopf, dessen kühn geschwungene Nase und scharf geschnittener Mund ebenso viel auf Festigkeit, wie das helle, klare, blaue Auge auf weiches Gemüth deuteten. Die etwas nachlässigen Bewegungen und der kühn umgeworfene Mantel verriethen den Künstler.

Von seinem Vater in der Wahlt eines Berufes nicht beschränkt, gedachte Bandel ursprünglich Forstmann zu werden, entsagte aber diesem Vorsatze zu Gunsten einer künstlerischen Laufbahn. Die hauptsächlichste Ausbildung erfuhr er unter Karl von Vischer in München, dessen Künstlerateliers ihm bald einen neuen Gesichtskreis erschlossen. Die bekannteste Arbeit aus der ersten Zeit des Münchener Aufenthalts ist die Figur eines ruhenden Mars, deren wohl jeder Biograph gedachte und zu deren Entstehungsgeschichte mir der Künstler das Folgende mitgetheilt hat. Mit dem Gedanken an eine größere Arbeit für die Kunstausstellung beschäftigt, erhielt Bandel von den stämmigen süddeutschen Soldatengestalten die erste Anregung zu seinem Kriegsgott. Ohne Mühe gelang es ihm, das passendste Modell zu erlangen, er richtete das Gerüst, häufte den Thon und machte sich frisch ans Werk. Obgleich bei Eröffnung der Ausstellung die Figur ihre Vollendung noch nicht erreicht hatte, drang der Director darauf, sie dem Publikum vorzuführen Bandel widersetzte sich diesem Verlangen aufs Entschiedenste, und als der Director nichtsdestoweniger Träger zum Abholen des Bildwerks sandte, amputirte er dem Mars ein Bein, um in Ruhe sein Werk kunstgerecht vollenden zu können. Jedenfalls eine originelle Selbsthülfe.

Einen warmen Beschützer und Förderer fand der junge Künstler in dem damaligen König von Bayern, der gern den Vater Bandels einen seiner „treuesten Beamten" nannte und dem Sohne zunächst ein kleines, später ein größeres Gehalt (wenn ich nicht irre achthundert Thaler) aussetzte; das letztere ist jedoch durch irgend einen Zwischenfall nie in Bandels Besitz gekommen. Eine Episode aus seinem Verkehr mit dem leutseligen Fürsten erzählte Bandel oft und mit Vorliebe. Da ist sie: Gelegentlich einer Audienz veranlaßte der Fürst den jungen Mann, dicht an das große, bis auf den Boden des Gemachs reichende Fenster zu treten, um einen außerhalb liegenden Gegenstand besser in in Augenschein nehmen zu können. Bandel that wie ihm befohlen, aber der Glätte des Bodens ungewohnt, verlor er das Gleichgewicht und würde in die Tiefe hinabgestürzt sein, wenn ihn nicht des Königs kräftige Hand gepackt und ins Zimmer zurückgezogen hätte. Als der Gerettete Worte des Dankes stammeln wollte, meinte der König: „Bandel, ich habe Dir jetzt Dein Leben gerettet, nun mußt Du aber auch ein braver Mann werden."

Eine rege Thätigkeit entwickelte Bandel bei Errichtung des Münchener Hoftheaters durch seinen Lehrer Karl von Vischer und es ist

nicht uninteressant zu wissen, daß gerade die von ihm gezeichneten Pläne, die ein Zufall bei dem Brand des Theaters im Jahre 1823 verschonte, die Möglichkeit gaben, das neue Gebäude in der Art des alten wieder aufzurichten. Mit tiefem Schmerzgefühl sah der Künstler das große Werk von den Flammen vernichten; er war der Letzte, der vor dem drohenden Element aus dem heißen Zuschauerraume wich und einer der Muthigsten, die zu retten suchten, was noch zu retten war. Das Feuer entwickelte eine so intensive Gluth, daß man für das nahe gelegene Palais des Königs ernstliche Besorgnisse hegte und der König soll, wie sich Bandel erinnert, entrüstet über die Unthätigkeit der gaffenden Massen, zum Fenster herausgerufen haben: „Verbrennt auch nur eine Dachsparren meines Schlosses, so verlasse ich München." Später erschien er in höchst eigener Person auf dem Brandplatze und drückte laut sein Mißfallen aus, wie wenig seitens der Einwohner zur Rettung des schönen Schauspielhauses geschehen sei. Als jedoch ein Bürger vortrat und mit seltener Offenheit auf die Vorwürfe erwiederte: man habe sich nicht Mißhandlungen der Soldaten aussetzten wollen, wie sie einige der Eifrigsten beim Rettungswerk erfahren hätten, wandte sich der König zorngeröthet gegen sein glänzendes Gefolge und tadelte mit bitteren Worten, daß seine Bürger nicht geschützt worden seien. Wenige Stunden nach dem Vorfall wurden öffentlich Placate angeschlagen, die strenge Vorschriften über das Verhalten der Soldaten bei ähnlichen Anlässen enthielten.

Bandel war übrigens nicht nur am Hoftheater, sondern auch anderweit als Baumeister thätig. Schon als Jüngling führte er zwei Häuser auf, die, wie er mit lächelndem Munde erzählte, in der Anlage der Schornsteine insofern ein ganz neues System zur Ausführung brachten, als sie den Rauch, anstatt ins Freie, in die Zimmer führten.

Die gewaltige, unbeugsame Energie des Mannes sprach sich bereits im Jüngling aus, wie wohl am besten seine Thätigkeit in Nürnberg bezeugt. Schon die Art und Weise, mit der er seine Uebersidelung nach Hans Sachs' alterthümlicher Vaterstadt einleitete, spricht in beredten Worten für das Gesagte. Ein Münchner Kunstgenosse hatte dem jungen Bandel mitgetheilt, daß für die Restaurirung des „Schönen Brunen" in Nürnberg ein tüchtiger Bildhauer gesucht werde. Ohne Zaudern bat Ernst, doch ihn für den Posten vorzuschlagen, und der Andere erfüllte diese Bitte, obgleich Bandel noch niemals einen Meißel geführt hatte. „Es wird schon gehen", beschwichtigte er die Bedenken des Erstaunten und — es ging auch. In Nürnberg angekommen, machte er sich jeden Morgen mit dem Frühesten auf den Weg zur Arbeitsstätte und erlernte dort in Abwesenheit der Anderen die Technik der Steinarbeit. „Erst gabs freilich Murren über verpfuschte Arbeit, aber Niemand ahnte natürlich in mir den Urheber, und bald hatte sich auch Keiner mehr zu beklagen." Mit diesen Worten schloß der Altmeister seine Erzählung.

1825 zog Bandel gen Süden, nach dem Lande der Kunst und der Künstler, nach Italien. Die Erinnerung an dieses schöne Stück Erde war bei dem Künstler frisch und unvergänglich geblieben, und so oft ich mit ihm zusammen gewesen, nie hat er vergessen, seines italienischen Aufenthaltes zu gedenken. Schon beim ersten Gang vom Bahnhof nach der Pension blieb er öfters stehen, ließ den klaren Blick über

Digitized by Google

den See schweifen und sagte: „Gerade wie der und der italienische See, nur die Pinien fehlen.“ Später ging ich mit ihm von Montreux aus durch die romantische Gorge de chaudroy nach Glion, und gleich drängte sich seiner Erinnerung, Angesichts der grün eingefaßten Schlucht mit ihren lautrauschenden Gewässern, das Bild der malerischen Via Mala auf. Oft bedurfte es weit geringerer Anknüpfungspunkte: Mais, zum Trocknen an einem Hause aufgehängt, veranlaßte ihn zu einer eingehenden Schilderung der italienischen Küche, deren Gerichte er in vielen Fällen nicht nur gekostet, sondern auch selbst bereitet hatte.

Am amüsantesten aus der Zeit seines italienischen Aufenthalts ist in künstlerischer Beziehung eine wirklich köstliche Geschichte, welche sich mit der Büste Franz von Sickingen's, die Bandel im Auftrage des Königs von Bayern angefertigt hatte, ereignete. Thorwaldsen, der gewöhnlich die im Auftrage des Fürsten ausgeführten Werke prüfte, fand an dem Bandel'schen Sickingen zwar nichts auszusetzen, tadelte aber einen braunen Streifen im Marmor. Bandel, von der Hartnäckigkeit des Tadels erregt, griff zum Hammer und schlug seinem Sickingen die Nase aus dem Gesicht. Thorwaldsen bedauerte am meisten die durch den unbedachten Streich verlorene Geldsumme, doch ließ sich da nun nichts machen, der Schaden war nicht zu heilen, wie einst die Verstümmelung des schöneren Mars. Unbeachtet stand der nasenlose Sickingen in einem Winkel des Ateliers, bis auch für ihn der Tag der Auferstehung herankam und eine Metamorphose an ihm vollzogen wurde, die wohl Niemand, am wenigsten der Künstler selbst, geahnt haben mochte. Die Ursache zu diesem Geschick Sickingens wurde ein Widerspruch, den Bandel im Beisein seiner Collegen gegen einen bekannten Professor der Kunstgeschichte laut werden ließ. Der Gelehrte sprach hierauf sehr deutlich von „Grünschnabel“ und „noch nichts leisten können“, Bandel, um das Gegentheil zu beweisen, rief dem Professor zu: „er würde in acht Tagen das Bildniß eines seiner Genossen aus der verstümmelten Sickingenbüste herausarbeiten. Und er hielt sein kühnes Versprechen: in der versprochenen Frist waren aus den strengen Zügen des Kriegshelden die heiteren Conturen eines flotten Künstlergesichts entstanden.

1827 kehrte Bandel nach München zurück und schuf hier eine Reihe von Werken, unter denen besonders mehrere Porträtbüsten einen bedeutenden Rang einnehmen. Nicht zur Vollendung kam eine über lebensgroße Büste des Garteninspektors S., an die sich eine hübsche von Bandel erzählte Anekdote knüpft. Jedermann rühmte die Aehnlichkeit der Arbeit mit dem verstorbenen Original; als competentesten Richter führte Bandel schließlich S's. alten Kammerdiener vor die Büste, der sie staunend betrachtete und schließlich in die Worte ausbrach:

„Ja, ja, so hat er ausgesehen, aber — einen s o großen Kopf hat er nicht gehabt.“

Neben seinen künstlerischen Arbeiten liebte Bandel, wie schon im Laufe dieser Zeilen bemerkt wurde, über Alles die Natur. Ein rüstiger Fußgänger, legte er die größten Strecken in kürzester Zeit zurück. Sein größtes Vergnügen bestand darin, plan- und ziellos von München aus ins Gebirge zu wandern, einerlei wohin der Weg führte. Den Punkt der Umkehr bestimmte nichts als sein Geldbeutel. War dessen Inhalt fünfzig Procent leichter, so machte sich sein Besitzer schnurstracks auf

den Heimweg. Bei einem Ausfluge nach Tirol ereignete es sich, daß ihn ein Bauer zu seinem Schwiegersohne machen wollte, Bandel der bereits in Nürnberg die Bekanntschaft seiner späteren Frau gemacht hatte, schlug das Anerbieten aus, obgleich der Bauer kein Mittel der Ueberredung unversucht ließ und den jungen Künstler von der reichgefüllten Geldtruhe zum Schrank mit duftenden Linnen führte.

„Haben Sie denn das Mädchen, das Ihre Frau werden sollte, wieder gesehen?" fragte ich, und Bandel antwortete in seiner drastischen Weise:

„Ja wohl, nach ein paar Jahren, und da war ein breites, dickes Bauernmensch draus geworden."

Nach einem siebenjährigen Aufenthalt in München wurde der Künstler nach Hannover berufen, um sich an der Restauration des königlichen Schlosses zu betheiligen. Ebenso wurde er beauftragt, die Göttinger Universität mit Reliefs zu schmücken. Ueber die letztere Arbeit hatte er vorher eine Unterredung mit den Herren Professoren, die durchaus zu keinem Resultate kommen konnten, da Bandel für jeden ihrer Vorschläge gegründete Einwände hatte.

Der König freute sich außerordentlich über diese Niederlage der Gelehrsamkeit und überließ es nun dem Künstler, nach eigenen Ideen seine Arbeit auszuführen.

Genugsam bekannt ist die Geschichte des Bandel'schen Hauptwerkes: des Hermanndenkmals. Der Gedanke hierzu war ihm schon frühzeitig gekommen, er wollte durch die künstlerische That und die Erinnerung an Germaniens Befreier die deutschen Stämme zu neuer Einigkeit begeistern. Zahllose Hemmnisse der verschiedensten Art stellten sich seinem schönen Beginnen störend in den Weg, sie haben ihn eben nur auf-, nicht abgehalten. So mußte er anfangs in Detmold eine Caution stellen, als Nachweis für seine Existenzmöglichkeit und selbst nach den denkwürdigen Ereignissen der letzten Kriegsjahre, die so viel zu endlicher Fertigstellung des rationalen Unternehmens beitrugen, konnte er nur mit Mühe das Abholzen einer Anzahl Bäume durchsetzen, die der vollen Ansicht des Denkmals hinderlich waren. Eine sehr hochgestellte Dame suchte das Stückchen Waldung mit dem Hinweis zu retten: „Wenn die Commune zur Herrschaft käme, würde sie das Denkmal um so eher in die Luft sprengen, oder die Franzosen es bei einem Einbruche in Deutschland desto leichter zerstören können."

Das war zu viel für das urdeutsche Herz unseres großen Landsmannes, laut rief er den Umstehenden zu:

„Nicht wahr, so lange wir deutschen Männer leben, werden die Franzosen keinen Fuß auf deutsche Erde setzen!"

Auch unter der Zerstörungswuth, die es selbst in der Reichshauptstadt nothwendig macht, das große Siegesdenkmal bewachen zu lassen, mußte Bandel viel leiden. Bauern warfen mit Steinen nach dem Unterbau, und muthige Touristen rannten mit ihren Stöcken gegen die noch nicht zusammengesetzten Erztheile, um deren Festigkeit zu erproben. Kam der „Alte vom Berg" auf dieses unerquickliche Thema, so vermochte er sich vor Aufregung kaum zu bemeistern, noch mehr aber gerieth er in Aerger bei dem Gedanken an die grenzenlose Frechheit eines

Digitized by Google

Fabrikanten, dem er die Nachbildung des Denkmals unterſagt hatte und der darauf fragte:

„Wenn ich es aber trotzdem thue?“

„So ſeid Ihr ein Dieb“, entgegnete der Alte.

„Und wenn ich es demungeachtet unternehme?“

„So ſeid Ihr ein imfamer Dieb.“

Darauf ging der Fabrikant weg und — copirte das Denkmal.

Nicht wenig litt der Alte droben auf ſeinem Berge von einer zwar gut gemeinten, aber doch recht läſtigen Verehrung. Hunderte von Touriſten wollten ſeine Hand ſchütteln, jeder Einzelne ihm ſpeciellen Dank ausrücken. Das ſchöne Geſchlecht machte ſich bei ſolchen Anläſſen oft lächerlich. So erſchien an einem ſchönen Sommermorgen bei dem Künſtler eine junge Dame, ſetzte ſich nach einigen einleitenden Worten und legte ihr Köpfchen unter rührendem Weinen auf den Arm des Altmeiſters. Der Alte erſchrack, fragte, was der holden Evatochter fehle, und wollte ſchon Hülfe herbeiholen, als ihn die Thränenreiche noch rechtzeitig aufklärte, daß ihre überquellenden Gefühle dem glücklichen Augenblicke geweiht ſeien, der ſie in ſeine, des verehrten Mannes Nähe führte.

Als ich Abſchied nahm von dem Künſtler, hat er mir die Hand gedrückt und ein „Auf Wiederſehen in Berlin“ zugerufen. Ich ſah ihn nicht mehr. Von Italien zurückgekehrt, ſtarb er, wie bekannt, am 25. September 1876 zu Neidegg bei Donauwörth. An demſelben Morgen, an dem ich von ihm ſchied, hatte er von Paul Lindau die Aufforderung erhalten, ihm für die „Gegenwart“ eine autobiographiſche Skizze zu ſchreiben. Anſtatt ſich dadurch geſchmeichelt zu fühlen, war er, der literariſchen Verhältniſſe gänzlich unkundig, entrüſtet über die Zumuthung und warf den Brief kurzer Hand ins Feuer. Gewiß ein charakteriſtiſcher Zug, gegenüber dem Gebahren ſo manches beifalls- und ehrenlüſternen Künſtlers unſerer Zeit. Wenige Tage vor unſerer Trennung gab er mir noch zur Erinnerung an die gemeinſam verlebten Stunden ein Exemplar der von Brenner, zur Erinnerung an das Hermanndenkmal ausgeführten Medaille und einen Zettel, auf dem in kräftigen Zügen zu leſen ſteht:

„Joſeph Ernſt von Bandel, geboren am 17. Mai 1800 zu Ansbach in Bayern, Bildhauer, Baukünſtler, Eiſen- und Kupferſchmied, Zimmerwerkmann, Wegebauer und durch dergleichen mehr der Alte vom Teutberg benamſt, der Zeit, Ende April 1876, am Genferſee, Lac Leman, in der Penſion Maunoud, à Tenitet, als gemüthlicher Bummler.“

Digitized by Google

Textrahmen zu unserem Bilde.

Ein Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. (Siehe die gleichnamige Illustration.) Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem Aermsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs Aeußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiederte ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ständen. „Das wollen wir doch sehen", antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sei zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Friedrich von Schiller.

Digitized by

Dichtungsräthsel.

IV.

Als letztes Dichtungsräthsel gaben wir Goethes „Zueignung“ auf, die wir die ältere Schwester von Lenaus „gutem Gesellen“ nannten. Diejenige Lösung, welche sowohl dem Gedicht, als der Majoritätsanschauung der Einsender am Besten zu entsprechen scheint, hat Fräulein Auguste Claussen in Stolp gegeben, die Folgendes schreibt:

„Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß;
Sah ich Dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon nach mir Dich eifrig sehnen?“

So läßt Goethe seine Muse sprechen; und wenn man nun den jungen Wolfgang kennt, dessen von den glänzenden, lebenswarmen Märchen der Großmutter erfüllte Kinderseele damals schon nach Ausdrücken und Bildern rang, worin er das den äußeren Sinnen greif- und faßbar machen wollte, was in ihm gährte und ganz ihn erfüllte; wenn man ferner seine in späteren Jahren sich entwickelnde Leidenschaft für Schauspielkunst und poetische Darstellung ins Auge faßt, dann kann er doch kaum seine Muse mit den oben angeführten Worten etwas anderes sagen lassen wollen, als daß die Poesie und nur sie es ist, nach welcher der Knabe schon „mit heißen Herzenstränen“ rang, und nach deren völliger Beherrschung und vollendeter Meisterschaft er um so inniger sich sehnte, je mehr er später dem Jünglingsalter entwuchs und zum Manne reifte. Denn daß auch er Anfangs oft geirrt, sei es in Form, in Ausdruck, sei es in glücklicher Wahl des Gegenstandes, sagt er selbst in den Worten:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein,“

und wenn er dann fortfährt:

„Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen,“

so bekundet er dadurch, daß nun endlich, nachdem er vierunddreißig Sommer schon hat kommen und gehen sehen, er es fühlt und sich wahrhaftig eingestehen kann, daß er den Gipfel des Parnassus erstiegen habe und darum auch zuerst nach der Erkenntniß des in ihm wohnenden göttlichen Genius seine nun geschaffenen Verse zu edel und erhaben hält, als daß er sie den profanen Blicken der Menge preisgeben möchte. Eine solche Schwäche kann freilich bei einem Goethe nur vorübergehend sein, und sie erscheint unsern Augen um so verzeihlicher, als er gleich darauf sich mit den Worten der Göttin straft:

„Wie viel bist Du von Andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden“

Von Begeisterung glühend und erfüllt von edler, warmer Liebe zu Jenen, die der Himmel nicht so reich begnadet wie ihn, der er doch gleich ihnen auch nur ein schwacher, sterblicher Mensch ist, ruft er darum auch aus:

„Fürs And're wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben,
Warum sucht ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?“

Hätte Goethe seine Zueignung hiermit beschlossen, so würde sie für das Verständniß des schärferen Denkers ebenso genügt haben, wie sie es mit den noch nachfolgenden Strophen thut, die, streng genommen, uns in der Hauptsache nur eine

Digitized by Google

Wiederholung des schon Vorangegangenen bringen; nur erscheint freilich die Dichterweihe uns durch Ueberreichung des sinnbildlichen Schleiers der Dichtung aus der Hand der Wahrheit faßlicher, weshalb Manchem in dieser Strophe erst klar werden mag, was der Dichter mit der seinen sonst fast immer objectiven Gedichten entgegenstehender vollständig subjectiven Zueignung hat sagen wollen: daß aus Unklarheit, Zweifel und Schwanken endlich nach vielen Ringen sein Geist sich geläutert und ohne Schlacken zu der Höhe erhoben hat, auf der er seinen unsterblichen Ruhm begründet, und von welcher es auf die Zeit des Stürmens und Drängens mit klarem Blick und freier Seele herabschaute.

So viel über die Zueignung selbst.

Wenn also sie eine ältere Schwester des „guten Gesellen" sein soll, so kann man, wenn es überhaupt möglich ist, die dem Gedichte zu Grunde liegende Idee des Strebens nach hohen, idealen Zielen, nach vollkommener Geistesklarheit, in ein Wort zu fassen, dies Wort allein „Poesie" nennen und so der Phantasie als Schwester die Poesie zugesellen, obgleich meiner allerdings nicht maßgebenden Meinung nach, es kaum eine der Phantasie an Alter überlegene Schwester geben kann, da die Poesie doch erst ein Product der Phantasie ist. Verwandt möchte ich Beide wohl nennen, doch die Phantasie als Mutter der Poesie bezeichnen.

Gleichfalls als „Poesie" faßten die Idee der „Zueignung" auf: Luise Fischer in Berlin, August W. in Görlitz, Selmar B. in Stralsund, H. v. Gr. auf B., Dr. Werner Böhnke in H., Alma Lessav in Kalbe, Neustetter in Brünn, Siegismund L. in Regensburg. Für die „Wahrheit" erklären sich: Julius Blenke in Potsdam, O. v. E. in Breslau, N. X. Z. in Kösen. Für die „Phantasie" plaidiren: Hermann in O., Nauck Wolky in Lemberg, Segelberger in Z. Die „Jugend" verfechten zwei mehr kühne als glückliche Rather: Benno Mülbe in Th. und A. H. in Drossen.

Eine „wohlaufzuwerfende" Lösung endlich versucht ein Einse der T. R. in folgenden Versen:

Um Nebelbilder läßt es schwer sich streiten,
Denn Goethe selber sah sie nur vom Weiten
Und einen Goethe findet man nicht mehr!
Nur dort im Buche können wir es lesen,
Wie einst ein göttergleiches Weib gewesen,
Das ihm erschien im weißen Nebelmeer.

Vergeblich forschen wir nach ihrem Namen,
Es giebt so viele wunder schöne Damen,
Die uns bezaubern und alsbald entfliehn!
Auch manche Deutung bleibt für eine Sage,
Und manche Antwort für dieselbe Frage
Und tausend Worte für denselben Sinn!

Du glaubst, es sei die Poesie gewesen,
Schon recht, sie ist ein himmlisch schönes Wesen,
Doch Manche ziehn die süße Liebe vor!
Daß es die „Wahrheit", wollen And're schwören,
Und Jene lassen sich vom Wahn bethören,
Es sei des Glückes trugvolle Gefahr!

Drum will ich es in einen Namen fassen,
Des Menschen Dichten, Trachten, Lieben oder Hassen,
Die Quelle seiner hehren Göttlichkeit!
Das Weib in weiten, weißen Nebelfluten
Heißt „Die Empfindung" — ihren edlen Gluten
Zeigt sich der Himmel voll und weit!

Als neues Dichtungsräthsel geben wir Friedrich Rückerts tiefsinnige Verse:

Du bist und bist auch nicht. Du bist, weil durch Dich ist
Was ist, und bist nicht, weil Du das, was ist, nicht bist.
Du bist das Seiende und das Nichtseiende,
Seingebende und von dem Sein befreiende.

Digitized by Google

Salonpoſt.

W. M. in L. Dergleichen Herren gegenüber ſollte man einen Marginalbeſcheid Friedrichs des Großen in Erinnerung bringen. Der Kammerherr von H. zeigte dem König an, daß er vom König von Dänemark für eine demſelben zugeeignete Schrift einen Brillantring und eine goldene Doſe erhalten habe und der König antwortete darauf: „Ich gratulire, daß die Bettelei ſo gut reüſſirt."

P. C. in Magdeburg. „Als ein Leſer Ihres „Salon" und zwar als ein ſolcher, der Ihr Journal außerordentlich ſchätzt und daſſelbe zu den beſten Familienblättern jetziger Zeit zählt, erlaube ich mir, Ihnen einige lyriſche Gedichte von mir beifolgend einzuſenden." Die erſte Hälfte dieſes Ihres Satzes hat uns mehr Vergnügen gemacht, als die zweite, die wie ein hinkender Bote der Freude über Ihre Anerkennung des „Salon" nachfolgte. Wir haben pflichtſchuldigſt Ihre Verſe geleſen. Sie klingen recht gut, können aber auf das Recht der Zollfreiheit, wie es den Gedanken auch nicht von Bismarck genommen werden kann, keinen Anſpruch machen.

O. L. in Hamburg. Nicht übel. Vielleicht machen wir Ihnen ſpäter das Vergnügen.

H. Bl. in G. Wunderlicher Jüngling! Kennen Sie nicht Balzac's Wort: Eine der widerwärtigſten Gewohnheiten kleiner Geiſter iſt die, ihre eigenen Kleinlichkeiten bei anderen Menſchen vorauszuſetzen?

H. v. B. in E. und B. Ch. in Krakau. Die Münchener Muſtervorſtellungen werden im Juli ſtattfinden. Es ſollen auf dem Münchener Hof- und Nationaltheater eine Reihe claſſiſcher Dramen durch ein Geſammtgaſtſpiel hervorragender deutſcher Bühnenmitglieder im Vereine mit dem Perſonal des Münchener Hofſchauſpiels in möglichſter Vollendung zur Darſtellung gebracht werden. An dieſem Geſammtgaſtſpiel werden ſich von auswärtigen Bühnenmitgliedern betheiligen:

Vom Berliner Hoftheater: Minona Frieb-Blumauer; Guſtav Berndal, Ernſt Krauſe, Heinrich Oberländer; vom Dresdener Hoftheater: Franciſca Ellmenreich, Pauline Ulrich; vom Hamburger Stadttheater: Ludwig Barnay; vom Hoftheater zu Hannover: Friedrich Holthaus; vom Karlsruher Hoftheater: Rudolph Lange; vom Leipziger Stadttheater: Dr. Auguſt Förſter; vom Wiener Hofburgtheater: Marie Straßmann, Joſefine Weſſely, Charlotte Wolter; Friedrich Kraſtel, Joſef Lewinsky, Emmerich Robert, Adolph Sonnenthal; vom Wiener Stadttheater: Siegwart Friedmann; und endlich last not least, Director Friedrich Haaſe.

Vom Perſonale des Münchener Hofſchauſpiels werden in hervorragender Weiſe betheiligt ſein: Hermine Bland, Marie Dahn-Hausmann, Roſa Herzfeld-Link, Marie Ramlo, Clara Weiß, Louiſe Werner; Carl Brulliot, Heinrich Davideit, Carl Häußer, Franz Herz, Hilmar Knorr, Ernſt Poſſart, Heinrich Richter, Emil Rohde, Bernhard Rüthling.

Zur Darſtellung werden gelangen: von Leſſing: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weiſe; von Goethe: Clavigo, Egmont, Torquato Taſſo; von Schiller: Kabale und Liebe, Wallenſteins Lager, Die Piccolomini, Wallenſteins Tod, Wilhelm Tell; von Kleiſt: Der zerbrochene Krug; von Shakeſpeare: Julius Cäſar, Macbeth, Wintermärchen, Hamlet.

Es werden ſomit ſechzehn Dramen an vierzehn Abenden unter der artiſtiſchen Leitung des Directors Ernſt Poſſart, deſſen Biographie wir in dieſem Heft geben, zur Aufführung gelangen.

H. W. in E. Der Componiſt Graben-Hoffmann heißt eigentlich Hoffmann und hat ſich nur zum Unterſchied von ſeinen zahlreichen Namensvettern nach der Bürgerſchule auf dem Graben in Poſen, an welcher er längere Zeit Lehrer war, Graben-Hoffmann genannt.

B. O. in B. Auch wir vermögen in dem geistlosen Gebahren der Goethecommentatoren weder literarische noch wissenschaftliche Verdienste zu entdecken. Dabei sind uns jene, sich jetzt so wichtig geberdende Herren die Beantwortung sehr vieler wichtiger Goethefragen schuldig geblieben. Wir vermissen zum Beispiel noch die Resultate der Forschung, welchen Titel Antonio (im Tasso) hatte, ob Geheimer Hofrath, Legations- oder gar nur Commissionsrath, ferner ob der „Hauptmann" in den Wahlverwandtschaften bei der Infanterie oder Artillerie gestanden, wann Gretchen confirmirt wurde, ob der Erlkönig ein constitutioneller Monarch und der west-östliche Divan mit Plüsch oder Rips bezogen gewesen, ob das Lied an den Mond beim ersten, resp. letzten Viertel gedichtet sei oder bei Vollmond u. s. w.

Dr. A. S. in G. Warten Sie bis zum August, dann können Sie sich die von dem bewährten Philosophiekenner Dr. Moritz Brasch redigirte, bei Leopold Voß in Leipzig erscheinende Ausgabe von Moses Mendelssohns philosophischen und aesthetischen Schriften, mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen in 2 Bänden kaufen. Diese Neuausgabe von Mendelssohns philosophischen Schriften dürfte das Interesse für einen Denker neu beleben, der neben seinem humanitären auch noch das nationalliterarische Verdienst hat, Schöpfer einer deutschen philosophischen Prosa geworden zu sein An speculativer Tiefe und weltumfassender Bedeutung weit hinter dem einsamen Denker von Amsterdam zurückstehend, hat Mendelssohn sich vielmehr an Leibnitz und Locke angeschlossen und bescheiden sich damit begnügt, ein Popularphilosoph in der edelsten Bedeutung des Wortes zu sein. Ebenso sind seine, ebenfalls 2 Bände füllenden, aesthetischen kritischen und literarischen Beiträge für die „Allgemeine Bibliothek" und für die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", vollgültiges Zeugniß, wie mächtig und bedeutungsvoll das Urtheil des „Berliner Socrates" (wie man ihn nannte) über alles, was an Philosophie und Literatur erschienen war. Unnachahmlich klar, fließend, durchsichtig und anmuthig in der Form, sind seine philosophischen Hauptschriften bei aller Gedankenschärfe doch Muster geworden, wie man, ohne Systematiker zu sein, philosophische Probleme für den weitern Kreis der Gebildeten behandeln muß.

L. E. in Braunschweig. Viel Gefühl, nicht wenig Sinn für Form, aber lauter verbrauchte Motive.

Ch. B. in Capri. Wenden Sie sich an das Internationale Hospital in Neapel (Vico Stretto-Miracoli) und speciell an den Schriftführer Viceconsul J. Wolffsohn und die Vorsteherin Fräulein Lina Eilers.

Luscha in Riga. Das Interesse dafür war nicht überall so groß, wie bei Ihnen. Möglicherweise werden wir wieder darauf zurückkommen.

A. v. St. in L. bei Glatz. Die Feier des sechzigjährigen Garnisonsjubiläums des 5. Jägerbataillons in Görlitz wird im Herbst (etwa im September) stattfinden. Wenden Sie sich an das Comité in Görlitz, mit Angabe Ihres Dienstantrittsjahres und Ihrer Compagnienummer.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1 u. 2. Taillen-Paletot für ein junges Mädchen. (Vorder- u. Rückansicht.)

Stoff: Sommertuch oder Wollen-Sicilienne in gazellenfarbiger Nüance. Die Schöße sind, wie ersichtlich, angesetzt. Der Shawlkragen, sowie die Aermelaufschläge sind in farbiger Seide bestickt und die viereckigen Taschen sowie die Schöße seitlich der Hintertheile mit olivenförmigen Metallknöpfen garnirt. Die Taschen zeigen außerdem noch Knopflöcher.

Nr. 3 u. 4. Kinder-Anzüge.

Nr. 3. Mädchen von 6 bis 8 Jahren. — Frack von broschirtem Wollen- und

Nr. 1 u. 2. Taillen-Paletot für ein junges Mädchen. (Vorder- und Rückansicht.)

Seidenstoff mit angesetzten und vorn auseinander tretenden Schößen, unter welchen ein Popelinerock mit Atlasvorstoß sichtbar wird. Den untersten Rand des Rockes bildet ein kleines Atlasplissé, bis an welches die Schöße des Frackes hinten herab reichen. Viereckige Taschen, gleichfalls mit Atlasvorstoß. Runde Aermelaufschläge und runder Kragen.

Nr. 4. Mädchen von gleichem Alter. — Robe von Wollen-Sicilienne. Hoher schottischer Plissévolant. Offene, halbgeschweifte Casaque mit Surahschärpe, welche den untern Rand der Casaque und den Ansatz des Volants ringsum bedeckt und auf der Rückseite mittels einer einfachen Schnur mit langen Enden geknüpft wird. Das Gilet ist aus einem, in feine Bouillonnés geordneten Surahstreifen gebildet; die Revers der Casaque bestehen aus einer Renaissanceguipüre, woraus auch der Kragen

Digitized by Google

und die Aufschläge zu machen sind. Strohhut mit gepuffter Surah gefüttert, einer Straußfederwindung und einem Flügel an der linken Seite.

Nr. 5 u. 6. Anzüge für Mädchen von 6 bis 8 Jahren.

Nr. 5. Halbgeschweifte Robe von Wollmusselin, auf der Rückseite mit zwei Nähten und mit zwei aus Atlasbandschluppen gebildeten Volants garnirt. Die Vordertheile des Rockes haben nur einen einzigen, in gleiche Falten gelegten Volant

Nr. 6. Der Atlasrock ist seiner ganzen Höhe nach gefältelt und mittels Stahl-

Nr. 3 u. 4. Kinder-Anzüge.

knöpfen geschlossen. Halbgeschweifter Frack von broschirtem Wollen- und Seidenstoff, dessen Schöße am untern Theil der Robe in schräger Richtung zurückweichen. Eckiger Kragen und dergleichen Aermel. Das ganze Kleidungsstück ist mit einem gestreiften Galon eingefaßt. Zur Herstellung dieses Fracks lassen sich die zu Abb. 6 gegebenen Schnitte verwenden.

Nr. 7. Garten-Anzug.

Runder Rock ohne weitere Garnirungen; nur sind der ganzen Länge nach Blasbalgfalten gelegt, welche mit glatten Partien abwechseln. Die Raffung der Tunica

Digitized by Google

ist in der Mitte unter einer flottirenden Schluppengruppe befestigt. Diese Tunica läßt vorn den Rock ganz frei und fällt auf der Rückseite als eckige, mittels Bandschleifen gerafftе Schleppe herab. Die Fracktaille mit Shawlkragen öffnet sich weit über ein Gilet von Pekiné; unter der Büste, bis wohin auch der Shawlkragen reicht, wird die Taille nur durch einen einzigen großen Knopf geschlossen. Die Aufschläge der langen Aermel sind von einem Pekinéschrägstreifen und einer unten aufsteigenden Spitze von demselben dunkeln Stoff wie der Shawlkragen gebildet. Um den Halsausschnitt eine Rüsch- und muschelförmig herabfallend ein Spitzen-

Nr. 5 u. 6. Anzüge für Mädchen von 6 bis 8 Jahren.

jabot. Die Stoffe zu diesem Anzug können ganz beliebig gewählt werden, z. B. seidener Rock und Tunica von leichtem glatten Wollenzeug, oder Tunica von Leinwand und Battist mit Blümchenmuster, Gilet-Chemisett von Seidenstoff ꝛc.

Nr. 8. Promenaden-Anzug.

Rock von marineblauem Foulard mit hohem Plissévolant. Jägergilet von gleichem Stoff mit übereinander geschlagenem Shawlrevers. Zweiter Rock von crêmefarbenem und marineblauen broschirten Foulard und weißer Spitzengarnitur. Ueber dem

Nr. 7. Garten-Anzug.

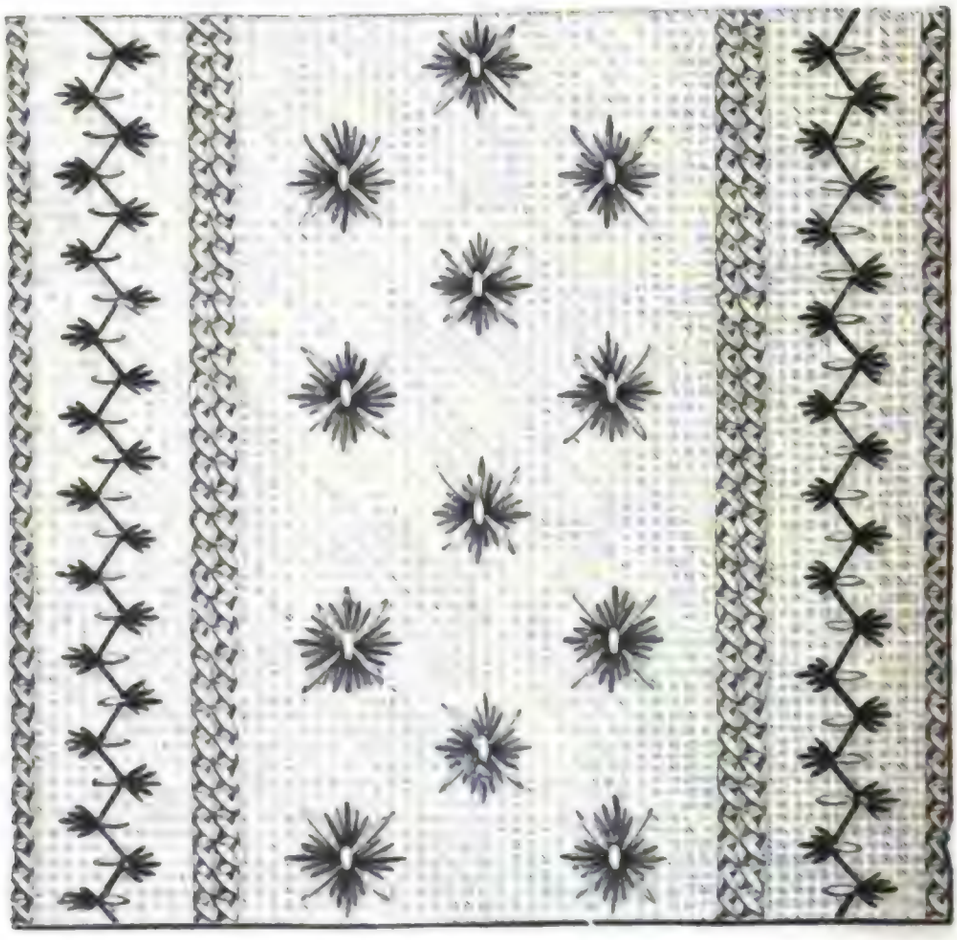
Nr. 3. Promenaden-Anzug.

Digitized by Google

Gilet sehr weit offene Casaque; die dasselbe umrandende weiße Spitze legt sich auf einen marineblauen Failleschrägstreifen, welcher sich der ganzen Länge des Rockes

Nr. 9. Gefäß für eine Blumenvase oder zum Aufbewahren kleiner Gegenstände. (Mit Dessin.)

nach bis zur Raffung herabzieht und in zwei lange Schluppen mit flottirenden Bändern endet. Die Aufschläge der langen Aermel sind mit zwei Failleplissés garnirt; ein drittes Spitzenplissé fällt auf das Handgelenk. Dieser Anzug kann in allen



Nr. 10. Dessin für eine Blumenvase ꝛc.

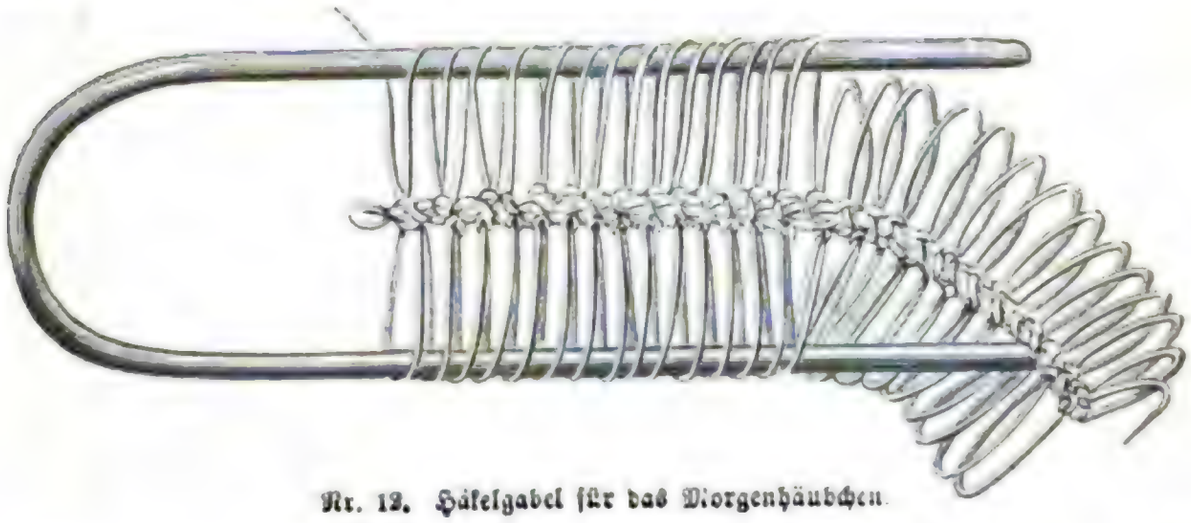
façonnirten Stoffen ausgeführt und über einem Rock von glattem Stoff, von gestreiftem Battist, gemustertem Foulard, Satinet, Percal ꝛc. getragen werden.

Nr. 9 u. 10. Gefäß zum Einstellen einer Blumenvase oder zum Aufbewahren von verschiedenerlei kleinen Gegenständen. (Mit Dessin.)

Dieser elegante Behälter in einem Gestell von schwarzen, glatten und gewundenen Rohrstäben läßt sich ebensowohl zum Einstellen einer Blumenvase wie zur Aufnahme

Nr 11. Morgenhäubchen in Gabelhäkelei.

von allerhand kleinen Arbeitsgegenständen verwenden. Im erstern Falle wird eine Zinkvase eingestellt, im letztern ein dem Innern des Gestelles angepaßtes Cartonkästchen. Als äußere Zierde wird ein Streifen hellfarbener brasilianischer Canevas



Nr. 12. Häkelgabel für das Morgenhäubchen.

darüber gezogen, welcher mit dem in Nr. 10 dargestellten Dessin bestickt ist. Die geraden Linien werden im Kreuzstich über vier Fäden in zwei Nüancen blauer Seide ausgeführt. Die Blumen sind im Langstich in mehreren Nüancen blau und die Kreuzchen in gelber Seide. Um das Ganze noch mehr zu verschönern, kann man an die Gestellstäbe blauseidene Quasten hängen

13 14

Nr. 13 u. 14. Anzüge für Sommerfeste.

Digitized by Google

Nr. 11 u. 12. Morgenhäubchen (Gabelhäkelei) mit Abbildung der Gabel.

Für diese kleine Arbeit wird von écrufarbenem Garn eine Schlinge gemacht und diese auf einem der Schenkel der Buchsbaumholzgabel gezogen. Dann wird die Nadel umgewendet und um den andern Schenkel eine Schlinge gemacht. In die erste Schlinge wird eine einfache Masche gehäkelt *, hierauf folgen 2 Doppelm. in die Schlinge auf der linken Seite; umgewendet, eine Schlinge in diejenige der Mitte gezogen. Vom * an fortgefahren und bis zur verlangten Länge wiederholt. Für das ganze Häubchen braucht man acht solcher Streifen und jeder Streifen besteht aus 142 Touren. Die Streifen werden mittels einer Kette von johannisbrodbrauner Seide verbunden; die Ränder der verbundenen Streifen werden ein wenig gekräuft. Hinter dem ersten Streifen wird eine Reihe dreifacher Stäbchen von écru Garn angehäkelt, durch welche das Bindeband gezogen wird. Der vorderste Streifen ist mit

Nr. 15. Untertaille.

Nr. 16. Untertaille.

einer Kette von johannisbrodbrauner Seide eingefaßt und der obere Theil der Haube mit einer hübschen Schleife von johannisbrodbraunem Atlas garnirt.

Nr. 13 u. 14. Anzüge für Sommerfeste.

Nr. 13. Kurzer Rock von weißem Musselin mit Plissévolants und Schleifen von blauer Seide garnirt. Die Prinzeßtaille verlängert sich in einen mit einem Spitzenvolant umrandeten zweiten Rock. Zu beiden Seiten des blauen Atlas-Revers der weit ausgeschnittenen Obertaille geht ein breiter Spitzenbesatz hervor. Ganz kurzer Aermel mit einem Spitzenplissé.

Nr. 14. Anzug von weißem Wollenmusselin mit weißer Spitzengarnitur. Der Rock ist durchaus in der Länge nach gereihte Puffen drapirt, welche mit breiten Spitzenvolants besetzt sind. Um die glatte Schleppe ebenfalls zwei Spitzenvolants. Die obere Partie des Rockes ist um die Hüften drapirt. Am Halsausschnitt der Taille eine Tüllgarnirung. Halblange Aermel mit am Hinterärmel länger als vorn herabgehenden Spitzenbesatz.

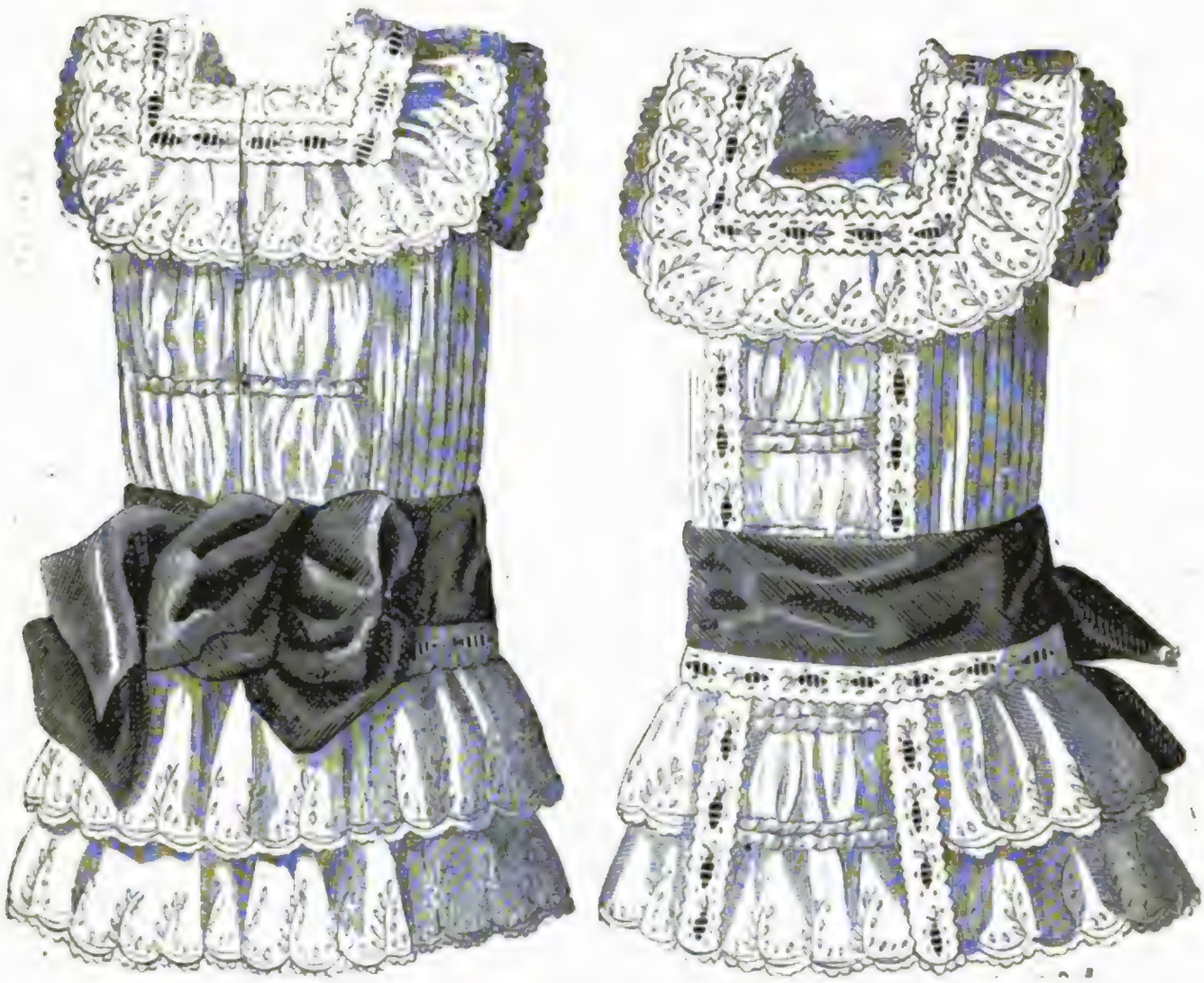
Digitized by Google

Nr. 15. Untertaille

von Nansouk, weit und viereckig ausgeschnitten und mit einem gestickten festonnirten Streifen garnirt. Die kurzen Aermel sind von dem gleichen Streifen umgeben. Geschlossen wird die Untertaille auf der linken Seite. Das rechte Vordertheil zeigt vorn herab am Rande doppelten Saum und Knopflöcher. Auf dem linken sitzen die Knöpfe.

Nr. 16. Untertaille

mit herzförmig ausgeschnittenem Bruststück und Guipüregarnirung; an den Aermeln ebenfalls ein Guipürebesatz. Vorn doppelter Saum, Knopflöcher und Perlmutterknöpfe. In der Mitte zum Knöpfen einzurichten.



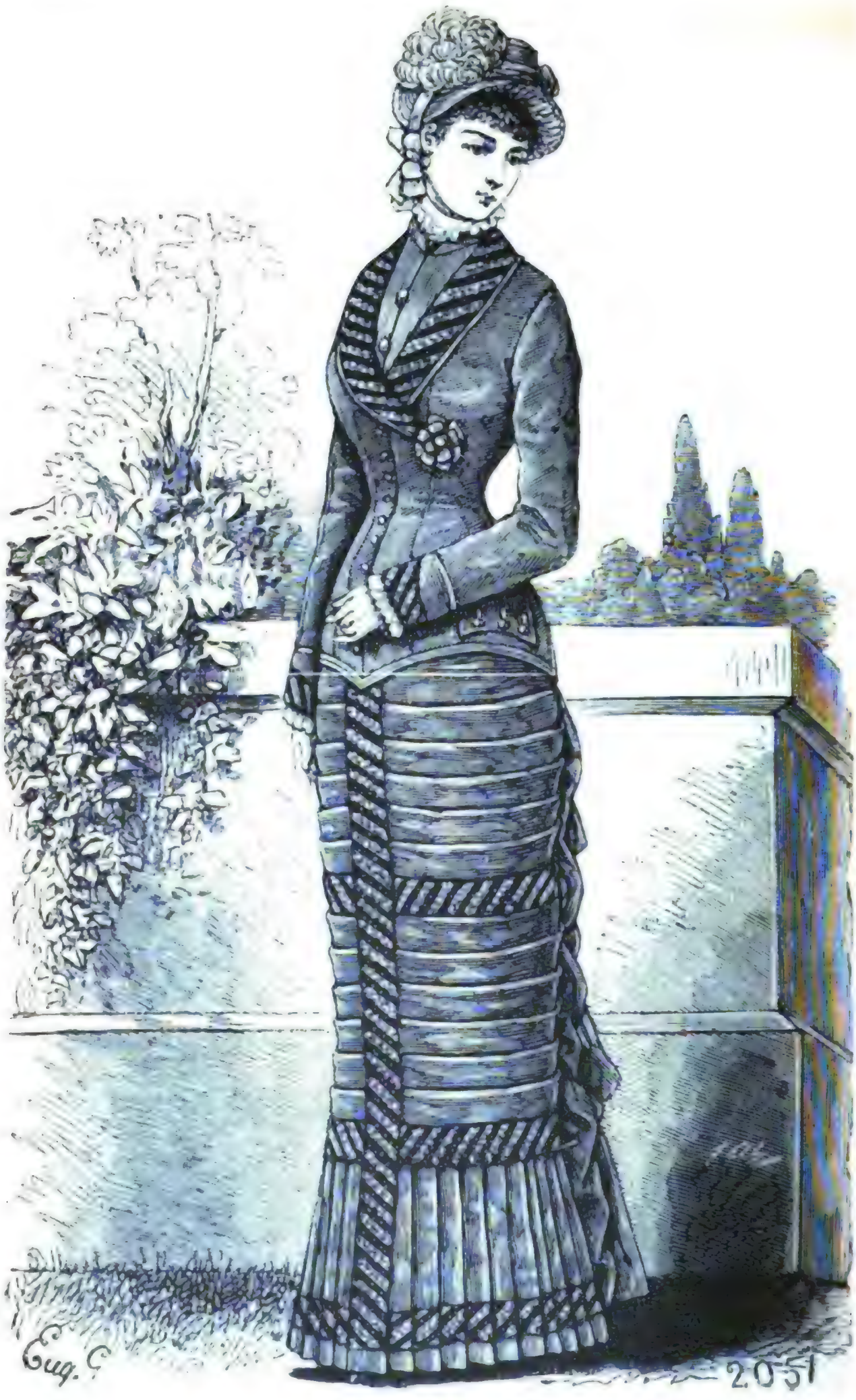
Nr. 17 u. 18. Robe für ein kleines Kind. (Rück- und Vorderansicht.)

Nr. 17 u. 18. Robe für ein kleines Kind. (Rück- und Vorderansicht.)

Dieselbe wird von Nansouk gefertigt; vorn ist sie in breite Puffenfalten arrangirt, welche durch querlaufende Reihungen unterbrochen werden. Das Plastron ist mit gestickten Einsätzen umgeben; der Rock wird durch zwei Volants gebildet. Gürtelschärpe von ponceaurother Surah, unten mit einem gestickten Einsatz umrandet und auf der Rückseite in eine Schleife mit zwei Schluppen geknüpft. Viereckiger Halsausschnitt mit einem gestickten Streifen, einem Einsatz und einer den Kopf bildenden Spitze garnirt.

Nr. 19. Morgen-Anzug

von grau- und schwarzmelirtem Wollenstoff. Der runde Rock ist unten mit einem Plissévolant garnirt; über dem Saum ein Besatz von gestreiftem und gemuschten Foulard; in etwas weniger als halber Rockhöhe ein gleicher Besatz als Kopf des Volants und nochmals derselbe Besatz sowohl quer über die Schürze, als auch der



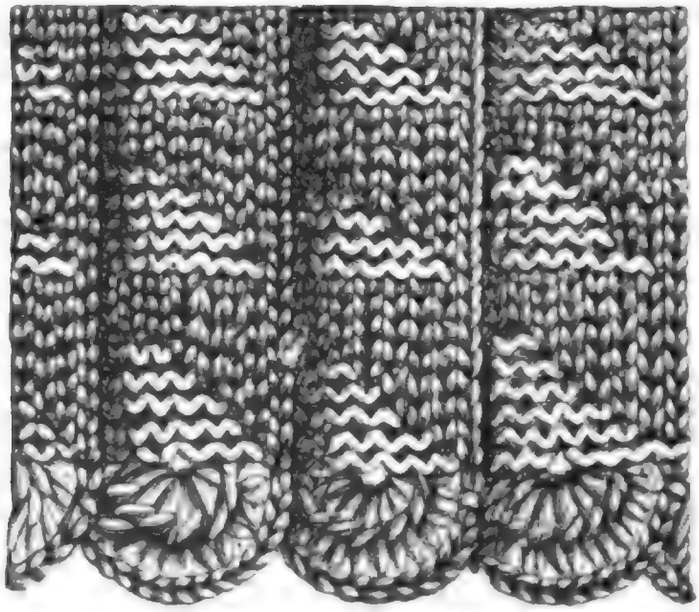
Nr. 19. Morgen-Anzug

Digitized by Google

Nr. 20. Promenaden-Anzug.

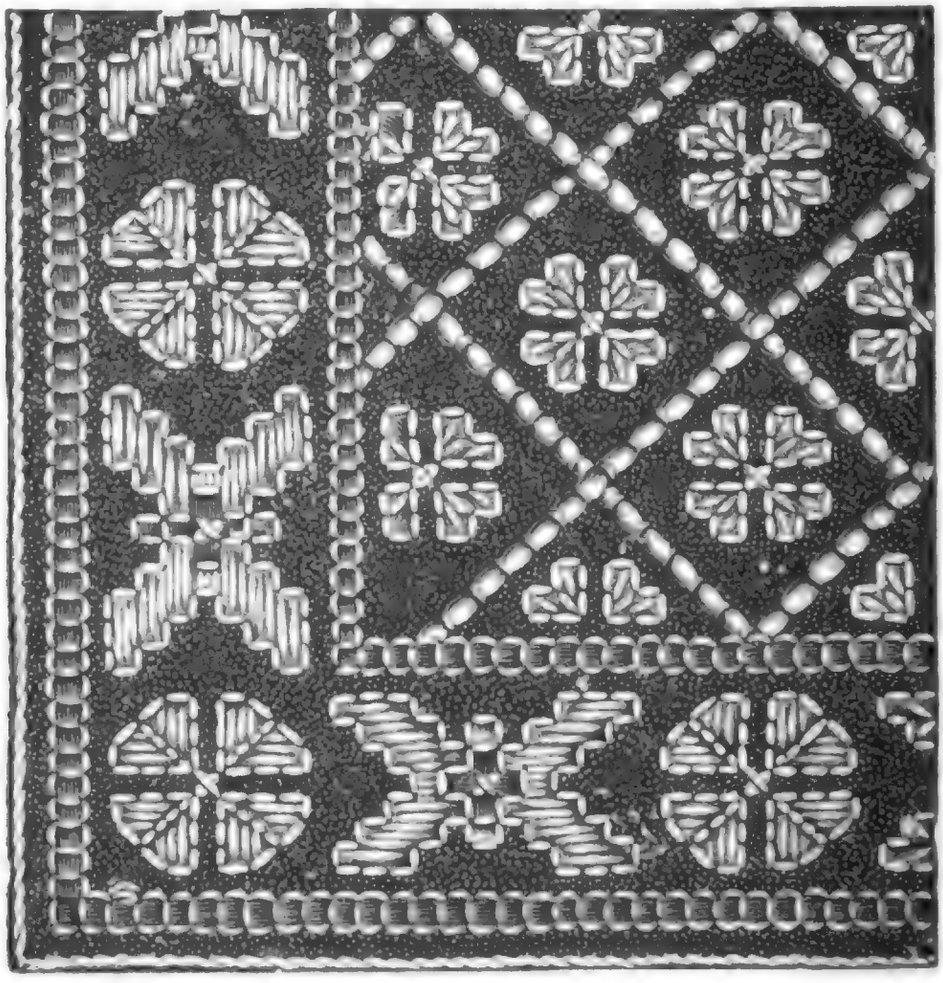
Digitized by Google

ganzen Länge der quer gefältelten Schürze herab bis an den Saum des Volants. Die gerade und eckig geschnittene Schleppe fällt auf den untersten Besatzstreifen und ist auf dem Rock in regelmäßige Falten mit sieben Wellen in der Mitte gerafft. In



Nr. 21. Wollenhäkelei für einen Kinderrock.

Spitzen ausgeschnittene Taille mit Shawlrevers vom gestreiften und gemuschten Foulard. Spitz geschnittene Foulardaufschläge auf einem runden Aufschlag. Die rechte Seite des Shawlrevers ist übergeschlagen und mit einer Bandrosette verziert. Viereckige, unten geschweifte Tasche, auf deren Patte eine dreifache Schnurverzierung



Nr. 22. Stickerei auf Tuch für ein Kissen.

Nr. 20. Promenaden-Anzug.

Am untern Rande des Rockes von gepufftem Atlas ein Plissé, das durch ein kleineres gehalten wird; auf der Schürze drei Reihen Puffen mit gefälteltem Kopf.

Digitized by Google

Die Tunica von Wollenstoff ist nach den Seiten à la revers umgeschlagen und mit je zwei großen Knöpfen besetzt. Die Schleppe ist zuerst in vier gleiche Schluppen gerafft, fällt dann rund herab und ist am Rande mit zwei kleinen Faillepliſſés

Nr. 23. Tasche für allerhand kleine Gegenstände in Form einer Hängematte. (Mit Dessin.)

garnirt; über den Rock reicht sie mindestens 25 Cmt. hinaus. Das Mantelet ist auf dem Rücken stark geschweift und mit einer den Aermel bildenden Naht ver-

Nr. 24. Dessin zur Tasche

sehen. Die Garnirung ringsum besteht aus zwei Reihen Fransen und einer dazu den Kopf bildenden Passementerie-Verzierung. Runder Pelerinenkragen mit dem gleichen doppelten Randbesatz wie das Mantelet.

Digitized by Google

Nr. 21. Wollenhäkelei für einen Kinderrock.

Die Stickerei geschieht in fünfdrähtiger Wolle mit zwei hölzernen Nadeln. Für das vollständige Röckchen werden drei Bahnen verlangt. Je nach der Breite des Rockes wird eine gewisse Anzahl Maschen angelegt, welche durch 9 theilbar sein muß. Zu 3 Cmtr. gehören ungefähr 12 Maschen.

1. Reihe: 8 M. links, 1 glatte M. Wiederholt. Die R. wird mit 2 glatten M. beendet. — 2. Reihe: 2 M. links, 8 gl. M. Wiederholt. Die R. mit 8 gl. M. beendet. — 3. Reihe: 6 M. links, 3 gl. M. Wiederholt. Mit 4 gl. M. beendet. — 4. Reihe: 5 M. links, 4 gl. M. Wiederholt. Mit 5 gl. M. beendet. — 5. Reihe: 4 M. links, 5 gl. M. Wiederholt. Mit 6 gl. M. beendet. — 6. Reihe: 6 M. links, 3 gl. M. Wiederholt. Mit 4 gl. M. beendet. — 7. Reihe: 2 M. links, 7 gl. M. Wiederholt. Mit 8 gl. M. beendet. — 8. Reihe: 8 M. links, 1 gl. M. Wiederholt. Mit 2 gl. M. beendet. — Wieder von der ersten Reihe angefangen. Jedes Dessin mißt 1 Cmtr., es ist demnach leicht zu berechnen, wie viel man für die Länge des Rockes braucht. Nach Beendigung des letzten Dessins wird der Gürtel in folgender Weise gestrickt: es wird 1 Masche gemacht, 2 zusammengestrickt, dann 1 gl. M. Wiederholt. 3 glatte R. gestrickt. Die drei Bahnen des Rockes werden auf der linken Seite mit einem Wollenfaden zusammengenäht. An den untern Rand wird eine Bordüre gehäkelt mit: 1 Dm., 3 M. übersprungen, 3 St., 3 Dst. und noch 3 St., 3 M. überspr. und wiederholt. Durch die im Gürtel gebildeten Oeffnungen wird ein Band gezogen, mittels welchem der Rock unter der Taille geschlossen wird.

Nr. 22. Stickerei auf Tuch für ein Kissen.

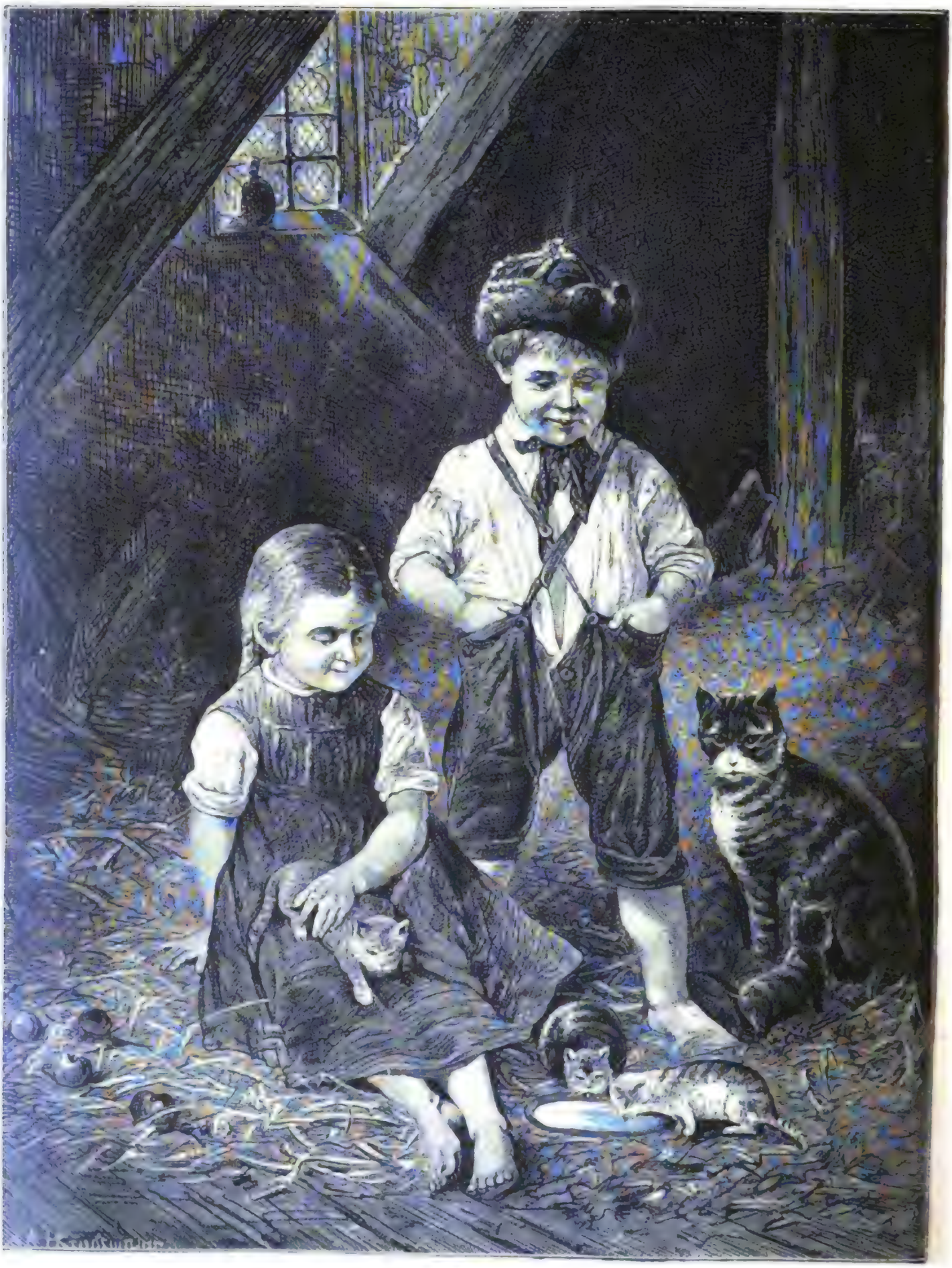
Bei dieser Art Stickerei heftet man auf das Tuch ein entsprechend großes Stück leichten Canevas mit 10 Stichen auf je 3 Cmtr. Die die Contouren des Dessins bildenden geraden Stiche werden in gelber algerischer Seide gemacht und die Zwischenräume mit Wolle in langen Stichen ausgefüllt. Die geraden Linien sind in bretonischer Stickerei; man spannt einige Wollenfaden über den Canevas und befestigt sie mit Querstichen in Seide in einer von der Wolle abstechenden Nüance. Wenn die Stickerei beendet ist, zieht man die Canevasfäden darunter behutsam heraus. Dieses effectvolle Dessin eignet sich für Kissenüberzüge, Tischteppiche und Theebretdecken.

Nr. 23 u. 24. Tasche für allerhand kleine Gegenstände in Form einer Hängematte. (Mit Dessin.)

Das Gestell zu diesem neuen originellen Modell besteht aus Holzstäbchen, welche mit geflochtenem Strohband und einer havanafarbenen und gelben Schnure umwickelt werden; die Hängematte ist ebenfalls aus Stroh geflochten; der Rand derselben wird mit einem kleinen Lambrequin von havanafarbenem Plüsch garnirt, der oben und unten zackig geschnitten wird. Auf dieses kommt eine Stickerei in algerischer Seide. Die beiden Striche sind in gelber Seide im Kettchenstich und zwischen beide kommt eine Reihe Dornstiche in himmelblauer Seide. Die Festons sind in altgoldgelben Lanzettstichen; die Palmblätter in rosa und granatroth umstochen, wechseln mit granatrothen Kleeblättern ab. Als weitere Verzierung werden ringsum kleine Quasten von gekämmter Wolle in abwechselnd havanafarben und blau angebracht; ähnliche Quasten werden mittels havanafarbener und gelber Schnure an den Stäben aufgehängt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google



Katzensonntag.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Ein todtes Herz.

Erzählung von Clarus Scheibner.

I.

Der Schneefall hatte aufgehört, die Luft war scharf und kalt, der Weg hart gefroren. Von den Büschen hingen Eiszapfen nieder, die im blassen Mondlicht wie Diamanten funkelten. Regungslos, stummen Riesen gleich, standen die Bäume unter dem Winterhimmel und streckten die kahlen Aeste über mich aus, der seltsam geheimnißvolle Schauer der Weihnachtszeit lag über der Erde.

Ja, Weihnachtsabend ists und ich wandere einsam durch den Nordorfer Wald. Einsam, mit sterbensmüder Seele, muthlos, hoffnungslos. Mein Herz schreit zum Himmel auf, er bleibt stumm! Den Sternen klagt es sein Leid, sie geben keine Antwort! Erschöpft, verzweifelnd, mehr todt als lebendig, werfe ich mich endlich zu Boden und weine bitterlich.

Während ich so daliege, tönt es melodisch durch die stille, kalte Luft; aus der Ferne über den Wald kommen die Töne gezogen, Glockentöne sind es und ich kenne ihren Klang; die Glocken der Güntershofer Kirche läuten das Weihnachtsfest ein.

Es ist bitter kalt, aber ich fühle das kaum. O, ihr goldnen Sterne, die ihr mit den klaren, ruhigen Augen zu mir niederschaut, habt Ihr je einen Schmerz gesehen, der dem meinigen gleichkommt? Klagend zieht der Wind über mich hin und ich liege hier, zerschlagen, vernichtet durch die zarte, weiße Hand eines Weibes.

Immer deutlicher wird der Glockenklang und immer deutlicher steigen Weihnachtsbilder vor mir auf. Ich sehe, wie das blasse Mondlicht über großen Städten mit hohen Kirchthürmen liegt, über bescheidenen Dörfern und kleinen Dorfkirchen, über großen Wäldern, breiten Strömen, über Bergen und Thälern, über weiten, kahlen Ebenen, über stillen, versteckten Menschenwohnungen und über dem Allen ruht noch glänzender und friedvoller das geheimnißvolle Licht der Weihnachtszeit. Fern und nah erklingen die Glocken, dieselbe frohe Botschaft zu verkünden, die Botschaft vom Frieden auf Erden und mir ist, als ob ich den Herzschlag der Menschheit hörte; ein innerliches Schauen zeigt mir Tausende und aber Tausende glücklicher Heimstätten, wo der Christbaum

Digitized by Google

im Glanz der Lichter strahlt, beglückte Kinder die Eltern umjubeln, der Gatte die Lippen seines Weibes küßt, wo Liebe und Zufriedenheit herrschen und Alt und Jung das Weihnachtsfest froh willkommen heißt. Aber ach, auch mancher leergewordene Platz im Familienkreise, manches frische Grab zeigt sich mir, und manches bleiche, ergebungsvolle Gesicht, das voll Sehnsucht zum Himmel aufschaut, um dort zu suchen, was ihm hier das Liebste war. Und ich sehe die Zärtlichkeit glücklicher Liebespaare, sehe Glauben, Ehre, Treue, Alles, was im Menschenherzen gut und edel ist, im Glanz der Weihnachtskerzen heller strahlen, und die Verzweiflung meines Herzens wird noch tiefer und bitterer als zuvor.

Sie erweckt mich zu dem Bewußtsein, daß während die Weihnachtsglocken läuten und die Weihnachtslichter glänzen, ich hier im Nordorfer Walde am Boden liege und daß es die geliebteste Hand ist, die mich so niedergeworfen hat. Wie hatte ich unter dem Glutstrahl der tropischen Sonne während langer, heißer Tage des Kampfes, in denen mich Tod und Verrath auf Schritt und Tritt umgaben, von diesem Weihnachtsabend geträumt! Von der Schwelle des Todes hatte die Hoffnung auf ihn meine Seele zurückgerufen; hatte sie in Noth und Entbehrung, in Hunger und Kälte, in der Gefangenschaft, unter Mißhandlungen aller Art aufrecht erhalten, nun aber ist mir diese Hoffnung geraubt und im Walde von Nordorf, mit der Stirn am Boden liegend, habe ich keine andere Zuflucht mehr als den Tod.

Und während ich hier in Verzweiflung ringe, ist — in geringer Entfernung nur — das goldlockige Haupt, das sich einst an meine Brust geschmiegt, mit Diamanten geschmückt; die herrliche Gestalt, die ich einst in die Arme geschlossen, prangt in reichen Gewändern, einer Fürstin gleich; das holde Gesicht, das ich so oft mit zärtlichen Küssen bedeckt, lächelt Anderen zu, und ich liege hier, ins Herz getroffen, und die Hand, die den Stahl geführt hat, ist die feine, weiße Hand, die so viel hundert Mal in der meinigen gelegen.

Es ist Tag, als ich erwache, Weihnachtstag; die lange, kalte Nacht habe ich im Schutze der verschneiten Büsche verschlafen und nun ists heller, lichter Tag. Ich fühle, daß ich noch nicht sterben werde, aber ich bin krank, zu Tode erschöpft, jedes Glied thut mir weh. Die Nacht auf dem kalten Erdboden hat mir einen Fieberfrost zugezogen, der mir durch alle Adern rieselt. Mein Herz ist todt, meine Seele von Qual erfüllt, aber sterben kann ich doch nicht. Der Wald von Nordorf hat mich einen Kampf erleiden sehen, der bitterer ist, als der Kampf des Todes, und nun ist das vorüber, und es ist Weihnachtstag, und die schönste Winterlandschaft liegt vor meinen geblendeten Augen. Das blasse Gold der Wintersonne strahlt vom reinen, blauen Himmel nieder; die bereiften Büsche, die schneebedeckte Erde, die Eiszacken, die hin und wieder an den Zweigen hängen, blitzen und schimmern wie Diamanten; die Bäume, die am Abend zuvor so ernst und feierlich aussahen, tragen ein glänzendes Festgewand und scheinen die mächtigen Arme wie zum Dankgebet gen Himmel zu heben.

Durch die klare Morgenluft höre ich wieder die Glocken der Güntershofer Kirche, und sie wecken mich zu vollem Bewußtsein und vollem Schmerz.

Digitized by Google

Soll ich den Wald verlassen, um noch einmal in ihr schönes Antlitz zu schauen? Soll ich noch einmal mit ihr unter einem Dache stehen, dieselbe Luft mit ihr athmen und dann in die weite Welt pilgern und das Ende erwarten? Ja, sehen muß ich sie noch einmal, nichts Anderes vermag das Fieber zu löschen, das meine Adern durchtobt. Ich muß sie sehen, dann mag kommen, was da will!

Mit diesem Entschluß erhebe ich mich von dem Lager, auf dem meine schmerzenden Glieder die Winternacht geruht haben. Die Verzweiflung giebt mir Kraft, ich wandere dem Glockenklange nach und endlich ist Güntershofen erreicht.

Da ist die kleine, alte Kirche mit dem spitzigen Thurm und den Spitzbogenfenstern, der malerische Kirchhof, den im Sommer alte Linden beschatten und die kleine Vorhalle des Gotteshauses von immergrünem Epheu umrankt. Auf den Steinbänken, die rechts und links unter dem Thorbogen stehen, sitzen die Armen der Gemeinde und warten auf die Gaben der Kirchgänger. „Zu ihnen", sage ich zu mir selbst, „will ich mich setzen und warten, bis sie kommt. Erkennen wird mich Niemand; eine tiefe, rothe Narbe, das Andenken an einen heißen Kampf unter der Sonne Indiens, entstellt mein Gesicht, und was ich je an männlicher Kraft und Schönheit besessen, ist dahin, ich bin nur noch der Schatten jenes Maurus Berthold, der mit hoch erhobenem Haupte durchs Leben ging und dem Schicksal Trotz bot. Unter den Armen und Elenden ist jetzt mein Platz, da sitze ich und warte, Gott steh mir bei, wenn sie vorübergeht!"

* * *

An der einen Seite der Vorhalle befindet sich ein kleines, halberblindetes Fenster und darüber steht in halbverwischter, verschnörkelter Schrift:

„Wer den Armen giebt, leihet dem Herrn." Ach, wer war ärmer als ich, der ich dasaß, um noch zum letzten Male meiner verlorenen Liebe ins Angesicht zu schauen? Zu erkennen, das sagte ich mir auch jetzt wieder, war ich nicht; meine Kleider waren abgetragen, durchnäßt, hier und da hingen feuchte Grashalme und Moosbüschel daran; seit Monaten war ich nicht in civilisirten Ländern gewesen, und so war der untere Theil meines Gesichts durch einen wilden Bart verhüllt, während den obern Theil die tiefe, rothe Narbe entstellte. So saß ich unter den Armen, die auf ihr Almosen warteten, und Keiner unter ihnen war so arm als ich.

Wieder läuteten die Glocken, es war dieselbe Melodie, die ich im Nordorfer Walde gehört hatte, und Gruppen von Kirchgängern kamen auf das kleine Gotteshaus zu: glückliche Ehepaare, glückliche, rosige Kinder, Greise und Greisinnen, Alle mit freudig-andächtigen Mienen, war es doch Weihnachtstag. Die Alten lächelten der Sonne zu, die Kinder freuten sich der Vögel, die von den Sträuchern des Friedhofes rothe Beeren abpickten, und dann traten sie mit angehaltenem Athem und andächtigem Gesicht in das Gotteshaus.

Jetzt wurde in der Ferne auf der beschneiten, hartgefrorenen Landstraße Schellengeläut und Pferdegetrappel hörbar — mein Herz stand still, als ob es von eiserner Faust zusammengedrückt würde, aber nur einen

Digitized by

Augenblick, dann rann mir das Blut wie Feuer durch die Adern; ich fühlte, wie mein Antlitz glühte, die Narbe klopfte und schmerzte, mein ganzer Körper zitterte. Sie war es, die daher kam, ich sollte sie noch einmal sehen und betete zu Gott, mir Kraft zu geben, so daß ich den Blick auf sie zu richten vermöchte, und sollte ich, wenn sie vorüber wäre, todt zu Boden sinken.

Näher und näher klang das Schlittengeläut; eine Bewegung ging durch die in der Vorhalle Versammelten. „Wer ists denn?" fragte eine der armen Frauen die Andere, und die Antwort lautete: „Die Herrschaft von Güntersberg, Baron und Baronin Günter."

„Sind sie gut?" fragte dieselbe Frau; „ich bin hier fremd und weiß nichts von ihnen."

„Sie sind reich", lautete die Antwort, „die reichsten Gutsbesitzer weit und breit. Die Baronin ist gut und schön wie ein Engel, aber ihn mag Niemand leiden."

Die kleine Gruppe theilte sich, um ihr Platz zu machen. Da war das süße, traurige Gesicht von goldenen Locken umrahmt, die dunklen Augen voll Liebe und Güte. Mit einem Blick des Erbarmens sah sie im Kreise umher; eine der Frauen trat auf sie zu und bat:

„Eine kleine Gabe, gnädige Frau! Ich bin so arm und es ist Weihnachten."

Ein Lächeln verklärte ihr Angesicht wie mit einem Strahl des Himmels, und indem sie sich niederbeugte, gab sie der Armen ihr Almosen mit freundlich tröstenden Worten. Dabei streifte mich ihr Kleid, ich saß am andern Ende der Bank, und sie nahm es nicht zusammen, sondern blickte — der Himmel segne sie tausend Mal dafür — im Vorübergehen mit sanftem Mitleid auf mich nieder. Ich sah, wie ihr Blick meine elende Kleidung, meinen verwilderten Bart, meine häßliche Narbe streifte; dann begegnete er meinen Augen und blieb für eine halbe Secunde darauf ruhen. Aber kein Zeichen des Erkennens leuchtete in ihren dunklen, glänzenden Augen auf; freundlich, ruhig, mitleidsvoll sah sie mich an und ging vorüber; ich hörte das leise Rauschen ihres seidenen Kleides und athmete den Veilchengeruch, der von jeher ihr Lieblingsparfüm gewesen war. Wie ein Gruß aus dem Paradiese war dieser eine Augenblick für mich, dann verschwand sie in der dämmerigen Kirche und mit ihr waren Licht und Wärme und Lebensfreude verschwunden.

Nun kam ein kleines Mädchen mit goldenem Haar in einem weißen Pelzanzuge. Verwundert betrachtete sie im Vorbeigehen die Narbe auf meinem Gesicht, während ich mich eines tiefen Seufzers nicht zu erwehren vermochte. Im nächsten Augenblick aber war die Schwäche überwunden; bitterer Haß, heißer Rachedurst, wilde Verzweiflung wallten in mir auf. Ein großer, stattlicher Mann mit einem Ausdruck cynischer Sinnlichkeit in den wohlgebildeten Zügen folgte der Kleinen. Dem Himmel sei Dank, daß mir kein scharfer Stahl zur Hand war, sonst hätte ich ihn dem Manne ins Herz gestoßen! Es war der Baron Günter auf Güntersberg.

Der Gottesdienst begann; einige der Armen blieben mit mir in der Vorhalle sitzen; aber auf ihren Gesichtern lag jetzt ein Ausdruck des Trostes, der Hoffnung und sie sagten Einer zum Andern: die gnädige

Digitized by Google

Frau würde ihnen Allen helfen, sie wäre gut; ihr Ohr und ihr Herz ständen den Klagen der Mühseligen und Beladenen jederzeit offen.

„Er dagegen ist ein harter Mann", fügte sie hinzu. „Er ist im Stande, ein kleines Kind oder eine alte Frau niederzureiten und sprengt weiter, ohne sich nur danach umzusehen, ob sie beschädigt sind. Mit rohem Gelächter oder wilden Flüchen beantwortet er die Klagen der Armen; seine Gemalin aber ist immer freundlich und immer traurig-still."

So sprachen die Leute unter sich und jedes ihrer Worte war für mich von hohem Interesse. Sie erzählten auch, der Baron hätte eine leidenschaftliche Liebe für seine schöne Frau; er läge ihr sozusagen immerfort zu Füßen und betete sie an — sie dagegen! Etwas Bestimmtes wisse freilich Niemand zu sagen, aber sie wäre immer still und traurig.

„Ich habe sagen hören, die Gnädige hätte einen schmucken Soldaten lieb gehabt, der weit in die Fremde, ich glaube sogar, übers Meer gegangen ist", schaltete einer der Anwesenden ein; aber die Anderen lachten darüber. Die Baronin von Güntersberg und ein Soldat, mochte er noch so schmuck gewesen sein, wie hätten die zusammenkommen sollen!

Die Orgel erklang in vollen Tönen; Weihnachtslieder wurden gesungen, mir aber wars, als würde die Musik immer lauter, immer gewaltiger, rother Nebel stieg rings um mich auf; ich konnte nicht mehr athmen, wollte nicht aufschreien, raffte mich empor und wankte ins Freie. Eben kam ein Mann zwischen den Gräben daher, mit einem leisen Klagelaut sank ich vor seinen Füßen zu Boden.

* * *

Wie dieser Christtag zu Ende ging, weiß ich nicht. Als ich erwachte, war er längst vorüber und die erste Frühlingsahnung lag über den Fluren. Das Erste, was ich mit bewußtem Blick erkannte, war, daß ich mich in einem fremden Zimmer befand, dann sah ich ein hübsches, freundliches Gesicht neben meinem Lager.

„Geht es Ihnen besser?" sagte eine fröhliche Stimme. „Wie wird sich Martin freuen!"

„Wer ist Martin?" fragte ich.

„Martin Röder ist mein Mann, er ist Obergärtner beim Baron Güntersberg. Sie kennen ihn natürlich nicht, da Sie hier fremd sind", gab die Frau zur Antwort und mit ruhig-freundlicher Stimme fügte sie hinzu: „Sie haben wohl keinen Begriff davon, wie lange Sie hier sind? Am ersten Weihnachtstage wurden Sie krank und jetzt ists Ende Februar; können Sie sich auf irgend etwas aus dieser Zeit besinnen?"

„Nein, auf gar nichts", antwortete ich, „wollen Sie mir erzählen, was geschehen ist?"

„Am ersten Weihnachtstage", sagte sie, „ging Martin zur Kirche, wie er immer thut, denn Martin ist ein guter Mann, einen bessern giebt es nicht! Er hatte sich verspätet und ging so schnell er konnte über den Kirchhof, da sah er Sie aus der Vorhalle treten. Martin sagt, Sie hätten ausgesehen, wie ein Wahnsinniger, hätten sich nicht auf den Füßen halten können, wären ein paar Schritte vorwärts gestolpert und dann

Digitized by

mit dem Ausruf: „Gott im Himmel, erbarme Dich!“ vor seinen Füßen hingeschlagen. Ihre Worte hatten meinen Mann gerührt, er richtete Sie vom Boden auf und brachte Sie mit Hülfe einiger Nachbarn in unser Haus.“

„Das war sehr gütig von ihm“, stieß ich hervor; ich wollte nicht, daß sie die Thränen sähe, die mir heiß über die Wangen rollten. „Aber bitte, sagen Sie mir, wo ich hier bin.“

„Im Gärtnerhause von Güntersberg“, antwortete die Frau. „Martin ist hier seit zwanzig Jahren Obergärtner. Wie wird er sich freuen, daß es Ihnen so viel besser geht! Nicht wahr, Sie sind nicht bekannt in unserer Gegend?“

„Ich habe nirgends in der Welt Freunde oder Verwandte“, gab ich ausweichend zur Antwort.

„Arme Seele!“ rief die gutherzige Frau. „Nun, ich kann Ihnen sagen, daß alle unsere Nachbarn die größte Theilnahme für Sie zeigen. Sogar der Herr Baron, der sich nicht leicht um irgend Jemand kümmert, hat sagen lassen, wir sollten Ihnen Alles geben, was Sie brauchten und der Schrader, der Arzt der Herrschaft, ist auch zu Ihnen gekommen.“

„Ich hoffe, daß die Worte, die sich über meine Lippen drängten, kein Fluch gewesen sind. Die Gärtnersfrau beachtete sie nicht.

„Die Baronin hat auch immer hergeschickt und fragen lassen, wie es Ihnen geht“, fuhr sie fort; „und heute Morgen, sehen Sie nur her, hat sie diesen Korb voll Wein mitgeschickt.“

Die Geliebte meines Herzens hielt mich für einen Fremden und war so gütig gegen mich!

„Warum zittern Sie?“ fragte die Gärtnersfrau. „Sie müssen sich Mühe geben, ruhig zu sein. Hören Sie doch nur, was ich Ihnen erzähle! Die Frau Baronin hat Wein für Sie geschickt und hat mir sagen lassen, ich möchte mir Alles, was ich für Sie brauche, Bouillon, oder Gelée, oder Wein aus der Herrschaftsküche holen.“

„Woher weiß sie denn, daß ich krank bin?“

„Das weiß hier alle Welt. Als Sie an dem Weihnachtsmorgen hinfielen, kam die halbe Gemeinde aus der Kirche gelaufen. Der Herr Baron selbst gab den Befehl, Sie hierher zu bringen. Er sagte, Sie wären ein Fremder und man dürfte Sie nicht hülflos am Wege sterben lassen.“

Die gute Frau sagte mir nicht, aber ich habe das später von Anderen erfahren, daß der Baron, als ich mit dem Gesicht am Boden lag, mich mit der Fußspitze berührte, um sich zu überzeugen, ob ich todt wäre, mich mit den Händen anzufassen, war er zu hochmüthig.

Meine Pflegerin stellte einige Flaschen Wein vor mich hin.

„Da haben Sie, was Ihnen die gnädige Frau geschickt hat“, sagte sie; „versuchen Sie, etwas davon zu trinken. Ich will jetzt Martin sagen lassen, daß es Ihnen so viel besser geht.“

Sie ging und ließ mich allein. Sie hatte mir diesen Wein zur Stärkung geschickt, sie, mein verlorenes Lieb, meines Lebens Leben, wenn sie geahnt hätte, daß ich es war, dem sie diese Freundlichkeit erwiesen!

Digitized by

II.

Bald darauf erschien Martin Röder. Sein gutes, ehrliches Gesicht glänzte vor Freude.

„Meine Lene sagt mir, daß es Ihnen besser geht!“ rief er; „mich hat lange nichts so gefreut, nun werden Sie bald gesund sein.“

Diese Worte, weit entfernt, mich zu trösten, erfüllten mich mit Verzweiflung, ich wollte nicht gesund werden; ich sehnte mich, zu sterben. Die Genesung ging auch nur langsam vorwärts. Lange noch war mein Kopf von seltsamen Einbildungen heimgesucht. Eines Tages, als mir Martin etwas vorlas, unterbrach ich ihn.

„Ich muß sprechen, ich kann es nicht länger ertragen!“ sagte ich. „Bitte, gestehen Sie mir aufrichtig, hören Sie nichts in der Luft?“

„Nein, ich höre nichts!“ gab er zur Antwort.

„Aber ich!“ fiel ich eifrig ein; „ich höre immerfort Glocken läuten und sie wiederholen ohne Aufhören: Marie Louise Blumenau.“

„Wie seltsam!“ rief der Gärtner. „Marie Blumenau ist ja der Name unserer Frau Baronin! Wie kommen Sie nur darauf?“

Denselben Augenblick erkannte ich meine Unvorsichtigkeit und eilte, sie wieder gut zu machen. Vernunft und Willenskraft schienen mir plötzlich zurückgegeben.

„Frau Röder spricht soviel von der gnädigen Frau, wahrscheinlich hat sie mir auch den frühern Namen derselben genannt“, gab ich zur Antwort und er war damit zufrieden.

Ich war jedoch vorsichtig geworden; wochenlang hörte ich immer und immer noch das Glockengeläut „Marie Louise Blumenau“ wiederholen; aber ich sprach nicht mehr davon.

Und dann kam der Tag, an dem ich, Dank der treuen und sorgsamen Pflege, die mir zu Theil geworden war, Bett und Zimmer verlassen konnte. Aber ich war nur noch der Schatten meiner selbst. Als ich mich zum ersten Mal im Spiegel sah, erkannte ich mich nicht, meine eigene Mutter würde wie an einem Fremden an mir vorbeigegangen sein. Mein Gesicht war eingefallen, meine Augen waren trübe, die tiefe, rothe Narbe sah schrecklicher aus, als je. War ich wirklich einmal ein schmucker Soldat, mit straffer Haltung und frischem Gesicht? Nicht eine Spur davon war mir geblieben.

Aber meine Kräfte wuchsen jetzt von Tag zu Tag und ich sagte mir selbst, daß ich wieder in die Welt hinaus müsse, da es mir nicht vergönnt gewesen, zu sterben. Die guten Menschen, die mich aufgenommen hatten, wie oft erinnerten sie mich an die schöne Geschichte vom barmherzigen Samariter, blieben sich immer gleich in ihrer Sorgfalt und Freundlichkeit. Hin und wieder hatte ich von der Gutsherrschaft mit ihnen gesprochen, denn ich sehnte mich danach, wenigstens den Namen der Geliebten zu hören, und Martin erzählte mir von den Gesellschaften und Bällen, die im Herrenhause gegeben wurden, und beschrieb mir, wie die Baronin ausgesehen und welche Blumen sie im Haar getragen hatte.

Eines Abends endlich, als wir in der Dämmerung beisammen saßen, fing Martin an, von mir und meiner Zukunft zu sprechen. Ich sagte ihm, daß ich eben so arm an irdischen Gütern, als an Hoffnung

Digitized by Google

und Liebe; daß ich nur eine einzige Verwandte besäße, der ich aber längst völlig fremd geworden und daß mir der Tod willkommener gewesen wäre, als das Leben.

„Werden Sie nur erst ganz gesund", antwortete er in seiner einfachen Weise. „Wenn Kraft und Muth wiederkommen, werden Sie schon mehr nach dem Leben verlangen, als nach dem Tode. Ich habe auch Arbeit für Sie, wenn Sie wollen. Einer der Untergärtner ist heute abgezogen; wollen Sie die Stelle haben?"

„Aber Martin, ich verstehe ja nichts von der Gärtnerei", erwiederte ich.

„Das will ich Ihnen schon beibringen", fiel Martin eifrig ein, „und glauben Sie mir, nichts macht den Menschen schneller wieder gesund, mag seine Krankheit im Körper oder in der Seele stecken, als ein beständiger Aufenthalt in freier Luft und unter Blumen. Wenn Sie erst anfangen, darauf zu achten, wann diese oder jene Blume aufblüht, diese oder jene Frucht reif wird, diese oder jene Pflanze keimt und wächst, werden Sie die eigenen Sorgen mehr und mehr vergessen. Meiner Ansicht nach, lieber Herr", fügte er mit aufleuchtendem Gesicht hinzu, „muß Jeder, der ein echter Gärtner sein will, zugleich etwas vom Dichter und vom Philosophen in sich haben! Ich will mich gewiß nicht in Ihre Angelegenheiten eindrängen. Sie haben mir gesagt, Sie heißen Eduard Schmidt, ich glaube, daß dies ein angenommener Name ist. Ihrer Kleidung nach gehören Sie dem Arbeiterstande an, aber ich habe wohl gemerkt, daß Sie eine viel höhere Bildung besitzen. Wohlan denn, wenn Sie Unglück gehabt haben, das die Welt nicht wissen soll, und wenn ich Ihnen dadurch Trost und Hülfe geben kann, daß ich Sie mit dem stillen Leben der Pflanze, dem geheimnißvollen Werden der Blumen und Früchte bekannt mache, so lassen Sie michs thun."

Ich nahm seine ehrliche Hand in die meine und hielt sie fest; Worte genügten mir nicht, ihm meine Dankbarkeit auszusprechen. Sein Plan, so einfach er ihm selbst erschien, blendete mich. Da er merkte, daß mir sein Vorschlag gefiel, fügte er hinzu:

„Ich würde Ihnen die Pflege des Blumengartens am Herrenhause übergeben."

„Sie sagen das, als ob damit besondere Vortheile verbunden wären", bemerkte ich."

„Das ist auch der Fall", gab er zur Antwort. „Sie haben dort Gelegenheit, den Baron und die Baronin, sowie alle Gäste in ihren schönen Anzügen zu sehen. Die gnädige Frau unterhält sich zuweilen mit den Gärtnern, die dort arbeiten und beschenkt sie. Außerdem wird es für den Anfang gut sein, wenn Sie die leichteste Arbeit haben, darum gebe ich Ihnen den Blumengarten am Hause und das Gärtchen der gnädigen Frau. Dies Stückchen Erde wird Ihnen gefallen. Die Frau Baronin hat eine Vorliebe für altmodische Blumen, Dichterblumen nannte sie ihre Lieblinge, als sie neulich mit ihrem kleinen Mädchen davon sprach. Ihr Gärtchen ist voll von Nelken, Reseda, Centifolien, wohlriechenden Wicken und Gaisblatt — gewiß, es wird Ihnen gefallen."

„Gefallen!" Wenn dieser gute, einfache Mann die Wahrheit ahnen könnte!

Digitized by Google

„Ist sie zuweilen dort?“ fragte ich, kaum fähig, die Worte über meine Lippen zu bringen.

„Sehr oft sogar. Frühmorgens schon finde ich sie unter ihren Blumen, und mehr als einmal, wenn ich Abends hinkam, um noch etwas nachzusehen, habe ich sie dort in Thränen angetroffen.“

„In Thränen!“ rief ich, „warum weint sie denn?“

„Wie kann ich das wissen?“ antwortete Martin. „Aber da ich sehe, daß die gnädige Frau für dies Plätzchen eine Vorliebe hat, es gewissermaßen wie eine Art Zufluchtsstätte ansieht, liegt mir daran, die Sorge dafür in die Hände eines Mannes zu legen, der mehr ist, als ein gewöhnlicher Gärtner. Sie Ihnen anzuvertrauen, würde mir eine Freude sein.“

Wie mich diese Worte erregten! Der Garten der Baronin, der für sie eine Zufluchtsstätte war, wo sie schon früh Morgens zu verweilen und die sie Abends im sanften Licht des Mondes wieder aufzusuchen pflegte, dies Heiligthum sollte mir anvertraut werden, so daß ich berechtigt war, nach Belieben darin aus und ein zu gehen, ihr dort zu begegnen, ihre Stimme zu hören, sie zu beobachten, wenn sie mit ihrer Kleinen umherwandelte und sprach:

„Wollen Sie meine Antwort augenblicklich haben?“ fragte ich Martin.

„Nein, nehmen Sie sich Zeit, die Sache zu bedenken“, antwortete er. „Ich weiß, daß jeder Schritt im Leben überlegt sein will. Nur Eins möchte ich Ihnen noch sagen: Der Herr Baron hat sich vor ein paar Tagen nach Ihnen erkundigt und mich gefragt, ob ich Ihnen vielleicht Arbeit geben könnte. Sie thäten ihm leid, sagte er, denn Sie scheinen ein kräftiger Mann gewesen zu sein, der gewiß bessere Tage gesehen hätte. Wenn Sie hier, unter meiner Aufsicht, Arbeit annehmen wollten, fügte er hinzu, sollten Sie einen guten Lohn bekommen. Der Herr ist wirklich nicht so schlimm, wie Viele glauben.“

„Ich will die Sache bedenken“, sagte ich. Hätte der Herr des Hauses vor mir gestanden, so würde ich am liebsten mit Fäusten auf ihn losgegangen sein, aber die Worte: „Der Garten der gnädigen Frau“ waren eine schwere Versuchung für mich.

Martin Röder stand auf und erfaßte meine hagere, schwache Hand.

„Wie Sie sich auch entscheiden mögen“, sagte er, „ich bin und bleibe Ihr Freund, das vergessen Sie nicht. Es geschieht nicht leicht, daß ich mich an Fremde anschließe, aber für Sie habe ich gleich eine Vorliebe gefaßt. Die rothe Narbe in Ihrem Gesicht gefällt mir; sie hat mir gesagt, was Ihr Mund verschweigt, daß Sie Soldat gewesen sind und dem Feinde die Stirn geboten haben. Also bedenken Sie meinen Vorschlag und lassen Sie mich die Entscheidung wissen.

Martin ging und ließ mich im sanften Dämmerlicht des Frühlingsabends zurück. Der süße Duft der Veilchen füllte die Luft. Ueber drei Monate waren vergangen, seitdem ich unter den Sternen der Christnacht lebensmüde, halb wahnsinnig vor Schmerz zusammengebrochen. Jetzt lag ein neuer Lebensweg vor mir; aber ehe ich mich entschließen konnte, ob ich ihn verfolgen dürfe oder mich davon abwenden müsse, wollte ich eine Vergangenheit, wie sie in der Erinnerung vor mir aufstieg, überschauen. Wenn mein Leben vielleicht nur eine häufig wiederkehrende

Digitized by Google

Tragödie ist, für Jeden, der sie durchzukämpfen hat, ist sie schwer, furchtbar schwer — ich möchte sie die Geschichte eines „begrabenen Unrechts" nennen, das war sie im vollen Sinne des Wortes.

Ich beginne mit der Stunde, als die Glocken zur Hochzeitsfeier meiner Eltern läuteten und mein Vater, Maurus Berthold Wahlen, ein Mann, der sich der allgemeinen Achtung erfreute, sein junges, schönes Weib in Eckhardtshausen, seinem schönen Landsitz, einführte. Die Glocken läuteten, die Gutsangehörigen schrien „Vivat", die Luft ertönte von Jubelfanfaren und meine Mutter glaubte, daß die glänzendste Zukunft vor ihr liege.

Mein Vater — ich kann noch heute nicht ohne die tiefste Bewegung von ihm sprechen — war der edelste, großsinnigste, genialste Mann, den ich je gekannt habe; im höchsten Grade gastfrei, ein gütiges Herz, eine reine Seele. Er hatte ein angenehmes, offenes Gesicht, eine große stattliche Gestalt; seine Stimme war tief und wohllautend, sein Lächeln wie Sonnenschein. Alle Männer hatten Zutrauen zu ihm und ich glaube, daß ihn alle Frauen liebten. Die Kinder liefen ihm nach, die Thiere hatten ihn gern und fanden in ihm einen Freund und Beschützer. Er brachte Licht und Wärme mit, wo er sich zeigte, der Ton seiner Stimme ermuthigte die Leidenden und Hoffnungslosen. Sterbende fühlten sich getröstet, wenn sie Weib und Kind der Obhut meines Vaters empfohlen hatten; Wittwen und Waisen sahen in ihm ihre Stütze. Nie kam ein hartes Wort über seine Lippen; seine Verweise gab er so freundlich als möglich und doch wurden sie nie wieder vergessen. Aber es fehlt mir an Worten, seinen Werth zu schildern. Er war Bankier und die Firma Wahlen und Sohn war die geachtetste im Lande. Die früheren Theilhaber der Bank waren ausgeschieden, mein Vater war jetzt der einzige Inhaber und ich war der Sohn, der ihm folgen sollte. Eckardtshausen, ehemals ein Gut der gräflich Brakeschen Familie, war schon von meinem Urgroßvater angekauft und wurde, da es nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, Sommer und Winter von uns bewohnt; das alte Familienhaus in der Stadt diente nur noch zu Geschäftszwecken.

III.

Eckardtshausen war eine herrliche Besitzung und meine Eltern lebten dort im größten Stil, von jedem Luxus umgeben. Meine Mutter, die „schöne Wahlen", gehörte zu den tonangebenden Damen der Provinz; sie besaß die schönsten Diamanten, die edelsten Pferde, gab Bälle und glänzende Gesellschaften. Wo sie erschien, nahm sie den ersten Platz ein und wurde wegen ihrer stolzen Schönheit allgemein bewundert. Ich war ihr einziges Kind.

Die Leute sagten — mit welchem Lächeln wiederhole ich das, während ich meines abgezehrten, von der Narbe zerrissenen Gesichts gedenke — sie sagten, ich hätte die dunkle Schönheit der Mutter und des Vaters Wesen geerbt. Ich weiß nur noch, daß ich sehr verzogen wurde; daß mich die Mutter, als ich klein war, in Sammt und kostbare Spitzen zu kleiden und mich mit Stolz ihren Gästen zu zeigen pflegte. Später waren es meine Schulhefte und Zeichnungen, die sie bewundern ließ.

Digitized by Google

Ich besuchte das Gymnasium meiner Vaterstadt, dann ging ich auf die Universität. Ueberall wurde ich mit Auszeichnung aufgenommen, verhätschelt, gefeiert. „Der junge Wahlen, der Sohn des großen Bankiers", flüsterten sich die Leute zu, und ich war stolz auf meinen Namen. Des Vaters Meinung, daß ein Von denselben nur verunziert hätte, war auch meine Ansicht. Wiederholt hatte man meinem Vater Rang und Titel eines Freiherrn angeboten, aber er hatte dankend abgelehnt.

„Wahlen auf Eckardtshausen genügt mir", sagte er mit seinem feinen Lächeln. „Ist meinem Sohne an der siebenperligen Krone gelegen, so mag er sie erwerben, wenn er mündig wird."

Mit achtzehn Jahren hatte ich die Universität bezogen. Gegenwart und Zukunft lagen für mich im Sonnenschein des Glücks. Eines Tages fand ich in den Reiseskizzen eines namhaften Schriftstellers die Beschreibung eines Balles bei der „schönen Frau Wahlen", wo Alles vereinigt gewesen, was in unserer Provinz auf Rang, Geist und Schönheit Anspruch machen kann. Meine Commilitonen neckten mich lange damit. „Du bist ein Glückskind, Wahlen", sagten sie; „wer doch auch einen Bankier in der Familie haben könnte!"

Eines Morgens aber, ganz plötzlich, ohne vorhergehende Warnung, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, kam unheilvolle Botschaft. Ich erinnere mich, daß es an einem heitern Junimorgen war. Ich saß beim Frühstück; auf dem Tische stand ein duftiger Rosenstrauß, als mir ein Telegramm meines Vaters gebracht wurde. Es enthielt nur die acht Worte — bis zu dieser Stunde sehe ich sie jedesmal wieder vor Augen, wenn ich Rosenduft rieche — „komm gleich nach Haus, zögere nicht — schweres Unglück."

Meiner Meinung nach konnten diese letzten Worte nur ein gefährliches Erkranken meiner Mutter zu bedeuten haben. Unverzüglich reiste ich ab. Es war spät, als ich die Vaterstadt erreichte, ein milder, duftiger, träumerischer Juniabend. Ob ich wohl jemals wieder die Schönheit eines solchen Abends empfinden lerne?

Die Dunkelheit war hereingebrochen, als ich durch die Straßen fuhr, in denen ungewöhnliche Bewegung herrschte. Gruppen von Menschen, die sich in großer Aufregung befanden, standen zusammen. Ich hörte, wie die Leute durcheinander schrieen und klagten; einmal war mir sogar, als hätte ich, von Verwünschungen begleitet, den Namen meines Vaters gehört: „Berthold Wahlen" — welche Thorheit! Rasch fuhr ich weiter, bald lag die Stadt im Dunkeln hinter mir, endlich war Eckardtshausen erreicht, ich betrat die Eingangshalle. Aber kein Vater kam mir entgegen, kein Kuß der Mutter hieß mich willkommen.

„Was ist geschehen?" fragte ich den alten Diener, der mich in Empfang nahm. Er schüttelte den Kopf.

„Mehr als ich begreife und erklären kann, Herr Berthold", sagte der Alte. „Der Herr erwartet Sie in seinem Zimmer."

Im nächsten Augenblick lag ich in den Armen meines Vaters und sah, daß er bittere Thränen weinte.

„Lieber Vater", bat ich, „sage mir, was ist geschehen?"

„Wirst Du stark genug sein, es zu ertragen?" rief er.

„Gewiß!" gab ich zuversichtlich zur Antwort.

„Ich habe Bankerott gemacht", sagte er. „Nicht genug, daß ich

Digitized by

Alles, Alles, bis zu den Juwelen Deiner Mutter verloren habe, auch alle mir anvertrauten Gelder hat der Abgrund verschlungen. Tausende sind zu Grunde gerichtet und werden mir fluchen."

Ein Stöhnen entrang sich seinen Lippen. Was ich fand, war schlimmer, als was ich erwartet hatte; auf Kummer war ich gefaßt gewesen, nicht auf Schande.

„Alles ist verloren!" wiederholte mein Vater.

„Nur die Ehre nicht!" rief ich aus.

„In den Augen der meisten Menschen ist auch sie dahin", sagte mein Vater.

„Wie ist es gekommen?" fragte ich.

„Ich weiß es nicht zu erklären. Vor wenigen Monaten noch war das Haus nicht nur zahlungsfähig, sondern in jeder Beziehung in günstigster Lage. Dann sind Verkehrsstockungen eingetreten, eine finanzielle Krisis. Einige der besten Häuser, mit denen wir in Verbindung stehen, sind gefallen. Das letzte, eine der angesehensten Pariser Firmen, ist vergangene Woche zusammengebrochen und heute sind wir an der Reihe."

„Ist es schlimm, lieber Vater?" fragte ich wieder; ich verstand nicht das Mindeste von kaufmännischen Geschäften.

„Es ist so schlimm, wie es nur irgend sein kann", gab er aufstöhnend zur Antwort. „Nie habe ich eine solche Katastrophe für möglich gehalten, habe nie daran gedacht, mir einen Nothpfennig zu sichern. Die Folge ist, daß ich Alles hingeben muß, Alles bis zu dem Diamantringe Deiner Mutter."

Ich war nicht im Stande, ihm Trost zuzusprechen, wußte ich doch nicht, was ich sagen sollte, aber ich that, was ich konnte, ihm meine Liebe und Verehrung zu beweisen. Die Zerstörung, die in unserm Hause herrschte, ist nicht zu beschreiben, und ich wünsche auch nicht, meine Gedanken dabei verweilen zu lassen. Meiner stolzen, schönen Mutter war das Herz gebrochen und das Schlimmste war, daß sie Alles, was uns betraf, meinem Vater schuld gab. Sie konnte ihm nicht vergeben, alle seine Güte und Zärtlichkeit, die langen Jahre des Glückes und Glanzes, seine unwandelbare Liebe und Treue waren vergessen. Statt ihn zu trösten und aufzurichten, jammerte sie nur um Das, was sie verloren hatte. In den Tagen des Glückes war sie ihm eine liebende Gattin gewesen, deren Schönheit ihn stolz und glücklich machte, im Unglück wurde sie ein Dorn in seinem Fleische. Sie that nicht das Geringste, ihm sein schweres Loos zu erleichtern, er aber hat ihr das nie zum Vorwurf gemacht.

Zur Ehre meines Vaters will ich hier ausdrücklich bemerken, daß er Alles bis auf den letzten Groschen hingab, und daß er, meine Mutter und ich selbst unsere besseren Kleider und alle unsere Schmucksachen in Eckardtshausen zurückließen. Es war kein Wunder, daß er sein theures Haupt tief zur Erde neigte, als wir zum letzten Male die breite Steintreppe hinuntergingen.

Wir mietheten uns in der Nähe der Stadt in einem ärmlichen Gärtnerhause ein. Da verzehrte sich meine Mutter in Gram und Kummer und das Herz meines Vaters empfing täglich neue, tödtliche Wunden.

Digitized by Google

Wie geringschätzig sie jetzt von ihm sprachen, dieselben Blätter, die ihn früher so hoch gepriesen hatten! Die härtesten Anklagen erhoben sie gegen ihn, Anklagen, die wie verzehrendes Feuer in seine Seele fielen. Eines Morgens — es war ein heller, schöner Sommermorgen — waren wir Beide ins Freie gegangen und hatten eben die Felder erreicht, als wir vom nächsten Dorfe die Sterbeglocke herüber schallen hörten. In der zerstreuten Weise, die ihm jetzt eigen war, fragte er, wer dort gestorben sein möchte und als wir einem Bauer begegneten, der vom Dorfe herkam, fragten wir ihn danach.

„Der alte Helwig ists", gab der Bauer zur Antwort. „Die Sorgen haben ihm das Herz abgedrückt."

Mein Vater fuhr zurück, als ob ihn ein Schlag ins Gesicht getroffen hätte.

„Was für Sorgen?" fragte ich ahnungslos.

„Um sein täglich Brot", antwortete der Landmann. „Er hatte seine letzten Groschen bei dem Bankier in der Stadt verloren und war zu alt, um zu arbeiten."

Mein Vater wendete sich seufzend ab.

„Wenn doch alles Unheil auf mein Haupt fallen könnte!" murmelte er.

Etwas weiterhin begegneten wir dem Geistlichen des Dorfes.

Mein Vater schien entschlossen, den Kelch bis auf die Neige zu leeren. Mit gesenktem Kopfe, in tiefer Herzenszerknirschung stand er da, während der Geistliche auf seine Frage von dem Elend berichtete, das durch den Bankerott unseres Hauses über die kleine Dorfgemeinde gekommen war. Da waren Waisen der Mittel zu ihrer Ausbildung beraubt; gebildete Frauen aus behaglichem Wohlstand plötzlich in bittere Armuth versetzt; alte Leute, die den Kampf des Lebens von Neuem beginnen mußten; Greisinnen, die sich genöthigt sahen, im Armenhause eine letzte Zuflucht zu suchen. Aufmerksam hörte mein Vater zu.

„Und das Alles ist mein Werk!" sagte er, als der traurige Bericht zu Ende war. „Merkwürdig, daß der Zorn des Himmels mich nicht zerschmettert hat!"

„Es ist nicht Deine Schuld!" rief ich in leidenschaftlichem Schmerz. „Bist Du verantwortlich für große Handelskrisen, für den Bankerott Deiner Geschäftsfreunde?"

„Das nicht, mein Sohn, aber ich hätte vorsichtiger, umsichtiger sein müssen. Ich durfte nicht vergessen, daß ich das Schicksal von Wittwen und Waisen in den Händen hielt, ich hätte vorsichtiger sein müssen."

„Mit aller Vorsicht hättest Du nichts abwenden können!" rief ich in schmerzlicher Erregung. „Es war nicht Deine Schuld."

Er nahm den Hut vom Kopfe und stand barhaupt unter der Junisonne.

„Möchte der Himmel so mild über mich urtheilen, wie Du, mein Sohn!" sagte er tief gebeugt.

Digitized by

IV.

Das Ende kam, wie wir es gefürchtet hatten. Ich will so schnell als möglich darüber hingehen. In einer schwülen Sommernacht, als ich vergebens einzuschlafen versuchte, hörte ich Schritte im Gange draußen und den Klagelaut einer menschlichen Stimme. Ich sprang auf und eilte hinaus; in dem langen, vom Mondlicht erhellten Corridor ging mein Vater auf und nieder, rang die Hände und betete mit lauter Stimme:

„Alles Unheil auf mein Haupt, gütiger Himmel, nicht auf das der Andern! Erbarme Dich der Frauen und Kinder, der hilflosen Alten und Kranken; mich laß mein Unrecht büßen, ich bin in der vollen Kraft des Lebens, sie aber sind schwach!“ Mit diesen Worten blieb er stehen.

Ich trat zu ihm und suchte ihn zur Besinnung zurückzurufen. Nach einer Weile erkannte er mich.

„Berthold“, flüsterte er zusammenschaudernd, „meine Hände sind roth und feucht von dem Herzblut aller dieser armen, zu Grunde gerichteten Menschen.“

Vier Tage später kam der letzte entsetzliche Schlag. Es war beim Anbruch eines schönen Morgens. Die Vögel sangen ihr Frühlied, die ersten Sonnenstrahlen lagen auf Wald und Flur. Plötzlich klang ein Schuß durch unser kleines Haus, ein Aufschrei, den ich nie vergessen werde, folgte.

Ich war zuerst an seiner Seite. In seinem Schlafzimmer lag er, durch den Kopf geschossen, am Fußboden. Auf dem Tische ein Zettel mit meinem Namen und darunter stand geschrieben:

„Ich kann nicht anders, lieber Sohn! Meine Hände sind feucht vom Herzblut all der Frauen und Kinder. Vergebens habe ich Frieden gesucht, ich kann ihn nicht finden. So suche denn Deinen unglücklichen Vater zu vergessen und ein neues Leben zu beginnen.“

Ich kann nicht weiter von diesen Schreckenstagen erzählen. Die Erinnerung an den Tod, den mein heißgeliebter Vater gestorben ist, macht mich noch heute krank vor Schmerz und Entsetzen. Meine Mutter besaß ein kleines, eigenes Vermögen, das ihr ein paar hundert Thaler Zinsen gewährte; damit zog sie in die Hauptstadt. Den Namen Wahlen legten wir ab, sie bat mich darum, und ich konnte ihr das nicht verweigern.

„Ich werde mich in Zukunft Berthold nennen“, sagte sie, und ich versprach das ebenfalls zu thun, bis es mir möglich wurde, den alten Namen wieder zu Ehren zu bringen, dann wollte ich ihn gleich wieder annehmen.

„Nein, mit dem gebrandmarkten Namen eines Selbstmörders darfst Du nicht durchs Leben gehen“, sagte meine stolze Mutter. „Laß mich den Namen Wahlen nie mehr hören.“

In tiefer Verstimmung schieden wir von einander. Ein Verwandter meiner Mutter hatte sich erboten, mir, wenn ich Theolog werden wollte, die Mittel zum Studiren zu gewähren und mir später eine Patronatspfarre zu verleihen, über die er verfügte. Meine Mutter war hoch erfreut darüber, aber ich fühlte nicht den mindesten Beruf zum Geistlichen, wollte kein Heuchler werden und schlug das Anerbieten aus.

Digitized by Google

Vergebens suchte mich die Mutter umzustimmen, selbst ihrem Zorne hielt ich Stand.

„Zwingen kann ich Dich nicht", sagte sie endlich, „aber Du wirst Deine Unvernunft und Halsstarrigkeit bereuen, Du weißt noch nicht, was es heißt, sich den Weg durchs Leben ohne Hülfe bahnen zu müssen. Gutes kann ich bei Deinem Starrsinn nicht für Dich erwarten und das Letzte, was ich von Dir verlange, ist, daß Du mir zweierlei gelobst: Erstens, daß Du Niemand das Geheimniß Deines Lebens offenbarst, Dich Niemand als den Sohn eines Selbstmörders zu erkennen geben willst, und zweitens, daß Du nie ohne meine Erlaubniß den Namen Wahlen wieder annimmst."

Ich gelobte, was sie verlangte, ohne Ahnung, von welchem Einfluß dies Versprechen auf mein künftiges Leben sein würde.

Unter den Verwandten meiner Mutter befand sich ein Baron Günter von Güntersberg; als ich die Universität bezog, hielt auch er sich vorübergehend dort auf und wir mochten fünf bis sechs Mal zusammengekommen sein. An diesen Vetter wendete sich meine Mutter mit zuerst, als sie sich für ihr neues Leben nach Rath und Hilfe umsah und erhielt sofort eine höflich-hochmüthige Antwort. Für sie etwas zu thun lehnte der Baron entschieden ab, fügte jedoch hinzu, daß er ihrem Sohne, falls derselbe sich entschließen könnte, zu arbeiten, eine Beschäftigung geben wolle.

„Sag ihm, daß ich mich nicht nur zur Arbeit entschließe, sondern sehnsüchtig danach verlange", rief ich aus; meine Mutter sah mich von oben herunter an.

„Darf ich fragen, was Du unter Arbeit verstehst?" sagte sie; „Du bist als das Kind reicher Eltern erzogen, hast kein Brodstudium getrieben, verstehst nichts von kaufmännischen Dingen, was also willst Du thun?"

Das Gefühl meiner Manneskraft bäumte sich in mir auf.

„Was ich thun will?" rief ich aus. „An der Landstraße Steine klopfen, wenn es sein muß, nur arbeiten, Mutter, was es sein mag, ist mir einerlei."

„Dann kannst Du Dir ja Genüge thun", antwortete sie mit eisiger Kälte. „Mein Vetter, Baron Güntersberg, hat große Steinbrüche auf seinen Gütern angelegt und die Stelle, die er Dir anbietet, ist die eines Aufsehers. Eine schwere Aufgabe ist das gerade nicht. Du hast nur danach zu sehen, daß die Arbeiter fleißig sind und sich anständig betragen. Aber, lieber Berthold, Du mein einziger Sohn, noch einmal will ich Dich inständig bitten, diese Thorheit aufzugeben und zu Deinen Universitätsstudien zurückzukehren. Suche Du wieder zu erringen, was Dein Vater verloren hat, gieb meinem Leben wieder ein Ziel, eine Hoffnung, eine Freude."

Das war mir unmöglich! Wie eine Entheiligung erschien es mir, nur um des täglichen Brotes willen Geistlicher zu werden. In vollem Zorn nahm die Mutter von mir Abschied; dann ging sie nach der Hauptstadt, dort im Verborgenen zu leben und ich begab mich nach Nordorf, wo sich die Steinbrüche unseres Vetters befanden.

Von meinem bisherigen Leben sowohl, wie vom Grabe des Vaters nahm ich Abschied. Ich wollte nicht mehr als Berthold Wahlen, der

Digitized by

Sohn des Bankiers gekannt sein; ein neues Dasein auf neuer Grundlage mußte begonnen werden und ich war dazu bereit. Maurus Berthold wollte ich mich nennen; mein geliebter Vater war todt; meine Mutter hatte sich halb und halb von mir losgesagt; mein ganzes Vermögen bestand aus den paar Thalern, die ich in der Tasche hatte; aber ich war jung und kräftig, mit der Arbeit meiner Hände wollte ich mir den Platz im Leben erringen.

Baron Güntersberg traf in Nordorf mit mir zusammen und schien befriedigt als er sah, daß ich mich zu einem ernsten, kräftigen jungen Manne entwickelt hatte.

„Ich fürchtete schon", sagte er mit einem Lächeln, „Sie möchten das Muttersöhnchen von ehemals geblieben sein. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätten Sie mir wenig nützen können."

„Ich hoffe mich überall nützlich zu machen, wo man mich hinstellt", gab ich zur Antwort. Er sah mich mit einer Mischung von Neugier und Erstaunen an.

„Dieser Bankerott muß ein harter Schlag für Sie gewesen sein", fragte er; ich verbeugte mich stumm. „Bisher", fuhr er fort, „haben Sie doch das Leben eines gebildeten Mannes geführt."

Mein Antlitz glühte und ich ballte meine Fäuste.

„Gewiß!" fiel ich ein; „und ich hoffe auch ferner so zu leben, welcher Art die Arbeit auch sein mag, die ich verrichte."

„Ja, ganz recht, das ist auch meine Meinung. Wer uns gesagt hätte, als Ihr Vater uns auf der Universität zusammenführte, daß es eines Tages so mit Ihnen stehen würde! Eins aber möchte ich noch bemerken: so weitläufig auch meine Verwandtschaft mit Ihrer Familie ist, ich wünsche nicht, daß sie hier in der Gegend bekannt wird."

„Besorgen Sie nichts!" gab ich stolz zur Antwort.

„Dagegen will auch ich Ihnen versprechen, Ihr Geheimniß streng zu bewahren", fuhr Baron Günterberg fort. „Niemand soll je von mir hören, wer Sie sind; aber auch Sie, das mache ich Ihnen zur Pflicht, dürfen sich nicht verrathen. Ich will mich nicht zum Richter über Ihren Vater aufwerfen, aber daß er den Namen Wahlen entehrt hat, können wir uns nicht verhehlen. Wenn Sie es mit sich selber gut meinen, vergessen Sie, daß Sie diesen Namen je geführt haben, auch ich will es vergessen."

Ein Peitschenschlag hätte mich nicht so verletzen können, wie diese Worte; aber ich ertrug den Hieb. Ach Vater, Vater, wie viel Schweres hätte ich nicht um Deinetwillen hingenommen!

Baron Güntersberg war kein gütiger, aber ein praktischer Mann. Obwohl ich mit dem Technischen der Steinbruchsarbeit wenig zu thun hatte, war mein Tagewerk ziemlich anstrengend. Jeden Morgen um fünf Uhr mußte ich am Platze sein, die Arbeitsstunden der Leute überwachen, die Fehlenden notiren und im Allgemeinen ihr Benehmen überwachen. Abends hatte ich die Arbeitsbücher der Leute auszufüllen und Rapport zu erstatten, dann konnte ich nach Hause gehen.

„Von sechs Uhr Abends an sind Sie also frei", sagte der Baron. „Wenn Sie gescheidt sind, werden Sie die Abendstunden zu Ihrem Studium benutzen, aber wollen Sie sich lieber wie ein Thor in sogenannte Zerstreuungen stürzen, so habe ich für meine Person nichts dage-

Digitized by Google

gen einzuwenden. Der Lohn für Ihre Dienste beträgt jährlich 400 Thaler und wohnen können Sie bei der Wittwe Barth hier im Dorfe. Ich fordre Sie nicht auf, mich in Güntersberg zu besuchen", fügte er hinzu; „aufrichtig gesagt, liegt mir nichts daran, Sie dort zu sehen. Es hat nicht den mindesten Nutzen für Sie oder mich und würde nur zu Gerede Anlaß geben."

Ich bohrte meinen Absatz in die Erde und schwur mir zu, mich dem Hause dieses Mannes so fern als möglich zu halten. Ich ahnte nicht, wie bald ich in Versuchung kommen sollte, den Eid zu brechen.

„Ich glaube, daß wir alles Nöthige besprochen haben", schloß mein Vetter. „Nein, noch eins: ich bin den Wünschen Ihrer Mutter entgegengekommen und habe damit ihre verwandtschaftlichen Ansprüche gewissermassen anerkannt. Sie dürfen dergleichen aber nicht geltend machen. Wenn wir uns irgendwo begegnen, erwarte ich, daß Sie mich grüßen wie meine übrigen Employés zu thun pflegen, und Ihres Weges gehen. Von Händeschütteln und dergleichen kann zwischen uns keine Rede sein. Bitte, das merken Sie sich.

Mit diesen Worten ging er fort, ich aber war ein junger Hitzkopf von zwanzig Jahren. Verzweiflungsvoll warf ich mich zu Boden, drückte mein Gesicht in das hohe schwankende Gras und weinte, als ob mir das Herz brechen wollte.

V.

Nach Ablauf einiger Wochen hatte ich mich in die Einförmigkeit meiner Tage vollständig eingelebt und das frühe Aufstehen, sowie die Wanderung nach dem Steinbruche war mir bereits zur Gewohnheit geworden. Ein malerisches Winkelchen war dieser Steinbruch; zwischen Nordorf und Güntershofen gelegen, von einer Haidefläche umgeben, die hin und wieder ein Dornengestrüpp überragte. Da der Steinbruch ziemlich auf halbem Wege zwischen den beiden Ortschaften lag, wohnten die Arbeiter sowohl in Nordorf wie in Güntershofen. Mir war Nordorf lieber.

Baron Güntersbergs Mahnung in Bezug auf meine freien Abendstunden hatte ich nicht vergessen. Ueberhaupt war ich fest entschlossen, mein Leben so gut als möglich zu gestalten. Den ganzen Tag hielt ich meine Gedanken fest auf meine Aufgabe gerichtet und erlaubte ihnen keine Abschweifung. Das war mir durch die Pflicht geboten, und meine Pflicht wollte ich streng erfüllen. Zuweilen wenn es mir schwer wurde, die meiner Aufsicht anvertrauten, rohen, gemeinen Leute in Ordnung zu halten, wachte die Erinnerung an vergangene Zeiten in mir auf, aber ich wies sie unerbittlich zurück. Nicht diese Erinnerungen waren es gewesen, die mich im Walde von Nordorf zu Boden geworfen und mit Todessehnsucht erfüllt hatten. Im Gegentheil, ein fester Mannesmuth regte sich jedesmal in mir, wenn sie mich weichmüthig machen wollten. Je deutlicher ich die Schwierigkeiten und Entbehrungen meiner Lage erkannte, um so größer wurde meine Geduld, meine Resignation und meine Beharrlichkeit. Der Tag gehörte meiner Arbeit, die Nacht meinen Studien — und endlich kam auch Freude in mein Leben.

Digitized by

Ich war bereits seit Jahr und Tag in meiner Stellung, als ich einer Sommerabends auf den Einfall kam, die Kirche von Güntershofen in Augenschein zu nehmen. Solche Wünsche, glaube ich, werden uns zuweilen durch höhere Mächte eingeflößt; jedenfalls war das plötzliche Verlangen, das mich nach Güntershofen trieb, ein Schicksalszug. Günterhofen ist ein freundlicher Ort; halb Dorf, halb Städtchen, und in geringer Entfernung davon liegt Güntersberg, das Gut des Barons. Sobald an dem schönen Juniabend, von dem ich hier erzähle, der Arbeitslärm im Steinbruche verklungen und nur noch das Abendlied der Vögel zu hören war, machte ich mich auf den Weg. Bald war mein Ziel erreicht: von Eichen und Linden beschattet, lagen die Häuser des freundlichen Dorfes vor mir. Die Kirche befand sich am andern Ende des Ortes; aber das Abendgeläut zeigte mir die Richtung an. Auf dem Platze vor der Kirche fand ich eine fröhliche Kinderschaar versammelt, Fahnen wehten und Musik ertönte.

„Was geht hier vor?" fragte ich ein kleines Mädchen, das an meinem Wege stand.

„Wir haben Schulfest", antwortete die Kleine und ihre Augen strahlten.

„Gott segne die glücklichen Kinder!" dachte ich; „möge keines derselben je so einsam und verlassen sein, wie ich."

Ich blieb stehen und sah ihnen zu, horchte auf ihr lautes fröhliches Lachen. Kein Ton auf Erden ist für mich wohllautender als ein Lachen von Kinderlippen. Plötzlich fiel mein Blick auf eine kleine Gruppe unter einem der schattigen Lindenbäume, und von diesem Augenblick an war mein Leben wie verwandelt.

Ein müdes Kind war eingeschlafen und ein junges Mädchen hatte das kleine Geschöpf in die Arme genommen. Das Sonnenlicht, das mit grün-goldigem Glanz durch die Zweige drang, umfloß den anmuthigen Kopf des Mädchens, der sich über den kleinen Schläfer neigte, und nun sah ich nichts Anderes mehr. Die alte Kirche, die dunkeln Eibenbäume im Hintergrunde, die Gruppen der Kinder, die bunten Fahnen, Alles verschwand vor meinem Blick und ich sah nichts mehr als den einen anmuthigen Kopf, das eine Gesicht von wunderbarer eigenthümlicher Schönheit und ganz fremdartigem Typus, denn während das Haar, das in lockigen Wellen über der Stirn lag, vom reinsten glänzendsten Golde zu sein schien, waren die großen dunkeln Augen, mit dem leidenschaftlich-poetischen Ausdruck, von nächtlicher Dunkelheit. Lange schwarze Wimpern beschatteten die strahlenden Sterne und die Augenbrauen zeichneten eine gerade Linie, wie die der alten römischen Göttinnen. Das Gesicht des Mädchens war das reinste Oval; ihre Farben erinnerten mich an den hübschen Vergleich: „rosa Muschel und weißer Meerschaum." Und wie lieblich waren die Züge, wie roth und frisch war der Mund, wie anmuthig das Grübchen in Kinn und Wangen. Und wie entzückend war es, sie sprechen zu hören oder ihr Lächeln zu belauschen. Regungslos stand ich da, sah sie an, versank geradezu in ihren Anblick und habe sie von Stund an geliebt, mit jener Liebe, die zum Verhängniß wird.

Daß mein Name verfehmt war, mein Vater im Grabe des Selbstmörders lag, ich selbst nichts auf Erden mein nannte, und ohne Freunde und Beschützer da stand, das Alles wußte ich nicht mehr. Mir war zu

Digitized by Google

Muthe, als wären mir plötzlich alle Schätze der Erde zugefallen, und ich hatte doch nur in ein liebliches Gesicht gesehen, ein Gesicht, das für mich freilich alle Schönheit des Himmels und der Erde vereinigte.

Wie lange ich so dastand, versunken in eine Glückseligkeit, die zu tief war, um sich in Worte fassen zu lassen, weiß ich nicht zu sagen. Des Mädchens Güte entzückte mich eben so sehr wie ihr Schönheit. Wie innig hielten ihre weißen Arme den schlafenden Kleinen umfangen, wie zärtlich küßten ihn die rosigen Lippen!

Als sich die fröhliche Kinderschaar endlich zum Aufbruch rüstete, faßte ich mir ein Herz und fragte eins der Mädchen:

„Willst Du mir wohl sagen, wer die junge Dame dort unter dem Baume ist?"

„Das ist Fräulein Marie Louise Blumenau", antwortete das Kind.

Wie der süße Klang einer Silberglocke berauschte mich der Name: „Marie Louise Blumenau"; sein melodischer Tonfall hat mir im Ohre fortgeklungen, während die Sonne der Tropen mir das Hirn versenkte, in den langen düstern Nächten der Gefangenschaft, in Tagen der Krankheit, im Angesicht des Todes. Ich habe ihn gehört, als ich in Martin Röders Häuschen lag, ich höre ihn jetzt und werde ihn ewig hören.

„Marie Louise Blumenau", wiederholte ich; „wer ist sie denn?"

„Die Tochter unseres Herrn Pfarrers", antwortete das Mädchen; „dort drüben wohnt sie, in dem weißen Hause mit dem grünen Stacket. Marie Louise ist gegen alle Kinder gut, und alle Kinder haben sie lieb."

„Glückliche kleine Geschöpfe!" dachte ich; „wenn ich doch Eins von ihnen sein könnte."

Indem ich Sorge trug, nicht bemerkt zu werden, beobachtete ich meine Schöne von fern, bis sie aufstand und das schlafende Kind seiner Schwester übergab. Dann sprach sie noch eine Weile mit den anderen Kleinen, ging endlich auf ihren Vater zu und kehrte mit ihm nach Hause zurück Ich folgte in einiger Entfernung; wie ein Zauber zog es mich ihr nach, und dann stand ich wieder unter dem Bäumen, von denen der Thau niedertropfte, und blieb da stehen, bis das letzte Licht hinter den Fenstern des einsamen Häuschens verloschen war. Die ganze Nacht träumte ich von dem holden Gesicht mit den Goldhaar und den sanften, dunkeln Augen und als der Morgen kam, hatte ich nur den einen Gedanken, das eine Verlangen: wieder nach Güntershofen zu gehen, um mich von Neuem an ihrem Anblick zu erquicken. Daß ich mit ihr sprechen könnte, kam mir nicht in den Sinn. Ich wagte nicht, mich der Hoffnung hinzugeben, daß sie jemals etwas Anderes für mich zu sein vermöchte, als ein Ideal, von ferne anzubeten und zu lieben. Jeden Abend konnte ich ja nach der alten Kirche gehen, das weiße Haus beobachten und warten bis sich das schöne Mädchen zeigte sich. Das Glück, ihr Antlitz zu sehen, war für mich der Besitz einer Welt.

Von Stund' an hatte mein verödetes Leben einen Inhalt, war wieder reich an Licht und Wärme, an Poesie und Schönheit. Meine stumme Liebe füllte mich ganz aus, war mein Ein und Alles, war zugleich der innerste Schlag meines Herzens, und der Sonnenschein, der

Digitized by Google

mich empfing. Die Vögel sangen den Namen: Marie Louise Blumenau, der Wind flüsterte ihn durch die Zweige.

Jeden Abend, sobald die Arbeit im Steinbruch aufhörte, trat ich meine Wanderung nach Güntershofen an; das Glück sie zu sehen wurde mir häufig zu Theil. Einmal begegnete sie mir auf der Dorfstraße und ihre schönen dunklen Augen sahen mich mit einem Ausdruck freundlicher Neugier an. Ueberglücklich ging ich nach Hause, der Blick wurde meines Herzens höchstes Kleinod.

Aber Feuer und Liebe bedürfen der Nahrung. Nach drei Monaten stummer, leidenschaftlicher Anbetung wurde das Verlangen, meiner Liebe Worte zu geben, meine Seele durch Aussprechen zu entlasten, immer glühender. Aber wie konnte das geschehen? Endlich kam mir der Zufall zu Hilfe. Eines Abends traf ich auf meinem Wege mit dem Pfarrer Blumenau zusammen, Er hatte ein Buch, eine kleine Ausgabe der Iliade, aus der Tasche verloren; ich gab sie ihm wieder und wir kamen ins Gespräch Als ich mich ihm als Maurus Berthold, Aufseher im Nordorfer Steinbruch vorstellte — wie gern hätte ich meinen wirklichen Namen genannt! — sagten die Augen des alten Herrn deutlich, wie mit Worten: „Sie haben einst bessere Tage gesehen." Als er im Lauf des Gesprächs bemerkte, daß ich mit Homer und Virgil, überhaupt mit der Literatur des Alterthums vertraut war, wurde er immer zutraulicher, und als ihm gesprächsweise von meinem Universitätsleben etwas mittheilte, sagte er:

„Ein klassischer Bildungsgang und der Posten eines Aufsehers, wie reimt sich das zusammen? Vermögensverluste sind wohl daran schuld?"

„Ja, so ists!" gab ich traurig zur Antwort. Wie gern hätte ich dem alten Herrn die Wahrheit mitgetheilt, aber ich hatte sowohl meiner Mutter, wie dem Baron ein unverbrüchliches Schweigen versprochen.

Zu meinem unaussprechlichen Entzücken lud mich der Pfarrer für den nächsten Sonntag zu Tisch. Welche Wonne, Marie Louise gegenüber zu sitzen, dieselbe Luft mit ihr zu athmen, von demselben Dache beschirmt zu sein wie sie! Endlich kam denn auch der ersehnte Sonntag und ich betrat das kleine weiße Haus, das ich so lange mit liebenden Blicken beobachtet hatte. Der Pfarrer und seine kränkliche Gattin nahmen mich freundlich auf. Dann trat Marie Louise ins Zimmer, unbefangen reichte sie mir zum Willkommen die Hand. Mir war bei der Berührung der schlanken Finger, als ob ich im Paradiese wäre.

Der Pfarrer lud mich sogleich zu baldigem Wiederkommen ein; es war gegen Abend, als ich der Einladung folgte. Der alte Herr machte einen Krankenbesuch im Dorfe; seine Frau, die seit langen Jahren leidend war, saß am offnen Fenster, Marie Louise ging im Garten hin und her. Ich begab mich zu der Pfarrin, setzte mich zu ihr und plauderte, während meine Augen sich an der Schönheit ihrer Tochter erquickten, deren Reiz ich in vollen Zügen genoß. Endlich sagte die alte Dame:

„Wollen Sie nicht zu Marie Louise hinausgehen? Sie hat hübsche Blumen und wird sich freuen, sie Ihnen zu zeigen."

Daran dachte ich wieder, als mir Martin Röder von dem Garten der gnädigen Frau und ihrer Vorliebe für altmodische Blumen erzählte.

Digitized by Google

Ich ging zu ihr hinaus, aber vergebens würde ich versuchen, mich auf Einzelnheiten zu besinnen; blauer Himmel, grüner Rasen, hohe Bäume, rothe Rosen, Alles verschwamm in Eins, und ich stand vor ihr, sah in ihr Gesicht, wußte nichts zu sagen, fühlte mächtiger als je, wie leidenschaftlich ich sie liebte. Es war, als ob mich Herz und Seele verlassen hätten, um sich ihr zu eigen zu geben. Ich erinnere mich, daß sie mit mir plauderte, lachte, mich in ihrer anmuthigen Weise neckte und dann wollte sie wissen, wie ich zu dem wenig gebräuchlichen Namen Maurus gekommen sei. Ich antwortete, er wäre in der Familie meiner Mutter seit Generationen erblich und dann faßte ich Muth und fügte hinzu, daß ihr Name: Marie Louise Blumenau, der schönste wäre, den ich je gehört.

„Seit ich ihn zum ersten Male vernommen habe, klingt er mir beständig im Ohre", sagte ich. „Die süßeste Melodie der Welt scheint darin zu liegen."

„Wann haben Sie ihn denn zuerst gehört?" fragte das schöne Mädchen.

„An einem Juniabend, beim Kinderfest. Sie saßen unter einer Linde und hatten ein schlafendes Kind auf dem Schooße."

„Und damals haben Sie meinen Namen gehört und haben ihn nicht wieder vergessen?" sagte sie nachdenklich."

„Ich werde ihn nie vergessen, so lange ich mich an irgend etwas erinnern kann. Seit jenem Abend habe ich auch kein anderes Gesicht mehr vor Augen gehabt."

Sie erröthete und trat mit einer gewissen Schüchternheit von mir weg.

„Sie scheinen sich viel mit mir beschäftigt zu haben", sagte sie nach einer Pause.

Ich lachte laut auf; „viel mit ihr beschäftigt", meinte sie, ich hatte keinen andern Gedanken gehabt. Dennoch wagte ich nicht, ihr zu sagen, daß ich sie liebte. Sie war so schön, so stolz, so rein, weiter als je schien sie mir entrückt, weiter als die goldenen Sterne. Nur aus der Ferne durfte ich sie anbeten, aber ihr zu gestehen, was ich für sie empfand, dazu fehlte mir der Muth. Halb erschien sie mir wie ein Kind, halb wie ein Engel, ich hatte das Gefühl, als ob sie durch irdische Liebe entweiht würde und von Tag zu Tag nahm sie in meinen Augen zu an Liebreiz und Schönheit.

Nach kurzer Zeit verstand es sich gleichsam von selbst, daß ich jeden Abend im Pfarrhause von Güntershofen einkehrte. Zuweilen rauchte ich eine Cigarre mit dem Pfarrer; zuweilen las ich seiner Frau die Zeitung vor oder plauderte mit ihr, meistens aber ging ich mit Marie Louise im Garten umher. Eine Allee hoher alter Kastanien führte vom Pfarrhause nach der Kirche und zwischen den Bäumen öffneten sich schöne Ausblicke über die Haide und den Nordorfer Wald. Dort saßen wir oft stundenlang, sahen die Sonne untergehen und den Mond heraufsteigen; aber wie gütig sie auch gegen mich sein mochte, ihr zu sagen, daß ich sie liebte, hatte ich nicht den Muth.

So ging der Herbst zu Ende. Der Winter brachte noch schönere Stunden. Marie Louise schwärmte für Musik, ich ebenso, und es gab ein gutes Pianoforte im Pfarrhause. Ganze Abende saßen wir da zu-

Digitized by

sammen, und was ich nicht zu sagen wagte, sang ich jetzt. O, welche Fülle von Leidenschaft, Sehnsucht und Zärtlichkeit ließ ich in meinen Liedern ausströmmen. Mein Herz scheint dabei schwach geworden zu sein, denn ich erinnere mich, daß mir eines Tages, als ich meinen geliebten Uhland durchblätterte, ein Gedicht besonders für mich zu passen schien. Es war:

„So hab ich nun die Stadt verlassen"

Wo ich ging und stand, verfolgten mich die bitter-schmerzlichen Worte; eine wehmüthige Melodie stieg dazu in mir auf: ich schrieb sie nieder und als ich wieder nach Güntershofen ging, nahm ich das Liedchen mit.

Als ob es gestern gewesen wäre, so lebhaft steht mir Alles vor Augen: die behagliche, sanft erwärmte Wohnstube; der Pfarrer mit einem Buche am Mitteltisch; seine kranke Frau in ihrem Lehnstuhle; Marie Louise und ich im Hintergrunde des Zimmers am Klavier. Der matte Lampenschein fiel auf das süße Gesicht der Geliebten und ich sah die holden Züge immer weicher werden, während ich sang:

„So hab ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebt so lange Zeit;
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
Es wär' auch schade um das Kleid!
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hats den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konntens halten nach Belieben,
Von Einer aber thut mirs weh."

Als ich die letzten Worte sang, fühlte ich, daß mir Thränen ins Auge stiegen; meine Stimme erstarb in einem Seufzer. „Von Einer aber thut mirs weh", wie kamen mir die Worte aus dem Herzen! Ich sah sie an, sprechen konnte ich nicht, sie war weiß geworden, wie eine Lilie. Rasch sah ich mich um: der Pfarrer hatte sich entfernt, unser Singen mochte ihn am Lesen gehindert haben, seine Gattin schlief. Als ich den Blick zu Marie Louise zurückwendete, war ihr bleiches Gesicht von Thränen überströmt.

„Ihr Lied ist so traurig", sagte sie; „aber solche Musik ist mir die liebste."

Das gab mir Muth.

„Mein Lied ist auch ganz für Sie", gab ich zur Antwort. „Ich habe es nur componirt, um es Ihnen vorzusingen, es spricht Alles aus, was ich jetzt sagen möchte und mein Leben lang fühlen werde."

„Ihr Leben lang?" wiederholte sie halb fragend.

„Ja, denn der beste Inhalt desselben liegt in den wenigen Monaten unserer Bekanntschaft und die Erinnerung an unsern Verkehr wird meine Tage ausfüllen, wenn ich gegangen bin."

„Warum wollen Sie denn gehen?"

Digitized by Google

„Warum soll ich bleiben? Es ist ja doch, wie es in meinem Liede heißt:

„Auch Keinem hats den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh —"

„Das ist Poesie", fiel sie mir ins Wort; „bitte, sagen Sie mir Ihre Gründe in Prosa. Sie wollen fort, weil —"

„Weil es der, die ich liebe, gleichgültig ist, ob ich gehe oder bleibe!" rief ich mit leiser, bebender Stimme.

Ein Augenblick des Schweigens trat ein; glühende Röthe verbreitete sich über ihr Antlitz, endlich flüsterte sie:

„Woher wissen Sie das?"

Mein Herz wiederholte die Frage — sie hatte recht, woher konnte ichs wissen!

„Sie steht so hoch über mir", gab ich zur Antwort. „Die Sterne am Himmel sind nicht unerreichbarer für mich, als sie es ist."

„Glaubt sie das auch?" flüsterte dieselbe schüchterne Stimme.

„Ich weiß es nicht, ich habe nie gewagt sie zu fragen —"

„Dann dürfen Sie auch nicht ohne Weiteres Entschlüsse fassen — die — die — gute Nacht, Herr Berthold!" unterbrach sie sich selbst, indem sie sich erhob und mir mit glühendem Gesicht und glänzenden Augen die Hand reichte. „Gute Nacht!"

„Bleiben Sie, Marie Louise, nur einen Augenblick!" bat ich.

Aber ehe ich noch ein Wort hinzufügen oder nur recht zur Besinnung kommen konnte, war sie verschwunden und ließ mich in einem Widerstreit von Glück, Furcht und Zweifel zurück. Hatte sie verstanden, daß ich sie liebte? wollte sie mich durch ihre Worte ermuthigen? Nein, das war doch nicht möglich! Ich wartete, ob sie zurückkommen würde — vergebens. Endlich faßte ich mir ein Herz und ließ ihr sagen, daß ich etwas mit ihr zu sprechen wünschte; aber das kleine Dienstmädchen brachte den Bescheid:

„Fräulein Marie Louise fühlte sich angegriffen und hätte sich niedergelegt."

Die Pastorin blickte verwundert auf.

„Wie sonderbar", sagte sie; „das hat Marie Louise nie gethan."

Ich empfahl mich, denn ich sehnte mich danach, im Mondenschein mit mir allein zu sein, und während ich meinen Weg verfolgte, sang ich leise vor mir hin:

„Auch Keinem hats den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh —
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von Einer aber thut's mir weh."

VI.

Endlich wurde Alles klar zwischen uns; ich überzeugte mich, daß meine Hoffnungen berechtigt, meine Zweifel grundlos waren, daß das edelste, reinste, treuste Herz, welches je auf Erden geschlagen hatte, mein eigen war.

Nach dem Abend, von dem ich eben erzählt habe, sah ich Marie

Louise erst am Sonntag in der Kirche wieder und erwartete sie am Ausgange derselben.

„Darf ich Sie nach Haus führen, Fräulein Blumenau?“ fragte ich schnell; „und wollen wir nicht den Umweg durch den Wald machen?“

„Das geht nicht“, antwortete sie; „ich habe keine Zeit dazu.“

„Nun, dann wenigstens am Waldrande hin“, bat ich, und sie willigte ein.

Aber während sie mit mir sprach, wichen mir ihre Augen aus, so daß mein Blick dem ihrigen auch nicht einmal begegnete. Wir verfolgten den hübschen Pfad, der dem Walde zuführte. Ich sehnte mich danach, mit ihr allein zu sein, kein anderes Gesicht zu sehen, als das der Geliebten, keine Stimme zu hören, als die ihrige, unter dem blauen Himmel mit ihr sprechen zu können, wie mir ums Herz war. Endlich war es so weit. Die ganze Scene steht mir wieder lebhaft vor Augen, wie sie es seitdem zu tausend Malen gethan hat. Es war Anfang Februar, der Tag war sonnig und mild; schon zeigte sich hier und da ein Schneeglöckchen zwischen dem dürren Laube. Vor uns lag der Wald mit seinen herrlichen Bäumen, die ihre kahlen Aeste wie Riesenarme zum Himmel erhoben.

„Marie Louise“, fing ich an; in Augenblicken tiefer Herzenserregung pflegte ich sie immer bei ihrem Vornamen zu nennen; „Marie Louise, ich muß eine Frage an Sie richten. Ihre Antwort entscheidet für mich über Leben und Tod. Ich liebe Sie, wie — davon bin ich fest überzeugt — noch kein Mann auf Erden geliebt hat; ich liebe Sie mit der ganzen Kraft und Innigkeit meiner Seele, liebe Sie aus vollem treuem Herzen. Willst Du mich jemals lieben lernen? O, Geliebte, habe Erbarmen mit mir!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann Sie nicht lieben lernen!“ flüsterte sie; ein leiser, leidenschaftlicher Aufschrei entrang sich meinen Lippen. Mit dem süßesten, sonnigsten Lächeln sah sie zu mir auf. „Wollen Sie wissen, warum?“ fragte sie.

„Warum, Geliebte?“ rief ich aus.

„Weil ich Sie schon liebe, weil ich das schon längst gelernt habe“, flüsterte sie.

Ich schloß sie in die Arme und küßte ihr schönes Gesicht, ihre süßen Lippen wieder und wieder. So war sie denn endlich mein, die einzig Geliebte, der mein Herz schon so lange angehörte!

„Liebst Du mich wirklich?“ rief ich.

„Ja, ich liebe Dich“, antwortete sie.

„Und willst Du mein Weib werden?“ fragte ich wieder.

„Ja, das will ich!“ entgegnete sie.

Ich war wie verwirrt und geblendet vor Entzücken und tiefster Herzensbewegung.

„Wenn ich nur nicht im nächsten Moment aufwache und erkenne, daß Alles nur ein Traum war!“ rief ich aus.

Mein Liebling brach in ein helles Lachen aus, das mich mit Wonne erfüllte.

„Sehe ich etwa aus wie ein Traum?“ fragte sie; „oder kommt Dir die Hand, die Du so fest hältst, wie eine Geisterhand vor?“

Digitized by Google

Das freilich nicht; aber obwohl diese weiche, warme Hand süßeste Wirklichkeit war, konnte ich mein Glück noch immer nicht fassen.

„Marie Louise", bat ich, „sage oder thue irgend etwas, um mich zu überzeugen, daß ich wache, daß es kein Traum ist."

Da legte sie, die sonst so schüchtern, so zurückhaltend war, beide Hände auf meine Schultern und ihr süßes Angesicht zu mir erhebend, sagte sie:"

„Ich liebe Dich, Maurus, liebe Dich von ganzem Herzen!"

Damit war ich zu frieden. Zufrieden? das ist ein kaltes, nichtssagendes Wort. Nein, über allen Ausdruck selig fühlte ich mich.

Sie hätte keine Zeit, sagte sie, als wir die Kirche verließen, und nun waren schon zwei Stunden seitdem vergangen. Ich hatte ihr so viel zu erzählen; aber die stumm im Herzen angesammelte Liebe, alle meine Zweifel und Befürchtungen verlangten nach Mittheilung. Ich erfuhr nun auch, daß sie mich an jenem ersten Juni Abend gesehen und bemerkt hatte, wie genau ich sie beobachtete. Auch meine übrigen Wallfahrten nach Güntershofen waren ihr nicht entgangen und sie gestand mir — der Himmel segne ihre geliebten Lippen für dieses Geständniß — daß sie mich eben so lange schon geliebt hatte wie ich sie liebte. Plötzlich aber, während ich hier mit dem schönen Geschöpf, das ich liebte und das ich mir zur Lebensgefährtin errungen hatte, im hellen Sonnenschein stand, kam mir die ganze Härte und Bitterkeit meines Geschicks deutlicher zum Bewußtsein als je zuvor. Ich sehnte mich, ihr meine traurige Geschichte, das Leben und Leiden und den schrecklichen Tod meines Vaters zu offenbaren, ich hätte jedes Geheimniß meiner Seele von ihr entschleiern mögen, aber ich durfte nicht. Es mußte für alle Zeit ein Geheimniß zwischen uns bleiben. Vielleicht verdüsterte sich mein Gesicht bei diesem Gedanken, denn plötzlich umfaßten zwei kleine Hände meine Rechte und die geliebteste Stimme sagte:

„Maurus, Du hast nun zum letzten Male traurig ausgesehen. Von nun an will ich Dich so glücklich machen, daß sich keine Wolke mehr auf Deiner Stirn zeigen darf."

„Hast Du wirklich viele Wolken da bemerkt, geliebtes Herz?" fragte ich.

„Zuweilen ja, Du kannst dann so trübe und gedankenvoll aussehen, als ob Du irgend ein großes Unglück erlebt hättest. Das ist natürlich Thorheit — welches Unglück könnte Dich wohl betroffen haben!"

Ich durfte ihr nichts von dem grünen Grabhügel in Eckardshausen erzählen; nichts von dem herrlichen Besitzthum, das ich einst mein zu nennen gehofft; nichts von dem Namen Wahlen, der, wie die Leute sagten, mit einem Fluche beladen war. Ich konnte sie nur ans Herz ziehen und küssen und die leidenschaftliche Glut meiner Liebe in Worte zu fassen suchen.

Als wir dann nach dem Pfarrhause zurückkehrten, begegnete uns der Baron. Er fuhr ein paar wilde Pferde, aber das hinderte ihn nicht, uns Beide schon von fern ins Auge zu fassen. Ich grüßte, als er an uns vorbei kam; Marie Louise sah verwundert zu mir auf.

„Du kennst Baron Güntersberg?" fragte sie.

„Der Steinbruch von Nordorf gehört ihm", gab ich zur Antwort; was hätte sie wohl gesagt, wenn ich im Stande gewesen wäre, ihr die Wahrheit mitzutheilen. „Kennst Du ihn?"

Digitized by Google

„Ja, das heißt, er ist ein paar Mal im Pfarrhause gewesen."

Bei diesen Worten erfaßte mich eine glühende, wahnsinnige Eifersucht.

„Im Pfarrhause?" rief ich; „was hat er da zu thun?"

„Er besucht meinen Vater; in die Kirche kommt er nicht oft, aber gegen meinen Vater ist er immer sehr freundlich."

„Gefällt er Dir?" fragte ich barsch.

„Ob er mir gefällt?" wiederholte sie; „ich kenne ihn ja kaum, aber wenn ich mich besinne, möchte ich fast sagen; nein, er gefällt mir nicht. Sein Gesicht ist mir nicht angenehm, er sieht nicht aus, als ob er gut wäre."

Zu ihrer Verwunderung schloß ich sie in die Arme und küßte sie; ich konnte nicht anders, obwohl wir uns jetzt auf den offnen Heerstraße befanden.

„Schwöre mir, Marie Louise, daß Du nie einen Anderen lieben willst, als mich!" rief ich aus.

„Das schwöre ich Dir", gab sie zur Antwort.

„Ich liebe Dich so leidenschaftlich, daß ich wahnsinnig eifersüchtig bin", fuhr ich fort. „Niemand soll Dich sehen, Niemand mit Dir sprechen, Niemand Dich mir entreißen."

„Nein, Niemand!" sagte sie und dann hatten wir das Pfarrhaus erreicht.

Denselben Nachmittag theilte ich dem Pfarrer mit, daß Marie Louise eingewilligt hätte, mein Weib zu werden. Seine Ueberraschung schien keine angenehme zu sein.

„Das liegt noch sehr im Weiten", antwortete er. „Meine Tochter ist durch Liebe verwöhnt und ich möchte auch jetzt nichts thun, ihr Glück zu stören; aber ehe ich die Verlobung mit Ihnen gutheißen kann, muß noch mancherlei in Erwägung gezogen werden."

Der Schmerz, der sich in meinem Zügen aussprach, schien ihn zu rühren. Ich hatte meine Verhältnisse ganz außer Acht gelassen, nun aber kam mir Alles zum Bewußtsein. Was hatte ich zu bieten, ich, der Aufseher in einem Steinbruche mit 400 Thaler Gehalt, während sie das feinste, zarteste Elfenkind war, das je auf Erden gelebt hat. Der Pfarrer sprach lange und ernst mit mir; er war durchaus nicht unfreundlich, wollte mich nicht von seiner Tochter trennen, Eins aber machte er zur Bedingung: meine Stelle als Aufseher sollte ich aufgeben und mir irgendwo und wie einen anderen Lebensweg suchen.

„Ich habe Sie lieb und vertraue Ihnen", sagte der alte Herr, „aber daß meine geliebte Tochter in Armuth und Elend geräth, kann ich nicht zugeben. Arbeiten Sie, mühen Sie sich um ihren Besitz und wenn Sie eine Stellung gefunden, ein Daheim gegründet haben, soll Marie Louise Ihnen gehören."

Mit diesem Bescheid mußte ich mich zufriedengeben und Marie-Louise gestand mir, daß ihre Hoffnungen übertroffen wären. Sie stand vor mir, ihr holdes Angesicht sah zu mir auf, ihre kleinen weißen Hände drückte ich fest zusammen.

„Papa ist stolz auf mich, lieber Maurus", sagte sie; „und da er mehr an die Güter dieser Welt zu denken pflegt, als Mama, hat er sich eingeredet, ich müßte einen reichen vornehmen Mann heirathen und in

Digitized by Google

der Gesellschaft eine Rolle spielen." Sie lachte bei diesen Worten, dann fuhr sie ernster fort: „wir müssen Geduld mit ihm haben und dürfen ihm nicht zürnen, wenn ihm unsere Verlobung für den Augenblick noch keine Freude macht. Er weiß ja noch nicht, was Du bist und kannst, Geliebter."

„Und Du, Marie Louise, hast Du nicht auch den Wunsch gehabt, einen reichen Mann zu heirathen?" fragte ich traurig.

„Nein, nicht einen Reichen im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Aber den Reichsten in Allem was ich liebe und hochhalte, den habe ich mir erwählt."

Ihre süßen Lippen begegneten den meinigen als sie diese letzten Worte sagte und mein Herz wurde leicht und war wie überströmt von Seligkeit. Sie liebte mich, wie ich sie liebte, was blieb mir noch zu wünschen übrig? Himmel und Erde waren schöner als je, mein Leben glich einem seligen Traume.

Am nächsten Morgen hatte ich in Güntershofen zu thun; unterwegs begegnete sie mir.

„Maurus", sagte sie, die dunklen, strahlenden Augen zu mir aufschlagend, „hast Du mich heute noch ebenso lieb wie gestern?"

Ich antwortete ihr mit Rückerts herrlichen Worten:

„Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß;
Ich liebe Dich, weil ich nicht anders kann;
Ich liebe Dich, nach einem Himmelsschluß,
Ich liebe Dich durch einen Zauberbann.

Dich lieb' ich, wie die Rose ihren Strauch,
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein;
Dich lieb' ich, weil Du bist mein Lebensbauch,
Dich lieb' ich, weil Dich lieben ist mein Sein."

Drei oder vier Tage unaussprechlicher Seligkeit folgten. Dann kam eines Morgens Baron Günter von Güntersberg nach dem Steinbruch geritten und verlangte mich zu sprechen. Er hatte das, so lange ich in seinem Dienste stand, noch nie gethan. Ich folgte der Aufforderung; auf der Haide trafe wir zusammen.

„Ich möchte nur ein paar Worte mit Ihnen reden", sagte der Baron. „Es ist zwar eigentlich nicht meine Sache und ich habe kein Recht, mich einzumischen, aber um Ihrer Mutter willen möchte ich die Sache nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich sah sie neulich in Gesellschaft einer jungen Dame, mit der Sie im besten Einverständniß zu sein scheinen. Nur ein Wort noch und ich bin fertig; dies Wort lautet: Sie haben kein Recht, an Liebe und Heirath zu denken, Sie begehen damit einen Selbstmord."

„Und Sie, Herr Baron, haben kein Recht, mir gute Lehren zu geben!" antwortete ich.

Er zuckte die Achseln.

„Eine ähnliche Antwort konnte ich von Ihnen erwarten", sagte er; „aber bitte vergessen Sie nicht, daß ich Sie in aller Freundlichkeit gewarnt habe. Das junge Mädchen, ich kenne sie, ist eine Schönheit; sie hat allen Anspruch darauf, sich glänzend zu verheirathen und es wäre eine Grausamkeit gegen dies junge schöne Wesen sowohl, wie gegen Sie

Digitized by Google

selbst, wenn Sie sich und das unerfahrne Mädchen durch eine Verlobung fesselten. Etwas Weiteres habe ich nicht zu sagen."

„Ich hätte auch nicht die Geduld, Weiteres anzuhören, Herr Baron!" rief ich empört. „Ich spreche Ihnen jedes Recht ab, mir Rathschläge zu ertheilen und habe die Ehre, Ihnen guten Morgen zu wünschen."

Ein böses Lächeln lag auf seinem hübschen Gesicht, als er von dannen ging. O, mein Liebling, hätte ich ahnen können, was es bedeutete!

VII.

Und wieder folgten einige Wochen unaussprechlicher Seligkeit. Bisher war mir, außer von meinem Vater, wenig liebe zu Theil geworden. Von der Liebe eines Frauenherzens wußte ich geradezu nichts; meine Mutter war eine kalte Natur; Schwestern und Cousinen hatte ich nicht und Marie Louise war meine erste Herzensneigung. Was sie mir wurde, ist nicht in Worte zu fassen; ich sah in ihr ein Ideal an Schönheit, Reinheit, Anmuth und Zärtlichkeit. Auch unser Glück ist nicht zu beschreiben und eine Gnade des Himmels war es, daß er uns wenigstens diesen einen Strahl seines Lichts zu Theil werden ließ. Dann freilich machte die Erde ihre Ansprüche wieder geltend, im Paradiese zu verweilen, war mir nicht länger erlaubt; ich mußte mich von der Geliebten trennen, um für sie, für unsere Zukunft zu arbeiten. Um ihretwillen entschloß ich mich zu einem Schritt, zu dem mich keine Entbehrung, keine noch so ungenügende Lebensstellung gebracht haben würde.

Ich schrieb an einen hochgestellten Mann in Amsterdam, dem mein Vater früher einen großen Dienst geleistet hatte, erzählte ihm von der Katastrophe, der mein Vater zum Opfer gefallen war, sagte ihm, daß ich gelobt hatte, meinen wahren Namen zu verschweigen und fragte ihn, ob er mir in irgend einer Weise behüflich sein könnte, mir wieder eine Stellung im Leben zu erringen. Nach Wochen der Erwartung und Ungewißheit kam Antwort. Meines Vaters Freund hatte mir die Vergünstigung verschafft, als Lieutenant in ein Cavallerieregiment eintreten zu können, das im Begriff war, nach Sumatra abzusegeln. Eine Summe, die für meine Equipirung und für die Reise vollständig genügte, war dem Briefe beigefügt. „Ihr Vater", schrieb der gütige Mann, „hat mir einst einen sehr großen Dienst geleistet und es macht mich glücklich, dem Sohne meine Dankbarkeit beweisen zu können. Gern würde ich mehr führ Sie thun, aber ich habe eine große Familie und mein Vermögen ist nur gering. Lassen Sie mich hoffen, daß die Laufbahn, die ich Ihnen zu meiner Freude zu eröffnen im Stande war, Ihnen Gelegenheit geben wird, dem Namen, den Sie jetzt führen, Ruhm zu erwerben. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden unsere Truppen auf Sumatra nur zu viel zu thun finden. Möchte der Eintritt in unser Heer der erste Schritt zum Glücke für Sie sein, und möchte mir in nicht zu ferner Zeit die Freude zu Theil werden, Sie als Regimentsinhaber zu begrüßen."

So war denn dies erste Ziel meiner Wünsche erreicht, aber um welchen Preis! Die Geliebte mußte ich verlassen; ein Trost nur, daß ich ihr so fest vertraute. Gewiß, sie blieb mir treu zu eigen, treu bis in den Tod. Und wenn die Trennung noch so lange währte, sie wurde

Digitized by

nicht müde zu warten, zu beten und zu lieben. Welch ein unsägliches Glück, sich so geliebt zu fühlen!

Ich begab mich sogleich nach dem Pfarrhause, die eben erhaltene Botschaft zu verkünden. Der Pfarrer schüttelte mir die Hand.

„Meinen besten Glückwunsch!“ rief er; „nun haben Sie den Weg betreten, der Sie zu Glück und Ehre und zum Besitz meiner Tochter zu führen vermag.“

Die Pastorin dagegen sah mich traurig an.

„Ich wollte, Sie wären genügsamer gewesen“, sagte die gute Frau; „Sie müssen ja nun von uns gehen.“

Die Geliebte führte ich hinaus zwischen die Rosenbüsche und dort erzählte ich ihr Alles. O, wie bitterlich sie weinte, wie fest sie sich an mich hing! es war, als hätte sie geahnt, welches Uebermaß des Leidens uns bevorstand.

„Du gehst so weit in die Ferne, Maurus, wirst so lange von mir weg bleiben“, klagte sie; „wie soll ich das ertragen?“

Ich nahm sie in die Arme und sagte ihr, daß ein paar Jahre schnell vergehen würden, versprach, ihr mit jedem Schiffe zu schreiben; bat sie zu bedenken, daß ich nur fortginge, um für sie zu arbeiten, Kampf, Sieg und Ruhm waren die einzigen Möglichkeiten, die mir vor Augen schwebten.

„Wenn ich Dich nur begleiten könnte!“ sagte sie; „welch ein Jammer, daß die schönen Zeiten der Romantik vorüber sind. Wie lange wirst Du denn fortbleiben, Geliebter?“

„Nur so lange, wie nöthig ist, um soviel Ruhm und Geld zu erwerben, daß ich Dich mein eigen nennen kann, mein Liebling. Wenn ich mit aller Kraft diesem Ziele zustrebe, wird unsere Trennung nicht lange dauern. Und mein Herz bleibt ja hier bei Dir, in Dir, Geliebte, und ich bin überzeugt, daß Du mir treu sein wirst, treu wie das Licht der Sterne.“

Ich bedurfte keiner Versicherung ihrer Liebe; das Gefühl unserer Zusammengehörigkeit verließ mich nicht einen Augenblick; ich wußte, daß ich den Kuß ihrer Lippen, das zärtliche Umschlingen ihrer Arme in aller Ferne empfinden würde; unabläßig klang mir ihre süße Stimme im Ohr und begleitete mich über Land und Meer. Hätte ich sie weniger geliebt, so wäre es mir vielleicht nicht möglich gewesen, sie zu verlassen, die Kraft meiner leidenschaftlichen Liebe, das Verlangen, sie mir zu erringen, trieben mich fort. Meine Augen standen voll Thränen, aber ich sagte ihr:

„Es geht nicht anders, mein Liebling, glaub es mir! Wenn ich hier in Deiner Nähe bleibe, wird es mir nie gelingen, Dich zu besitzen. Ich ziehe fort, mir mein Weib zu erkämpfen, und ein heißer Kampf soll es werden, da Du der Preis desselben bist.“

„Wie sonderbar, daß nicht alle Menschen so viel Geld haben, wie sie brauchen“, sagte Marie Louise in ihrer kindlichen Weise. „Hätten wir Geld, Du und ich, so brauchten wir uns nicht zu trennen; und das Schlimmste ist, daß Du so weit fort gehst, übers Meer, nach dem schrecklichen Indien, wo so viele Soldaten den Tod finden.“

„Solche Soldaten wie ich bin, fallen nicht, mein Herz“, gab ich zuversichtlich zur Antwort. „Glaube mir, Geliebte, eine Liebe wie die

Digitized by Google

unsrige ist der beste Schutz vor dem Tode; sie wird mich glücklich zu Dir zurückführen. Wie sollte ich denn sterben, so lange meine Liebe lebt!"

Hand in Hand saßen wir neben einander, tauschten Liebesworte, Liebesblicke, zärtliche Küsse und sie alle trug ich mit fort in das ferne Land. Ich malte ihr die Zukunft aus, wie ich selbst sie deutlich vor Augen sah. In wenigen Jahren, sagte ich, würde ich als Hauptmann zu ihr zurückkehren, würde Geld haben, und eine Stellung, die mir zur Ehre gereichte und mir ein Recht gäbe, das Weib meines Herzens zum Altar zu führen. In der Rosenzeit, fügte ich hinzu, sollte das geschehen, und mein süßes Lieb ließ sich trösten und blickte wieder zuversichtlicher umher. Wir trafen über Alles genaue Verabredungen, wie das junge, hoffnungsvolle Herzen so gern zu thun pflegen. Sobald als möglich wollte ich Urlaub nehmen und Marie Louise nachholen.

„Ich weiß, daß ich mich dort drüben glücklich fühlen werde, lieber Maurus", sagte sie, „und bin jetzt überzeugt, daß ich ganz dazu angelegt bin, eine Soldatenfrau zu werden. Je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr komme ich zum Bewußtsein, daß ich mich in keiner anderen Lebensweise so behaglich fühlen werde, wie in dieser."

Baron Güntersberg lachte, als er von meinem neuen Lebensplan hörte.

„Sie sind der Arbeit im Steinbruch müde?" sagte er. „Es wäre besser gewesen, Sie hätten auszuhalten gesucht. Jedenfalls werden Sie gut thun, meinem Rath zu folgen, und sich hier in der Gegend nicht wieder sehen zu lassen."

So schieden wir; ich hatte ihm nichts zu sagen, ihm für nichts zu danken. Da ich nach Kräften für ihn gearbeitet hatte, schien mir unsere Rechnung ausgeglichen, und was ihn betrifft, so bot er mir, trotz seiner Verwandtschaft mit meiner Mutter und obwohl er wußte, daß ich großen Gefahren, vielleicht dem Tode entgegenging, auch jetzt nicht die Hand und gab mir nicht ein gutes Wort mit auf den Weg.

Dann aber kam der Abschied von Marie Louise. Lange dabei zu verweilen vermag ich nicht. Noch einmal standen wir mit einander zwischen den blühenden Rosen, unsere Herzen waren übervoll von Liebe und Schmerz, Hoffnung und Verzweiflung. Weinen konnten wir Beide nicht; am liebsten wären wir gestorben, waren jedoch zu tapfer, um uns das einzugestehen.

„Marie Louise, Du bleibst mir treu!" sagte ich.

„Ja!" gab sie einfach zur Antwort und drückte ihre Lippen auf die meinigen.

„Du wirst mich nicht vergessen, nicht für einen Augenblick, wirst keinem Andern gestatten, Dir Liebesworte zu sagen, wirst keinen Andern lieben oder küssen?"

„Gewiß nicht!" rief sie; „wie könnte ich das."

„Ich komme wieder, mein Liebling, so bald es der Himmel erlaubt, und ich zähle darauf, Dich hier zu finden, in liebender Erwartung, in unwandelbarer Treue, Deine Lippen, Dein Herz, Deine Liebe, Alles mein, wie in dieser Stunde."

„Alles Dein!" seufzte sie.

„Laß Dich, ehe ich von Dir gehe, nur einmal mein Weib nennen,

Digitized by

mein geliebtes, süßes Weib! So bald als möglich bin ich wieder bei Dir und finde Dich meiner wartend!"

Wir ließen uns von einander los, sie sank auf die Knie und schaute mir nach, bleich wie der Tod, mit Augen, die von Thränen überquollen, während mir das Herz von einer Qual zerrissen war, wie sie kaum je ein Mensch empfunden haben mochte, und doch fest überzeugt von ihrer Liebe, ihrer Treue, ihrem festen Ausharren. Ich ging mit dem Vorsatz, um der Geliebten willen einen guten Kampf zu kämpfen, sie mir durch Muth und Tapferkeit zu erringen, ging mit einem Gebet auf den Lippen und einem Schmerzensschrei im Herzen, und dann, als ich von ihr getrennt war, verstand ich erst die ganze Bedeutung des Wortes: „Es giebt ein Leid, dessen Feuer durch keine Thränenfluth gedämpfte werden kann."

VIII.

Ehe ich Deutschland verließ, hatte ich meiner Mutter einen langen Brief geschrieben, in dem ich ihr von meinen neuen Lebensplänen erzählte. Sie war sehr damit zufrieden und obwohl in ihrem Antwortschreiben kein warmer Ton zu finden war, klang es doch freundlich, wünschte mir Glück und sprach die Hoffnung aus, daß ich den verlornen Glanz unserer Familie wieder herstellen würde.

„Wenn Du in Indien Glück hast und nach Deiner Heimkehr eine reiche Erbin heiratheſt", schrieb meine Mutter, „kann auch ich noch ein paar glückliche Jahre erleben."

Ich lächelte, als ich diese Worte las; von meiner Liebe zu der Pfarrerstochter hatte ich meiner Mutter nichts gesagt; es wäre mehr als nutzlos gewesen.

Die Zeit, die ich noch in Holland zuzubringen hatte, war theils durch eine Art von Examen in Anspruch genommen, theils durch die praktischen Vorübungen zu meinem Beruf. Anfang September erhielt mein Regiment Befehl, sich nach Sumatra einzuschiffen.

Unsere Fahrt ging glücklich von Statten; ohne jeden Zwischenfall erreichten wir den Hafen von Padang, durften hier aber nicht lange verweilen, denn unser Ziel war das holländische Fort Batu, das tief im Innern der Insel gelegen, die Ansiedelungen der Eingewanderten vor den Ueberfällen der räuberischen Malaienstämme, der Tigablas und Tusjus beschützt. Unter meinen Lebenserinnerungen ist, abgesehen von Allem, was der Geschichte meiner Liebe angehört, nicht eine so lebendig geblieben, als die Erinnerung an unsern Marsch von Padang nach Batu. Hier erst lernte ich kennen, was Hitze, Durst und Ermüdung ist, aber ich trug jede Anstrengung und Entbehrung leicht, da es um ihretwillen geschah. In Batu blieben wir längere Zeit von jedem feindlichen Angriff verschont. So oft sich Gelegenheit bot, sandte ich lange Briefe an die Geliebte und sie antwortete mir. Außerdem arbeitete ich nach Kräften, studirte, machte mich mit allen Anforderungen meines Berufs vertraut und fing an, ihn lieb zu gewinnen.

Oft saß ich Nächte lang wach und träumte von Marie Louise; von unserer Zukunft, an die ich felsenfest glaubte; von der Stunde, in der ich die Geliebte wieder in meine Arme schließen würde. Die glänzenden

Digitized by

Gestirne, die üppige Vegetation, der Blumenduft, der die Atmosphäre erfüllte, Alles was mich umgab, erzählte mir von meinem Liebling. Der Soldat, der ein treues Lieb sein eigen nennt, ist meiner Ansicht nach der glücklichste Mann auf Erden.

Inzwischen fing ich an, mich nach größerer Thätigkeit zu sehnen. Unter den Malaienstämmen des Hochlandes, auf dessen unterster Stufe Fort Batu gelegen ist, herrschte eine gewisse Aufregung und in einigen umliegenden Ortschaften war es zwischen den Eingebornen und den holländischen Ansiedlern zu Reibereien gekommen. Bisher hatten wir uns nicht darum gekümmert; wenn die Sache ernst wurde, konnten wir ja augenblicklich einschreiten und waren überzeugt, ohne Mühe damit fertig zu werden. Plötzlich nahmen die Dinge eine bedenkliche Wendung. In geringer Entfernung vom Fort befand sich eine kleine holländische Niederlassung von fünf oder sechs Familien, und eines Morgens erhielten wir die schreckliche Nachricht, daß die Ansiedler in der verflossenen Nacht von einer Malaienhorde überfallen und theils niedergemacht, theils gefangen genommen waren; selbst Weiber und Kinder hatten die Räuber fortgeschleppt.

Diesen Uebergriff durften wir nicht ungestraft lassen und vor Allem mußten wir versuchen, die Gefangenen zu befreien. Ohne Verzug brachen wir auf und ritten den Bergen zu. Mein Herz schlug hoch auf vor Freude. Das Schmettern der Trompeten, das Blitzen der Waffen im Sonnenlicht, das Hurrahgeschrei der Mannschaft, es lag etwas Berauschendes in dem Allen; Keiner von uns dachte an Tod oder Gefahr, nur die unglücklichen europäischen Frauen und Mädchen, die sich in den Händen der braunen Unholde befanden, standen uns vor Augen und unser Blut kochte vor Zorn in unseren Adern. Die Officiere hatten nicht nöthig, die Mannschaften anzutreiben, der Wunsch, ihre Landsleute zu rächen, stachelte sie mächtig an und entflammte zur höchsten Wuth, als wir auf unserm Wege erst ein Perlenhalsband fanden, das sicherlich dem Nacken eines hilflosen Mädchens entrissen war, und weiterhin einen Kinderschuh. Unsere Dragoner waren kräftige, abgehärtete, wilde Gesellen, aber kein Auge blieb trocken, als der kleine Schuh in ihren Reihen von Hand zu Hand ging.

(Schluß folgt.)

Digitized by

Digitized by Google

Digitized by Google

Oeffentliche Verlobungsanzeige.

Nach einer Zeichnung von R. Helmert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Spiel des Lebens.

Drei Knappen, bei Frühlingssonnenschein
In der Wirthshauslaube sich labend am Wein,
Sahn fröhlich hinab auf den blitzenden Rhein,
Wo ein Schiff, wie von schwarzen Schwänen gezogen,
Schwarzseglig schnitt durch die schweigenden Wogen,
Von Dohlen und Krähen lautlos umflogen.
Es stieß an das Ufer und daraus hervor
Trat Einer, gehüllt in schwarzen Flor;
Der sah zu den Zechgesellen empor . . .
Die traf sein Blick mit leisem Schauer!
Es lag darin grabtiefe Trauer
Und giftig schadenfrohe Lauer —
Ein wunderbar unheimlich Gemisch!
Der Fremde stieg gewandt und frisch
Herauf zu ihnen; trat an den Tisch
Grüßt höflich und bat, ihm zu erlauben,
Daß er sich bei ihnen am Saft der Trauben
Gesellig erlabe: „Sie könnten ihm glauben,
Daß er unermüdlich auf Reisen sei,
Doch als ihn sein Glück hier führte vorbei,
Hofft er einmal, nach so mancherlei
Verdrießlichen Amts- und Wanderbeschwerden —
Die ununterbrochen ihm jetzt auf Erden —
Inmitten der Jugend erheitert zu werden."
Sie machten ihm lachend, geschmeichelt Platz.
Er rief nach Würfeln und zog einen Schatz
Von Gold aus dem Gürtel: „Das ist mein Satz! —
Ihr braucht sonst nichts mir dagegen zu geben
Als Euer jugendlich frohes Leben . . .
Davon möcht' ich Zoll mir Altem erheben!
Den Greis erfrischt so lustiger Muth.
Ihr glaubt nicht, wie wohl Euer Lachen mir thut!
Da rückt' in den Nacken sich den Hut
Der Erste der Jünglinge, nahm die Knöchel
Und rief: „Ich mach' Euch ein tüchtig Löchel
In Euren Beutel, daß Ihr mit Geröchel
Am End' uns Alle verwünschen sollt!
Seht Ihr, wie der Würfel mir günstig gerollt?
Nun her mit dem eingesetzten Gold! —
Soviel erbeutet' ich selten auf Fehden!"
Der Fremde schob ihm, ohne zu reden,
Die Münzen hinüber und sah dann Jeden
So starr durchdringend und prüfend an,
Als fragt' er: „wer ist von Euch der Mann,
Der mich am Ende besiegen kann?"

Die andern zwei Landsknechte schrien voll Neide:
„Dem Goldrest thun wir dasselbe zu Leide!“
Laut lachend strichen den Bart sich Beide.
Dann warf der Nächste und gewann auch gleich!
Der Fremde saß finsterblickend — so bleich
Als käm' er aus dem Geisterreich . . . .
Doch dem Dritten der Jünglinge wollt' es nicht glücken,
Den Spieler um seinen Satz zu berücken —
Er fluchte dem Glück und seinen Tücken,
Bang fragend: „Was gilt denn das Spiel?
Geld kriegt Ihr von mir auch nicht so viel!
Sagt offen drum, was Euer Ziel?“
Da rollt der Gast die finsteren Brauen —
Wie schwarze Gewitternacht zu schauen;
Die tapferen Buben erfaßte Grauen.
Scharf blickt' er an seinen Widerpart:
„Du hörtest ja klar, wie meine Art;
Dein lockiges Haar und den blonden Bart
Will ich statt Goldes von Dir gewinnen . . . .
Verlierst Du noch mehr, so trag ich von hinnen
Dein frohes Gemüth mit den frischen Sinnen!
Seht her! Wie verlockend das Würfelspiel
Zu Euren Gunsten auch wieder fiel:
Am Ende gelang' ich doch zum Ziel!
Erst leg' ich Euch Silber aufs Haupt statt dem Golde;
Dann hol' ich auch's letzte Gelock mir zum Solde — —
Entführ' Euch die Lebenslust und die holde
Beseligende Minneluſt.
Aus Eurer langsam einsinkenden Brust!
Und eh' Ihr noch selber es recht gewußt,
Ist Euch die Kraft aus Aug' und Ohren
Die Kraft aus Arm und Fuß verloren! . . . .
Der wurde noch nimmerdar geboren,
Der mich ich im Würfelspiel besiegt!
Seht Ihr, wie der Pasch mir günstig liegt?
Wie sich die Sechs zur Sechs hier fügt!
Spielt weiter — Ihr trotzenden jungen Thoren! —
Vielleicht gewinnt Ihr, was verloren,
Euch doch noch zurück im Tanze der Horen!!“
Er grinste so grimmig zu den Drein:
In ihr Herz zog banger Zweifel ein —!!
Doch wieder gleich lockte sie günstiger Schein! —!
Sie saßen und spielten und fluchten und tranken:
Bis ihnen die Augen sich trübten, — zu wanken
Die Füße begannen, — mit zitterndem Schwanken
Sie alle nach einander — sich wundernd — sanken — —
Still saß der Fremde, wie tief in Gedanken . . . .

Adolf Prowe.

Belgien seit fünfzig Jahren.

Skizze von Rudolph Müldener.

In unserm Nachbarstaate Belgien rüstet man sich in allen Schichten der Bevölkerung, um das fünfzigjährige Jubiläum der belgischen Unabhängigkeit mit allem nur denkbaren Aufwande von materiellen und geistigen Mitteln in großartigster Weise zu feiern. Die Feier ist keine centralisirte, nur in der Hauptstadt des Landes zum officiellen Ausdruck gelangende, keine auf einen oder auf einige Tage beschränkte; nein, jede Provinz, jede größere Stadt will nicht nur ihren Antheil an der allgemeinen Freude, sondern auch ihr besonderes Fest haben. So wird z. B. die Feier in Brüssel in den Tagen des 16. bis 18., in Antwerpen am 21. bis 24. August stattfinden; in Gent ist das Festcomité über den Zeitpunkt noch nicht schlüssig und Lüttich wird erst Mitte September in die Feier eintreten. So stellt uns die nächste Zukunft eine Reihe von Festlichkeiten in Aussicht, wie sie in solcher Großartigkeit, Fülle und Mannigfaltigkeit die Welt gewiß nur selten gesehen.

Diese verschiedenen Festlichkeiten werden zweifellos seitens unserer Tagesblätter eine ausreichende Beachtung finden, aber die Aufgabe des „Salon" kann es nicht sein, den wechselnden Tagesereignissen zu folgen; derselbe muß sich damit begnügen, einen flüchtigen Blick auf die Entwickelung unseres jungen Nachbarstaates während seines fünfzigjährigen Bestehens zu werfen.

Der Wiener Congreß, dem nach dem Sturz Napoleons die Ordnung der europäischen Staatenverhältnisse zugefallen war, schuf im Jahre 1814 das Königreich der Niederlande, dem er gleichzeitig in der Person Wilhelm I. von Nassau-Oranien, dem Sohn Wilhelm V., des letzten Erbstatthalters der ehemaligen Republik der sieben Provinzen, einen König gab.

Das neue Reich umfaßte einmal in seinen Provinzen Lüttich, Hennegau und Namur, wie auch in Südbrabant und Luxemburg eine starke wallonische, also französisch sprechende Bevölkerung, während die übrigen Provinzen, mit Ausnahme des südlichen, hochdeutsch sprechenden Theiles von Luxemburg, der Niederländischen, oder, wenn man lieber will, der Niederdeutschen Zunge angehörten.

Eine derartige nationale Verschiedenheit würde für sich allein genügt haben, eine Verschmelzung so heterogener Elemente unmöglich zu machen, allein sie war nicht das einzige Hinderniß: ein anderes, unter den obwaltenden Verhältnissen nicht minder mächtiges lag in der Verschiedenheit der Confession. Die südlichen Provinzen, das heutige Belgien, waren streng und ungemischt katholisch, während die nördlichen

Digitized by Google

Niederlande, die seit Jahrhunderten ein Asyl der Glaubensfreiheit gewesen, zwar gleichfalls einen sehr bedeutenden Theil katholischer Einwohner umfaßten, doch ihrem Wesen nach protestantisch. Dieser Gegensatz würde sich heute jedenfalls leichter überbrücken lassen, damals schuf er zwischen den nördlichen und südlichen Niederlanden eine nicht minder tiefe Kluft, als die Verschiedenheit der Nationalität sie zwischen den Wallonen und der niederdeutschen Bevölkerung des Landes erzeugte.

Die belgischen Provinzen waren außerdem dem Norden bedeutend an Volkszahl überlegen, gleichwohl wurde ihnen nur eine gleiche Anzahl Abgeordneter (55), wie den nördlichen Provinzen zugestanden, die Gerechtigkeit also auch in dieser Beziehung gegen sie verletzt.

Der hohe Census, an welchen die Verfassung das active Wahlrecht geknüpft, sorgte dafür, daß nur conservative Abgeordnete in die Kammer gelangten und die geringe Zahl der Deputirten machte es der Regierung möglich, immer den einen oder den anderen Belgier, die bei den wichtigsten Fragen den nicht minder fest zusammenhaltenden Holländern meist in geschlossener Opposition gegenüberstanden, zu sich hinüber zu ziehen und auf diese Weise durchzusetzen, was ihr beliebte.

Ein einfaches Arrêté vom 6. November 1814 schaffte die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und die Schwurgerichte ab, ein anderes vom 26. April 1815 verhängte die härtesten Strafen gegen Preßvergehen.

Nicht mit Unrecht klagten die Belgier, daß ihnen die „nationale Regierung" nicht einmal so viel Freiheit gelassen, als der eiserne Despotismus eines Napoleon. Da die nördlichen Provinzen sich bereits als Staat constituirt hatten, als die südlichen mit ihnen vereinigt wurden, so war es nur natürlich, daß die Regierung im Haag nur darauf bedacht war, die im Norden geltenden Einrichtungen, unbekümmert um die etwaige Verschiedenheit der dortigen Verhältnisse, einfach auf den Süden zu übertragen, was nicht nur die Ueberschwemmung des Südens mit holländischen, mit den dortigen Verwaltungsmaximen vertrauten Beamten, sondern auch die Verlegung der Centralstellen nach den Norden fast mit Nothwendigkeit bedingte. Kein Wunder, daß man belgischerseits über Zurücksetzung klagte; die belgischen Blätter veröffentlichten lange Listen, um zu zeigen, wie das belgische Element in der Territorialarmee namentlich in Bezug auf die höheren Commandostellen gegen das holländische zurückgesetzt werde; nur in der Colonialarmee war es anders: dort erhob man, wie ein belgisches Blatt mit Bitterkeit bemerkte, von der belgischen Jugend den Blützehnten.

Die belgische Industrie, einst die entwickeltste Europas, war unter spanischer und österreichischer Herrschaft zu Grunde gegangen, aber einzelne Zweige derselben waren während der französischen Continentalsperre aus ihrem Schlummer erwacht, namentlich die Metallindustrie in den durch ihren Kohlen- und Eisenreichthum ausgezeichneten wallonischen Provinzen.

Die Fabrikanten mit dem ganzen Troß ihrer Arbeiter beklagten sich über die Ausdehnung des auf die Bedürfnisse eines Handelsstaates berechneten holländischen Zoll- und Steuersystems auf Belgien, da dasselbe den Interessen eines Industriestaates keine Rechnung trage! Außerdem warf man der Regierung vor, daß sie die Staatseinkünfte und den Er-

Digitized by Google

trag einiger damals creirten Anleihen vorzugsweise im Interesse der in jener Periode von Ueberschwemmungen heimgesuchten nördlichen Provinzen verwandt.

Wie man sieht, so war die Zahl der von der belgischen Presse stets aufs Neue betonten und discutirten griefs nationaux eine nicht geringe. Aber die Opposition war uneinig und innerlich gespalten; die Einen betonten vorzugsweise den Mangel an religiöser, die Anderen den an politischer Freiheit, die Wallonen außerdem den nationalen Druck. Diese verschiedenen Schattirungen bekämpften sich gegenseitig, allein der Vortheil, den die Regierung aus dem Zwiespalt ihrer Gegner hätte ziehen können, entging ihr, nachdem im Jahre 1829 die Führer der verschiedenen Parteien die sogenannte Union der Liberalen und Katholiken beschlossen hatten, die sie verpflichtete, jeden Parteihader, die Entscheidung, ja selbst die Discussion aller Fragen, in denen sie nicht gleicher Ansicht waren, vorläufig zu vertagen, um dafür nur die ihnen gemeinsamen Forderungen gemeinsam mit aller Energie zu vertreten.

Bei einer solchen Stimmung der Bevölkerung kann es nicht Wunder nehmen, daß der Ausbruch der französischen Julirevolution in Belgien eine ähnliche Wirkung hervorbrachte, wie ein Funke in einem Pulvefasse. Am 25. August 1830 brachen in Brüssel gelegentlich der Aufführung der Stummen von Portici die ersten Unruhen aus, der Anfang der belgischen Revolution.

Es ist nicht unsere Aufgabe, eine Geschichte der belgischen Revolution zu schreiben, wohl aber hatten wir die Ursachen zu entwickeln, welche zur Revolution und damit zur Gründung des belgischen Staates führten und jetzt drängt sich uns hier die Frage auf: lag eine vollständige Losreißung von Holland von vornherein in den Plänen der belgischen Opposition, selbst der Insurrection? Wir müssen diese Fragen mit „Nein" beantworten.

Eine nach den ersten Unruhen in Brüssel Ende August an den König nach dem Haag entsandte Deputation forderte nicht einmal eine administrative Trennung der belgischen Provinzen, sondern beschränkte sich, um Abstellung der seit Jahren so oft discutirten griefs nationaux zu bitten; auch zögerten die belgischen Deputirten nicht, sich zu den am 13. September im Haag eröffneten Generalstaaten einzufinden, was sie nicht hätten thun können, wenn sie zu einer Losreißung von Holland schon damals entschlossen gewesen. Allein Wilhelm I. verweigerte mit der ihm eigenen Halsstarrigkeit jede von ihm verlangte Concession, während andererseits seine Regierung den Ereignissen gegenüber eine fast beispiellose Kopflosigkeit an den Tag legte.

Die Bewegung verbreitete sich immer weiter, eben weil sie nirgends auf Widerstand stieß und die belgischen Soldaten bataillonsweise zu den Insurgenten übergingen, während gleichzeitig die Mehrzahl der holländischen Beamten ihren Posten verließen und nach der Heimat zurückkehrten. Auf diese Weise sah sich die belgische Bevölkerung, um einer vollständigen Auflösung aller Verhältnisse zuvorzukommen, genöthigt, sich zu organisiren: am 20. September bemächtigte sich eine provisorische Regierung des Staatsruders, der das Land, in augenblicklicher Ermangelung jeder anderen wirksamen Autorität, sich unterwarf. Jedenfalls aber ist hier zu constatiren, daß das vlämische Belgien, namentlich Gent

Digitized by Google

und Antwerpen, welches ja auch wenigstens nicht über nationalen Druck zu klagen hatte, sich nur zögernd und widerwillig in die Bewegung hineinreißen ließ und eine vollständige Losreißung von Holland von vornherein nicht beabsichtigte. Erst nachdem in Folge des blutigen Barrikadenkampfes in den Tagen des 23. bis 27. September die Niederländischen Truppen gezwungen worden, Brüssel zu räumen, da erst proklamirte die Regierung am 4. October die Unabhängigkeit des Landes, welche Erklärung Seitens des am 10. November zusammengetretenen Nationalcongresses am 19. November wiederholt wurde; am 22. November entschied sich der Congreß für die erbliche constitutionelle Monarchie unter gleichzeitigem Ausschluß des Hauses Oranien vom Thron.

Die Unabhängigkeit Belgiens war also erklärt, allein damit war im Grunde wenig oder nichs geschehen. Dekretiren läßt sich mit leichter Mühe alles Mögliche, aber es ist nicht ganz so leicht, dasselbe auch faktisch zur Geltung zu bringen.

Die Lage des über Nacht entstandenen Staates war keineswegs beneidenswerth.

König Wilhelm hatte zwar zuletzt in eine administrative Trennung der nördlichen und südlichen Provinzen gewilligt, aber erst dann, als es bereits zu spät war; jetzt rüstete er mit aller Macht, die rebellischen Provinzen aufs Neue seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Allein selbst ein Sieg über die Holländer würde, ohne die Anerkennung des übrigen Europa, die Unabhängigkeit Belgiens nicht gesichert haben, und die leitenden Staatsmänner Europas betrachteten die belgische Revolution und den aus ihr hervorgegangenen Staat mit nichts weniger als wohlwollenden Augen.

Die französische Julirevolution, welche zur belgischen Revolution wenigstens den äußeren Anstoß gegeben, hatte das Mißtrauen des monarchischen Europa wachgerufen und würde zweifellos die Intervention der drei continentalen Großmächte zur Folge gehabt haben, wenn nicht die Furcht, einen europäischen Krieg von unermeßlicher Tragweite zu entzünden, sie zurückgehalten und die Wahl Louis Philipps, eines Bourbon, zum König der Franzosen ihnen nicht andererseits eine genügende Garantie geboten hätte, daß die monarchische Ordnung Europas, die man unter allen Umständen aufrecht zu erhalten entschlossen war, durch Frankreich nicht bedroht werden würde.

Unter diesen Umständen war es ein Glück für Belgien, daß an seiner Spitze Männer standen, die begriffen, daß es für ein Volk, weil es nicht auf sich allein beschränkt und von jeder Verbindung mit anderen Völkern losgelöst ist, ebenso wenig ein absolutes Selbstbestimmungsrecht giebt, wie für den einzelnen Staatsbürger eine absolute Freiheit.

Um Belgien die Anerkennung Europas zu verschaffen, durfte seine Regierung keine Zustände schaffen oder aufkommen lassen, die mit denen des übrigen Europa im Widerspruch standen; sie mußte auf alle republikanische Träume verzichten: eine constitutionelle Monarchie unter einem dem europäischen Regentenfamilien angehörenden Fürsten war die für Belgien einzig mögliche Regierungsform. Die Regierung mußte den Rath Derer von der Hand weisen, welche in der Ausbreitung der Revolution das sicherste Mittel ihres Sieges und damit auch der europäischen Anerkennung des aus ihr hervorgegangenen Staates erblickten:

Digitized by Google

sie durfte keine Propaganda machen; sie mußte die Rechte Anderer achten, auf jede Eroberung verzichten, mithin auch das Gebiet der ehemaligen niederländischen Republik respectiren. Jedes Verkennen dieser Bedingungen schloß für Belgien die Möglichkeit der europäischen Anerkennung aus und hätte wahrscheinlich einen europäischen Krieg entzündet, der vielleicht die Karte Europas umgestaltet, aber so umgestaltet hätte, daß auf derselben ein unabhängiges Belgien nie und nimmer eine Stelle gefunden.

Die belgische Regierung begriff dies und verstand es, auf dem von ihr eingeschlagenen Wege nicht nur die Anerkennung, sondern sogar den Beistand Europas zu gewinnen: nachdem in den Schlachten bei Hapelt und Löwen (7. und 8. August 1831) die belgische Armee von den Niederländern geschlagen und zersprengt worden war und das ganze Land dem Sieger offen stand, da rettete eine französische Armee unter der ausdrücklichen Zustimmung des übrigen Europa die Unabhängigkeit des jungen Staates. Die belgische Revolution reussirte, weil sie — und dies ist zugleich ihre Charakteristik — von vorn herein auf Eroberung und Propaganda verzichtend, sich, statt Europa den Fehdehandschuh hinzuwerfen, bemühte, sich mit demselben in Harmonie zu setzen.

Aber der junge belgische Staat legitimirte sich bei seinem Eintritt in die europäische Völkerfamilie nicht nur durch ein Unterlassen, sondern auch durch eine That von großer Tragweite, indem er zwei zwar längst als richtig anerkannte, aber noch nie zur paktischen Geltung gelangte Principien — die absolute Trennung der Kirche und des Staates und die Freiheit des Unterrichts — nicht nur in seiner Verfassung proclamirte, sondern auch bis auf den heutigen Tag mit bestem Erfolge in seinem Staatsleben praktisch zur Anerkennung brachte.

Wir betrachten die die Trennung der Kirche und des Staates proklamirenden Artikel 15 und 16 der belgischen Verfassung als den Grund- und Eckstein derselben: ihnen hat es Belgien, wo der Clerus einen so ungeheuren Einfluß besitzt, zu danken, daß während der fünfzig Jahre seiner Existenz der innere Friede des Landes nie, selbst im Jahre 1848 nicht, wo revolutionäre Zuckungen das ganze übrige Europa erschütterten, in irgend bedrohlicher Weise gefährdet wurde. Brodkrawalle in Folge der Theurung, ausgedehnte Arbeiterstrikes, selbst orangistische Putsche sind vorgekommen, von einem modernen Culturkampfe ist Belgien verschont geblieben. Letzterer ist, so lange die Verfassung, welche das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in der einzig vernünftigen, der Natur beider entsprechenden Weise regelt, in Geltung, überhaupt unmöglich.

Hätte man in Preußen das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, statt durch die Maigesetze, wie in Belgien durch die Trennung beider gelöst, so hätte man nie nach einem Modus vivendi mit Ruhm zu suchen gehabt und von einem Gange nach Canossa hätte vollends nie die Rede sein können.

Nach der in der belgischen Verfassung zum Ausdruck gelangten Rechtsanschauung ist die Kirche einfach eine Association wie jede andere, sei es auf Erwerb oder Vergnügen gerichtete und § 20 der Verfassung garantirt das Associationsrecht, mithin auch indirect die Existenz der Kirche und jeder anderen beliebigen religiösen Gesellschaft.

Digitized by Google

Der Staat kümmert sich nicht um die Anstellung oder Ausbildung der von irgend einer Association gewählten Diener und Beamten, mithin auch nicht um die der Kirchendiener; es existirt kein Investiturrecht. Der Geistliche ist, gleich jedem anderen Staatsbürger, für alle seine Handlungen dem Strafgesetzbuch gegenüber verantwortlich, aber er ist, weil er eben nicht Staatsbeamter ist, keinem durch staatliche Organe gehandhabten Disciplinargesetze unterworfen. Gleich jedem anderen Staatsangehörigen besitzt der Geistliche das Recht des freien Verkehrs mit Jedermann, also auch mit dem Papste in Rom und hat, da § 18 die Preßfreiheit garantirt, natürlich auch das Recht, die etwaigen Befehle seiner Oberen vermittels der Presse zu veröffentlichen. Das placetum regium existirt also nicht, ebenso wenig wie ein Concordat, oder eine staatlicherseits angeordnete und überwachte Sonntagsfeier, doch wollen wir gleich bemerken, daß in Belgien Sitte und öffentliche Meinung in Bezug auf letztere einen viel wirksameren Druck ausüben, als die Polizei jemals vermöchte.

Der Clerus hat in Belgien Jahre lang factisch eine Herrschaft ausgeübt, das ist richtig; aber er herrschte nicht vermöge eines besonderen Rechtstitels, nicht vermöge von Institutionen, die eine besondere Macht in seine Hände gelegt, sondern nur vermöge seines Einflusses auf die Bevölkerung. Macht und Recht lassen sich freilich beschränken, nicht aber der Einfluß, und wer die Freiheit will, muß auch ihre etwaigen Consequenzen mit in den Kauf nehmen. Wenn die belgische Bevölkerung clericale Abgeordnete in die Kammern schickt, so ist das eine Thatsache, mit der der Politiker zwar rechnen muß, die sich aber nicht ändern läßt: auch die hochcultivirte Rheinprovinz schickt Ultramontane in den Reichstag, allein es hat, so viel wir wissen, noch Niemand daran gedacht, dieser Thatsache etwa durch eine Aenderung des Wahlgesetzes begegnen zu wollen.

Jede Partei ohne Ausnahme strebt nach der Herrschaft, weil sie eben nur dann, wenn sie am Ruder ist, hoffen kann, ihre von ihr doch für allein richtig gehaltenen Principien zur praktischen Geltung zu bringen. So hat auch die katholische Partei Belgiens, wenn eine ultramontane Kammermajorität sie zur Herrschaft berief, diese Gunst der Umstände in jeder Hinsicht auszubeuten verstanden; allein es ist ihr nie eingefallen, an den die Trennung der Kirche und des Staates proclamirenden Artikeln der Verfassung zu rütteln: — dieselben sind für sie das Bollwerk, welches sie gegen eine Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten auch dann schützt, wenn, wie schon oft geschehen, sich die Wahlen gegen sie erklären; für die Liberalen sind sie der Ausdruck eines von ihnen als richtig anerkannten Princips, mithin für beide Parteien der unantastbare Grund- und Eckstein des gesammten Staatslebens.

Während die bloße Thatsache, daß Wilhelm I. Protestant, den gesammten belgischen Clerus zur heftigsten Opposition gegen ihn und seine Regierung aufrief, ließ derselbe so ungeheuer einflußreiche Clerus, nachdem er gegen jede staatliche Bevormundung verfassungsmäßig gesichert war, es nicht nur ruhig zu, daß in der Person Leopolds von Coburg ein Protestant den belgischen Thron bestieg, ja er beförderte sogar dessen Wahl, weil er von der allerdings sehr richtigen Erwägung

ausging, daß der protestantische Herrscher eines katholischen Volkes noch weniger als ein Katholik im Stande sein würde, dem Clerus dieses Volkes entgegen zu treten. Der günstige Stern, der seit seiner Unabhängigkeitserklärung über Belgien geleuchtet, zeigte sich auch bei der Königswahl. Leopold I. begriff seine Rolle als constitutioneller König vollkommen und versuchte nie, dem verfassungsmäßig zum Ausdruck gelangten Willen des Volkes gegenüber einen anderen geltend zu machen. Stets wählte er ein der Majorität der Kammer entsprechendes Ministerium und ließ dasselbe fallen, wenn diese Majorität ihm nicht mehr zur Seite stand; eine Kammerauflösung war nur ein Appell an die Wähler, ihren Willen, zur Klärung der Situation, zum Ausdruck zu bringen.

Diese kluge Haltung des Königs trug natürlich nicht wenig dazu bei, dem von zwei verschiedenen Nationalitäten bewohnten Lande, in welchem es mithin auch an scharf prononcirten Gegensätzen nicht fehlte, den inneren Frieden zu erhalten.

Frieden und Freiheit — und das belgische Volk genoß ein größeres Maß politischer Freiheit als die Mehrzahl der übrigen Völker Europas — müssen aber nothwendig Reichthum erzeugen! Werfen wir also einen Blick auf die materielle Entwickelung des Landes.

Belgien umfaßt in den Grenzen, welche der am 19. April des Jahres 1839 mit den Niederländern abgeschlossene Frieden ihm gegeben, einen Flächenraum von 534,94 Quadratmeilen mit 5,336,185 Einwohnern, ist mithin bei einer Durchschnittsbevölkerung von 10,000 Einwohnern pro Quadratmeile, das dichtbevölkertste Land Europas. Da die Volksdichtigkeit ein Gradmesser der Volkscultur, so illustrirt diese Thatsache schlagend die Höhe nicht nur der materiellen, sondern auch, da erstere ohne diese letztere nicht möglich ist, die der intellectuellen Cultur, zu welcher die Bevölkerung sich emporgeschwungen.

Obgleich in den wallonischen Provinzen der fast ganz aus Quarz und Schiefer bestehende Boden dem Ackerbau nicht günstig ist, so daß weite Strecken nur auf die Viehzucht hingewiesen, obgleich es auch in den fruchtbaren vlämischen Provinzen an weiten Heidestrecken nicht fehlt — wir erinnern nur an die Campine, die weite Wasserscheide zwischen Schelde und Maas — so vermag doch das Land, Dank der hochentwickelten belgischen Landwirthschaft und der ungehemmten Theilbarkeit des Bodes, mit den Erzeugnissen desselben die eigene Bevölkerung zu ernähren, was wir in Deutschland bei einer relativ noch nicht halb so starken Bevölkerung leider nicht vermögen.

Allerdings bedarf auch Belgien gleich uns des Getreideimports, allein derselbe wird im Werthe durch die starke Ausfuhr von Vieh und Industriegewächsen aufgewogen.

Uebrigens sind in Belgien nur 25% der Bevölkerung — in den wallonischen Provinzen etwas weniger, in den vlämischen etwas mehr — mit dem Ackerbau beschäftigt, denn Belgien ist eben kein Agricultur-, sondern ein Industriestaat.

Der Handel ist natürlich sehr bedeutend; Ex- und Import heben sich um so mehr, je mehr das Land in seinem Zollsystem sich schrittweise und allmälig dem Freihandel näherte; man huldigt eben in Belgien anderen wirthschaftlichen Anschauungen als Fürst Bismark und traut dort den Schutzzöllen zwar die Fähigkeit, den Markt zu verengen

Digitized by Google

und die Kassen zu leeren, nicht aber die Wunderkraft zu, der Industrie neue Absatzgebiete und damit der Arbeiterbevölkerung neue Quellen des Verdienstes zu eröffnen. Uebrigens wird fast der gesammte Ex- und Import Belgiens, so weit der Seeweg dabei in Betracht kommt, unter fremder Flagge geführt: Belgien ist eben kein Seestaat und Antwerpen, dessen Hafen im sechszehnten Jahrhundert der allgemeine Sammelplatz der Flaggen aller damals bekannten Länder der Erde gewesen, hat seine alte Bedeutung nicht wieder erlangt.

Dahingegen befindet sich die durch den Kohlen- und Eisenreichthum der wallonischen Provinzen begünstigte Industrie des Landes, trotz der momentanen Ungunst der Geschäftslage, in einer fortwährend steigenden Blüthe.

Nachdem jede frühere Regierung auf Hebung der Communicationsmittel bedacht gewesen, überzog die gegenwärtige das Land mit Eisenbahnen, und zwar ging Belgien damit allen anderen Ländern des Continents voran. Anfangs huldigte man dem Staatsbahnensystem, erkannte jedoch noch rechtzeitig, daß es einmal die Natur des Staates verkennen heiße, wenn man ihn auf solche Weise zu einer Erwerbsgenossenschaft mache und daß, zweitens, selbst ein so reiches, dichtbevölkertes Land wie Belgien nicht im Stande sei, sein Gebiet auf Staatskosten mit einem den Anforderungen des Verkehrs und der Bevölkerung entsprechenden Bahnennetze zu versehen, ohne höchste Gefährdung seiner Finanzen. Um letztere zu vermeiden, hätte man entweder sich auf den Ausbau einiger Hauptlinien beschränken und damit alle nicht von diesen Linien berührten Landschaften zur Uncultur und allmäligen Verarmung verdammen, oder den Bahnentarif eventuell in einer Weise erhöhen müssen, der der belgischen Industrie die Lebensadern unterbunden und dieselbe auf manchem Gebiet concurrenzunfähig gemacht haben würde. Unter diesen Umständen faßte man den sehr vernünftigen Entschluß, die bisher von der Hand gewiesene Mitwirkung der Privatindustrie zuzulassen und schlug gerade den umgekehrten Weg ein, den Fürst Bismarck — und keinenfalls zum Heile des preußischen Volkes — jetzt zu wandeln beliebt: man ging vom System der Staatsbahnen zu dem der Privatbahnen über.

Am 1. Januar 1872 befanden sich 3155 Kilometer Eisenbahnen im Betriebe, worunter nur 1424 Kilometer Staatsbahnen; heute besitzt Belgien 3589 Kilometer Bahnen, verfügt mithin, im Verhältniß zu seinem Areal, über die relativ größte Schienenmenge in der Welt.

Da Belgien einen bedeutenden Theil der niederländischen Staatsschuld hatte übernehmen müssen, so befanden sich die Finanzen des jungen Staates anfangs in einem keineswegs blühenden Zustande. Aber dieselben verbesserten sich mit dem steigenden Wohlstande der Bevölkerung, so daß man im Gegensatz zu den von einer ungeheuren Militärlast niedergedrückten continentalen Großstaaten, in denen fortwährend nur von Steuererhöhungen die Rede war, an Steuermäßigungen denken konnte; abgesehen von der bereits erwähnten Aufhebung des Octroi, ließ man den Zeitungsstempel fallen, ermäßigte die Gewerbesteuer ꝛc.

Auch politische Reformen vollzogen sich auf streng verfassungsmäßigem Wege: das Wahlgesetz wurde mehrfach umgestaltet und das Wahlrecht im liberalen Sinne erweitert, und im Jahre 1849 entzog

Digitized by Google

man allen vom Staate besoldeten Beamten das passive Wahlrecht, mit welcher Maßregel man, abgesehen davon, daß dieselbe eine wenn auch unbeabsichtigte und unverdiente Kränkung des belgischen Beamtenthums enthielt, jedenfalles über das beabsichtigte Ziel hinausschoß: die Absicht, den Willen der Wähler in den Wahlen zum möglichst reinen Ausdruck gelangen zu lassen und gleichzeitig die Erwählten der Nation jeder äußeren Beeinflussung zu entziehen, rechtfertigte keineswegs eine Maßregel, welche einen großen und ehrenwerthen Theil der Bevölkerung eines kostbaren Rechts beraubte.

Das im Ganzen lichtvolle Bild, welches wir soeben von der Entwickelung Belgiens entworfen haben, zeigte lange Zeit einen trüben Flecken; derselbe ruhte in den Nationalitätsverhältnissen des Landes.

Belgien wird nämlich von zwei verschiedenen Nationalitäten bewohnt, den Wallonen in Lüttich, Hennegau, Namur, Luxemburg und dem südlichen Theile von Brabant, den Vlamingen in Ost- und Westflandern, Antwerpen, Limburg und den nördlichen Theilen von Brabant. Die Schriftsprache der Wallonen ist das Französische, die der Vlamingen, welche deutschen Stammes und ihre Sprache selbst als Niederduitsch bezeichnen, das Vlämische, welches, von einigen sehr unbedeutenden orthographischen Verschiedenheiten abgesehen, mit dem Niederländischen identisch ist.

Die Vlamingen sind der größere Theil der Bevölkerung; in der Regel giebt man ihre Zahl auf drei, die der Wallonen auf zwei Millionen an.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in einem mehrsprachigen Staate nothwendig eine Sprache die herrschende sein muß, aber zugleich fordert die Gerechtigkeit, daß diese Sprache die der Majorität der Bevölkerung sei; in Belgien aber war letzteres nicht der Fall.

Alle Dinge, mithin auch alle staatlichen Schöpfungen, tragen den Stempel ihres Ursprungs. Die belgische Revolution ging vorzugsweise von den wallonischen Provinzen aus, die sich ja auch außer den ihnen mit den Vlamingen gemeinschaftlichen Beschwerden noch über einen nationalen Druck zu beklagen hatten und wo mithin auch die Erbitterung gegen die holländische Herrschaft am größten war. Die nach den ersten Unruhen in Brüssel zugezogenen Lütticher waren es, die in den blutigen Septembertagen den Sieg über die holländischen Truppen entschieden. Wallonen waren es, die sich des verwaisten Staatsruders bemächtigten, deren Agenten waren es, die die vlämischen Provinzen, die diesem Anstoß nur zögernd folgten, in die Bewegung hineinrissen und sich dabei natürlich zugleich der besten Stellen, der einflußreichsten Aemter bemächtigten und damit zugleich das Französische zur herrschenden Sprache des Landes erhoben.

Letztere war natürlich, da ja, wie wir bereits ausgeführt, die Einheit der Verwaltung und der Armee nothwendig bedingt, daß in einem mehrsprachigen Lande eine Sprache die herrschende sein muß; zugleich aber fordert die Gerechtigkeit, daß dieser durch das Zusammenleben verschiedener Nationalitäten in einem Staate bestimmte sprachliche Druck nicht weiter ausgedehnt werde, als durch die Staatseinheit nothwendig geboten ist, nämlich auf den Verkehr der Centralbehörden unter ein-

Digitized by Google

ander, nicht aber auf den Verkehr der Behörden mit dem Publikum, der unter allen Umständen in der Sprache des letzteren zu erfolgen hat.

Dieselben Leute, die fünfzehn Jahre lang in allen Tonarten gegen den von den Holländern ausgeübten Sprachzwang deklamirt und perorirt hatten, übten jetzt, nachdem sie selbst an das Ruder gelangt waren, in den vlämischen Provinzen einen hundertfach härteren Druck aus. Alles, Alles sollte französisch werden, Armee, Justiz, Verwaltung, Schuld und Gemeinde; man nannte das Vlämische eine auf das Weichbild beschränkte Sprache der Uncultur im Gegensatz zum Französischen, der Weltsprache der Bildung und der Freiheit. Man erklärte es für einen Act des Patriotismus, das Vlämische, „die Sprache des Nationalfeindes", auszurotten und jede Dorfgemeinde mußte sich einen Schreiber halten, das Protokoll der Verhandlungen des Gemeinderathes, von dem vielleicht nicht ein einziges Mitglied des Französischen kundig, wenigstens französisch niederzuschreiben.

Das Vlämische ertönte officiell nur noch in der Kirche und in dem Umstande, daß dieselbe sich im Verkehr mit ihren Gemeindegliedern der überall sonst unterdrückten Muttersprache bediente, beruht ein Theil des großen Einflusses der Geistlichkeit auf die vlämische Landbevölkerung.

Diese wahnsinnige Hast, das vlämische Volk zu entnationalisiren, fand nur in der Natur der Dinge ihre Grenze: die Localbehörden mußten sich des Vlämischen bedienen, weil sonst ein Verkehr mit Ortsangehörigen überhaupt nicht möglich gewesen sein würde. Vor Gericht behandelte man in allen Fällen, wo es nicht anders ging, mit den Parteien in vlämischer Sprache, faßte aber das Protokoll der Verhandlungen und das Urtheil französisch ab; die höheren Tribunale bedienten sich nur des Französischen, ebenso gelangte bei Schwurgerichtsverhandlungen, wo man sich eventuell der Dolmetscher bediente, nur das Französische zur Anwendung. Im Elementarunterricht mußte man dem Vlämischen sein Recht lassen, weil es ebensowohl an Lehrern fehlte, den Unterricht in französischer Sprache zu ertheilen, wie an Schülern, die diesem Unterricht hätten folgen können; aber im mittleren und höheren Unterricht fand die Muttersprache von drei Fünftel der Belgier keine Stelle.

Gegen einen derartigen nationalen Druck konnte eine Opposition, die freilich das wallonische Beamtenthum als Ausfluß des Orangismus und als Vaterlandsverrath zu brandmarken nicht unterließ, natürlich nicht ausbleiben. Diese Opposition, der Kampf des vlämischen Elements gegen den Druck des Franzosenthums, ist die vlämische Bewegung.

Die vlämische Bewegung ist also eine politische Bewegung; da aber Literatur und Politik keine Gegensätze sind, sondern sich ergänzen wie Theorie und Praxis, so kann es nicht überraschen, wenn dieselbe zunächst in der Literatur zum Ausdruck kam, und in Deutschland kennt man durch die frischen Geistesblüthen, welche sie auf literarischem Gebiet zeitigte, hauptsächlich nur die literarische Seite derselben. Von vornherein war es bei der im Allgemeinen freisinnigen Verfassung des Landes vorauszusehen, daß die vlämische Bewegung ihr Ziel erreichen und die Gleichberechtigung der vlämischen Sprache mit der französischen, so weit eine solche in einem zweisprachigen Staate überhaupt möglich ist, endlich durchsetzen würde. Aber der Weg war langsam und mühe-

Digitized by

voll und der enge Rahmen unserer Arbeit erlaubt uns nicht, denselben in allen seinen verschiedenen Windungen zu verfolgen; endlich im Jahre 1873 kam ein Gesetz zu Stande, welches in den Provinzen Ost- und Westflandern, Antwerpen und Limburg und im District Löwen das Vlämische für die Sprache der Correctional- und Criminaljustiz erklärte. Dies Gesetz war, nachdem schon früher das vlämische im höheren und mittleren Unterricht eine entsprechende Stelle gefunden, gewissermaßen die Krönung des Gebäudes; es gewährte Alles, was ohne Gefährdung der Staatseinheit in einem zweisprachigen Lande irgend zu erringen war.

Auch in Belgien ist nicht Alles golden, auch dort bleibt der Zukunft noch viel, ungeheuer viel zu thun übrig. Wenn aber ein Belgier heute auf die fünfzig Jahre, die seit Erklärung der belgischen Unabhängigkeit verflossen sind, zurückblickt und bedenkt, wie viele Revolutionen seitdem Europa erschüttert, wie viele blutige Kriege dessen Boden verwüstet, während Belgien ungestört des Friedens sich freute und zunahm an Wohlstand, Freiheit und Cultur, so hat er wohl Ursache, den Tag festlich zu begehen, an welchem sein Vaterland vor fünfzig Jahren in die Reihe die unabhängigen Staaten Europas eintrat.

Das Ende.

Das Auge kann nicht satt sich sehen
An all der Erd- und Himmelspracht;
Es möchte, was da Licht verstehen,
Und weint, wenn es sich schließt zur Nacht!

Das schönste Weib genügt ihm schwerlich,
Kein Schauspiel ist ihm Ruhestatt,
Doch — was im Licht noch so begehrlich —
Ein wenig Erde macht es satt! —

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Von Biarritz nach Fuentarabia.

Eine Saisonskizze von A. von Bosse.

Biarritz ist das reizendste Seebad, das man sehen kann. Es giebt vielleicht kein anderes so malerisch gelegenes Gestade, keine schöneren Felsen — diejenigen der Bretagne ausgenommen — nirgends einen gewaltigern Wellenschlag, nirgends ein bewegteres und heiterers Leben. Es scheint, als ob Franzosen, Spanier und Engländer sich dort ein Rendezvous gäben. Man kann sich kaum die ungeheure Menge der verschiedensten Fuhrwerke vorstellen, die zu jeder Stunde, jeder Minute vom frühen Morgen bis spät in die Nacht auf der staubigen Landstraße von Bayonne nach Biarritz hin und her rollen.

Vormals war dieser so berühmte Badeort ein altes Dorf, das in der Geschichte des XI. Jahrhunderts auftaucht, wo die ersten Wallfische im Golf von Gascogne von den ersten baskischen Wallfischfängern verfolgt wurden. Späterhin, als man den armen Thieren zu hart zusetzte, entflohen sie nach dem Norden und Wohlstand und Reichthum verließen Biarritz mit ihnen.

Als dann vor einigen funfzig Jahren die Seebäder in die Mode kamen, verjüngte sich der armselige Weiler, der inzwischen sein Leben nur kärglich gefristet hatte, und wurde allmälig die reiche, schöne Stadt mit ihrem Boulevard, ihrer Markthalle, ihren prächtigen Läden und großen Gasthöfen, die sich jetzt stolz und kokett am sandigen Ufer des Biskayschen Meerbusens ausbreitet.

Obschon der, welcher Biarritz erst zu seinem Culminationspunkt erhob, entthront und todt ist, hat der Badeort wenig von seinem Glanz und seiner Berühmtheit eingebüßt. Nur die Villa Eugenie, ein großes, aus rothen Backsteinen mit weißen, steinernen Verzierungen bestehendes Gebäude, liegt einsam und verlassen mit geschlossenen Fensterläden auf dem Gipfel zweier Felsen dicht am Strande des großen Oceans. Dieser wirft seine brausenden Wellen gegen den Fuß des Gesteins, das die hohe, breite, sich vor der Fronte des Schlosses ausdehnende Terrasse trägt. Vielleicht haben dieselben Wassermassen den Felsen von St. Helena und die Küsten Englands besucht und wissen von den zwei Kaisergräbern zu erzählen, in welche die beiden Verbannten hinabgesenkt wurden, die einen Augenblick Europa Gesetze vorschreiben wollten, der eine durch das Schwert, der andere durch seine Politik.

Man könnte das große, massive Gebäude eher für eine Telegraphenanstalt oder ein englisches Institut, als für eine kaiserliche Residenz halten.

Digitized by Google

Die innere Einrichtung ist überaus einfach und bietet nichts Sehenswerthes dar, außer den Gobelins, welche die beiden Empfangssäle zu ebener Erde schmücken und Scenen aus Don Quixote schildern. Sie stammen aus den Zeiten Ludwig XV. und wurden wahrscheinlich vom Kaiser gewählt, um seiner Gemalin ihr Heimatland und dessen großen Dichter zu vergegenwärtigen. Die übrigen Gemächer sind mit großblumiger Fretonne ausgeschlagen. Das Arbeitszimmer Ludwig Napoleons ist ebenfalls höchst einfach, beinahe düster. Große Karten an den Wänden, Sessel von braunem Maroquin, ein brauner Schreibtisch; auf dem Kaminsims eine Pendule von schwarzem Marmor, den ersten Consul in Egypten darstellend. In einem Seitenkabinet überraschte mich der bunte Inhalt des Bücherschranks: die Bibel, Plutarch, Clarisse Harlowe, der rasende Roland, das befreite Jerusalem, Pascal, Lamartine ꝛc. In einem der Nebenzimmer hing der Stahlstich eines von Winterhalter gemalten Bildes: die Kaiserin inmitten ihrer Damen.

Wenn man mit dieser eleganten, jugendlichen Erscheinung die Photographie der corpulenten Matrone vergleicht, die an der Seite ihres Sohnes in den Schaufenstern zu Biarritz prangt, so hält es schwer, die ehemalige Kaiserin darin wieder zu erkennen; man würde sie eher für eine jener dicken spanischen Damen halten, die gleich Enten auf dem sandigen Strande herumwatscheln.

So schön und anziehend die Spanierinnen in der Jugend sind, mit ihren schwarzen Haaren und Augen, ihren indolenten, aber doch anmuthigen Bewegungen, die zarte Gestalt in die weichen Falten eines hellfarbigen, seidenen Shawls gehüllt, oder Sonntags, wenn sie, das Gebetbuch in der Hand und die Spitzenmantille über der Stirn, zur Messe gehen, so schwerfällig und unschön hingegen erscheinen sie im reifern Alter. Sie wollen dann die Jugendfrische durch eine künstliche ersetzen, und die gemalten Gesichter schimmern wie wachsene Puppenköpfe durch die gesenkten Schleier, während sie nur mit Mühe ihre gewichtige Person im Gange erhalten. Die ebenso verächtliche als lächerliche Thorheit dieser Malerkunst wird selbst von jüngeren Damen in Anwendung gebracht.

Doch jetzt zurück zur Villa. Die schönsten und lustigsten Zimmer der ersten Etage mit dem Balkon und der Aussicht auf das Meer sind die des jungen, nun auch in fernster Fremde gestorbenen, Prinzen. Sein Bett ist von einem Schirm umgeben, in dessen sammetartigen Stoff alle die Fabeln von Lafontaine eingewirkt sind, die eine Warnung vor der Schmeichelei enthalten, z. B. die vom Fuchs und Raben ꝛc.

Der Park mit seinen hohen Dünenfichten, seinen Tamarindengebüschen, seinen schönen Schilfgewächsen, und grünen Rasenplätzen breitet sich wie eine Oase auf dem unfruchtbaren Strande aus. Die salzige Seeluft, sowie die Stürme sind Bäumen und Pflanzen im höchsten Grade schädlich, und es hält unter den erwähnten Einflüssen sehr schwer, diesem undankbaren Boden einige Vegetation abzugewinnen. Man sucht daher die zartesten Gewächse hinter breiten Wänden von Weidengeflecht vor der Seeluft und dem Winde zu schützen. Was die Rosen anbetrifft, so habe ich in Biarritz nicht eine einzige gesehen.

In einer kleinen Entfernung von der Villa steigt der auf einem

Digitized by Google

vorspringenden, das Meer beherrschenden Felsen erbaute Leuchtthurm in majestätischer Weise zum Himmel auf.

Es giebt drei Badeplätze in Biarritz: den alten Hafen, der ehemals die kühnen Züge der Wallfischfänger sah, wo sich aber jetzt die friedlichen, furchtsamen Leute baden; den großen Strand, der auch das Gestade der Wahnsinnigen heißt, wo die muthigsten Schwimmer dem mächtigen Wellenschlag trotzen und die baskische Küste, die hauptsächlich von den Basken besucht wird.

Nicht weit vom alten Hafen erblickt man mit Erstaunen ein wahres Felsenchaos. Man könnte glauben, die Titanen hätten dort den Himmel stürmen wollen, und diese großen wunderlich geformten Felsstücke wären von oben wiederum auf sie herabgeschleudert worden. Das Meer führt unausgesetzt einen schrecklichen Krieg gegen die Steinblöcke. Wiederholt hat Napoleon versucht, hier einen Hafen zu erbauen. Alle Arbeiten wurden sofort durch die tobenden Fluten zerstört. Da ließ die Kaiserin auf der höchsten Spitze eines dieser Felsen, welcher eine natürliche Kuppel bildet, eine Madonna errichten, die das unbändige Element beschwören sollte. Alles vergebens, der Wuth dieser Wassermassen vermag kein Menschenwerk zu widerstehen!

Das Biskayische Meer, diese endlos grünlich-blaue Fläche, die sich in weitester Ferne mit dem Himmel zu vereinigen scheint, ist wahrhaft herrlich.

Nahe am Strande ragen mächtige kaffeebraune, hie und da mit Grün bewachsene Felsen aus den Fluten empor. Die anstürmenden weißgekrönten Wellen haben durch tausendjährige Arbeit tiefe Grotten darin ausgehöhlt, unter deren schützendem Gestein Millionen kleiner Muschelthiere nisten.

Abends, bei Sonnenuntergang, tauchen am fernen Horizont zahllose kleine Fischerboote auf, die wie weiße Schwäne mit ausgespannten Flügeln Biarritz zueilen, um vor Nacht heimzukommen. Wenn später der Mond aufgeht, die Sterne flimmern, und die Flamme des Leuchtthurms bald roth, bald gelb, bald weißlich durch die Nacht schimmert; wenn die Felsen wie schwarze Seeungethüme aus den dunklen Fluten sich erheben, wenn man das Grollen und Tosen der Wellen für ihre Stimmen halten möchte und den Meerschaum für weiße Wassernixen, die um sie herumspielen; so fühlt man sich aufs Tiefste ergriffen von der schaurigen, erhabenen Größe dieses Anblicks.

Von Biarritz nach Spanien ist nur ein Katzensprung. Man hatte mir so oft gesagt: „Haben Sie Fuentarabia gesehen? Sie müssen nach Fuentarabia gehen", daß mich die Lust anwandelte, diese alte, berühmte spanischen Festung zu besuche, obgleich meine Bekannten — es war im Jahre 1875 — Zeter schrieen und mich fragten, ob ich mich von den Karlisten erschießen lassen wolle.

Ich machte mich daher auf den Weg nach Spanien, diesen Weg, den so viele glänzende Persönlichkeiten betreten hatten. Auf dieser Heerstraße kehrte Franz I. aus seiner Gefangenschaft nach Frankreich zurück, ihm folgte bald nachher die Schwester Karl V., die Königin Eleonore, die Franz zu seiner Gemalin machte. Anna von Oesterreich nahm diesen Weg, um Ludwig XIII. zu heirathen. Ludwig XIV. gab zu Saint Jean-de-Luz das Schauspiel seiner königlichen Vermälung mit Marie

Digitized by Google

Thereſe, der Tochter Philipps IV. Napoleon I. empfing zu Marrac die Erbſchaft des alten Karl VI., um dann dieſe Krone auf das Haupt ſeines Bruders Joſeph zu ſetzen.

Und wie viele berühmte Krieger ſehen wir nicht dort vorüberziehen! Die Helden Karls des Großen, vor Allen der tapfere Roland. Später du Guesclin; den ſchwarzen Prinzen und die engliſchen Banden; Dunois und die Soldaten Karl VII.; dann Baſſompierre; nachher Murat, Junot, Soult, Moncey und die Bataillone des erſten Kaiſerreichs.

Von Biarritz fuhr ich mit dem Omnibus bis zum Bahnhof der Négreſſe, von da gings mit der Eiſenbahn nach Guétary und Saint Jean-de-Luz; die beiden letztgenannten Orte ſind ebenfalls Seebäder, aber klein und wenig beſucht; obſchon maleriſch gelegen, entbehren ſie doch des regen Lebens, das einen der größen Reize von Biarritz ausmacht. In weniger als zwei Stunden befand ich mich in Hendage, der letzten kleinen franzöſiſchen Stadt, und an den Ruinen der alten Feſte. Der Weg dahin führt durch bewaldete Anhöhen voll hoher Kaſtanienbäume, Akazienſträucher, Ginſter und blühender Haide.

Ich fragte einen jungen Abbé, der im Wagen mit mir ſaß, ob er Fuentarabia kenne; er verneinte und fügte hinzu, er dürfe den ſpaniſchen Boden nicht ohne Paß betreten. Dann erzählte er mir mit claſſiſcher Ruhe, die Karliſten hätten unlängſt zwei engliſchen Touriſten die rechten Ohren abgeſchnitten und dieſe beiden Gliedmaßen dem engliſchen Conſul mit dem Bemerken überſandt: wenn das Löſegeld für die Söhne Albions zu lange auf ſich warten ließe, ſo würden die beiden linken Ohren baldigſt nachfolgen. Die Geſchichte des Prieſters mißfiel mir höchlich, und ich faßte voller Unbehagen nach meinen Gehörorganen, tröſtete mich indeß mit dem Gedanken, man habe dem Abbé eine Zeitungsente aufgebunden.

Auf dem Bahnhof zu Hendage ſtanden lange Reihen von Dampfmaſchinen, Wind und Wetter ausgeſetzt, ſchon verroſtet und verdorben durch Regen und Sonnenſchein; ſie gehörten den Spaniern. Die Linie war der Karliſten wegen unterbrochen worden, die ſich in den jenſeits gelegenen Bergen feſtgeſetzt hatten. Auch das Büffet auf dem Bahnhof war eingegangen; man konnte nur noch einen berühmten, hier bereiteten Liqueur bekommen, der mir von der trübſeligen, bleichen Wirthin gereicht wurde; ſie hatte durch den Krieg all ihren Wohlſtand verloren.

Hendage liegt auf dem Rücken eines Hügels, welcher ſich der Bidaſſoa zuſenkt, deren friedlich klarer Waſſerſpiegel Frankreich von Spanien trennt. Da ich einen Führer haben wollte, um an das Flußufer zu gelangen, wandte ich mich an einen ſonnengebräunten Burſchen, der ohne Hut und barfuß, nur mit einem blau und weiß geſtreiften Hemd und kurzen Hoſen bekleidet, neben mir herlief. Er antwortete auf baskiſch; wir konnten uns nur durch Zeichen und das Wort Fuentarabie verſtändigen. Es war ein langer, ſonniger Weg, von kleinen, farbigen Häuſern begrenzt, deren Erdgeſchoß meiſtens einen Kramladen enthielt, wo Liqueure und Madonnen, Roſenkränze und Cigarren in buntem Wirrwarr mit anderen Waaren die Schaufenſter füllten. Ueber den Thüren der Wirthshäuſer und Läden befanden ſich Inſchriften in franzöſiſcher und ſpaniſcher Sprache.

Ueber dieſen Gebäuden ſah man dachloſe ſteinerne Ruinen, deren

Digitized by Google

Inneres aus einem wüsten Raum bestand, während üppiges Rankenwerk von den zerbröckelten Mauern niederhing.

Wir waren jetzt an der Bidassoa angekommen; drüben am jenseitigen Ufer erhoben sich auf einem Felsen, hoch über dem Wasser, die stolzen, geschwärzten Trümmern einer Citadelle; daneben der achteckige Glockenthurm der Kathedrale, dessen schöngeformte, an jeder Ecke mit einer steinernen Kugel verzierte Kuppel von reichen Pilastern getragen wurde.

„Fuentarabia", sagte mein Führer, auf diese malerischen Bauwerke deutend. Ich fragte einen der Fischer, die mit ihren Kähnen am Ufer harrten, nach dem Preise der Ueberfahrt, welche sich ungefähr in zehn Minuten bewerkstelligen ließ.

„Zehn Franken für drei Personen" — hinter mir stand ein Herr und eine Dame — erwiederte er zum Glück in französischer Sprache.

„Er will zehn Franken haben", sagte ich zu dem Herrn gewendet, der eben meine Frage wiederholte.

„Bin erstaunt, daß er nicht zwanzig verlangt", entgegnete dieser lakonisch, „das ist so Brauch hier, was ihn nicht verhindern wird, Jeden von uns für zehn Sous überzusetzen."

Und in der That, trotz allen Betheuerungen des Gegentheils, war er am Ende mit seinen dreißig Sous sehr zufrieden. Vom Schiffchen aus sahen wir uns zur Seite die große, gewölbte Brücke, die Frankreich mit Spanien verbindet und welche die verschlungenen Namenszüge Ludwig Napoleons trägt. Links auf derselben stand die französische, rechts die spanische Schildwache.

Vor uns erhob sich das Cap du Figuier, das den Golf von Gascogne verbarg; nach rechts zu Fuentarabia, und hinter uns dehnte sich die Pyrenäenkette bis in die blauen Fernen. Ein französisches Kanonenboot lag am diesseitigen, ein spanisches am jenseitigen Flußufer. In dem Einschnitt zweier Berge zur Rechten von Fuentarabia erblickte man die hübsche, so malerisch hoch gelegene Kirche von Notre Dame de Guadalupe, und auf den angrenzenden Höhen Wachtthürme, die den Alfonsisten als Beobachtungsposten dienten. Kanonen- und Flintenschüsse tönten deutlich aus dem Gebirge zu uns herüber. Jetzt ließ sich das Feuer mehr in unserer Nähe hören.

„Wie sonderbar", rief ich, „sehen Sie nur dort die Kreise auf dem Fluß, ich glaube, man wirft Wasserjungfern."

„Hübsche Wasserjungfern, diese Flintenkugeln", brummte mein Franzose, „danke für die Bekanntschaft de ces demoiselles."

„Tags über ist nicht viel zu befürchten von den Karlisten, aber während der Nacht ists hier nicht gut sein", meinte der Fischer phlegmatisch.

Mir fiel das Lied von Uhland ein, das hier eine so passende Anwendung fand:

„Friedlich rauscht die Bidassoa
In der Heerde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend steiget nieder
Eine Schaar zum Flußgestad,
Unstet, mit zerrissner Fahne,
Blut beträufelt ihren Pfad."

Digitized by Google

Es zwickte mir unwillkürlich in den Ohren, und ich sah schon, wie man eins der meinigen dem deutschen Consul auf einem Teller präsentirte. Da es um mein Lösegeld windig ausgesehen hätte, denn Niemand würde sich meiner werthen Person halber in Unkosten stecken, so fühlte ich im Geiste schon, wie auch mein zweites Gehörorgan Abschied von mir nahm und mich überzog eine Gänsehaut. Zu meiner größten Beruhigung hörte das Schießen auf.

Ein Boot mit kleinen schwarz und weiß geränderten Tönnchen kreuzte das unsrige. Es war eine Ladung von marinirtem Ton, ein in Biarritz gern gegessener, großer Seefisch.

Am Uferrand watete eine alte Frau mit breiträndrigem Strohhut auf dem tief gebückten Kopfe hoch aufgeschürzt im Wasser.

„Was sucht denn die Alte?" fragte ich.

„Messerhefte", gab man mir zur Antwort. Ich sah erstaunt aus.

„Es sind lange Muscheln, welche die Form von Messerheften haben", erklärte mir mein Reisegefährte.

Wir legten am jenseitigen Ufer an. In einem verfallenen Mauerwerk, das nicht eine Spur von Thüren oder Fenster zeigte, saßen einige Männer, es waren Zollbeamte, ich hätte sie eher für Schmuggler gehalten. Wir stiegen eine mit spärlichem Grün und kleinen, wilden Malven bedeckte Anhöhe hinauf, die hier und da von Platanen beschattet wurde und zu einem künstlich ausgehauenen, prächtigen Portal führte, an dem ein spanischer Soldat Wache hielt. Von der spanischen Inschrift darüber konnte ich leider keine Silbe entziffern. Ich stand vor Ueberraschung und Bewunderung still. Worin liegt denn der fesselnde Reiz dieser Stadt?

Um ihn zu fühlen, bedarf es nur eines Augenblicks. Die Hauptstraße, Calle Major, die sich vom Thore ab nach aufwärts zieht, versetzt mich wie durch Zauberschlag in eine Märchenwelt. Wer sich das alte katholische, monarchische Spanien mit seinen prachtvollen ernsten Palästen vergegenwärtigen will, die von den Hidalgos bewohnt wurden, diesen spanischen Granden von makelloser Ehre, unveräußerlicher Würde und unbeugsamer Biederkeit, der gehe nach Fuentarabia. Dichter und Maler, Bildhauer und Architekten finden dort Stoff zur Begeisterung.

Aus dem glühenden Sonnenschein trat ich plötzlich in dämmerungsvolle Kühle und befand mich zwischen zwei Reihen steinerner, reich mit Bildhauerarbeit geschmückter, dicht an einander gedrängter Paläste, die selbst in ihrem Verfall noch majestätisch aussahen. Ueberall kunstvoll gemeißelte Wappenschilder, oft ganze Ritter auf dem grauen Gemäuer, eiserne Balkons mit zierlich verschlungenen Arabesken von durchbrochener Arbeit vor allen Fenstern, an allen Etagen, vom ersten bis zum dritten Stockwerk. Die hohen, weit hervorragenden, von schönstem Schnitzwerk getragenen Dachränder berühren sich beinahe über die Straße herüber und dieser schirmende Ueberbau verbreitet den erfrischenden Schatten.

Die gewölbten, mit eisernen Knöpfen und Zierrathen übersäeten Thorwege zeigen noch die kunstreichen Eisenringe, an denen die Knappen die Schlacht- und Turnierrosse ihrer Herren anzubinden pflegten. Im Dämmerschein dieser prächtigen, durch die Jahrhunderte geschwärzten Bauwerke, hinter diesen vergitterten Fenstern, auf diesen zierlichen Bal-

Digitized by Google

kons glaubte man die Schatten von Almaviva, Rosine und Don Juan vorübergleiten zu sehen.

Selbst die kleineren Häuser haben einen gewissen Anstrich von koketter Eleganz in ihrem Baustil. Und welcher Contrast zwischen der majestätischen Größe und Herrlichkeit der Vergangenheit und dem Verfall und der Armuth der Gegenwart! Die hohen Fensterrahmen waren oftmals nur mit alten, verwitterten Brettern zugeschlagen. Einen der stattlichsten und schönsten dieser Paläste hatte man mit Stroh und Reisig angefüllt, das selbst aus den scheibenlosen Fenstern hervordrang. Ich öffnete mühsam das kunstvoll geschmückte Portal eines andern und schaute in das Innere. Eine feuchte, kalte Luft schlug mir entgegen, es lagen Fässer darin.

Die größten und reichsten dieser Prachtgebäude schienen wie ausgestorben, während von den kleineren die armselige Bevölkerung Besitz genommen hatte. Die Gemächer zu ebener Erde waren in Krambuden und Schankstuben verwandelt worden. Durch die offenen Thüren und Fenster sah man in die geschwärzten Räume. Die kleinen, braunen spanischen Soldaten von Don Alfonso in ihren abgeschabten Uniformen zechten und rauchten dort, halb drinnen, halb draußen, die einen stehend, die anderen sitzend oder liegend. Auf den Balkons hingen Fetzen zerrissener Wäsche. Frucht- und Gemüsehändlerinnen mit langen, dunklen, auf den Rücken herabhängenden Flechten saßen auf der glatten Erde in den schmutzigen, mit Kehricht und Abfall bedeckten Straßen. Aus allen Häusern stürzten zerlumpte Kinder auf uns ein, deren Kopf nie einen Hut, deren Fuß nie Strumpf oder Schuh gekannt hatte und verfolgten uns mit ihrer unermüdlich wiederholten Bitte: „Einen Sou, Senor, einen Sou."

Wir erreichten die schöne Kathedrale, die ebenfalls in der Calle Major liegt. Vor der Kirchthür hatte man eine Mauer errichtet, deren oberer Rand mit Schießscharten versehen war; doch blieb seitwärts derselben so viel Raum übrig, daß wir Einer nach dem Andern eintreten konnten. Die Kirche wurde im fünfzehnten Jahrhundert angefangen und im siebzehnten beendigt.

Das Innere ist fast überreich an Bildhauerarbeit und Verzierungen aller Art. Zu beiden Seiten des hohen Hauptaltars erheben sich zwei mächtige Säulen von röthlich und weiß gesprenkeltem Marmor. In der Mitte über dem Altar ist die Statue der Muttergottes mit dem Jesuskinde angebracht; diese sowohl als alle anderen Figuren und Zierrathen bestehen aus vergoldetem Kupfer. Das Licht, welches durch farbige Glasfenster von der hohen Kuppel herab auf die Madonna fällt, brachte eine überraschende Wirkung hervor; es schien uns, als sei sie mit Edelsteinen übersäet. An einem der Seitenaltäre zeigte man in einem wohlverwahrten gläsernen Schrein einen colossalen, alterthümlichen Schlüssel, den des heiligen Grabes. Ich wußte bis dahin nur, daß der Stein versiegelt ward, nicht aber, daß die Pharisäer einen Schlüssel dazu machen ließen. Als Pendant diente der Sockel einer Tempelsäule, welcher aus der Zerstörung von Jerusalem gerettet sein sollte und der auch in einem Glaskasten verschlossen gehalten ward. Der westliche Theil der Kathedrale ist durch eine kunstvolle, für die Kirchensänger bestimmte Tribüne ausgefüllt.

Digitized by Google

Mit Erstaunen bemerkten wir in einem Winkel der Kirche zwei ebenfalls mit Schießscharten versehene Mauern, die mit denen des Gebäudes ein Quarré bildeten, es war eine kleine Thür darin. Wahrscheinlich befand sich hinter dieser Verschanzung ein anderer Ausgang, der ins Freie führte. Die armen Bewohner von Fuentarabia hatten die Absicht, sich aufs Aeußerste gegen die Karlisten zu vertheidigen und ihr letztes Asyl in der Kathedrale zu suchen. Sicherlich gab es in den verlassenen Palästen wenig zu holen; wir sahen nirgends eine Behausung oder eine Person, die auf Reichthum hätte schließen lassen; eine Gruppe Officiere ausgenommen, die den einzig gut aussehenden Theil der Bevölkerung zu bilden schienen. An ihren Dienstmützen waren unverhältnißmäßig große Wachstuchschirme angebracht, wahrscheinlich zum Schutz gegen die Sonne, und die Aermel ihrer Uniformen mit goldenen Sternen bedeckt; ob diese die verschiedenen Grade anzeigen, weiß ich nicht zu sagen.

Wir gelangten, bald nachdem wir die Kirche verlassen, an das Ende der Straße, und betraten nun den sogenannten Waffenplatz. Hier erhob sich vor unseren bewundernden Blicken jenes merkwürdige Monument, welches die Festung heißt und dessen ungeheure Steinmasse die ganze Stadt beherrscht.

Man sieht sogleich, daß es aus verschiedenen Theilen besteht und zwei verschiedenen Epochen angehört.

Der älteste Theil, welcher nach der Bidassoa zu liegt, wurde vom König von Navarra, Sancho Abarca, ungefähr ums Jahr 907 erbaut; den neuern mit der Aussicht auf den Waffenplatz, der unter dem Namen: das Schloß von Jeanne la Folle bekannt ist, schreibt man dem Kaiser Karl V. zu. Dies Gebäude zeugt in seiner Architektur von der finstern, großartigen Pracht, obschon das Innere des Schlosses keine Spur von Verzierung aufweist, welche jene strenge Dynastie zu entfalten liebte und die unter dem grausamen Philipp II. ihren Höhepunkt erreichte. Die Mauern sind fast drei Meter dick. Zu ebener Erde ist eine große Bogenthür im Tudorstil angebracht, ferner vier quadrilaterale Fenster und vier Schießscharten; im ersten Stock befinden sich nur zwei Schießscharten und ein Fenster, im zweiten gar keine Fenster, sondern nur schmale Kanonenluken.

Ich öffnete mit Mühe ein hohes, seitwärts gelegenes, gewölbtes Portal und sah mich plötzlich in einem weiten, von colossalen, hier und da ganz zerbröckelten Mauern umgebenen Raum. Da die Sonne nicht mehr im Zenith stand, so hielt die ungeheure Höhe dieser Steinwände ihr Licht zurück und es herrschte in dem großen stillen Hofe eine sanfte Dämmerung. Epheu und Schlingpflanzen hatten breite Teppiche gewoben, die wie zum Schmuck über diese Trümmer geworfen schienen und bis zu dem ebenfalls mit üppigem Grün bedeckten Erdboden niederfielen.

Beim Anblick dieser herrlichen Ruinen, die selbst in ihrem Verfall noch eine großartige Majestät bewahrten, fühlte ich mich unwillkürlich von einer fast feierlichen poetischen Trauer erfaßt.

Ein Zimmermann hatte dort seine Werkstätte errichtet. Er stand unbeweglich da; das blaue Barret ein wenig seitwärts auf die Stirn gedrückt, die rothe Schärpe um den Hüften und den Meßstock in der Hand, als sei er in irgend eine Berechnung vertieft. Ich bewunderte sein edles

Digitized by

Profil, das einen Maler hätte entzücken können. Die Ankunft der Fremden störte ihn nicht im Mindesten aus seiner stolzen, echt spanischen Ruhe auf; er schien uns nicht einmal zu bemerken. Ich hatte tausend Fragen über das Schloß auf der Zunge, die aber nicht darüber hinwegkamen, weil ich sie weder auf spanisch, noch auf baskisch aussprechen konnte.

Die wenigen Theile der alten Feste, die noch ein Obdach darbieten mögen, sind von Bettlern bevölkert. Auf der Plattform vor derselben hatte man neuerdings gleichfalls Verschanzungen erhoben. Man sah in der Umgebung des Schlosses keine Paläste mehr, sondern nur kleine, unregelmäßig gebaute Häuser. Ich ging dicht an dem offenen Fenster eines der armseligsten vorüber, aus dem mir ein wirres Geschrei entgegenschallte; hineinblickend, sah ich einen halbdunklen, feuchten, stallähnlichen Raum. An den vier Wänden saßen zerlumpte, schmutzige Kinder. Zwei oder drei von ihnen hielten zusammen ein zerrissenes ABC-Buch vor die Nasen und schrien einen Buchstaben ins Blaue hinein, während ein Mann in Hemdärmeln, der eher einem Eseltreiber als einem Schulmeister glich, von einem Kinde zum andern lief. In dem Augenblick, wo ich mich näherte, ließ er seinen schweren Stockknopf, der aus Blei oder Eisen zu bestehen schien, auf den Kopf eines bleichen Jungen fallen, der, auf zwei Krücken gestützt, sich doch ganz aufmerksam über die schmutzige Buchseite beugte. Ueber der Hausthür las man in großen Buchstaben auf spanisch: „Oeffentliche Schule."

Fuentarabia, sein Schloß und seine durch die verschiedenen Belagerungen zertrümmerten Befestigungen, die überall die sichtbaren Merkmale der Kugeln aufweisen, erschien uns wie ein alter, von Narben bedeckter Invalid, der stolz auf seine Wunden ist.

Schon seit Karl dem Großen bis in die Jetztzeit hinein ward Fontarabie belagert.

Franz I., der sich an Kaiser Karl rächen wollte, zieht siegreich in Fuentarabia ein. Richelieu erzählt uns selbst eine für die Franzosen sehr unglückliche Belagerung, die unter seiner Herrschaft stattfand. Während der Minderjährigkeit Ludwig XV. sehen wir, wie sich der Marschall Berwick dieser berühmten Festung bemächtigt. Die Republik nimmt 1794 gleichfalls Besitz davon und in den spanischen Bürgerkriegen wurde sie bald von der einen, bald von der andern Partei belagert und genommen.

Es sah aus, als hielten sich alle diese herrlichen Ruinen nur noch aus Gewohnheit aufrecht, und ich erhob unwillkürlich die Augen, um zu beobachten, ob sie nicht die Lust anwandelte, im nächsten Moment auf uns herabzustürzen.

Da uns noch Zeit blieb, besuchten wir Irun, eine andere, nahe gelegene, kleine spanische Stadt. Das stille, klare Wasser, auf dem wir dahinglitten — wir hatten unser Schiffchen behalten — zeigte keine Spur von Verwandtschaft mit dem unruhigen, tosenden Element, dem Meer, das jenseit des Cap du Figuier grollt.

In Irun giebt es keine Paläste, nur schmutzige, bunt bemalte Häuser mit kleinen, viereckigen Fenstern; letztere ohne die geringste Symmetrie bald unten, bald oben angebracht, öffnen sich auf bergab, bergauf gehende, mit Abfall bedeckte Straßen.

Digitized by Google

An den Häusern hier und da ein Holzbalcon, auf dem elende Kleidungsstücke hingen; seitwärts oftmals ein Fleckchen Erde voll staubiger Farrenkräuter, wo sich Kinder jeden Alters im Kehricht herumwälzten. Bei unserm Anblick fuhren sie wie eine Schaar hungriges Geflügel auf uns ein, um zu betteln und ließen nicht eher ab, als bis sie einen Sou erhalten.

Ueberall Soldaten, nichts wie Soldaten! Das Rathhaus hatte man so gut wie möglich befestigt, es zeigte vor seiner Fronte eine lange, mit Schießscharten versehene Mauer und selbst die Fenster waren verschanzt. Hoch oben auf dem Thurm der reichen, schönen Kirche war ein Beobachtungsposten errichtet, auf dem spanische Schildwachen vom Heere Don Alfonsos Wache hielten. Wir durchliefen eiligst die Stadt, kauften für theures Geld schlechte Cigarren und kehrten zu Wasser nach Hendage zurück, um vor Nacht heimzukommen.

Antwort.

„Von Rosen sing' nicht mehr, Poet, noch Liebe!"
So heiß' auch blüh'n nicht mehr die rothen Rosen.
Nur der macht Ros' und Lieb' zu heimathlosen,
Der uns den Lenz für immerdar vertriebe!

Verbiete Du dem Bach sein Frühlingstosen,
Den Sang — des Waldes-Kammervirtuosen,
Dem jungen Ast die hoffnungsgrünen Triebe.

Solang die Rosen aus dem Nest von Moosen
Sich winden und die Falter sie umkosen,
Ist kein Poet, der unbegeistert bliebe!

Wenn ein Planet die Erd' im Lauf zerriebe —
Die letzte Glut erzeugte letzte Rosen,
Und in der Elemente wildem Tosen
Säng' ein Poet von seiner letzten Liebe!

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Die goldne Gans.

Charakterſkizze von E. Vernon.

Sommerferien! Wonniges Wort für alle Schulpflichtigen und jene vom Schickſal begünſtigten, deren Verhältniſſe einige Wochen der Erholung geſtatten in jener ſchönen Jahreszeit.

Der junge Student, welcher ſoeben an Station W. ſchnell den Zug verließ, mochte dieſe ihm verſtattete Mußezeit nach beſter Möglichkeit ausgenutzt haben, zum mindeſten wurde es dem alten Diener, der ſchon lange wartend auf dem Perron geſtanden, faſt ſchwer, ſeinen jungen Herrn wieder zu erkennen in dieſem beſtäubten, ſonnverbrannten Reiſenden.

„Halloh! Friedrich!“ rief der junge Mann. Ihm war es freilich kein Kunſtſtück, den alten Knaben wieder zu erkennen, der ſich während der letzten zehn Jahre überhaupt nicht mehr verändert. „Hat Mama mir den Wagen entgegen geſchickt?“

„Ja, Herr Hugo, und Magdalenchen iſt mitgefahren.“

„Magdalenchen“ ſprang dem Bruder entgegen, elfenartig leicht und graziös. Sie mochte nicht mehr als höchſtens zwölf bis dreizehn Jahre zählen, ihre Formen aber waren von einer für dieſes Alter ſeltenen Vollendung, die Geſichtszüge von regelmäßiger, auffallender Schönheit. Mit geheimer Verwunderung betrachtete der Bruder ſeine „kleine“ Schweſter. Ein kurzes Semeſter nur ſeit er ſie nicht geſehen, und welch wunderbare Entwickelung in dieſer kurzen Zeit! Seine Hand hob die ſchweren, goldig ſchimmernden Flechten des Mädchens wiegend auf.

„Welche Wucht!“ Flüchtig ſtreiften ſeine Finger ihre weiße Stirn. „Entſpricht wohl der innere Gehalt dieſes Köpfchens ſeinem äußern Reichthum?“

Magdalene ſchien dieſe Geberde des Bruders beſſer zu verſtehen, als ſeine Worte. Zwei ihrer niedlichen Finger klappten verweiſend auf ſeine Hand.

„Unartiger Hugo!“ ſchmollte ſie. „Uebrigens“, fuhr ſie mit wichtiger Miene fort, „hat die Neckerei über meine Unwiſſenheit nun ein Ende. Ich beſuche jetzt die höhere Töchterſchule des Herrn Doctor Schwamm und da lernen wir Alles.“

„So? Was denn zum Beiſpiel?“

„Nun, Franzöſiſch, Engliſch, Phyſik, Metaphyſik“, die großen Augen erweiterten ſich bei jedem neuen Worte mehr und mehr. „Und mit nächſte Oſtern werden wir auch Antrologie beginnen.“

„Antrologie? Sollteſt Du Anthropologie meinen?“

„Eben das, es iſt einerlei.“

Hugo brach in ein ſchallendes Gelächter aus, unter welchem die

Digitized by

Kleine sich schmollend in ihre Ecke zurückzog. Um sie wieder zu versöhnen, ging er zu anderen Fragen über. „Wie es ihr in der Schule gefalle?“

„O sehr. Diese Schule wird nur von feinen Kindern besucht. Es ist ganz anders als in der alten Bürgerschule! Ein so hübscher, feiner Ton, so gemüthlich.“

Die Gemüthlichkeit bestand für die strebsame Schülerin jedenfalls in der weniger strengen Disciplin. Hier wurde es hinsichtlich gelegentlicher Schulversäumniß oder Vernachlässigung der häuslichen Arbeiten nicht so gar genau genommen, anderweitiger Freiheiten, ja selbst hin und wieder kleiner „unschuldiger Possen“ gegen einzelne Lehrer gar nicht zu gedenken. Hugo zuckte die Achseln. Magdalenens Zusatz: „Seit Papa die Fabrik auf dem Lande hat, fahre ich stets nach der Stadt, es ist sehr hübsch!“ belehrte ihn, daß des Mädchens seichter Sinn derselbe geblieben. Er versank in Nachdenken, aus dem er beinahe erschrocken auffuhr als der Wagen am elterlichen Hause anhielt.

Sie trafen die Mutter allein zu Hause an. Eine gut conservirte Vierzigerin, die weil die glänzende Lage der Familie noch eine verhältnißmäßig junge war, noch nicht recht aus den kleinen Verhältnissen heraus und darum nicht still sitzen konnte. So auch griff sie jetzt also bald nach dem Schlüsselkorb, als die Begrüßung des Sohnes kaum vorüber war.

„Ich will nur etwas Frühstück besorgen, Du wirst hungrig sein und Elsa ist leider nicht zu Haus.“

„So gieb doch Magdalenen Deinen Auftrag, kann sie Dich nicht im Haushalte unterstützen?“

„Lenchen?“ frug Frau Holt erstaunt. „Ach nein!“ lachte sie dann. „Unser Lenchen versteht davon nichts.“

„Ich erinnere mich doch, Elsa in noch jüngerem Alter in der Küche thätig gesehen zu haben“, warf der Sohn bedeutsam ein.

„Nun ja, das waren andere Verhältnisse! Damals war des Vaters Geschäft noch ein beschränktes, und demzufolge auch die Erziehung unserer ältesten Tochter eine etwas andere. Wir haben es ja später mit gutem Privatunterricht bei Elsa nachzuholen gesucht.“

„Nun, und wäre derselbe Weg nicht auch für Magdalenen das Gerathenste gewesen? Ja, für sie recht eigentlich würde langsameres Lernen das Angemessenste sein, da ihre für geistige Anstrengungen nicht günstige Naturanlage nicht viel auf einmal verträgt.“

„Es geschieht meist des Umgangs wegen“, gestand Frau Holt. „An dem Unterricht der Bürgerschule habe ich gewiß nicht das Geringste auszusetzen, im Gegentheil, so viel ich hierin zu urtheilen vermag, will es mir scheinen, als sei Else in manchen Dingen viel sicherer und besser unterrichtet als Lenchen.“

„Ganz gewiß“, entschied Hugo. „Ich bin auch fest überzeugt, daß sie mehr Englisch und Französisch versteht, als sämmtliche Schülerinnen Eurer höhern Töchterschule.“

Diese letzten Worte schienen mit einem Hinblick auf Magdalene an diese gerichtet und würden auch sogleich von ihr mit einem moquanten: „dafür ist Else auch unsre Jungfer Weisheit!“ erwiedert.

„Und Du bist unsre schöne Dummheit!“ murmelte Hugo, jedoch

Digitized by Google

leise genug, um nicht verstanden zu werden, denn in Wahrheit hatte er sein schönes Schwesterchen viel zu lieb, um sie wissentlich kränken zu wollen. Sie war, wie das bei jüngeren und besonders schönen Kindern so häufig vorzukommen pflegt, der Vorzug des ganzen Hauses. Alles wünschte ihr Liebes und Gutes zu erweisen, schade nur, daß dadurch für die innere Entwicklung der Kleinen meist das Gegentheil befördert wurde. Dies zeigte sich wiederum recht augenfällig, als die Familie, mit Ausnahme des Vaters, der den ganzen Tag in seiner Fabrik zu verbringen pflegte, am Nachmittag auf der Veranda versammelt saß. Leise unterhielten sich die drei älteren Personen, denn die Kleine schrieb am nächsten Tisch an ihren Schulaufgaben, das heißt, sie kaute an der Feder, blickte viel umher und schrieb ein Weniges und selbst das nicht ohne jeden Augenblick den Rath der Schwester zu beanspruchen.

„Aber hör' mal, Kleine!" ließ sich endlich der Bruder ungeduldig vernehmen. „Besitzest Du kein Dictionär, daß die Schwester Dir lebendiges Wörterbuch sein muß?"

„Ei ja freilich, Wörterbücher sind angeschafft worden!" bestätigte die Mutter, und die Kleine lächelte anmuthig.

„Es ist bequemer so."

„Was sind das aber auch für sonderbare Aufgaben!" rief die nachsichtige Mutter. „Einen praktischen Nutzen fürs Leben kann ich daraus nun schon gar nicht erkennen."

„Einen praktischen Nutzen fürs Leben?" lachte Hugo. „Gute Mutter, was verlangst Du von einer solchen Luxusschule! Mir erscheint diese Grammatik allerdings zu schwer verständlich für Magdalenens Alterstufe, was will das aber sagen bei einem System, welches die Kinder überhaupt so vielfach verfrüht, sie einseitig überbürdet und auf der andern Seite Lücken läßt, die sie vielleicht ihr ganzes Leben lang schmerzlich empfinden müssen."

„Unter diesem „gelehrten" Gespräch, wie sie im Herzen es betitelte, suchte Magdalene zu entschlüpfen. Für heute kehrte sie nicht an die Arbeit zurück. Sie verlor sich im Garten und kurz vor dem Abendessen traf sie der Bruder vor dem Spiegel stehend an, verschiedenfarbige Schleifen probirend, die zu ihrem frischen Gesicht alle gleich gut standen.

„Nun frage ich Dich, Mama, was hat die Kleine den ganzen Tag lang gethan?"

„Aber, bester Hugo, es sind ja Ferien!" wandte die Mutter entschuldigend ein. „Glaube nur, die Schulkinder brauchen sie ebenso nöthig, als Ihr Studenten."

Und Magdalene verfehlte nicht, sich dieser Ferienzeit zur völligen Erholung zu bedienen, Jahr aus, Jahr ein; und als die Schulzeit endlich überstanden war, da seufzte sie erleichtert auf: „Gott Lob! nun gehen die großen Ferien an!"

Ihr geistiger Horizont hatte sich mit achtzehn Jahren noch um keinen Strich erweitert, aber äußerlich war sie eine wunderbare Schönheit geworden, und sie selbst war nicht die Letzte, das zu erkennen. Einmal, beim Eintritt in das Vorzimmer eines Ballsaales, blieb sie überrascht vor einer ihr unerwartet entgegenspringenden Spiegelwand stehen.

„O, Hugo, sieh diese Dame, wie schön!" An seinem Lächeln und bei

Digitized by Google

genauerem Hinblick entdeckte sie dann erst, daß es ihr eigenes Spiegelbild war, welches sie derartig bewunderte. Dann war sie doch klug genug, die Bewunderung auf Kosten ihres Ballstaates zu setzen.

„Ja, soll ich mich nicht darüber freuen?“ meinte sie harmlos. „Es hat mich Mühe genug gekostet, ihn in dieser etwas kostspieligen Zusammenstellung zu erhalten.“

Wahr mochte es sein. Papa Holt murrte schon seit geraumer Zeit über die täglich sich mehrenden Ausgaben des Haushaltes, denen, wie er meinte, die Einnahmen im Geschäft nicht lange mehr Schritt halten konnten. Die Zeiten würden schlechter und schlechter. Beinahe hätte die Kleine — als allgemeiner Liebling hieß sie noch immer so — umsonst geweint und gejammert:

„Man bekommt keinen Tänzer, wenn man nicht schön gekleidet ist!“ Aber ein halb gedankenvolle Aeußerung Elsas gab den Ausschlag:

„Ja, wahrlich, sie hat so Unrecht nicht! Es scheint manchmal wirklich, als lebten wir in einer Zeit, wo Schönheit ohne Putz wenig gilt. Weißt Du, Mama, ich will zu Hause bleiben. Ich finde ja schon lange kein Vergnügen auf Bällen mehr, so brauche ich kein Kleid und Du kannst das so Ersparte auf das ihre legen.“

So schmückte sie die Schwester und hob ihr sorglich die Schleppe auf beim Einsteigen in den Wagen. Dann ging sie auf ihr Zimmer und setzte sich, in einem Album blätternd, welches manch liebe Erinnerung enthielt. Lange, lange ruhte ihr Auge sinnend auf dem Bilde eines jungen Mannes. Er war ein Studiengenosse das Bruders gewesen und hatte dem damals eben frisch erblühten Mädchen viel Aufmerksamkeit erwiesen — vorüber! Jetzt erschien sie sich mit ihren vierundzwanzig Jahren so alt neben der reizenden Schwester. Sie legte das Buch zur Seite und machte sich ordnend im Zimmer zu schaffen.

„Wird es endlich zu etwas führen? Ich weiß, er ist heute dort.“

„Ja, er war auf dem Balle und tanzte mit Magdalene. Sie, die kaum alle die erbetenen Extratouren gewähren konnte, blickte mitleidig auf einige ihrer früheren Schulfreundinnen.

„Die armen Mädchen, sie tanzen wenig! Aber sie sind auch so einfach gekleidet, und es scheint manchmal doch, als lebten wir in einer Zeit, wo Schönheit ohne Putz wenig gilt.“

Das war die längste Rede, zu welcher dieser schöne Mund bisher sich geöffnet. Aber er hatte auch alle seine Plattheiten mit gleich liebreizendem Lächeln vorgebracht und die kleinen regelmäßigen Zähne schimmerten so perlenrein und weiß hinter den rothen, thaufrischen Lippen. Dr. Brandt betrachtete seine Tänzerin nachdenklich.

„Dumm ist sie nicht“, dachte er. „Eitel wohl, aber das ist bei so großer Jugend und so hervorragender Schönheit natürlich und verzeihlich auch.“

Was fände ein Liebender nicht verzeihlich an dem Gegenstande seiner Liebe! Und welcher Mann gäbe sich nicht der Hoffnung hin, ein junges achtzehnjähriges Mädchen mit Ernst und Liebe zum Bessern erziehen zu können. Den Eltern war diese Aussicht keine unerwünschte. Sie kannten den Mann, der Jahre lang in ihrem Hause verkehrt, als einen ehrenfesten, verläßlichen Charakter; war er auch keine reiche Partie, so hatten strebsamer Fleiß und Ausdauer ihm doch eine geachtete Stel-

Digitized by Google

lung errungen, welche ihm gestattete, eine Familie anständig zu erhalten. Außerdem auch erbot Papa Holt sich zu einem reichlichen Nadelgeld für die Tochter.

Magdalene hatte eine kindische Freude am Brautstand und an der schönen, auch das Kleinste in sich begreifenden Ausstattung. Auf ihre eigne Beihülfe im Anfertigen all dieser schönen Sachen war zwar wenig zu rechnen, ihr fehlte Geduld und Geschick zu sauberer Ausführung, doch wozu gab es Näherinnen in der Welt? Und die Mutter strickte mit solch rastlosem Eifer, und Elsa war so fertig im Maschinennähen! Das Fertige umschloß sie dann nett mit rothseidenen Bändern, so hatte sie auch Etwas dabei gethan. Sechs Wochen vor der Hochzeit wurde dann ein verständiges Dienstmädchen gemiethet und von Mutter und Schwester wohl dressirt, damit solches gleich „gut eingerichtet" der neuen Wirthschaft vorstehen konnte.

Alles ging herrlich im ersten Jahre. Mutter und Schwester kamen abwechselnd nach der Stadt herein, um nachzuhelfen wo es nöthig war. Der zärtliche Ehegatte brachte es nicht übers Herz, seinem Frauchen eine Bitte abzuschlagen, doch waren ihre Bitten zuweilen kostspieliger Art. Natürlich! eine so schöne Frau mochte nicht gern ungesehen im Hause sitzen. Sie liebte es, Gesellschaften zu besuchen und darin zu glänzen.

„Weißt Du, was ich mir zu Weihnachten wünsche?" offenbarte sie der Schwes'er einige Zeit vor dem Feste. „Eine Hermelingarnitur."

„Das ist Dein Ernst nicht, Magda." Seit ihrer Verheirathung hatte Magdalene sich diese Kürzung ihres Namens erbeten. Ihr Gatte nannte sie so und sie fand auch wirklich, daß es feiner klänge.

„Ja, warum nicht?" frug sie befremdet zurück. „Ich sage es Dir, damit Du es Ewald beibringen möchtest, es kann ihm ja nur lieb sein, meine Wünsche zu erfahren, anstatt das Geld für etwas Unnöthiges auszugeben."

„Und hältst Du Hermelin nicht für das Allerunnöthigste und — verzeihe — Unpassendste?"

„Keineswegs! Unpassend, sagst Du? Ich finde es im Gegegentheil wunderschön passend zu meinem blauen Sammetkleid und den neuen Brillantohrringen, die Ewald mir erst kürzlich geschenkt."

„Auch das war unnöthig. Solch kostbare Geschenke wie Brillantschmuck und Sammetkleider sind zu viel für Eure Verhältnisse."

„O, bitte! Das Sammetkleid habe ich mir selbst von meinem Nadelgeld gekauft. Und ein paar Ohrringe — große Sache!"

„Du verbrauchst wohl Dein Nadelgeld nur für Deine Garderobe?" fragte Elsa leicht hin.

„Ja gewiß, dazu ist es ja bestimmt."

„So, so!" Jetzt erklärte sich für Elsa das häufig so müde, abgespannte Aussehen des Mannes. Welch' enorme Anforderungen mochten unter diesen Verhältnissen an seine Arbeitskraft gestellt werden. Bei passender Gelegenheit versäumte sie nicht, die Schwester auf den Gesundheitszustand ihres Mannes aufmerksam zu machen.

„Ach, leider ja!" erhielt sie zur Antwort. „Ewalds Gesundheit scheint eine sehr schwache zu sein. Auf Bällen und derartigen Ver-

Digitized by Google

gnugungen macht sich das oft recht fühlbar. Er empfindet dergleichen mehr als Strapaze denn als Vergnügen."

„Darauf solltest Du aber Rücksicht nehmen und diese Vergnügungen einstweilen einstellen, so sehr um seinetwillen als auch aus Schonung für Deinen eignen Zustand."

Diese letzten Worte der Schwester ließen die junge Frau erröthend die Augen niederschlagen.

„O, ein paar Monate kann ich es schon noch wagen", lächelte sie. „Ich werde dann noch lange genug zu Hause sitzen müssen." Freilich wohl verbot es sich zuletzt von selbst und sie saß zu Haus; aber nicht in süßer Erwartung, sondern wiederwillig im Anfang, zuletzt in kindischer Angst und Furcht. Weil sie so gar ungern allein war und, besonders während der Geschäftsstunden des Mannes, sich so trostlos einsam fühlte, zog Elsa ganz zu ihr, und nun war sie wieder geborgen. Mit unsäglichem Vergnügen sah sie unter Elsas geschickten Fingern wunderniedliche Dinge — Garderobestücke en miniature entstehen. Hier endlich eröffnete sich ihrer Thätigkeit ein passendes Feld. Das war ja allerliebst! Ganz wie das Anputzen einer Puppe — und Puppen waren stets ihr Lieblingsspiel gewesen. Aber Puppen sind ja nur zum Vergnügen da — sie dürfen nicht schreien oder gar es sich einfallen lassen, krank sein zu wollen! Dieses kleine, zarte Wesen machte auch zu viel Ansprüche an Kraft und Selbstverläugnung seiner Mutter. Warum unter allen Frauen mußte gerade sie so viel Unglück mit Ammen haben, daß keine sich tauglich für ihr Amt erwies, und man zuletzt gezwungen war, es mühsam mit Surrogaten aufzuziehen?

Mit unsäglicher Mühe und beispielloser Aufopferung von Seiten der Schwester ging das erste Jahr herum. Langsam, langsam erstarkte das Kind; und wieder war es Elsa, die liebevolle, verständige Pflegerin, der sein erstes Lallen galt. Bei ihrem Erscheinen zappelte es unruhig auf dem Arm der Wärterin; ihr strebte es jauchzend entgegen, sie lenkte seine ersten Schritte. Die eigne Mutter war ihm gleichgültig, fremd. Elsa wunderte sich: „Sie selbst ist noch so kindlich, wie ist es möglich, daß es ihr nicht Vergnügen macht, mit ihrem Kinde zu spielen?"

Elsa täuschte sich. Jenes kindliche Element, welches reiner Weiblichkeit inne wohnt, mußte diesem Charakter fremd sein. Magdalene hatte nur Klagen über das kleine aufblühende Wesen.

„Er schreit noch immer sehr viel", beklagte sie sich im elterlichen Hause. „Fast jede Nacht höre ich ihn aus dem Zimmer der Wärterin bis zu mir herüber."

„Siehst Du denn wohl auch recht nach ihm?" fragte die Mutter. „Auf fremde Leute kann man sich in dieser Hinsicht wenig verlassen."

„O, dazu läßt es Ewald gar nicht kommen! Mein Aufstehen dauert ihm in solchen Fällen viel zu lange. Wollte ich aber so unvernünftig, wie er, aus der Wärme herausspringen, so hätte ich sicher schon längst einen schlimmeren Husten am Halse, als er selbst."

Ja, dieser beängstigende Husten! Alle Mitglieder der Familie hatte er schon in plötzlichen Schrecken versetzt, wenn er mit so unwiderstehlicher Gewalt losbrach. Er mußte den Mann furchtbar angreifen, denn blaß und hohlwangig ging er einher, seit er die Beute dieses Uebels war, das allen Heilmitteln trotzte.

Digitized by

„Hugo sagt, er arbeite spät des Nachts", begann Frau Holt, im Anschluß an das Hustenthema. „Du darfst das nicht zugeben, Kind! mußt dafür sorgen, daß Dein Mann rechtzeitig zu Bett geht."

Elsa sagte gar nichts mehr; sie nahm sich vor, selbst wachsam zu sein.

Die balsamische, blüthendurchduftete Luft des herrlichen Frühlingstages reizte zu einem längeren Spaziergang.

In den sonnigen Gängen des großväterlichen Gartens tummelte sich der kleine Walter. Magdalene hatte ihn mit der Wärterin zur Großmama geschickt, um selbst mit einigen gleichgesinnten Freundinnen eine größere Landpartie unternehmen zu können. Da fuhr Elsa eilends nach der Stadt, sie wollte auch den Schwager herausholen in die liebe, freie Gotteswelt. Was that er an einem solchen Tage in der dumpfen Studirstube!

Wie sie leise die Thür zum Entree öffnete, hörte er sie offenbar nicht, denn durch die offenstehende Thür des Arbeitszimmers sah sie, wie er in nachdenklicher Stellung vor dem Schreibtisch stand. Jetzt wandte er das Gesicht zur Seite — Himmel! welch' ein Aussehen! Fast hätten Schrecken und schmerzhafte Ueberraschung ihr einen lauten Schrei entrissen. Wie fürchterlich arbeitete es in dem todtenbleichen Gesicht des Mannes! Seine Züge schienen förmlich verzerrt unter dem Einfluß einer gewaltsamen innern Erschütterung. Er hielt ein versiegeltes Packet in der Hand; starr hingen die Blicke seiner heißglühenden, förmlich aus ihren Höhlen dringenden Augen daran.

„Es ist anvertrautes Gut!" Wie mühsam brachten die starren, weißen Lippen die Worte hervor. „Aber die Wechsel müssen morgen eingelöst werden, und vielleicht gelingt es mir, es rechtzeitig zu ersetzen."

„Ewald!" Der markerschütternde Schmerzensruf ließ ihn erschrocken zusammenfahren; das verhängnißvolle Packet entfiel seiner zitternden Hand.

„O, Ewald! was willst Du thun?" Der auf das Höchste erschütterte Mann brach vernichtet zusammen.

Die Wechsel wurden pünktlich eingelöst und das versuchende Packet ruhte wieder sicher und wohlverwahrt an seinem Platze. Jungfer Weisheit wußte die Sache zu vermitteln ohne den Schwager zu compromittiren. Ganz ohne unangenehme Auseinandersetzungen ging es freilich nicht ab. Papa Holt wurde stutzig ob der Höhe der verlangten Summe.

Die jungen Leute trieben es doch zu verschwenderisch, da mußte einmal ein ernstes Wort gesprochen werden. Er konnte für seinen Theil nicht mehr geben, als er gab; er hatte noch zwei Kinder zu versorgen und sicher zu stellen. „Und ich kann Dir sagen, Ewald, ich hatte in Deinem Alter bei einer stärkeren Familie nicht die Hälfte Deines Einkommens auf meinen Haushalt zu verwenden. Ja, Kinder, Ihr müßt Euch genügen lassen, mit einem vernünftigen Comfort, wie ihn ja Eure Verhältnisse, Gott sei Dank! auch gestatten. Und Du, Ewald, mußt als Mann der Frau vorangehen mit gutem Beispiel! Dich, wie gesagt, in vernünftigen Schranken halten, das wird dann auch die Frau zur Ordnung führen."

Digitized by Google

„Ja wohl; wir folgen ja so gern, wenn wir einen festen, vernünftigen Willen über uns fühlen", schaltete Frau Holt ein.

Ewald saß mit einem bittern Lächeln auf den Lippen. Ihm schwirrte es in den Ohren wie Bienengesumme. Er sich einschränken! Er, der schon längst alle kleinen Liebhabereien aufgegeben, der im Geheimen sich sogar schon Nothwendiges versagt, um die ausschweifenden Wünsche dieser bis zur Schwäche geliebten Frau erfüllen zu können. Es war die Stimme dieser Frau, welche seinen trüben Gedankengang unterbrach.

„Nun laßt auch mich einmal reden!" rief sie mit Ton und Geberde eines unartigen Kindes. „Ich will auch sprechen. Ich will mich nicht länger als Kind behandeln lassen in einer Sache, die mich so nahe angeht. Wenn man mir jedes unschuldige, meiner Jugend angemessene Vergnügen rauben, mir vielleicht sogar die nothwendige Kleidung versagen will, so will ich lieber gar nicht mehr leben! Lieber — todt — als — arm!"

Jedes dieser letzten Worte wurde unter schreiendem Schluchzen hervorgestoßen, zuletzt schnappte die Stimme förmlich ab wie bei einer zerbrochene Feder.

Schmerzlich erschrocken blickten die alten Eltern auf ihr verwöhntes Kind; auf des Bruders Antlitz aber lagerte sich ein Ausdruck erstarrenden Staunens. Nicht einmal in Gedanken mehr nannte er sie „unsere schöne Dummheit". Wohl klang was sie sprach albern genug, schön aber erschien sie ihm gar nicht mehr in diesem unweiblichen, schrankenlosen Egoismus, der Mann und Kind lieblos vergaß, der den Frieden des Heerdes preisgab, um nichtiger Vergnügungen, elender Putzsucht willen. Wie in Seelenschönheit leuchtend dagegen erschienen die einfachen Züge der älteren Schwester, wie sie die zornig bebende Hand der Jüngeren gefaßt hielt und mit feierlichem Ernste warnte:

„Sprich nicht, denke lieber! Denke ein einziges Mal ernsthaft nach darüber, wie Du Deinem Mann die schwere Last zu erleichtern vermagst, welche Deine Verschwendung ihm aufgebürdet."

Ewald erhob sich mit einem Gesicht, in welchem ein unbeweglicher Entschluß verzeichnet stand, zugleich aber auch etwas von der Miene eines Menschen, der innerlich Abschied nimmt von Etwas, das ihm sehr, sehr theuer gewesen. In bestem Einvernehmen schied er von den Schwiegereltern und nie wieder fand sich Veranlanssung zu einer Klage über seine Verschwendung. Zuweilen bemerkte Hugo, aus fröhlicher Gesellschaft heimkehrend, noch tief in der Nacht Licht im Arbeitszimmer des Schwagers. Dann glitt wohl ein flüchtiger Schatten über die heitern Züge des jungen Lebemannes. Wußte er doch, was die Losung des Schwagers war und wie vergeblich jeder dagegen versuchte Einspruch.

„Arbeit" hieß die Losung dieses früh zerstörten Lebens; Arbeit, Tag und Nacht — Arbeit bis zum letzten Rest der versiechenden Kraft. Endlich —

„Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen"

In solch fieberhaftem Zustand arbeitend traf ihn Elsa an. Und sie nahm ihm die Feder aus der Hand, schloß den Schreibtisch zu und

Digitized by

steckte den Schlüssel in die Tasche. Von Stund an wich sie nicht mehr von ihm. Wie sie zuvor die Wärterin des schwächlichen Kindes gewesen, so wurde sie nun die Gesellschafterin und Pflegerin des kranken Mannes. Es ging zu Ende, sie wußte es; sie fühlte es an dem hoffnungslos nagenden Gram ihres eigenen Herzens. Ihren klaren Blick vermochte keine kurze Ruhepause, kein täuschendes Aufflackern des ersterbenden Lebenslichts zu beirren, und wenn Magdalene, in kurzsichtiger Hoffnungsseligkeit, naiv meinte:

„Es geht sicher besser mit Ewald! Der böse Husten hat ihn beinahe ganz verlassen, seine Wangen haben einen rosigen Schimmer und seine Augen leuchten wie zwei Lichter", — da flüsterte sie tonlos: „Auferstehungslichter!"

Als dann endlich das Trügerische ihrer Hoffnungen selbst dem beschränkten Sinn der jungen Frau furchtbar klar wurde, da mußte sie aus der Nähe des Kranken entfernt werden, weil die leidenschaftlichen Schmerzensausbrüche, ihrer aller Selbstbeherrschung unfähigen Natur seine Ruhe störten.

So geschah es, daß sie ruhig im elterlichen Hause schlafen konnte, während Elsa am Sterbebett des Schwagers kniete. Sie hielt den schlummernden Knaben im Arm; auf seinem lockigen Kinderhaupt ruhte segnend die Hand des sterbenden Vaters.

„Weine nicht, gute Elsa!" flüsterte die matte Stimme. „Ich scheide so gern. Dir, Deinem treuen Herzen, vererbe ich mein Kind, und ich werde ruhen. Ruhen!" wiederhalte er mit fast verklärtem Ausdruck. „Ruhen, nur Einer so müde gehetzt wie ich, vermag die ganze Seligkeit dieses Wortes zu fassen."

Sie hob den Kopf mit jähem Aufblick. Ihre Augen blickten fast wild in unbezähmbarem Schmerz.

„Ich will ihn hegen und pflegen, ich will Dir verantwortlich sein für Leib und Seele Deines Kindes."

Lange schon ruhte er unter dem Hügel, den Elsa und, unter ihrer Leitung, sein schön heranwachsender Knabe, sorgsam pflegt und schmückt. Was der Arm des ernsten Mädchens in heiliger Stunde umschlossen, das hielt er fest fürs Leben.

Als die junge, vielumworbene Wittwe zur zweiten Ehe schritt, da blieb das Kind des ersten Gatten im großelterlichen Hause zurück. Magdalene mußte der Ansicht der Schwester beistimmen, daß Stiefkinder nicht gut thun in einer zweiten Ehe. Sie begnügte sich, den kleinen Sohn hin und wieder zu sehen, zu herzen und zu beschenken, im Uebrigen blieb der Frau des reichen Banquier auch hierfür wenig Zeit. Ihre zweite Ehe blieb glücklicherweise kinderlos, aber sie empfand diesen Mangel nicht und wurde vollständige Gesellschaftsdame. Dem schon bejahrten Gatten war sie ein allerliebstes Spielzeug, welches jedoch nicht für den Glasschrank bestimmt, vielmehr herausgeputzt und gezeigt wurde nach Herzenslust.

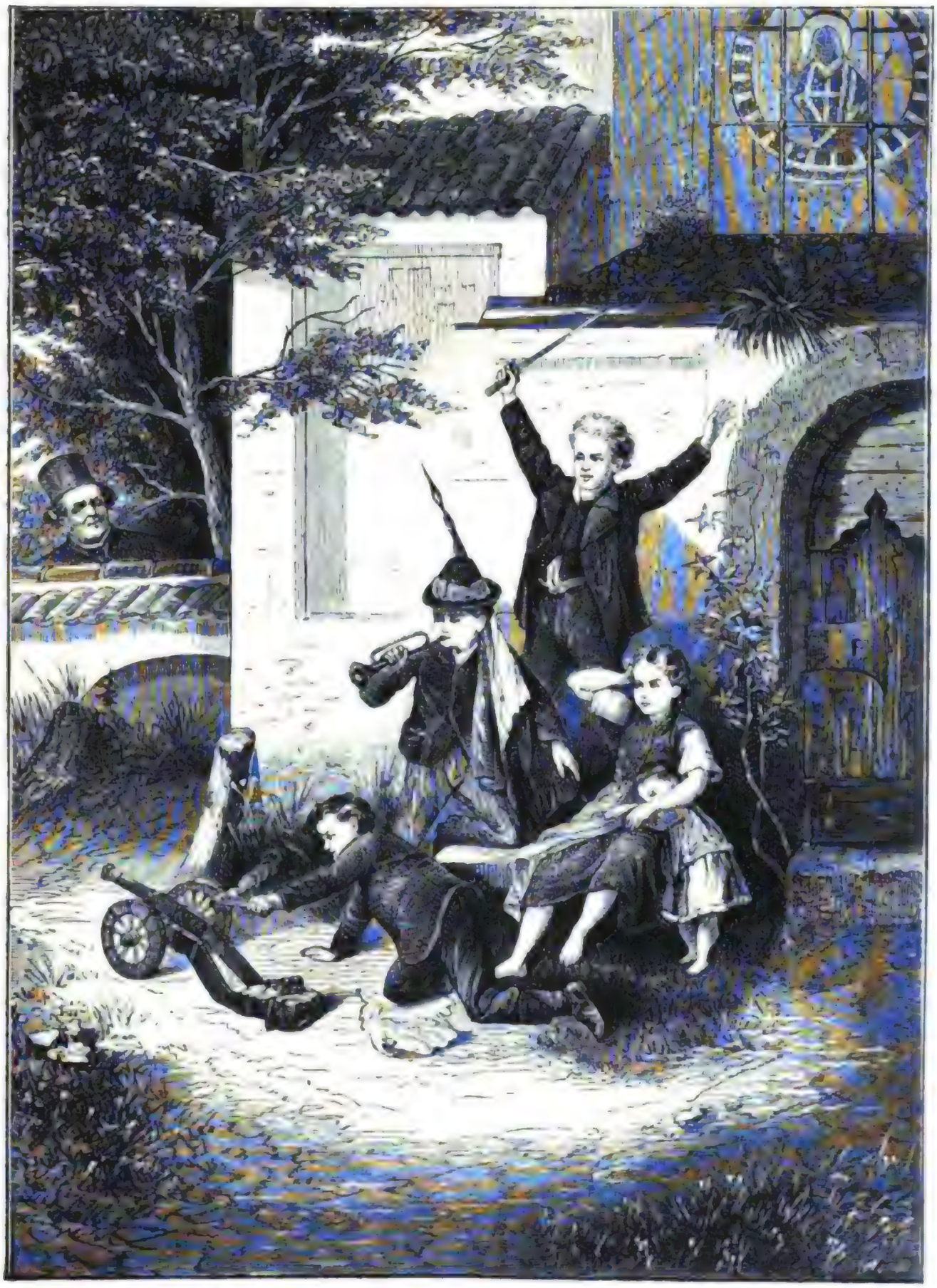
Somit war Magdalene auf dem Höhepunkt ihrer verwegensten Wünsche angelangt.

„Ich bin unaussprechlich glücklich", äußerte sie in jenem schleppenden Ton, den sie, als besonders vornehm klingend, sich angewöhnt hatte.

Digitized by

Digitized by Google

Digitized by Google



Der jüngste Kanonier.

Nach dem Gemälde von Gustav Sallinger.

Digitized by Google

KPSC

Digitized by Google

„Jetzt läßt mir mein Mann ein neues Boudoir einrichten, Alles mit blauer Seide ausgeschlagen, es wird ein kleines Kunstwerk."

Schon lange dachte der Bruder nicht mehr daran, sie „unsere schöne Dummheit" zu nennen; der scandalisirende Theil der Gesellschaft aber hatte ihr, mit Rücksicht auf diesen Mangel an natürlicher Begabung, verbunden mit dem erlangten immensen Reichthum, im Stillen einen andern Namen begelegt; und manch intelligendes Frauchen, dem es bisweilen Kopfzerbrechen genug verursachte, das nicht allzu reichliche Bekleidungsgeld ausreichen zu machen, für ein „anständiges" Auftreten in der Gesellschaft, tröstete sich beim Anblick dieser fürstlich-reichen Toiletten mit dem Gedanken; „Es nützt ihr doch Alles nichts, sie bleibt doch „Die goldne Gans."

Verklärtes Glück.

Nimmer erfragen,
Nimmer erjagen
Läßt sich das Glück.
Ist es entschwunden,
Ruft es auf Stunden
Traum nur zurück.

Erst wenn geschieden
Jugend und Frieden,
Lockt uns ihr Bild.
Nur in der Ferne
Leuchten die Sterne
Wunderbar mild.

Schmerzliches Trennen
Lehrt uns erkennen,
Was wir geliebt.
Mondlicht strahlt funkelnd,
Erst wenn verdunkelnd
Nacht uns umgiebt.

Blüthe, die heute
Düfte uns streute,
Achten wir nicht.
Nur was wir hatten,
Schwebt ohne Schatten,
Wandelt im Licht.

Th. Röthig.

Digitized by

Wunderbares und Geheimes.

Von L. Oulot.

Alles um uns her und in uns selbst ist Zauber; ungelöste Räthsel umgeben uns überall, in den Sonnenmyriaden und im Samenkorn, in den Regungen des Lebens und in den Schrecken des Todes. Und wie mächtig zieht uns das Wunderbare an, wie gerne stößt unser Geist an jene Grenzen, über die hinaus er nicht zu dringen vermag, und schwelgt in den Gedankensphären, die jenseits des Begreiflichen liegen!

Ein beschränktes Verständniß der Natur sucht das Wunderbare außerhalb derselben und erkennt als Wunder nur das „Uebernatürliche" an, während ein in die Tiefe der Dinge eindringender Geist innerhalb der natürlichen Gesetzgrenzen selbst die herrlichsten Wunder erblickt. Unberührt von dem erhabenen Zauber der Schöpfungswerke, erntet der gemeine Mann die Frucht seines Kornes, sieht die geheimen Mächte der Elektricität am Gewitterhimmel walten, blickt zum Sternenhimmel auf, und findet das Alles nicht wunderbar, sondern im Gegentheil ganz natürlich, als ob „natürlich" wirklich der Gegensatz von wunderbar wäre. Aber dennoch empfindet er den Drang, über etwas ehrfurchtsvoll zu staunen, und wird darum gerne glauben, daß im Nachbardorfe, wo die Wallfahrtskirche steht, aus dem hölzernen Heiligenbild Blut fließt und wird auch den ungewohnten Kometen mit ahnungsvollem Schauer betrachten, als Zeichen von drohenden Seuchen und Krieg. Solche, die nicht in die unergründlichen Tiefen der Geheimnisse schauen, die das Wirkliche birgt, suchen das Wunderbare nur in dem Unmöglichen. Erst dort, wo sie ein ewiges Gesetz der Natur umgestoßen zu sehen wähnen, fühlen sie die Macht des Wunders, und damit verleugnen sie der Wunder erhabenstes, nämlich die Unverrückbarkeit der ewigen Weltordnung.

Ist es der Wissenschaft gelungen, irgend eine Erscheinung zu erklären, d. h. auf die Gesetze zurückzuführen, welchen sie unterliegt, so hört dieselbe in den Augen der Meisten auf, wunderbar zu sein; sie wird in die Rubrik des Natürlichen zurückversetzt und mit einer gewissen Enttäuschung als gar nicht mehr staunenswerth angesehen. Und doch — das Geheimniß, das das innerste Wesen aller Dinge ist, es wird durch keinerlei Erklärung ergründet; die scharfsinnigste Forschung kann nie bis zum letzten Grunde gelangen und dieser letzte Grund selbst — Kraft, Gesetz, Princip — er bleibt vor uns, unerfaßt, unbegriffen, unerklärt, im ganzen Zauber des wunderbar Geheimen.

Die Wissenschaft vermag die Wunder der Schöpfung nicht wegzuerklären; sie ist nur die Auffinderin der Ordnung, welche das Walten der Naturkräfte befolgt. Nehmen wir als Beispiel das Licht, jenen

Digitized by Google

Zauberäther, der uns von Welten Kunde bringt, die Millionen Meilen von uns entfernt sind, und dabei es nicht verschmäht, auf Schmetterlingsflügeln, Perlenmuscheln und Seifenblasen ein neckisches Spiel zu treiben und als Fata Morgana Gaukelbilder in die Luft zu spiegeln.

Sehen wir nun zu, ob die wissenschaftliche Beobachtung und Erklärung des Lichts es seiner Wundereigenschaften beraubt. Wir erfahren Folgendes:

„Licht wird hervorgerufen und fortgepflanzt durch Schwingungen der Moleküle einer alle Körper durchdringenden, unwägbaren Materie. Die Weite der Schwingungen bedingt die Intensität des Lichts, während die Qualität desselben, nämlich die Farbe, von der Schwingungsdauer abhängt. Fällt ein Sonnenstrahl durch ein Prisma, so wird er von seinem Wege, der nach allen Richtungen geradlinig ist, abgelenkt, und giebt auf einer großen Fläche ein verbreitetes Bild, das Spektrum, in welchem die Regenbogenfarben auf einanderfolgen. Die langsamsten Schwingungen, die das menschliche Auge wahrnehmen kann (430 Billionen in der Secunde), machen den Eindruck der rothen Farbe. Die Geschwindigkeit, mit der sich das Licht fortpflanzt, beträgt 42,000 Meilen in der Secunde."

Neue Wunder sind es nun, die wir in den Ergebnissen dieser Lehren anstaunen müssen. Wir entnehmen daraus, daß in dieser, wie in allen Bewegungserscheinungen, eine feste Gesetzmäßigkeit herrscht, die es zuläßt, daß man ihre Wirkungen nach jeder Richtung haarscharf berechnen und zwar mit einem Resultat von schwindelnden Zahlen, die an sich ein Wunder sind. Man versuche es, die 430 Billionen Schwingungen im Zeitraume einer Secunde zu verfolgen, mit welchen die Wellen des rothen Urales an unser Auge schlagen; oder man durchlaufe im Geiste die Meilenreihe, die das Licht in den siebzehn Jahren zurücklegt, welche es braucht, um von dem Sirius — einer der uns am nächsten liegenden Fixsterne — bis zu uns zu gelangen. Dabei ist aber trotz aller Emissions- und Undulationstheorien, mit all den schwingenden Aethermolekülen doch das Licht nicht eigentlich erklärt. Seine Bestandtheile sind zerlegt, seine Wirkungen berechnet, seine Gesetze aufgefunden, aber sein innerstes Wesen entzieht sich unserer Fassung; zwar nimmt unser körperliches Auge die hineinfallenden Bilder mechanisch auf, aber unser inneres Auge schließt sich geblendet vor dem glanzvollen Wunder, vor dem strahlenden Räthsel.

Ich habe das Auge genannt. Auch dieses Wunderwerk ist anatomisch zerlegt und erläutert worden; wir wissen, daß der nach optischen Gesetzen gebaute Augapfel „durch sechs Bewegungsmuskeln nach allen Seiten hingedreht werden kann und daß sich im Innern dieser, von drei concentrischen Hautlagen umgebenen Hohlkugel der Lichtbrechungsapparat befindet, welch letzterer aus einer Linse, ähnlich einem starkgewölbten Brennglase und einem Glaskörper besteht". Wir kennen genau all die Netz-, Regenbogen- und Glashäute, welche ein umgekehrtes Bild der Außenwelt im Auge vermitteln; wir wissen, welche muskulösen Membranen und Nerven bei dem Sehprozesse functioniren — aber dadurch wird unsere Bewunderung für den herrlichen Apparat nur gesteigert und jene geheimnißvolle Wirkung nicht erklärt, welche der Sehnerv der schauenden Seele zuführt. Es sind ja gleichfalls Nerven, welche dem

Digitized by

Gehirn Schall, Geschmack und Geruch übermitteln, und so ist die hervorgebrachte seelische Empfindung des Sehens, die Auffassung von Form und Farbe entfernter Gegenstände, noch durchaus nicht durch die Zerlegung des wundervollen Gesichtswerkzeuges verständlich gemacht. Bei den niedersten Thieren bestehen die Augen nur aus einem Pigmentfleckchen mit hinzutretendem Sehnerv und befähigen blos zur Unterscheidung von hell und dunkel; bei den Mollusken findet man zuerst eine Netzhaut und Insecten haben zusammengesetzte Augen, mit einigen tausend nach unten kugelförmig sich zuspitzenden Kristallkörpern, welche in den Glaskörper übergehen und hier mit dem Sehnerv zusammentreffen.

Diese Abstufungsleiter der Organismen, welche sich von der einfachsten Anlage bis zur höchsten Ausbildung fortzieht, führt den Gedanken in ein neues Wunderfeld. Da eröffnet sich die Transmutationstheorie, jene Lehre, nach welcher sich die Formen der organischen Natur durch geringfügige, aber sich summirende Abänderung zu immer größerer Mannigfaltigkeit und Vervollkommnung herangeleitet haben. Aber dieses gehört noch in den Bereich der bestrittenen Wunder. Wie Vieles mag es wohl noch — nach dem Dichterworte — zwischen Himmel und Erde geben, von dem sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Was wir kennen, das haben wir durch unsere Sinne erfahren. Besäßen wir keine Augen, so hätten wir von den herrlichen Wirkungen des Lichtes keine Ahnung gehabt, und wer weiß, was es noch für ungenannte Dinge giebt, für deren Erfassen uns das erforderliche Sinneswerkzeug mangelt. Wir sind zwar schon Kräften und Stoffen auf die Spur gekommen, die an sich durch keinen Sinn wahrgenommen werden können, die jedoch durch ihre Wirkungen irgend eine Sinnesempfindung hervorrufen, aber es kann auch noch solche Kräfte und solche Stoffe geben, die ganz außerhalb des Bereichs unserer Fassung liegen.

Die Vermittelungsfähigkeit unserer Sinnesorgane ist zudem durch deren Unvollkommenheit beschränkt. So sehen wir die Schwingung des Lichts als rothe Farbe, wenn es 34 Billionen Schwingungen in der Secunde macht, und wenn es langsamer schwingt, nehmen wir es nicht mehr war; möglicherweise hat es in der langsameren Bewegung eine Farbe, von welcher wir uns überhaupt keinen Begriff machen. Auch entzieht sich ein Gegenstand unserm Gesichtskreis durch seine Kleinheit. Wir mußten glauben, daß Dinge, die kleiner sind wie etwa ein feiner i-punkt, überhaupt nicht mehr sichtbar seien, bis das Mikroskop erfunden wurde und uns eine Welt neuer Wunder erschloß. Schon war das menschliche Wissen mit der Majestät des unendlich Großen, wie es die unbegrenzten Himmelssphären zeigen, vertraut, als es noch keine Ahnung von der Herrlichkeit des unendlich Kleinen hatte. Doch als wir unser Auge mit dem gläsernen Zauberinstrumente bewaffnen konnten, sahen wir mit staunender Bewunderung im Wassertropfen die unzähligen Thierchen mit bestimmter Gestalt, mit von Wimpern und Borsten bedeckten Körpern, mit Mundöffnung und Pulsirung und entdeckten auch, daß die gepanzerten Infusorien mit ihren fossilen Massen Erdschichtungen bilden. Wenn der Geist die unbegrenzte Kleinheit des Kleinen zu erfassen trachtet, so schwindelt ihm beinahe mehr, als wenn er sich zu der endlosen Größe des Großen schwingt. Es giebt kein Ende für die

Digitized by Google

Reihe von Nullen, die man in Gedanken an eine Ziffer anhängen kann. Daher denken wir uns den Weltraum so ausgedehnt, daß die darin enthaltenen Maßstabe — ob sie nun Zoll, Meile oder Erdweite heißen — in einer Zahl vorhanden sind, zu deren Summenziffer immer noch eine Null hinzugesetzt werden kann, mit einem andern Worte: endlos. Dieselbe Endlosigkeit wie in der Raumausdehnung muß es auch in der Raumtheilung geben, da wir den Nenner eines Bruches ebenfalls mit einer endlosen Reihe von Nullen belasten können, und daher so gut wie den Millimeter auch das Millionstel eines Millimeters annehmen müssen.

Und ebenso theilbar wie der Raum ist die Zeit. Unserer beschränkten Auffassung scheint wohl der kürzeste Zeitabschnitt der sogenannte Augenblick, jener Moment, in welchem wir blinzelnd die Lider senken und heben und dennoch, mikroskopisch betrachtet, wie lange muß dieser Augenblick währen, wenn in seiner Dauer der Schall eines hohen Tones 36,000 Schwingungen zu machen Zeit findet, und der Lichtstrahl bequem seine vieltausendmeilige Reise zurücklegen kann!

Jene verschwindend großen und verschwindend kleinen Zahlen, die uns so betäuben, sie schrecken die Natur nicht zurück. Zu ihren Riesenwerken benutzt diese mit demselben Gleichmuth die billionenweiten Strecken ihrer Sonnenbahnen und den Bruchtheil eines Stäubchens, Zeiträume von unzähligen Jahrtausenden und von gespalteten Augenblicken. Die unendliche Geschwindigkeit ihres Wirkens entzieht sich unserer Fassung, ebenso ihre wunderbare Langsamkeit. Wie sich letztere unseren Sinnen verbirgt, davon haben wir am wachsenden Grashalm und am Zeiger der Uhr den Beweis. Die kleine Nadel, die, um von einer Zahl zur andern auf dem Zifferblatte zu gelangen, eine Stunde braucht, bewegt sich ununterbrochen fort, aber so langsam, daß wir nicht im Stande sind, diese Bewegung zu gewahren. Wir können uns nun auch einen Zeiger denken, der zu derselben Strecke ein Jahrhundert brauchte; auch dieser würde niemals stille stehen, doch könnte da unser Gedanke noch die Langsamkeit seines Ganges erfassen? Aber in der Wunderwerkstatt der Natur giebt es solche langsam arbeitende Kräfte, die mit mikroskopischem Material ihre Riesenwerke aufführen — mit geschichteten Infusorien Berge thürmen, mit verdichteten Nebeln Sonnen modeln!

Ferner, unter den uns bekannten Kräften, welche Geheimnisse birgt nicht der Magnetismus? Wir sehen die Nadel, deren Pole untrüglich nach Nord und Süden zeigen; zerbrechen wir einen Magnetstab in dem Indifferenzpunkt, so erhalten wir zwei Magnete mit je zwei Polen — ist dies kein Zauberstab? Wird dieses Geheimniß ergründet durch die wissenschaftliche Annahme, „daß der Magnetismus die Wirkung kleiner, paralleler elektrischer Kreisströme ist, welche jedes Eisenatom umfließen?“ Und wenn wir mittels der Elektricität unsere Gedanken mit einer Schnelligkeit von 60,000 Meilen in der Secunde über Land und Meer entsenden, wenn sogar das gesprochene Wort, die musikalischen Töne, die photographirten Bilder hinaustelegraphirt werden können (wie dies die neuesten Erfindungen anstreben), haben wir da nicht Wunderbareres gethan, als Aladins Lampe je zu leisten vermocht? Unter den Menschen finden sich freilich keine Zauberer und auch Kobolde, Geister und Genien, die geheime Kräfte besitzen, giebt es nicht. Aber

Digitized by

wir haben uns dennoch Genien dienstbar gemacht, nämlich die herrlichen Kräfte der Natur, und haben durch das Studium ihrer untrüglichen Gesetze die Zauberformeln gefunden, mit welchen wir sie in unsere Herrschaft zwingen. Vergebens saßen die Alchemisten über ihren Retorten, umgeben von unheimlichem Gethier, und in alten Folianten die Zeichen und Sprüche suchend, die den Geist beschwören sollten; ihnen gelang es höchstens, gläubige Thoren zu betrügen. Aber mit sicherem Erfolge arbeitet der Jünger, der im Zaubertempel des Wissens die geheimnißvollen Kräfte des Universums prüft und leitet.

Doch was immer auch der Mensch zuwege bringe, mit den Gewalten des Lichtes, des Dampfes, der Elektricität; so viel Maschinen er auch baue, die Meere und Lüfte durchsegeln, die selbst säen und mähen, und drucken und stricken, und porträtmalen und spinnen und zerstören und tödten, das Eine kann ihm nicht gelingen: seinen Werken das Princip des Lebens einzuhauchen, und da stehen wir wieder vor dem Wunderbar-Geheimen. Was ist eine Panzerfregatte gegen eine Rosenknospe! Du und ich könnten allenfalls die erstere herstellen, aber nicht eine Faser eines Blättchens von dem rosigen, duftigen Geheimniß könnten wir mit seinem Lebenssafte füllen. Dieses Blühen und Befruchten, dieses Entstehen und Wachsen, dieses Pulsiren und Athmen, dieses Leben mit einem Worte, was ist es doch für ein unerklärter Zauber!

Und wenn wir nun erst die Blicke in die Tiefen unserer Seele senken, wie unergründlich sind die Geheimnisse der eigenen Psyche! Gefühle, Leidenschaften, Vorstellungen, Träume, welch' eine Kette von Mysterien. Das selbstbewußte Ichgefühl allein ist ein Problem, das allen Philosophen der Erde Stoff zu bändelangen Abhandlungen gegeben hat; die Denkfunctionen, die im Gehirn ihren Sitz haben, können durch die Beschreibung des Gehirns nicht erklärt werden. Wenn wir auch wissen, daß die Großhirnhemisphären vielfache Windungen zeigen, die desto zahlreicher sind, je intelligenter das Wesen ist, welchem das Gehirn angehört; ferner, daß diese Windungen mit einer grauen, die Ganglienzellen führenden Schicht bedeckt sind, so wird uns daraus noch nicht einleuchten, wie die Fähigkeit, einen logischen Schluß zu ziehen, durch die graue Substanz vermittelt werden kann. Welch eine Wundergabe ist u. A. das Gedächtniß, das gewisse Bilder, Töne und Data in seinen Vorrathskammern aufbewahrt, andere gänzlich ausscheidet — was das sogenannte Vergessen ist — und einige sozusagen verlegt, und erst nach langem Herumsuchen wiederfindet. Welch ein Zauberreich ist die Einbildungskraft! In ihr entstand alle Märchenpracht und selbst die Unmöglichkeit ist ihr keine Schranke.

Es giebt Gefühle, deren Gewalt uns eben durch ihr Geheimniß umstrickt. So die Liebe: eine bebende Neugier, ein staunender Schauer durchzittert unser Herz bei den ersten Liebesregungen und wir wollen das süße Räthsel lösen — um jeden Preis. Auch in der Mutterliebe, dieser stärksten der menschlichen Neigungen, regt sich ein stolzes Staunen ob des Mysteriums, das sich in diesem, dem eigenen Leben entsprossenen jungen Leben entfaltet.

Geheimnißvoller noch als das Leben erscheint uns der Tod. Ewig unbeantwortet läßt er alle bangen Fragen, ob er Vernichtung oder Verklärung bringe? —

Digitized by Google

Und so stehen wir denn inmitten dieses Wunderalls, und forschen und grübeln und wollen uns Antwort schaffen auf alle Fragen. Eitles Beginnen; es ist schon ein hoher Flug des Gedankens, wenn er sich in gewissen Dingen bis zur Frage schwingt — die Antwort liegt außerhalb der menschlichen Fassungskraft. Das Gefühl der staunenden Bewunderung, das unsere Seele erhebt, ist eine unserer höchsten Freuden, und in seiner Steigerung durchglüht uns dieses Gefühl als Andacht. Der Mysterien größtes mahnt uns nun und wir nennen es — Gott. Der Inbegriff des Unbegreiflichen, die Urkraft aller Kräfte, aller Dinge erster und letzter Grund, Lebensathem der Natur, Wille des ewigen Gesetzes, Gedanke der Weltenseele — so ahnt unser Geist jenes tiefste aller Geheimnisse. Und wie sich unsere geblendeten Augen schließen, wenn wir in die Mittagssonne blicken wollen, so hält unser Denken inne, wenn es sich an das Erfassen solcher gewaltigen Begriffe wagt; aber so wie das Auge auch unter dem geschlossenen Lide noch den Schein des unerträglichen Glanzes gewahrt, ebenso bleibt sich der Geist des ewig Wunderbaren bewußt, das zu erschauen und zu durchdenken ihm nicht gegeben ist.

Bilder aus dem Komödiantenleben.

Von Josef Lewinsky.

I.

Eine Räuber-Aufführung im Dorfe.

Es ist lange her. Ich muß sie aus dem Schutte meiner Erinnerungen erst wieder hervorgraben, jene Tage, da ich als singender Komödiant die Ehre hatte, im Verbande der Truppe des Herrn Directors M. die östlichen Weiden unseres geliebten Vaterlandes abgrasen zu helfen. Wir zählten den 25. März; die Boten des Frühlings waren aber noch frostige Gesellen und wußten noch nichts zu verkündigen von Lenzeswehen und Sonnenschein. Mit rauhen, unfreundlichen Händen faßten sie uns an, als wir uns auf jener Dampferfahrt befanden, deren nächste Kunstetappe das Städtchen T. bilden sollte. Der „Miniatur-Leviathan" hatte sich, dem zerstreuten Kalender wie wir selbst leichtsinnig vertrauend, zu gütig in sein winterzerlassenes Element begeben; die anfangs blos hingehauchte Eisdecke gewann, je weiter wir fuhren, größere Festigkeit; immer langsamer nur konnten wir uns fortbewegen und als wir auf halbem Wege uns noch kaum befanden, hatten wir die nicht mehr anzuzweifelnde Gewißheit: „Wir sind festgefroren."

Glücklicherweise waren wir auf dem nicht allzubreiten Flusse dem hier flachen Ufer nahe und auch ein Dorf ward unseren Blicken sichtbar. Wir beschlossen daher, da an eine Weiterfahrt nun doch nicht zu denken sei, jener Stätte menschlicher Ansiedelung mit den letzten Kräften unseres Fahrzeugs zuzusteuern und uns nach Möglichkeit daselbst einzurichten.

Wir waren es leider gewohnt, in gebildeten Städten von den Einwohnern mit all den Vorurtheilen einer in geistiger Hinsicht noch beschränkten Zeit angesehen zu werden, daß uns das Mißtrauen, welchem wir bei den in der Cultur noch tiefer stehenden Bewohnern eines Ortes begegneten, nur natürlich erschien.

Man denke sich einen Trupp von etwa fünfundzwanzig ziemlich abenteuerlicher männlicher und weiblicher Gestalten, mit all der dem wandernden Komödiantenthum eigenthümlichen pathetischen, großspurigen und wohl auch zugleich leichtsinnigen Lebhaftigkeit auf ein ruhiges, stilles, vom Wege der Musen weitabgelegenes Dorf sich wie ein Heuschreckenschwarm niederlassend, und man wird den wenig sympathischen Empfang begreifen, den die braven Landleute uns entgegentrugen.

Indessen waren wir in dieser Hinsicht nicht allzuempfindlich, denn schließlich waren auch diese Bauern immer noch Menschen. Und so nahmen wir unser Abenteuer von der heitersten Seite und ein lustiges Leben entwickelte sich alsbald im Wirthshause des Dorfes in unserer Mitte, dem auch die Bauern sich immer weniger abgeneigt zeigten.

„Kinter, ich hape eine keniale Idee", rief unser altes „Contra-P", ein origineller Kauz aus dem Thüringischen, der sich auf seine colossale Tiefe als Bassist nicht wenig zu Gute that, und die fixe Idee hatte, auch noch das „Contra-P" zu besitzen. „Was meint'r, Ihr Häringspäntiker, wie wärs, wenn wir den Pauern hier Gomödie vorspielten, ta wir

Digitized by Google

ja doch hier liegen bleiben müssen. Ich klaube, wir amüsiren uns göniklich und schlaken die Gosten tapei heraus."

„Famos! Herrlich! Himmlische Idee!" rief das Völkchen in seltener Einstimmigkeit begeistert aus, und auch unser Oberhaupt, eine leichtbewegliche Figur mit einer Nase in seinem Guttaperchagesicht, die wie eine Stange über einer Wirthshausthür hinausragte, auch er, den das „Herausschlagen der Kosten" allein schon das größte „Amüsement" bereitete, rieb sich vergnügt die Hände und sprach: „Ne, hören Se, Leporello, da haben Se werklich en Mol en lichten Augenblick gehobt. Jo, Kinder, mer wollen den Bauern Komödie vorspielen, und zwar 'ne Komödie, die sich gewoschen hot. Aber wos wollen mer denn nu aufführen? Unterstützt mich mit Vorschlächen, Kinderchen, unterstützt mich, und nur recht wos Passend's für die Bauern."

„Wie wärs mit dem „Hamlet", Herr Director?" ließ sich der Heldendarsteller vernehmen, der es unter Shakespeare niemals that und als heimlicher Anhänger des „Spiritismus" im Rufe stand, das „Schwankende" im Charakter des Hamlet vorzüglich zur Erscheinung zu bringen.

„Aber was fällt Euch nur ein, Karbatsch", bemerkte der Intriguant, „für Bauern den Hamlet! Das ware „Caviar fürs Volk". Da wäre ich schon weit eher für den „Faust" oder sonst ein Stück, in dem der Teufel los ist."

„Ihr schlagt nur immer Stücke vor, Herzbeutel, in denen Ihr die Hauptrolle habt", warf, nicht ohne Mißgunst, der zweite Charakterdarsteller ein. „Ich stimme für „Nathan den Weisen"."

„O! Au! Lächerlich! Welche verrückte Idee! Sie wollen wohl den „Weisen" spielen, Knautschke?" So tönte es durcheinander. „Hören's a mol, Directerl", flötete nun auch unsere dem Oesterreiche entsprossene jugendliche Liebhaberin, „dös sein Olles Spadisankerl, wos die do vurbringen. I bin holt dafür, daß mer an einfach's Stück geben, dos die dummen Bauerntrotteln verstehen, von Kotzebub oder so was."

„Ja, die Wieselhuber hat Recht!" — „Ist auch meine Meinung!" — „Nur etwas, wozu wir keine Probe brauchen! — „Was meint'r, Ihr Kattuntrucker, würte es nicht Effect machen, wenn ich in dem Stücke die Arie tes Sarastro: „In tiefen heilfen Hallen gennt man die Rache nicht", als Einlake sinken würte? Ich will Euch kleich das schöne Contra-P" — „Nein, nein, wir kennen es schon genügend!" — „Stecken Sie nur ein Ihre alte Kratzbürste!" — „Was, mein schöner tiefer Paß, eine Gratzpürschte? O, Sie fauler Schröpfgopf Sie, hapen Sie nur erst ein so umfankreiches, vrisches und wohlglinkentes Orkan vie ich, und tann —"

„Still, Kinder", ertönte jetzt die Friede heischende Stimme unseres Oberhauptes. „Ich säh, daß Ihr Euch doch nicht vereinichen könnt; do muß ich nu werklich schon meine Autorität geltend mochen. Meine Meinung is, daß mer die „Reiber" vun Friedrich vun Schiller, mit den mer in T. unsere Vorstellungen ereffnen, den Bauern hier morgen als Generalprobe vorspielen; do vereinichen mer dos Ongenähme mit däm Nitzlichen. Ihr hobt olle dankbare Rollen, Kinder, in dem Stick, und Sie, Contra-P., können als oller Moor Ihre Songlust stillen und aus dem Hungerthurme im letzten Okte „Ein freies Löben fihren wir", mitsingen helfen."

Die Entscheidung des Directors fand ungetheilten Beifall und un-

Digitized by Google

verzüglich wurde an die Ausführung unseres Unternehmens geschritten. Doch größere Schwierigkeiten, als wir gedacht, stellten sich demselben entgegen. Nicht geringe Sorge bereitete uns der Mangel eines geeigneten Locals. Die Räumlichkeiten der beiden Dorfschänken waren von ihren Erbauern offenbar für theatralische Zwecke nicht vorgesehen; anderweitige, den Musen geweihte Tempel waren auch im Orte nicht vorhanden. Wir durften es demnach als einen Glücksumstand ansehen, daß ein wohlhabender Bauer sich dazu herbeiließ, gegen die Berechtigung eines freien Entrées für sich und seine Familie seine geräumige Scheuer uns zur Verfügung zu stellen.

Da jeder Einzelne unserer Truppe sich angeregt fühlte, zum Gelingen des Ganzen beizutragen, so entwickelte sich alsbald eine wahre Ameisenthätigkeit unter uns. Die Einen schafften Bretter und Balken und sonstige Utensilien herbei, aus denen ein Gerüste gezimmert wurde, das als Bühne dienen sollte. Andere entlehnten den Bäuerinnen mit obligaten Liebeserklärungen eine Anzahl Bettlaken, die zusammengeheftet den Vorhang bilden mußten und als sie nicht ausreichten, auch noch ein Dutzend leere Getreidesäcke. Mit Decorationen und sonstigem scenischen Apparat sah es allerdings mißlicher aus, doch machte auch hier die Noth uns erfinderisch. Da wir die „Kritik" des Dorfes nicht allzusehr zu fürchten brauchten, bei dem P. T. Publikum auch eine gründliche Kenntniß der deutschen Classiker nicht voraussetzen durften, so glaubten wir der Illusion unserer primitiven Kunstkenner genügende Concessionen gemacht zu haben, wenn wir ihr zumutheten, in einigen Bauernmöbeln Bestandtheile der „herrschaftlichen Gemächer" des regierenden Grafen von Moor und zugleich die einer „Räuberherberge" zu erblicken, während ein halbes Dutzend durch eine Schnur mit einander in Verbindung gebrachter junger Tannen sicherlich ohne erröthen zu müssen, als „böhmische Wälder" sich mit Anstand konnten sehen lassen. Und auch die „Beleuchtungsfrage" sollte ihre glückliche Erledigung finden, indem wir auf der „Rampe" eine Anzahl in Sandtöpfe gesteckte Talgkerzen aufpflanzten und den Zuschauerraum durch zwei Thranlampen in das rechte Licht zu setzen gedachten.

„Wo werden Se aber mich hinplaciren?" ließ sich jetzt die wichtigste Person in unserm kleinen Staate vernehmen: Der Souffleur.

Wie hatten wir aber auch nur ihn vergessen können, die Seele, das Triebrad des Ganzen, unsern wackern Pachutschek! Die Frage war bedenklicher, als sie schien. Wir hatten ja hier „Generalprobe" von Schillers Räubern. Doch auch dafür fand sich Rath.

„Kinter", sagte unser schöpferisches Contra-P., „ter Tiokenes hat zwar nicht zu souffliren kehapt, aper in einer Tonne hat er kewohnt. Unser unterirdischer Ketächtnißunterstützer muß also kleichfalls ein solches Loschi für ten Apent beziehen."

„Victoria!" rief das muntere Völkchen jubelnd aus, „der Pachutschek muß die Rolle des Diogenes übernehmen!" — „Die Tonne des Diogenes muß er übernehmen", bemerkte verbessernd eine einzelne Stimme.

Wenn es auch eine offene Frage blieb, ob das Bierfaß mit ausgeschlagenem Boden, das nun herbeigeschafft wurde, jenem primitiven Palais des alten Philosophen auf ein Haar glich, so stand doch nach einer

Digitized by Google

kleinen Probe fest, daß es der winzigen Gnomenfigur des Souffleurs zur Noth Raum bot, wenn es, mit der Mündung auf die Bühne gerichtet, am Abend in den Vordergrund gerollt wurde.

Dieser Sorge waren wir somit gleichfalls ledig. Nun hieß es: „Wie wird es mit Costümen, wie mit der Garderobe?"

Was die ersteren betraf, wurde entschieden, daß wir die „historische Treue" links liegen lassen und uns mit den Kleidungsstücken, die wir eben zur Hand hatten, umhüllen sollten. Was aber die Ankleideräume anging, so schienen die beiden an die Bühne angrenzenden Ställe wie geschaffen für unsern Zweck. Der Kuhstall sollte als Damengarderobe, der Schafstall als Herrengarderobe dienen. Allerdings nicht geringe Schwierigkeiten bot die Erreichung dieser Concession seitens des Besitzers unseres Musentempels, der sich nicht dazu verstehen wollte, die derzeitigen Insassen jener beiden Logements im Interesse der Kunst für den Abend zu deplaciren, der überhaupt schon „soviel für uns gethan" zu haben glaubte, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig blieb. Indessen bewährte sich auch hier das glänzende Genie unseres unvergleichlichen „Contra-P.". Seiner Ueberredungskunst, wohl auch dem zu eindringlicher Rührung hinzugefügten Vortrag einer großen Baß-Arie gelang es, die erwähnte Vergünstigung von dem Bauer für uns zu erwirken.

So erübrigte uns nur noch, dem Zuschauerraum ein möglichst würdiges Aussehen zu verleihen. Den einstigen Architekten dieser Scheune mußte bei Erbauung derselben unzweifelhaft das Ideal eines Hoftheaters vorgeschwebt haben, denn sie entsprach so durchaus ihrer gegenwärtigen Bestimmung, daß so mancher Wohnsitz der Muse, welchem ich auf meiner Laufbahn begegnete und in welchem ich Poesie auch nur eben „dreschen" hörte, vor dieser Scheune beschämt die Augen senken mußte.

Eine zu beiden Langseiten oberhalb sich hinziehende und als Heuboden dienende Vertiefung, zu der eine Leiter hinaufführte, war wie geschaffen zur „Galerie" (die ja auch der Volksmund im Theater höchst sinnig als „Heuboden" bezeichnet). Daß die Besucher dieses Platzes, wenn sie ihre Beifallsbezeugungen allzu lebhaft äußerten, leicht hinunterstürzen konnten, war nicht unsere Sorge. Zwei quer stehende Leiterwagen konnten ganz gut den „ersten Rang" repräsentiren, während das „Parquet" durch Böcke und Blöcke, die mit Bretern belegt wurden und zur Noth auch noch durch Fässer gebildet werden konnte. Es ging Alles vortrefflich und wir durften mit Zuversicht darauf rechnen, hier Triumphe zu feiern.

Während diese internen Fragen mit eben so viel Umsicht als Geschicklichkeit der Erledigung entgegengeführt wurden, war ein anderer Theil unserer Gesellschaft auch nach außen hin bemüht, unser Unternehmen mit Glanz in Scene zu setzen. Die Kunde von dem Kunstgenusse, der den Bauern bevorstand, hatte sich wie ein Lauffeuer im Dorfe verbreitet; nun galt es, sie auch zu einem möglichst zahlreichen Besuche der „großen Vorstellung" zu animiren. Große Zettel wurden, da eine Druckerei im Dorfe sich nicht befand, in riesigen Buchstaben geschrieben, die in überschwänglichen Worten das außerordentliche Ereigniß verkündeten, und an allen Ecken und Enden des Ortes möglichst auffallend

Digitized by

angeschlagen. Unser jugendlicher Liebhaber, ein ehemaliger Lackirer, improvisirte überdies eine Tafel, worauf er in weithin leuchtender Zinnoberschrift eine „Große Räubervorstellung" pinselte, die über dem Eingang zum Theater befestigt wurde. Der Vorschlag, nach Art herumziehender Kunstreiter am Tage der Aufführung in corpore costümirt durch die Straßen zu ziehen und dieselbe mit Trompetenfanfaren oder Trommelschall anzukündigen, fand nicht die nöthige Unterstützung. Wir begnügten uns, durch lebhaftes Umhertummeln im Dorfe, die Jüngeren unter uns zum Ueberfluß auch noch durch Hofiren der Dorfschönen, für unser Unternehmen Reclame zu machen.

So kam der denkwürdige Abend heran. Wir hatten den Beginn der Vorstellung für fünf Uhr festgesetzt und uns eine Stunde vorher nach unserm Scheunentheater begeben. Doch konnten wir schon den ganzen Nachmittag eine gewisse Aufregung, die einem ungewöhnlichen Ereignisse vorherzugehen pflegt, im Dorfe wahrnehmen und als wir vor der „Residenz Thaliens" anlangten, fanden wir dieselbe bereits von einem ihrer Eröffnung ungeduldig entgegenharrenden Publikum jeglichen Alters und Geschlechts belagert und unser alter Kassirer Strampitz, für den ein Bretterverschlag als „Kasse" hergerichtet worden, hatte alle Hände voll zu thun, die Stürmischen zu befriedigen.

Da ich als Darsteller des Kosinsky in den ersten Acten nicht beschäftigt war, begab ich mich ins Innere des Heiligthums, um das Treiben unseres Publikums zu beobachten und seine Kunstgespräche zu erlauschen.

Da erzählte eine städtisch gekleidete Frau, eben kein Blaustrumpf, aber an einem ellenlangen blauen Strumpfe strickend, ihrer bewundernd zuhorchenden Nachbarin, daß sie die „Räuber" vor mehreren Jahren bereits in Danzig gesehen; sie sei sehr neugierig, ob die Komödianten hier die im Stück vorkommenden „Mohren" auch so gut geben würden. Die Frau sprach wie ein Buch und gehörte sicherlich zur **haute-volée** des Dorfes.

Hier erklärte ein ländlicher Schöngeist seinen mit offenen Mäulern ihn anglotzenden Zuhörern mit überlegener Miene, wer Schiller eigentlich sei. Der Mann entwickelte in seinem Vortrag eine so tiefe und der hergebrachten, seichten literarhistorischen Forschung ganz neue Quellen eröffnende Wissenschaft, daß ich mit wahrer Bewunderung und tiefster Beschämung erst aus seinem Munde erfuhr, daß der in sämmtlichen Literaturgeschichten und Biographien bisher als in Marbach geboren und in Weimar verstorben verzeichnete Dichter der „Räuber" eigentlich ein Königsberger Kind sei, eine geborene Elbingerin zur Frau habe und gegenwärtig in Berlin lebe, wo er noch mehr so schöne „Stücke mache". O über Euch Historiker! Ein einfacher Bauer muß Euch die Wahrheit erst erschließen. —

Ich harrte noch in größter Spannung weiteren, meine Kenntnisse bereichernden Mittheilungen über die Privatverhältnisse Schillers entgegen, die ich der Oeffentlichkeit sicherlich nicht vorenthalten hätte, als entsetzliches Jammergeschrei und lautes Gelächter in unserer Nähe den Vortrag unseres Professors in unliebsamster Weise unterbrach.

Eine zur Seite der Bühne aufgestellte Heuleiter hatte nämlich einen kecken Bauernburschen verlockt, ihre äußerste Sprosse zu erklettern, um

Digitized by Google

auch einen Blick hinter die Coulissen zu thun. Seiner Verwegenheit gelang es aber, mehr zu sehen, als er zu hoffen gewagt: denn die Aussicht, die sein hoher Standpunkt ihm eröffnete, reichte sogar bis hinein in den, die Damengarderobe bildenden Kuhstall. Die tiefgehenden Beobachtungen, die er hier zu machen Gelegenheit fand, waren nun so pikanter Natur, daß er es nicht über sich zu gewinnen vermochte, sie für sich zu behalten. Indem er dieselben aber aller Welt, und besonders seiner unter ihm sitzenden Schönen mit großem Eifer verkündete, verlor er leider das Gleichgewicht und stürzte mit lautem Geschrei Kopf über herunter, glücklicherweise ohne sich zu verletzen, in ein offenes Faß mit weißem Sande, aus welchem unter ungeheurem Gelächter sich herauszuarbeiten dem Vorwitzigen endlich mit großer Mühe gelang.

Die Anfangszeit der Vorstellung war inzwischen verstrichen; ein Dorfmusikant, der uns durch seine Kunst auf dem Leierkasten unterstützte, hatte bereits mehrere „Ouvertüren" zum Besten gegeben und unser Publikum fing bereits an unruhig zu werden; schon hörte man Rufe, wie: „Anfangen!" „Räuber raus!" schon ertönten schrille Pfiffe, das nahende Ende der Geduld des Auditoriums signalisirend.

Da ertönte eine heisere Klingel — allgemeines „Pst!" und der „Vorhang" wurde von Moor senior und Moor junior nicht ohne Mühe zur Seite geschoben. Die erste Scene begann. In athemloser Spannung lauschten unsere naiven Naturföhne und Töchter den in solcher Vollkommenheit noch kaum geahnten Gestaltungen der Kunst und namentlich die Räuberscenen erregten ihr höchstes Entzücken. Ausrufe wie: „O Du verfl. Biest!" oder: „Da möcht ich Dir ja gleich das Genick umdrehen!" bei den Auftritten Franz Moors waren in ihrer drastischen, aber der sittlichsten Empörung entspringenden Ausdrucksweise die vernichtendste Kritik der Schurkereien dieses Scheusals und drohten dem Darsteller desselben im Laufe des Abends gefährlich zu werden. Größerer Sympathien hatte sich dagegen sein unglücklicher Bruder Karl bei den wackern Bauern zu erfreuen und gar manche „ländliche Schöne" zerdrückte seinetwegen eine heimliche Thräne. Auch die Liebe Amaliens war der Gegenstand innigsten Mitgefühls; ja, die Zeugen ihrer Liebesseufzer nahmen sogar keinen Anstand daran, daß sie dieselben im österreichischen Dialecte kundgab.

Das Stück würde trotz wiederholter, dem Geiste Schillers nicht ganz entsprechender Zwischenbemerkungen Seitens des die „Generalprobe" leitenden Directors den befriedigendsten Verlauf genommen und wir hier sicherlich vollständig reüssirt haben, wenn nicht einige Zwischenfälle die „Vorstellung" in unangenehmer Weise unterbrochen hätten.

Die „böhmischen Wälder", welche unser trefflicher Spiegelberg im Feuer der Action umge—spielt hatte, waren eben wieder aufgepflanzt worden und Amalia von Edelreich im Begriff, die Zumuthungen des schändlichen Franz Moor im dritten Acte mit aller Entrüstung zurückzuweisen, als ein Besitzer der ersten Bank im „Parquet", dem der freie Ausblick auf die Bühne durch das Logis des Souffleurs schon lange gehemmt worden war, nun den Versuch machte, dasselbe etwas zur Seite zu schieben. Leider mußte der kräftige Bauernjüngling bei seinem Vorhaben die der leicht beweglichen Behausung so sehr nothwendige Rücksicht und Vorsicht ganz außer Acht gelassen haben, denn das Bierfaß,

Digitized by

in welchem unser braver Pachutschek steckte, gerieth plötzlich ins Rollen, und dieser arme „Rettungsanker" inmitten unserer nicht ungewöhnlichen theatralischen „Schiffbrüche" wurde über die ganze Bühne gerollt und bedurfte jetzt selber der Rettung. Schreiend und fluchend und mit Händen und Füßen aus seinem runden Gefängnisse herausstrebend, wollte ihm seine Befreiung durchaus nicht gelingen, bis Franz und Amalia sich seiner erbarmten, jenes festhielten und ihn, unter stürmischem Applaus des Publikums, dem diese „Scene" von dem ganzen Stücke bis jetzt am besten gefallen, aus der Tonne herausgezogen. In dieselbe wieder zurückzukehren, wäre der soufflirende Diogenes jedoch nicht um ganz Griechenland zu bewegen gewesen.

War unserm Auditorium solchermaßen Gelegenheit gegeben, an dem Mißgeschick eines der Agirenden seine Schadenfreude zu äußern, so sollte ein anderes Intermezzo es selbst zu tragikomischen Helden und uns zu belustigten Zuschauern machen.

Das Stück nahte seinem Ende. Wir hatten wiederholt stürmischen Beifall geerntet; unser singlustiges „Contra-P.", welches als alter Moor sichs nicht nehmen ließ, „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht", Herrmann „seinen Raben" als „Einlake" aus dem Hungerthurme vorzusingen, auch er war für seine musikalische Hochherzigkeit reich belohnt worden und nur allein über Franz Moor hatte sich im Laufe des Abends ein wahrer Wolkenbruch der kraftvollsten Verwünschungen ergossen, und am liebsten hätte das über seine Schandthaten immer empörtere Publikum ihn erdrosselt. In einen förmlichen Freudentaumel gerieth dasselbe daher, als die Scene kam, in welcher der Bösewicht, bei dem das Maß seiner Sünden voll geworden, das Geschäft des „Erdrosselns" selber an sich vollzieht. Jubelnd und jauchzend, applaudirend und strampelnd gab es seiner moralischen Genugthuung nunmehr Ausdruck. Leider hatten wir aber bei unserer Ausstattung des Zuschauerraumes auf derartige Massenausbrüche überreizter Kritik nicht gerechnet. Mit lautem Gekrach bricht eine der auf schwachen Bockfüßen stehenden, improvisirten Bänke jetzt plötzlich zusammen, unter Kreischen der Weiber, unter Johlen der Männer, die im Fallen noch mehrere andere Bänke mit sich reißen, so daß man bald nur noch ein Chaos von Armen und Beinen sehen kann, und dies Beides auch nicht einmal mehr lange, denn zu allem Unglück geht der schon längst ein trübseliges Dasein fristenden Thranlampe auch noch das Lebenslicht aus, so daß der ganze Musentempel jetzt im holden Duster schwebt.

Wir warteten das „Es werde Licht!" indessen nicht ab. Inmitten des „Tohuwabohu" spielten wir unsere letzte Scene zu Ende, enteilten darauf dieser „Räuberherberge" und dankten dem Schöpfer, als wir uns sammt und sonders wohlbehalten wieder in unserer Schänke befanden.

Am folgenden Tage fand unser Dampfer eisfreie Bahn, und mit dem schönen Bewußtsein, Schiller'sche Poesie, wenn auch unter abenteuerlichen Verhältnissen, auch ostpreußischen Bauern erschlossen zu haben, unser „Räuberhauptmann" aber mit dem noch schöneren Bewußtsein, ihre prosaischen Geldbeutel erschlossen zu haben, zogen wir unter lautem Hurrah der uns ans Schiff geleitenden Dorfbewohner und unter lautem Gesang, den wir selbst zum Besten gaben, fröhlich wieder von dannen.

Digitized by Google

Was die Tannen rauschen.

Eine Waldgeschichte von Max Vogler.

Das Haus, wo sie wohnte, steht mitten im Walde. Mächtige Eichen neigen ihre Zweige über sein Dach und schlanke, dunkle Tannen stehen wie ernste Wächter rings herum. Süße Stille herrscht in dieser Einsamkeit, und in den Gesang der Vögel und das leise Lispeln und Rauschen der Blätter mischt sich nur dann und wann das Glucksen der Hühner, das Girren der Tauben drinnen im Hofe des Forsthauses und das plötzlich erwachende, aber ebenso schnell wieder verhallende Geräusch, mit welchem das hohe Geweih eines braunen Hirsches die Zweige streift oder ein scheues Reh unter den Stämmen heraustritt, um mit seinen hellen, klugen Augen forschend nach den grünen Läden der Försterwohnung hinüberzuschauen.

Dort wars gewesen, wo er sie zum ersten Mal gesehen. Eine dichte Gruppe hellschimmernder Birken breitet unweit des Forsthauses ihre kühlenden Schatten aus; man hatte schmale, mit weißem Sand bestreute Gänge darinnen angelegt und so ein kleines, lauschiges Lustwäldchen geschaffen. Der Referendar Wolfgang Willsdruff pflegte fast immer, wenn sein Beruf ihm einige freie Tage erlaubte, aus der etwa zwei Stunden vom Forsthause entfernten Stadt nach dem inmitten der herrlichsten Waldpartien äußerst reizvoll gelegenen Dörfchen Hennigsthal sich zu wenden, um hier im Umgange mit der überaus schönen Natur seine höchsten Genüsse zu suchen und zu finden.

Dazumal, an jenem lachenden Pfingstmorgen, hatte er aber noch etwas anderes gefunden, als würzige, nervenstärkende Luft inmitten des dämmrigen Dunkels der Tannen, als süße Ruhe unter den dichtbelaubten Eichbäumen auf weichem Moos. Damals war sie herausgetreten unter dem mit mächtigen Hochwildgeweihen gekrönten Sims der Thür des Wohnhauses und war leise über den weißen Sand dahingeschwebt. Und wie ihr leichtes, luftiges Gewand zwischen den Bäumen schimmerte, ihr weiches, zartes Antlitz im silberblitzenden Laubwerk emportauchte und die schwanken Zweige über ihrem reichen, blonden Haar spielten und tändelten und über das alles strahlend und leuchtend das warme Lenzlicht herniederfloß, um das junge, saftige Grün mit zauberhaftem Schein zu überfluthen, und wie dabei die Amsel sang und der Specht an den Zweigen und Stämmen hämmerte und die Lerche jubelnd emporstieg in die reine, blaue Luft und tief im Walde der Kuckuck rief und neckte und lockte — — —, da hatte er, eben von der andern Seite her aus dem Gezweig hervortretend, sie zum erstenmal gesehen, und das Herz hatte ihm mit einem Male rascher geschlagen, und das Blut war ihm in die Wangen gestiegen, sein ganzer Sinn war ihm verwirrt worden, und er hatte ohne, es zu wissen, ohne ein Wort zu sagen, nein, stumm,

Digitized by

ganz stumm den leichten Strohhut von dem krausen, blonden Haar gezogen und eine artige Verbeugung gemacht, Himmel! er wußte nicht, ob es geschickt oder ungeschickt ausgesehen hatte! . . . Aber sie hatte sich, diesen Gruß erwidernd, sanft verneigt und ein freundliches Lächeln voller Reiz und Anmuth hatte auf ihren feingeschnittenen Zügen gelegen, und ihm wars gewesen, als hätten auch ihre Augen, die klaren Sterne, plötzlich und seltsam aufgeleuchtet, und als habe eine leise Röthe die Wangen übergossen.

Und dann hatte er noch lange gestanden, träumend und sinnend der schlanken Schönen nachblickend, und es hatte ihn tiefsinnen gedrängt, als müsse er ihr folgen durch das frische, leuchtende Grün und sacht hinter ihr fortschleichen auf den weißen, sandbestreuten Gängen; aber sein Fuß hatte sich doch nicht regen wollen, und wie sie zurückkam und mit hastigen Schritten dem Forsthause zuschritt, da stand er noch immer auf demselben Platze, träumend und sich seiner selbst kaum bewußt. Aber wie sie wieder über die Schwelle der Thür zu treten im Begriff gewesen und einmal schüchtern nach der Seite geblickt hatte, nach der Stelle, wo der Geblendete und Verzückte stand: da hatte er etwas gefühlt, als zucke ein jäher Flammenstrahl durch seinen ganzen Leib, und er hatte sich den Hut vom Kopfe gerissen, daß die laue Frühlingsluft frei durch das wirre Haar zu streichen und die Gluth seiner Stirn zu kühlen vermochte, er war hineingestürmt in den tiefen, schattigen Wald und unter den Zweigen über knollige Wurzeln und weiches Moos, rastlos, halb selig, halb traurig, halb jubelnd, halb weinend umher gerannt, die frischen Waldblumen, große und kleine, weiße, blaue und rothe, hatten berauschenden Duft geathmet, und die Amsel hatte fröhlich geschlagen, und tief aus dem Grunde war es neckisch und schelmisch geklungen, weit in den Wald hineinhallend: Kuckuck! Kuckuck! — —

Das hatte der seltsame Mann so lange getrieben, bis er am jenseitigen Saume des Waldes unter den Bäumen herausgetreten war; und die hellen Glocken erklangen so feierlich und doch so traut vom Dörfchen drunten empor, wo eben die Kirche ausgegangen.

Heute sei der heilige Geist ausgegossen worden, hatte der Pfarrer in seiner Pfingstpredigt gesagt . . .

* * *

Im Forsthause hatte man oft den Besuch eines jungen Mannes. Er mochte ungefähr 30 Jahr alt sein und war von kräftiger, gedrungener Gestalt. Ein blonder, stark ins Röthliche schimmernder Schnurrbart schwang eine sehr gebogene Linie in seinem die Farbe vollster Gesundheit tragenden, sonnengebräunten Gesicht, welches nicht die geringste Spur geistiger Arbeit verrieth, dagegen in seinem derben, alltäglichen Ausdruck sofort den Landmann erkennen ließ. In der That schaltete er auf einem ungefähr drei Stunden von Henningsthal entfernten Rittergut, welches ihm sein Vater, der Bruder des Oberförsters, zur Bewirthschaftung übergeben. Sein Vater selbst hauste auf einem anderen, nicht weit entfernt von dem des Sohnes gelegenen Besitzthum.

Er führte ein angenehmes, behagliches Leben, der junge Herr von

Digitized by Google

Adlersflug. Die Arbeit war nicht seine Leidenschaft; er liebte es vielmehr, recht oft die nahegelegene Garnisonstadt zu besuchen und mit den Herren Officieren bei Spiel und heiterer Unterhaltung sich zu vergnügen. Sodann war er der Jagd mit Leib und Seele ergeben und streifte recht oft, Beute suchend, in seinen Forsten umher; ja, böswillige Leute wollten wissen, daß er auch innerhalb seiner eigenen Gehöfte mancher frischen, kräftigen Bauerndirne nachstellte. Und wenn er herüberkam nach dem stattlichen Forsthause mitten im Walde bei Henningsthal, ob ihn da nicht auch das Verlangen nach einem schlanken, holden Mädchen in der Blüte der Jugend, mit klugen, leuchtenden Rehaugen und frischem, rosigen Kindergesicht trieb?

Wenigstens sprachen die Leute drunten im Dorfe davon, und auch in weiterer Entfernung wußte man es, drüben in der Stadt, daß es von den Kinderjahren Ada's her der Wunsch des alten Oberförsters gewesen, aus seiner Tochter und dem Brudersſohn einmal ein Paar zu machen. Und so durfte es wohl auch geschehen. Denn wenn der alte Oberförster einmal etwas wollte, so pflegte er es auch auszuführen, und bei aller herzlichen Zuneigung zu seiner Tochter würde er wohl wenig fragen nach deren geheimen Wünschen, nach der Stimme ihres Herzens, wenn es sich darum handelte, sie dem oder jenem Manne in der Ehe zu geben. Auch in dieser Hinsicht entschied er, wie immer, allein;" er war der erfahrene Mann, und er mußte am besten wissen, was seiner Tochter frommte. Der Neffe nannte ein großes Besitzthum mit Aeckern und Wiesen, Teichen und Wäldern sein eigen, er konnte jeden Tag eine Frau gebrauchen und vermochte ihr das behaglichste Dasein von der Welt zu bieten. Uebrigens würde es der Ada nach seiner Meinung, wenn sie in Küche und Keller sich bewegte und die Milchwirthschaft besorgte, wohl sein, so etwas kräftigt den Körper und erhält frisch und gesund, und das Töchterchen war zudem von Jugend auf an solche Beschäftigung gewöhnt.

Und wehe Dem, der dem alten Oberförster etwas dagegen eingewendet hätte! Arno von Adlersflug war ein stolzer, finsterer Mann, der jeden, der nicht grüne Borde trug oder harte Thaler die schwere Menge in seinen Taschen klirren lassen konnte, mit kühler Verachtung ansah, und vollends seit er nach seines Vaters Tode die Hälfte von dessen bedeutendem Vermögen geerbt und die Försterei angekauft und zu einem stattlichen Gute umgeschaffen, neue schmucke Gebäude an das ältere, aber doch auch sehr wohnliche Forsthaus gebaut und drüben nach der Ebene zu den Wald ausgerodet, den Pflug über den Boden geführt und fruchtbare Aecker daraus gemacht. Seit dieser Zeit war er noch verschlossener und unzugänglicher für jeden geworden, der nicht seines gleichen war. Hatte er ja nun glatte Rinder im Stalle und flotte Pferde und fuhr in herrschaftlicher Equipage zur Stadt!

Die Forsterei, insofern sie sein Beruf war, hatte er aufgegeben, da es ihm ein hartnäckiges, immer wiederkehrendes rheumathisches Leiden nicht gestattete, zu jeder Tages- und Nachtzeit stundenlang draußen in Wind und Wetter herumzulaufen und den Wilderern nachzuspüren. Aber obgleich er nur noch dann und wann zum Zeitvertreib auf seinen Grundstücken jagte, gab er doch viel darauf, daß man ihn „Herr Oberförster" nannte, war er doch, wie er öfters hervorhob, „unter Belassung seines Titels und Ranges" ehrenvoll verabschiedet worden!

Digitized by

Ada kannte die Absichten ihres Vaters, und seit einem Augustsonntage auch die ihres Verlobten.

In Henningsthal feierte man Erntefest, und der Besitzer der Försterei droben im Walde, so nannte man in Hinsicht auf seine ursprüngliche Bestimmung das Besitzthum des Oberförsters, so heißt man es auch heute noch, Herr von Adlerflug war heruntergekommen, um sich an der Feier zubetheiligen. Er that dies gern, wurde er dabei doch umtänzelt, umschmeichelt und fühlte sich unter den schlichten Dorfbewohnern wie ein Patriarch, der über die hundert ihn Umgebenden gebietet und ihre Huldigungen großmüthig entgegennimmt.

Auch der junge Herr Robert von Adlersflug war herbeigekommen und mit Ada und dem Alten in das Dorf heruntergefahren. Der fühlte sich so recht in einer Umgebung, in der's ihm wohl war: schlichte, gemeine Bauern, um deren Meinung er sich, wie ihn dünkte, nicht viel zu kümmern brauchte, und schmucke Landmädchen die Fülle. Der alte Herr Oberförster hatte ihn denn auch noch gar nicht so über die Maßen lustig und ausgelassen gesehen. Robert stürzte in ungebundener Lust ein Glas des perlenden Weins nach dem anderen hinunter und erzählte scherzhafte Geschichten und lachte und lärmte, daß mancher der alten Bauern sich schmunzelnd davon schlich oder dem Nachbar ein paar Worte heimlich ins Ohr redete: es war auch so, bei dem jungen Herrn konnte es schon nicht mehr richtig im Oberstübchen sein.

Eben hatte er mit Ada einen Tanz beendet und führte sie aus dem zu ebener Erde gelegenen Saal in den großen, schattigen Garten des Dorfkrugs hinaus. Hier schlich sich jetzt der letzte, mattrothe Sonnenstrahl durch die Bäume und huschte scheu von Blatt zu Blatt und verglühte im dichten Gebüsch. Ganz unten am Ende des Gartens, wo seinen Saum eine große, hier und da mit verkrüppelten Erlen und Weiden bestandene Wiese begrenzt, fließt ein kleiner, klarer Bach, und in sein leises Murmeln mischte sich das Zwitschern und Singen der Vögel, die sich im Laubwerk versteckten und nur noch dann und wann von Zweig zu Zweig hüpften, sei es, dort ein Liebchen zu besuchen, sei es, einer Frau Nachbarin noch verstohlen ein Geheimniß zuzutragen.

Auch Ada war munter und fröhlich gewesen unter den einfachen Landleuten, und nur manchmal, wenn das ausgelassene Lachen und Lärmen Roberts zu ihr drang, hatte es sie wie ein plötzlicher Schauer überlaufen. So gleichgültig wie möglich auch hatte sie während des Tanzes mit dem jungen Herrn gesprochen, und ihr Arm hatte sich nur schüchtern und widerwillig in den seinen gelegt, als sie jetzt an seiner Seite durch die holprigen, wenig gepflegten Gänge des Gartens dahinschritt. Da war nichts von jenen zärtlichen, halb ängstlich scheuen, halb heiß verlangenden Blicken, wie sie sonst die Verliebten tauschen, nichts von jener innigen Hingebung, mit der die Braut sich an den Geliebten schmiegt.

Robert schien sich indeß nicht viel um das kalte Wesen Adas zu kümmern. Hastig und verwegen verlangte er, vom Weine trunken, nachdem sie kaum in das dämmerige Dunkel der Bäume eingetreten waren, von seinem „Herzenscousinchen" einen Kuß, und als ihn Ada daraufhin mit leisem Verweis der Augen ansah, um den Blick ebenso schnell wieder von ihm zu wenden und ihn durch das Dickicht der Zweige träumend

Digitized by Google

nach den alten Erlen der Wiese hinüberschweifen zu lassen und ihren Arm noch weiter aus dem seinen zurückzog, da lachte er übermüthig und rief:

„Was, mein Cousinchen will ihrem Bräutigam nicht einmal einen Kuß geben?“ Und dabei raubte er sich einen langen schallenden Kuß von ihren Lippen, umschlang sie mit beiden Armen, preßte sie heftig an sich und zog sie in wahnsinniger Leidenschaft auf eine der Holzbänke im Dickicht am murmelnden Bache nieder. Allein Ada duldete keine Beleidigungen. Man hätte ihr eine solche Stärke kaum angesehen; aber ebenso schnell, wie sie sich willenlos von den starken Armen hatte niederziehen lassen müssen, war sie, seiner Umarmung sich etwindend und dem Verwegenen ein strafendes Wort beleidigten Stolzes zuwerfend, in das Haus zurückgeeilt.

Das sollte sich der junge Herr von Adlersflug von seiner Braut gefallen lassen?

Diese Zurückweisung war ihm unerhört; sein Blut kochte und drohte Herz und Adern zu zersprengen. Sein Zorn steigerte sich aufs Höchste, als er wieder in den Saal eingetreten war und bemerkte, wie Ada, todtenbleich geworden, ihr Antlitz von ihm abwendete und ihren geängsteten Blick seinen unheimlich rollenden Augen entzog. Er eilte nach seinem vorigen Platze zurück, verlangte rauh und hastig noch eine Flasche Wein und fluchte und schlug auf den Tisch und geberdete sich wie ein wildes Thier. Dann stand er auf und ging dröhnenden Schrittes zu der langen Bank längs der Wand des Saales, wo die Landmädchen saßen, nahm just die rothwangigste von ihnen bei der Hand und wirbelte mit ihr in rasendem Tanz über den ausgetretenen Fußboden des Saales dahin. Ada begann am ganzen Körper zu zittern. Ihr schauderte vor diesem Manne.

Auf der Heimfahrt sprach er zu Ada kein Wort, und kaum nachdem sie auf der Försterei angekommen, befahl er seinem Kutscher, die eigenen Pferde einzuschirren und einzuspannen. Eine Viertelstunde später jagte sein Wagen zum Thor hinaus, aber nicht der Heimat und seinem Gute zu, sondern rasselnd und fast im Fluge den steilen Abhang hinunter, wieder in das Dorf und zur Schänke hinab.

„Und einem solchen Mann, dessen Leidenschaft keine Mäßigung kannte, sollte des Oberförsters Töchterlein, die scheue Taube, angehören mit Leib und Seele, für immer, für alle Ewigkeit!

Noch spät, als der bleiche Mond schon wieder hinter den hohen Wipfeln der dunklen Tannen verschwand, saß Ada schluchzend in ihrem einsamen Zimmer, heiße, brennende Thränen fielen über ihre glühenden Wangen herab, und am Morgen noch stand das Bett des Mädchens unberührt.

Am nächsten Vormittag redete sie mit ihrem Vater. Doch er wollte nichts von ihren Klagen wissen und meinte, einem Manne, den der Wein erhitzt, müsse man etwas zu gute halten, wenn er auch eine geheime Unzufriedenheit darüber empfand, daß Robert von Adlersflug, sein künftiger Schwiegersohn, gestern gar so ausgelassen mit dem „Bauernvolk“ gescherzt.

* * *

Digitized by Google

Wolfgangs Gedanken führten ihn immer und immer wieder nach jener Stelle unter den rauschenden Tannenbäumen zurück, wo er damals gestanden, als sein Auge das holde Bild des schlanken, schönen Mädchens zum ersten Mal in seliger Verzückung umschloß, und auch sein Fuß trug ihn nun noch öfter als sonst dem lieblichen Dörfchen zu, hinauf in den stillen, kühlen Wald nach dem lauschigen Versteck, in dessen Mitte das Gut des Oberförsters lag.

Aber selten nur bekann er sie da oben wieder zu Gesicht, und dann war immer nur ein scheuer, flüchtiger Blick von dem einen zum andern geflogen, zuweilen auch ein schüchterner Gruß zwischen beiden gewechselt worden.

Während des Sommers ging Ada auf den Wunsch des Vaters, um sich einmal zu entfernen aus der Einsamkeit des älterlichen Hauses — sie hatte nur noch eine jüngere, kaum der Schule entwachsene Schwester und die Mutter war längst todt — zu Besuch nach dem Gute ihres Oheims, des Vaters ihres Verlobten, bei dem indeß der letztere nur höchst selten vorsprach. Hier war Leben und Munterkeit; eine blühende Kinderschaar tummelte sich in Haus und Gärten umher, und die unmittelbare Nähe der großen Stadt war wohl geeignet, der von Schwermuth niedergedrückten Tochter Zerstreuung zu schaffen. So wenig Wolfgang aber auch mit Ada zusammengetroffen, so schien ihm doch jedesmal, wenn es geschah, das Auge des schönen Mädchens lebhafter zu flammen und der Wiederschein einer plötzlichen, tief inneren Regung über ihre Wangen zu fliegen. Es war ihm, als müsse auch sie ein süßer, seliger Zauber gefangen halten und ein wundersames Etwas leise in ihrer innersten Seele weben, und wie ihm schon so oft ein Wort auf den Lippen geschwebt, welches er ihr hätte sagen mögen, sobald er nur in ihre Nähe kam, ein leises, kurzes, süßes Wort, alle Seligkeit des Himmels und der Erde in sich schließend, so hatte er auch schon oft geglaubt, wenn sie leichten Fußes an ihm vorübergegangen, sie müsse ihre Schritte hemmen, sie müsse sich zu ihm wenden und die frischen, knospenden Lippen öffnen und ihm sagen, daß ihr Herz so seltsam schlage, und daß es süß geheimnißvoll in ihrer Seele webe, daß ihr sein Angedenken seit jenem Pfingstmorgen nicht aus dem Sinn gekommen und daß ihre Gedanken, so streng sie es ihnen auch verbiete, bei Tag und Nacht doch immer wieder zu dem jungen, blonden Manne, die sie im Frühlicht unter den dunklen, hohen Bäumen sah, zurückkehrten, daß sie ihn liebe.

Aber mit welchem Rechte durfte denn Wolfgang Wilsdruff eine solche Ahnung in seiner Seele emporddämmern lassen? Hatte er doch noch nicht ein einziges Wort mit dem angebeteten Mädchen gesprochen, kaum daß er den Ton ihrer Stimme vernommen!

Und wenn Ada ihn liebte? Wußte er denn nicht, daß auch ihre innigste Neigung nur einer stillen, wärmenden Flamme gleichen konnte, welche der rauhe Fuß des Schicksals, die gemeine Wirklichkeit niedertreten und löschen oder ihr doch nur ein verborgenes, verkümmertes Leben gönnen würde?

Nachdem Ada im Beginn des Herbstes wieder von ihrer Reise zurückkehrte, fand Wolfgang Wilsdruff die erste Gelegenheit, mehr mit dem schönen Mädchen zu sprechen, als es bisher im flüchtigen Gruß geschehen war. Es war in Henningsthal in der Behausung des Amts-

Digitized by Google

richters, eines alten Freundes von Wolfgangs Vater, wo die beiden mit einander zusammentrafen. Ach, es war für beide ein Tag der Qual und des Herzeleids!

Die Familie des Amtsrichters pflegte in dem reizenden Dörfchen während der schönsten Sommermonate ihr Asyl aufzuschlagen. Heute, da der Wind über die Stoppeln wehte und zur Rückkehr in die Stadt mahnte, wollte man ein kleines Abschiedsfest feiern. Ada und Wolfgang sprachen wenig miteinander, und nur als man im Garten ein Kegelspiel begann und auch die Damen zur Theilnahme an demselben veranlaßt wurden, brachten die Wandlungen des Spiels dann und wann den Anlaß zu einem flüchtigen Gedankenaustausch zwischen den beiden; sonst verstanden sich ihre Augen besser, als die wenigen Worte, die über ihre Lippen kamen, und es war jenes quallvolle Suchen voll heißer Sehnsucht, jenes ängstliche Fliehen, jenes scheue, schwermüthige Abwenden der Blicke, jenes Leben und Zucken, wie es nur die Liebe kennt. Und die Augen Adas, wie ihre Blicke jetzt bang und langsam hinüberschwebten zu dem geliebten Manne, wie sie ihm dann gleich einen jähen Blitz entgegenleuchteten und dann wieder sich heimlich zurückstahlen unter die langen, seidenen Wimpern, die die wundervollen Augen beschatteten, oder wie sie scheu zurückschossen, um all die drängende Glut wieder in die innerste Seele hinabzupressen!

„Ja, es war kein Zweifel mehr: Die beiden hatten sich verstanden. Und dabei mußten sie hören, wie man fort und fort von Adas bevorstehender Vermälung mit ihrem Cousin, von den Vorbereitungen zur Hochzeit sprach! Wolfgang brannte vor Ungeduld der Boden unter den Füßen. Er hatte wohl von der Verlobung, die in der That zwischen Ada und ihrem Cousin stattgefunden, schon früher vernommen, und eben daher war's ja gekommen, daß eine qualvolle Unruhe ihn fort und fort verfolgte und zu keinem Entschluß gelangen ließ; aber die Wucht dieser verhängnißvollen Thatsache stürmte noch gewaltsamer und mächtiger auf ihn ein, heute, wo er zum ersten Mal einige flüchtige Stunden an der Seite des geliebten Mädchens weilen durfte, heute wo es ihm zur Gewißheit ward, daß jene Verlobung nicht mit ihrem Herzen geschlossen worden, daß dieses vielmehr zu derselben Stunde peinvoll gebebt und gebangt um sich selbst, und um den, der nimmer seine Hände in die ihren zu legen, dem sie nimmer gehören konnte, nimmer, nimmer.

Zuletzt hatte Wolfgang seine Erregung nicht unterdrücken können und schritt wie im Fieber zwischen den Bäumen und dem Strauchwerk des Gartens, indem die andern bei Scherz und Spiel volles Vergnügen und Genüge fanden, hin. Er streifte im hastigen Gange die kahlen Fliederbüsche zur Seite, und die hohen Stengel der langsam welkenden Astern auf den Beeten schlugen unheimlich rauschend zusammen. Mit krampfhafter Hand riß er eine der wenigen noch blühenden Herbstrosen ab, um sie in seiner Aufregung ebenso bewußtlos im nächsten Augenblick seinen Fingern wieder entgleiten zu lassen . . . Kurze Zeit später, als der kalte Abendnebel sich über die Landschaft lagerte und sie allmälig in Dunkel hüllte, schlich eine hohe schlanke Gestalt, deren dunkelgraues Kleid sie im Dämmer des Abends kaum erkennen ließ, leis und vorsichtig durch die Gänge hin. Nun blieb sie stehen; sie hatte vorhin, den Geliebten voll banger Sorge verfolgend, sich die Stelle ins Gedächtniß

Digitized by Google

geprägt, sie neigte sich vor einem hohen, dichten Rosenstrauch zu Boden, und im nächsten Augenblick hielt ihre feine, weiße Hand eine zarte, noch ganz frische Blume, die sie im Spitzengewebe des Kleides an ihrem Busen verbarg. Es war Ada, und hastig schritt sie nun wieder dem Hause zu, wohin die Gesellschaft sich aus der Kühle des Spätnachmittags zurückgezogen hatte.

Lang und stummberedt lagen Wolfgangs Blicke auf ihrem Antlitz; aber wie sie sich ablenkten und tiefer senkten und die frische Rose gewahrten, die aus dem zarten Spitzengewebe an ihrer Brust hervorgequollen war, da wollte ihm das Herz zerspringen, es war ja dieselbe Rose, die er vorhin achtlos in den Sand geworfen, und er wollte auf sie zueilen und alle Qual und alle Seligkeit, die in diesem Augenblicke ihn durchdrang, ausbrechen lassen in dem bebenden Rufe Ada! Ada! —

Zum Glück kehrte ihm noch zur rechten Zeit das Bewußtsein dessen, wo er sich befand, zurück, und er trat schweigend in eine der tiefen Nischen des Saals. Adas Blicke glitten hinter ihm her.

Kein Zweifel konnte mehr in Wolfgangs Seele herrschen, ob Ada ihn liebte, sie hatte ihm zwar unfreiwillig, aber deutlich genug zu erkenne gegeben, wie sehr sie seine Neigung erwiederte.

Die Vorbereitungen zu Adas Hochzeit waren weit genug gediehen, in wenigen Tagen sollte sie stattfinden und noch war nichts geschehen, um das grausame Verhängniß von dem armen Mädchen abzuwenden. Sie selbst wagte den Absichten des Vaters kein Wort mehr entgegenzustellen; still und in sich gekehrt ging sie im Hause umher, sie schien sich in ihr Schicksal ergeben zu wollen.

Der Himmel hing schwer und grau über dem Walde, das Laub glitt still und langsam von den Bäumen, nur die Tannen bewahrten ihr dunkles Grün, der lustige Vogelgesang war verstummt, und ein kalter, rauher Windstoß ging dann und wann durch den Wald.

In der Wohnung des Oberförsters war geräuschvolle Geschäftigkeit; jene Unruhe herrschte überall, die mit den Vorbereitungen zu einer Festlichkeit immer verbunden ist. Zwei Männer saßen im großen, mit Hirschgeweihen und Jagdbildern geschmückten Zimmer und sandten dichte Rauchwolken gegen die hohe gemalte Decke des Gemachs empor. Es war Herr von Adlersflug und sein künftiger Schwiegersohn. Sie sannen und überlegten und rechneten und beschrieben große Bogen Papier; es mußte sich augenscheinlich um sehr wichtige Dinge handeln. Bald saßen sie beide, den Kopf in die Hand gestützt, an dem großen, runden, braun polirten Tisch in der Mitte des Zimmers; bald stand der eine oder der andre auf, die Hände auf dem Rücken, mit hastigen Schritten das Zimmer messend, um sich dann wieder zum Schreiben hinzusetzen. Endlich legte der alte Oberförster die Feder weg, schob den schweren, unbeholfenen Lehnstuhl zurück und erhob sich.

„So, mein werther Herr Schwiegersohn, nun wäre alles abgemacht!“ sagte er, mit dem Ausdruck der vollster Befriedigung in dem gebräunten Gesicht und sich in der ganzen Höhe seiner imponirenden Gestalt emporrichtend und seinem Neffen die Hand reichend, in welche dieser kräftig einschlug.

„Nun können wir 'mal das Cousinchen herbeirufen und ihr die Sache auseinandersetzen, soweit Du es selbst noch nicht gethan hast,

Digitized by Google

wackrer Papa!" antwortete der junge Mann mit einem widerlichen Lächeln.

Als das Mädchen Ada holen ging, fand sie sie am Fenster stehend und sinnend und träumend in den dunklen Wald hinausstarren, sie mußte wohl wissen, welcher Tag heute für sie angebrochen war. Als das Mädchen sie beim Namen nannte und ihr mittheilte, daß der Vater sie zu sprechen wünsche, wandte sie sich nur langsam um und nickte stumm und ausdruckslos. Es war, als halte eine finstrer, schwerer Bann sie gefangen. Sie schritt ernst und gedankenvoll hinter dem Mädchen her, die Treppe hinab und nach der Stube des Vaters. Mechanisch öffnet sie die Thür derselben. Sie schien sich ihrer und ihrer Umgebung nicht bewußt.

Aber als sie eintrat und die beiden Männer, nachlässig plaudernd und mit dichten Rauchwolken das Zimmer füllend, nebeneinander stehen sah, zuckte sie zusammen und das Blut schoß ihr in heißem Strom zu Herzen. Der eine von den Beiden, die dort standen, so schien es ihr, war ihr Henker, und der andere, der jüngere, ihr Todtengräber. Nicht einen einzigen Blick wandte sie ihrem Bräutigam zu, der seine Augen lauernd auf sie gerichtet hielt. Der Vater theilte ihre ohne viele Umstände mit, welche Bestimmungen er hinsichtlich ihres mütterlichen Erbtheils getroffen, und fragte mit sehr unangebrachter Wichtigkeit, ob sie damit einverstanden sei. Als Ada durch ein stummes Nicken bejahte, forderte er sie zum Ueberfluß und eine in diesem Falle ganz unnöthige Ceremonie beobachtend, auf:

„Ada, nun so gieb Deinem Bräutigam die Hand!"

Er sagte dies mit steifer Würde. Das arme Mädchen schwankte. Ueber Roberts Antlitz glitt wieder ein boshaftes, übermüthiges Lächeln, und er trat so nahe an sie heran, daß sein Athem sie anwehte. Ada fuhr zusammen und trat einen Schritt rückwärts. Schon warf ihr Herr von Adlersflug einen zornigen, strafenden Blick zu. Mechanisch bewegte Ada die Hand. Aber im nächsten Augenblick rief sie aus:

„Ich kann nicht, ich kann nicht! Nur jetzt nicht! Laß mich gehen, Vater! auf einen Augenblick nur laß mich!" Das klang wie die Bitte einer Verzweifelnden, die einen letzten Ausweg sucht, und ohne eine Antwort abzuwarten, schritt sie nach der Thür und über die Schwelle.

Der Alte schlug zornig auf den Tisch und brummte einen Fluch vor sich hin. Aber er blieb doch am Platze stehen und zuckte nur unruhig die Achseln, voll Ungeduld die schleunige Rückkehr der Tochter erwartend. Eine peinliche Pause entstand zwischen den beiden.

Indessen war Ada leise zum Gehöft hinausgegangen und stand jetzt mitten unter den dunklen Tannen, durch deren Zweige ein feiner Sprühregen herabrieselte. Noch schwerer und trüber lag jetzt der Himmel über der Erde. Zwischen den braunen Stämmen schwebte Adas eiliger Fuß über weichen Moosboden dahin, dem sanftgeneigten Abhang zu. Sie ging, wie von verborgenen Mächten vorwärts getrieben, sie wußte nicht, warum sie gerade diese Richtung eingeschlagen und was sie hier suchte. Wars Erlösung? Erlösung von ihren Peinigern, Erlösung von sich selbst? Ein dunkler Drang führte sie weiter.

Dort, wo der Wald sich lichtete und die Tannen den schon leicht

Digitized by

ins Gelbliche schimmernden Wiesenrand begrenzten, blieb sie einen Augenblick tief aufathmend stehen. Ein rascher Blick flog aus ihren schönen Augen in das Thal hinab, aus dem das Dorf mit seinen Dächern und Schornsteinen, von grauem Nebel fast verhüllt, emportauchte. Ihr schauderte und sie zog das dünn gewebte Tuch, das Hals und Brust verhüllte, noch fester zusammen.

Jetzt, nachdem sie ihre Schritte ein wenig seitwärts gelenkt, stand sie schon wieder im Dunkel der Bäume, die hier einen fast versteckten Winkel bilden und sich in verworrener Reihe die Thalhöhlung hinabziehen. In dumpfer Verzweiflung preßte sie die Hände vor die Brust; in krampfhaftem Zerren drohten sie das zarte Tuch zu zerreißen. Wie im strahlenden Lichtblick leuchtet es jetzt in ihrer Seele auf, aber ebenso schnell ist es wieder hinweggehuscht und geflohen. Ja, wenn er jetzt nahte, der schlanke, herrliche Mann mit den treuen, guten Augen, wenn er sie mit seinen starken Arme umfassen würde und ihr Haupt an seiner Brust zur Ruhe legte, weich und warm, und wenn sie mit ihm fliehen könnte, fort aus diesem Dunkel, aus diesem fürchterlichen Bann, fernab von den Menschen und ihrem Trachten und Freveln, weit, weit — —

Ein Geräusch wie von einem dumpfen Fall verhallt in der Luft, ein Schwarm Krähen fliegt kreischend aus dem dunklen Gezweig hinab über das öde Feld, ein grauer, trüber Wasserstrahl spritzt über den Rand des kleinen Weihers, der hier, wie eine kleine Bucht, zwischen den Bäumen liegt, kleine immer mehr sich erweiternde und zuletzt wieder sanft verschwebende Ringe kreisen auf seiner Fläche: Da hat sich wohl der Wassergeist unheimlich im Schlafe gerührt.

„Ada! Ada!“

Es war die angstvoll erregte Stimme eines jungen Mannes, die diesen Namen rief, daß er weit in den düstern, jetzt vom Regen triefenden Wald hineinhallte. Ada! Ada! klang es ernst und dumpf aus dem Dunkel zurück. Wolfgang war den Hügel heraufgekommen und in demselben Augeblick aus dem Walde getreten, in welchem ein weibliches Gewand über dem grauen Spiegel des Weihers flatterte; mit einem Satze befand er sich am Ufer des letzteren und sah, nur wenig von demselben entfernt, einer Frauenkörper, der mechanisch mit den Händen arbeitete, auf der Fläche treiben. Kaum hatte er das Alles bemerkt, als er sich auch schon ohne Besinnen in das Wasser stürzte und mit einem kraftigen Ruck kühn entschlossen auf das Mädchen zuflog.

Jetzt umfaßte er sie bereits mit starkem Arm, und ihren Leib fest umschlingend, ihre Brust dicht an die seine gepreßt, zog er sie mit ans Ufer. Das Gefühl, welches sein ganzes Wesen durchdrang, als er so die ohnmächtige Geliebte umfangen hielt, ist unsagbar und unbeschreiblich: es setzte sich aus tiefster Verzweiflung und himmlischem Entzücken zusammen. Mit der theuren Last am Ufer angelangt, mühte er sich, dieselbe den Hügel hinauf nach dem Forsthause zu tragen. Adas Augen waren fest geschlossen, ganz sacht nur schlug ihr Puls, fast war kein Lebenszeichen zu bemerken. Haar und Gewand trieften von Nässe. Wolfgang sah mit einem langen, starren Blick auf das schöne, blasse Antlitz. Er schauerte heftig zusammen, und ein Aufschrei entfuhr, im Walde wiederhallend, seiner Brust.

Digitized by Google

Man hatte Wolfgangs Hülfeschrei vernommen, schon kamen ihm Leute von droben entgegen: Herr von Adlersflug, sein Neffe und eine Magd.

„Was habt Ihr mit meinem Kinde gethan?“ schrie Herr von Adlersflug Wolfgang entgegen, indem er sich mühte, die wie leblos Daliegende aufzurichten.

„Ich, ich habe sie gerettet!“ rief Wolfgang stolz und zornig zugleich und auf nichts Rücksicht nehmend, und von dunkler, trüber Ahnung geleitet, fügte er hinzu: „Und Sie haben das Mädchen zur Verzweiflung getrieben!“ Seine Blicke schossen dabei auf Herrn von Adlerflug und Ada's Bräutigam zugleich. Mit einer hastigen Bewegung trat der letztere auf Wolfgang zu und erhob, seine ganze Rohheit offenbarend, den Arm gegen ihn.

„Hinweg, mein Herr!“ rief Wolfgang, den rechten Arm ausstreckend und einen Schritt zurücktretend. „Es giebt jetzt Besseres zu thun!“ Und der alte Herr von Adlersflug schien dies zu begreifen. Er sandte die Magd nach dem Gehöft zurück. Nach kurzer Zeit kehrte sie nebst einer ihrer Genossinnen mit einer Tragbahre wieder, und in demselben Augenblick flog auch droben schon ein Reiter aus dem Hofthor der Försterei, auf der Landstraße hin und der Stadt zu, um einen Arzt herbeizurufen.

„Eilen Sie zum Doctor Birstinger!“ rief jetzt auch Wolfgang einer der Mägde zu. „Er ist mein Freund, sagen Sie ihm“ . . .

Er konnte vor Erregung nicht vollenden, und die beiden Männer sahen ihn wieder mit drohenden Blicken an, als wollten sie fragen, was ihn denn überhaupt der ganze Vorfall angehe.

Jetzt trug man Ada von dannen Durfte Wolfgang folgen? Es war ihm, als müßte es. Aber er durfte es nicht, welches Recht hatte er dazu?

Eine Weile schaute er stumm der sich hügelauf bewegenden Gruppe nach, aber dann konnte er seinen Fuß nicht mehr bannen und schritt, wiewohl zögernd, in einiger Entfernung hinterdrein.

Dem Forsthause gegenüber, unter einer mächtigen Eiche, blieb er stehen. Man hatte das ohnmächtige Mädchen drinnen auf ein Bett gelegt. Nach etwa zwei Stunden kam der Arzt. Seine Pferde trieften vom Schweiß. Mit verwundertem, fast erschreckten Blick sah er Wolfgang, der noch immer auf derselben Stelle stand, und nickte ihm aus dem Wagen stumm zu. Wolfgang wollte ihm näher treten und augenscheinlich mit ihm sprechen, aber schon war Doctor Birstinger, denn diesen hatte der Reiter ganz von selbst, als den geschätztesten Arzt der Stadt, aufgesucht, aus dem Wagen gesprungen und durch die Thür des Forsthauses verschwunden.

Nach einer Stunde kam er aus dem Hause zurück. Nun konnte er dem Freunde mittheilen, daß Ada, aus tiefem Schlafe erwacht, die Augen geöffnet habe, aber in heftigem Fieber liege. Sie phantasire unaufhörlich von ihrem Bräutigam und nenne dabei Wolfgangs Namen; Robert habe, da sie nicht eher Ruhe gelassen, sich aus dem Zimmer entfernen müssen. Es sei fraglich, ob die zarte Natur des Mädchens das Fieber überstehen werde, fügte Doctor Birstinger seinen Mittheilungen hinzu. Wolfgang hatte sich im Gasthause vollständig ausgeruht, und

Digitized by Google

seine Kleider waren am warmen Ofen getrocknet worden. Er wurde jetzt mittheilsamer und erzählte dem Arzte den Zusammenhang, in welchem er zu dem erschütternden Ereigniß stand. Der Regen fiel immer noch in Strömen nieder, der Abend war trüb und die Brust beklemmend hereingebrochen, als die Beiden wieder in der Stadt ankamen. Auf Wolfgangs Antlitz lag die Blässe des Todtes, er hätte sterben mögen vor Leid . . .

Unterdessen steigerte sich Adas Fieber von Stunde zu Stunde. Ihrem fortwährenden Verlangen, Wolfgang zu sehen, konnte man begreiflicherweise keine Folge geben. In der folgenden Nacht mußte der Arzt noch einmal geholt werden. Seine Bemühungen, Adas Leben zu erhalten, waren umsonst. Als gegen Mittag des andern Tages der Regen anhielt und die Sonne die dunklen Wolkenschleier sieghaft leuchtend durchbrach, fielen ihre goldenen Strahlen auf das bleiche Antlitz einer schönen Leiche . . .

Unter den dunklen Tannen, nahe beim Forsthause, wo die Familie von Adlersflug ein Erbbegräbniß besitzt, ist Ada der treuen Muttererde übergeben worden. Der alte Oberförster flucht noch heute im geheimen über den „jungen Schwärmer", der seiner Tochter das Herz gebrochen. Denn daß dieser es gethan, darüber war er nicht im Zweifel. Robert von Adlersflug gedenkt noch manchmal der Scene drunten im Garten der Dorfschenke am murmelnden Bache und der „spröden Cousine", die sich so sehr gegen seine auflodernde Leidenschaft gesträubt, und er lächelte bei dieser Erinnerung. Nun hat er sich längst eine andere genommen.

Wolgang Wilsdruff aber schritt noch oft im melancholischen Dämmer der alten Bäume und preßte nicht selten die heiße Stirn gegen die hohen, bemoosten Stämme. Und die dunklen Tannen rauschten ihm von dem Leid des Menschendaseins und der unsäglichen Pein hoffnungsloser Liebe und dem Loos des Herrlichen und Schönen in der Welt. Zuweilen aber auch war's, als ob es sanft aus den schwankenden Zweigen zu seinen Häupten auf ihn herniederfloß, in leiser, wehmüthig süßer Melodie, wie friedenathmender, besänftigender Trost:

„Es hat nicht sollen sein!"

Digitized by Google

Das Thier des Propheten.

Von M. Choy.

(Hierzu das Bild: Katzensonntag.)

Die Katze ist dasjenige Hausthier, welches man nie gleichgiltig betrachtet; man liebt und haßt sie nie halb. Es ist mit ihr wie mit gewissen Frauen, die zwar von einschmeichelnder Anmuth sind, deren ewig wechselnde Physiognomien aber etwas Geheimnißvolles, Beunruhigendes hat, das Einen nie auf den Grund ihrer Seele blicken läßt und deshalb gleich anziehend oder abstoßend wirkt.

Ich meinerseits begreife nur die Vorliebe, die man für die Katze hegt und gehöre zu Denen, die ihre schillernden Augen bestricken. Ihre Kindheit ist entzückend. Welche spanische Tänzerin thut es einem Kätzchen gleich, das im Zimmer mit einem Garnknäuel, einem Papierfetzen einem Sonnenstrahl spielt? Die Elasticität seiner Sprünge, das bewegliche Spiel seiner Krallen giebt dem Gegenstande, den es verfolgt, Flügel, es nimmt so zu sagen selbst welche, denn man glaubt einen Schmetterling vor sich zu haben, der einem Vogel nachjagt. Und die bald trotzigen, bald neckischen Grimassen seines Lärvchens wetteifern mit dem Mienenspiel eines Künstlers. Mit zunehmendem Alter wird der erst kindliche, läppische Uebermuth der Katze weibliche Grazie. Wie reizend ist sie, wenn sie unter der Liebkosung den welligen Rücken schlangenartig ausstreckt oder in einen Ball zusammenkrümmt!

Die Berührung der menschlichen Hand scheint sie mit unnennbarem Wohlbehagen zu erfüllen und in dieser Stimmung ist das Miauen der gestreichelten Katze fast anmuthender, schmachtender als das Turteltaubengirren. Ihre Toilette, mit der sie Wetterprophetin ist, versteht sie mit ausgesuchter Eleganz zu machen, um die sie jede Schauspielerin beneiden könnte. Wenn sie mit ihrer Tatze oder ihrem rosigen Züngelchen sich das Fell glättet, denkt man da nicht unwillkürlich an eine Puderquaste, die über eine zarte Wange hinstreicht? Beim Spielen, oder wenn man sie neckt, nimmt sie solche Stellungen, daß man sich wieder vorstellt, so müsse ein Tiger mit seinen Jungen schäckern; denn das Eigenthümliche der Katze ist, daß man in ihr den genauen und doch harmlosen Typus der wilden Thiere sieht. Ihr lautloses Hinschleichen über den Teppich muß das getreue Bild eines im Schilfe herumstreichenden Tigers sein und der Maus lauert sie wohl mit derselben Geduld auf, stellt ihr mit denselben kriechenden Schritten nach, wie der Leopard einer Gazelle.

Von dieser Verwandtschaft mit den wilden Thieren hat die Katze nur die Liebe zur Unabhängigkeit bewahrt. Sie ist eine civilisirte Wilde, deren wahres Naturell weder die Civilisation, noch die Gefangenschaft haben umgestalten können. Sie läßt sich die Zähmung, aber nicht die Knechtschaft gefallen und will unter dem Dache, wo sie haust, kein Sclave sein. Die Neger glauben, daß der Affe eine Art Mensch ist, der thut, als ob er nicht sprechen könne, um sich der Arbeit zu entziehen. Ebenso die Katze, die, indem sie in die Reihe der Hausthiere eingetreten ist, sich zu jeder niedrigen Arbeit für unfähig erklärt hat. Der einzige Dienst, den sie ihren Herren leistet, ist die Befriedigung eines Instincts, denn wenn sie Mäuse fängt, jagt sie nur auf eigene Faust. Gegen die Beherbergung und Nahrung, welche man ihr gewährt, bietet sie nichts als ihre Freundschaft und diese Freundschaft bleibt stets freiwillig, sie hat

Digitized by Google

ihre Launen, ihre Ungleichheiten, ihr Erkalten; denn die Katze behandelt ihren Herrn wie ihres Gleichen, bezahlt seine Liebe oder seinen Haß mit gleicher Münze.

Gegen die Einschließung im Zimmer nimmt die Katze ihre Zuflucht auf den Boden oder in die Dachrinne. Oben auf den Ziegeln, oder in den weiten Bodenräumen, wo es von Ratten und Mäusen wimmelt, verfällt sie wieder in ihre ursprüngliche Wildheit. In der Nacht besonders wirft sie ihre häusliche Sanftmuth wie eine Livrée ab und ist mit einem Sprunge wieder in dem Katzenleben. Da ist auch die Stunde gekommen, wo ihre heißen, wilden Triebe die Giebel des Bürgerhauses in die Spitzen des Blocksberges verwandeln; dumpfes Knurren, liebeathmendes Stöhnen und Seufzen wird da hörbar, erbitterte Kämpfe entspinnen sich um das begehrte Liebchen und dazwischen kreischen die Jungen, die erbarmungslos erwürgt werden wie an einem Hexensabbath. Die Katze, die still und anschmiegend ist am Tage, wird electrisirt von den Mondstrahlen, sie zeigt dann eine wahrhaft bacchantische Wuth, so daß ihr nächtliches Leben einem tollen Carneval gleicht.

Aber, abgerechnet diese geheimnißvollen Ausfälle, was für eine liebe Gefährtin ist sie nicht! Sie hat, was man auch dagegen sagen mag, eine dauernde Anhänglichkeit an die Menschen, welche ihr zugethan sind; sie ist keineswegs treulos und zieht ihre Krallen nur aus den Sammetscheiden, wenn sie gereizt wird. Man beobachte nur, mit welch wunderbarer Geschicklichkeit sie ihre Pfote gebraucht, damit ihre Nägel nicht kratzen. Wenn sie ihre wie die Sinnpflanzen empfindlichen Krallen nicht einzöge, würde sie uns bei jeder Berührung verletzen und doch legt man ihr gerade diese Bewegung, die sie nur zu unseren Gunsten macht, als Falschheit aus. Wie unvergleichlich gewandt und geschmeidig sind alle ihre Bewegungen! Eine Katze, die mit kleinen Schritten, ohne anzustoßen, über einen mit Glas und Porzellan besetzten Tisch hinwegschreitet, verdient ebenso applaudirt zu werden, wie eine Tänzerin. In Sparta wurden die geschickt ausgeführten Diebstähle freigesprochen, man müßte strenger als ein spartanischer Archonte sein, wollte man sich über die Hausdiebstähle, die diese reizende Gauklerin manchmal begeht, ärgern.

Kein Thier paßt sich besser dem häuslichen Leben an, als die Katze. Sie stört weder den Frieden, die Ordnung, noch die Reinlichkeit der Wohnung. Die Unbeweglichkeit, in welche die Trägheit sie stundenlang bannt, macht aus ihr beinahe ein lebendes Möbel. Sie verziert alle Gegenstände, an die sie sich anlehnt, mit einer Arabeske. Der von ihr erkletterten Vase giebt sie einen chimärischen Henkel, im Arbeitskorbe fügt sie ein schwarzes oder weißes Knäuel mehr zu den anderen, zwischen die sie sich rollt; unter den das Fenster schmückenden Blumentöpfen ausgestreckt, ist sie die assyrische Sphinx, welche die hängenden Gärten der Semiramis hütet. Welche Anmuth entfaltet sie, wenn sie bettelnd um den Tisch schleicht! Mit kindlicher Geberde langt die Tatze nach den Tellern und ihre Weise, sich an den Füßen der Gäste zu reiben, gleicht wieder der Bewegung eines Kindes, das die Mutter am Kleide zieht. Die bei den Menschen so widrige Naschhaftigkeit ist nur eine reizende Unart an der Katze. Wie drollig ist ihr putziges Lärvchen, wenn sie eine Untertasse mit Milch ausleckt oder eine Gräte abmacht! Das ist die Sinnlichkeit im Zustande der Verzückung.

Digitized by Google

Außer den Mahlzeitstunden bestimmen sie ihre Ruhe, Zurückhaltung und fast klösterliches Schweigen zu der auserwählten Gefährtin des Schriftstellers und Künstlers. Ihr leises, gleichmäßiges Schnurren ist eine angenehme Musik für den Denker; neben der wirklichen Arbeit hört er immer das Geräusch einer unsichtbaren; denn es ist, als ob eine spinnende Fee in der Ecke immer emsig ihre Spindel drehte. Die Dichter haben oft in inniger Gemeinschaft mit den Katzen gelebt; wie sie, haben auch diese die Neigung zum Insichversenken, zur Träumerei, zum nächtlichen Schwärmen. In Arqua zeigt man noch das Skelett der Katze Petrarkas, und Tasso, dem in der Nacht die Kerze zum Schreiben fehlte, bittet in einem melancholischen Sonett seine Katze, ihm das Licht ihrer Augen zu leihen.

Uebrigens haben auch die Katzen ihre Geschichte. Im alten Egypten wurden ihnen göttliche Ehren zu Theil, dort hatten sie ihr irdisches Paradies und ihr goldenes Zeitalter. Oelurus, der Gott ihrer Race, der einen Katzenkopf auf seinem Menschenkörper trug, hatte seinen Tempel und seine Priesterschaft. Die Fabel der in eine Frau verwandelten Katze wurde durch die Göttin Bast, deren imposantes Bild uns einige Statuen überliefert haben, verwirklicht. Eine stellt sie auf einem Thron sitzend, die Hände im Schoße, in königlicher Haltung dar, ein Spitzenschleier hüllt den auf einem Frauenkörper ruhenden Katzenkopf ein. Eine andere eigenthümlich geheimnißvolle Statue stellt die Gottheit stehend dar, die Schultern mit einem faltigen Gewand bedeckt. Ein gestreiftes Unterkleid schnürt sie bis über die Knöchel ein, mit der rechten Hand drückt sie einen am Kinn gezäumten Männerkopf an ihre Brust, am linken Arm hängt der heilige Eimer. Die egyptischen Museen sind überreich an kleinen Katzenstandbildern, alle in diesem schablonenhaften Stile gehalten, der weniger das Individuum, als den Typus ausdrückt, und den die alten Egypter in der Sculptur anwanden. Man glaubt immer kleine ruhende Löwen zu sehen.

Furchtbar strenge Gesetze schützten das Leben der Katzen in ganz Egypten. Ihre Mörder wurden mit dem Tode bestraft. Sobald ein Wanderer von Weitem auf seinem Wege eine Katze bemerkte, blieb er stehen und betheuerte mit lautem Schreien seine Unschuld.

Einst belagerte die egyptische Bevölkerung das Haus eines Römers, der aus Versehen eine Katze getödtet hatte weder das „Civis Romanus sum" (ich bin ein römischer Bürger), noch die Intervention des Königs Ptolemäus konnten den Unglücklichen der Todesstrafe entreißen. Wenn eine Katze an Altersschwäche oder an einer Krankheit starb, rasirten sich alle Bewohner des Hauses die Augenbrauen ab, als Zeichen der Trauer. Bei dem Ausbruch einer Feuersbrunst war es die erste Sorge der Egypter, vor Allem die lebenden Penaten ihres Heims zu retten. Die Katzen jedoch, von einer übernatürlichen Eingebung angetrieben, sprangen über die Menschen weg und stürzten sich in die Flammen. Dies veranlaßte eine öffentliche Trauer, wie um Sühneopfer, die sich freiwillig dem Wohle der Menschheit opfern. Traf ein Aegypter auf der Reise eine obdachlose Katze, so nahm er sie mit und hätte er die Nahrung für sie unterwegs betteln sollen. Es war eine heilige Pflicht für ihn, das göttliche Thier wieder in seinen Olymp zurückzuführen.

Bei der Einbalsamirung zollte man der Katze die seltensten Ehren.

Digitized by

Wie manche schläft wohl noch in ihrer vergoldeten Pappschachtel mit angemaltem Gesicht wie ein Pharaone; Beni-Hassan gegenüber waren ihnen ungeheure, tief in die Felsen eingegrabene Gewölbe als Begräbnißstätte geweiht. Dort ruhen in symmetrischen Reihen Tausende von Katzen, in lange Opferbinden eingewickelt.

Von ihrer egyptischen Apotheose hat die Katze die Würde eines gestürzten Götzenbildes bewahrt. Es scheint, als habe sie noch eine dunkle Erinnerung von der Zeit, wo sie ein Gott war. Ihr majestätisches Faullenzen ist das eines angebeteten, in den Tempeln genährten Thieres. Von Egypten her hat sie auch die sphinxartigen Lagen, die sie in der Nähe des Ofens oder Kamins annimmt, festgehalten; das Gesicht ist der Wärme zugekehrt und mit Behagen schlürft sie die Flammengluth ein, die ihr die Sonne des Nils zurückruft.

Griechenland und Rom scheint die Katze fremd gewesen zu sein, wenigstens erscheint sie wie ein Olymp unter den Thieren, welche den Göttern vertraut waren. Eros, mit dem sie so reizende Gruppen gebildet haben würde, spielt nie mit ihr; Venus fürchtete wahrscheinlich, daß sie ihre Täubchen auffressen möchte und hält sich fern von ihr. Wie hübsch hätte ihr Schnurren die Spindel der Parzen begleitet oder wie traulich hätte sie, in einen schwarzen Pelz gehüllt, am Fuße des düstern Thrones gekauert, von dem Proserpina herrscht! Ihre halb wilde, unstäte Natur, ihre Liebhaberei für die Jagd hätten sie auch zu einer passenden Gefährtin Dianas gemacht. Ebenso wenig wie in der Mythologie figurirt auch die Katze in der Poesie Griechenlands. Bei keinem griechischen Dichter findet man eine Anspielung auf sie mit einem Worte; die hellenische Welt gönnt ihr kein Plätzchen; der Hund des Ulysses findet kein Seitenstück in der Katze Penelopes.

Dasselbe Schweigen über die Katze herrscht in Rom, man sieht sie nie unter den Hausgöttern der römischen Wohnung; man hört nicht ein einziges Miauen zwischen den Thierschreien, die mit ihrem stummen Concert die Georgika erfüllen.

Dagegen hält wieder der Islam, wie Egypten, die Katze heilig. Hat sie nicht auch mit dem Orientalen verwandte Züge? Wie er, ist sie dem Fatalismus und der Polygamie ergeben, ist schweigsam und beschaulich. Ihr Leben ist wie das seine, nur ein entnervendes Einschlummern, aus dem sie einzig Anwandlungen von Sinnenlust aufzurütteln vermögen. Sie leckt die Hand des Herrn und beißt sie auch zuweilen. Ihre weichen Pfoten gleiten lautlos wie türkische Pantoffeln über den Teppich hin und wenn sie, zusammengekauert, sich in die Kissen eines Divans vergräbt, ist sie da nicht einem Audienz ertheilenden Pascha ähnlich? Vielleicht könnte man auch ihr taktmäßiges Schnurren dem monotonen Hersagen der Gebete des Korans vergleichen.

Wenn die Thiere eine Religion hätten, wäre die der Katzen sicher die mohammedanische. Ein arabisches Märchen schreibt die Entstehung der Katze der zufälligen Paarung einer Löwin mit einem Affen zu, ein Symbol, welches treffend das eigenthümliche Gemisch des Boshaften und Gewaltigen, Anschmiegenden und Wilden, das ihre Natur charakterisirt, bezeichnet. Ein anderes Märchen erzählt, daß die Katze Mohammeds eines Tages auf seinem weiten Aermel eingeschlafen war. Der Prophet, den man in der Moschee erwartete, wollte den Schlaf seines

Digitized by Google

Lieblingsthieres nicht stören, zog den Säbel aus der Scheide und schnitt den Aermel seines Gewandes ab. Als er zurückkam, krümmte sich die Katze vor ihm, als wollte sie dem Oberhaupt der Gläubigen für seine zarte Aufmerksamkeit danken. Mohamed strich ihr drei Mal mit der Hand über den Rücken, verlieh ihr die Gabe, nach einem Falle immer wieder unbeschädigt auf ihre Tatzen zurückzufallen und versprach ihr einen Platz in seinem Paradiese.

Die uncultivirten Völker scheinen die Katze verehrt zu haben, wenigstens sah man sie als Sinnbild der Unabhängigkeit auf den Bannern der Vandalen. Freia, die scandinavische Venus, die gute und hilfreiche Göttin, die alle Die, welche die menschliche Gestalt abzustreifen wünschten, in Vögel verwandelte, wurde über den tiefen Schnee des Nordens in einem mit zwei Katzen bespannten Wagen gezogen.

Das christliche Mittelalter hingegen verabscheute und verdammte die Katze. Es sah in ihr das Hausthier der Hexerei. Man begreift das Entsetzen, das sie in dieser umnachteten Welt einflößte. Die ganze Natur war damals verdächtig, wie sehr mußte es vor Allem dieses heimliche, schleichende Thier sein. War es nicht ein dämonisches Feuer, das in ihren falschen Augen flackerte? Woher kamen die Funken, die bei einem Gewitter aus ihrem Felle sprühten? Hört man nicht sogar in ihrem harmlosen Miauen eine Beschwörungsformel murmeln? Wollten nicht der Priester und Richter darin das Erkennungszeichen der zum Sabbath gehenden Hexen erkennen?

Im siebzehnten Jahrhundert war es noch ein allgemein verbreiteter Volksglaube, daß am Vorabend des Johannisfestes nicht eine Katze in den Städten bliebe, weil sie in dieser Nacht sich zum großen Sabbath begaben. Daher kam auch das grausame Morden der Katzen, die dann am Johannisfeste, bei hellem Tage, lebendig in die Flammen geworfen wurden. In Metz z. B. war dieses Verbrennen eine öffentliche Feierlichkeit, wie ein spanisches Autodafé. Der Magistrat der Stadt ließ auf dem Marktplatze einen Scheiterhaufen errichten, worauf man eine Menge Katzen, in Käfige gesperrt, stellte. Sobald die Flammen anfingen, diese Opfer des Aberglaubens zu umzingeln, erhob sich natürlich ein schaudererregendes Gekreisch, das aber vom Volke mit Frohlocken begrüßt wurde, denn man glaubte fest, in jedem der unglücklichen Thiere nur eine in eine Katze verwandelte alte Hexe zu verbrennen.

Dieser der Katze anhaftende Aberglaube hat sich beinahe bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten, erst die in den unteren Volksschichten immer mehr Licht verbreitende Bildung hat ihn zerstört und läßt die Katze unangefochten in ihrem Bereiche walten und ihren Neigungen nachgehen. Wie wechselnd sind aber Jahrhunderte hindurch ihre Schicksale gewesen! Bald der Gegenstand göttlicher Verehrung, bald der Nichtbeachtung, bald der fanatischen Verfolgungswuth, ist sie endlich auf ihrem jetzigen Ruhepunkte angelangt.

Doch einmal vom Zauberstabe der Fee berührt, hat sie das zauberhafte Gepräge bewahrt und auch das deutsche Märchen hat sie zu einer ihrer Lieblingsfiguren auserkoren. „Der gestiefelte Kater" flößt schon dem Kinde eine Vorliebe für das erste Thier ein, das seine zum Leben sich öffnenden Augen um die Wiege schlüpfen sahen.

Digitized by Google

Der neue Fra Diavolo.

Ein Räuberabenteuer in Italien. Von Hans Reinecke.

Das nachstehende Ereigniß, welches in den fünfziger Jahren stattgefunden hat und von welchem fast alle italienischen Zeitungen der damaligen Zeit viel Wesens gemacht haben, wird einem deutschen Lesepublikum noch wenig bekannt sein. Mir ist nicht erinnerlich, damals etwas von dem Ereigniß, das, wie mir eine alte Freundin versicherte, weltbekannt geworden sein soll, gehört zu haben, erst jetzt habe ich das erste Mal etwas darüber von meiner eben erwähnten Freundin, welche das „Räuber-Abenteuer" selbst mit durchlebt hat, vernommen. Ich werde versuchen, das mir Erzählte in derselben Art hier wiederzugeben, in welcher ich es gehört habe und lasse zu dem Zwecke das alte Fräulein selbst wieder sprechen.

„Den Winter des Jahres 185* hatte ich mit der Fürstin W*, bei welcher ich beinahe schon zwanzig Jahre den bei der liebenswürdigen Dame sehr angenehmen Posten einer Gesellschafterin bekleidete und deren Tochter, der jungen Fürstin Maria, verlebt. Es war schon der dritte Winter, für den die etwas brustleidende Fürstin Petersburg hatte verlassen und das rauhe harte Klima der nordischen Hauptstadt mit dem schönen milden von Meran hatte vertauschen müssen. Jedoch noch während keines Winters hatte uns Meran durchaus fesseln können. Dem schönen Italien so nahe sein und nicht wieder einmal davon kosten, es wäre auch ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Florenz und Rom hatten wir im ersten Winter für eine „längere, kurze" Zeit, ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck für den Aufenthalt von je drei Wochen in diesen Städten, besucht; der zweite jedoch sah uns eine wirklich längere Zeit in Neapel, das herrliche Neapel hatte es uns, der jungen Fürstin und mir, so angethan mit seiner eigenartigen Schönheit, mit seinem wunder-wunderbar schönen tiefblauen Himmel, mit seinen frischen grünen Oliven- und Feigen, seinen duftigen Oleanderwäldern, mit seiner herrlichen Lage am Golf, mit seinen kostbaren Alterthümern, den wunderbaren Ruinen seiner Umgebung, kurz mit Allem, was man nur in dem Wort „Neapel!" begreifen kann, selbst mit seinem fortwährend dampfendem Bergeslöwen, dem „Vesuv", daß es auch ein Ziel warmer Sehnsucht für uns in diesem Winter war.

Die junge Fürstin war eine edle, stolze Natur. Ihr Vater, der die Stellung eines hohen Staatsbeamten in Petersburg bekleidete, hatte sich trotz seiner hohen und einflußreichen Stellung, die beinahe seine ganzen Geisteskräfte beanspruchte, viel um die Erziehung seiner Kinder — Maria hatte noch einen Bruder, der damals noch studirte, jetzt aber ruf-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ernst Possart als Shylock.

Ein Illustrationsnachtrag zu dem Artikel in Heft 10.

Digitized by Google

sischer Gesandter in X. ist — gekümmert, und dem Einfluß des Vaters schreibe ich auch den tiefen sittlichen Ernst zu, der der ganzen Persönlichkeit der jungen Fürstin aufgeprägt war. Sie stand bereits im siebenundzwanzigsten Lebensjahre, aber erst vor einem halben Jahre hatte sie sich mit einem Deutschen, einem Diplomaten, verlobt. Ihr Ernst und ihre Tiefe hätten nie gestattet, daß sich ihr Herz Jemand zugeneigt hätte, ohne vorher das tiefste Innere desjenigen, für den sich Zuneigung und Gleichgültigkeit noch im Schwanken bewegten, ergründet zu haben. Und das Ergründen, es wurde ihr nie schwer. Ohne ein Zeichen des Suchens oder Beurtheilens in ihrem Antlitz durchschaute sie einen Charakter bis auf den Grund. Ohne Schärfe, nur in ruhiger Klarheit blickten ihre schönen nachtgrauen Augen den um ihre Neigung Werbenden an, und mit Leichtigkeit, wie absichtslos, fanden sie, was hinter Worten und Mienen lagerte. Sie hatte noch keinen jener Kämpfe, den viele andere ihres Geschlechts, bleiben sie bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahre Mädchen, zu bestehen haben, zu überwinden gehabt, denn, Dank ihrem edlen Stolze, war noch keiner an sie herangetreten. Den jungen Grafen, ihren Verlobten, kannte sie erst eine kurze Zeit, als sie sich ihm mit vollem, rückhaltlosen Vertrauen anverlobte. Noch nie ist das Sprüchwort: „Extreme berühren sich", so wenig anwendbar in Bezug auf ein Brautpaar gewesen wie hier: es war eine Verbindung zweier gleich schöner, edler, großer Seelen. Der Graf war ein Mann, ein echt deutscher wie man zu sagen pflegt, und die Fürstin ein Weib, zwar kein „echtes deutsches", aber ich werde stolz auf jede meiner Landsmänninnen sein, die echt deutsch in dem Sinne ist, in dem es diese Russin war. Der Graf war ein hoher dunkelblonder Mann mit kühnem, klaren, blauen Auge; die Fürstin war hoch und schlank gewachsen, ihre Gestalt sowohl als die Züge von regelmäßiger, wunderbarer Schönheit.

Der alten Fürstin gefiel es in dem Winter, von welchem ich erzähle, ganz ausnehmend gut in Meran. Zwei ihr befreundete Petersburger Familien waren nach und nach in Meran angelangt, und ich glaube, wenn sich nicht eines schönen Morgens eine weiße Schneedecke auf den Thälern vorgestellt hätte, sie wäre nicht auf den Gedanken gekommen, auch in diesem Jahre einen Blick tiefer in das Land der Schönheit zu thun. Es ward kälter und rauher, und bei einem traulichen Geplauder um ein ebenso trauliches Kaminfeuer, das man allerdings in Petersburg auch hätte haben können, sitzend, ward nach einigem Hin- und Herreden beschlossen, Meran mit Neapel zu vertauschen. Die alte Fürstin stimmte für Neapel hauptsächlich, weil sie es sich herrlich dachte, sich aus Schnee und Eis urplötzlich in einen wirklichen italienischen Frühlingszauber, der im Februar in Neapel herrscht, versetzt zu sehen.

Ich will nicht lange bei der Beschreibung unserer Reise, welche letztere allerdings wunderschön war, mich jedoch von meinem Zweck zu weit abführen würde, verweilen. Wir fuhren über Florenz und Rom, allerdings für einige Tage Aufenthalt in der Stadt des „heiligen Vaters" nehmend, theils um Rom nicht gar zu sehr mit Verachtung zu strafen, theils aber auch, und das hauptsächlich, um von der Anstrengung der anhaltenden Fahrt ein wenig auszuruhen. In Rom war es auch, wo die Fürstin Maria ein Schreiben ihres Verlobten, der uns im März in Italien aufsuchen und zurückgeleiten wollte, empfing, worin er

Digitized by Google

ihr mittheilte, daß er schon in den ersten acht Tagen bei uns anlangen würde.

In Terracina, der letzten Stadt des damaligen Kirchenstaates, lag ein Brief des Grafen, der stets durch die Fürstin von unserer Reiseroute unterrichtet war, vor, in welchem er uns seine Abreise meldete. Von dem ungesunden Terracina, wo die Luft mit den giftigen Miasmen der nahegelegenen Sümpfe geschwängert ist, trieb es uns schnell fort, und wir beschlossen, den Grafen in dem reizend gelegenen Fondi zu erwarten. Das Städtchen liegt in einem anmuthigen Thale und lehnt sich an ein theils von wilden Felsen zerklüftetes, theils mit dem prächtigsten Walde bedecktes Gebirge an. Den ersten Tag unserer Anwesenheit verbrachten wir in stiller Beschaulichkeit, d. h. wir ruhten aus. Da wir den Grafen erst für den dritten Tag erwarteten, hatten wir uns für den zweiten vorgenommen, eine Fahrt in die Umgegend zu unternehmen.

Ein Herr und eine Dame, welche unsere Reisegesellschaft von Terracina bis Fondi gebildet hatten, jedoch direct nach Neapel weiter gereist waren, hatten uns begeistert die interessante Eigenthümlichkeit einer etwa ein und eine halbe Meile von Fondi entfernt gelegenen Ruine geschildert und uns gerathen, dieselbe bei einem längeren Aufenthalt in Fondi ja nicht unbeachtet zu lassen. Diese Ruine aufzusuchen, war das Ziel unserer Tour am nächsten Tage.

Es war am Nachmittag eines wonnigen schönen Frühlingstages, an welchem wir einen leichten hübschen Wagen bestiegen, um darin unsere Partie anzutreten. Es war eine mir unvergeßliche, unvergleichlich schöne Fahrt. Die berüchtigten Bettler des Königreichs Neapel störten uns mit ihren crassen Erscheinungen (sie verunstalten sich absichtlich, um Mitleid zu erregen, das allerdings schließlich stets aus dem Ekel, der einem bei dem Anblick der schaudererregenden, elenden Gestalten, die sich einem da in den Weg werfen, überkommt, entspringt) nur in der Stadt. Sobald wir das Freie gewonnen hatten, hörten die Jammergestalten auf. Wir erblickten nur Schönheit, nur Glanz, unser Herz hatte nur Genuß in der herrlichen, herrlichen Natur. Ueber uns wölbte sich Neapels vielgerühmter tiefblauer Himmel: um uns herum, in dem poesiereichen Thale, welches von schroffen, scharfkantigen Felsen auf der einen Seite, auf der andern von einer sanften, mit blühenden Wäldern bedeckten Hügelkette malerisch eingeschlossen war, eine Vegetation, welche jeder Beschreibung spottet. Einem herrlichen, großen Fruchtgarten aus Oliven-, Feigen-, Bananen- und Orangenbäumen bestehend, könnte man das Thal vergleichen. Ein Märchenland der reichen Phantasie eines Dichters entnommen, könnte kaum farbenreicher geschildert sein, als es dieses Stückchen Land der Wirklichkeit verdient. Doch, genug davon!

Einen etwa eine Viertelstunde langen, mit felsigem Steingeröll bedeckten, für unser Gefährt sehr beschwerlichen Weg fuhren wir hinab, bogen um einen Felsenvorsprung herum, berührten ein kleines, ärmlich aussehendes Dorf und befanden uns vor dem Berge, auf welchem die Ruine, sehr malerisch von einem Wäldchen umgeben und von einem hohen Gebirge im Hintergrunde überragt, vor uns lag.

Die Hälfte des Berges war befahrbar, den übrigen Theil bis zum Gipfel mußten wir ersteigen. Die Aussicht von dem höchsten Punkte des Berges war prächtig, aber in der Ruine fanden wir uns getäuscht.

Digitized by Google

Die Fürstin Maria, die in der Geschichte der Baukunst sehr bewandert war, wußte nicht, in welches Zeitalter sie die Bauart thun sollte; es waren da einige Mauern, Vorsprünge, einige Erhöhungen, weder Dach noch Thurm, man hätte denken können, wenn da nicht die Vernunft widersprochen hätte, es wäre eine künstliche Ruine zur Erhöhung des Landschaftsreizes dort aufgestellt worden. Wir hatten also nicht, wie wir erwartet hatten, ein antikes architektonisches Kunstwerk gefunden; aber trotzdem waren wir nicht verstimmt worden: die Fahrt war um ihrer selbst willen und die Ersteigung des kleinen Berges um der Aussicht willen belohnt.

An der Stelle, von wo aus wir zu Fuß gegangen waren, erwartete uns der Wagen. Wir stiegen ein. Anfangs ging die Fahrt auf den steilen, gewundenen Wegen, den Berg hinab, ganz gut, aber nach und nach stieg eine lebhafte Angst bei der schnellen Fahrt in uns auf. Wir wollten aussteigen, aber der Kutscher hatte schon die Macht zum Halten verloren, und bei der rasenden Geschwindigkeit, mit welcher der Wagen sich abwärts bewegte, war ein Sprung aus demselben unmöglich. Ich sah noch, wie sich Peter, der Diener, welcher zur Reisebegleitung der Fürstinnen gehörte und neben dem Kutscher auf dem Bock saß, mühte, die Hemmung der Räder hart zu stellen, aber wahrscheinlich war dieselbe untauglich, denn nur rasender schoß der Wagen, beinahe die Pferde überstürzend, vorwärts. Da kam eine neue Biegung; die Pferde setzten um, der Wagen schleuderte an ein vorspringendes Felsstück, ich fühlte einen Stoß und mir vergingen die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, waren die beiden Fürstinnen um mich beschäftigt, sie waren, Gott sei Dank, unbeschädigt und ich trug auch weiter nichts als eine nicht lebensgefährliche Wunde an der Stirn, die das Aufschlagen auf einen Stein verursacht hatte, davon. Ich möchte das Ganze noch heute als ein Wunder anstaunen, denn die Uebrigen, Peter und der Kutscher inbegriffen, waren mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Wir waren alle ziemlich unsanft abgesetzt worden, die Pferde hatten den Wagen, der sehr zertrümmert und durch den Verlust zweier Räder zur weiteren Fahrt völlig untauglich geworden war, noch eine Strecke mit fortgeschleift und waren dann, selbst froh den furchtbaren Treiber hinter sich schweigend zu wissen, ruhig stehen geblieben. Wir wanderten ins Dorf hinab und suchten den Gasthof auf. Dieser war allerdings sehr einfacher Art. Ein großes, einziges Zimmer befand sich im ganzen Hause zur Aufnahme der Menschen. Ringsum an den Wänden waren Bänke angebracht, und vor denselben befanden sich an drei Seiten je ein Tisch. Ein mächtiges Bett und einige Holzschemel dienten zur Vervollständigung des Möblements.

Ich ließ mir vor allen Dingen Wasser geben, um meine Wunde auszuwaschen. Die Fürstin sank vollständig erschöpft auf eine der Wandbänke nieder, während Maria mit dem Kutscher, welcher durchaus nach Fondi zurückwollte, um eine andere „carozza" zu holen, in einen Wortwechsel gerathen war. Auf ihre Frage, ob es hier im Orte keinen Wagen gäbe, lächelte er sie mitleidig, ihrer Unwissenheit wegen an, und als sie sich entscheiden wollte, lieber in einem gewöhnlichen Frachtwagen bis vor Fondi zurückzufahren, als bis zum völligen Einbruch der Nacht auf eine „carozza" warten zu müssen, setzte er diesem Entschluß ein ganz entschiedenes „Signora, das geht nicht, niente affato, no certamente",

Digitized by

entgegen. „Niente affato!“ und dabei blieb der edle Rosselenker. Schließlich einigten sie sich noch. Der Kutscher machte sich mit beiden Pferden auf, um von dem etwa ein Stündchen von unserem Dorfe entfernt gelegenen Städtchen Mionetta einen Wagen zu holen.

Die Fürstin und ich, wir hingen die Köpfe, nur Maria hatte ihre ruhige Heiterkeit, ihren schönen Gleichmuth behalten.

Eine Stunde war schon seit der Entfernung des „cocchiere“ vergangen, die zweite verging, es dunkelte bereits stark, und auch die dritte verging, ohne daß sich etwas von dem Kutscher sehen und hören ließ. Wir saßen in der einen Ecke des Zimmers, bei der matten Beleuchtung einer Oellampe und warteten unruhig auf die Töne eines kommenden Wagens.

Plötzlich hörten wir in der Vorflur Schritte; es öffnete sich die Thür und zwei — Herren, muß ich sagen, ihrem Aussehen nach, traten herein. Sie waren beide in die großen weiten Mäntel der damaligen Mode gehüllt und ließen sich an dem Tisch uns gegenüber nieder. Die Wirthin brachte ihnen eine Talgkerze und wie uns von dem vorzüglichen, duftigen Capri-Wein. Der eine, der mir sein volles Gesicht zuwendete, war ein großer, starker, herculisch gebauter Mann, etwa ein Fünfziger, während der andere höchstens ein mittlerer Dreißiger sein konnte. Er hielt seinen Kopf vornübergebeugt und horchte gespannt auf das, was ihm sein Nachbar halblaut, mir völlig unverständlich, nicht nur der gedämpften Stimme, auch des merkwürdigen Italienisch wegen, ins Ohr sagte. Das Licht schien voll auf sein Profil und die Schönheit desselben frappirte mich vollständig. Es war ein echt italienisches Gesicht, aber nicht wie so viele italienische Männergesichter, mit jener Weichheit überzogen, die weichlich, weiblich macht und an „Blühen und Welken“ erinnert, es war fein und scharf, ich möchte sagen „klar“ geschnitten und Geistesreichthum war ihm aufgeprägt; es war ein echt italienisches, südlich schönes, aber trotzdem kein antik-römisches Gesicht, denn die gebogene Nase gab ihm zuviel Kühnheit und Unternehmungskraft im Ausdruck. Sein Haar war dunkel und kraus und ein schwarzer Bart zeichnete sich über der Oberlippe und am Kinn ab. Bei seinem Eintritt hatte ich bemerkt, daß er eine hohe, schlanke, athletisch gebaute Gestalt hatte. Das Auge hatte er gesenkt, das Auge, es mußte geistreich, kühn und ernst zugleich blicken, da — der Mann mit dem Vollbart machte eine Bewegung nach uns hinüber, durch was für eine Schule mußten diese Augen gegangen sein, daß sie so blicken konnten! Eine finstere Wildheit, Leidenschaftlichkeit und Gluth lag in ihnen, und das Gesicht, das mir bisher edel, schön und nur kühn erschienen war, erhielt durch den Blick der Augen einen Ausdruck schrankenloser Willkür. Ein Ausdruck harter Energie lagerte plötzlich um Mund und Kinn und der Geist, den man aus den Zügen als einen reichen, edlen hätte erkennen können, erhielt durch den Blick der Augen den Ausdruck: irregeleitet!

Hatte das Schicksal in das Leben dieses Mannes so eingegriffen, daß sein „Ich“ das geworden war, was damals noch völlig unklar vor mir schwebte, was aber dennoch klar ausgeprägt in seinen Blicken lag? Ich sann nach; die ganze Erscheinung forderte mein Interesse. Träumerisch seine Züge betrachtend, durchfuhr mich plötzlich eine heiße Angst. Lodernd, durchbohrend ruhten seine Augen auf dem Antlitz Marias.

Digitized by Google

Sie saß so, daß sie ihm dasselbe voll zuwandte. Die alte Fürstin sprach auf sie zu, während sie, das schöne Haupt leicht auf die eine Hand gestützt, ruhig zuhörte. Sie hob den Kopf; ihre Blicke fielen im Aufsehen auf ihr Gegenüber, das, um den oft gebrauchten, aber allzu treffenden Vergleich zu benutzen, wie eine Schlange seine Augen bannend, fest in die ihrigen senkten. Marias Blicke starrten für einige Seeunden wie dem Banne gehorchend, dann preßten sich ihre schön geschwungenen Lippen zusammen, ihr Haupt bog sich ein wenig zurück und in stolzer Ruhe that sie eine Frage an ihre Mutter. Das war für ihn, aber ich sah, wie heftig sie erschrocken war. Ihre bebende Rechte umspannte mit festem Griff, als wolle sie es zerdrücken, das vor ihr stehende Weinglas und eine leise, nur mir bemerkbare Unruhe zuckte in den Lippen. Sie ließ ihn vollständig unbeobachtet; kein Blick flog wieder zu ihm hinüber. Desto wankloser hafteten seine Augen auf ihr; es war mir, als schössen Strahlen aus ihnen, die, fest auf ihr ihren Ausgang habend, sie unlösbar an ihn bänden.

Dann und wann raunte der Mann mit dem mächtigen Körperbau seinem Begleiter einige Worte, meist von einem halblauten rauhen Lachen und einer Handbewegung nach uns hinüber begleitet, zu, worauf dieser gewöhnlich mit einer Bewegung des Kopfes, selten mit einigen Worten, bald abweisend, bald zustimmend, antwortete.

Plötzlich war uns, als erklänge das Geräusch eines kommenden Wagens.

„Sieh, ob er endlich kommt!“ bat die Fürstin ihre Tochter.

Maria erhob sich, um an das Fenster zu treten. Während sie durch das Zimmer schritt, entfiel ihr ihr Taschentuch. „Maria!“ schwebte es der Fürstin schon auf den Lippen, als sich der Fremde hastig erhob, das Tuch ergriff und es der jungen Fürstin mit wirklich ritterlicher Anmuth und den im reinsten melodischen Italienisch gesprochenen Worten: „Signora bella!“ entgegenhielt.

Für einen Augenblick stand die Fürstin verwirrt da, dann griff sie nach dem Tuche, doch bevor sie es in der Hand hatte, zog es der Fremde an seine Lippen. Sie faßte noch danach, aber nur für einen Moment, dann zog sie ihre ausgestreckte Hand wieder zurück, sodaß das Tuch zu Boden fiel, hob ihr Haupt stolz in die Höhe und mit einem eisigkalten Blick und einem Zug tiefster Verachtung um den Mund, schaute sie auf ihn herab, der sie doch eigentlich um Kopfeslänge überragte. Dann wandte sie sich ab und schritt an das niedrige Fenster, öffnete es und lauschte, sich vorbeugend, in die Dunkelheit hinaus.

Der Fremde stieß einen zischenden Ruf der Verwünschung aus, schaute finster auf das Tuch zu seinen Füßen und mit einem Blick, in dem sich Wuth und Rache paarten, auf die Fürstin. Dieser Blick währte lange, der Mann schien offenbar dabei nachzusinnen. Plötzlich leuchtete es in seinem Gesicht triumphirend auf; er wandte sich um und winkte, noch immer jenes Lächeln, das mich bis in das Innerste erzittern machte, auf dem Gesicht, seinem Begleiter gebieterisch zu und verließ, von letzterem gefolgt, raschen Schrittes das Zimmer.

Sobald sich die Thür hinter den Männern geschlossen hatte, wandte sich Maria vom Fenster, und auf die Bank niedersinkend, sagte sie mit erregter Stimme:

Digitized by Google

„Ein furchtbarer Mensch!“

„Wer war das?“ frug die alte Fürstin schreckensbleich, halb sich, halb uns.

Es wußte natürlich Niemand von uns Auskunft zu geben.

„Welch ein wildes Aussehen er hatte!“ fuhr die alte Dame, angstvoll ihre Tochter anblickend, fort. „Ich bebe vor der Rückreise!“

„Mutter!“ fuhr Maria auf. Zu Tode erschrocken starrte sie ihre Mutter an. Die alte Dame bebte an allen Gliedern.

„Gott, wie kann das werden!“ flüsterte sie in Todesangst und blickte hilflos abwechselnd die wie eine Bildsäule dastehende und starr zu Boden blickende Maria und mich an.

Ich versuchte, so gut ich konnte, der alten Fürstin Trost zuzusprechen; freilich gelang mir das schlecht, denn mein Geist stand selbst noch unter dem Einfluß jener Augen. Ich war schon Willens vorzuschlagen, eine Eskorte mitzunehmen, als mir Maria zuvorkam.

„Mama“, sagte sie lächelnd, „wie können wir uns nur eines gewöhnlichen Menschen, eines Zudringlichen wegen so beunruhigen. Ich hatte schon im Sinn, einige Mann Begleitung von hier mitzunehmen, aber abgesehen von den Schwierigkeiten, die das verursachen würde, dürfen wir jenen Menschen durchaus nicht sehen lassen, daß sie in uns Furcht erweckt haben. Uebrigens haben wir außer dem baumstarken Kutscher noch Peter zu unserer Begleitung und dann steht uns noch unser gutes Terzerol, das ich glücklicherweise Peter befahl, mitzunehmen, zur Verfügung. Ein Schuß ins Blaue hat schon oft Diebe und Räuber vertrieben. Uebrigens werden die Beiden es wohl bleiben lassen, uns Fünf, die wir noch dazu den Vortheil eines Wagens haben, anzufallen, sollten sie wirklich zum Geschlecht der „Raubritter“ gehören.“

Scherzend und ruhig klangen die Worte der jungen Fürstin, und ihre Mutter schien sich auch wirklich an denselben emporzurichten. Mittlerweile war der sehnsüchtig erwartete Wagen vorgefahren. Es war eine große viersitzige geschlossene Kutsche. Der Kutscher brachte viel Entschuldigungen vor wegen seines langen Ausbleibens; dasselbe hatte seinen Grund darin, daß er in Mionetta keine passende carozza hatte finden können und da er nur noch ein Stündchen von Fondi entfernt gewesen war, einfach nach Haus geritten war und uns von dort einen Wagen geholt hatte. Wir waren sicher, daß in Mionetta ein Wagen, wenn auch ein weniger eleganter, aufzutreiben gewesen wäre, aber was half es uns, daß uns dieser echt italienische Eigensinn empörte? Froh, nur endlich fortzukommen, bestiegen wir den Wagen. Die Fürstin Maria zwang mich, mich neben ihre Mutter in den Fond des Wagens zu setzen, während sie auf dem Rücksitz Platz nahm. Sie befahl Peter, das Terzerol in die linke Wagentasche zu legen und dann gab sie das Zeichen zur Abfahrt.

Es war eine schöne, sternendurchhellte Nacht. Wir hatten die Fenster unseres „Glaskastens“ herabgelassen und erquickten uns an der köstlichen Frische, die die Nacht erfüllte.

Bevor ich den Wagen bestiegen hatte, hatte ich mich bei dem Wirth nach den beiden Fremden erkundigt und von ihm, der sie allerdings nicht kannte, erfahren, daß sie auf zwei sehr schönen und kostbaren Pferden gekommen waren und daß sie, auf meine directe Frage, ob sie ihn über

Digitized by Google

uns ausgefragt hätten sich genau nach unserem Sein, Kommen und Gehen vor ihrem Fortreiten erkundigt hätten.

Nun weiß ich nicht, ob ich die Alleinige war, die bei der Fahrt ein gewisses bängliches Gefühl nicht unterdrücken konnte, oder ob es den beiden Fürstinnen im Innern ebenso erging; äußerlich wenigstens merkte man ihnen nichts an, nur an einem gleichgültigen Gespräch betheiligten sie sich ebenso mit Eifer wie ich und ich that es nur um — recht unbefangen zu erscheinen und die Anderen nicht mit meiner Angst anzustecken.

Wir hatten das Dorf durch- und den Felsen umfahren und mühsam zogen jetzt die Pferde den Wagen auf dem mit Steingeröll bedeckten Wege den Berg hinauf.

Wir mochten etwa zwei Drittel des Berges zurückgelegt haben, als ein lautes „Halt!“ vor uns erscholl, und der Wagen auch wirklich mit einem Ruck still hielt. Die alte Fürstin fiel in die Kissen des Wagens zurück, während Maria aufsprang, sich zum Fenster hinausbeugte und ein lautes „Was ist dass“ hinausrief.

„Versucht es zuzufahren und ich schieße Euch Beiden eine Kugel durch den Kopf!“ rief eine Stimme von den Pferden her, in der ich die des großen starken Mannes, des Begleiters des unheimlichen Fremden erkannte.

„Peter, fahr zu!“ rief die junge Fürstin streng hinaus.

Die Pferde zogen an, aber ein Schuß fiel und die Gestalt des treuen Dieners bog sich schwer auf den Kutscher hinüber. Wie gelähmt, konnte ich vor Schreck nicht von meinem Sitze empor. Die Fürstin lag wie todt in ihrer Ecke.

„Fahren Sie zu!“ rief Maria noch einmal hastig dem Kutscher zu, doch — der Italiener, und besonders der dienende, ist feig; der Wagen hielt.

Plötzlich fuhr Maria zurück. In demselben Augenblick öffnete sich der Schlag des Wagens, eine Gestalt schwang sich auf das Trittbrett, und das höhnisch lachende Gesicht des Fremden aus der Wirthsstube bog sich herein.

„Signorina bella“, sagte er, „beunruhigen Sie sich nicht. „Es liegt nur an Ihnen — ein wenig Stolz bei Seite, es fällt kein Schuß mehr und Sie verlieren nichts.“ Bei diesen Worten griff er nach der Hand der Fürstin. „Das Tuch“, fuhr er fort, „das ich küßte, haben Sie verabscheut, meinen Kuß! Das verlangt Sühne: Ich küsse Sie nun selbst!“

„Hinweg!“ rief die Fürstin sprühend und in stolzer Haltung aus.

„So stolz und spröde?“ spottete er, „und ich will es!“ fügte er herrisch und rauh hinzu, indem er sich anschickte, in den Wagen zu uns hereinzusteigen.

Dabei griff er wieder nach der Hand der Fürstin, doch dieser verlieh die Todesangst Heldenkraft. Sie stieß ihn so heftig zurück, daß er das Gleichgewicht verlor und rückwärts vom Tritt des Wagens taumelte. Darauf sprang sie auf den Rücksitz, riß das Fenster nach dem Kutschersitz zu herab, bog sich hinaus, ergriff die Zügel und sie anziehend, rief sie den Pferden laut zu. Die erschreckten Thiere griffen aus, und rasend schnell fuhren wir ein Stück den steilen Berg hinauf.

Aber da ertönte wieder ein Schuß! Die aufschlagenden Hufe der Pferde erklangen wild, es mußte sich ihnen wieder etwas in den Weg gestellt haben; aber Maria und der von ihr aufgerüttelte Kutscher halfen

Digitized by Google

ihnen durch Zurufen und hastiges Antreiben das Hinderniß überwinden. Der Wagen fuhr, so rasch es den steilen Berg hinauf möglich war, weiter. Da zeigte sich plötzlich wieder in der geöffneten Wagenthür seine Gestalt, aber verzerrt, wuthentstellt waren seine Gesichtszüge.

Dem Heldenmuthe Marias gegenüber schäme ich mich noch heute meiner — Furchtsamkeit, der Angst, die so lähmend auf mir lag. Gott sei Dank, diesmal brachte der Anblick des furchtbaren Menschenauges die entgegengesetzte Wirkung von der vorhergehenden hervor! Maria konnte ihn, da sie sich zum Wagen hinausbeugte, nicht sehen. O, wie er dastand, sich mit beiden Händen an den Thürpfosten festhaltend, dabei in der Rechten einen blitzenden Revolver und das Tigerantlitz auf sie gerichtet! Mir starrte wiederum das Blut in den Adern, doch meine Zunge löste sich, ich schrie laut auf: „Maria!"

„Schweig!" donnerte er mir zu. Der Blick, der mich dabei traf, drohte den Tod.

Maria wandte sich, Kopf und Arme wieder in den Wagen zurückziehend, herum. Der aufgehende Mond schien durch das Fenster voll auf ihr todtblasses, mit eisiger Ruhe überzogenes Antlitz. Sie hob den Arm und faßte nach der Wagentasche. Sie anstarrend, stand er bewegungslos und sagte mit verändertem, ganz eigenthümlichen Tone, ohne zu schreien, doch das Geräusch des fahrenden Wagens auf dem holperigen Wege übertönend: „Du schönes, kühnes, stolzes Weib, Du bist zur Räuberbraut geschaffen! Ich fasse Dich und Du bist mein!" rief er hereinspringend und die Gestalt Marias blitzschnell umfassend aus.

Da — mir dunkelte vor den Augen — hörte ich sie rufen: „Mein Gott, vergieb mir!" und in demselben Augenblick ertönte der Schuß einer Pistole. Es fiel noch ein Schuß und das Wagenfenster, an welchem ich saß, zerschmetterte. Ich sprang auf; der Schreckliche sank rücklings zum Wagen hinaus. Ich blickte noch einmal in die entsetzlichen, sich wild rollenden Augen, dann deckte sich ein breiter Blutstrom darüber, sein Kopf fiel auf den steinigen Weg, der Wagen rollte weiter und er verschwand.

Ich glaube, unsere physische wie geistige Kraft war völlig erschöpft. Ich weiß nicht mehr, wann die Fürstin aus ihrer Ohnmacht erwacht war, was Maria that, noch ob wir eine Sylbe nach dem Erlebten zusammen gesprochen haben; ich kann mich nicht mehr entsinnen, wie wir nach Fondi gekommen sind. — Der Wagen stand vor der Thür des Gasthauses zu Fondi.

„Maria", klang die schöne Stimme des Grafen P— herein, und wie aus einem Traume wachte ich auf. Maria entstieg dem Wagen und sank leblos in die Arme ihres Verlobten, der, um uns zu überraschen, uns seine Ankunft um einen Tag später angezeigt hatte. Er trug sie mehr als er sie führte, auf ihr Zimmer, während ich mich mit der Wirthin bemühte, die in ein convulsivisches Schluchzen ausbrechende ältere Fürstin zu beruhigen. Wie alle schwachen Constitutionen leichter von etwas ergriffen werden als starke, aber auch leichter wieder etwas abschütteln können, befand sich die ältere Fürstin nach drei Tagen wieder vollständig in ihrem alten Gesundheitszustand, während die Fürstin Maria mit einem hitzigen Nervenfieber wochenlang zu kämpfen hatte.

Eine starre Ruhe, wie die einer Schlafwandelnden, lag am Tage

Digitized by Google

nach dem Ereigniß über ihr ausgebreitet, dann aber stellte sich das Fieber in einem erschreckend hohen Grade ein, und ich behaupte noch heute: Dem Tode hat sie nur die Gegenwart des Grafen, seine treue, aufopfernde Pflege abgerungen. Wilde, entsetzliche Bilder mußten die Phantasie der Unglücklichen erfüllen, den Reden, den schreckensvollen Angstrufen nach zu urtheilen, die der fieberheiße Mund ausstieß, dem Ausdruck der Todesangst, der so oft in dem schönen, edlen, fieberglühenden Menschenantlitz lag. Die Hand des Grafen, sie mußte wie ein kühlendes Labsal wirken! wie oft verscheuchte sie, wenn er sie ihr auf die Stirn legte, oder ihre Stirn erfaßte, das Grauenvolle, das vor ihrem geistigen Auge stand; denn oft, wenn sie seine Hand fühlte, lösten sich die zu einem Krampfe verzogenen Züge ihres Gesichts und die starr auf einen Punkt gerichteten Augen, sie selbst sank in die Kissen zurück, und kam dann einmal ein lichter Augenblick, lag ihr Auge beglückt in den seinen, während ihre Hand fast zu schwach war, seinen Druck zu erwiedern.

Endlich, endlich genas sie. Das nun zu heiße Neapel konnten wir nicht mehr aufsuchen. Meran sah die Fürstin als Reconvalescentin und Petersburg im Sommer darauf als Braut am Altar. Sie ist jetzt glückliche Gattin und Mutter in W., wo der Graf die Stelle eines Ministers einnimmt. Aber noch lange nach jenem Vorfall, noch als ich sie das letzte Mal sah, lag ein — nein, „Leid" ist zuviel gesagt — Schimmer der Wehmuth, wie ein Schleier, wie ein leiser, leiser Hauch über der edlen, immer noch schönen Erscheinung. — Dem Diener Peter war die Kugel des Räubers in die Schulter gedrungen, aber Dank der Geschicklichkeit des jungen deutschen Arztes, eines Freundes des Grafen, der zur Zeit in Rom weilte und auf den Ruf des Grafen sofort nach Fondi geeilt kam, war er bei unserem „Abschied von Fondi" wieder vollständig hergestellt. Durch die vielen Erkundigungen, welche ich im Namen der Fürstin über den „Räuber" eingezogen habe, hat sich mir das mystische Dunkel, in welchem anfangs seine Gestalt schwebte, etwas gelichtet. Es ist allerdings nur kurz seine Lebensgeschichte, aber aus ihr kann man recht deutlich sein „Sein", sein „Gewordensein" erkennen.

Aus einer alten italienischen Adelsfamilie stammend, war er, verwaist, schon sehr früh als alleiniger, directer Erbe in Besitz eines bedeutenden Reichthums gekommen. Ein Mensch, hochbegabt an Geist und Körper, unerzogen seiner eigenen Willkür preisgegeben, ist schlimmer als einer, dessen persönliche Eigenschaften nur mittelmäßige und auch geringe sind. Sein Geist, lässig, sann allerlei Abenteuerliches aus und sein Muth, seine Kühnheit arteten in Unbändigkeit aus. Im Kreise gleichgesinnter, aber vielleicht weniger mit Glücksgütern gesegneter Genossen, kannte seine Verwegenheit keine Schranken; er beging einige Male grobe Gesetzesübertretungen. Anfangs half ihm ein älterer Verwandter, sein nächster Erbe, der schon längst seine Augen auf den Besitz seines Neffen geworfen hatte, aus der Verlegenheit, aber dann bot dieser ihm selbst Gelegenheit zu neuen Streichen, und nach einer von Neuem ausgeführten strafbaren Tollheit ließ er ihn mit Hilfe schlechter, bezahlter Subjecte für irrsinnig erklären und in ein Irrenhaus sperren. Mag jener Zug zu einem verwegenen, tollen, irren Leben auch einer Krankheit des Geistes, der Vernunft entsprungen sein: „geisteskrank", nämlich das, was man gemeinhin unter der Bezeichnung versteht, ist er nicht gewesen.

Digitized by

Bald befreite er sich selbst aus dem Irrenhause und schloß sich einer in den Abruzzen hausenden Räuberbande an, deren Hauptmann er bald wurde. Vielleicht hat er das nur zu dem Zwecke, sich zu rächen, gethan, denn seine erste That als geschworener Räuber ist gewesen, das Schloß seiner Väter in einen Trümmer- und Aschenhaufen zu verwandeln und seinem verrätherischen Oheim mit eigner Hand den Dolch in die Brust zu senken. Aber verfallen war er von da an dem Gesetz.

Berüchtigt und gefürchtet war er weit und breit. Auf seinem Kopfe stand ein hoher Preis, aber trotzdem man viel nach ihm fahndete, war es Niemand gelungen, seiner habhaft zu werden.

Noch am Tage seines Todes wurde nach seiner Leiche gesucht, aber man konnte sie nicht finden, und ich, ich muß es gestehen, gab mich der Hoffnung hin, er möchte nicht zu Tode getroffen sein, aber acht Tage später fand man seine Leiche auf, aufrecht lehnend in einem hohlen Baume des nächstgelegenen Waldes. Wahrscheinlich hat ihn sein Begleiter — den, wie mir der Kutscher erzählt hat, die Pferde niedergerissen haben, als er sich ihnen das zweite Mal entgegengestellt hatte — mit sich fortschleppen wollen, hat ihn jedoch wegen Gefährdung seiner eigenen Sicherheit einstweilen im Schutze des Baumes gelassen, um ihn später, wie ich mir denke, in sicherer Begleitung abzuholen.

So oft ich des eben Erzählten gedenke, erfaßt mich ein Dankesgefühl für unsere Rettung, besonders für die Marias, denn sie hätte sich eher selbst das Leben genommen, ehe sie eine Berührung jenes Menschen erduldet hätte, aber zugleich ergreift mich eine Wehmuth über das Geschick des Mannes, dessen ganzes Ich so hochbegabt, so hochangelegt war, und dem das Fehlen einer leitenden, ziehenden, biegenden Hand zu einem so furchtbaren Schicksal geworden war.

Digitized by Google

Junge Liebe.

Eine kleine Geschichte von Julian Weiß.

Mit großer Befangenheit gehe ich an die Aufgabe, meine geschätzten Leser mit dem Helden dieser kleinen und wahrhaften Geschichte bekannt zu machen, denn dieser Held ist noch minorenn und dann, man verzeihe mir meine Aufrichtigkeit, besitzt er auch eine unüberwindliche Abneigung gegen das Waschen. Obwohl er das beste Herz von der Welt in seinem Busen trug, empfand er doch einen wilden Haß gegen die Seife und er warf deshalb häufig den armen Juden, welche mit Seife und anderen gemeinnützigen Artikeln hausiren gehen, harte Worte und noch härtere Steine nach. Unser Held war ein Zigeunerjunge und hieß Gyuri Zambu. Er mochte kaum fünfzehn Jahre alt sein und doch spielte er schon die erste Violine in der Zigeunermusikkapelle, welche sein Vater besaß. Gyuri war kein besonderer Freund der Musik, aber ähnlich dem vielcitirten, weisen Philosophen, hatte er sich ohne viel Murren in sein musikalisches Schicksal ergeben und ertrug nun mit Geduld die Schläge seines Vaters, welche bei jeder Gelegenheit über sein armes Haupt und die tiefer gelegenen Körpertheile hereinbrachen.

Wenn es nach dem Willen unseres Gyuri gegangen wäre, so würde vorerst das spanische Rohr mit dem großen Bleiknopfe, welches sein Vater besaß, von der Erde verschwunden sein, und dann hätte Gyuri nichts anderes thun dürfen, als bei Tag und Nacht, einem Dandy gleich, durch die schlecht gepflasterten Straßen zu spazieren. Das schlechte Pflaster genirte ihn übrigens nicht allzu sehr, denn mit Schuhen hatte Gyuri noch keine intimere Bekanntschaft geschlossen. Wer Gyuri genau anblickte, konnte bemerken, daß er überhaupt auf die Bekleidung seines Körpers keine große Sorgfalt verwendete. Er war als Feind des Waschens und der Seife immer recht schmutzig und seine Wäsche und Kleider schienen die Antipathien ihres Besitzers zu theilen. Ein wandelnder Unreinlichkeitskegel, so präsentirte sich Gyuri Zambu seitdem er zu gehen vermochte, seinen Beobachtern.

Da, mit einem Tage geschah etwas Außergewöhnliches. Gyuri kam gewaschen in die Stadt, welche er mit Musik theilweise versorgte. Große Schuhe baumelten an seinen Füßen, ein schwarzer Rock umflatterte seine dünne, kleine Gestalt, und einen Hut mit einer großen Feder trug er in der Hand, wodurch man auch bemerken konnte, daß Gyuri gekämmt war.

Nicht einmal die Ankunft des Regenten hätte in der kleinen ungarischen Stadt so viel Aufsehen gemacht, als die Renovation, welche Gyuri mit seinem äußeren Menschen vornahm und auf diese Weise mit

Digitized by Google

den Traditionen seiner Väter brach. In der ganzen Stadt sprach man von nichts Anderem, als von dem „gewaschenen" Zambu junior und im Zigeunerviertel drohte eine Revolution auszubrechen. Die alten und noch ledigen Zigeunerinnen wähnten, daß Gyuri in der Lotterie gewonnen habe und sie meinten, daß ihm nun nichts übrig bliebe, als zu heirathen, denn Gyuri war dumm wie die egyptische Finsterniß. Unser Held that jedoch, als ob er von all der Sensation nichts merke und demzufolge legte sich die Aufregung gar bald. Man gewöhnte sich langsam daran, Gyuri in Schuhen zu sehen, welche selbst einem Elephanten zu groß gewesen wären und man machte sich nach und nach mit dem Gedanken vertraut, daß sich der charakterfeste Violinspieler mit seiner größten Todfeindin, der Seife nämlich, ausgesöhnt habe.

Und doch war in Gyuris Leben eine große Veränderung vorgegangen, welche sie nicht nur auf seinen äußeren Menschen erstreckte.

Gyuri liebte!

Wundert Euch nicht zu sehr darüber, denn nach den neuesten wissenschaftlichen Beobachtungen liebt sogar der Esel, ja man kann es vielleicht behaupten, daß gerade dieser am wahrhaftesten und längsten liebt.

Auf ganz seltsame Weise flog die Liebe in das Herz unseres Gyuri. Er spielte eines Tages ein Solo in der Kapelle seines Vaters. Bei dieser Gelegenheit mußte er vortreten und sich dem gesammten Publikum des Gasthausgartens, in welchem eben musicirt wurde, zeigen. Alles sah ihn und er sah Alles, und unter den vielen Gesichtern bemerkte er in seiner unmittelbaren Nähe eines, das ihn so sehr begeisterte, daß ihm in seinem wilden leidenschaftlichen Violinspiel eine Saite riß. Ein heimlicher, aber nichtsdestoweniger sehr empfindlicher Rippenstoß von Seite seines Vaters war die Belohnung für das Feuer und die Glut, welche er dem Instrument einflößen wollte. Das Stück wurde zu Ende gespielt, aber Gyuri blieb wie angewurzelt stehen und seine großen starren Augen blickten in zwei wassergrüne Aeuglein, die ihm entgegensahen.

Diese wassergrünen Augen gehörten einem etwa achtzehnjährigen Mädchen mit bleich-krankhaftem Teint und dieses Mädchen war Gouvernante.

Wozu die vielen Worte? Die Gouvernante fühlte sich zu Gyuri sympathisch hingezogen und er erwiederte diese Neigung mit der ganzen Kraft seiner fünfzehnjährigen Seele. Seit diesem Abende war Gyuri wie verwandelt; er begann sich zu waschen, er legte sich nicht mehr an warmen Nachmittagen vor das Thor seines Vaterhauses, er neckte weder Hofhunde noch Spaziergänger, er wurde sich vielmehr seiner edlen Gefühle bewußt, und er handelte ihrer würdig. Seit diesem Abende suchte er die bleiche, blonde Gouvernante wieder zu finden und das Geschick, welches selbst die Zigeuner nicht verläßt, war ihm günstig. An einem warmen Sommernachmittage erging sich unser Gyuri in der sogenannten „Promenade" seiner Vaterstadt, und hier erblickte er die Gouvernante auf einer Bank sitzen. Er wäre zweifelsohne erröthet, wenn ihm dies mit seiner schwarzen Gesichtsfarbe möglich gewesen wäre, doch da er auf seine Wangen kein Roth zaubern konnte, begnügte er sich damit, sein Herz einen Generalmarsch schlagen zu lassen und Augen zu machen,

Digitized by Google

die jedem hungernden Menschenfresser zur Ehre gereicht hätten. Die Gouvernante hatte mit dem Instinkt der Liebenden seine Anwesenheit geahnt und vielleicht wäre dies auch ohne diesen Instinkt wahrnehmbar gewesen, denn Gyuri roch, seitdem er ein eleganter Junge geworden, wie ein Barbierladen.

Sie war sehr befangen und auch er bedurfte einer langen Weile, bis er sich so weit gesammelt hatte, um vor sie hinzutreten, seine allerfreundlichsten Nasenlöcher zu machen und sich dann an ihrer Seite niederzulassen. Die junge Gouvernante lächelte und er grinste freundlich.

„Ich lieben weißes Mädel", begann er, mit Mühe seine deutschen Sprachkenntnisse zusammensuchend.

Das Mädchen kicherte hell auf; es freute diese Gouvernante, der man nichts sagte, als daß sie häßlich sei, jetzt endlich zu hören, daß sie von einem Fremden geliebt werde. Daß er schwarz und häßlich war, das genirte sie wenig. Ihre Eitelkeit erwachte und sie wollte das Vergnügen empfinden, sich Schmeicheleien sagen zu lassen.

„Bin ich schön?" frug sie den jungen Zigeuner.

„Schön, wie Muttergottes," sagte er, treu die Augen verdrehend und ein Kreuz schlagend.

„Wie heißen Sie?" frug sie aufs Neue.

„Gyuri", entgegnete er, „und wie heißen Du?"

„Lisa", sprach sie leise und schlug die Augen zu Boden.

„Lisa, ich lieben Dich, ich möchten Dich machen zu Weib."

„Ich heirathe niemals", sprach sie jetzt und lächelte vor sich hin, stolz auf ihre Erfolge.

„Du heirathen nicht . . . dann muß Gyuri versterben . . . er muß nehmen kleine Lisa zu Weib."

Sie schüttelte verneinend das blonde Haupt und der arme Bursche begann zu weinen. Die Thränen flossen ihm über das Gesicht und er schluchzte bitterlich.

„Gyuri, laß gut sein", sagte Lisa gerührt, „weine nicht, Gyuri, ich bin Dir ja auch gut, denn Du bist der erste Mensch auf Erden, der mir sagt, daß er mich lieb hat, weine nicht, Gyuri, Du . . ." weiter konnte sie auch nicht, denn die hellen Thränen rieselten aus ihren Augen und Gyuri und Lisa weinten ein Duett. Als sie sich ausgeweint hatten, erhob sich Lisa, drückte ihrem Freunde die Hand und ging nach Hause. Er folgte ihr von ferne und er merkte sich wohl das Haus, in welchem sie wohnte.

Von nun an ging er täglich an diesem Hause vorüber; er sah zu den Fenstern hinauf, aber von Lisa war keine Spur zu entdecken. Das excentrische, halbverrückte Ding hatte ihn und seine Liebe vielleicht schon vergessen und schwärmte jetzt möglicherweise für die Uniform eines Soldaten, während er ihr Bild in seinem Herzen trug und das Hirn voller toller Gedanken hatte, deren Mittelpunkt immer und immer wieder die bleiche, blonde, häßliche Lisa war.

Gyuri besaß jetzt lebhafte Phantasie. Die Liebe, welche in sein Herz drang, schien sein Hirn ein wenig erleuchtet zu haben. Er baute sich einen ganzen Roman in seinem Kopfe. Er sah Lisa von einem strengen Gebieter zurückgehalten, damit sie nicht zu ihrem Gyuri gelangen könne und so lange quälte ihn dieser Gedanke, bis unser Gyuri be-

Digitized by

schloß, Lisa zu befreien, sie zu entführen. Er wollte Niemanden in sein Geheimniß einweihen, um nicht das Ideal seines Herzens zu compromittiren, und verließ sich auf seine eigene Kraft, seine eigene Geschicklichkeit und auch ein wenig auf seinen eigenen Gott, zu dem er in letzter Zeit die heißesten und innigsten Gebete gerichtet hatte.

Eines Nachmittags schlich Gyuri unbemerkt in das Haus, wo Lisa wohnte. Er verbarg sich in einer Holzlage bis es Nacht geworden und jetzt versuchte er geräuschlos die Holzlage zu verlassen. Doch unglücklicherweise fiel eine aufgeschichtete Menge von Scheitholz mit großem Lärm um, und nicht genug daran, daß einige schwere Scheite auf Gyuri fielen, wurde er ertappt, von den Hausbewohnern, welche in ihm — den Herzdieb, wie er glaubte — blos einen Holzdieb vermutheten, so gründlich durchgeprügelt, daß er zum erstenmale in seinem Leben den Bleistock seines Vaters als Wohlthat pries. Schließlich wurde er noch der Polizei überliefert. Gyuri war zu edel, um nun bei der Polizei anzugeben, welche Motive ihn bewogen, in der Holzlage acht Stunden zu verbringen, und er wurde als Holzdieb ins Loch gesteckt, wo er zur Stunde noch „brummt."

So, meine verehrten Leser und Leserinnen, wird wahre und aufrichtige Liebe im Jahre des Heils 1879 belohnt und da der arme Gyuri Zambu einer der wenigen, immer seltener werdenden Märtyrer der Liebe ist, so glaubte ich ihm diese Zeilen weihen zu dürfen.

Digitized by Google

Poetiſches Turnier.

XII.

Die letzte Ueberſetzungsaufgabe waren vier graziöſe Verſe von Metaſtaſio, mit denen er einen Höfling, der an die Kaiſerin Maria Thereſia zwei Ducaten in einer Wette verloren hatte (ſiehe Heft 9) aus der peinlichſten Verlegenheit zog. Die witzigen italieniſchen Verſe lauteten alſo:

„Ho perduto. L'augusta figlia
a pagar m' ha condannato;
Ma s'è vero ch'a voi simiglia,
tutt' il mundo a guadagnato."

Als die beſten Verdeutſchungen des Originals theilen wir folgende mit:

Ein Töchterlein iſt heute Dir geboren,
So geb ich meine Wette denn verloren,
Doch für die ganze Welt erach't' ich's als Gewinn,
Wenn Dir das Kindlein gleicht, erhabne Herrſcherin!

Anna W. in Bremervörde

Da Majeſtät ein Töchterlein geboren,
Hab' meine Wette ich verloren;
Indeß hab ich mit Jedermann Gewinn,
Gleicht die Prinzeſſin meiner Kaiſerin.

L. D. in Berlin.

Wohl, ich verlor, und deß zum Zeichen,
Zahl ich für die Prinzeß mein Geld;
Doch ſollte wirklich Dir ſie gleichen,
Gewann dabei die ganze Welt.

Fr. Anna Simson in Breslau.

Verloren hab' ich, ich bezahle hier,
Weil's der erhabnen Tochter ſo gefällt.
Doch, gleichet ſie, o große Fürſtin Dir,
Gewonnen hat alsdann die ganze Welt.

H. in L.

Fernere gelungene Uebertragungen gingen ein von: Anton Vollmar in Augsburg, Freifrau von Sch. in L., Hermanny in B., Wegmann-Ercolani in Zürich, T. R. in Helmſtedt, Bertha Kalberlah in Pr., Cz. in Poſen, Dr. juris H. G. in G., Dorette Zwirnemann in Caſſel, Nebe in Br., Dr. H. in Breslau, Olga L. in Hamburg, O. Pr. in Botzen, N. von W. in Wiesbaden, Sibylle in Elmſtedt, Stud. A. Stern in Breslau, O. Preller in Bukareſt, Auguſte C. in Stolp, Thernhauſen in M., A. L. in Gr. Lichterfelde.

Als Ueberſetzungsaufgabe XIII geben wir folgende Verſe:

Le livre de la vie est le livre suprême,
Qu'on ne peut ni fermer ni rouvrir à son choix;
Le passage attachant ne s'y lit pas deux fois,
Mais le feuillet fatal se tourne de lui-même:
On voudrait revenir à la page où l'on aime,
Et la page où l'on meurt est déjà sous nos doigts.

A de Lamartine.

Salonpoſt.

K. v. N. Wir haben über die Münchener Muſtervorſtellungen abſichtlich keinen Artikel gebracht, da dieſelben bei Erſcheinen dieſes Heftes bereits der Theatergeſchichte angehören und die Tagespreſſe ausführlich darüber berichtet hat. Als Prolog zu den Münchener Vorſtellungen haben wir im vorigen Heft die Biographie Ernſt Poſſarts gegeben, der wir in dieſem Heft als illuſtrirten Epilog das Porträt des verdienſtvollen Künſtlers als Shylock folgen laſſen.

E. v. Fr. Der höchſte Preis, der unſeres Wiſſens in der Auction der Kunſtſchätze des Fürſten Demidow in der Villa San Donato für ein Gemälde erzielt wurde, waren 146,000 Lire für Rembrandts „Lucrezia". Von dem koſtbaren Sèvres-Porzellan erreichte ein prachtvoller Tiſch aus Roſenholz, mit zweiunddreißig Porzellanplatten belegt, die auf Befehl der Dubarry ausgeführt wurden, den höchſten Preis, nämlich 50,000 Lire.

G. Heilmann in P. Schwind's für das Wiener Opernhaus geſchaffene Fresken werden jetzt als Originalcartons, an welchen Schwind noch Manches vervollkommnet

Digitized by Google

hat — er zählte sie zu seinen Lieblingswerken — in einem, fünf Lieferungen von je drei Blatt umfassenden, Cyclus in photographischer Nachbildung im Bruckmann'schen Verlag in München erscheinen.

E. Br. in H. Thut uns leid, aber wie sagt Pilatus im Evangelium Johannes Kap. 19, Vers 22?

Heinrich L. in Gotha. Achtundfünfzig Manuscriptseiten! Heinrich, mir graut vor Dir! Bei uns heißt's nicht: Je länger, je lieber! sondern: Je kürzer, je lieber!

O. Z. in H. Ihr Freiheitsdrang spricht sich, abgesehen von Ihren etwas freien Stoffen auch darin aus, daß Sie die Tyrannei der Metrik verachten und bald vier, bald sechszeilige Strophen in einem Gedicht bauen.

Luigi in B. Die Verse „An sie" erscheinen uns als eine klangvolle Unbedeutendheit.

Ich hab es nimmermehr geglaubt,
Daß Du mich wirklich lieben könntest
Und hab's gefürchtet immerdar,
Daß Deine Gunst Du andern gönntest.

Und doch, als ich es heute sah,
Daß ewig Du für mich verloren
Hab ich geweinet und geklagt
Und Schmerz hat dieses Lied geboren.

Glatt in der Form, aber ohne originellen Gedanken. Oder sollten wir uns geirrt haben und einem unserer Leser diese Verse besser gefallen?

A. W. in B. Das Deutsche Virginia-Vaseline der Firma Carl Hellfrisch und Comp. in Offenbach ist ein Mineralfettpräparat, dessen Eigenschaften Ihnen aus nachfolgender Auseinandersetzung klar werden dürften.

Die unter der Collectivbenennung „Fett" vorkommenden Substanzen, Oel, Schmalz, Butter, Talg u. s. w., bilden bekanntlich einen täglichen und wichtigen Gebrauchsartikel in der Medicin, Chirurgie, Thierheilkunde, Pharmacie und endlich in der wissenschaftlichen wie populären Kosmetik. Die bisher gebräuchlichen Fettarten sind entweder animalischen oder vegetabilischen Ursprungs, und ihre Verwendbarkeit hat deshalb eine beschränkte Grenze, weil sämmtliche Thier- und Pflanzenfette ihrem chemischen Wesen gemäß den Keim einer bald ausbrechenden inneren Zersetzung in sich tragen. Der atmosphärischen Luft oder dem Wechsel der Temperatur exponirt, wie dies im alltäglichen Gebrauch überhaupt nicht zu verhindern ist, entwickeln sich in denselben die sogenannten „Fettsäuren", welche das Ranzigwerden, d. h. die Oxydation dieser Fette herbeiführen und dadurch ihre Verwendung sowohl als ursprüngliches Naturproduct, wie auch in der Zusammensetzung mit anderen Ingredienzien sehr stark beeinträchtigen. Die Chemie kennt kein zuverlässiges Reagens, durch welches die gesundheitsgefährdende Wirkung jener schädlichen Zersetzungsproducte in ranzig gewordenen Fetten oder Fettpräparaten gründlich paralisirt werden kann; selbst die mechanischen Proceduren, „Pressen" und „Waschen" des Fettes, haben sich zur Restitution und Reinigung verdorbener Fettkörper als völlig unzureichend erwiesen. Dieser von der Wissenschaft lang gefühlte und in der Praxis vielbeklagte Mangel einer absolut indifferenten Fettsubstanz, insbesondere für äußere Arzneiformen als Constituens zu Salben, Linimenten u. dgl. m., sowie für medicinisch-chirurgische und kosmetische Zwecke galt bisher in der pharmaceutischen Chemie als eine offene Frage, deren Lösung erst durch das Mineralfett „Virginia-Vaseline" endlich und vollkommen gelungen ist.

Elfriede Haupt in Görlitz. Wir constatiren hiermit, daß Sie in hübschen Versen — leider post festum — das Dichtungsräthsel Göthes Zuneigung als „Erinnerung" erklären.

C. Sch. Das Nationallied der Belgier, die Brabançonne, fängt ebenso wie Arndt's deutsches Vaterlandslied mit einer Frage an:

Qui l'aurait cru? De l'arbitraire
Consacrant les affreux projets,
Sur nous de l'airain sanguinaire
Un prince a lancé les boulets!

Der Dichter der Brabançonne heißt Louis Dechez-Jenneval.

Digitized by Google

Nr. 1 u. 2. Zwei Anzüge für junge Mädchen.

Digitized by Google

Nr. 1 u. 2. Zwei Anzüge für junge Mädchen.

Nr. 1. Eleganter Anzug von gemustertem Satinet und Surah-Foulard mit reicher Languedoc-Spitzengarnitur. Der mit vielen kleinen Plissés überdeckte Rock ist von roggenfarbenem Foulard und von durchaus von schräglaufenden, mit Spitze besetzten Draperien umgeben; darüber ein Panier von glattem Foulard, welches sich an die ebenfalls glatte und mit Spitze eingefaßte Rückbahn anschließt. Der Rücken der Satinettaille verlängert sich weit herab in eine lange Schluppe, welche auf die hinten unter den Schößen angesetzten viereckigen Bahnen herabfällt. Der Kragen ist von glattem Foulard gefältelt und gestaltet sich vorn zu einem Fischü, das mittels einer Schleife mit flottirenden Bändern geschlossen wird. Italienischer Capot-Strohhut mit roggenfarbenen Foulardschleifen und Rosen in verschiedenen Nüancen.

Nr. 2. Einfacher Anzug von Heliotrop-Cashmir mit gefälteltem Rock und auf der Rückseite in große Puffen und Schleifen geordnete Tunica; die hinterste Rockbahn wird unterhalb des Tunica-Anschlusses durch eine Stoffumwindung zusammen-

Nr. 3. Damenhemd.

gezogen. Die knapp anliegende Casaque von elfenbeinweißem Halbtuch öffnet sich unter der Rückennaht über einem Fächerplissé von Heliotrop-Atlas. An den Seiten je eine hübsche Heliotrop-Atlasschleife. Silberfarbener Strohhut mit keiner andern Garnirung als einem großen Heliotropenkranz um die Calotte.

Nr. 3. Damenhemd

von Leinwand oder Percal, mit viereckigem, abwechselnd aus Spitzeneinsatz und Stickerei zusammengesetzten Bruststück. Kragen und Aermel mit Spitze garnirt.

Nr. 4. Damenhemd

von Battist oder Nansouk, vorn spitz ausgeschnitten. Um den Ausschnitt wechseln Spitzen mit gesticktem Einsatz ab. Der gleiche Besatz am äußern Rande. Die Aermel sind aus einem einzigen gestickten Streifen gebildet.

Nr. 5 u. 6. Stadt-Anzüge.

Nr. 5. Robe von glattem Beige-Wollenstoff. Der runde Rock ist unten mit einem sehr hohen Plissé garnirt. Die Tunica ist aus zwei Theilen gebildet, deren spitz zulaufende Enden auf der rechten Seite, unterhalb entsprechender Raffung, auseinander treten und dadurch die ganze Höhe des Rockplissés sichtbar machen. Noch ausgeprägter ist die Tunica auf der linken Seite und auf der Rückseite gerafft; umrandet ist die Tunica mit einem broschirten Schrägstreifen. Die Taille hat die Form einer großen Casaque. Die Garnirung der Aermel und des Kragens ist gleich der der Tunica. Englischer Strohhut mit roth- und maisgelb brochirtem Band und maisgelben Federn.

Nr. 6. Anzug von Carmeliternonnen-Schleiertuch. — Der Rock ist mit zwei kleinen und einem größern Plissé garnirt Die Tunica besteht aus sechs sich gegenseitig kreuzenden und jede drei große Schräglagen bildenden Draperien. Die Taille aus dem gleichen Stoff wird an der Seite geknöpft und zeigt vorn über der Brust

Nr. 4. Damenhemd.

ein aus fünf Püffchenreihen bestehendes Atlasplastron, das an der linken untern Ecke noch mit einer assortirten Bandschleife ausgeputzt ist. Ueber den Hüften, am Kragen und an den Aermelaufschlägen sehr fein gefältelte Atlasplissés. Schwarzer Strohhut mit großer malvenfarbener Feder an der Seite.

Nr. 7. Gestricktes Kinderstiefelchen.

Diese Strickerei geschieht in fünfdrähtiger sächsischer Wolle mit zwei sehr feinen beinernen Nadeln. Den Anfang macht das Fußende, für welches 53 Maschen aufgeschlagen werden. Hierauf 6 Reihen rechts gestrickt. Bei der zwölften Reihe strickt man nur noch 20 einf. M. rechts, 1 Doppelm. übergezogen, 2 einf. M. rechts, 15 M. übersprungen, 1 M. rechts, 1 M. geknettet, 1 M. rechts, 1 M. überspr., 2 M. rechts, 1 Dm. übergezogen, 2 M. rechts. Umgewendet und 15 M. geknettet. Wieder umgewendet und 1 M. ohne zu stricken, 1 Dm. übergez., 2 M. rechts, 1 überspr., 1 rechts, 1 geknettet, 1 rechts, 1 überspr., 2 rechts, 1 Dm. übergez., 3 rechts. Umgewendet und 17 M. geknettet. Wieder umgewendet und das mittlere

Nr 5. Stadt-Anzug. (Vorderanſicht.)

Digitized by Google

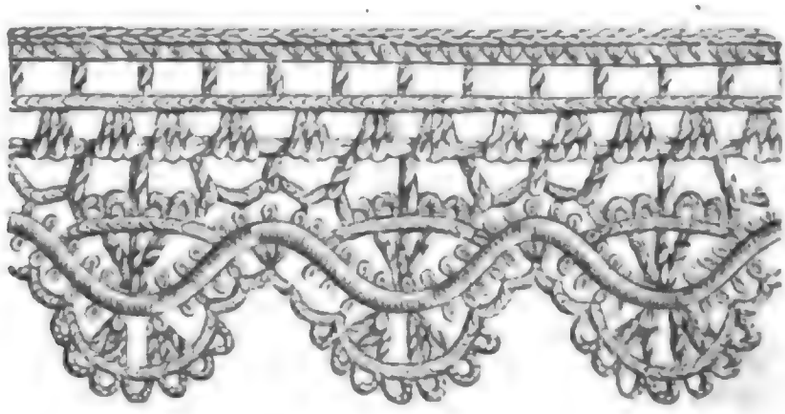
Nr. 6. Stadt-Anzug. (Rückansicht.)

Digitized by Google

Dessin gestrickt, wobei am Ende jeder Nadel 2 M. mehr aufgenommen werden, bis an jeder Seite nur noch 8 M. übrig bleiben. Hierauf werden alle M. aufgeschlagen und das Mitteldessin 11 Mal wiederholt. Nun bleiben noch 31 M. übrig, auf

Nr. 7. Gestricktes Kinderstiefelchen.

welche 3 Reihen rechts gestrickt werden, dann folgt eine durchbrochene Reihe, durch welche das Band gezogen wird. Zum Schluß 3 Reihen rechts gestrickt. Für die durchbrochene Reihe wird bis zum Ende je eine M. übersprungen und 2 zusammengestrickt. — Für die Wade: 1. Reihe: Diese, sowie alle anderen ungleichen R



Nr 8. Gehäkelte Mignardisen-Spitze.

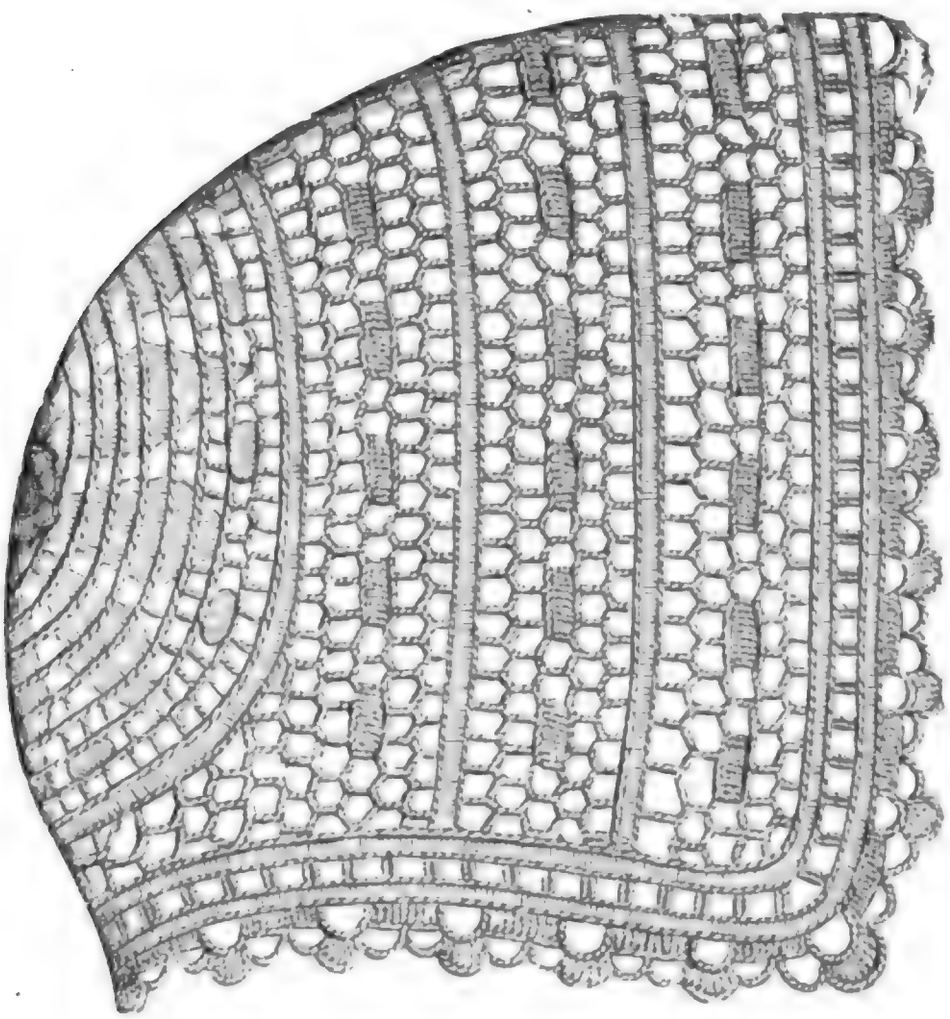
werden geknettet. — 2. Reihe: 1 M. rechts gestrickt, 1 geknettet u. s. f. — 4 Reihe: 1 rechts, 1 geknettet u. s. f. — 6. Reihe: wie die zweite. — 8 Reihe: wie die vierte. Bei dieser R. wird an jeder Seite 1 M. zugenommen und so noch 8 wei-

Digitized by Google

tere R. des nämlichen Dessins. Nach diesen 2 R. rechts gestrickt, 10 R. englisch gestrickt, 1 R. rechts, dann die M. verdrehen, ohne sie zusammenzuziehen. Englisch wird in folgender Weise gestrickt: 1 M. übergez., 1 aufgehoben, 2 zusammen und immer so fort rechts wie links. Das Stiefelchen wird mit der Nadel Masche um Masche geschlossen, wobei nach der Spitze des Fußes ein wenig zusammengezogen wird, um ihr die abgerundete Form zu geben.

Nr. 8. Gehäkelte Mignardisen-Spitze.

Der Anfang geht von der Mitte aus. — **1 Reihe:** 1 einf. Masche in 1 Picot der Mignardise, 5 Lm., 1 P. übersprungen und vom Anfang an zwei Mal wiederholt, 1 einf. M. in das folgende P., 4 Lm., 1 einf. M. in die zweite, 4 P. übersp., 1 St. in das folg. P., 4 Lm., 1 einf. M. in die zweite, 1 St. in das



Nr. 9. Gehäkeltes Kinderhäubchen.

näml. P., 4 Lm., 1 einf. M. in die erste, 1 St. in das näml. P., in welches die beiden letzten gemacht sind, 4 Lm., 1 einf. M. in die erste, 1 Lm., 4 P. überspr. Vom Anfang an wiederholt. — **2. Reihe:** 1 durch 4 Lm. getrenntes St. unter jede der 3 Lm. der vorherg. R. nach den 3 mittelsten St. — **3. Reihe:** 3 durch 3 Lm. getrennte St. unter jede der vier Lm. der vorherg. R. Die 3 Schlingen auf der Nadel behalten und sie verdrehen. — **4. Reihe:** 1 durch 4 Lm. getrenntes St. in die mittelste M. jeder der 3 M. der vorherg. R. — **5. Reihe:** 1 Dm. unter jede M. der vorherg. R. — Für den Rand: 1 einf. M. in 5 nacheinander folg. P.; die Schlingen auf der Nadel behalten und durch alle zusammen durchgegangen, 1 Lm., 1 einf. M. in das folg. P., 3 Lm., 1 P. überspr., 1 einf. in das folg., 5 Lm., 1 Dm. in die zweite, 1 Lm., 1 P. überspr.*, 1 St. in das folg. P., 5 Lm., 1 einf. M. in die zweite, 1 St. in das näml. P., in welches das letzte St. gemacht worden, 5 Lm., 1 einf. M. in die zweite, 1 St. in das näml. P., 5 Lm., 1 einf. M. in die erste. Vom * an wiederholt, indem man die St. in das folg. P. macht,

Digitized by Google

Nr. 10 u. 11. Anzug für Seebad. (Rück- und Vorderansicht.)

Digitized by Google

Nr. 12. Casaque-Taille. (Vorderansicht.)

1 P. überspr., 1 einf. M. in das folg., 4 Lm., 1 P. überspr., 1 einf. M. in das folg., 2 Lm. Vom Anfang der Reihe an wiederholt.

Digitized by Google

Nr. 13 Casaque-Taille. (Rückansicht.)

Nr. 9. Gehäkeltes Kinderhäubchen.

Bekanntlich wird stets mit dem Stern des Deckels angefangen und in diesem

Nr. 14. Einfacher Anzug für ein junges Mädchen oder eine junge Frau. (Rückansicht.)

Digitized by Google

Nr. 15. Einfacher Anzug für ein junges Mädchen oder eine junge Frau. (Vorderanſicht.)

Digitized by Google

Falle mit 5 Lm., aus welchen ein Rund gebildet wird, dann 2 Stäbchen in jede M. und den Stern anfangen: 3 St. in die nämliche M., 3 Lm., in die zweite M. gestochen, 3 St. in die näml. M. u. s. f. — Bei der folgenden R. 5 St. anstatt 3 und 3 Lm. zwischen jedes. So wird bis zu 13 St. zugenommen und hierauf abgenommen, indem mit der Zahl der St. in der Weise zugenommen wird, daß das Rund flach bleibt. Dann eine durchbrochene Stäbchenreihe und mit der Passe angefangen, wobei man sich nach dem Dessin zu richten hat, welches 3 mit einer Reihe großer Stäbchen endigende Einsätze bildet. Durch die große Stäbchenreihe wird das Band gezogen. Als Garnirung wird eine kleine Spitze angehäkelt.

Nr. 10 u. 11. Anzug für Seebad. (Rück- und Vorderansicht.)

Rückansicht: Schottisch gefältelter Rock; die Prinzeßtaille ist hier zwar leicht, aber eigenartig drapirt. Ihre Ränder sind mit sehr schmalen weißen Streifen garnirt. Dieselbe Garnirung am großen viereckigen Kragen und an den langen, nicht zu eng anliegenden Aermeln. — Vorderansicht: Die gleiche Anordnung des Rockes. Die hoch heraufgehende Taille wird mittels großen Perlmutterknöpfen geschlossen.

Nr. 16. Arbeitssack. (Mit Dessin.)

Nr. 12 u. 13. Casaque-Taille. (Vorder- und Rückansicht.)

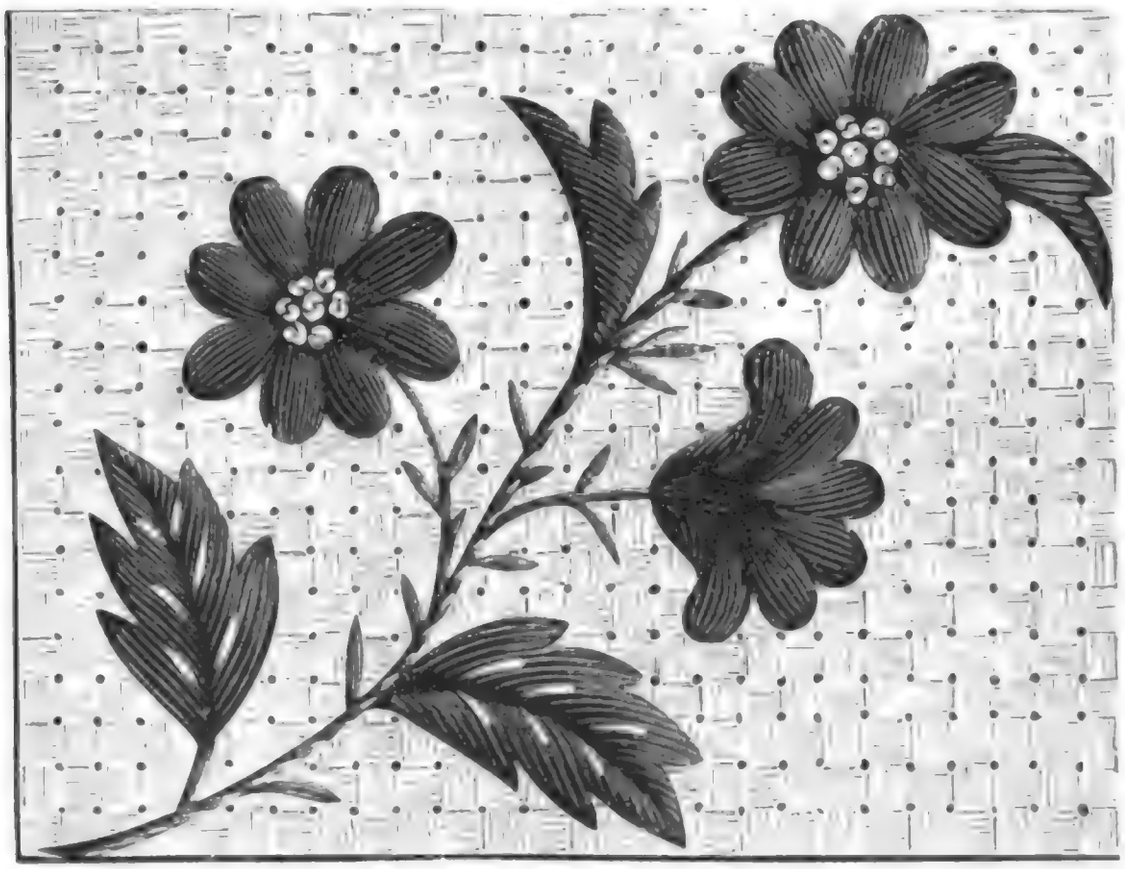
Diese Taille kann in Verbindung mit verschiedenen Röcken getragen werden. — Vorderansicht: Die hoch heraufgehende Taille ist von hellmalvenfarben gemustertem Sammet; die langen Schöße derselben treten unten ein wenig auseinander; die einfache und doch sehr elegante Garnirung ist zusammengesetzt aus großen Oliven, von welchen leichte Passementeriemotive herabgehen und einer dichten Franse im nämlichen Genre am untern Rande, an den Aermeln, dem geraden Kragen und an den großen dreieckigen Taschen. — Rückansicht: Hier schließt sich die Casaque gut an die Taille an und endigt in einfache Hohlfalten, auf welche Passementerie-Oliven gesetzt sind.

Nr. 14 u. 15. Einfacher Anzug für ein junges Mädchen oder eine junge Frau. (Rück- und Vorderansicht.)

Am runden Rock zwei der jetzt allgemein beliebten hohen Plissévolants; am untersten Rande stehen zwei kleine Plissévolants von Faille hervor, in zwei Tönen

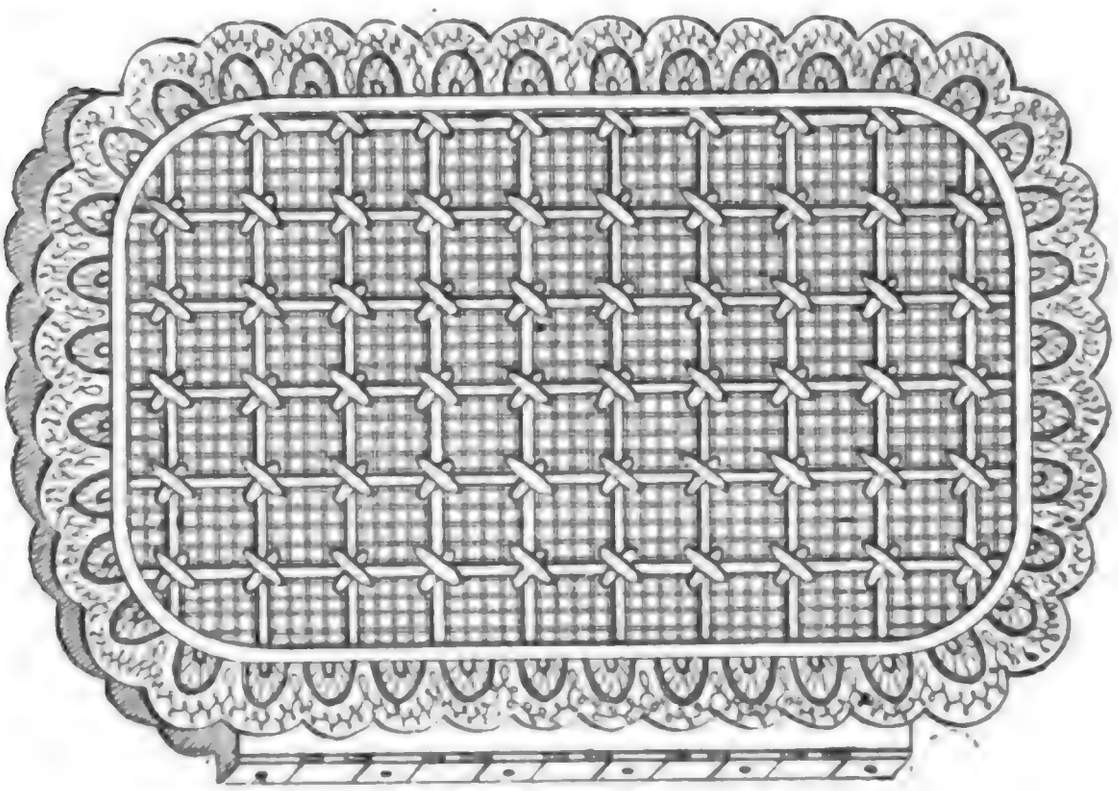
Digitized by Google

zu wählen, z. B. grau und marineblau, maronfarben und moosgrün, moosgrün und blaßblau u. s. w. Ueber dem zweiten hohen Volant ist die Tunicaschärpe dra-



Nr 17. Dessin zum Arbeitssack.

pirt, welche vorn bis unter den Taillenschooß heraufgeht und auf der Rückseite in drei Puffs gerafft ist. Fracktaille mit Atlasbesatz in dunkler Farbe. Vom



Nr. 18. Visitenkarten-Täschchen.

gleichen Atlas sind auch der Kragen und die Aermelaufschläge. Gesprenkelter Strohhut mit Feder und Surahbindebändern.

Digitized by Google

Nr. 16 u. 17. Arbeitssack. (Mit Dessin.)

Der Grund des Arbeitssackes besteht aus einem einzigen Stück groben Canevas, welches an jeder Seite mittels einer eingesetzten großen Falte zusammengehalten wird. Die Oeffnung des Sackes ist mit einem aus Canevasfäden geflochtenen Bouillonné garnirt, zwischen welches sich eine Muschelrüsche von johannisbrodbraunem Atlasband zieht. Unter dieser Rüsche ist der Beutel mit Zug von johannisbrodbraunem Atlas angenäht. Die Henkel werden aus zu Tressen geflochtenen Canevasfäden hergestellt. Jede Seite wird mit einer johannisbrodbraunen Atlasbandschleife garnirt. Auf jede Fläche wird ein Blumenzweig nach dem Dessin Nr. 18 gestickt. Jede Blume in zwei Nüancen johannisbrodbrauner Seide, der Kelch im Knötchenstich in gelber Seide; das Blattwerk in Wolle in verschiedenen Nüancen Grün.

Nr. 19. Perlen-Collier.

Nr. 18. Visitenkarten-Täschchen.

Sämmtliches Zubehör zu diesem hübschen Visitenkarten-Täschchen, als die Decken in Silbercanevas, die aufgeschlagene Randgarnitur und das Charnier, findet man in den mit derartigen Artikeln handelnden Geschäften vorräthig, so daß die Damen, welche einen solchen, gewöhnlich für ein Geschenk oder auch zum eigenen Gebrauch bestimmten Gegenstand anfertigen, nichts weiter zu thun haben, als die Stickerei in Chenille oder Seide auszuführen und das Innere mit Florence zu füttern. Soll das Täschchen ausschließlich zur Aufnahme von Karten dienen, so ist noch Seidengummiband darin anzubringen, das die Karten zusammenhält. Will man es jedoch als Nadeltäschchen benutzen, so wird es mit Flanell gefüttert, in welchen die Näh- und Stecknadeln gesteckt werden.

Nr. 19. Perlen-Collier.

Zu diesen Colliers werden wohl am häufigsten braunrothe Perlen genommen, obwohl man auch Perlen in allen anderen Farben dazu verwenden kann. Es wird auf der Rückseite eingehäkelt, so daß die längste spitze Partie sich auf die Brust legt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Liebesgaben.

Nach einem Gemälde von H. Kotschenreiter

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Ein todtes Herz.

Erzählung von **Clarus Scheibner.**

(Schluß.)

„Ich brauche Euch nicht erst zur Rache aufzufordern!“ rief der Oberst. „Wir haben es nicht mit Menschen zu thun, sondern mit Teufeln, die Frauen und Kinder mißhandeln. Die Frauen müssen wir ihnen entreißen, und dann laßt diese heidnischen Unholde über die Klinge springen.“

Es war eine Herzenserquickung, zu sehen, wie unsere Leute ihre Aufgabe erfüllten. Ruhig, beharrlich, mit entschlossener Miene und festem Blick verfolgten sie die Spur des Feindes; daß wir dieselbe gefunden hatten, stand außer Zweifel, schweigend ritten wir ihr nach, jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig. Plötzlich, als wir aus dichtem Waldgestrüpp in eine offene Thalmulde einbogen, erblickten wir einen Trupp von Malaien und mitten zwischen ihnen unsere gefangenen Landsleute. Die Frauen brachen bei unserm Anblick in lautes Jammern aus. „Rettet uns! rettet uns!“ riefen sie mit flehend erhobenen Armen. Aber wie war es möglich, die Feinde niederzuschießen, ohne die Gefangenen zu treffen? Die malaiischen Feiglinge drängten die Frauen vor, so daß sie von den ersten Kugel getroffen werden mußten.

„Jungens!“ rief der Oberst, „da bleibt nichts anderes übrig, als daß Ihr hinreitet und die Frauen herausholt, nachher macht reine Wirthschaft mit dem Diebsgesindel.“

Ich bin stolz darauf, daß ich der Erste war, der in die wilde Horde hineinsprengte und die braunen Kerle niederritt. Etwa hundert unserer Braven folgten mir. Ich ergriff die nächste der Frauen, hob sie auf meinen Sattel und wandte das Pferd. Tausendstimmiges Wuthgeheul erhob sich um mich her, zwanzig braune Händ packten die Zügel meines Pferdes; ich aber schlug um mich her wie ein Wahnsinniger und galoppirte mit dem geretteten Weibe zu den Unsrigen.

„Dafür ist Ihnen ein Avancement gewiß, Lieutenant Berthold!“ rief der Oberst, als ich an ihm vorbei kam.

Ich kehrte sofort in das Kampfgetümmel zurück. Drei oder vier Dragoner waren von einem Dutzend brauner Schelme umringt; das Weib, um das sie fochten, lag steif und starr am Boden, ich glaube sie

Digitized by Google

war todt, aber den Kameraden mußte geholfen werden, und kaum hatten sie sich, mit meiner Beihülfe, herausgehauen, als das Feuer der Unsrigen begann. Nun wußte ich, daß sich die Gefangenen in Sicherheit befanden; einer unsrer Leute dagegen war mitten unter die Feinde gerathen und schien im Begriff, der Uebermacht zu erliegen. Ich eilte ihm zu helfen, er wurde gerettet, ich dagegen büßte, wie die Unsrigen meinten, meine Tollkühnheit mit dem Tode. Ich fühlte einen heftigen Stoß. Der Krys eines Malaien war mir in die Schläfe gedrungen und hatte mir das ganze Gesicht zerschnitten; das Blut, das über meine Augen strömte, machte mich blind Noch einmal rief ich Marie Louise einen Liebesgruß in die Ferne, dann fiel ich vom Pferde, mit dem Gesicht zu Boden, todt, wie die Kameraden glaubten. Nach Europa wurde gemeldet, daß ein paar hundert holländische Dragoner an tausend Malaien Trotz geboten hatten, um ihnen eine Anzahl europäischer Frauen, die sie fortgeführt, zu entreißen, und daß bei dieser Gelegenheit Lieutenant Maurus Berthold geblieben sei.

In der officiellen Todtenliste hieß es: „Gefallen nach heldenmüthigem Kampfe, in dem Treffen zwischen Batu und Halem: Lieutenant Maurus Berthold, fünfundzwanzig Jahre alt."

Wie oft habe ich diese Worte gelesen und in tiefster Seele gewünscht, daß sie wahr gewesen sein möchten!

Ich hatte das Bewußtsein verloren und weiß nicht, wie lange ich so dagelegen habe. Später erfuhr ich, daß es zu einem verzweiflungsvollem Kampfe gekommen war, in welchem die Dragoner das Schlachtfeld behaupteten; als sie aber ihre Todten und Verwundeten zusammensuchten, war ich nicht zu finden.

Die Eingebornen hatten mich mitgenommen; sie schleppten mich tief ins Gebirge, verbanden meine Wunden und pflegten mich in ihrer Weise, weil sie hofften, dereinst ein hohes Lösegeld für mich erpressen zu können. Aber Monate lang lag ich unbeweglich, besinnungslos und war unfähig, den Kameraden, die ihr Leben gelassen hätten, um mich zu befreien, irgend eine Botschaft zu senden. Wohin die Malaien zogen, nahmen sie mich mit; ein weißer Mann, den sie als ihren Gefangnen producieren konnten, war ein kostbares Beutestück und wurde bei allen Feierlichkeiten vorgeführt. Sie waren durchaus nicht grausam gegen mich, aber das öffentliche Zurschaustellen mußte ich erdulden. Zwei Jahre vergingen, ehe meine furchtbare Wunde geheilt war und während dieser Zeit wurde ich immer weiter von meinen Kameraden und allen europäischen Ansiedlungen fortgeschleppt, tief in das Reich der Siaks hinein.

Endlich, im vierten Jahre meiner Gefangenschaft, gelang es mir, mich der Aufsicht meiner braunen Kerkermeister zu entziehen, aber ich bedurfte, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, mehrere Monate, bis es mir gelang, eine Militärstation der Holländer zu erreichen. Tags über mußte ich mich verbergen und durfte nur bei Nacht meine Wanderung fortzusetzen wagen. Durch Wälder und Dschungeln, über Berg und Thal führte mich mein Weg; ich litt Hunger und Durst, war oft kaum im Stande, mich in der Gluthatmosphäre Sumatras weiter zu schleppen, litt heftige Schmerzen durch meine Wunde und hatte keine andere Stütze, als das Wiedersehen der Geliebten. Aber um der Geliebten willen, im Vorgefühl der seligen Stunde, in der ich sie wieder

Digitized by Google

in die Arme schließen durfte, ertrug ich Alles gern und ohne Murren. Der unablässige Hinblick auf mein Ziel machte mich unempfindlich für die Mühen und Entbehrungen des Weges.

IX.

Auf der ersten holländischen Militärstation, die ich erreichte, erfuhr ich, daß mein Regiment nach Europa zurückgekehrt sei. Mein Verlangen, Marie Louise wiederzusehen, war jedoch so groß, daß ich mich nicht dabei aufhalten mochte, meine Identität zu beweisen und festzustellen. Ich begnügte mich damit, dem commandirenden Officier des kleinen Forts meine Geschichte zu erzählen: er schenkte mir unbedingten Glauben und gab mir das nöthige Geld, um die Heimreise anzutreten. Die Sehnsucht nach Marie Louise hatte alles Andere in meiner Seele ausgelöscht: mein Avancement, meine Stellung im Leben, Alles verschwand vor dem Verlangen, bei ihr zu sein; ich fragte mich weder, was Andere zu meiner Rückkehr sagen oder denken würden, das Einzige, was mich beherrschte, war das Bedürfniß, das Angesicht zu sehen, die Stimme zu hören, die mich bezaubert hatte, und wenn ich den Augenblick darauf todt zu den Füßen der Geliebten niedersinken sollte.

Die ersehnte Stunde kam näher und näher. Unser wackres Schiff steuerte täglich vorwärts; jede Woge, jeder Windhauch brachte mich dem heimischen Strande näher; jede Wolke, jeder Sonnenstrahl, jeder frische Hauch, der von den Wellen aufstieg, schien mir einen Gruß von der Geliebten zuzutragen. Stundenlang stand ich auf Deck, sah in die Wogen nieder und träumte von meiner Liebe, und in diesen Träumen war Marie Louise allzeit treu, liebevoll und zärtlich, wie bei unserm Abschied. Freilich waren, seitdem sie nichts mehr von mir gehört, über drei Jahre vergangen und wahrscheinlich hielt sie mich für todt, aber trotzdem war sie mir treu geblieben, hatte mir ihr Herz bewahrt. Keiner, ob ich lebte oder gestorben war, konnte mir ihre Liebe rauben, und wenn sich die Bewerber noch so zahlreich um sie gedrängt, wenn sie ihr Reichthum, Glanz, Ehre, Alles was das Leben schmückt und adelt, zu Füßen gelegt hatten, sie war mein geblieben, mein im Tode wie im Leben! Ich erinnerte mich, daß sie eines Tages zu mir sagte:

„Ich möchte wissen, lieber Maurus, ob ich vor Dir sterben werde."

„Ich hoffe zu Gott, daß er mich zuerst abrufen wird", gab ich zur Antwort.

Da hob sie das süße Gesicht zu mir auf und flüsterte:

„Wenn ich zuerst sterbe, werde ich am Himmelsthore stehen bleiben und Dich erwarten, Geliebter; und stirbst Du zuerst, mußt Du dasselbe thun, ich werde Dich nicht lange harren lassen."

„Du wirst keinen Andern lieben als mich?" rief ich aus. Ein Glanz, der nicht von dieser Welt war, verbreitete sich über ihr Antlitz.

„Nein", sagte sie einfach; „ich bin Dein eigen in diesem Leben und will Dir auch im Jenseits angehören."

Nach diesem Gelöbniß war ich überzeugt, daß sie jeden Bewerber abweisen würde. Das Herz der Geliebten war mein, mein für Zeit und Ewigkeit!

Digitized by Google

Und das wackere Schiff segelte tüchtig vorwärts und jede Stunde brachte mich der Heimat näher. Unaufhörlich malte ich mir unser Wiedersehen aus. Es wurde etwa Mitte December bis wir Hamburg erreichten und ich wußte ja, was diese Jahreszeit in meiner Heimat zu sein pflegt. Die ernste Schönheit des winterlichen Waldes stand mir deutlich vor Augen, und wie das Pfarrhaus aussah, wenn sein Dach mit Schnee bedeckt war, wußte ich so genau, als ob ich es erst gestern gesehen hätte. Ich malte mir aus, wie ich an die Thür klopfte, eintrat, Marie Louise in die Arme schloß und ihr Gesicht mit Küssen bedeckte. O gütiger Himmel, gieb den Stunden Flügel und beschleunige des Schiffes Lauf, damit ich endlich die Geliebte wiedersehe!

Nicht der leiseste Zweifel, nicht der Schatten einer Besorgniß kam in meine Seele. Endlich landeten wir. Es fiel mir nicht ein, an mein Aeußeres zu denken, mir zu sagen, daß mein Bart seit Monaten kein Rasirmesser gesehen und daß die Geliebte, wenn ich so vor sie hintrat, mich kaum erkennen würde; ich vergaß die entstellende Narbe, vergaß die Veränderungen, welche der Aufenthalt unter der tropischen Sonne im Verein mit Krankheit und Entbehrungen aller Art in mir hervorgebracht. Mein Herz stand in hellen Flammen, ich verlangte nach Marie Louise, nur nach ihr! Seit sie mir so nahe gerückt war, konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Unsere Landung hatte sich verzögert, es war schon der Abend des 23. December, aber wenn es mir gelang, den Nachtzug zu erreichen, konnte ich gegen Mittag des 24. December in Nordorf sein und hatte dann nur noch den kurzen Weg bis Güntershofen zu Fuß zurückzulegen.

Ich kam noch zur rechten Zeit nach dem Bahnhofe, aber wie langsam ging der Zug, es war, als ob es ihm an der nöthigen Dampfkraft fehle. Ich glühte vor Ungeduld; halb neugierig, halb theilnehmend sahen mich die Mitreisenden an, mir war Alles gleichgültig, wenn wir nur vorwärts kamen. Und dann wurde es plötzlich für eine Weile ganz still in mir, ich hielt Marie Louisens Hand in der meinigen, ich küßte ihr Gesicht, ich drückte sie ans Herz, sie hieß mich willkommen in der Heimat, und ich sagte zu ihr: „Mein Weib, mein Liebling, ich bin durch das Thal des Todes gegangen, aber die Liebe zu Dir hat mich ins Leben zurückgeführt!“ Und dann erwachte ich aus dem schönen Traume und meine Ungeduld war nur noch quälender als zuvor.

Endlich hatten wir Nordorf erreicht. Jeder Schritt zeigte mir bekannte Gegenstände und bekannte Gesichter, aber ich wurde nicht erkannt. Was kümmerte mich das! wußte ich doch, daß gar nicht weit von hier ein treues Herz in Sehnsucht an mich dachte, auch wenn es mich nicht mehr unter den Lebenden zu suchen wagte.

Nie werde ich den Weg von Nordorf nach Güntershofen vergessen. Die Wintersonne schien auf die beschneiten Felder, die bereiften Bäume. Hier und da hingen noch rothe Beerenbüschel an den Zweigen der Ebereschen; der Himmel war blau, die Luft klar, scharf und kalt. Und wie bekannt grüßten mich alle Dinge, an denen ich vorüber kam, wie oft war ich Morgends und Abend diesen Weg gegangen, wie oft an Marie Louisens Seite, Hand in Hand mit ihr!

Immer rascher trieb mich die Ungeduld vorwärts, endlich war der Wald erreicht und plötzlich schien mich die Besinnung zu verlassen; ich

Digitized by Google

erinnere mich, daß ich mit lauter Stimme: „Marie Louise!“ in die Waldesstille hineinrief, so daß der theure Name in der Weite verhallte, und dann stürzten mir heiße Thränen aus den Augen und ich dankte dem Himmel, mich aus Tod und Gefangenschaft zurückgeführt zu meiner Liebe. Und dann war endlich, endlich Güntershofen erreicht, ich sah die Kirche, die Linden, das Pfarrhaus.

Alles war, wie ich es so oft in meinen Träumen gesehen hatte. Kein tropischer Himmel, kein tropischer Blumenduft mehr, statt dessen der kalte nordische Winterwind und das Verstäuben des schimmernden Schnees von Dächern und Zweigen. Und nun lag nur noch eine Wiese zwischen mir und der Geliebten, in wenigen Minuten war sie überschritten und dann —

Ich sagte mir selbst, daß ich mich fassen müsse und nicht so zittern und beben dürfe, Marie Louise würde erschrecken, wenn ich so vor ihr erschien.

Ich stand an der Thür; mein Herz schlug, mein Hirn glühte, mein Gesicht wurde blaß und roth, meine Hände zitterten. O Marie Louise, Geliebte meiner Seele! Ich hörte die Thürglocke klingeln, dann kam ein leichter Schritt — war es der ihrige? die Thür wurde geöffnet, nein sie war es nicht; ein hübsches Dienstmädchen stand vor mir und sah verwundert in das sonnenverbrannte Gesicht des bärtigen Fremden. Zweimal versuchte ich vergebens zu sprechen; der Ton erstarb mir auf den Lippen. Endlich fragte eine Stimme, die mit der meinigen keine Aehnlichkeit hatte, ob der Pastor Blumenau zu sprechen wäre? Mit weit geöffneten Augen starrte mich das Mädchen an.

„Der Herr Pastor Blumenau ist seit drei Jahren todt!“ sagte sie. Das war der erste Schlag für mich! „Er ist ganz plötzlich gestorben“, fügte sie hinzu; „der Doctor sagte, er wäre herzkrank gewesen.“

„Kann ich die Frau Pastorin sprechen?“ fragte ich wieder

„Sie wohnt da drüben im Wittwenhause“, antwortete das Mädchen. „Aber sie ist krank, liegt zu Bett und kann Niemand sehen.“

Bei diesen Worten überkam mich plötzlich eine furchtbare Angst, ein Schrecken, für den ich keinen Namen habe. Nach Marie Louise zu fragen war mir geradezu unmöglich! Im nächsten Augenblick sagte ich mir aber, daß dies Thorheit sei, was hatte ich zu fürchten? wo sollte Marie Louise anders sein, als am Krankenbett der Mutter. Ich sah das Mädchen an, mein Herz lag auf meinen Lippen. Es war ein Augenblick unaussprechlicher Spannung.

„Ich bedaure!“ stieß ich hervor; „aber Fräulein Blumenau — kann ich sie sehen?“

Während ich die Worte aussprach, schien ein ganzes Glockenspiel zu läuten: „Marie Louise Blumenau! Marie Louise Blumenau!“ das Mädchen lächelte, vom Munde zu den Augen stieg das Lächeln auf, endlich hatte ich freundlichere Botschaft zu erwarten.

„Fräulein Blumenau!“ wiederholte das Mädchen. „Die giebt es nicht mehr, Fräulein Blumenau hat schon vor drei Jahren den Herrn Baron Günter von Güntersberg geheirathet.“

Ich blieb ruhig stehen, aber ich erinnere mich, daß mich die Worte ins Herz trafen, wie ein scharfes Schwert; rings um mich her schien Alles zusammenzustürzen. Ich aber stand da, stumm, starr, innerlich

Digitized by Google

todt, und doch wollte mich das elende Leben nicht verlassen! Ein plötzliches Zittern meines Körpers brachte mich zur Besinnung zurück, die Bitterkeit des Leidens und Lebens floß für mich in eins zusammen.

„Ist das wirklich so, irren Sie sich nicht?“ fragte ich. Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nein Herr, ich habe die Trauung mit angesehen“, erwiederte sie; „ich bin hier aus dem Dorfe. Fräulein Blumenau ist wirklich Baronin Güntersberg geworden, eine vornehme, glückliche Dame.“

„Glücklich!“ murmelte ich, „glücklich, während sie mich für todt halten mußte! und verheirathet, seit drei Jahren schon, sobald nachdem sie von meinem Tode gehört!“

Das Mädchen stand noch immer vor mir und sah mich an. Ich war unfähig mich zu bewegen.

„Sie sehen krank aus, wollen Sie nicht eintreten, Herr, und eine Erfrischung zu sich nehmen?“ fragte sie freundlich.

„Nein, ich danke!“ antwortete ich. „Sie sagten also, daß der Pastor Blumenau todt ist, die Pastorin krank und Fräulein Blumenau verheirathet, nicht wahr, das sagten Sie, ich habe mich nicht verhört?“

„Nein, Herr. Güntersberg ist übrigens nicht weit von hier, wenn Sie mit dem verstorbnen Herrn Pastor befreundet waren, wird sich die gnädige Frau sicherlich freuen, Sie zu sehen.“

Ich ging, sprechen konnte ich nicht. Die gnädige Frau war Marie Louise, die Geliebte meines Herzens.

X.

Halb sinnlos vor Verzweiflung irrte ich umher. Das also war das Ende meiner Liebe, meiner Anstrengungen, meiner Leiden, meines Lebens. Was sollte ich noch in der Welt? was hatte ich mit den Menschen gemein, die sich des Daseins freuten? wie war es möglich, daß ich unter ihnen weiter existirte, aß und trank wie sie; arbeitete und ruhte, lachte und weinte? Ausgestoßen fühlte ich mich, abgetrennt von Allem was Glück heißt und das Dasein wünschenswerth macht. Wenn doch der Schnee, der jetzt in dichten Flocken von Himmel niederfiel, mich begraben und auf ewig allen Augen verbergen wollte!

Plötzlich kam mir ein rettender Gedanke. Was mir das Mädchen im Pfarrhause erzählt hatte, war reine Lüge, eine schändliche Erfindung. Und ich Wahnsinniger hatte daran glauben können; das Zeugniß eines unbekannten Mädchens war im Stande gewesen, Zweifel an Marie Louise, an ihrer Liebe und Treue in mir zu wecken! da mußte ein Irrthum vorliegen, Marie Louise konnte nicht aufgehört haben, mein zu sein. Niemals hätte sie eingewilligt, den Baron Güntersberg zu heirathen. Sie konnte ihn nicht leiden, glaubte nicht, daß er gut war, das hatte sie nie selbst gesagt. Und doch konnte ich glauben, daß sie, mein reines, stolzes Lieb, diesen Mann geheirathet hatte! Wie Feuer strömte mir das Blut durch die Adern, mein Entschluß war gefaßt, auf der Stelle kehrte ich um, ich wollte nach Güntersberg gehen und mich selbst von Allem überzeugen.

Die Dämmerung brach herein; ein sanftes, geheimnißvolles Weben

Digitized by Google

füllte die Luft; der Weihnachtsabend ist eben anders, als jeder andere Abend; Himmel und Bäume, Sterne und Felder, Wind und Schnee sind anders als gewöhnlich. So schnell ich konnte, ging ich auf Günters-berg zu. Das Herrenhaus stand inmitten eines Parks und war ein großes stattliches Gebäude. Mit seltsamen Empfindungen sah ich dem-selben entgegen. Sollte ich meine Marie Louise wirklich dort finden? War sie wirklich die Herrin dieses stolzen Hauses, die Gattin seines hochmüthigen Eigenthümers? Er hatte mir einst verboten, seine Schwelle zu überschreiten, aber ich wollte und mußte meine verlorne Geliebte suchen und der Himmel mochte ihm gnädig sein, wenn er mir dabei in den Weg kam; mochte ihn beschützen, wenn ich den Arm gegen ihn auf-hob! Ich trat ohne Weiteres in das Parkthor ein. Aus dem Pförtner-häuschen kam eine Frau und fragte: ob ich hier zu thun hätte? Ich sagte ja, ich käme in wichtigen Geschäften. Sie war ein freundliches, gutmüthiges Weib; mein Aussehen, vielleicht auch der dumpfe, heisere Ton meiner Stimme erweckte ihr Mitleid.

„Sie sehen krank aus, wollen Sie nicht hereinkommen und aus-ruhen?" sagte sie; „ich will Ihnen etwas zu trinken geben, einen Schluck Bier, wenn Sie wollen." Und mit einem Blick der Verwunderung in mein gebräuntes Gesicht, auf meine breite Narbe, fügte sie hinzu: „Sie kommen wohl weit aus der Ferne?"

„Ja, sehr weit", gab ich zur Antwort.

Dann folgte ich ihrer Einladung und trat ins Haus; es war doch vielleicht möglich, daß sie mir eine Auskunft zu geben vermochte. In ihrem reinlichen Stübchen, das zum kommenden Festtage geschmückt war, setzte ich mich nieder und sie brachte mir ein Glas Bier.

„Ich bin krank gewesen", sagte ich; „und ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit gegen mich fremden Mann."

„Ich habe einen Sohn in Amerika drüben", antwortete sie; „das giebt mir ein Herz für Alle, die auf der Wanderschaft sind. Sie thun mir vollends leid, weil Sie so krank aussehen."

Ich erzählte ihr, wie lange ich an meinen Wunden in schwerem Fieber darniedergelegen hatte. Dann fragte ich nach dem Baron und seit wie langer Zeit er schon verheirathet sei. Den Namen der Geliebten nannte ich nicht, er schien mir zu heilig, um ihn auszusprechen.

„Wie lange der Herr Baron schon verheirathet ist?" wiederholte die Frau; „etwas über drei Jahre schon."

„Und wen hat er denn geheirathet?" fragte ich weiter. Das Gesicht der Alten erheiterte sich.

„Eine Pfarrerstochter, Herr, ein Fräulein Blumenau", gab sie zur Antwort. „Die Leute sagen, sie wäre die schönste Frau im Lande, nur schade, daß sie immer so traurig aussieht."

„Warum?" stieß ich hervor.

„Das weiß ich nicht! Die Leute sagen, sie hätte unsern Herrn gegen ihren Willen geheirathet; sie soll einen hübschen jungen Soldaten lieb gehabt haben, der im Kriege seinen Tod gefunden hat. Man erzählte sich, sie hätte noch an ihrem Hochzeitsmorgen bitterlich geweint und den Herrn gebeten, sie aufzugeben und bei ihrer Mutter zu lassen."

Wenn sich das bestätigte, darauf legte ich in der Stille einen Eid ab, sollte er mir dafür mit seinem Leben bezahlen. Wenn er sie ge-

Digitized by Google

zwungen, oder gequält, oder irgendwie mißhandelt hatte, wollte ich ihn mit meinen Händen erwürgen. Die alte Frau, der es Freude machte, einen aufmerksamen Zuhörer zu haben, fuhr in ihrem Berichte fort:

„Als sich unsere Gnädige eben verheirathet hatte, ging sie viel im Park spazieren und immer allein; ich glaube nicht, daß sie glücklich war, denn ihre Augen standen oft voll Thränen; auch jetzt noch geht sie viel ins Freie, aber nun hat sie ihre Kleine bei sich, ein hübsches Kind, das etwas über zwei Jahre alt ist. Die Gnädige hat das Kind so lieb, wie das Licht ihrer Augen; im Uebrigen aber, ich gebe nicht viel auf das, was die Leute sagen, aber daß der Herr Baron seine Frau nicht zum Besten behandelt, das möchte ich doch wohl glauben."

„Nicht gut behandelt!" rief ich aus. Wenn das der Fall war, ja, wenn das der Fall war, mochte er sich vor mir hüten.

„Der Herr Baron hat die Gnädige sehr lieb, das weiß ich, denn ich habs mit meinen Augen gesehen", fuhr die Alte fort. „Manchen Tag möchte er ihr, wie man zu sagen pflegt, die Hände unter die Füße breiten. Aber dann macht es ihn wild, daß sie ihn nicht wieder lieb hat, und die Domestiken erzählen, daß er darum oft sehr unfreundlich und heftig wird. Heute Nachmittag sind sie Beide nach Nordorf gefahren und ich erwarte sie jeden Augenblick zurück. Wenn sie doch können, es würde Ihnen Freude machen, die Gnädige zu sehen; sie hat das lieblichste Gesicht von der Welt."

Mir Freude machen! Durch Feuer und Wasser würde ich gegangen sein, um das geliebte Antlitz noch einmal zu erblicken.

„Gewiß, ich würde die Frau Baronin gern einmal sehen", antwor- ich, um keinen Verdacht zu erregen und während ich noch sprach, ließ sich Räderrollen und Pferdegetrappel hören. Die Frau stand hastig auf.

„Da sind sie, ich muß hinaus", sagte sie; „treten Sie hier ans Fenster."

„Gott sei mir gnädig!" betete ich aus der Tiefe meines Herzens und die Erinnerung führte mich zurück zu unserm letzten Beisammen- sein im Garten von Güntershofen. Ich hielt ihre lieben Hände und küßte ihren süßen Mund, ich nannte sie mein, mein Weib, gelobte ihr treu zu sein und ihre Thränen flossen auf mein Gesicht und sie küßte mich auch. Jetzt trat ich schwach und zitternd ans Fenster und sah sie wieder, ja, ich sah sie wieder!

Da war ein blasses Licht am westlichen Horizont; da standen Gruppen hoher, kahler Bäume; da war ein großes eisernes Thor von liegenden Löwen überragt; auch die Kutsche war da, mit ein paar herr- lichen Grauschimmeln bespannt, ein Diener in Livree, der Kutscher — über das Alles gingen meine Augen schnell hinweg. Nun aber sahen sie einen stattlichen Mann in einem Pelze, mein Blick blieb an ihm haften und meine Rechte ballte sich zur Faust. Und nun glitten sie langsam — ich fürchtete den Schmerz, der mir bevorstand — langsam weiter, und ich sah die „gnädige Frau", eine schlanke Gestalt in Mäntel und Pelze ge- hüllt, ein süßes, trauriges Gesicht, das mit zerstreutem Ausdruck in die Weite blickte. Da war das Gesicht, das ich geliebt, der Mund, den ich geküßt hatte, da waren die Augen, die mich sonst liebevoll angeblickt, da waren die Hände, die ich so oft mit liebendem Drucke gefaßt, da war die Geliebte, schön, wie ich sie verlassen hatte. Mein Herz stand still, meine

Digitized by Google

Kraft brach zusammen. Mit einem Aufschrei trat ich zurück. „O, Lieb, verlornes Lieb!“ rief ich aus, dann wurde Alles still und finster um mich her. Wie lange das währte, weiß ich nicht.

Die Stimme der Frau war es, die mich wieder erweckte.

„Lieber Herr, Sie waren ohnmächtig geworden“, sagte die gute Alte. „Sie sind wirklich nicht im Stande, weite Wege zu gehen.“

„Ist die Herrschaft fort?“ fragte ich.

„Ja, der Herr Baron hatte mir einen Auftrag für meinen Mann zu geben und die gnädige Frau hat mir ein Goldstück zum Weihnachten geschenkt.“ Sie öffnete die Hand und zeigte mir die glänzende Münze. „Die Gnädige ist immer gut“, fügte sie hinzu; „Jedermann hat sie lieb, wie haben Sie sie gefunden?“

„Sie ist sehr schön“, erwiederte ich.

Wer kannte ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre Lieblichkeit besser als ich! Mit herzlichem Dank verabschiedete ich mich von der guten Alten und eilte hinaus. Hier sah ich mich um. Wohin sollte ich gehen? was sollt ich beginnen? wo konnte ich mich und mein Elend verbergen, meine Herzensqual ausweinen? für mich schien es in dem hellen, kalten Winterhimmel, auf der weiten öden Erde kein Erbarmen zu geben.

Ich ging in den Wald, blieb dort, wie schon erzählt, bis zum Anbruch des Weihnachtsmorgens und kehrte noch einmal zurück, das süße traurige Antlitz meiner verlorenen Liebe zu sehen. Dann kam meine lange, schwere Krankheit und nun hatte mich Martin Röder gefragt, ob ich als Gärtner in Güntersberg bleiben wolle? Die Entscheidung über mein Leben lag in meiner Hand; wenn ich blieb, konnte ich sie sehen, sie beschützen, ihr dienen und in diesem Dienst mein Leben in stummem Schmerz verzehren, oder ich konnte in die Ferne ziehen, wo ich nichts von ihr hörte und nicht erwarten durfte, sie je wieder zu sehen. Was sollte ich thun? wofür mich entscheiden? Lange und ernstlich dachte ich darüber nach. Was mich am meisten beschäftigte, war die Frage: wie sie dazu gekommen war, den Baron zu heirathen; ich begriff es nicht. Niemand konnte sie gegen ihren Willen dazu gebracht haben, warum also hatten sie es gethan? Es mußte geschehen sein, gleich nachdem sie meinen Tod aus den Zeitungen erfahren. Wie hatte sie, wenn sie mich wirklich geliebt — und davon war ich in tiefster Seele überzeugt — wie hatte sie mein Andenken so schnell überwinden, wie demselben so wenig Achtung beweisen können? Wenn sie sich glücklich fühlte, was bedeutete dann der suchend ins Weite gerichtete Blick, der traurige Ausdruck ihrer Züge? und warum ging sie gleich zu Anfang ihrer Ehe „immer allein spazieren“? Vom Morgen bis zum Abend grübelte ich darüber nach, aber das Geheimniß, warum sie den Baron geheirathet hatte, ließ sich nicht enträthseln. Es ungelöst zu lassen, war mir jedoch unmöglich. Vielleicht konnte ich mich zum Fortgehen entschließen, wenn ich es einst ergründet hatte; vielleicht vermochte ich dann auf den Anblick meiner verlornen Liebe zu verzichten, jetzt war ich dazu noch nicht im Stande, nein jetzt noch nicht!

Nachdem ein paar Tage verflossen waren, suchte ich Martin auf und sagte ihm, daß ich sein Anerbieten mit Dank annehme wolle, und daß ich bereit sei, mich von ihm in Allem unterrichten zu lassen, was er für nöthig halte.

Digitized by

XI.

Der Morgen meiner Einführung in die neue Thätigkeit war gekommen. Martin Röder begleitete mich in den Park und schüttelte mir zum Willkommen die Hand, als wir in den Schuppen eintraten, wo die Gartengeräthschaften aufbewahrt werden.

„Es wird Ihnen Anfangs wohl ein bischen schwer werden", sagte er, „denn meiner Meinung nach sind Sie nicht zur Arbeit mit den Händen auferzogen. Was mich betrifft, so bin ich freilich der Ansicht, daß keine rechtschaffene Arbeit schändet. Unser Stammvater Adam giebt uns das beste Beispiel; der hat auch gesäet und gepflanzt, und geerntet, mit der Zeit werden Sie an dieser Beschäftigung sogar Freunde finden."

„Davon bin ich überzeugt", gab ich zur Antwort. „Aber wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so bringen Sie mich nicht gleich in die Nähe des Herrenhauses; ich möchte mich erst ein bischen an meine neue Stellung gewöhnen."

Er gab mir Beschäftigung im Küchengarten und bald war ich eifrig bemüht, den Grund und Boden des Mannes zu bearbeiten, den ich auf Erden am tiefsten verabscheute. Die Thätigkeit an und für sich war mir nicht unangenehm und ich arbeitete nach Kräften, mir mein Brod redlich zu verdienen. Obwohl ich darauf gefaßt sein mußte, war es ein peinlicher Moment für mich, als ich eines Tages den Baron mit Martin sprechen sah und während seine Augen auf mir ruhten, die Worte hörte:

„Wer ist denn der große bärtige Mann?" Martins Antwort verstand ich nicht, sie mußte jedoch zufriedenstellend gewesen sein, denn gleich darauf kam der Baron, seine Cigarre rauchend, auf mich zu und erwiederte meinen Gruß mit einem Kopfnicken.

„Es freut mich, Schmidt, Sie hier zu sehen", sagte er; „Sie sind lange krank gewesen, und werden froh sein, sich wieder soweit erholt zu haben."

Ich dankte mit einer stummen Verbeugung, aber er schien an der Unterhaltung mit mir ein besonderes Interesse zu finden.

„Ich hoffe, daß man sie gut gepflegt hat?" fuhr er fort. „Martin ist ein gutmüthiger Mensch. Aber auch meine Frau hat sehr viel Antheil an Ihnen genommen."

Ich danke dem Himmel, daß es mir in jenem Augenblick gelang, des Verlangens, ihn niederzuschlagen, Herr zu werden. Ich murmelte, daß ich ihm dankbar sei, und daß sich die Frau Baronin sehr gütig gegen mich bewiesen hätte.

Er steckte die Hände in die Tasche und nun überfiel mich eine solche Angst vor der Möglichkeit, ein Geldstück von ihm annehmen zu müssen, daß ich hastig forteilte.

„Glauben Sie, daß Sie sich an Ihre Arbeit gewöhnen werden?" fragte Martin, als wir diesen Abend miteinander nach Hause gingen.

Ich sagte ihm, daß sie mir sehr angenehm wäre und bat ihn, mich von morgen an mit den Aufgaben bekannt zu machen, die er eigentlich für mich bestimmt hatte.

So führte er mich denn am folgenden Tage in den Garten der Baronin. Es war ein ansehnliches Stück Land von einer hohen Mauer

Digitized by Google

umgeben, so daß sie von jedem neugierigen Blick geschützt wurde. An dem einen Ende stand eine Gruppe großer Nußbäume, am andern eine hohe alte Ceder. Unter der Ceder stand ein Tisch nebst einigen Stühlen; auch ein Kinderbänkchen stand da, auf dem eine zerbrochne Puppe lag. Mit bewegtem Herzen trat ich in diese stille, abgeschlossene Zufluchtsstätte. Martin sagte mir mit halblauter Stimme:

„Dies ist der Lieblingsplatz der gnädigen Frau und Sie haben die Aufgabe, Rasenplätze und Blumenbeete in Ordnung zu halten. Daß Sie sich, wenn die gnädige Frau hier liest oder träumt, so viel als möglich fern halten müssen, brauche ich wohl nicht erst zu sagen."

Nein, das wäre wirklich nicht nöthig gewesen!

„Die Baronin kommt oft hierher", fuhr Martin fort. „Zuweilen läßt sie ihre Bücher oder Handarbeiten liegen, dann habe ich sie immer ins Haus getragen. Meistentheils sitzt die gnädige Frau ganz still, wie in Gedanken versunken und ich habe mich schon oft gefragt, was sie wohl immer zu denken hat." Dann zeigte er mir einige Nelken, deren Stengel eingeknickt waren. „Dies ist das Werk der Kleinen", fügte er hinzu; „über dergleichen dürfen Sie nicht ungeduldig werden. Die gnädige Frau liebt das Kind über alle Maßen und lächelt nur, wenn die kleinen Hände auch die schönsten Blumen abreißen."

Ich ungeduldig werden über Marie Louisens Kindchen! aber freilich, Martin wußte ja nichts.

„Hier ist Mancherlei zurecht zu machen", sagte er, ehe wir gingen. „Vorläufig werden Sie eine ganze Woche damit zu thun haben und dann müssen Sie diesem Winkel täglich ein paar Stunden widmen. Nun aber kommen Sie, ich will Ihnen den Blumengarten am Herrenhause zeigen."

Zum ersten Male sah ich das Haus mit seinen Terrassen, Veranden, Erkern und Fensterthürmen in der Nähe, kein Fürst hätte sich desselben zu schämen gehabt. Eine lange Terrasse, die sich im Westen des Hauses hinzog und der Blumengarten, den die Baronin von ihrem Fenster aus übersah, sollte meiner Obhut anvertraut werden. Aufmerksam hörte ich auf alle Erklärungen, die mir Martin gab, obwohl jeder meiner Sinne mit äußerster Anspannung nach irgend einem Zeichen von der Nähe der Geliebten suchte. Ich sagte mir selbst, daß wenn ich es vermöchte, mein leidenschaftliches Herz zur Ruhe zu bringen, meinen Rachedurst zu bezwingen und meine Sehnsucht in den nöthigen Schranken zu halten, schon in dem Bewußtsein ihrer Nähe ein Stückchen Paradies für mich erblühen könne. Wenn es mir auch nicht vergönnt war, mit ihr zu sprechen oder ihre Stimme zu hören, so konnte ich sie doch sehen, und für den, der liebt wie ich, ist das schon viel. Jedenfalls war mein Leben fortan ein beständiger Wechsel von Furcht und Hoffnung, von Glück und Qual, mein Herz beständig getheilt zwischen der Sehnsucht sie zu sehen und dem verzweiflungsvollem Bewußtsein, daß sie dem Baron Güntersberg angehörte.

Der erste Morgen, an dem ich in ihrem Garten mit ihr zusammentraf, brachte mir eine der schwersten Versuchungen meines Lebens. Es war im August. Die rothen Rosen, die hohen weißen Lilien standen in voller Blütenpracht; Nelken, Reseda, Heliotrop und wohlriechende Wicken füllten die Luft mit ihren Düften. Ich war eben beschäftigt, ein

Digitized by Google

Beet voll Geranien durchzujäten, als ich die Thür, die vom Park hereinführte, knarren hörte, und nun wußte ich auch, daß es Marie Louise war, die eintrat, denn nur sie hatte den Schlüssel zu der Pforte. Eine große Ruhe kam über mich; mir war zu Muth, als ob sich ein Engel näherte. Ich hörte die leichten Schritte, sah aber nicht von meiner Arbeit auf. Minute auf Minute verging; ich wendete nicht einmal den Kopf und doch hatte ich bis ins Innerste des Herzens das Gefühl ihrer Gegenwart. Endlich, nach langer Zeit sah ich mich um. Ja, es war Marie Louise, nicht länger die „gnädige Frau", sondern wie einst, Marie Louise Blumenau. Langsam ging sie zwischen den Lilien hin und sie waren nicht reiner, nicht schöner als das geliebte Weib. Sie trug ein langes Kleid von weißem Musselin mit Spitzen und crêmefarbigen Bändern; auch über den Kopf hatte sie ein weißes Spitzentuch genommen. Während sie an den Lilien hinging, beugte sie sich nieder, ihren Duft einzuathmen und ich sah, wie sie hin und wieder die weißen Kelche mit den Lippen berührte. Sie sah nicht glücklich aus, aber noch schöner war sie geworden; die Baronin Güntersberg sah vergeistigter, hoheitsvoller aus, als Marie Louise Blumenau.

Meine Hände ruhten, ich konnte nichts mehr thun, als ihr nachblicken. Von den Lilien ging sie langsam nach der alten Ceder, setzte sich auf einen der kleinen Gartenstühle und öffnete ein Buch. Zum Lesen kam sie jedoch nicht, ihre Augen starrten über die Bäume hinaus, weit in die Ferne.

Dachte sie vielleicht an mich, mein süßes verlornes Lieb? In diesem Augenblick klang das Geläut der Kirchenglocken von Güntershofen zu uns herüberüber. Wie oft hatten wir ihnen gelauscht. Sie fuhr in die Höhe und wurde blaß; ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre Lippen bebten, und dann kniete sie im Grase nieder, legte das goldne Haupt auf den Sitz des Stuhles und weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte, mit bitterm, leidenschaftlichen Schluchzen. O mein Liebling, wie mir jedes Aufseufzen durchs Herz schnitt! und doch, so lange ich irgend meiner Sinne Meister war, durfte ich nicht zu ihr sprechen. Ich ging hinweg so schnell mich meine Füße tragen konnten; noch ein Moment und Vernunft und Selbstbeherrschung waren dahin. Ich wäre zu ihr hingestürzt, hätte sie in die Arme geschlossen, ihr die Thränen aus den Augen geküßt. Für den Rest dieses Tages war ich wie ein Wahnsinniger: das süße Gesicht mit dem tiefschmerzlichen Ausdruck, die strömenden Thränen standen mir überall vor Augen.

Und ich begriff diesen Schmerzensausbruch nicht. Warum hatte sie den Baron geheirathet, wenn sie mich so innig liebte, so tief betrauerte?

XII.

Zu meiner Freude kam die Baronin auf den Einfall, in ihrem Garten allerlei Veränderungen machen zu lassen; die Beete sollten anders gelegt und verschiedene Umwandlungen vorgenommen werden, deren Ausführung mehrere Wochen emsiger Arbeit kosten würden. Ich hatte dadurch die Aussicht, wenigstens einmal täglich mit ihr zusammen zu sein und war glückselig darüber.

Digitized by

Ihre Tageseintheilung blieb sich fast immer gleich; die einzige Abweichung von dem gewöhnlichen Verlauf war, daß sie zuweilen früher aufstand und dann schon vor dem Frühstück im Garten erschien. Dann ging sie oft lange Zeit auf und nieder und der hastig ungleiche Schritt, die gefalteten Hände, der träumerisch ins Weite gerichtete Blick, das stille, traurige Lächeln, Alles sagte mir, daß sie nicht glücklich war. Kam sie später, so pflegte sie Bücher und Handarbeit mitzubringen und saß dann unter der Ceder bis zum Essen geläutet wurde. In den Weg trat ich ihr nie, aber meine Augen folgten ihr. So lange sie im Garten saß, arbeitete ich hinter den Cedern, so daß ich ihren Blicken ganz entrückt war. Eines Tages, ach wie viel Pein und Glück war es für mich! eines Tages kam sie noch einmal in der Dämmerung, während ich eben einen Haufen trockner Zweige und verblühter Blumen fortschaffte. Sie war im Gesellschaftsanzuge und der Glanz ihrer Schönheit hatte etwas Blendendes. Ein großes Diner, zu dem die ganze Nachbarschaft eingeladen war, sollte stattfinden. Sie trug ein langes, schleppendes Kleid von weißer Seide, halb mit Spitzen bedeckt. Eine Rivière von Diamanten schmückte ihren Hals, ein Diamantstern glänzte in den blonden Haaren; sie hatte einen Spitzenmantel übergeworfen, aber die nackten Arme und Schultern schimmerten durch das luftige Gewebe und offenbarten mir eine Schönheit, die den Venusbildern aus der Blütezeit griechischer Kunst völlig gleichkam. Zum Glück sah sie mich nicht an, auch nicht während sie mit mir sprach, sonst wäre ich ihr rettungslos zu Füßen gefallen.

„Haben Sie wohl einige rothe Rosen, die nicht zu weit aufgeblüht sind?“ fragte sie mit sanfter, freundlicher Stimme, es waren die ersten Worte, die sie seit unserm Abschied an mich richtete. Ich ging sogleich, mich danach umzusehen, sie aber blickte mir nicht nach, sondern vom Licht des Sonnenuntergangs übergossen, nach Güntershofen hinüber. Nach einer Weile rief sie mir freundlich zu: „Wenn Sie nichts finden, wenden Sie sich an Martin Röder; er weiß, wie ich die Rosen gern habe, halb aufgeblüht und mit grünen Blättern.“

Nein, weder Martin noch irgend ein Anderer sollte ihr die Rosen bringen, ich wußte am besten, was mein süßes verlornes Lieb begehrte: hatte sie sich doch schon früher gern mit natürlichen Blumen geschmückt. Ich fand was sie brauchte, einige Rosen vom dunkelsten Roth und zartesten Weiß, vereinigte sie zum anmuthigen Strauß, befreite sie von den Dornen und steckte ein paar zierliche Farnkrautstengel dazwischen. So überreichte ich sie ihr mit stummer Verbeugung, und nie werde ich vergessen, wie wunderschön die Geliebte aussah, als so vor mir stand in ihrem weißen Gewande, mit blitzenden Diamanten geschmückt und vom Sonnenlicht übergossen.

„Ich danke“, sagte sie, mit ihrer sanften Stimme, noch immer ohne mich anzusehen; dann schien ihr die künstlerische Anordnung der Blumen aufzufallen. „Wie hübsch das ist!“ fügte sie hinzu. „Ich danke Ihnen“

O Himmel, hätte sie gewußt, wessen Hand es war, die ihr die Blumen gepflückt hatte, wie so ganz anders möchte dann der Ausdruck dieser ruhigen Züge geworden sein!

Was mich betrifft, so war ich diesen Abend so unfähig, Schmerz, Zorn und Sehnsucht zu bezwingen, daß ich, nachdem wir Feierabend gemacht und ich Martin Röder wie gewöhnlich nach Hause begleitet hatte,

Digitized by Google

wieder zurückkehrte, um die Geliebte womöglich noch einmal im Glanz ihrer Schönheit zu sehen. Der große Salon ging auf die große Terrasse heraus und neben einem der Fenster befand sich ein dichtes Gebüsch von Clematis und Geisblatt; dahinter wollte ich mich verstecken.

Das Glück war mir hold. Im Schutze der Dunkelheit erreichte ich mein Versteck; eine der Fensterthüren stand halb offen; ich konnte sehen, ohne gesehen zu werden und es währte denn auch nicht lange, da hatten meine sehnsüchtigen Augen das Ziel ihres Verlangens gefunden. Mein Herz schlug hoch auf: sie trug meine Rosen an der Brust, die Rosen, welche meine Hand für sie gepflückt hatte. Ich sah das Blitzen ihrer Diamanten, beobachtete den schönen Faltenwurf ihres weißen Schleppkleides, sah sie wie eine Königin von den Huldigungen der Männer umgeben; sah, daß sie freundlich und heiter sprach und lächelte, aber zugleich bemerkte ich auch den träumerischen Blick der dunklen Augen und den flüchtigen Ausdruck schmerzlicher Unruhe, der hin und wieder über das schöne Antlitz flog. Sie war nicht glücklich! mochte sie noch so heiter scheinen, noch so anmuthig lächeln, glücklich war sie nicht! Ach, warum hatte sie mich vergessen und den Baron Güntersberg geheirathet?

Sie wurde zum Singen aufgefordert; ich kannte ihre volle, klare Stimme, wie manche Stunde hatten wir miteinander gesungen! augenblicklich folgte sie der Aufforderung, setzte sich an den Flügel, berührte die Tasten mit leichter Hand und eine sanfte, traurige Weise klang durch das weite Gemach. Sie hatte kein Notenheft vor sich liegen, sondern sang aus dem Gedächtniß. Wieder schienen die dunklen Augen weit in die Ferne zu sehen, und während ich dastand, versteckt, vergessen, todt für dies Leben, wußte ich doch durch ein instictives Gefühl, daß die Geliebte in diesem Augenblick an mich dachte, an mich, den sie unter dem Himmel Indiens begraben wähnte. Sie sang das Lied:

„Möchte wissen, wenn ich einst begraben werde sein,
Und auf meinem Grabe liegt ein Kreuzchen oder Stein,
Und man vor Riedgras kaum das Grab zu sehn vermag,
Ob sie wohl kommen wird, am Allerseelentag."

Mehr hörte ich nicht, ich ertrug es nicht. Ich ballte meine Fäuste, zerbiß mir die Lippen und eilte fort, fort von der Terrasse, fort aus dem Bereich dieser Melodie. Ich wußte jetzt mehr als je, daß sie meiner gedachte, daß dies Lied in der Erinnerung an mich gesungen wurde, daß sie mich noch immer liebte, aber warum, ach warum hatte sie sich diesem Manne vermält? Nicht weil er reich war, das wußte ich mit aller Bestimmtheit; nicht wegen seines Ranges und seiner Lebensstellung; nicht wegen seiner Häuser und Ländereien. Ein anderer Grund mußte vorhanden sein, ein Geheimniß, das ich nicht zu ergründen vermochte. Aber ebensowenig vermochte ich das Lied länger mit anzuhören, es hätte mir das Herz gebrochen!

Am nächsten Morgen war ich schon vor sechs Uhr im Garten; die ganze Nacht hatte ich nicht geschlafen, und wenn ich mich jetzt der Qual meiner ewig ungestillten Sehnsucht erinnere, bin ich erstaunt, daß ich darüber nicht wahnsinnig geworden. Der Tag war schön und sonnig; ich arbeitete und wartete Stunde auf Stunde; sollte sie gerade heute nicht kommen?

Digitized by

Es war Mittag, als ich endlich das Pförtchen aufgehen hörte und sogleich strahlten Himmel und Erde, Sonne und Blumen in hellerm Glanze, denn sie war da. Diesmal setzte sie sich nicht gleich unter die Ceder, sondern ging an den Beeten entlang, wo ihre altmodischen Lieblinge blühten und eine Sonnenuhr stand. Ich hatte an den Rosenbüschen zu thun, von denen ich die welken Blumen und Blätter abschnitt. Plötzlich sah ich, daß sie auf mich zukam. Mit aller Willenskraft raffte ich mich zusammen und suchte meine Nerven zu beruhigen. Ich war zu der Ueberzeugung gekommen, daß es eine Grausamkeit sein würde, ihr auch nur eine Ahnung von der Möglichkeit meines Lebens zu geben. Es hätte ihr Leid sowohl wie das Meine noch erhöht. Nein, sie durfte nichts erfahren!

Und nun kam sie, die mir theurer war als das Leben, sie, in der mein ganzes Dasein beruhte, auf mich zu und schien im Begriff, mich anzureden. Daß sie mich erkennen würde, brauchte ich nicht zu fürchten. Der Geliebte, der von ihr Abschied genommen, war, wie die Leute sagten, ein schmucker Soldat, mit klaren Augen und frischem Gesicht, der Mann aber, der hier in demüthiger Haltung auf sie wartete, war von der Sonne verbrannt, trug einen großen Bart und hatte jede Spur von Jugendfrische verloren.

Ich wagte nicht, die Augen zu erheben, ehe nicht das ungestüme Klopfen meines Herzens aufgehört hatte. Langsam sah ich ein weißes Gewand zwischen den Bäumen daherkommen und im nächsten Moment stand sie vor mir. Ich blieb regungslos mit dem Hut in der Hand.

„Ich wußte nicht", begann sie in ihrer vornehm-freundlichen Weise, „ich wußte nicht, daß Sie der Mann sind, der so lange krank war; es freut mich herzlich, daß es Ihnen nun besser geht."

Ich murmelte meinen Dank. Liebe und Verzweiflung waren nahe daran, mich um den Verstand zu bringen.

„Sie waren so lange krank", sagte sie wieder; „fühlen sie sich denn schon stark genug zur Arbeit?"

„Ja, gnädige Frau", antwortete ich.

„Ich habe Sie sehr bedauert, denn ich konnte mir denken, wie schwer Sie leiden mußten, so einsam und verlassen zu sein!"

O sanfte, gütige, mitleidsvolle Seele, freundliches Herz und freundlicher Mund! ich wagte nicht zu ihr aufzusehen, während sie sprach, mein Wunsch war, todt zu ihren Füßen niederzusinken.

„Hoffentlich strengen Sie sich nicht so sehr an", fuhr sie freundlich fort; „ich habe bemerkt, daß mein Garten in besonders gutem Stande ist, seitdem er Ihnen zur Besorgung übergeben wurde, und das freut mich. Martin Röder ist Ihnen gewiß ein treuer Freund gewesen? Weib und Kind haben Sie wohl nicht?"

Großer Gott, wie mir die Worte ins Herz gingen: „Weib und Kind haben Sie wohl nicht?" und die mich so fragte, hatte mir einst selbst erlaubt, sie mit dem süßen Namen „mein Weib" zu nennen. Sprechen konnte ich nicht, alle Vorsicht vergessend, sah ich sie an und ihre Augen begegneten den meinigen. Erst blieb sie vollkommen ruhig, dann aber kam ein Ausdruck, nicht der Furcht, aber des Ahnens in ihren Blick. Sie fuhr auf und ihr süßes Gesicht erblaßte.

Digitized by Google

„Wie Sie mich erschreckt haben!“ sagte sie; „eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Jemand, den ich früher kannte … wie heißen Sie eigentlich?“

„Eduard Schmidt.“

„Haben Sie immer hier in der Gegend gelebt?“ fuhr sie fort.

„Nein“, gab ich zur Antwort; „ich bin erst kürzlich hergekommen.“

Ihr Gesicht wurde wurde noch bleicher und mit unsicherer Stimme fuhr sie fort:

„Es ist merkwürdig, Sie haben dieselben Augen, wie ein verstorbener Freund von mir, dieselbe Stimme, denselben Tonfall.“

Darauf wußte ich nichts zu erwiedern; ich hätte nur aufschreien können und ihr die Versicherung geben, daß ich auch dieselbe Liebe im Herzen trage.

„Es giebt merkwürdige Aehnlichkeiten in der Welt!“ sagte sie mehr zu sich selbst als zu mir und dabei hefteten sich ihre Augen mit freundlichem Ausdruck auf mein bärtiges Gesicht; aber nun zuckte sie zusammen; schmerzliches Mitleid sprach aus ihren Zügen: sie hatte meine Narbe bemerkt.

„Sind Sie Soldat gewesen?“ fragte sie wieder und ich fühlte, wie ihr das Herz bei diesen Worten bebte.

„Ja, gnädige Frau“, erwiederte ich.

„Wann und wo? und bei welcher Schlacht haben Sie die Wunde davon getragen?“ fragte sie hastig.

„Vor langer Zeit in Ostindien“, entgegnete ich.

„In Ostindien!“ wiederholte sie mit blassen Lippen und weitgeöffneten Augen. „In Ostindien sind Sie gewesen? in welchem Theil des Landes? mit welchen Truppen? Ein Freund von mir war auch dort und ist geblieben.“ Ich gab eine ausweichende Antwort. „Vor langer Zeit, Sie sagten vor langer Zeit“, fuhr die Baronin fort! „Aber Sie sind ja noch gar nicht alt, obwohl Sie viel gelitten zu haben scheinen! Und Sie waren in Indien — wie merkwürdig!“

Nach und nach schien sie sich zu fassen und ihre anmuthig-sichere Haltung kehrte wieder. Sie mochte vielleicht auch denken, daß es für die Baronin Güntersberg nicht passend sei, so vertraulich mit einem Gartengehülfen zu sprechen und wendete sich halb von mir ab, indem sie sagte:

„Es freut mich, daß es Ihnen um so viel besser geht, und daß Sie hier Arbeit gefunden haben. Sie müssen sich aber noch in Acht nehmen, müssen sich pflegen.“ Dabei zog sie ein zierliches Geldtäschchen hervor und legte mir ein Goldstück in die Hand.

„Ihre lange Krankheit hat Sie sicherlich zurückgebracht“, sagte sie freundlich. „Bitte nehmen Sie das von mir an und vergessen Sie nicht, daß ein Soldat, der in Indien verwundet worden ist, jeden Anspruch an meine Hilfe machen darf!“

Als sie sich bei diesen Worten entfernte, war ich nicht im Stande, das Aufstöhnen zu unterdrücken, das mir aus dem Herzen auf die Lippen stieg, ein lautes, schmerzliches Stöhnen. Aber sie hörte nicht, sie war fortgegangen.

Das blanke Goldstück, das sie mir damals gab, trage ich heute noch; ich habe es durchbohren lassen und an meiner Uhrkette befestigt. Für nichts in der Welt hätte ich mich davon trennen mögen, war es mir doch

Digitized by Google

ein Zeichen ihrer Liebe! Hätte sie mich nicht mehr geliebt, wie konnte dann die Aehnlichkeit, die sie zu finden geglaubt, sie so tief und schmerzlich berühren? oder die Stimme, die sie der meinigen ähnlich fand, einen so lauten Wiederhall in ihrem Herzen wecken? Wäre ihr mein Andenken nicht noch immer theuer, warum hätte dann ein in Indien verwundeter Soldat so besondern Anspruch an ihre Hilfe? Mein Herz schlug, mein Kopf war wie berauscht. Sie hatte mich geliebt und liebte mein Andenken noch heute, aber warum hatte sie, sobald sie mich todt glauben mußte, den Baron Güntersberg geheirathet?

Wie ich diesen Abend nach Haus kam, wie meine Schmerzen ertrug und mich selbst bezwang, weiß ich nicht zu sagen. Unabläßig klangen mir ihre Worte in der Seele wieder, vor Allem aber: „Weib und Kind haben Sie wohl nicht", und dann: „ein Soldat, der in Indien verwundet worden ist, darf an meine Hilfe jeden Anspruch machen."

Sie liebte mich, sonst hätte sie das nicht gesagt. Sie liebte mich, aber warum hatte sie den Baron geheirathet?

XIII.

Am folgenden Tage hatte ich mit den Topfgewächsen auf der westlichen Terrasse zu thun, als die Wärterin mit der Kleinen herauskam. Wochenlang hatte ich mich danach gesehnt, das liebliche Kind, das ich bis jetzt nur ein einziges Mal, an jenem Weihnachtstage vor der Kirche erblickt hatte, wiederzusehen, zu liebkosen und mich zu überzeugen, ob seine Augen denen der Mutter ähnlich waren. Nun war die Gelegenheit da. Ich begab mich zu Martin Röder, ließ mir einen schönen, reifen Pfirsich geben, legte ihn auf grüne Blätter und eilte zurück. Die Kleine lief auf der Terrasse hin und her; ihre blonden Löckchen schimmerten im Sonnenlicht, ihr ganzes Gesichtchen war ein Lachen. Als ich auf sie zutrat, flüchtete sie in die Arme ihrer Wärterin.

„Sieh her, was ich für Dich geholt habe", sagte ich. Sie sah mich an, ich gab ihr die Frucht und nun kam sie zu mir und ließ sich nach den Blumenbeeten führen. Ich kniete vor ihr nieder und betrachtete das holde Kindergesicht. Gott sei Dank, es war ganz Marie Louisens Ebenbild, kein Zug des Vaters darin zu finden. Marie Louisens dunkle Augen, ihr wonniger Mund, ihr goldnes Haar, ihre weißen, schöngeformten Hände, Alles war hier in Miniatur wiederholt. Ich küßte den Kindermund und sie ließ mich gewähren; sah mich mit den großen klaren Augen unverwandt an und entzog mir das Händchen nicht, das ich zärtlich festhielt. Wie es kam, wußte ich nicht zu erklären, aber mir war als ob der Kuß der frischen, unschuldigen Kinderlippen das Fieber, das mich verzehrte, gemildert, meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben hätte.

Bisher hatte ich oft die ganze Sommernacht draußen gelegen und mein im Fieber der Leidenschaft glühendes Antlitz in das feuchte Gras gedrückt. Im Hause zu bleiben war mir geradezu unmöglich; der Athem verging mir; mein Herz schlug, als ob es mich ersticken wollte. Im Freien aber, unter dem stillen Nachthimmel, wurde auch ich ruhiger, denn hier konnte ich weinen und klagen, und zu den Sternen aufjam-

mern: „O Marie Louise, mein verlornes Lieb!“ die Sterne hatten es mit angesehen, wie ich um sie geworben, sie wußten Alles, Alles! In solchen Stunden wurde ich von einer Sehnsucht gequält, die jeder Beschreibung spottet und mir geradezu das Herz verzehrte. Dann stiegen Rachegedanken in mir auf, und ich fragte mich wieder und wieder, wie ich den Elenden strafen solle, der mir mein Lieb gestohlen hatte? Nun aber hatte der Kuß dieser reinen Lippen das Feuer gedämpft, das meine Adern durchtobte. Marie Louise war nicht nur mein verlornes Lieb, sie war auch das Weib meines Feindes, die Mutter seines Kindes, mir konnte sie nie mehr gehören. Alle meine wahnsinnige Liebesglut, alle meine wahnsinnige Sehnsucht, meine Leidenschaft und Zärtlichkeit mußte ich in mir überwinden, ertödten, und indem ich in das Antlitz der Kleinen sah, und ihre rosigen Lippen küßte, gelobte ich mir selbst, daß keine unerlaubte Liebe die Mutter dieses Kindes jemals quälen solle.

Das nächste Mal, als ich die Kleine wieder sah, befand sie sich an der Seite ihrer Mutter, die mit einem Buche im Garten saß; diesmal aber nicht unter der Ceder, sondern an der Fontaine, in deren Bassin Goldfische schwammen und deren Plätschern mir den ganzen Tag die Worte „Marie Louise Blumenau“ vorsang. In diesem Theil des Gartens hatte ich nicht das Mindeste zu thun, denn er gehörte nicht zu dem mir angewiesene Revier; aber ich hatte seit vier Uhr Morgens angestrengt gearbeitet, um jetzt diese eine Stunde in der Nähe der Geliebten zubringen zu können. Dem Anschein nach war ich eifrig damit beschäftigt, ein Blumenbeet in Ordnung zu bringen. Von da aus sah ich die Wärterin mit dem Kinde kommen; die Baronin winkte sie herbei, befahl ihr, die Kleine dazulassen und ins Haus zu gehen, um ein Tuch zu holen. Während sie fort war, erblickte mich das Kind und kam gleich auf mich zu.

„Ich kenne Dich, ja ich kenne Dich sehr gut“, sagte sie in ihrer fröhlichen Kinderweise. „Du bist der Mann, der die schönen Blumen macht.“

„Nein, Kindchen, das kann ich nicht“, gab ich zur Antwort; „ich helfe ihnen nur; wenn sie durstig sind, gebe ich ihnen zu trinken, und mache ihnen Platz, damit sie wachsen können.“

Ein Schatten fiel über das Beet; die Baronin stand neben uns.

„Wovon spricht denn mein Töchterchen?“ fragte sie lächelnd.

„Von den Blumen“, erwiederte ich; „das kleine Fräulein scheint die Blumen gern zu haben.“

„Ja, sie spielt mit ihnen“, antwortete Marie Louise. „Wenn sie ein paar Rosen bekommen kann, höre ich sie lange Gespräche mit ihnen führen, als ob sie von ihnen verstanden werden könnte.“

In diesem Augenblick bemerkte das Kind die rothe Narbe in meinem Gesicht. Da ich am Boden kniete, konnte sie gerade heranreichen.

„Was ist das?“ fragte sie, indem sie dicht herantrat, und legte die kleine, weiße Hand auf das häßliche Wundenmal, das mir von Stund an nie wieder so weh gethan hat, wie zuvor.

„Das, mein Liebling, ist das Kennzeichen eines tapferen Mannes“, sagte die Baronin. „Du verstehst es noch nicht.“

„Thut es Dir weh?“ fragte das Kind.

„Nein, liebe Kleine, jetzt nicht mehr, Du hast es geheilt!“ antwor-

Digitized by Google

tete ich und die Baronin lächelte, als ich ihrem Töchterchen bei diesen Worten die Hand küßte. Das Kind lief lachend davon, die Mutter sah ihr gedankenvoll nach und ich hörte sie vor sich hinsagen:

„Wenn ich sie so lieb habe, wird sie sterben. Mein Vater ist gestorben und Er . . . O kleine Bertha, kleine Bertha, ich darf Dich nicht so lieb haben!"

Sie ging dem Kinde nach, und an diesem Tage sah ich sie nicht wieder. Mein Herz war übervoll. Ich war der Eine, den sie geliebt hatte und der sterben mußte. O, mein verlornes Lieb, wenn ich nur zu begreifen vermocht hätte, was Dich zu der Heirath mit dem Baron getrieben!

Bald darauf begann ich einzusehen, daß ich nicht lange so fortleben könnte, ohne mich zu verrathen. Meine Liebe war zu mächtig, um immer in den nöthigen Schranken zu bleiben, zu stark, um immer zurückgedrängt zu werden. Ich sagte mir selbst, daß ich bald wieder hinaus müsse in die weite Welt. Eine Weile hatte ich mir eingeredet, daß ich immer so fortleben könnte, als ihr Diener, ihr Sklave, aber es war nicht möglich. Die Qual der unabhängigen Selbstbeherrschung überstieg meine Kräfte. Den Sommer über wollte ichs aushalten, dann aber gehen.

Hin und wieder war ich auf den Gedanken gekommen, daß ich zu meinem Regiment zurückkehren und dort den mir gebührenden Platz in Anspruch nehmen könnte; aber wenn ich das that, war es nicht unmöglich, daß Marie Louise früher oder später von meinem Leben Kunde erhielt und den Schmerz wollte ich ihr ersparen. Wie ich unter dem Allen litt — auch in ihrer Seele! Glücklich war sie nicht. Nur zu oft sah ich ihr liebes Angesicht von Thränen naß, hörte bittere Seufzer aus der Tiefe ihres Herzens aufsteigen, oder halblaute Selbstgespräche, in denen sie ihren Leiden Worte gab. Wenn sie glücklicher gewesen wäre, hätte auch ich vielleicht nicht so schwer gelitten.

Baron Güntersberg war kein angenehmer Mann. Er trank nicht, spielte nicht, besaß kein großes Laster, aber er war über alle Maßen heftig und ganz unfähig, sich auch nur im Mindesten zu beherrschen. Alle Domestiken fürchteten und haßten ihn, während seine Frau allgemein geliebt wurde. In seinen Wuthanfällen hatte er mehr als einmal Pferde oder Hunde todtgeschossen, oder dem Unglücklichen, der ihn zum Zorn gereizt, an den Kopf geworfen, was ihm gerade unter die Hände kam. Dazu war er ganz unberechenbar. Oft, wenn man sich auf seinen Zorn gefaßt machte, blieb er ruhig, während ihn ein anderes Mal die geringfügigste Kleinigkeit bis zum Wahnsinn aufregte. Selbstverständlich hatte von seiner Heftigkeit und übeln Laune Niemand mehr zu leiden, als seine arme schutzlose Frau. Bei jeder Gelegenheit verwünschte und verfluchte er sie, und doch hatte er sie auf seine egoistische Weise lieb. Sie paßte übrigens gar nicht für ihn. Er hätte eine weniger sanfte, weniger zarte, weniger nachgiebige Frau haben müssen; eine Frau, die ihn für alle Mißhandlungen, die Marie Louise still-geduldig hinnahm, wieder zu quälen wußte. Der Ton, in dem er mit ihr sprach, war immer barsch. Ob es ihn verletzte, daß sie nicht liebevoller gegen ihn zu sein vermochte, weiß ich nicht, aber sein Wesen verrieth eine beständige Gereiztheit. Mehr als einmal, wenn ich auf der Terrasse beschäftigt war,

Digitized by Google

hörte ich ihn in lautem, zornigem Tone mit ihr sprechen, und kam dabei, der Himmel wolle mir das vergeben, jedesmal in Versuchung, ihn zu erwürgen. Oft trat die Baronin nach solcher Scene in den Garten, senkte den schönen Kopf und weinte still vor sich hin. Ich danke dem Himmel, daß ich den Mann bei solchen Gelegenheiten nicht ermordet habe, die Versuchung es zu thun, kam jedesmal wieder über mich.

Im Lauf des Sommers war viel Logierbesuch in Güntersberg; dann sah ich die Baronin nur selten, aber so oft sie mir begegnete, schien sie mir noch trauriger als das letzte Mal. Endlich kam der Herbst heran und ich hörte, daß der Baron für einige Wochen sein Gut in Pommern besuchen würde, um dort zu jagen, daß seine Gemalin aber hier bleiben wolle. Des Kindes wegen, sagten die Leute, ich aber konnte mir denken, welch ein Aufathmen es für sie sein mußte, endlich einmal allein zu sein. Später erfuhr ich aber noch, daß eine junge Dame, Fräulein Anna von Alten, zur Gesellschaft der gnädigen Frau nach Güntersberg kommen würde. Was hätte ich darum gegeben, mit dieser jungen Dame tauschen zu können!

XIV.

Wir waren allein! ich sage wir, denn ein Gefühl der Ruhe und Erlösung kam über das ganze Haus. Die Gäste waren fort, Baron Güntersberg war fort, und Fräulein von Alten leistete der Baronin Gesellschaft. Mit scharfem Blick beobachtete ich, wie nach und nach das Antlitz der Geliebten ihre Farbe, die Augen den Glanz von ehemals wieder erlangten und dann hörte ich auch, zum ersten Male seit ich in Güntersberg war, ihr Lachen wieder, das fröhliche, unbefangne Lachen, das mich immer an dem Ton eines Silberglöckchens erinnert hatte. Ich hörte es, als sie eines Morgens mit Fräulein von Alten und der Kleinen in ihrem Garten war; es that mir wohl, wie die Melodie eines alten lieben Liedes, und bewegte mir das Herz, so daß mir Thränen ins Auge stiegen.

Wenn Marie Louise darauf geachtet hätte, müßte ihr aufgefallen sein, daß ich so viel in ihrem Garten zu thun fand. So groß er auch war, und so vieler Pflege er auch bedurfte, die Zeit, die ich darin zubrachte, ging doch über das Maß des Nothwendigen hinaus. Aber da ich sehr früh aufstand und Alles was ich sonst zu thun hatte, fertig machte, ehe ich mich in den Garten der Baronin begab, hatte Martin Röder nie über mich zu klagen; im Gegentheil, er lobte meinen Fleiß und stellte mich den übrigen Gartenarbeitern zum Muster auf. Daß die geliebte Frau mich gern in ihrer Nähe sah, kam wohl von der Erinnerungen, die meine Stimme und meine Augen in ihr weckten. Sie hatte sich an mein düstres, bärtiges Gesicht gewöhnt, nickte mir freundlich zu, wenn sie an mir vorbeiging, oder blieb auch wohl stehen, um ein bischen über Indien mit mir zu plaudern. Nein, ich konnte nicht daran zweifeln, daß sie mich innig geliebt hatte, denn so oft sie von dem Lande sprach, in dem sie mich begraben glauben mußte, veränderte sich der Klang ihrer Stimme. Eines Tages sah sie mich mit einer gewissen Schüchternheit an und ihr Gesicht erröthete, während sie mit bebender Stimme fragte:

Digitized by Google

„War nicht auf Sumatra — Sie sagten mir neulich, daß Sie dort gewesen sind — stand nicht vielleicht zu Ihrer Zeit ein Regiment blaue Dragoner dort, und haben Sie Niemand aus diesem Regiment gekannt?“

„Jawohl, gnädige Frau; ich habe mehrere Freunde unter den blauen Dragonern“, gab ich zur Antwort.

Wie ihr geliebtes Gesicht aufleuchtete!

„Fragen Sie doch Ihre Freunde, ob sie nicht einen Lieutenant Maurus Berthold gekannt haben“, sagte sie; „er war ein Freund von mir und ist gefallen.“

„Ich werde mich erkundigen, gnädige Frau!“ erwiederte ich ohne sie anzusehen; sie ging von mir weg, und als ich ihr nun nachzublicken wagte, sah ich, daß ihre Augen voll Thränen standen und ihre Lippen in verhaltenem Weinen bebten.

Auch Fräulein von Alten gewann den Garten der Baronin lieb und zog ihn der Terrasse, dem Blumengarten am Hause, und dem Bosket des Parks vor.

„Lassen Sie uns in Ihren Garten gehen, gnädige Frau, und die Kleine mitnehmen“, hörte ich sie häufig sagen; „es ist mein Lieblingsaufenthalt.“

Auch sie schien mich dort gern zu sehen, sagte mir freundliche Worte und lächelte mir im Vorübergehen zu. Eines Tages, ich wiederhole das mit einer gewissen Beschämung, fragte sie:

„Welche Bewandtniß hat es eigentlich mit Ihrem Gärtner, gnädige Frau?“ Die Antwort der Geliebten konnte ich nicht verstehen; wahrscheinlich hatte sie gesagt, daß sie nichts von mir wisse; Fräulein von Alten fuhr fort:

„Er hat auffallend gute Manieren und wäre ein ungewöhnlich hübscher Mann, wenn ihn nicht die tiefe Narbe und der große Bart entstellten. Sicherlich hat er einst bessere Tage gesehen und dürfte auf eine andere Lebensstellung Anspruch machen.“

Und was erwiederte die Geliebte?

„Auch mir scheint er gebildeter, als Andere seines Standes, ich habe mir das schon häufig selbst gesagt.“

Mehr konnte ich nicht hören, aber es waren ja auch weniger ihre Worte, denen ich lauschte, als die Modulationen der geliebten Stimme, die für mich der schönsten Musik auf Erden gleichkamen. Eines Tages hatte mich die Baronin selbst aufgefordert, das Gras unter der Ceder zu schneiden. Es war mildes, heiteres, sonniges Herbstwetter und die beiden Damen hatten mit ihren Handarbeiten unter dem Baume Platz genommen, während die kleine Bertha um sie herum spielte. Fräulein von Alten wünschte, daß das Vesperbrod ins Freie gebracht werden möchte, und das geschah. Ein kleiner Tisch wurde gedeckt; Trauben, Weißbrod, eine Flasche Wein und Kuchen wurden aufgestellt. Ich ging fort und als ich wieder zu meiner Arbeit zurückkehrte, war ich zwar durch den Stamm der Ceder von den Damen getrennt, konnte aber Alles verstehen, was gesprochen wurde Das mußten sie auch wissen, schienen jedoch Beide auf meine Discretion zu bauen.

„Liebe Baronin“, sagte Fräulein von Alten, „wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, Ihre Kleine Bertha zu nennen? Keine ihrer Pa-

Digitized by Google

then heißt so, und in der ganzen Verwandtschaft wüßte ich keine dieses Namens."

„Zur Erinnerung an einen Männernamen, der mir sehr theuer war, ist sie so genannt", antwortete Marie Louise. „Vor langen, langen Jahren hatte ich einen Freund, der Maurus Berthold hieß. Er ist den Heldentod gestorben und da ich mein Töchterchen nicht nach seinem Taufnamen nennen mochte, habe ich aus dem Berthold eine Bertha abgeleitet."

„Maurus Berthold, wie schön das klingt!" rief Fräulein von Alten. „Also nach einem Helden ist die kleine Bertha genannt! Sie scheinen für Helden zu schwärmen, gnädige Frau. Ist Ihr Held Soldat gewesen?"

„Ja", antwortete sie freundlich, aber mit wehmüthig bewegter Simme. „Ja, liebe Anna, er war Soldat."

„Darum interessiren Sie sich also für alles Militärische so sehr!" rief das junge Mädchen. „Ich habe es oft bemerkt, wie sich Ihr Gesicht verklärte, wenn von Kriegsgeschichten die Rede war. Sie haben ihn wohl sehr lieb gehabt?"

„Ja, sehr lieb!" antwortete Marie Louise. „Als er starb, war es für mich mit allem Leben, allem Glück, aller Hoffnung zu Ende."

„Aber Sie haben sich wieder zurechtgefunden?" sagte Fräulein von Alten. „Haben wieder gelernt zu leben und glücklich zu sein."

Marie Louise faltete die weißen Hände und ihr emporgerichtetes Antlitz war bleich wie der Tod.

„Man kann Niemand ins Herz sehen, liebe Anna", erwiederte sie; „kann niemals wissen, wer den Frieden gefunden hat."

„Aber Sie müssen doch glücklich sein!" rief das junge Mädchen. „Sie haben einen reichen, stattlichen Gatten, ein reizenden Kind, Sie sind jung, reich, schön, bewundert und geliebt —"

„Und mein Herz ist todt!" murmelte Marie Louise so leise vor sich hin, daß Fräulein von Alten die Worte nicht verstand.

„Wollen Sie mir nicht mehr von Ihrem Helden erzählen?" fragte die junge Dame nach einer Pause.

„Nein", antwortete Marie Louise, „das will ich nicht. Sie dürfen auch nicht wieder mit mir von ihm sprechen. Gebe ich mir doch unablässig Mühe, nicht zu viel an ihn zu denken und mich nur zu erinnern, daß er am Himmelsthore auf mich wartet. Ich hege die Hoffnung, liebe Anna, daß er mir, wenn ich danach trachte, geduldig und zufrieden zu sein, ergeben und liebevoll, immer bemüht meine Pflicht zu erfüllen, am Eingange zur Seligkeit entgegentreten wird."

„Ich schlich leise fort und bat den Himmel, daß es mir vergönnt sein möchte, mit reinen Seele und lauterm Herzen der Geliebten dereinst, wie sie gesagt hatte, am Himmelsthrone entgegenzutreten.

XV.

Nach diesem Erlebniß kam eine große Ruhe über mich; nicht daß ich Marie Louise weniger geliebt hätte, aber die reine, geistige Liebe, die sie mir geweiht hatte, weckte alle besseren Empfindungen meiner Seele.

Digitized by Google

Wenn ich sie jetzt im verglimmenden Abendlicht sah, wie ihr goldiges Haar in den letzten Sonnenstrahlen glänzte, schien sie mir mehr einem Engel, als einem sterblichen Weibe gleich zu sein. Als der Herbst herankam, war es mir leider nicht mehr möglich, so viel wie bisher in ihrem Garten zu arbeiten und so sah ich auch sie nicht mehr so oft; das Eine entging mir nicht, daß sie täglich bleicher, ätherischer wurde und mehr dem Himmel als der Erde anzugehören schien.

So lange Baron Güntersberg abwesend war, glaube ich nicht, daß seine Frau auch nur einen Tag unterließ, ihre Mutter zu besuchen. Sie fuhr selbst in ihrem kleinen Ponywagen nach Güntershofen und es rührte mich, daß sie nie vergaß einen Proviantkorb mitzunehmen; Wein, Obst, Blumen, Wildpret, was nur irgend einer Kranken angenehm sein konnte, brachte sie täglich in das Wittwenhaus. Es fügte sich, daß ich den Auftrag erhielt, die Früchte und Blumen zum Mitnehmen auszusuchen, und ich that das mit so viel Sorgfalt, daß mir die Baronin ein paar freundliche Worte darüber sagte. Ueberhaupt gelang es mir, durch meine stille Pflichttreue, meine Zuneigung für ihr Töchterchen, und mein unabläßiges Bemühen, ihr zu gefallen, mehr und mehr die Stellung eines vertrauten Dieners zu erringen.

Eines Morgens saß die Baronin mehrere Stunden allein unter der Ceder und las in einem kleinen, in Leder gebundenem Buche und als ich vorüberging, sah ich, daß seine Blätter mit einer feinen, zierlichen Handschrift bedeckt waren; mehrere andere Bücher lagen auf dem Tische und ich kann mir nur denken, daß die geliebte Frau, von Thränen geblendet, einen falschen Band ergriff, als sie endlich ins Haus zurückkehrte. Bald nachdem sie sich entfernt hatte, kam ein Regenschauer; ich erinnerte mich der Bücher, eilte unter die Ceder, nahm sie zusammen und legte sie in einen Korb.

Bei meiner Arbeit dachte ich nicht weiter daran; gegen Abend aber kam ein Diener eilfertig heran und sagte:

„Die Frau Baronin wünscht Sie zu sprechen, Schmidt; Sie möchten augenblicklich zu ihr in ihren Garten kommen."

Das brauchte er mir nicht zwei Mal zu sagen. Es dämmerte schon, aber ich werde nie vergessen, wie ich beim Anblick der geliebten Frau erschrack, denn trotz der schwachen Beleuchtung sah ich, daß sie ungewöhnlich bleich war, und daß ein Ausdruck von Angst in ihren Augen lag. So tief war ihre Bewegung, daß sie kaum zu sprechen vermochte und ihre weißen, mit Edelsteinen geschmückten Hände fest zusammenpreßte.

„Schmidt", sagte sie mit schwacher Stimme, „mir ist hier im Garten ein Buch verloren gegangen, das ich durchaus wieder haben muß."

Ich war so überrascht, daß ich nicht gleich antworten konnte; in ängstlicher Hast fuhr sie fort:

„Suchen Sie es für mich, zu Ihnen habe ich Vertrauen. Diesen Morgen, hier unter der Ceder habe ich darin gelesen. Ich glaubte, daß ich es mit ins Haus genommen hätte, aber ich muß ein anderes ergriffen haben, und nun ist es fort. Sie müssen es mir wieder schaffen."

„Ich weiß wo es ist, gnädige Frau", gab ich zur Antwort. „Als der Regen kam, habe ich alle Bücher, die hier lagen, weggepackt; wenn Sie erlauben, bringe ich sie Ihnen ins Haus."

Digitized by Google

Ein leiser Schrei entrang sich ihren Lippen; dann faßte sie sich und sagte:

„Ich danke Ihnen sehr, aber bitte, gehen Sie gleich, die Bücher zu holen; ich will hier darauf warten.“

Ich gehorchte; als ich die Bücher zur Hand nahm, sah ich, daß eins derselben Gedichte enthielt und das andere ein Tagebuch war, Marie Louisens Tagebuch, ich kannte ja ihre klare, zierliche Handschrift und schäme mich durchaus nicht, zu gestehen, daß ich mich glühend danach sehnte, es zu öffnen, die Seiten zu küssen, die ihre geliebte Hand berührt hatte und die zarten, liebevollen Aussprüche ihres Herzens zu lesen. Aber ich widerstand dem Verlangen; uneröffnet legte ich das Buch in ihre Hände. Mit leiser, zitternder Stimme dankte sie mir.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden“, sagte sie; „es wäre mir über alle Maßen schmerzlich gewesen, dies Heft zu verlieren.“

Mit diesen Worten kehrte sie ins Haus zurück.

Was damals ein Buch mit sieben Siegeln für mich war, habe ich später Wort für Wort gelesen. Ich hatte mich oft gefragt, wie es möglich gewesen, daß mich Marie Louise vergessen, aber als sie mir ihr Tagebuch zu lesen gab, überzeugte ich mich, daß sie das nie gethan und verstand, wie sie dazu gekommen war, einen Anderen zu heirathen. Immer wieder hatte ich mir darüber den Kopf zersonnen, es war mir als ein unlösbares Räthsel erschienen, nun aber wurde mir Alles klar. Die Blätter des Tagebuchs enthielten einen einfachen Bericht über das was geschehen war und erklärten mir, warum Marie Louise, ohne jede Empfindung für den Baron, und mit einem Herzen, was von der Liebe zu mir erfüllt war, sich entschlossen hatte, Güntersberg zu heirathen. Als sie diese Seiten schrieb, ahnte sie nicht daß dieselben von anderen Augen, als ihren eigenen gelesen werden sollten, ahnte vor Allem nicht, daß ich sie jemals erblicken würde. Ich schalte die Aufzeichnungen unverkürzt hier ein und nenne sie:

Der Geliebten Tagebuch.

„Ich habe oft gelesen“, so beginnen die Aufzeichnungen, „daß es Menschen giebt, für die sich der Hauptinhalt ihres Lebens in dem kurzen Zeitraume einiger Monate zusammendrängt; daß sie in wenigen Wochen soviel Schmerz, Freude, Liebe, Hoffnung und Verzweiflung auszukosten haben, wie Andere kaum in einer langen Reihe von Jahren. Ich glaube daran! Mein Leben hat an jenem schönen Juniabend begonnen, als ich Maurus Berthold zum ersten Male unter den Bäumen des Kirchplatzes von Güntershofen erblickte, und gestorben bin ich, oder doch Alles was von Glück und Freude in mir war, an jenem Morgen, als ich seinen Namen in der Zeitung fand, seinen Namen und den Bericht seines ruhmvollen Heldentodes. Wenn er am Leben geblieben wäre, sagte das Blatt, würden ihm Beförderung und Ehrenzeichen zu Theil geworden sein; statt dessen lag er todt im fremden Lande und nicht einmal seine Leiche haben die Kameraden wiederzufinden und dem Feinde zu entreißen vermocht, der ihn wahrscheinlich mit fortgeschleppt, verstümmelt und verscharrt hat. Sie errichteten ihm ein Denkmal in dem fernen Lande, wo er den Tod des Helden gestorben ist. Ach! wie oft habe ichs beklagt, daß er nicht hier unter einem unserer grünen Grab-

Digitized by

hügel gebettet liegt, so daß ich wenigstens den geliebten Namen auf seinem Denkstein lesen und mit frischen Blumen bekränzen könnte.

Ich war wie versteinert; Alles rings um mich her schien plötzlich still und kalt zu werden. Das Zeitungsblatt fiel mir nicht aus den Händen, meine Augen wendeten sich nicht davon ab; sie waren wie gefesselt von dem Namen des Geliebten: „Lieutenant Maurus Berthold", der da als todt verzeichnet stand. Wie lange das währte, weiß ich nicht; endlich ging ich, bleich, kalt, wie betäubt von einem Schmerz, der sich nicht in Thränen lösen konnte, in das Zimmer meines Vaters.

„Vater, Maurus ist todt!" sagte ich. Er schrie laut auf vor schmerzlicher Ueberraschung. „Ja", fuhr ich fort, indem ich auf den Zeitungsartikel deutete, „es ist wahr, sieh her, da steht es: Maurus ist gefallen."

„Armer Junge, armer, lieber Junge!" sagte mein Vater; „und wie traurig für Dich, mein armes Kind!"

Ich streckte abwehrend die Hände aus; mich bedauern, überhaupt von meinem Verluste sprechen zu hören, war etwa, als ob eine schmerzende Wunde mit einem glühenden Eisen berührt würde.

„Willst Du es wohl der Mutter sagen?" fragte ich. „Bitte, thue es mit Vorsicht, sie hat ihn lieb gehabt."

Darauf ging ich in mein Zimmer, verriegelte die Thür und saß allein mit meinem Schmerz und meinem Elend. Ich hatte ihn so innig lieb. Unter allen Männern, die ich kannte, war keiner meinem Maurus zu vergleichen. Schon in seinem Außeren, seiner Haltung, seinem Wesen, lag ein gewisses Etwas, das ihn von allen Anderen unterschied. Er war tapfer wie ein Löwe und dabei einfach wie ein Kind, zärtlich und feinfühlend wie ein Weib. Ach! wie schön mußte sein Antlitz gewesen sein, als er todt auf dem Boden Indiens lag, der Verrätherin einer wilden Horde zum Opfer gefallen. Daß wir vom Himmel für einander bestimmt waren, ist meine feste Ueberzeugung, haben wir uns doch in so eigenthümlicher Weise gefunden! Ich war an einem schönen Junitage zum Schulfest hinausgegangen. Eins der Kinder wurde müde, ich nahm es auf den Schooß und setzte mich mit ihm unter die schattigen Bäume. Nach einer Weile hatte ich das Gefühl, von Jemand angesehen zu werden; ich blickte auf und fand einen großen, stattlichen Mann, mit einem Gesicht, das mir damals schon, wie später bei genauerer Bekanntschaft, als die Vollendung edler, männlicher Schönheit erschien. Er sah unverwandt zu mir herüber; meine Augen senkten sich und mein Herz begann zu schlagen. Ich that, als ob ich ihn nicht bemerkte, aber ich sah ihn die ganze Zeit und wußte, daß er mich beobachtete. Als ich nach Haus ging, folgte er mir in geringer Entfernung. War es unrecht oder thöricht von mir, daß ich in jener Nacht von ihm träumte, und im Morgenlicht unaufhörlich an das Antlitz dachte, das mich bezaubert hatte? Von nun an sah ich ihn oft. Er kam in unsere Kirche, begegnete mir im Dorfe, ging häufig im Güntershofner Walde spazieren und eines Tages brachte ihn mein Vater mit ins Pfarrhaus.

Ob wohl alle Liebesgeschichten so anmuthig sind, wie meine? Ob jedes Mädchenherz schlägt, wie das meine geschlagen hat? Ob für uns Alle Leben und Liebe gleichbedeutend sind? Mir war, als ob es nie ein Glück gegeben haben könnte, das dem meinigen glich, als Maurus mir gesagt hatte, daß er mich liebe.

Digitized by

Mein Vater war nicht so glücklich und hoffnungsvoll, als er unsere Verlobung erfuhr.

„Ich hatte Besseres für Dich erwartet", sagte er; „Maurus Berthold ist zwar persönlich, wie ich mir den Schwiegersohn nur irgend wünschen kann, aber er hat keine Stellung in der Welt, überhaupt gar nichts. Aufseher in einem Steinbruch, mit 400 Thaler jährlicher Einnahme, es ist geradezu Wahnsinn, einen solchen Mann heirathen zu wollen."

„Er wird nicht immer Aufseher im Steinbruch bleiben, lieber Vater", gab ich zur Antwort.

„Vielleicht nicht", antwortete er; „hin und wieder, das muß ich Dir gestehen, bin ich schon auf den Gedanken gekommen, daß Maurus Berthold einer angesehnen Familie angehört, ich möchte beinahe sagen, daß ich davon überzeugt bin. Nun wohl, so mag er denn seine Angehörigen in Anspruch nehmen, daß sie ihm behülflich sind, andere Wege zu verfolgen."

Ich glaube fast, meines Vaters Forderungen haben den Anlaß dazu gegeben, daß Maurus sich um den Eintritt in jenes holländische Regiment beworben, mit dem er in den Tod gezogen ist. Er hatte übrigens von jeher eine entschiedene Vorliebe für den Soldatenstand und besaß eine Fülle von Kenntnissen, die ihm als Officier von Nutzen sein konnten. Voll Hoffnung und Zuversicht nahm er Abschied, an Tod oder Gefahren dachte er nicht, wie ein Feenmärchen lag die Zukunft vor ihm ausgebreitet. Sein Regiment bekam Ordre, nach Ostindien zu gehen, nun sah er seinen Weg gleichsam mit Gold gepflastert; von Hindernissen war für ihn nicht die Rede. Nur wenige Jahre würde er von mir getrennt sein, sagte er; würde nach Kräften arbeiten, würde Ruhm, Stellung und vor allen Dingen Geld erringen und sobald er dies Ziel erreicht hätte, würde er zurückkommen, um mich zu holen.

Meinem Vater war die Verlobung mit Maurus nichts weniger als angenehm, aber meine Mutter hatte ihn lieb gewonnen und grämte sich über sein Fortgehen. Mein Vater sagte jedoch: jeder Mann müsse seinen Kampf mit dem Leben durchfechten, auch Maurus dürfe sich demselben nicht entziehen. Ich bin übrigens der Meinung, daß er noch andere Gründe hatte, um die Entfernung meines Verlobten zu wünschen. Unser Gutsherr, der Baron Güntersberg, hatte sich eifrig bemüth, mir zu gefallen. Mehr als ein Mal hatte ich ihn in ernstem Gespräch mit meinem Vater getroffen und den Namen des Geliebten von ihm aussprechen hören. Mit klaren Worten hatte mein lieber Vater nichts gesagt, angedeutet aber mehr als einmal, daß es nur auf mich selbst ankäme, eine reiche, vornehme Frau zu werden.

Maurus und ich waren sehr glücklich miteinander gewesen, wie ein Gedicht erscheint mir die Geschichte unsrer Liebe, ein Gedicht voll Sonnenschein, Blumen und Poesie, voll Liebe und Musik. Wir liebten uns rückhaltlos, mit unbedingtem Vertrauen und innigster Zärtlichkeit. Dann aber kam der schreckliche Tag des Abschieds; er ging nach Indien, sein Glück zu suchen, ich blieb zurück, um auf ihn zu warten, und gelobte — der Himmel weiß, wie ernst es mir mit dem Gelöbniß war — treu und fest an ihm zu halten, keinen zu lieben, als ihn, keinem zu gehören, als ihm allein.

Digitized by Google

Er ging, von meinem Schmerz will ich nichts sagen; ich kann es nicht, kann nicht in Worte fassen, wie ich litt. Ich schreibe dies Alles ja nur nieder, um mir das Herz zu entlasten und mir klar zu machen, ob ich mich in irgend einer Weise gegen den Geliebten versündigt habe. Er ging und ich suchte mich zu fassen, aber mein Herz nahm er mit und meine Gedanken waren bei ihm Tag und Nacht, mein Leben wurzelte nur in ihm; ich schrieb ihm mit jedem Schiffe, seine Briefe waren die einzige Nahrung meiner Seele.

Nachdem er einige Monate fort war, begann Baron Güntersberg uns zu besuchen und war sehr aufmerksam gegen mich. Ich haßte ihn, ohne eigentlich zu wissen warum. Vielleicht hatte ich die unbestimmte Ahnung, daß er Maurus feindlich gesinnt war. Ein paar Mal hörte ich ihn mit meinem Vater von dem Geliebten sprechen und immer nahm er dabei einen spöttischen, geringschätzigen Ton an; mein Vater aber, davon mußte ich mich zu meinem tiefen Kummer überzeugen, hatte eine große Vorliebe für Baron Güntersberg. Er schmeichelte meinem Vater, erwies ihm allerlei Aufmerksamkeiten, schickte ihm Körbe voll Wein, Wildpret und Früchte, schenkte ihm kostbare Bücher in seltenen Ausgaben, und kam regelmäßig in die Kirche, wohin ihn, wie er sagte, meines Vaters Predigten zogen. Häufig kam er dann ins Pfarrhaus, nahm an unserm bescheidenen Mittagstische Theil und ich mußte höflich gegen ihn sein; ich aber haßte ihn und sehnte mich aus vollem Herzen nach Maurus.

Zuweilen, wenn der Baron erschien, zog ich mich in mein Zimmer zurück; aber nach kurzer Zeit kam dann mein Vater geärgert und aufgeregt, um mich zu holen.

„Ich dulde nicht, daß Du meine Gäste durch Deine Launen beleidigst", sagte er. „Komm herunter, Baron Güntersberg ist mein Gast, Dich besucht er ja nicht."

„Warum soll ich dann aber kommen?" fragte ich.

„Weil ich es wünsche und von meinem Kinde und in meinem Hause Gehorsam verlange", gab er zur Antwort.

Auch meine Mutter pflegte dann heraufzuschicken und so ging ich endlich. Obwohl der Baron sich Anfangs Mühe gab, es zu verbergen, merkte ich doch, daß er mich liebte, nicht in der edlen Weise, wie es Maurus that, aber mit einer wilden Leidenschaft, die mich empörte. Sein Gesicht, seine Stimme, sein Wesen, seine Art zu Denken und zu empfinden, Alles war mir unangenehm. Ich war nur höflich gegen ihn, zuweilen nicht einmal das, aber zu meiner Verzweiflung mußte ich mich überzeugen, daß ihn meine Zurückhaltung nur noch mehr anzog und reizte. Er war ein reicher Mann, wurde allgemein hübsch gefunden und die Frauen kamen ihm überall so entgegen, daß mein Benehmen etwas Neues und Pikantes für ihn war. Vergebens that ich was ich konnte, ihn zu verletzen und abzuschrecken, es gelang mir nicht.

Meines Vaters Vorliebe für den Baron wurde immer stärker; eines Tages, als derselbe zur Stärkung meiner Mutter, guten, alten Portwein geschickt hatte, sagte er:

„Ach, Marie Louise, wenn Du nicht so voreilig gewesen wärst, Du hättest Baronin Güntersberg werden können."

„Lieber sterben!" rief ich aus, das machte ihn für eine Weile still.

Digitized by Google

Niemand begriff, wie fest mein Herz an dem Geliebten hing. Ich hatte gelobt, ihm, auch wenn wir uns nie mehr begegnen sollten, mein Leben lang treu zu sein und wußte, daß, wenn er vor mir sterben sollte, er meiner am Himmelsthore warten würde, um dann in Ewigkeit mit mir vereint zu bleiben. Was also hätte Baron Güntersberg oder irgend ein Anderer für mich sein können? Im Leben und im Tode war ich Maurus zu eigen, mein ganzes Wesen war von der Liebe zu ihm beherrscht und durchdrungen, neben solchem Gefühl hat kein anderes Raum.

Aber Baron Güntersberg ließ sich nicht abschrecken. Eines Tages fragte er mich:

„Werden Sie mir jemals gut sein können, Fräulein Blumenau? Ich verlange keine Liebe, aber glauben Sie wenigstens, mir gut sein zu können?"

„Nein, niemals!" gab ich freimüthig zur Antwort. „Sie wissen, Herr Baron, ich habe nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich mit Maurus Berthold verlobt bin, ist es anständig, ist es ehrenhaft, mich so zu verfolgen, wie Sie das thun?"

Er murmelte etwas in Bezug auf Maurus, das ich zum Glück nicht verstand. Und dann kam der tragische Tod des Geliebten; eingehend davon zu sprechen vermag ich nicht; das Herz in meiner Brust erstarb und in demselben Augenblick, als ich von seinem Ende las, war meine Zukunft abgeschlossen. Ein Mal, ein einziges Mal hatte er mich sein Weib genannt; so wollte ich fortan als seine Wittwe leben; von Liebe, oder Hoffnung, oder Glück, konnte auf Erden nicht mehr die Rede für mich sein. Er stand, auf mich wartend, an der Himmelsthür, da wollte ich mit ihm zusammentreffen, treu bis in den Tod; ich glaube fast, ich fühlte mich nur fester an ihn gebunden, seit ich erfahren hatte, daß er nicht mehr unter den Lebenden war.

Langsam schlich Monat auf Monat dahin; ich beachtete weder den Wechsel der Jahreszeiten, noch den Wechsel von Tag und Nacht. Alles um mich her war kalt und finster, öde und leer; mein ganzes Dasein eine Nacht, auf die kein Tagesanbruch folgen sollte.

„Liebe Marie Louise", sagte endlich mein Vater, „ist es Dir denn gar nicht möglich, Dich aufzuraffen und Deinen Schmerz zu überwinden? Wie eine Wittwe, die ihr ganzes Lebensglück zu Grabe getragen hat, siehst Du aus und bist doch in Wahrheit ein junges Mädchen, dem die glänzendste Zukunft offen steht."

Er wußte nicht, konnte nicht wissen, daß mein Leben und Alles was zum Leben gehört, für mich zu Ende war. Mir irgend eine Hoffnung in Aussicht zu stellen, erschien wie grausamer Spott.

Als mein Geliebter etwa ein Jahr lang todt war, begann Baron Güntersberg offen um mich zu werben. Er bat meinen Vater um Erlaubniß, sich mir nähern zu dürfen und sie wurde ihm mit Freuden ertheilt. Die frohe, stolze Miene meines theuern Vaters verrieth mir, daß etwas Wichtiges geschehen war, noch ehe er mir ein Wort der Erklärung gesagt hatte, und dann forderte er mich auf, in sein Studierzimmer zu kommen, legte mir beide Hände auf die Schultern und sagte:

„Marie Louise, dies ist der glücklichste Tag meines Lebens, der glücklichste und der stolzeste. In Deinen Händen liegt es nun, mir dies Glück zu erhalten."

Digitized by Google

Ich schwieg, denn ich ahnte, was kommen sollte. Er fuhr fort:

„Unter allen Männern, die ich kenne, hat mir Baron Güntersberg immer am besten gefallen und nun hat er um Erlaubniß gebeten, sich um Dein Herz und Deine Hand bewerben zu dürfen."

O, mein verlorenes Lieb im fernen Grabe, mein treuer Verlobter, der Du am Himmelsthore auf mich wartest, wie viel Mühe geben sich die Menschen, uns von einander zu trennen.

„Lieber Vater", sagte ich, zu ihm aufsehend, „Du weißt, daß ich nicht heirathen kann. Ich liebe Maurus und werde niemals einen Anderen lieben."

Sein Gesicht verdüsterte sich und der Ausruf, der seinen Lippen entschlüpfte, war sehr unpassend für den Mund eines Geistlichen; aber ich begriff nur zu gut, wie ihm zu Muthe war.

„Liebe Marie Louise", sagte er, „so lange Dein Verlobter am Leben war, habe ich Dich gewähren lassen, obwohl mir die ganze Geschichte nichts weniger als angenehm war. Nun aber, da der junge Mann gestorben ist, erwarte ich, daß Du auch für mein Glück etwas thust. Du kannst es, wenn Du nur willst."

Wir sprachen eine Weile hin und her; das Endresultat war, daß mich mein Vater in Zorn und Aerger verließ und mir den Baron Güntersberg schickte. Ich fürchtete mich nicht, er aber stand bleich und zitternd vor mir.

„Fräulein Blumenau, ist es wahr, daß Sie meine Bewerbung zurückweisen?" fragte er. „Nicht einmal anhören wollen Sie mich?"

„Ja, Herr Baron, nicht ein Wort will ich hören; ich liebe Sie nicht, und werde Sie niemals lieben."

„Warum nicht?" fragte er; „erklären Sie mir das!"

„Das kann ich nicht, ich habe nichts zu erklären, ich liebe Sie nicht, damit ist Alles gesagt."

Sein Gesicht verfinsterte sich.

„Warum aber lieben Sie mich nicht, da ich Sie liebe?" rief er ärgerlich. „Ich kann Sie glücklich machen, kann Sie mit Glanz und Reichthum überschütten."

„Daran ist mir nichts gelegen, ich bedarf keines Reichthums", antwortete ich.

„Warum können Sie mich nicht lieben?" fragte er wieder. „Andere Frauen thun es doch!"

„Das steht in dem Belieben dieser Andern", antwortete ich. „Warum aber, Herr Baron, wenn Andere so leicht zu gewinnen sind, geben Sie sich um mich so viel Mühe?"

„Weil ich Sie liebe!" rief er; „und ich schwöre es Ihnen zu, daß ich Sie erringen werde. Was Sie von mir trennt, ist doch wohl nur die liebende Erinnerung, die Sie Bertholds Andenken bewahren?"

„Ja, ich habe ihn geliebt und bin ihm treu gewesen, so lange er lebte, ich werde ihn auch lieben und ihm treu bleiben, nun er tod ist", gab ich zur Antwort.

Er lachte so höhnisch auf, daß ich ihn am liebsten niedergeschlagen hätte.

„Sie sehen einen Helden in Maurus Berthold!" rief er; „mit der Zeit werden Sie zu der Erkenntniß kommen, daß dies ein Irrthum ist."

Digitized by Google

„Und wenn es das wäre", fiel ich ein; „mein Herz und meine Liebe werden davon nicht beeinflußt." Auch Baron Güntersberg verließ mich im Zorn.

Nun begann eine qualvolle Zeit für mich; mein geliebter Vater war unzufrieden mit mir: meine Mutter brachte den größten Theil des Tages mit Weinen und Klagen zu; Baron Güntersberg kam noch eben so oft als bisher, schien mich aber weniger zu beachten. Der Sommer war eine Zeit schmerzlichster Erinnerungen für mich, denn jeder Vogelgesang, jeder goldene Sonnenstrahl, jede Blume, die sich erschloß, jeder Windhauch, der von der Wiese herüberwehte, jedes Flüstern in den bewegten Zweigen brachte mir irgend ein Erlebniß mit Maurus ins Gedächtniß zurück. Hatte doch unser Liebestraum zur Sommerszeit begonnen:

„Nicht wenn Winterstürme tosen,
Hatt' die Liebe mich durchglüht;
In der holden Zeit der Rosen
War mein Herzensglück erblüht."

und nun erinnerte mich die Jahreszeit unaufhörlich an meine Liebe und an den Geliebten und mein Schmerz machte mich blind für des Sommers Schönheit und taub für seine Lieder. Wie oft, wenn der Mond durch die Laubwipfel der Linden schien, stand ich an meinem Fenster, sah nach der Kirche hinüber und glaubte die hohe Gestalt, das edle Gesicht des Geliebten unter den Bäumen zu erblicken; im nächsten Moment aber sah ich zu den Sternen auf und sagte mir, daß ich ihn dort zu suchen habe, wie hätte ich an einen Andern zu denken, oder einen Andern zu lieben vermocht?

Plötzlich trat ein schreckliches Ereigniß ein, mein Vater starb. An einem kalten feuchten Tage hatte er eine Grabrede zu halten; von Frostschauern durchschüttelt kam er nach Haus und legte sich zu Bett. Ein paar Tage lang schien es eine vorübergehende Erkältung zu sein, dann kam eine heftige Entzündung dazu und ehe ich mir klar gemacht hatte, daß die Krankheit eine gefährliche Wendung genommen, war mein Vater todt.

Ich bin fest überzeugt, daß er mir noch etwas sagen wollte, als er im Sterben lag; aber er wer nicht mehr im Stande zu sprechen, folgte mir nur mit einem Blick so voll Angst und Unruhe und herzbewegender Bitte, daß ich ihn nie vergessen werde. Einmal stieß er mühsam die Worte „Deine Mutter" hervor, und ich nahm seine erkaltende Hand in meine Hände und gelobte ihm, die Sorge für die Mutter fortan als meine erste Lebensaufgabe anzusehen. Ich hoffe, daß er mich verstanden hat, denn er entschlief mit einem Lächeln auf den Lippen. Dann wurde er unter den Linden begraben, wo ich in mondhellen Nächten noch immer die Gestalt des Geliebten suchte.

Auch Sorgen brachen über uns herein; Vermögen hatte mein Vater nicht hinterlassen und meine arme, kranke Mutter war an so viele Bequemlichkeiten, an eine so kostspielige Pflege gewöhnt, daß ihr kleiner Wittwengehalt nicht im Entferntesten für ihre Bedürfnisse genügte. Auch das kleine Wittwenhaus bedurfte einer völlig neuen Einrichtung, um für die Kranke bewohnbar zu werden. Ihre Thränen und Klagen zerrissen mir das Herz, aber vergebens suchte ich sie mit dem Versprechen

Digitized by Google

zu trösten, daß ich nach Kräften arbeiten wolle um uns fortzuhelfen. Ich konnte Stunden geben, konnte mit Nähen und Sticken etwas verdienen und war bereit, mein Bestes zu thun.

So standen die Dinge, als plötzlich Baron Güntersberg erschien. Er war längere Zeit verreist gewesen, zeigte die größte Theilnahme für unsern Verlust, unsere bedrängte Lage und wiederholte seine Werbung; ich schlug ihn abermals aus.

„Wollen Sie mich noch immer nicht lieben?" fragte er.

„Niemals!"

„Hören Sie mich an, Marie Louise", sagte er; „wenn Sie mich heirathen, will ich Sie zur glücklichsten Frau machen, die je auf Erden gelebt hat. Ich werde Ihrer Frau Mutter einen anständigen Jahrgehalt aussetzen und sie soll nach Belieben entweder bei uns in Güntersberg leben, oder in ihrem Wittwenhäuschen, das ich für sie in ein kleines Paradies verwandeln werde. Jeden ihrer Wünsche will ich erfüllen, sie mit Allem überschütten, was der Reichthum gewähren kann, und Alles aus Liebe für Sie, Marie Louise."

„Sie sind sehr gütig!" stammelte ich, „aber ich kann nicht darauf eingehen, denn ich kann Ihre Gefühle nicht erwiedern. Ich habe mein Herz auf immer dahingegeben, und wenn, wie das Sprichwort sagt, selbst die Götter ihre Gaben nicht zurücknehmen können, wie sollte ich zum zweiten Mal über meine Liebe verfügen."

„Sie haben diese Liebe einem Unwürdigen geschenkt!" rief er aus.

„Das habe ich nicht gethan, Herr Baron! Im Gegentheil, sie gehört dem besten, dem edelsten Manne, der je gelebt hat!"

„Einem Betrüger gehört sie!" fiel Baron Güntersberg ein. „Sehen Sie, Marie Louise, ich habe gethan was ich konnte, Sie durch Liebe, durch Güte, durch Bitten und Ueberredung für mich zu gewinnen; aber Ihr Herz ist hart und kalt geblieben, wie Marmor. Ich habe gethan was menschenmöglich ist, Ihnen meine Werbung annehmbar zu machen, und Sie verabscheuten mich. So muß ich denn dazu schreiten, Sie durch Furcht zu besiegen: der todte Maurus Berthold ist Ihnen theurer, als jeder lebende Mann, nun, so wissen Sie denn, daß Sie einen Menschen geliebt haben, der in jeder Richtung hin falsch gegen Sie gewesen ist; daß er sich unter falschem Namen bei Ihnen eingeführt hat, und daß er sich vor Jedem, der ihn aus frühern Zeiten kannte, sorgfältig verbergen mußte, weil seine Vergangenheit ein Geheimniß verbarg, ein Geheimniß so entehrender Art, daß er sich nirgend mit erhobenem Haupte zeigen konnte."

„Das ist nicht wahr!" rief ich aus.

„Es ist wahr!" antwortete er. „Hat Ihnen Marus Berthold je gesagt, daß seine Mutter noch lebt?"

„Nein", erwiederte ich.

„Nun wohl, so hören Sie, ehe wir weiter verhandeln. Wenden Sie sich sogleich an Frau Berthold, die genaue Adresse der Dame habe ich hier aufgeschrieben, und erkundigen Sie sich, ob nicht die Vergangenheit ihres Sohnes durch ein schweres Geheimniß belastet war."

„Gut, das will ich thun", gab ich zur Antwort, fest überzeugt, daß er Unrecht hätte und Alles nur erfunden sei, um mich zu quälen.

Mein Brief enthielt nur die Worte: „Verehrte Frau! Ich habe

Digitized by Google

Ihren Sohn geliebt; bitte sagen Sie mir, und seien Sie überzeugt, daß Sie mir vertrauen dürfen, ist es wahr, daß die Vergangenheit Ihres Sohnes von einem Geheimniß belastet war?"

Mit seltsamer Angst sah ich der Antwort entgegen; ich zweifelte nicht einen Augenblick am Werthe des Geliebten, aber ich konnte mich eines peinlichen Vorgefühls nicht erwehren. Wenn die ganze Welt darin übereingestimmt hätte, meinen Maurus anzuklagen, ich wäre doch nicht an ihm irre geworden. Meine Liebe war stark genug, der ganzen Welt Trotz zu bieten.

Nach einigen Tagen peinlicher Erwartung kam ein Brief. Hastig riß ich ihn auf und las:

„Meines Sohnes Leben war mit einem Geheimniß belastet, das ihn in die Verbannung getrieben und von seines Gleichen getrennt hat; wahrscheinlich ist es auch die Ursache seines Todes gewesen." Unterzeichnet war der Brief: M. Berthold.

Bald nach Empfang des Briefes erschien Baron Güntersberg.

„Sie haben Antwort erhalten", sagte er; „ich kann das in Ihren Zügen sehen."

„Ja, die Antwort ist gekommen und Sie mögen dieselbe lesen", erwiederte ich. „Die einzige Wirkung, die sie auf mich gemacht hat, ist eine noch tiefere Liebe für Maurus. Welcher Art dieses Geheimniß, das ihn so schweren Kummer bereitet, gewesen sein mag, seine Ehre, davon bin ich fest überzeugt, ist nicht dadurch verletzt."

„Mehr als verletzt!" fiel Baron Güntersberg ein. „Es giebt mancherlei Verbrechen, die ein Mann verschweigen muß: Mord, Diebstahl, Betrug, Fälschung. Fälschung ist das, was am häufigsten vorkommt. Bitte, schreiben Sie noch einmal an Frau Berthold und fragen Sie, ob das Geheimniß ihres Sohnes mit einer Bank in Verbindung steht."

Der Baron hatte die beiden Worte Fälschung und Bank so eigenthümlich betont, daß ich zu der Ueberzeugung kam, das Geheimniß des Geliebten müsse mit einer Fälschung zusammenhängen. Aber selbst wenn es so war, wenn er sich dessen schuldig gemacht hatte, was man mit dem Namen Fälschung zu bezeichnen pflegt, mußte er entweder unbewußt dazu gekommen sein, oder hätte, wenn ich ihn zu fragen vermocht, eine Erklärung dafür geben können, die ihn vollständig reinwusch. Den Gedanken, daß er etwas Ehrloses gethan haben könnte, wies ich voll Abscheu zurück.

„Sie können sich ja leicht von meiner Zuverlässigkeit überzeugen", sagte Baron Güntersberg. „Schreiben Sie nochmals an Frau Berthold und legen Sie ihr einfach die Frage vor: ob das Geheimniß ihres Sohnes igrendwie mit einer Bank in Verbindung steht."

Ich ging darauf ein; fest überzeugt, daß ich ihn seines Irrthums überführen würde, schrieb ich:

„Verehrte Frau! Bitte, sagen Sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, ob das Geheimniß Ihres Sohnes irgend etwas mit einer Bank zu thun hatte?"

Nach wenigen Tagen kam die Antwort:

„Das Geheimniß meines Sohnes hat nicht nur mit einer Bank zu thun, es beschränkt sich einzig und allein auf eine solche."

Nun mußte ich zwar einsehen, daß Baron Güntersberg die Wahr-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die beiden Waisen.

Nach einem Gemälde von G. Laeverenz.

Digitized by Google

Digitized by Google

heit gesagt hatte, aber mein Glaube an den Geliebten wurde dennoch nicht erschüttert, nicht getrübt.

Wie seltsam es war, daß sich Frau Berthold dazu verstand, die Fragen einer völlig Unbekannten in solcher Weise zu beantworten, beachtete ich in meinem leidenschaftlichen Schmerze nicht. Es fiel mir nicht ein, daß Baron Güntersberg an sie geschrieben und ihr die Antworten auf meine Fragen angegeben haben könnte. Mein Vertrauen zu den Menschen war zu groß, um solchem Verdacht Raum zu geben. Mein Herz und meine Liebe zu Maurus wankte aber doch nicht. Mochte die Welt den Geliebten noch so schwer beschuldigen, mochte Baron Güntersberg und Frau Berthold diese Anklage bestätigen, ich wußte, daß Maurus nur eines Wortes bedurft hätte, um sich rein zu waschen.

Baron Güntersberg wartete ein paar Tage, wahrscheinlich um mir Zeit zu lassen, den erhaltenen Bescheid nach allen Seiten zu durchdenken, mir klar zu machen, daß Maurus eine Fälschung oder etwas dem Aehnliches begangen haben müsse. Nach Ablauf dieser Zeit kam er auf seine Wünsche zurück.

„Sie opfern sich und Ihr Leben einem falschen Götzen", sagte er. „Sie haben sich eingeredet, Maurus Berthold hätte Sie geliebt, Ihnen vertraut, Ihnen sein Herz offenbart. Ich werde Ihnen beweisen, daß Sie sich täuschen, daß er niemals offen gegen Sie gewesen ist. Er war ein entfernter Verwandter von mir und als die unglückliche Geschichte passirt war, wandte sich seine Mutter an mich, mit der Bitte, ihr und dem Sohne zu Hilfe zu kommen. Ich gab ihm die Anstellung im Steinbruch, weil ich ihn so am besten von weiteren schlimmen Streichen abzuhalten hoffte. Sein Geheimniß war mir damals schon bekannt, aber ich schwieg darüber. Jedem Klarblickenden mußte doch aber auffallen, wie wenig die Bildung, deren sich der junge Mann erfreute, mit seiner Lebensstellung und seiner Thätigkeit in Einklang zu bringen war. Sie haben sich eingeredet, er hätte Deutschland verlassen, um in der Ferne den Weg zum Vorwärtskommen zu suchen und die Möglichkeit, Sie dereinst zu besitzen? Nichts von alledem! er ging, weil er Entdeckung befürchten mußte. Glauben Sie mir, Fräulein Blumenau, Sie haben sich selbst und Ihr Glück einem falschen Götzen zum Opfer gebracht!" Mit diesen Worten verließ er mich.

„Sie brachten keinen Eindruck auf mich hervor, vermochten meine Liebe, meinen Glauben, mein Vertrauen nicht zu erschüttern. Der Geliebte war todt; er vermochte nicht, sich zu vertheidigen, so wollte ich es denn thun, ihn beschützen gegen die ganze Welt. Wieder vergingen ein paar Tage, ehe sich Baron Güntersberg sehen ließ, dann aber kam er und nun ging mein Verhängniß in Erfüllung. Er forderte mich auf, ihm noch einmal eine Unterredung zu gewähren.

„Ich habe versucht, Sie durch Liebe und Güte für mich zu gewinnen", sagte er, „und bin gescheitert, jämmerlich gescheitert. Aber ich liebe Sie so innig, Marie Louise, daß ich kein Mittel unversucht lassen will. Sie versicherten neulich, daß Ihnen die Erinnerung an den Verstorbenen über Alles theuer ist."

„Ja, theurer als irgend etwas in der Welt!" rief ich aus.

„Gut denn, so mögen Sie das durch die That beweisen. Maurus Berthold wird jetzt als ein Held genannt, der sein Leben geopfert hat,

Digitized by Google

um hilflose Frauen und Kinder vor Mißhandlungen zu schützen, die schlimmer waren als der Tod. Der Ruhm eines braven Soldaten folgt ihm über das Grab hinaus, weil sein Geheimniß unbekannt geblieben ist. Aber die Liebe kann den Verständigsten zum Wahnsinn bringen... mich haben Sie dahin getrieben, Marie Louise, und willigen Sie nicht endlich ein, mich zu heirathen, so mache ich das Geheimniß des Todten der ganzen Welt bekannt." Er wurde leichenblaß bei diesen Worten und wich vor mir zurück, als ob er sich fürchtete. „Verlassen Sie sich darauf, ich werde den Namen brandmarken, den Sie über Alles lieben, werde ganz Deutschland erzählen, daß der junge Held, dessen Tod von allen Zeitungen beklagt und gefeiert worden ist, ein elender Feigling war, der aus seiner Heimat entwich, um seiner Schande zu entfliehen. In alle Welt werde ichs hinausschreien, daß der Name, dem man jenseit der Meere ein Denkmal errichtet hat, ein falscher Name ist, unter dem sich Schuld und Entehrung verbergen; daß der Mann, den sie preisen, ein Elender gewesen, der sich verkleidet von Heimat und Freunden fortstehlen mußte, weil ihm nicht mehr erlaubt war, erhobenen Hauptes einherzugehen . . . Ja, brandmarken will ich sein Gedächtniß, brandmarken will ich seinen Namen."

„Das können Sie nicht!" rief ich aus, „das dürfen Sie nicht!"

„Ich kann und darf!" antworte er. „Aber warum wollen Sie, die Sie vorgeben, diesen Mann noch im Tode zu lieben, nichts für die Rettung seines guten Namens thun? Heirathen Sie mich, so ist er gesichert; weisen Sie mich auch jetzt zurück, so sollen nicht acht Tage vergehen, ohne daß Ihres Helden Geheimniß aller Welt offenbar wird. Was zaudern Sie noch? Jetzt ists an der Zeit, für den Mann Ihrer Liebe einzutreten; seine Ehre, sein Nachruhm, sein Gedächtniß liegen in Ihrer Hand."

„Langsam, sicher, überzeugend drängte sich mir die Wahrheit auf; langsam und deutlich kam mir zum Bewußtsein, was meine Pflicht war. Wenn ich mich weigerte, den Verhaßten zu heirathen, wurde der Name des Geliebten gebrandmarkt. Dabei konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, als hätte mir Maurus seine Ehre anvertraut, als wäre ich verantwortlich für jeden Makel, der sein Gedächtniß befleckte. Blieb ich ihm in einer Weise treu, so verrieth ich ihn nach anderer Richtung hin und nur wenn ich ihm untreu wurde, konnte ich in gewisser Beziehung meine Pflicht gegen ihn erfüllen. Mein Herz war hin und her gerissen, ich wußte nicht, was ich thun sollte, wußte Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden. Dabei wuchs mein Widerwille gegen Baron Güntersberg in demselben Maße, wie mit jedem Tage, der dahinschwand, meine Angst um den guten Namen des Geliebten größer wurde. So angestrengt ich umherblickte, ich konnte den Weg, den ich gehen mußte, nicht finden, konnte mich zu keinem Entschlusse aufraffen.

„Mehr als einmal träumte mir in dieser Zeit, ich wäre gestorben, wäre der Welt entrückt, die mir nur Kampf und Verwirrung zu bieten hatte und träfe mit dem Geliebten an den goldenen Thüren der Ewigkeit zusammen. Aber auch er sah mich traurig an.

„Warum hast Du nichts gethan, die Ehre meines Namens zu schützen?" fragte er; „dafür einzutreten war Deine höchste Pflicht, aber Du hast nichts gethan, sie zu erfüllen, hast meine Ehre nicht gerettet!"

Digitized by Google

Dann wachte ich auf und die Worte: „Du hast meine Ehre nicht gerettet!“ klangen mir immer wieder im Ohre nach. O, mein verlorenes Lieb, ob Du wußtest, wie ich gelitten habe? Wie mein Herz zerrissen und zerspalten war? Wie meine Empfindungen und Entschlüsse hin und her schwankten zwischen dem Verlangen, meinem Herzen treu zu bleiben, meine Gelöbnisse zu erfüllen und der Pflicht, Deinen theuren Namen zu behüten und ihm einen guten Klang zu erhalten? Meine Gedanken verwirrten sich mehr und mehr; mein Urtheil wurde immer unklarer; endlich hielt es nicht mehr aus, ich ließ den Baron Güntersberg rufen, um mich rückhaltloser als bisher gegen ihn zu erklären.

„Wissen Sie, Herr Baron, daß ich nicht nur keine Liebe für Sie fühle, sondern daß Sie mir geradezu antipathisch sind?“ fragte ich.

„Das soll mich nicht abschrecken“, erwiederte er; „meine Liebe ist so stark, daß sie sich Gegenliebe erzwingen muß und wird.“

„Haben Sie sich wohl klar gemacht, daß, wenn ich mich durch Ihre Drohungen zwingen lasse, Ja zu sagen, dies Ja mehr als alles Andere beweist, wie theuer mir das Gedächtniß meines verstorbenen Verlobten ist?“

„Gewiß, das habe ich vollkommen begriffen“, antwortete er.

„Und haben Sie sich gesagt, daß Sie, anstatt ein liebendes Weib zu haben, Sie in mir ein Wesen an sich fesseln, welches sich mit Abscheu, Widerwillen und Haß von Ihnen abwendet?“

„Das wird nicht immer so bleiben“, sagte er lächelnd.

„Ja, das wird so bleiben“, rief ich aus. „Vergessen Sie nicht, daß ich mich zu der Heirath nur um des Todten willen zwingen lasse, nur um seinen Namen vor Ihnen zu schützen. Daß mir dadurch statt der Liebe nur Haß eingeflößt werden kann, ist natürlich und jeder Tag, den ich an Ihrer Seite verleben muß, wird diesen Haß nur steigern, nicht abstumpfen.“

„Ich will es darauf wagen!“ antwortete er mit einem Lächeln, das ihn völlig verabscheuungswürdig machte.

Ich heirathete den Baron, aber mein Geliebter im Himmel weiß, daß es nur um seinetwillen geschah und weiß auch, ob in meinem schmerzzerrissenen Herzen eine andere Empfindung Raum fand als die der Liebe für ihn und der Sehnsucht nach dem Glück, das er mir gegeben.“

Wie jammervoll war mein Hochzeitstag, wie jammervoll mein sogenannter Honigmond, wie jammervoll vor Allem das arme zerschlagene Herz in meiner Brust! Ich war eine junge, vornehme, vielbeneidete Frau; alle Welt brachte mir Glückwünsche dar und pries das Glück, das mir zu Theil geworden, während ich, wie gern, mit der ärmsten Bauerndirne getauscht hätte, die an der Seite des Mannes, den sie liebte, durchs Leben ging. Das Dasein war mir verhaßt; meine Tage und Nächte verbrachte ich in Thränen und hatte nur den einen Trost, das Gedächtniß des Mannes, den ich liebte, vor Schmach und Schande bewahrt zu haben.

Glücklich war ich nie, nicht für einen Augenblick, aber ich gab mir Mühe, meine Pflicht zu thun. Ich war freundlich, geduldig, nachgiebig, weiter nichts. Liebevoll zu sein, ging über meine Kräfte. Ich war aufmerksam gegen meinen Gatten, höflich gegen seine Gäste, denen ich es in unserm Hause so angenehm als möglich zu machen suchte; ich hörte

Digitized by Google

aufmerksam zu, wenn Güntersberg mir etwas mittheilte, war zuvorkommend gegen seine Verwandten, aber es war mir unmöglich, den Mann zu lieben, der mich durch die Drohung, den Namen meines geliebten Todten entehren zu wollen, zur Ehe gezwungen hatte.

Anfangs schien ihm dies gleichgültig. Er liebte mich mit einer so wahnsinnigen Leidenschaft, daß er die Kälte und Zurückhaltung meines Wesens, die ich nicht zu überwinden vermochte, gar nicht beachtete! Dann aber, als der erste Taumel vorüber war, kam er zur Erkenntniß und fühlte sich verletzt. Er wurde zornig und übellaunig gegen mich; machte mir einen bittern Vorwurf daraus, daß ich ihn ohne Liebe geheirathet und mich auch jetzt nicht zu ihm zu finden wußte, und endlich — warum hat mich der Himmel nicht in meiner Verzweiflung sterben lassen! — offenbarte er mir, in welcher unwürdigen Weise er mich hintergangen hatte. Das war von Allem, was ich erduldet, das Schwerste. So lange ich mir sagen konnte, daß ich mich und mein Leben und jede Hoffnung auf Glück und Frieden dem guten Namen des Geliebten zum Opfer gebracht, war mir noch ein Theilchen Glück beschieden, aber auch diesen armen Trost mußte mir Güntersberg noch entreißen.

Eines Tages, als ihn sein leidenschaftlicher Zorn jeder Selbstbeherrschung beraubte, sagte er mir die Wahrheit in Worten, die mir das Herz zerrissen und verbrannten und meinem elenden Leben den letzten Hoffnungsschimmer raubten.

„An die Schuld des Geliebten hatte ich nie auch nur einen Augenblick geglaubt, aber die Briefe seiner Mutter und Güntersbergs Anklagen hatten mich zu dem Glauben gebracht, daß Maurus in jugendlicher Unwissenheit oder Unbesonnenheit, ohne Verständniß für sein Thun irgend einen Fehler begangen haben könnte, dessen Folgen ihm verderblich werden mußten.

Das war, was ich glaubte; dieser Ansicht der Dinge hatte ich mich selbst zum Opfer gebracht und nun enthüllte mir mein Gatte in einer Anwandlung von Zorn und Bitterkeit, aber, wie ich fest überzeugt bin, in der bewußten Absicht, mich vollends elend zu machen, die ganze schreckliche Wahrheit! Er sagte mir, daß die Schande, um die es sich handelte, nur den Vater meines Geliebten betroffen hatte; das Unrecht, das begangen worden war, nur seines Vaters Unrecht gewesen. Er erzählte mir von dem traurigen Zusammensturz des einst so stolzen Hauses; von dem edlen, warmherzigen, gewissenhaften Mann, der in Verzweiflung über das Unglück, das er verschuldet, Hand an sich gelegt; erzählte mir von der stolzen, unglücklichen Mutter, die ihren Sohn für die Unbill des Schicksals büßen ließ, von diesem Sohne endlich, der im Schweiße seines Angesichts sein täglich Brod verdiente, weil er zu stolz war, die Hilfe ehemaliger Freunde anzunehmen. Das Alles erzählte mir Güntersberg in seinem Zorn, um es später bitter zu bereuen. Auch den wahren Namen des Geliebten erfuhr ich jetzt und erinnerte mich, daß mein Vater von dem Bankerott des Hauses Maurus Berthold Wahlen gesprochen hatte; einer seiner Freunde hatte Verluste dabei erlitten. „Maurus Berthold Wahlen", wie gut der Name klang, und doch begriff ich nur zu gut, warum ihn der Geliebte nicht mehr tragen wollte.

„Güntersberg, der später bereute, mir diese Eröffnungen gemacht zu

Digitized by Google

haben, versuchte sie wieder abzuleugnen, aber es war zu spät; den Eindruck seiner Worte zu verwischen, war nicht möglich. In einer Beziehung machten sie mich noch unglücklicher, als ich bisher gewesen war, denn sie gaben mir die Ueberzeugung, daß ich mein Opfer ganz umsonst gebracht; auf der andern Seite aber gewährte sie mir den Trost, das Antlitz des Geliebten im reinsten Glanze strahlen zu sehen. Nicht nur für mich, auch für die Welt, war er fortan makellos, fleckenlos, ein Held sonder Furcht und Tadel. Dennoch drückte mich von nun an das Gefühl meines Elends tiefer zu Boden als je: die Ueberzeugung, ein großes Opfer vergeblich gebracht zu haben, ist schwer zu ertragen.

„Die Geburt meines Töchterchens brachte mir einigen Trost; ich nannte sie Bertha, in Erinnerung an den Namen Berthold, der mir so theuer war. Mit dem Kinde konnte ich von dem Verlorenen sprechen. Wie oft, als sie zu verstehen begann, habe ich ihr beim Anblick des glänzenden Abendhimmels gesagt, daß dort oben über den goldigen Wolken ein innig geliebter Freund auf mich wartet; dann schlägt sie in kindischer Freude die Händchen zusammen und wiederholt: „Dort wartet!“

„Ja, mein verlorenes Lieb, Du warteſt dort auf mich! Wie mein unglückliches Leben wird, weiß ich nicht; was mir noch zu tragen beschieden ist, weiß ich nicht, aber daß es auf der weiten, grünen Erde kein jammervolleres Wesen giebt als mich, ist meine feste Ueberzeugung — habe ich doch den Geliebten so treu, so innig, so ausschließlich, so mit ganzer Seele geliebt, daß ohne ihn mein Leben kein Leben mehr zu nennen ist.“

Dies war der Inhalt des Tagebuchs, das ich in späteren Jahren lesen durfte.

XVI.

Es war Spätherbst geworden und noch immer kehrte Baron Güntersberg nicht zurück. Fräulein von Alten hatte die Baronin verlassen, die nur wenig Besuch bekam und ihre einsamen Stunden größtentheils mit Lesen und Spazierengehen ausfüllte.

In mir, der ich sie unausgesetzt beobachtete, stieg mehr und mehr eine stille Besorgniß um sie auf. Als ich sie als Marie Louise Blumenau kannte, hatte ihr Gesicht die zarte Färbung der Heckenrose; jetzt war es weiß wie eine Lilie. Vielleicht fühlte sie sich durch ihre Einsamkeit bedrückt, oder die Sehnsucht nach mir machte sie krank.

Ich hatte beschlossen, fortzugehen; die Qual des Zusammenseins wurde mir zu schwer. Aber so lange ich die Geliebte so leidend sah, war ich nicht im Stande, mich loszumachen; ich mußte warten, bis die Röthe ihrer Wangen und der Glanz ihrer Augen zurückgekehrt waren.

Mein Instinkt führte mich immer mit ihr zusammen. So oft sie im Freien war, wußte ich auch, wo ich sie finden würde. Einmal, mitten in der Nacht, eine stille, warme, tiefdunkle Nacht war es, flüsterte mir ein geheimnißvolles Etwas zu, daß ich sie in ihrem Garten finden würde. Geräuschlos begab ich mich dahin. Alles war still, bis ich mich der Ceder näherte, hier aber hörte ich plötzlich ein bitteres, leidenschaftliches Schluchzen und errieth, daß die Baronin ihr prächtiges Haus

Digitized by Google

verlassen hatte, um sich im Schutz der alten Ceder ungestört auszuweinen. Ich aber, der ich gern mein Herzblut hingegeben hätte, um sie zu trösten; ich, der ich sie liebte wie nie ein Mann geliebt hat, ich schlich davon und ließ sie allein.

Eines Tages, es war düstres, kaltes, regnerisches Wetter, kam ein Eilbote von der nächsten Telegraphenstation mit einem Telegramm für die Baronin. Im Frühstückszimmer, wo sie sich jetzt häufig aufhielt, wurde es ihr übergeben. Ohne Ahnung des Inhalts erbrach sie das blaue Couvert und wurde, wie immer, wenn eine heftige Gemüthsbewegung auf sie eindrang, bleich, kalt und starr. So saß sie da und hielt das Blatt in der Hand, wie einst vor Jahren die Zeitung, welche ihr die Todesnachricht des Geliebten gebracht hatte. Endlich stand sie langsam auf und die Anwesenden hörten sie sagen:

„Beide Auge in Auge — Beide vor Gott!"

Dabei zitterte sie wie von Fieberfrost geschüttelt. Die Worte des Telegramms lauteten:

„Schloß Hocheck, Pommern. Baron Güntersberg auf der Jagd durch Explosion des eigenen Gewehrs getödtet. Näheres brieflich. Graf Hocheck."

Ruhelos wanderte die Baronin mit diesem Telegramm in der Hand von einem Zimmer zum andern, unfähig, zu begreifen, was geschehen war, oder zu glauben, was das Blatt verkündete. An den Tod des Barons hatte sie nie gedacht, und nun sollte er als Leiche in das Haus seiner Väter zurückkehren! Rastlos schritt die junge Wittwe auf und nieder; zuweilen entrangen sich unzusammenhängende Worte den bleichen Lippen; endlich sank sie in eine tiefe Ohnmacht und blieb stundenlang bewußtlos inmitten der Trauer und Bestürzung, die das ganze Haus erfüllten.

Bald hatte sich die Schreckensnachricht in weiterm Kreise verbreitet und Gartenarbeiter, Holzknechte, Dorfbewohner strömten dem Herrenhause zu, um Näheres zu erfahren. Hier wurde uns erzählt, daß die Baronin, nachdem sie die Botschaft erhalten, in die Worte ausgebrochen sei: „Beide Auge in Auge — Beide vor Gott!" und daß sie jetzt bewußtlos daläge, todt für Alles, was um sie her geschah. Ueberall erweckte der Unglücksfall tiefe, aufrichtige Theilnahme, weniger indessen für den Baron, als für die junge Wittwe mit ihrem Kinde.

* * *

Die Leiche des Barons wurde nach Güntershofen gebracht und in dem Erbbegräbniß seiner Familie beigesetzt. Auch ich, der Mann, den er so schwer geschädigt hatte, nahm Theil an der Trauerceremonie und als dieselbe beendigt war, bat ich um die Erlaubniß, in die Gruft hinunterzusteigen. Sie wurde mir gewährt und als ich neben dem Sarge Dessen stand, der mir die Geliebte entrissen, sagte ich ihm ein letztes Lebewohl und vergab ihm, wie ich den Himmel bat, auch mir dereinst zu vergeben.

Alle seine irdischen Besitzthümer hatte der Baron seiner Frau und seinem Kinde hinterlassen; seine Großherzigkeit wurde allgemein gepries-

Digitized by Google

sen. Die Baronin war Universalerbin und durfte uneingeschränkt über Alles schalten.

Ich werde den Tag, an welchem sie zum ersten Mal wieder unter uns erschien, nie vergessen. Die Wittwenhaube verhüllte ihr goldenes Haar und ihre langen Trauergewänder schleiften den Boden. Es war Ende November und ich war längst mit mir im Reinen über Das, was ich zu thun hatte.

Wäre Baron Güntersberg am Leben geblieben, so hätte ich mein Incognito streng bewahrt, hätte keiner Seele anvertraut, daß ich noch existire. Nun aber war er todt, die Geliebte war frei. Nun wollte ich aufs Neue um sie werben und sie mir erringen!

Die Last des Kummers, die mich vor der Zeit zum alten Manne gemacht und meine Geisteskräfte gelähmt hatte, fiel von mir ab. Ich fühlte mich dem Kampfe mit dem Leben wieder gewachsen, fühlte mich in neuerwachter Hoffnung mit Löwenkraft begabt. Die Geliebte wollte ich mir gewinnen und wenn sich eine Welt dagegenstellte. Fest entschlossen war ich aber, meinen Aufenthalt in Güntersberg aller Welt zu verschweigen. Nur Marie Louise sollte je davon hören, und nur aus meinem Munde.

Zu Martin Röder sagte ich, daß ich gehen würde, da sich ohne mein Zuthun eine bessere Stellung für mich geboten hätte. Ich dankte ihm herzlich und beschenkte ihn; er sowohl wie sein gutes, freundliches Weib nahmen wehmüthig Abschied von mir und begleiteten mich mit ihren guten Wünschen.

Ich begab mich nach Holland, suchte und fand die Garnison meines Regiments, fand eine Anzahl der alten Kameraden und wurde von Allen ohne Weiteres erkannt. Mein Wiedereintritt machte nicht die geringsten Schwierigkeiten; ich wurde sogleich zum Hauptmann befördert, weitere Belohnungen meiner Tapferkeit standen in Aussicht. So ließ ich mir denn eines Morgens den langen, entstellenden Bart abnehmen und kleidete mich wieder in die Uniform, die mir so lieb geworden war. Nun war ich auch äußerlich wieder ich selbst; abgesehen von der rothen Narbe im Gesicht, war ich ziemlich unverändert und auf das Ehrenzeichen, das ich mir bei der Rettung hilfloser Weiber erworben, durfte ich stolz sein.

Und dann kam ich auf einen poetischen Einfall: Weihnachtsabend war es, als ich im Wald von Nordorf in Todesqual mit mir selbst gerungen, so wollte ich denn nun auch am Weihnachtsabend vor die Geliebte hintreten und ihr sagen, daß ich lebe und sie liebe. Bis wenige Tage vor dem Feste blieb ich in Holland; dann trat ich die Reise an. Zur bestimmten Stunde war ich in Nordorf.

Das Jahr zuvor war ich matt und krank, von Angst und Sehnsucht vorwärts getrieben. Jetzt fühlte ich mich stark und hoffnungsreich und wie berauscht von der Nähe des lang ersehnten Glücks, wußte ich doch, daß Marie Louise wenn ich sie zu mir rief, dem Ruf ohne Zögern folgen würde.

Welch ein Weihnachtsabend! Ich hätte Jeden, der mir begegnete, umarmen mögen; abgerissene Melodien drängten sich über meine Lippen, die so lange stumm gewesen; mein Herz schlug in ungestümer Freude und Alles, was mich umgab, schien sich mit mir zu freuen: die goldenen

Digitized by

Sterne, die mit freundlichen Augen auf mich niedersahen; der hellschimmernde Mond, der am blauen Nachthimmel aufstieg; die großen, kahlen, beschneiten Bäume, die reifbedeckten Büsche; die dunklen Fichten und Tannen, sie Alle schienen zu wissen, wie glückselig ich war und an meiner Glückseligkeit Theil zu nehmen.

Und nun stand ich an der Schwelle des Hauses, in dem die Geliebte wohnte, in dem ich als Knecht gearbeitet und tausend Demüthigungen ertragen, um nur in ihrer Nähe zu sein, nur das geliebte Antlitz sehen zu können. Am Weinachtsabend stand ich da, vom silbernen Mondlicht freundlich übergossen, mit einem Herzen, das von Liebe durchglüht war.

Zum ersten Mal betrat ich das Empfangszimmer und der Diener wartete meiner Befehle. Ich ließ der Baronin sagen, daß ein Officier der blauen niederländischen Dragoner sie in einer Geschäftsangelegenheit zu sprechen wünsche.

Unbeweglich stand ich da; ich glaube, daß ich kaum geathmet habe, bis sie kam. Eine große Lampe verbreitete mildes Licht, ich hörte das Oeffnen einer Thür, das Rauschen eines seidenen Kleides auf dem Teppich, einen leichten Schritt, aufzublicken wagte ich nicht.

Und nun stand sie vor mir und der Veilchenduft, der von ihr ausströmte, schien mich zu umfangen. Einen Augenblick blieb sie stumm, dann sagte sie in ihrer freundlichen Weise:

„Sie wünschten mich zu sprechen, ich bin Frau von Güntersberg."

Ihre Stimme zitterte; ich verneigte mich. Der Himmel weiß, daß ich ihr lieber zu Füßen gefallen wäre.

„Ich bringe Ihnen Nachricht von einem alten Freunde", fing ich an, aber im nächsten Moment sank sie mit einem Aufschrei in meine Arme, einem Schrei der Hoffnung, Furcht und Liebe, wie ich ihn nie wieder hören werde.

„Du bists, Geliebter! Ich kenne Dich", rief sie. „Du bists — ich kenne Dich — kommst Du aus dem Lande des Lebens oder des Todes?"

Ihre zarten Arme hielten mich umklammert, ihr goldlockiges Köpfchen lag an meiner Brust, ihre Lippen suchten die meinen, ihr süßes Gesicht, von Thränen überströmt, bleich vor Furcht und Liebe, schmiegte sich an meine Wangen.

So lag sie eine Weile, stumm, athemlos.

„Sprich mit mir!" sagte sie endlich; „ich bitte Dich . . . Man hatte mir gesagt, Du wärest todt . . . sprich mit mir, mein Liebling, mein Leben; sag mir, daß ich nicht träume! Ich glaubte, Du wartetest droben am Thron der Seligkeit auf mich, sag mir, bist Du Maurus Berthold? Lebst Du wieder?"

Sie zitterte so heftig, daß ich sie fester in die Arme drücken mußte; meine Küsse brachten wieder Farbe in ihr bleiches Gesicht, was hätte ich in diesem Moment unaussprechlicher Seligkeit sagen können? Worte hatte ich nicht.

Endlich wurde sie ruhiger. Angst und Erstaunen verschwanden aus den holden Zügen und die Augen auf mich richtend, sagte sie:

„Wie bist Du aus dem Lande der Todten zu mir zurückgekehrt? Erkläre mir, wie es geschehen ist."

Ihre geliebten Hände umfaßten mich wieder; sie berührte meine

Digitized by

Wangen, mein Haar; nun erblickte sie die tiefe Narbe und ein Ausdruck fragender Verwunderung kam in ihre Augen. Sie sagte nichts, aber berührte die Narbe mit ihren weißen Fingern und ich wußte, daß sie darüber nachdachte, wo sie ein ähnliches Wundenmal gesehen haben könnte.

Ich aber schob sie sanft auf Armeslänge zurück und nahm ihr mit der freien Hand die Wittwenhaube vom Kopf.

Sie versuchte, sich dagegen zu sträuben, wich zurück und hob wie abwehrend die Hände auf. Aber ich ließ mich nicht irre machen und im Augenblick, als ich ihr die Haube abnahm, löste sich ihr goldenes Haar und fiel wie ein Schleier über ihre Schultern.

„Nun bist Du wieder Marie Louise Blumenau, meine Marie Louise", rief ich aus.

Welch ein Weihnachtsabend! Hand in Hand saßen wir neben einander und ich erzählte ihr von meinen Erlebnissen. Als ich von dem Kampf um die gefangenen Colonistenfrauen berichtete, schlang sie die Arme um meinen Nacken und küßte die häßliche Narbe.

Draußen schien der Mond der Christnacht und die Christnachtsglocken klangen von ferne herüber, draußen schimmerten die goldenen Sterne und der Nachtwind sang in den Wipfeln der Bäume. Dabei erzählte ich ihr die Geschichte des letzten Jahres und groß war ihr Erstaunen, als sie erfuhr, wie lange ich unter dem Namen Eduard Schmidt in ihrer Nähe gelebt hatte.

„O Maurus, hätte ich das geahnt!" sagte sie; „aber es war besser für mich, nichts davon zu wissen."

An diesem Weihnachtsabend, unter den brennenden Lichtern des Tannenbaumes, versprach mir die Geliebte, nach Ablauf des Trauerjahres ganz die Meine zu werden.

Gab es je einen holderen Traum, je eine süßere Wirklichkeit? — Es war spät, als ich von ihr ging. Ich hatte den unbestimmten Eindruck von Mondlicht auf beschneiten Feldern, von goldenen Sternen an einem tiefdunklen Winterhimmel, von hohen, kahlen Bäumen, vom Herübertönen mitternächtlicher Weihnachtsglocken, aber über dem Allen schwebte klar und mild das Antlitz meiner Braut, deren Liebe in Noth und Tod an mir festgehalten hatte.

Digitized by Google

Und er kam doch!

Nach dem Engliſchen von **Eufemia Gräfin Balleſtrem.**

I.

Umwogt von des Octobers goldnem Licht
Liegt dort ſie auf der Schwelle ihrer Thür,
Und lauſcht und lugt, bis daß die Nacht beginnt,
Bis tiefe Schatten dunkeln für und für.

Rings liegt das Land ſo reizlos und ſo leer,
Es bricht die Welle ſich am nahen Strand;
Und ſeufzend durch die ſchwüle, ſchwere Luft
Tönt dumpfes Rauſchen von dem nahen Strand.

Die Möve fliegt daher mit ſchrillem Schrei
Und ſtreift die Thür, umrankt von Roſen roth —
Sie achtet's nicht — ihr Kranz iſt längſt verblüht,
Verlöſcht die Glut — ihr heißes Herz iſt todt.

Ihr nackter Fuß ſtützt ſich an das Geſtein,
Die Hände ruhn im Schoß ihr müßig, kalt —
Erloſchen iſt der Glanz in ihrem Aug',
Verſtummt ihr Lachen — ſie iſt jung ſchon alt.

II.

Der kalte Nachtwind weht vom Waſſer her
Und zitternd bebt das Riedgras dort am Rain,
Die feuchten Nebel ziehen über'n Sand,
Die Brandung ſtöhnt und brüllt als wie in Pein.

Es ſchwillt die mitternächt'ge Flut und rauſcht
Und dunkle Wolken jagen wild daher —
Und noch ſitzt wachend ſie an ihrer Thür,
Das trübe Aug' vom Schlaf und Thränen ſchwer.

Es ſteigt die Flut und ſprühet ihr aufs Haupt
Viel tauſend Waſſerperlen glänzend, licht,
Die Welle netzt den Fuß ihr ſchmeichleriſch
Und noch wacht ſie, wacht bis der Tag anbricht.

Digitized by Google

III.

Dann ſinkt der trübe, rothe Mond ins Meer,
Und bleiche Dämmerung kommt kühl und grau —
Ein fahles Licht ſteigt auf im dunklen Oſt,
Es netzt die Wangen ihr ein kalter Thau.

Doch ſieh —! Was ſchwemmt die Woge hier an's Land,
Welch' eine Laſt —? Ihr Liebſter, langgekrönt,
Ertrunken — todt! So liegt er vor ihr da,
Der einſt das Daſein ihr ſo hold verſchönt!

Wie ſtill und kalt vor ihrer Thür er ruht,
Das lock'ge Haar vom Waſſer ſchlicht und ſchwer,
Das Aug' gebrochen — ach! Es ſieht ſie nicht,
Die kalten Lippen lächeln nimmermehr.

So kam er doch. Sie hat erſehnt ihn lang,
So manches Jahr mit fiebernd heißem Hirn —
Du armes Mädchen — blicke nicht ſo wild,
Küß' ihm das blut'ge Mal dort von der Stirn!

IV.

Sie rafft ſich auf — ihr Wachen iſt belohnt!
Scheu ſieht ſie an das bleiche Todtenhaupt —
Dann ſchweift ihr irrer Blick hinaus, hinaus
Auf jene Wogen, die ihn ihr geraubt.

Kein Schmerzensſchrei kommt über ihren Mund —
Er kam zurück — erhört iſt ihr Gebet!
Drei Jahr' hat ſie gewartet, Tag und Nacht,
Nun kam er endlich, doch er kam zu ſpät.

Nimm ihn zurück, du wilde, dunkle Flut,
Bette den Liebſten ihr recht weich und tief!
Tod, fürchte nichts, es bleibt dies Opfer dir,
Er bleibt Dir, Meer, weil er bei Dir entſchlief!

Die Flut erreicht die Schwelle, doch das Thor
Iſt zu. Der Todte ſchwamm hinab in's Meer.
Und die ſo lang gewacht, ſie geht ihm nach —
Er kam, er kam! Jetzt wacht ſie nimmermehr!

Richard Wagner und die Reform der deutschen Bühne.

Von Franz Joka.

Der Geist der Zeit hat während der letzten zehn Jahre in der erwachten deutschen Nation die Anschauungen gereift, denen der Genius der Kunst in prophetischer Vorahnung bereits den Weg gebahnt hatte.

Das von Richard Wagner ins Leben gerufene Bayreuther Unternehmen war eine Manifestation, bei welcher der Genius deutscher Kunst mit dem Geiste der Zeit einen neuen folgenreichen Bund schloß.

Die deutsche Nation hat die Schätze ureignen nationalen Lebens zu heben begonnen. Bildende Künste sowohl, wie Dichtung und Musik, vertieften sich in die Betrachtung germanischer Charakterweise und redeten zum Volke in einer Sprache, die es aus der abgöttischen Verehrung fremder Größe aufrütteln mußte zum Bewußtsein der eignen Kraft, aus welcher der Muth erwächst, der die Welt erobert.

Dem blöden Sinn bleibt die Tragweite jeder großen That auf geistigem Gebiete verschlossen. Am Boden kriechend, blickt der Neid spottend empor und wirft in ohnmächtigem Zorn den Staub nach dem aufsteigenden Genius, der über der trüben Wolke in reinem Glanze schwebt, vom Strahl der himmlischen Sonne geküßt.

Von der Nachahmung fremder Vorbilder uns befreien, in das eigene Wesen hinabtauchen und ungehobene Schätze von dort zu Tage fördern, hat Wagner uns gelehrt, indem er die deutsche Dichtung des Mittelalters neu belebte; dies ist eines seiner Verdienste; daß er der deutschen Bühne den Weg zeigte, auf dem sie ihre Umgestaltung für die Zukunft erstreben, sich von ihren Fesseln nach oben und unten befreien und eine Angelegenheit des gebildeten Theils der Nation werden kann, ist das zweite. Dort traf er mit den edelsten Vertretern der Malkunst und der Romandichtung zusammen, hier reichte er dem König von Bayern und dem Herzog von Meiningen auf ähnlichen Wegen die Hand zu gleichem, noch unenthüllten Ziele.

Alle diese Bestrebungen zeigen denselben Drang nach verschiedener Richtung: das tiefe Bedürfniß nach kräftiger Eindämmung der Verflachung, nach Bekämpfung der comödienhaften Einzelgelüste durch strenges Zusammenfassen im dramatischen Kunstwerk der Zukunft, in welchem nur ein Ziel ins Auge gefaßt wird: die Idee des Dichters dem Volke anschaulich zu machen.

Ueber Wagners musikalische Richtung seien hier nur wenige Worte gesagt. Seine Opern sprechen für sich selbst. Je stärker der Kampf um ihren Werth hinüber und herüber tobt, um so weiter dringen die mächtigen Töne, die er entfesselt und mit welchen er die süßliche Meyer-

Digitized by Google

beer'sche Effecthascherei zu Boden geschmettert hat. An Popularität der Wirkung ist bei uns nichts mit der Oper zu vergleichen und in dem von der Musik verklärten Drama erblicken wir die einflußreichste Kunstgattung der Gegenwart und Zukunft.

Man begegnet häufig der Ansicht, als seien die Factoren der Civilisation an sich im Werthe verschieden. Wenn der Kaufmann in fremden Erdtheilen für seine Handelszwecke neue Verkehrsbahnen sucht, oder der Missionär in frommer Selbstverleugnung den Gefahren der Wanderung durch unerforschte Gebiete trotzt, sind Beide Träger der Civilisation und gehorchen einem waltenden Gesetze. Der Kaufmann nennt den Missionär einen thörichten Schwärmer und der Missionär sieht im Kaufmann den schachernden Egoisten, aber Egoismus wie Schwärmerei sind Triebfedern, deren sich die Vorsehung zu ihren Zwecken bedient.

Wir dünken uns weise, wenn wir die Geschichte Dessen erzählen, was vergangen ist. Wir vermögen manchmal den Fäden der Ereignisse rückwärts bis zu ihren Quellen nachzuspüren. Je sicherer wir dabei auftreten, um so dichter schaart sich die gläubige Menge. Gerade der Blick in die Vergangenheit belehrt uns, daß wir der Zukunft zwar dienen, aber nichts von ihr wissen.

Wenn man von dem gewaltigen Umschwung spricht, den die Anwendung der Dampfkraft auf allen Gebieten der Civilisation hervorgerufen hat, schütteln die Jünger künstlerischer Bestrebungen die Köpfe; allerdings vermag eine mechanische Kraft nichts absolut Neues auf den Gebieten rein geistiger Wirksamkeit hervorzurufen, aber sie ist im Stande, die Verbreitung zu fördern und bietet Mittel, die vorhandenen Schätze weiteren Kreisen zu erschließen. Wäre es denkbar, daß die geistige Production einmal ihr Endziel erreicht haben könnte, so bliebe nur die Aufgabe, die vorhandenen Schöpfungen für alle Menschen zu verwerthen, was noch immer eine große und für unabsehbare Zeit ausreichende Arbeit bliebe. Auf das dramatische Gebiet angewendet, bedeutet dies einen Zustand, in welchem die Bühne gar keine Neuigkeiten mehr bringen, sondern ihre einzige Aufgabe in der möglichst vollkommenen Darstellung der vorhandenen Werke finden würde.

Vorläufig ist an einen solchen Zustand nicht zu denken. Die Productionskraft steht in der Blüte. Aber wenn auch die Bühne den lebenden Dichtern einen großen Theil ihrer Bedeutung verdankt, ist sie doch nicht an dieselben gebunden, denn die Werke der schöpferischen Geister sind unvergänglich. Jede Generation bedarf neuer Schauspieler und die darstellende Kunst würde verloren gehen, wenn nicht neue Talente sich ihr widmeten, während die schöpferischen Werke der Dichter und Componisten von unendlicher Dauer sind.

Aus der Fülle poetischer und musikalischer Productionskraft hat Richard Wagner dem deutschen Volke eine Reihe großartiger Werke geschenkt. Als er das Bayreuther Unternehmen ins Leben rief, geschah es in Vorahnung einer nöthigen Umwälzung des gesammten Theaterlebens. Der große Hause verstand dies nicht und schob egoistische Motive unter. Ein solcher Künstler ist kein ego, er ist der verkörperte Genius der Zeit, und was er ausführt, geschieht im Dienste höherer

Digitized by

Ordnung. Aus ähnlichen Motiven ziehen die Meininger Schauspieler von Stadt zu Stadt und in demselben Sinne läßt König Ludwig sich Mustervorstellungen geben, an denen kein profanes Auge Theil nehmen darf. Alle diese Symptome deuten auf ein Bedürfniß der Zeit.

Wie häufig wird der Begriff der Romantik mißverstanden! Schon das Wort beweist, daß die romantische Poesie von den romanischen Völkern zu den Deutschen kam. Die phantastische, von orientalischem Wunderwesen erfüllte Welt der provencalischen Dichter wurde im Mittelalter hauptsächlich durch Wolfram von Eschenbach zu uns gebracht und feierte als Frau Aventiure ihren Einzug in das sangesfrohe Thüringerland. Als nach der Renaissance, die zur antiken Einfachheit zurückführen sollte, die Romantik durch Schlegel, Tieck, Novalis und Andere wiederkehrte, war sie seltsam vermischt mit Spuren altgermanischen Märchenzaubers. Noch einmal ward diese Wunderblume zurückgedrängt; aber neuerdings ist sie wieder erblüht und Richard Wagner hat begriffen, daß jene geheimnißvolle, symbolisch-ahnungsreiche Poesie nur in Tönen richtig zu uns redet, denn die Musik ist die Sprache aus einer besseren Welt. Die frohe Botschaft von der Erlösung durch das Weib, die der germanische Glaube längst verkündet hatte, vereinte sich mit den tiefsinnigen Fabeln von der Gerechtigkeit und Reinheit ritterlichen Wesens. Tief stieg Wagner hinab in die Schatzkammer unserer nationalen Sage und brachte in seinen Operndichtungen die edelsten Perlen daraus an das Licht. Schon vom „Holländer" sagt er selbst: „Es war die Sehnsucht meines fliegenden Holländers nach dem Weibe, nach dem erlösenden Weibe, dessen Züge mir in keiner bestimmten Gestalt gegenübertraten, das mir nur wie das weibliche Element vorschwebte."

Aber im „Tannhäuser" und „Lohengrin" erreichte er besser das Ziel. „Lohengrin suchte das Weib, das an ihn glaubte. Mit seinem höchsten Sinnen, mit seinem tiefsten Bewußtsein wollte er nichts Anderes werden und sein, als voller, ganzer, warm empfindender und warm empfundener Mensch, also überhaupt Mensch, nicht Gott. So ersehnte er sich das Weib, das menschliche Herz. Und so stieg er herab aus seiner wonnig öden Einsamkeit. Aber an ihm haftet unabstreifbar der verrätherische Heiligenschein der erhöhten Natur; er kann nicht anders als wunderbar erscheinen; das Staunen der Gemeinheit, das Geifern des Neides wirft seine Schatten bis in das Herz des liebenden Weibes; Zweifel und Eifersucht bezeugen ihm, daß er nicht verstanden, sondern nur angebetet wurde, und entreißen ihm das Geständniß seiner Göttlichkeit, mit dem er vernichtet in seine Einsamkeit zurückkehrt."

Die bewundernswertheste aller Wagnerschen Dichtungen ist die Nibelungen-Tetralogie. Ein sehr besonnener Kritiker sagt darüber: „Dichterisch genommen, ist dieser Text nicht nur weitaus der bedeutendste der Texte Wagners: sein gewaltiger Aufbau muß Jedem imponiren, welcher für das Genie im Ausdenken von Scenen Sinn hat. Was besonders diesen Text von den früheren unterscheidet, ist das Bestreben, eine philosophische Weltansicht in ihm auszusprechen. Es ist der Geist von Feuerbach und von Schopenhauer, welcher in demselben lebt. Die Götter enden nicht im Kampfe gegen die Riesen, sondern in einer inne-

Digitized by Google

ren Verzweiflung, welche aus dem trugvollen Ringen um Glück und Jugend und Herrschaft allüberall bei ihnen wie bei Menschen entspringt. In der gesammten deutschen Poesie ist wenig mit dem Bilde Odins zu vergleichen, welchem der Speer von Siegfried zerbrochen ist, welcher den Ring des Nibelungen in Brunhildens Händen weiß, der als ein unbekannter Wanderer dem großen Helden gegenübergetreten und von ihm besiegt war, und der nun müde des Lebens die Scheite häufen läßt, welche Walhall in Lohe werden aufgehen lassen:

„Walhall's muthige Helden
Mied Walvater:
Einsam zu Roß,
Ohne Rube und Rast,
Durchschweift' er als Wand'rer die Welt.
Jüngst kehrt er heim;
In der Hand hielt er
Seines Speeres Splitter:
Die hatte ein Held ihm geschlagen.
Mit stummem Wink
Walhall's Starke
Wies er zum Forst,
Die Weltesche zu fällen;
Des Stammes Scheite
Hieß er sie schichten
Zum ragenden Hauf
Rings um der Seligen Saal.
Der Götter Rath
Ließ er berufen;
Den Hochsitz nahm
Heilig er ein:
Ihm zur Seiten
Ließ er die Bangen sich setzen
In Ring und Reih',
Die Halle erfüllten die Helden.
So — sitzt er,
Sagt kein Wort,
Auf hehrem Stuhle
Stumm und ernst,
Des Speeres Splitter
Fest in der Faust."

Man spottet zuweilen, wenn Richard Wagner zu den Dichtern gezählt wird. Welcher deutsche Dichter der Neuzeit ist so leidenschaftlich gelesen und kritisirt, so oft citirt und nachgeahmt worden wie er? Wer will behaupten, daß sein Beispiel nicht fruchtbringend gewirkt hat? Sind nicht die Blicke vieler Dichter auf das Gebiet der vaterländischen Sage gerichtet worden? Von der symbolischen Dichtung des Mittelalters kam man zur Geschichte, zur sagenhaften Ueberlieferung aus grauer Zeit. Vom Sängerkrieg auf der Wartburg war nur ein Schritt zu den Stammessagen in Thüringen, Bavarien, Allemanien und Sachsenland.

In Gustav Freytags Romancyklus „Die Ahnen" sehen wir die farbenprächtige Darstellung von Scenen aus dem Leben der Vergangenheit. Mit naiver Freude an der Wirklichkeit giebt der Erzähler eine Reihe historischer Genrebilder. Dabei ergötzt er sich mit Behagen am Geschehenen. Weder „Ingo und Ingraban" noch ihre Folger zeigen Spuren einer grübelnden philosophischen Ader.

Digitized by Google

Sämmtliche Ahnen — denn es sind unsere Ahnen, nicht die Vorfahren eines einzelnen Hauses, obgleich der Dichter die Verherrlichung eines bestimmten Geschlechtes einverleibte, zeigen sich als derbfrische Gesellen mit stark persönlichen Trieben. Die Erscheinungen versteht Freytag als Künstler hervorzuzaubern; deutlich sieht er mit scharf ausgerüstetem Künstlerauge das wirkliche Leben; die Ideen dagegen, wie sie hinter den symbolischen Erscheinungen stehen, läßt er nicht durchschimmern. Seltsam, daß es ihn nicht zur dramatischen Gestaltung dieser Stoffe trieb! Der hochbedeutende Roman „Ekkehard" von Victor Scheffel, der Freytags „Ahnen" weit überragt, ist wiederholt für die Bühne umgeschaffen worden, allerdings leider zu oberflächlichen Operntexten im alten Stil. In ähnlicher Weise wie Scheffel und Freytag haben andere Talente den deutschen Stämmen ihre alten Geschichten erzählt. Aus Altsachsenland kam „Schlitzwang" von Adolf Glaser. Das erste Aufleuchten und die Ausbreitung der milden christlichen Lehre, welche den Gott in Knechtsgestalt ehrt, die Kinder, die Schwachen und Kranken in Schutz nimmt, bei deren lindem Hause der herbe Stolz einer hochherzigen sächsischen Edelingstochter in Liebe dahinschmilzt, ist darin schlicht und ergreifend erzählt. Auch der Roman „Wulfhilde" von Glaser ist reich an Zügen ursprünglich germanischen Geistes.

Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens haben die Fortschritte der neueren Civilisation große Umwälzungen herbeigeführt und auch das Theater ist davon berührt worden. Man ist geneigt, nur diejenigen Einwirkungen zu beleuchten, welche von ästhetischer Seite herrühren, denn man stellt sich bei Betrachtungen über dramatische Kunst fast immer auf die Seite der Schauspieler und selten auf diejenige des Volkes. Es ist ganz selbstverständlich, daß die Dampfkraft keine Talente hervorbringen kann, aber sie kann den Talenten den Weg zu vielseitiger Ausbildung erleichtern und ihnen außerdem einen größeren Wirkungskreis verschaffen, da sie als rasches Beförderungsmittel die Entfernungen verringert. Bis jetzt waren diese Umwälzungen ziemlich einseitig. Die Blüte des Virtuosenthums, welche gleich allen künstlichen Wucherungen zwar die Sinne ergötzt, aber weder Duft noch entwickelungsfähigen Samen erzeugt, gelangte gerade durch die bequemeren und rascheren Beförderungsmittel der Gegenwart zur üppigsten Ausartung.

Zu allen Zeiten und bei allen Nationen, welche überhaupt einer Cultur fähig waren, machte sich das Bedürfniß des Austausches auf den verschiedenen Gebieten des socialen Lebens geltend. Je nach dem Charakter der Nationen herrschte bald die eine, bald die andere Seite des öffentlichen Verkehrs vor.

Bei den Phöniziern drängte der Wunsch nach Handelsverbindungen und Waarenaustausch zur Berührung mit nachbarlichen Völkern; der Handelsgeist trieb diese Nation in die weiteste Ferne, denn dem praktischen Sinne gilt es gleich, wer derjenige ist, dessen Geld er nimmt.

In dem gesegneten Griechenlande der alten Welt waltete der Drang nach geistiger Vervollkommnung vor. Untrennbar, wie der Schatten mit dem Lichte, ist damit jener Dünkel verbunden, der alle Menschen, die nicht dieselben Ziele verfolgen, für Barbaren erklärt. Es ist unzweifel-

Digitized by Google

haft, daß auch unter den Griechen im classischen Alterthume mit den großen volksthümlichen Festen, welche in erster Linie religiösen und künstlerischen Zwecken geweiht waren, andere praktische Ziele verbunden wurden, denn die olympischen Spiele boten auch den zuströmenden Kaufleuten erwünschte Gelegenheit zum Abschluß ihrer Geschäfte.

In den großen Hallen der römischen Theater trafen sich gleichfalls die bedeutenden Kaufleute zu geschäftlichen Verabredungen, ähnlich wie heute auf der Börse.

Im Mittelalter waren es kirchliche Feste, bei welchen der Zusammenfluß andächtiger Gläubigen die Gelegenheit zu Kauf und Verkauf und zu mancherlei allgemein vortheilhaften Vereinbarungen bot. Der Bischof eines Sprengels celebrirte die große Messe und die Schaulust der zuströmenden Fremden wurde durch die Passionsspiele befriedigt. Daß bei solchen Veranlassungen sich auch Gaukler und allerlei fahrendes Volk einfanden, ist bekannt. Nach und nach traten die religiösen Zwecke in den Hintergrund. Wenn heute einheimische und fremde Kaufleute die Frankfurter und Leipziger Messen besuchen, denken sie nicht mehr daran, daß diese rein commerziellen Zusammenkünfte noch immer durch ihren Namen daran erinnern, welchen Ursprung sie eigentlich haben.

Blicken wir uns in der Geschichte des deutschen Theaters um, so sehen wir, daß die großen Märkte und Messen bald auch gewinnbringende Stationen für umherziehende Komödiantentruppen bildeten, welche nach und nach auf der einen Seite die eintönigen Passionsspiele und Schülerkomödien, auf der andern Seite die rohen Gaukler und öffentlichen Spaßmacher verdrängten. Die Geistlichen und Schulmänner rächten sich und die Komödianten mußten einen Theil des Fluches tragen, der auf den fahrenden Leuten lastete.

Dann fanden die Höfe Gefallen an den theatralischen Künsten und machten deren ausübende Kräfte sich dienstbar. Es entstand jenes seltsame Verhältniß, welches von mancher Hoftheaterintendanz noch alljährlich durch die Anzeige charakterisirt wird, daß sie geneigt ist, mit dem Publikum Abonnementsverträge abzuschließen. Das Volk erhielt die Erlaubniß, anfangs unentgeltlich, später für sein gutes Geld den Schauspielen beizuwohnen, welche Serenissimus nach eigenem Gutdünken bieten ließ.

Lassen wir noch für einen Augenblick das Theater bei Seite und werfen wir einen Blick auf die Resultate, welche das Zeitalter des Dampfes auf den Gebieten des commerziellen Verkehrs geschaffen hat. Wir erblicken hier eine neue Erscheinung, welche schon jetzt den Messen früherer Zeit in gewissem Sinne den Rang streitig macht, dieselben aber an universeller Bedeutung übertrifft. Es sind dies die großen Ausstellungen, in erster Linie die Weltausstellungen, dann auch die Gewerbeausstellungen, welche Tausende von Menschen für Wochen und Monate nach einzelnen Kulturcentren locken und die großen Unternehmer aller Art dort vereinigen.

Es ist hier nicht der Ort, diese Unternehmungen zu beleuchten; ihr gewaltiger Einfluß auf die Entwickelung des Handels und der Industrie

Digitized by Google

steht unbestritten fest, denn sie bieten die beste Gelegenheit, den Gesichtskreis zu erweitern und sich über neue Errungenschaften auf den betreffenden Gebieten zu unterrichten. Der ungeheure Aufschwung, den die Beförderungs- und Verkehrsmittel durch die Dampfkraft erfahren haben, feiert gerade bei den Ausstellungen seine größten Triumphe.

Die erste Idee zu den großen Ausstellungen für Producte des Handels und der Industrie ging von dem praktischen England aus, während die Keime der Bewegung auf theatralischem Gebiete, welche ich damit vergleichen möchte, sich an die Namen von deutschen Männern heften, nämlich an Richard Wagner, Franz von Dingelstedt und den Herzog Georg von Meiningen.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst sind Ausstellungen nichts Neues und man ist dort bereits zu erfreulichen Resultaten gelangt. Die großen Gemäldeausstellungen, an welchen sich auch die übrigen bildenden Künste betheiligen, locken in gewissen Zeitabschnitten eine Menge von Kunstliebhabern an. Naturgemäß erreichen diese Ausstellungen nur in größeren Städten ihren Zweck, wo an und für sich schon ein bedeutendes Contingent von Kunstliebhabern vorhanden ist. Kommt es doch nur darauf an, daß die Sache in großem Stile angefaßt wird, denn der Ort ist schließlich Nebensache und es handelt sich nur um ausreichende, würdige Räumlichkeiten und um die Betheiligung der ersten Meister.

Von der Richtigkeit dieser Behauptung geben u. A. die großen Musikfeste den Beweis, wie sie namentlich am Rhein in einer gewissen Regelmäßigkeit abgehalten werden. Es mag ja wohl mit in Betracht gezogen werden, daß den Gästen, welche zu diesen musikalischen Versammlungen pilgern, der Genuß landschaftlicher Schönheiten geboten wird, aber immerhin sind die rheinischen Musikfeste ein überzeugendes Beispiel für das Bedürfniß größerer temporärer Sammelplätze für imposante künstlerische Leistungen. Ich könnte hier auch die colossalen englischen und amerikanischen Unternehmungen dieser Art anführen, aber ich beschränke mich absichtlich auf die Erwähnung von Beispielen, welche in deutschen Zuständen wurzeln.

Aber wir haben Vorkommnisse zu verzeichnen, welche auf dem Gebiete des gegenwärtigen Bühnenlebens die Bewegung ankündigen, deren letztes Ziel hier ins Auge gefaßt werden soll.

Schon vor etwa dreißig Jahren veranstaltete Franz Dingelstedt in München, wo damals der kunstsinnige König Ludwig I. regierte, eine Reihe von Mustervorstellungen im recitirenden Schauspiel, wozu er von sämmtlichen deutschen Bühnen die bewährtesten älteren und die talentvollsten jüngeren Kräfte vereinigte. Die genialste Schauspielerin der letzten Zeit, Marie Seebach, trat bei dieser Gelegenheit ganz unerwartet in die erste Reihe. Wenn kürzlich in München wieder eine Reihe von Mustervorstellungen gegeben wurden, so ist dies nur eine Neubelebung der früheren Idee, deren mächtiger Einfluß und große Lebensfähigkeit in München noch immer empfunden wird. Aber bei aller Würdigung dieser Idee kann sie doch nur als Vorläufer für einen größeren Schritt betrachtet werden, der ohne Zweifel über lang oder kurz geschehen wird.

Digitized by Google

In der neuesten Zeit sind zwei Ereignisse im Theaterleben aufgetaucht, welche sehr viel besprochen und von der größten Bedeutung für die dramatisch künstlerische Wirksamkeit wurden. Zwar stehen sie vorläufig auf einsamer Höhe, aber sie müssen als Kennzeichen eines bestimmten Dranges betrachtet werden. Die eine dieser Erscheinungen hat ihren Sitz in Bayreuth, die andere in Meiningen; die erstere bildete eine Art Magnet, welcher die Anhänger eines titanenhaften Genies aus allen Gegenden abendländischer Kultur anlockte, die andere verließ den verborgenen Erdenwinkel, in welchem sie unter fürstlichem Schutze in das Leben getreten war und begab sich auf die Wanderschaft, um überall, wo sie erschien, als etwas nie Dagewesenes gepriesen zu werden und eine förmliche Revolution hervorzurufen. Allerdings ist leider das Interesse für das Theater in der Nation selbst zu gering, um solche Bewegungen allgemein werden zu lassen. Sie verdanken ihr Entstehen hier wie dort nur der Initiative einzelner hochbegabter Männer, werden von diesen gehalten und getragen und es ist vorläufig leider zu befürchten, daß sie wieder verschwinden, sobald jene Männer durch irgend welche Gründe den Schauplatz verlassen.

Wende man hierauf nicht ein, sowohl der Herzog von Meiningen, wie Richard Wagner suchten nur für rein persönliche Angelegenheiten Propaganda zu machen; in der ungewöhnlich hinreißenden Wirksamkeit dieser Männer spricht sich eine bewegende Kraft unserer Zeit aus.

Das Bühnenleben sucht nach einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Form; es ist im Anfang dieses Jahrhunderts aus dem vagabondirenden Stadium in stabile Verhältnisse übergegangen, in welchen sich die Schauspieler ganz wohl befinden mögen, bei denen aber die eigentliche Kunst in bedenkliche Stagnation geräth, und nun macht sich das Bedürfniß geltend, entsprechend den modernen Fortschritten auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens, auch für das Bühnenleben neue Bahnen zu finden und Mittel zu entdecken, durch welche es aufgerüttelt und zu derjenigen Bedeutung zurückgeführt werden kann, welche ihm im socialen Haushalt gebührt.

Was Richard Wagner in Bezug auf seine Opern zu erreichen trachtete, indem er sie zu einer nationalen Angelegenheit machte; was der Herzog von Meiningen erstrebte, indem er seine Theatergesellschaft in die großen deutschen Städte schickte, damit man überall die Principien seiner Leitung aus directer Anschauung beurtheilen lerne, alles dies sind nur Vorboten, welche auf irgend einen erlösenden Schritt hindeuten, den die dramatische Kunst über kurz oder lang thun muß.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dies nur dadurch möglich sein, daß man die sich regenden Keime beobachtet, nicht ins Blaue hinein wie bisher auf die Zukunft wartet, sondern Dasjenige ins Auge faßt, was die Gegenwart bereits für unsere Zwecke bietet. Was Dingelstedt in München, was Richard Wagner und der Herzog von Meiningen durchführten, giebt deutliche Fingerzeige, aber erst wenn jene Versuche zu dauernden Thatsachen erhoben werden, wenn alle diese Keime, sorgsam gehegt und gepflegt, sich weiter entwickelt und ein großes Ganzes gebildet haben, dann erst wird wirklicher Segen daraus entspringen und nachhaltiger Einfluß sich fühlbar machen.

Mag man über den Vergleich denken wie man will, ich komme

Digitized by Google

immer wieder darauf zurück, daß die großen Weltausstellungen eine Art Richtschnur geben können für die Art und Weise, wie auch der dramatischen Kunst praktisch geholfen werden kann. Alle idealen Betrachtungen und Bestrebungen, alle theoretischen Anleitungen, alle kritischen Winke bringen nichts zu Wege, wenn nicht etwas Greifbares ins Leben gerufen wird.

Der Traum eines dramatischen Kunstwerkes der Zukunft, welches für die moderne Welt dieselbe Bedeutung haben würde, wie die Tragödie der griechischen Classiker für das hellenische Volk, rückt leider allmälig in die Ferne. Dem Aeschylos von Bayreuth ist noch kein Sophokles erstanden. Die Wagner-Vereine concentriren in gerechter Besorgniß ihre Bemühungen auf die Conservirung der Schöpfungen des Meisters. Aber der ausgestreute Same keimt und wurzelt doch. Bayreuth, Meiningen, München sind die Versuchsstationen einer allgemeinen großen Entwickelung der deutschen Bühne. Wenn auch die Erfüllung noch in der Ferne liegt, müssen wir eben getrost eine Stufe der Scala nach der andern ersteigen. Vorläufig denke ich mir die Sache für das recitirende Schauspiel ausführbar in folgender Weise: Vom Cultusministerium würde eine Commission ernannt, welcher die Verpflichtung obliegt, sich fortwährend mit den Theaterangelegenheiten zu beschäftigen, die bewegenden Elemente zu beachten und zu prüfen. In einem bestimmten Zeitraume müßten dann an irgend einem Orte eine Reihe von Mustervorstellungen veranstaltet werden. In Bezug auf den Ort selbst wäre das Beispiel Richard Wagners zu befolgen, indem man in einer neutralen Stadt ein besonderes Gebäude errichtete, dessen Construction den Anforderungen und der Leistungsfähigkeit der unmittelbaren Gegenwart nach dem Muster der Meininger entsprechen würde. Das Material dazu brauchte nicht allzu dauerhaft zu sein. Man würde dadurch in die Lage kommen, alle Neuerungen in der inneren Einrichtung des Hauses die Probe bestehen zu lassen. Der Stamm des Repertoires müßte aus den nie veraltenden Werken der großen deutschen Dichter mit Hinzunahme Shakespeares bestehen. Beide Theile von Goethes „Faust" in der Einrichtung von Otto Devrient würden hier zu ihrer vollen Wirkung kommen und schon dieser Zweck allein rechtfertigte das ganze Unternehmen. Um auch der Gegenwart gerecht zu werden, könnte man sich mit der Schillercommission in Verbindung setzen und jedesmal die von dieser gekrönten Stücke als würdige Novitäten in Scene setzen. Auf diese Weise würde die Sache eine praktische Bedeutung erhalten und in den bestehenden Verhältnissen wurzeln.

Daß Kabale, Neid und Mißgunst ein solches Unternehmen, wenn es nicht von der Regierung ausginge, in kurzer Zeit untergraben würden, versteht sich ganz von selbst; nur wenn dasselbe in ähnlicher Weise wie die Akademien der bildenden Künste vom Staate geschützt wäre, könnte es seiner Aufgabe genügen. In der vorher skizzirten Weise würde es ohne allzu große Opfer ins Werk zu setzen sein und alle Utopien von einer bestehenden Nationalbühne überflüssig machen. Daß auch in der Oper sich Spuren des Bedürfnisses einer Umwandlung zeigen, unabhängig von Richard Wagners großartigen Bestrebungen, die

Digitized by Google

darauf hinarbeiten, dem frivolen Operettenkram, der in seiner weiteren Ausbreitung Alles zu verflachen und zu versanden droht, einen wirksamen Damm entgegenzustellen, beweisen die hier und da auftauchenden Cyclendarstellungen classischer dramatischer Tonwerke. Bei der colossalen Ueberschätzung einzelner Virtuosen wird die Erreichung eines kunstverständigen Ensembles bei der Oper vorläufig noch erheblichere Schwierigkeiten haben als beim Drama. Ein totaler Umschwung wäre nur denkbar, wenn neben Wagner ein reformatorischer Geist vom Range des Herzogs von Meiningen auch auf diesem Gebiete auftauchte und das begonnene Werk im Geiste des Vorläufers durchführte.

Wie unsere Zustände jetzt liegen, ist nur an die Vorbereitung und das Bahnen des Weges für den Uebergang zu denken. So lange die Welt in Waffen starrt, müssen großartige Werke des Friedens und der höheren Kulturentwickelung sich bescheiden in den Hintergrund zurückziehen, wo sie einstweilen das Rüstzeug sammeln mögen, um im geeigneten Momente vollkommen vorbereitet hervortreten zu können.

Liebe.

Des Morgens steigt die Eos aus den Fluten,
Den Memnon küßt sie und des Tithon Wangen;
Dann will Apoll die Daphne heiß umfangen,
Und läßt den Hyacinth in Lieb' verbluten.

Sind dann erloschen Helios' Strahlengluten,
Kommt, leisen Fußes, Diana still gegangen,
Umarmt Endymion in Glutverlangen —
So züchtigt Eros sie mit Rosenruthen.

Vom Tag zur Nacht und von der Nacht zum Tage
Tönt der Olymp in heißer Sehnsuchtsklage
Um süße Liebe, die verderbliche!

Wenn die Olympier so nach Liebe schmachten,
Wie sollte nicht nach dem Olympus trachten,
Zu dem die Liebe Alles macht, der Sterbliche?

Alfred Friedmann.

Digitized by

Erinnerungen eines alten Berliners.*)

I.

Buttmann und die griechische Gesellschaft.

In der Vossischen Zeitung fand ich einen Artikel, in welchem auf die Thätigkeit hingedeutet wurde, die der Professor Philipp Buttmann auf die Berliner Geselligkeit im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts ausübte. Wenn schon die Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen auch in ihrem gegenwärtigen Folio-Format die Erinnerung an ihre Quartform zurückruft, so geschah es um so mehr, als ich darin las, wie es jetzt noch von allgemeinem Interesse sein dürfte, das eben so geistreiche, als originelle Gedicht kennen zu lernen, welches der damalige Professor der Geschichte an der Berliner Universität, Friedrich Rühs, bei Gelegenheit der Feier des Geburtstages Ph. Buttmanns im Jahre 1817 im Schooße der gesetzlosen Gesellschaft unter Ueberreichung eines prächtigen Pocals vortrug. Daß dieses Gedicht nicht mehr existirt, wohl schon vor dem Tode des Autors verschwand, ist anzunehmen, denn der literarische Nachlaß meines Vaters wurde von dem späteren Obertribunalsrath, Professor Gustav Homeyer, gesichtet und soweit thunlich aufbewahrt. Buttmann war Mitstifter und Begründer der damals in Berlin errichteten gesetzlosen, wie auch der griechischen Gesellschaft, die, soviel ich weiß, noch heute besteht. Es mögen jetzt nur Wenige mehr leben, welche an den Zusammenkünften jener Gesellschaften Theil nahmen. Der Schreiber dieser Zeilen dürfte wohl der Einzige sein, der sich in jenen Versammlungen mit den Mitgliedern, die er sämmtlich seine Freunde nannte, in cordialster und ungezwungendster Weise bewegte. Er war damals ein Knabe von fünf Jahren, aber dennoch stehen ihm die einzelnen Momente jener Zeit lebhaft vor dem innern Auge. Deshalb erklärt sich auch meine Pietät gegen die Vossische Zeitung, denn ich erinnere mich genau ihrer schwefelgelben Blätter, wenn sie im Winter von dem Dienstmädchen des Morgens früh, mit dem Messingleuchter, auf dem zwei Talgkerzen flackerten und eine Tasse Kaffee meinem Vater auf dem Tische vor seinem Bette, neben dem ich in meiner kleinen Lagerstatt schlief, servirt wurde, wobei ich regelmäßig erwachte, um, nachdem ich gesehen, wie die Zeitung entfaltet war, wieder einzuschlafen. Wenn es dann Tag geworden, wurde auch ich geweckt und angezogen, um im Wohnzimmer meine Morgenmilch mit den Eltern und der Schwester zu trinken. Mein Vater war dann schon einige

---

*) Von dem Verfasser der „Erinnerungen eines alten Schulpförtners" in Heft 5.
Die Redaction.

Digitized by Google

Stunden an seinem Schreibtisch thätig gewesen und nahm seine zweite Tasse Kaffee mit der Familie. Etwas später aber wurde mir von der Mutter, die einen Blick in die Vossischen Anzeigen gethan, das Blatt anvertraut, und ich mußte dasselbe eine Treppe höher, zu dem dort wohnenden Geheimen Regierungsrath Flaminius tragen. Um dies möglich zu machen, war an die Klingel der Thüre, die vom Corridor zu ihrer Wohnung führte, eine Schnur gebunden, welche das fünfjährige Kind erreichen konnte, um die Glocke ertönen zu lassen.

Mag ich diese Erinnerungen etwas breit ausgeführt haben, ich that es, um zu beweisen, daß dieselben noch lebhaft von mir bewahrt sind. So entsinne ich mich auch, wenn mein Vater die gesetzlose oder griechische Gesellschaft bei sich sah, die Mitglieder mit möglichster Verständigkeit im ersten Zimmer, wenn Vater und Mutter nicht anwesend waren, empfangen zu haben. — Ich weiß noch genau, wie als der Professor Schleiermacher einst eintrat, den Hut abnahm und ein schwarzes Sammetkäppchen aufsetzte und das in der Hand habende Buch in den Hut legte, ich diesen fragte, was das für ein Buch sei und er mich belehrte, es wäre der Plato, den ich allerdings für eine Bilderfibel hielt. In einer andern Gesellschaft, es mochte wohl die gesetzlose gewesen sein, saß der Professor Böckh vor dem Sophatisch, ihm gegenüber der Staatsrath Süwern, Schleiermacher und Hirt auf dem Sopha. Der berühmte Archäologe rauchte aus einer holländischen Thonpfeife und hatte die Füße auf den Tisch gelegt. Zu meiner Mutter gehend, erzählte ich dieser, Professor Böckh habe die Füße auf den Tisch gelegt, weshalb mir dies denn von ihr stets verwiesen werde? Worauf mir die Antwort wurde: „Du wirst es auch thun können, wenn Du erst Mitglied der griechischen und gesetzlosen Gesellschaft sein wirst."

Die Geselligkeit aber in jenen Tagen, vor jetzt sechzig Jahren, war eine andere wie heute, die Familien kamen in den eigenen, nicht in den Wirthshäusern uud öffentlichen Locales zusammen und große Umstände wurden nicht gemacht, es hieß à la fortune du pot, es wurde gegeben was da war. Freilich wurden auch größere Feste veranstaltet und dann waren die sorglichen Hausfrauen eifrig beschäftigt, ihrer Küche Ehre zu machen. So entsinne ich mich, daß mein Vater, als er die Geschichte des Mittelalters vollendet hatte, seinen Bekannten ein großes Essen gab. Natürlich erschienen hier die Mitglieder der gesetzlosen Gesellschaft und der griechischen, Buttmann, Hirt, Marheinecke, Böckh, Wilken, der mit seinen Kreuzzügen noch nicht fertig war, der Physiolog Rudolphi und der Mineralog Weiß, genug, alle meine Freunde und ich war voll großer, freudiger Erwartung an diesem Tage. Da meine Mutter in der Küche beschäftigt, war ich mir selbst überlassen und suchte im Vorzimmer zum Speisesaal meinen Gefühlen dadurch Ausdruck zu geben daß ich auf Stühlen und Bänken umhersprang. Im Zimmer stand ein Sopha, vor diesem ein Tisch, und ich, auf dem ersteren pirouettirend, verlor das Gleichgewicht, fiel auf den kantigen Fuß des Tisches und schlage mir ein Loch in die Stirn oberhalb des Auges, daß mir das Blut über das Gesicht floß. Natürlich fing ich schrecklich zu schreien an, und meine gute Mutter, sehr entschlossen, recitirte mir den Fabelvers: „Die Freuden, die man übertreibt, verwandeln sich in Schmerzen." Es wurde jedoch zu einem alten Chirurgus in der Nähe geschickt, der

Digitized by Google

auch bald im apfelgrünen Frack erschien, eine gewaltige Messingbrille auf der zinnobergefärbten Nase trug und mir den Kopf verpflasterte, ein Tuch darüber band und zu meiner Mutter sagte, es habe nicht viel auf sich, nur müßte ich das Schreien lassen, da sich sonst der Verband löse, morgen würde er wieder kommen.

Meiner Mutter lag nun daran, mich zu beruhigen und sie sagte zu mir, wenn ich jetzt recht artig und still sein wolle, dann solle ich auch mit den Herren an der Tafel sitzen; nun das half, ich wurde ganz ruhig.

Bald kamen denn auch die Herren und ich wurde neben meinen Freund, den Professor Buttmann, placirt, an der andern Seite saß Marheinecke. Nachdem ich Platz genommen, kam aber die gute Mutter und meinte, nun solle ich nur aufstehen und hinausgehen, wenn der Kuchen käme, würde ich wieder zugelassen werden. Der Vorschlag war mir ganz genehm, denn die lange Sitzung wurde mir langweilig, und ich war doch sicher, am Schluß der Mahlzeit vom Kuchen und Dessert meinen Theil zu erhalten. So folgte ich meiner Mutter und beruhigte mich. Als der Braten abgetragen wurde, kam ich denn auch wieder an den mir reservirten Platz und freute mich der Dinge, die da kommen sollten, als auch bald die mir gegenüberstehende Thür geöffnet wurde und ich weiß es nicht mehr, ob ein aufwartender Ganymed oder eine Hebe mit einer Platte, auf der sich eine weißgelbliche Substanz befand, eintrat. Mein Freund, der Professor Buttmann, rief nun in freudiger Erregung meinem Vater die Worte zu: „Das ist Recht, Rühs, noch einmal von dem vortrefflichen Stockfisch!“ Der Schlag aber war für den fünfjährigen Jungen, der sich seiner Kuchenideale so plötzlich beraubt sah, zu hart und er intonirte sein so lange Stunden unterbrochenes Geschrei mit neuer Kraft und neu eingelegten Variationen. Sofort erschien denn auch meine gute vorsorgliche Mutter und leitete mich aus dem Festsaale in das schon dunkel gewordene Schlafzimmer, wo ich ungestört fortbrüllte, bis sie mich durch Verabreichung eines Stück Kuchens beruhigte, dann schlief ich ein, um erst andern Morgens more solito durch die Vossische von Staats- und gelehrten Sachen erweckt zu werden. Da traten denn auch die Erinnerungen meines gestern erlebten Unglücks an mich heran, und meine Wunde begann zu schmerzen, aber ich schrie nicht, sondern fragte nur den Vater, weshalb er gestern statt Kuchen Stockfisch gegeben. Er aber nahm, die Zeitung fortlegend, mich zu sich und sagte, ich sei einmal recht dumm gewesen, Professor Buttmann habe gescherzt. Einige Tage darauf aber kam Letzterer Vormittags zum Vater, in dessen Arbeitszimmer ich spielte, und gab mir ein in das Papier der Vossischen gewickeltes Stück Kuchen mit den Worten: „Da hast Du Stockfisch, Stockfisch!“

II.

Der kleine und der große Zopf.

Moritz Busch läßt in seinen Ausplaudereien vom gastlichen Tische des Fürsten Bismarck in Versailles diesen sagen, daß er aus seiner Kindheit sich nicht entsinne, noch Leute mit Zöpfen gesehen zu haben. An einer andern Stelle dieses Buches aber fand ich die Aeußerung,

Digitized by Google

wie der Fürst als Kind von einem Hause der Markgrafen- und Behrenstraßen-Ecke dem Brande des Schauspielhauses auf dem Gensdarmenmarkt am 29. Juli 1817 zugesehen habe. Es ist darnach anzunehmen, daß er und ich als Kinder zu gleicher Zeit in Berlin waren, und auch ich habe in Berlin als Kind keine Leute mehr mit Zöpfen gesehen. Alle Bekannte, die im Hause meines Vaters verkehrten, trugen ziemlich kurz verschnittenes Haar und nur die mähnenhafte Frisur des Turnvater Jahn, mit dessen mir gleichalterigem Söhnchen ich mich nicht gut vertragen konnte, fiel mir auf. Zöpfe lernte ich erst als Knabe von sieben Jahren kennen, als meine zeitig verwittwete Mutter mit ihren Kindern von Berlin nach Greifswald übersiedelte. Auch dort trugen nur wenige alte Herren noch die ihnen von Jugend auf wohl bequem gewordene Haartracht, es war eine Mode, die, sprichwörtlich und lächerlich geworden, dahin führte, daß man heute Diejenigen, welche sie mitmachten, als Zopfträger oder Pedanten bezeichnet. Bin ich selbst nun alt geworden, so lese ich merkwürdigerweise fast täglich, wie sich die Gegenwart noch immer mit dem Abschneiden der Zöpfe beschäftigt, so denn auch, wie als ein Theil des alten Zopfes die lateinische Sprache bei den Doctorpromotionen auf unseren deutschen Universitäten abgeschafft sei.

Wenn gewiß zugegeben wird, daß die Anwendung der todten Sprachen bei manchen wissenschaftlichen Arbeiten sogar hinderlich sein mag, dürfte dieselbe dennoch bei der Vorbildung unserer Jugend für die akademischen Studien nicht zu entbehren sein, und mag wohl der mit dem Beginn unseres Jahrhunderts bereits officiell abgeschnittene Zopf oft da gesehen werden, wo er in der That nicht mehr existirt. Es läßt sich nicht verkennen, bei der Procedur des Zopfwickelns war eine gewisse Ordnung der Kopfhaare erforderlich, die ich als Kind schon in der Tracht des alten Jahn vermißte, und so sind denn auch die Ausdrücke Zopfzeit und Pedantismus identisch geworden, was uns denn wohl verleitet, den letzteren öfter mit der Gründlichkeit zu verwechseln.

Wenn ich nun aber von den alten Herren sprechen will, welche ich in meinen Kinderjahren noch als Zopfträger kannte, so muß ich da wieder die großen und kleinen Zöpfe unterscheiden. Zwei alte Herren kannte ich, die gewaltig lange Zöpfe trugen, der eine war ein General von C., ein Cavallerieofficier, von dem man das wenig zopfige Stückchen erzählte, daß er als Rittmeister ein Kanonenboot mit seiner Schwadron den Schweden abgenommen habe. Der Andere war ein Landesdirector v. B., der auf seinen Gütern wohnend, früher Gerichtsdirector, viel für die Verbesserung der agrarischen Verhältnisse Neuvorpommerns gethan, und namentlich mit zur Einführung des 1811 dort in Kraft getretenen Allodificationspatents gethan hatte.

Als ich den alten Herrn kennen lernte, hatte er noch manche Befassungen mit diesen Verhältnissen und war namentlich Sequester über einen großen Gütercomplex, der einer gräflichen Familie angehörte, die im Mannesstamme erloschen, um den nun von den entfernten Lehnsvettern in Baden, Hessen, Schweden und dem Großmeister des Johanniterordens in Wien mit den Allodialerben gestritten wurde.

Als Rechtsbeistand oder zweitem Sequester bediente sich der alte Landesdirector von B. der Hilfe des Bürgermeisters Meier in Greifswald, der ebenfalls einen Zopf trug und demnach in der Stadt gemein-

Digitized by Google

hin, wohl auch wegen der öfteren Wiederkehr des Namens, Zopf-Meier genannt wurde. Die Frau dieses alten Herrn war mit der Familie meiner Mutter verschwägert, und da wieder sein Enkel mein liebster Jugendfreund, war ich dort täglich im Hause und hatte bei diesen Besuchen öfter Gelegenheit, mit meinem Freunde die Zöpfe zu bewundern und zu vergleichen, wobei wir dann auch bisweilen darüber verhandelten, ob der große oder kleinere Zopf der schönere und zweckmäßigere sei. Jedenfalls hatte der lange Zopf etwas Imponirendes an sich, wenn er in erhabener Ruhe auf dem Rücken des Trägers hing, wogegen das kleine, kokett auf dem Kragen des Fracks des alten Bürgermeisters tänzelnde Zöpfchen etwas Heiteres, den Humor herausforderndes an sich hatte. So war denn die Entscheidung der beiden Knaben nicht ausgesprochen und erst die folgende Thatsache brachte uns beide zu der Ueberzeugung, der kleine Zopf sei zweckmäßiger als der große.

Es war im Sommer, wo die beiden alten Herren immer eine Reise nach den ihrer Sequestration unterstellten Gütern zu unternehmen hatten, und mochte nun dem alten Zopf-Meyer die Reise mit seinem Collegen allein langweilig werden, genug, er beschloß, daß sein Enkelkind, mein Busenfreund Ernst, ihn auf der Reise begleiten sollte, und so kam denn die zweifelhafte Frage, ob der kleine oder große Zopf zweckmäßiger sei, durch Thatsachen zur Entscheidung.

Die Mutter meines Freundes hatte diesem, damit er auf der Fahrt würdig erscheinen möge, einen neuen Merinorock mit kleinem Kragen, von sehr zarter Turteltaubenkehl-Farbe machen lassen, und mit diesem angethan, mußte er eines Morgens sieben Uhr auf dem Rücksitz einer alten gewaltig großen, in mächtigen Federn hängenden gelben Staatskutsche Platz nehmen, vor der vier starke, von den Gütern geschickte Pferde gespannt wurden. Die beiden alten Herren saßen im Fond, der Bürgermeister eine irdene Pfeife mit langem Stiel rauchend, wogegen der Herr von B. aus einem großen Meerschaumkopf dampfte. Auf dem hohen Bock der alten Glaskutsche thronte Klas, der Bediente, der ländliche Automedon saß hoch zu Roß und endlich setzte sich die ziemlich complicirte Maschinerie in Bewegung, nicht ohne schrecklichen Lärm auf dem Straßenpflaster zu machen. Klas balancirte vorne draußen, mein Freund auch auf seinem Sitz drinnen, und wunderte letzterer sich, wie sein Großvater nicht die irdene Pfeife zerbrach, sondern auch für diese stets das Gleichgewicht zu finden wußte. Noch in späteren Jahren erinnerte er mich oft an dieses Abenteuer seiner Kindheit und wie die Kutsche die Landstraße erreicht, in nicht übermäßig raschem Tempo sich der Stadt Grimmen, etwa dem halben Wege zwischen Greifswald und dem Bestimmungsorte der Expedition, dem gräflichen Schlosse zu Guitzin, genähert habe. Kurz vor dieser war ein sehr verhängnißvoller Knüppeldamm zu passiren, der allerdings denn auch für die Reisenden gefährlich wurde. Mein Freund war der erste, welcher sein Gleichgewicht verlor und zwischen die Füße der alten Herren gerieth, wobei sein Großvater, indem er ihm behülflich sein wollte, dasselbe wiederzugewinnen, die irdene Pfeife zerbrach und dann genug zu thun hatte, die glühende Tabaksasche auszudrücken. Dies gelang aber um so besser, als plötzlich die Kutsche hielt, welchen Umstand Ernst sofort benutzte, seine gesellschaftliche Stellung wieder einzunehmen.

Digitized by Google

Doch nun wurde der alte Herr v. B., der auf einem Auge ganz erblindet war und mit dem anderen nicht gut sah, unruhig und rief mit Stentorstimme nach dem Bedienten Klas, der schier ermattet von seinen equilibristischen Anstrengungen, das Gleichgewicht zu erhalten, mit anerkennenswerther Eile seinen gefährlichen Standpunkt verließ und, den Schlag der Kutsche aufreißend, nach den Befehlen des gestrengen Herrn fragte. „Weshalb der Aufenthalt?" meinte dieser, und: „Weiß nicht, gnädiger Herr", war die Erwiederung. „Dann sieh Dich darnach um", befahl der Gestrenge, und nach geraumer Zeit rapportirte Klas, wie es mit den Rädern nicht richtig gewesen, jetzt sei dies aber besorgt, und dabei ließ er seine beiden großen, ganz vom Wagenfett beschmutzten Hände sehen.

Nach einiger Zeit war denn die Stadt und das Wirthshaus des Herrn Stukert erreicht, der Wagen hielt vor der Thür, und der Wirth, bereits seit dem gestrigen Tage von der Ankunft der Herren unterrichtet, eilte, die alte Kutsche zu öffnen, ihnen herauszuhelfen und sie in das Haus zu geleiten. In der Thür stehend, sagte der alte Bürgermeister zum Bedienten: „Klas, nehmen Sie doch den Knaben aus dem Wagen", dessen Thür gleich nach dem Aussteigen der alten Herren wieder geschlossen war. Dies geschah und Klas nahm meinen Freund, der nicht recht wußte, was mit ihm geschehen, ihn in die Seiten fassend, aus dem Wagen und stellte ihn auf den Boden. Dieser sah dann zunächst auf seinen zarten Rock, der da, wo die großen Hände des Klas hingefaßt, den natürlichen Abdruck derselben in schönster Form und Schwärze zeigten, wenn es auch keine Druckerschwärze, sondern Wagenschmiere war.

Ueber diese Vernichtung seines neuen, so zarten turteltaubenkehlfarbenen Rockes, des Stolzes seiner Mutter, gerieth nun Freund Ernst, trotz seiner sieben und ein halb Jahre, in eine solche Extase, daß er laut heulend Thränen zu vergießen begann. Sein Großvater, der schon in ein Zimmer getreten war, eilte herbei, um ihn zu beschwichtigen, befahl den Rock möglichst zu reinigen und versprach dem Enkelchen, wenn es fein artig sein wolle, mit am Frühstückstisch als dritte Person erscheinen zu dürfen. Dies mochte die gewünschte Wirkung haben, Ernst schwieg und wurde nun am Tische placirt, wo der Landesdirector dem Fenster gegenüber, der alte Meier, diesem den Rücken zukehrend, Platz genommen hatten. Der Wirth, Herr Stuckert, war sehr stolz, seinen insonders geehrten vornehmen Gästen ganz frische Neunaugen serviren zu können. Die Herren langten zu, beträuften dieselben noch auf ihren Tellern mit Senf, Oel, Essig und bestreuten sie reichlich mit Pfeffer. Der Bürgermeister Zopf-Meier war bald mit einem dieser Halbfische fertig, als sein vis-à-vis die Bemerkung machte, seine Neunauge sei so hart, daß er sie nicht durchschneiden könne, und nun lenkten sich die Blicke des Großvaters und Enkels auf den Teller des alten halbblinden Herrn. Da gewahrten sie denn, daß ihm sein langer Hauptschmuck über die Schulter auf den Teller geglitten war und von seinem Herrn in der Oelsauce reichlich gepfeffert, mit der Gabel gespießt und mit dem Messer fruchtlos bearbeitet wurde. Ernst schrie wieder vor Bewunderung und sein Großpapa sagte sehr ruhig: „Mein verehrter Herr College, was Sie als einen Fisch zu zerschneiden versuchen, ist das untere Ende Ihres

Digitized by Google

Zopfes“ Nun fuhr der alte Herr, Messer und Gabel fallen lassend, mit der rechten Hand in den Nacken und zog auf diese Weise den von verschiedenen fetten, sauren und balsamischen Substanzen triefenden Zopf vom Teller auf den Rücken, wobei sein chocoladenfarbenheller Ueberrock allerdings die Spuren des Rückzuges erkennen ließ. „Klas“, rief er und dieser mußte mit ihm in ein Nebenzimmer gehen, wo ein anderer Rock angelegt und der Zopf neu gewickelt wurde. Bei meinem Freunde aber hatte sich nun der Gedanke Eingang geschafft, wie die Frage gegenwärtig entschieden und der kleine Zopf offenbar zweckmäßiger, ja auch hübscher sei, als der lange; er sprach also die geflügelten Worte: „Großpapa, Dein kleiner Zopf ist doch viel besser und hübscher, als der große und lange vom Herrn Landesdirector.“ — Der Großvater antwortete ihm: „Vielleicht wäre es besser gewesen, mein Kind, ich hätte den kleinen Zopf auch längst abgeschnitten, aber ich habe mich einmal daran gewöhnt und es wäre mir unbequem, ihn nicht zu tragen.“

Nach drei Tagen kam mein Freund denn in derselben Kutsche wieder zu Hause an, sein zierlicher Rock war verdorben und er schien sich auf der Reise gelangweilt zu haben, aber das Abenteuer mit dem Zopfe des alten Landesdirectors hatte großen Eindruck auf ihn gemacht und wir waren von nun an auch vollständig überzeugt, daß der kleine Zopf besser sei, wie der große.

Auch als wir in ein reiferes Alter traten, erinnerten wir uns häufiger dieser seiner Reiseepisode und als das Jahr 1848 auch uns mit seinen rasch folgenden Ereignissen überraschte, sagte ich zu meinem Freunde: „Nun ist doch sicherlich der alte Zopf gefallen.“ Er antwortete mir: „Vielleicht wäre die Conservation eines kleinen Theiles nicht übel gewesen.“ — Als ich ihm das Motto einer damals in unserm Wohnorte erscheinenden Tageblattes zeigte, „Zusammenstürzt das Alte, und neues Leben blüht aus den Ruinen“, meinte er, „schon richtig, nur die Fabrikation der Ruinen will mir nicht gefallen, denn diese muß sich von selbst und unmerklich vollziehen.

Das sind nun 32 Jahre her und heute noch wird mit Muth und Kraft der alte Zopf abgeschnitten, ohne daß unsere Zeit es sieht, wie sich bei der freien Frisur in unserer rasch und mit Dampf arbeitenden Zeit eine ganz andere, aber weniger ordentliche Haartracht gebildet hat.

C. R.

Digitized by Google

Das Wasser in seiner culturgeschichtlichen Bedeutung.

Von **Werner Hesse.**

Jahrtausende lang haben sich die Menschen damit begnügt, vier Elemente als den Grundstoff der ganzen Schöpfung anzusehen. Man sagt, daß diese Lehre von Aristoteles in die Wissenschaft eingeführt worden sei, es bedurfte aber eines solchen Gewährsmannes nicht, denn die Natur selbst hat vom Anbeginn der Zeiten die Erkenntniß den Augen nahe gelegt, daß alles Leben in dem bald feindlichen, bald freundlichen Zusammenwirken des Wassers, der Erde, des Feuers und der Luft begründet ist. Dieser Gedanke hat sich so eingebürgert, daß er auch durch die scharfsinnigen Forschungen der Gelehrten der Neuzeit, welche die Zahl der Elemente durch Scheidung in weitere Grundstoffe bedeutend vermehrt haben, nicht erschüttert worden ist. Was liegt dem Volke im Allgemeinen daran, aus welchen Gasen und Basen ein Element bestehen soll, es rechnet mit ihm in seiner ausgebildeten Gestaltung und benutzt seine Kräfte, wie es sie gebraucht. Höchstens nimmt nur der Fachmann auf die Einflüsse der Bestandtheile Rücksicht, wenn ihm dies einen größeren Nutzen verspricht. So beachten unter Anderen die Land-, Forst- und Bergleute die Lage der Erdschichten; Schmiede, Köche u. s. w. wissen den verschiedenen Hitzegrad eines Feuers zu schätzen und geschickt zu verwerthen, Aerzte und Balneologen führen die Heilkraft eines Wassers auf dessen Bestandtheile zurück, Gärtner legen bestimmte Beete gern dort an, wo die warmen Winde streichen, aber Schutz gegen kalte Luftzüge vorhanden ist.

Im großen Ganzen ist die Praxis bei Verwerthung der ursprünglichen vier Elemente demnach dieselbe geblieben. Es sind Geschwister, auf deren Zusammenwirken, wie gesagt, alles Leben, Licht, Kälte, Wärme, Wachsthum und Gedeihen begründet ist, in ihnen ruht aber auch der Keim des Todes, der an allem Irdischen haftet. Alle Völker, welche über die Schöpfungsgeschichte nachgedacht und uns ihre Ansichten hinterlassen haben, kommen darin überein, daß sie das Wasser als den Urstoff hinstellen, aus dem sich Alles durch Scheidung entwickelte. In der Bibel heißt es: „Und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser". Moses stützt sich bei der weiteren Schilderung der Schöpfung jedoch ganz auf echt menschliche Anschauungen, indem er Gott demnächst vor Allem das von ihm unverstandene Licht hat schaffen lassen, um sehen zu können, was er mache, dann aber beschäftigte sich Gott nach seiner Ansicht wieder mit dem Wasser. Das Letztere sammelte sich als Meer, aus dem Paradiese aber erquoll ein sich vierfach zertheilender Strom,

Digitized by Google

dessen Ursprung andere orientalische Sagen den Quell des Lebens nennen.

Bei der Erschaffung des Menschen spielte das Wasser dann wieder eine Hauptrolle, denn er erstand dadurch, daß Gott Erde durchfeuchtete und zu einem Erdkloße bildete, dem er menschliche Gestalt gab. Auch Ovid geht in seinen Metamorphosen von demselben Standpunkte aus, welches Lersch in seiner vortrefflichen Geschichte der Balneologie sehr natürlich findet, denn der Mensch sei ein mobiles Wasserschloß. Der menschliche Körper bedarf zu seiner Unterhaltung des flüssigen Elements, wobei es nicht in Betracht kommt, in welcher Mischung und Lösung dasselbe ihm zugeführt wird. Das Ueberflüssige scheidet er wieder aus, die Verbindung des Wassers mit dem geistigen Leben des Menschen ist aber so innig, daß man mit Recht die Thräne für eine Erleichterin des Herzens hält. Die Inder faßten das Wasser ebenfalls als die Bewegung und Leben bringende Kraft auf, die Alles durchdringt. Wo sie fehlt oder in ungenügender Weise ihren Einfluß ausübt, da gewinnt die frühere Oede wieder Ueberhand, und es entsteht Kälte und Erstarrung. Unsere Vorfahren, die Germanen, drückten den Gedanken über die Thätigkeit des Wassers, wie die hellsehende Völe in der Edda angiebt, höchst poetisch so aus: Weißer Nebel habe den Zeitenbaum, die Esche Yggdrasill, benetzt, davon komme der Thau, welcher in die Thäler falle. Immer grün stehe der Baum über Urds(Wort)brunnen, aus dem selbst die Götter täglich trinken mußten, um Weisheit zu bekommen. Das Wasser erfrischte nach ihrer Ansicht die Lebensgeister der Götter und Menschen; ein Jeder macht an sich die Erfahrung, wenn er ermattet ist und aus einer lebendigen Quelle trinkt. Das Gedächtniß wird klar.

Dem einfachen menschlichen Verstande mußte die alltägliche Erscheinung bald einleuchten, daß der Einfluß des Wassers ein doppelter war. Als Thau und Regen fiel es hinab und schaffte dann die Quellen, die durch die porösen Schichten des Erdbodens sich ausbreiteten und sprossendes Leben hervorbrachten. Anstatt des periodisch und in einigen Gegenden nur selten herabfallenden Himmelsnasses übertrugen die Menschen ihre Dankbarkeit für den segenspendenden Einfluß auf die ununterbrochen sprudelnden Quellen, welche ihnen als geheiligt gelten mußten. Das Heidenthum personificirte die Kräfte des Wassers in geistige und göttliche Wesen, deren oft plumpe Symbole am Rande der Quelle aufgestellt wurden. So hing der Anfang aller Gottesverehrung gewissermaßen mit dem Wasser zusammen. Die ältesten und berühmtesten Tempel bargen in ihren Mauern Brunnen, und diese galten als das Allerheiligste des Gotteshauses. Ueber der Quelle des Ganges im Himalaya hatten die Hindus den Tempel Bhaizawa erbaut, und es war eine Pflicht der Gläubigen in dem ganzen weiten Lande, wenigstens einmal im Leben dorthin zu wallfahrten, um sich durch ein Bad in dem Lebenswasser zu entsühnen. Bei jeder Pagode befindet sich in Indien ein Brunnen oder Teich. Salomo wählte für seinen prächtigen Tempel die Stelle aus, wo noch jetzt der von den Arabern verehrte Seelenbrunnen, Birr-Arruah, entspringt. Er verschloß denselben mit einer Steinplatte, woher er den Namen des versiegelten Brunnens erhielt, der in vielen Legenden und auch bei den späteren Alchymisten als Ursitz aller Weisheit eine große Rolle spielte. Salomo stiftete so einen Sammel-

Digitized by Google

platz und ein Bindemittel des ganzen Volkes, was für die Entwickelung der gesellschaftlichen und nationalen Verhältnisse in Judäa von der größten Bedeutung war. In der großen Moschee zu Mekka lag der heilige Brunnen Zemzem. Ein Trunk aus demselben sollte wunderbare Wirkung auf den Geist und Körper des Menschen ausüben, denn die Urgeschichte der Entstehung des Menschengeschlechtes führt man auf dieses Wasser zurück. Es war unzweifelhaft eine Erinnerung an die im Orient verbreitete Sage von der Schaffung des ersten Menschenpaares, denn auch die Bibel sagt: „Erkennet die Brunnentiefe, aus der Ihr gegraben seid!" Hiermit hängt es dann zusammen, daß man in unserer Zeit an vielen Orten Teiche und Brunnen zeigt, aus welchen die Kinder geholt werden. In der griechischen und römischen Mythologie und Sage finden wir sehr viele berühmte Quellen erwähnt, über und neben welchen sich Tempel erhoben, die großen Ruf im Lande genossen. Der kastalische Quell bei Delphi, die Arethusa auf Sicilien, die Lerucea zu Korinth und viele andere gehörten zu den gefeiertsten Griechenlands und Italiens. Aus der ersteren durften nur die Tempeldiener schöpfen, in Rom besorgten dies Geschäft bei einigen Brunnen die Vestalinnen, welche reine Jungfrauen sein mußten; ein Wasserkrug auf dem Grabmal deutete deshalb auf die Reinheit der Verstorbenen hin. Der Dreifuß zu Delphi, auf welchem die weissagende Pythia saß, befand sich über einem Schlunde, der auch eine Beziehung zu dem Wasser hatte. In diesen Abgrund sollte sich die Deukaleonische Flut verloren haben, in der, wie in der Sündflut, die ganze Menschheit ertrunken war. Sie hatte den Styx in der Unterwelt gebildet, bei welchem die heiligsten Eide geschworen wurden. Wer ihn brach, der verfiel dem Orkus, d. h. der ewigen Verdammung.

Eine Versündigung an dem Wasser galt als ein sehr schweres Verbrechen, deshalb waren selbst Brücken geheiligt. Man schmückte sie durch Statuen von Göttern, und selbst im Christenthum hat diese Anschauung noch ihre Geltung nicht verloren, wovon so manches Bildniß der Gottesmutter und des heiligen Nepomuk Zeugniß giebt. Diese Ansicht wird im Allgemeinen nicht durch die Thatsache entkräftigt, daß man mancherlei Legenden an diese Statuen geknüpft hat, die lokale Beziehungen haben. Zu den Brücken verwandte man ungern Eisen, da die Verwendung dieses, dem Wasser am schwersten zugänglichensten Metalls als ein Zwang angesehen wurde. Xerxes, welcher auf seinen Heerzügen reichen und schönen Quellen als Zeichen seiner Verehrung Denkmale setzte, versündigte sich durch Peitschung des Hellesponts so sehr an dem Wasser, daß Herodot dieses Verfahren für bedeutungsvoll genug hielt, um es in seiner Geschichte zu erwähnen. In Griechenland ist es unzweifelhaft als ein Zeichen seines Unglücks aufgefaßt worden.

Für alle gottesdienstliche Handlungen gehörten Abwaschungen und Bäder zu den nothwendigsten Vorbedingungen. In allen orientalischen Religionen sind dieselben deshalb auch gesetzlich angeordnet. Ein Bad im Ganges gilt von den ältesten bis in unsere Zeiten zu den Gott wohlgefälligsten Verrichtungen, es hat nach der Ansicht der Inder eine körperlich reinigende und geistig entsühnende Kraft. Selbst der Tod in seinen Fluten führt zu einer sicheren innigen Vereinigung mit Brahmà, er wird deshalb nicht gefürchtet, sondern oft freiwillig herbeigeführt.

Digitized by

Die Leichen werden ihm massenhaft überantwortet. Die berühmtesten Wallfahrtsorte und Tempel befinden sich am Ufer des heiligen Stromes, dieselben Grundideen, welche Salomo bei der Auswahl des Platzes für den Tempelbau leitete, tritt hier also noch in erweitertem Maßstabe, indem man die ganze Strecke eines Stromlaufes weihete, zu Tage. Die egyptischen Priester mußten sich fünfmal, und zwar dreimal des Tages und zweimal des Nachts baden, um gereinigt vor die Gottheit zu treten. Die Bewohner des Pharaonenlandes waren durch den Einfluß des Nils auf die Ertragbarkeit des Bodens, welcher sich durch große, segensreiche Ueberschwemmungen bemerkbar machte, noch besonders auf die dankbare Verehrung des Wassers hingeleitet. Kein Opfer erschien ihnen werthvoll genug, um dieser Gesinnung Ausdruck zu geben. Sobald der Nil anfing zu wachsen, wählte man deshalb eine schöne Jungfrau aus, schmückte sie und stürzte sie unter großen Feierlichkeiten, woran das ganze Volk Theil nahm, in den Strom, damit er segensreich wachse. Es war ein mit Opfer verbundenes Gebet um Fruchtbarkeit, dessen Grundgedanke sich auch bei anderen Völkern und bis über das Mittelalter der kirchlichen Zeit hinaus verfolgen läßt, wenn er auch in milderer Form auftritt. So steht der Gebrauch, von dem aus Deutschland und dem ganzen gebildeten Europa bis in das siebzehnte Jahrhundert berichtet wird, daß Neuvermählte mit ihren Gästen als Zeugen ein gemeinschaftliches oder nach dem Geschlecht getrenntes Bad genommen haben, unzweifelhaft hiermit im Zusammenhange. Die durch den jüdischen Cultus vorgeschriebenen Abwaschungen und Bäder sind bekannter. Vor jedem Gebete mußten die Priester in Jerusalem Hände und Füße durch Wasser reinigen. Zum Bade benutzten sie das eherne Meer, einen großen Behälter, der über 2000 Kubikfuß Wasser fassen konnte. Solche eherne Meere finden wir auch aus Griechenland, namentlich von Samos erwähnt. Der Hohepriester benutzte zu seinen fünfmaligen Bädern, welche am Versöhnungstage sogar verdoppelt wurden, einen besonderen Brunnen. Daß nach den Opfern ebenfalls eine Wasserreinigung stattfand, ist selbstverständlich. Die Abwaschungen galten für so unerläßlich, daß in wasserarmen Gegenden sogar Abreibungen mit Sand gestattet waren.

In allen griechischen Tempeln befanden sich am Eingange Becken mit Wasser aus einem geheiligten Brunnen, womit sich die Eintretenden Hände, Stirn und Augen benetzten. Auf der Akropolis in Athen hielt ein eherner Knabe ein solches Becken, in diesem Gebrauche sehen wir also das Vorbild zu der Weiheschale, die in katholischen Kirchen noch stets meistens an einem der ersten Pfeiler angebracht wird. Ehe ein Grieche den Orakelspruch zu Delphi vernehmen durfte, mußte er sich durch Wasser gereinigt haben. Aehnliche Gebräuche besaßen die Römer, nach blutiger Arbeit in der Schlacht entsühnten sie sich auch durch ein Bad im lebenden Flusse. Diese tiefere Bedeutung der Abwaschung wird besonders hervorgehoben. Bei der Gründung und Erbauung christlicher Kirchen hat man früher, wie man durch viele Beispiele beweisen kann, auf Quellen sehr Bedacht genommen. Unter den Sehenswürdigkeiten derselben zeigt man den Besuchern Brunnen oder Plätze, deren Wasser man für die Taufe und das Weihwasser benutzte. In dem Dome zu Paderborn befindet sich eine solche Quelle, die man als den Haupt-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Idylle von Mutterglück.

Digitized by Google

Digitized by Google

ursprung der Pader ausgiebt. In der Kunibertskirche zu Köln, an der Liebfrauenkirche zu Nürnberg, in Aachen, in der Schweiz kann man unter Anderen solche Kirchenbrunnen sehen. Nicht selten legt der Volksglaube dem Wasser aus demselben eine besondere Heilkraft bei, so gilt der im ganzen Rheinlande bekannte Adelheidsbrunnen bei Putzchen unweit Bonn, wohin zur Zeit einer Kirmeß im September jährlich Tausende wallfahrten, als sehr heilbringend gegen Augenkrankheiten. Wenn auch hierbei meistens eine gewisse Speculation maßgebend gewesen ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß eine Menge Legenden, welche sich an heilige Brunnen knüpfen, den frommen Aberglauben begünstigt haben. Viele Kirchen und Klöster leiten ihren Namen von einer Quelle ab. Wenn wir die Sagengeschichten der Völker durchgehen, so muß es uns auffallen, wie die Leute bestrebt gewesen sind, die wundervollsten und merkwürdigsten, dennoch oft so natürlichen Ereignisse als Ursachen für die Auffindung einer Quelle anzugeben. Bald hat sie der Hufschlag des Pferdes eines Kaisers hervorgerufen, eine kranke Hindin, ein anderes zahmes oder wildes Thier suchte sie auf und machte die Menschen darauf aufmerksam. Jedesmal aber erschien die Quelle als Helferin in der Noth, und dadurch war von vornherein ihr Ruf gegründet. Alle diese Legenden haben einen gewissen poetischen Hauch, ebenso wie auch in der Bibel die schönsten Geschichten an Brunnen und Quellen haften.

Sagen sind namentlich viel an Mineralbrunnen geknüpft, denen man fast göttliche Verehrung erwies. Von den Römern kann man es als unzweifelhaft annehmen, daß sie Opfergeschenke hineingeworfen haben. Häufige Funde von altrömischen goldenen, silbernen und kupfernen Münzen, deren Zahl oft sehr beträchtlich war, von Votivsäulen und Vasen auf dem Boden solcher Quellen liefern dafür den Beweis. Auch in den an Edelmetallen reichen Gegenden Amerikas fand man das Verfahren bei den Indianern im Gebrauch, Goldspenden in die Quellen und Teiche zu versenken. Die alten Egypter weihten dem Nil Fruchtgarben, die sinnigen Griechen wanden Blumenkränze und warfen sie in die Flüsse. Opfer von Thieren, von denen auch noch Horaz erzählt, waren bei vielen Völkern gebräuchlich, unsere Vorfahren haben sie ebenfalls gekannt. Nach der Einführung des Christenthums in Deutschland wird in mehreren kirchlichen Verordnungen davor gewarnt, und selbst im Jahre 1556 hielt man es noch für nöthig, in den Pyrmonter Brunnengesetzen darauf aufmerksam zu machen, daß es unstatthaft sei, der heiligen Heilquelle daselbst göttliche Ehre zu erweisen. Theilweise hatte die Geistlichkeit selbst diese Volksanschauungen dadurch begünstigt, daß sie die heidnischen Gebräuche in den christlichen Kultus übernahmen und an vielen Orten Quellen und Teiche alljährlich an einem bestimmten Tage einsegneten und sie gewissen Heiligen weiheten.

Wie man früher in vielen Gegenden schon die Abwaschung der Todten vor der Bestattung für unerläßlich hielt und ihnen auch wohl einen Wasserkrug mit in die Gruft gab, so pflegten auch die christlichen Geistlichen den Sarg mit geweihtem Wasser zu besprengen. Das Wasser begleitete also den Menschen auch in religiöser Hinsicht von seinem Eintritte in das Leben bis zu seinem Ende. Die feierliche Waschung der Neugeborenen, wobei denselben meistens der Name gegeben wurde, fand bei vielen alten Völkern lange vor Einführung des Christenthums statt.

Digitized by

An der Taufe betheiligten sich die heidnischen Priester nicht, sondern sie besorgten die nächsten Verwandten. Sie war somit eine Handlung, die mit dem gesellschaftlichen Leben zusammenhing und bei den germanischen Völkern, wie wir aus den erhaltenen nordischen Berichten entnehmen können, sogar von hoher Bedeutung war. Isländische Mittheilungen müssen uns, da leider in Deutschland alle einheimischen Nachrichten über die frühesten Verhältnisse unserer Voreltern durch die Ungunst der Verhältnisse verloren gegangen sind, hierbei den Leitfaden abgeben.

Daß bei den deutschen Völkern überhaupt dem Vater das Recht zustand, über das Leben des Neugeborenen zu bestimmen, ist hinlänglich erwiesen. Wie dieses Recht nun ausgeübt wurde, finden wir mehrfach in nordischen Berichten erzählt. Hob der Vater das Kind kurz nach der Geburt auf, so war das Leben desselben gesichert. Er tauchte es dann selbst in Wasser oder übergab es einem sehr nahen Verwandten, um dies Geschäft zu besorgen. Der Taufer hatte dem Kinde einen Namen, meistens von dem Großvater oder der Großmutter, zu geben und ein Geschenk hinzuzufügen, um, wie es hieß, den Namen zu feiten. Durch diese Abwaschung war also schon zu heidnischer Zeit die Aufnahme des Sprößlings in die Familie bedingt. Nach Einführung des Christenthums fand gewöhnlich, wenn Erwachsene getauft wurden, eine zweite Namengebung nach einem Heiligen statt. Die heidnische Abwaschung wurde an dem nackten Kinde vollzogen, bei einer späteren Taufe trugen die Täuflinge weiße Hemden.

Wenn wir von der Bedeutung des Wassers in Bezug auf die culturgeschichtlichen Verhältnisse der Menschheit sprechen wollen, so müssen wir vor Allem der Pfahlbauten gedenken, deren Ueberbleibsel in der letzten Zeit so häufig in größeren Gewässern, namentlich stehenden Teichen und Seen zu Tage gefördert worden sind. Die Menge derselben in vielen Theilen der Welt läßt nicht daran zweifeln, daß die Menschen bis zu einer gewissen Zeit sich lieber dem Wasser, als der Erde anvertraut haben, wenn nicht vielleicht hierbei auch eine tiefere Beziehung sich geltend gemacht hat. Das steht fest, daß die meisten Völker einen Untergang der Welt mehr vom Feuer, als vom Wasser erwarteten, und auch jetzt ist dieser Glaube noch allgemein verbreitet. Bei den Indianern in den Tropenländern Südamerikas und anderswo findet man diese Ansiedelungen im Wasser noch jetzt sehr gebräuchlich, ohne daß die Nothwendigkeit hierfür zu Tage tritt, die Leute wissen einen triftigen Grund auch nicht anzugeben. Wenn diese Wasserbauten auch einen gewissen Schutz bieten, indem sie den Angriff einzelner reißenden Thiere abhalten, so sind doch so viele andere Gefahren und Unbequemlichkeiten damit verknüpft, daß die Wagschalen nach beiden Seiten sich gleich bleiben dürften. Es fehlen uns leider jede Nachrichten über den Zweck und die Einrichtung der Pfahlbauten, die Zeichnungen, welche man hier und da über die Beschaffenheit solcher Dörfer entworfeu hat, sind Gebilde der Phantasie und entbehren sicher mancher charakteristischen Merkmale, somit bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Thatsache festzustellen, daß der Mensch schon früh bei der Schaffung seines Heims sich zu dem Wasser gehalten hat.

Wenn wir den Werth des Wassers für alles irdische Dasein im Auge hatten, so kann es nicht auffallen, daß zu jener Zeit, wo der

Digitized by Google

Mensch zum Ackerbau und zur Viehzucht griff, er auch die Nachbarschaft der Quellen und Gewässer als den geeignetsten Platz ansah, um sich mit der Familie fest anzusiedeln. Die Stellen, wo zwei Flüsse sich vereinigen, haben von jeher eine eigene Anziehungskraft gehabt, sie wurden besonders heilig gehalten und genossen bei der Wahl eines Wohnortes stets einen Vorzug. Im Orient ist noch jetzt fast jede Wasserquelle in weitesten Kreisen bekannt, an deren Ufer man sich zusammenfand, überall aber wurden die Flüsse bald die natürlichsten Verkehrsstraßen, welche man ohne Mühe benutzen konnte. Das Wasser, das von vornherein zum Unterhalt des Körpers gedient hatte, erschien bald eben so wichtig für die Pflege der Reinlichkeit und Gesundheit. Gegen Feuersgefahr zeigte es sich als das einzige und beste Mittel, sein größter nationaler Werth aber bestand schließlich darin, daß es die Menschen zu Menschen führte, als der erste rohe Kahn gebaut wurde. Mehr zu Wasser, als zu Lande ist die Welt entdeckt worden, der Haupttheil des Handels ist mit dem Wasser eng verbunden, ebenso wie der materielle und geistige Austausch der Menschen unter einander bis in die größten Entfernungen sich auf dasselbe stützt.

Unter allen den Vortheilen, welche das Wasser bietet, ist wohl die hygienische Bedeutung desselben besonders hervorzuheben. Sie stellt sich im Trinken und Baden heraus. Unzweifelhaft hat man schon früh Vorzüge der einen Quelle vor der andern festgestellt, denn man findet oft in den ältesten Schriften die Klarheit, Frische, den guten Geschmack einzelner Brunnen hervorgehoben, anderen legt man giftige, selbst tödtliche Kräfte bei. Dies hängt mit der Erkenntniß der Reinheit, oder des Einflusses mineralischer Bestandtheile und Gase natürlich zusammen. Wie Xerxes, haben auch manche Andere an dem Ufer einer schönen Quelle Steindenkmale mit lobenden Sinnsprüchen gesetzt, Dichter verherrlichten sie und wie Horaz den Blandusischen Quell preist, so nennt Pindar das Wasser die beste Gabe. Reizende Quellen in stiller Waldeinsamkeit, Seen und vor Allem das Meer geben noch jetzt den Stoff ab für die anmuthigsten und großartigsten Schilderungen. Dem Maler erscheint eine Landschaft ohne Wasser todt. Homer unterscheidet die Quellen nach ihrer Beschaffenheit, und der persische Dichter Firdusi hat bei der Abfassung seines großartigen Werkes, der Shahnameh, daran gedacht, die Kosten zu erschwingen, um durch einen Kanal Wasser zu seinem Besitzthum zu leiten. Mit der wachsenden Bildung stieg auch die Erkenntniß des Werthes eines guten Trinkwassers. Im Orient, im alten Karthago, in Griechenland und Italien sehen wir noch jetzt die Ueberreste prächtiger, großartiger Wasserleitungen. Die Völker haben auf der höchsten Stufe der Bildung keine Kosten gescheut, um dem Wasser sein Recht angedeihen zu lassen. Ja wir können sagen, daß wir in dem Cultus dieses flüssigen Elements einen Maßstab für den geistigen Standpunkt des Volkes haben. So lange es in seiner natürlichen Beschaffenheit verwerthet wird und es als kostbares Erfrischungs- und Belebungsmittel dient, da stärkt es den Körper und sichert den Völkern einen hervorragenden Standpunkt, wenn es dagegen zur Nebensache hinabsinkt und durch die künstlichsten Mittel nur dem Luxus dient, da verweichlicht und entnervt es und führt die Nationen dem Untergange entgegen. Eine heiße Quelle, wie sie aus dem Felsen in Wildbad unge-

Digitized by Google

künstelt hervorsprudelte und Eberhard den Greiner von einem hartnäckigen Siechthum wunderbar befreite, ist eine herrliche Gabe; wenn aber Gesunde und Kranke in dem übermäßigen täglichen Gebrauche von warmen Bädern den Hauptgenuß des Lebens suchen, rauschende Vergnügungen bei Tage und Nacht die natürlichen oder künstlich bereiteten Thermen umgeben, da erschlaffen die Muskeln und werden unfähig zu hartem Mühen. Kein Volk hat uns hierin einen bessern Fingerzeig gegeben, als das römische. Die Schilderungen der Schriftsteller der Kaiserzeit von dem damals herrschenden üppigen Leben, die Ruinen der städtegleichen Thermen Roms und ihrer Hauptniederlassungen im Auslande führen es uns vor die Augen, daß die mächtigste Nation der Erde kläglich vor den Deutschen zusammensank, welche selbst zur Winterzeit im kalten Flusse badeten, wie es die Spartaner im Eurotas thaten.

Auch wir haben merkwürdige Wandlungen in Bezug auf die Verwerthung des Wassers durchgemacht. Die römischen Schriftsteller rühmen an unseren Vorfahren, daß ihnen die Abhärtung des Körpers durch kalte Bäder vor Allem am Herzen lag. Sie ließen sich auf ihren Eroberungszügen nicht durch die Pracht der römischen Thermen bestechen, mancher stolze Prachtbau derselben ist von ihnen sogar zerstört worden. Sie hielten das natürliche Wasser aber heilig, und als der starke Gothenkönig Alarich starb, wußte man keine geweihtere Stätte für seinen Leichnam, als tief im Bette des Flusses Busento. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Art der Bestattung mehr mit der Auffassung unserer Vorfahren zusammenhing, als man gewöhnlich glaubt. Nordische Helden ließen sich ihren Grabhügel gern an der brausenden See aufthürmen, wie Achilleus am Strande des Mittelmeeres ruhte. Sie meinten, ihr Geist vernehme die Zeichen des beweglichen Elementes, zur Nachtzeit erwache derselbe und unterhalte sich dann, da meistens mehrere Helden neben einander gebettet waren, über vergangene Zeiten.

Das Nibelungenlied erzählt uns, daß Brunhilde und Krimhilde im freien Rheine gebadet haben, so mag es bis zu den Kreuzzügen gehalten worden sein. Zum Glück haben weder die römischen Feldzüge, noch die Bekanntschaft mit den verweichlichten Sitten des Orients keinen allzu verderblichen Einfluß auf unser Volk ausüben können, denn das rauhere Klima der Heimat, wohin sie zurückkehrten, und die Strapazen steter Fehden ließen sie nicht zum ruhigen Genusse des Lebens kommen. Warme Bäder wurden aber während des Mittelalters in allen Hauptstädten Deutschlands eingerichtet, wogegen das Schwimmen in Flüssen und Seen immer mehr abnahm. Petrarca erzählt zwar, daß er in Köln Mädchen und Frauen blumenbekränzt in der Johannisnacht zum Rhein habe wandeln gesehen, sie wuschen aber nur Hände und Füße. Zu derselben Zeit aber waren die Sicilianer, Genuesen und Venetianer als tüchtige Schwimmer bekannt. In Deutschland war das Baden in Flüssen von den Kreuzzügen bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein nur mäßig im Gebrauche, noch weniger gab es Vorrichtungen, um den Leuten den Genuß erfrischender Naturbäder zu erleichtern. Auch in den eigentlichen Curorten fehlte es an jedem Luxus für gewöhnliche Brunnengäste, die Fürsten dagegen, welche sich dort einfanden, brachten die ganze Ueppigkeit ihres Hofstaates mit. Ein jeder der vielen hohen Herren wollte in seinem Lande einen Curort haben, die Mineralquellen

kamen mehr als je in Aufnahme, aber die Quelle wurde zur Nebensache, rauschende Vergnügungen, Tanz und Hazardspiele füllten die Stunden aus, bis in den Folgen der französischen Revolution das ganze glänzende Leben der die Franzosen nachäffenden höheren Kreise zu Grunde ging. In dem Volke aber war bereits in der Mitte des Jahrhunderts die Lust an erfrischenden kalten Bädern wieder erwacht, nachdem tüchtige Mediciner und andere klare Köpfe den Werth derselben zur Hebung des Volkswohls erkannt und sie mit einer gewissen Begeisterung angepriesen hatten. Es war eine gegen die Ueppigkeit der Mineralbäder gerichtete und aus dem Volke selbst hervorgegangene Reaction, die mit der ganzen damals beginnenden Sturm- und Drangperiode zusammenhing. Man strebte in allen Zweigen der Volkserziehung nach einer Wiederkehr zur Natur. Die Schriften der Männer, welche zu Gunsten des kalten Wassers und einer vernünftigeren Verwerthung der mineralischen und heißen Quellen in gleichem Maße auftraten, fanden einen gewaltigen Anklang. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, Frankreich, Italien und anderen Ländern machte sich dasselbe Bestreben geltend.

In England hatte man es sich angelegen sein lassen, der Einrichtung der Seebäder die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, Bath galt bald als Muster für alle Küstenorte. Dobberan und manche andere Seebäder erstanden in Deutschland und wurden stark besucht. An der Donau, namentlich in Wien, am Rhein, an der Elbe und an allen kleineren Flüssen errichtete man Anstalten, um dem Volke die Benutzung der Strombäder zu ermöglichen. In Berlin machte sich besonders Hufeland sehr verdient, indem auf seine Veranlassung in der Spree ein damals als sehr zweckmäßig gerühmtes Badehaus gebaut wurde. Der Ruin, welcher auch unserm Volke durch den Luxus der Thermen drohte, wurde hierdurch ausgeglichen. Die Revolution, die sich auf politischem Felde Bahn brach, machte sich auch auf derselben Grundlage von unten nach oben geltend, wo es sich um Regeneration des Volkes in gesundheitlicher Beziehung handelte, und dieses Bestreben hat mächtig gewirkt und seine guten Früchte getragen. Allmälig zeigten sich die Einflüsse des erwachenden Volksgeistes auch in den Luxusbädern, deren Verhältnisse durch die langen Kriege und den Machtverlust mancher hohen Herren, die sie früher begünstigten, einen harten Stoß erhalten hatten. Man sah ein, daß die Bäder nur durch vernünftige Einrichtungen, welche dem eigentlichen Zwecke derselben entsprachen, ihre Anziehungskraft bewähren konnten. Die Badeeinrichtungen traten in den Vordergrund, man sorgte für gute Badestuben, Einfassung der Quellen, die Anlage von Trinkhallen und Spazierwegen. Alles, was zur Erheiterung und Bequemlichkeit der Brunnengäste dienen konnte, beachtete man, das unselige, aufregende Hazardspielen wurde abgeschafft, und so sehen wir uns jetzt auf dem richtigen Wege, auf welchem wir mit der Natur und dem Wasser wieder in Einklang kommen.

Wenn man auch zugeben muß, daß einige denkende Köpfe im Lauf der Jahrhunderte und von den ältesten Zeiten an es immer versucht haben, der Kaltwasserbehandlung das Wort zu reden, so ist doch erst in unserer Zeit dieselbe nach ihrem vollen Werthe zur allgemeinen wissenschaftlichen Geltung gekommen. Unter den Griechen wurden Galen,

Digitized by Google

Hippokrates und Asklepiades als ihre Gönner genannt, im Tiber zu Rom gab es zur Zeit der Kaiser Bade- und Schwimmanstalten, die deutschen Kaiser Otto II. und Friedrich I. liebten die Flußbäder, von denen der Letztere sich sogar den Tod holte. In Italien wandten einige Aerzte Kaltwasserbäder selbst gegen die nach dem Mittelalter auftretende Pest, so wie gegen Krämpfe an. Im vorigen Jahrhundert gebrauchte man sie sogar gegen Gicht und katarrhalische Zustände. Ein sicilianischer Mönch, Maria de Castrogiane, war um 1724 berühmt als Kaltwasserdoctor. In Deutschland traten Fr. Hoffmann, Unger, Zimmermann, Pietsch und Andere auf, welche das Trinken und Baden im kalten Wasser besonders empfahlen. Einen Weltruf aber errang Vincenz Prießnitz, als er Anfangs der zwanziger Jahre unserer Zeit auf dem Gräfenberge durch seine Wassercuren die größten Erfolge erzielte. Seitdem hat sich dieses Heilverfahren in immer größerem Maßstabe ausgebreitet. Deutschland besitzt eine Menge derartiger Anstalten und viele Leidende verdanken ihnen ihre Genesung und Heilung.

Wenn auch in volkswirthschaftlicher Beziehung die Anwendung von Wasserkraft durch Einführung des Dampfes an Ausdehnung geschmälert ist, so können wir doch nicht leugnen, daß die Minderbenutzung nur scheinbar ist. Wir verwerthen das Wasser nur in anderer Weise, denn es ist der Vater des Dampfes, durch die vereinigte Verwendung zweier sich widerstrebender Elemente entsteht die Dampfkraft. Sie erfüllt auf den Eisenbahnen und auf Meeren und Flüssen denselben volkswirthschaftlichen Zweck, dem das Wasser schon seit den ältesten Zeiten diente, die Menschen und Völker einander zuzuführen.

Wir können uns also Glück wünschen, daß wir zur vernünftigen Erkenntniß der vollen Bedeutung des Wassers für das menschliche Dasein zurückgekehrt sind, denn das Beste ist, wie Pindar sagt, das Wasser.

Digitized by Google

Bilder aus dem Komödiantenleben.

Von Josef Lewinsky.

II.

Allerlei Misère.

„Morgen Nachmittag um drei Uhr bekommt Ihr Gage!“ hatte unser Oberhaupt nach Beendigung der Vorstellung uns angekündigt. Nicht gering war daher unsere Aufregung, denn weit in nebelgrauer Ferne lag der Tag, an welchem wir den letzten Groschen aus der Theaterkasse gesehen. Die Bewohner aller Orte, in denen wir seit sechs Monaten den Musen geopfert, schienen unsere „priesterlichen“ Funktionen für Götzendienst gehalten zu haben, von welchem gläubige Christen sich fern halten müßten. Die klassischsten Trauerspiele, die lustigsten Possen, ja selbst die melodienreichsten Opern waren nicht im Stande, die Herzen und Geldbeutel der Theilnahmslosen zu erschließen, und öde und leer wie die Räume, in denen unsere Komödien sich abspielten, war wohl die Kasse des Directors, in welcher die schauerlichste „Tragödie“ sich etablirt hatte. Und dennoch, o Wunder, sollten wir morgen Gage bekommen!

Im Wirthshaus „zum „lustigen Kaninchen“, einer elenden Fuhrmannskneipe in dem sächsischen Städtchen W., in welcher ausnahmsweise unser Credit noch nicht ganz erschüttert war, hatten wir nach der Vorstellung beim Glase sauren Biers uns zusammengefunden, um das bevorstehende freudige Ereigniß mit der dem Bühnenvölkchen eigenthümlichen Lebhaftigkeit zu besprechen.

„Beim Bärte meines Vaters!“ schnarrte der ehemalige Barbier und gegenwärtige Charakterdarsteller Schwabblick, ein hochaufgeschossener, sommersprossenreicher Jüngling mit röthlichen à la Stachelschwein emporgesträubten Haaren und röthlichem à la Mohrrübe ihn kleidenden Anzuge. (In seiner Sprechweise hatte er preußische Gardelieutenants sich zum Muster genommen.) „Es ist Zeit, daß wieder Geld in unsern Beutel kommt. In jedem der verteufelten Nester, in denen wir seit sechs Monäten gegaukelt, mußte ich ein Theil meiner Gärderobe als Pfänd zurücklässen. Ich will aber verdämmt sein, hunderttausend Thäler jährlich verzehren zu müssen, wenn ich nun noch etwas Anderes hier zu verpfänden übrig hätte, als — einen Koffer mit Steinen.“

„Wahrhaftig, Kind'r, ich bin auch schon am Ende mit mein'r Wissenschaft“, schmetterte Kraputschki, der seriöse Baß, eine kugelrunde, kleine Figur mit einem Kürbiskopf, welcher die boshaftesten Erinnerungen an

Digitized by Google

die Schweiz erweckte, denn das mächtige Riechorgan, das ihn zierte, bot den Anblick des herrlichsten Alpenglühens. Ein braunes Flügelmäntelchen, welches in Ermangelung einer anderen Umhüllung von ihm unzertrennlich war (böse Zungen behaupteten, daß er sogar darin schliefe), hatte ihm den Spitznamen der „Maikäfer" verschafft. „R müßt m'rs ansehn, wie ich in diesem v'rwünschten Engagement 'runtergekommen bin", sagte er mit einem elegischen Seufzer, das immer noch ansehnliche Riesengebirge seines Bäuchleins streichelnd. „Wass'r, Kind'r, nichts als Wass'r g'trunken, wo soll da d'r Mensch Tiefe herbekommen, wenn ihn d'r Himmel zum Bassisten g'macht hat? O! . . ."

„Na, na, Maikäferchen, nur nicht sentimental", bemerkte unsere jugendliche Soubrette Pimpelmeyer, eine ehrwürdige Matrone mit einem Schnurrbart und einem Schmachtlockenpaar, das eine Aehnlichkeit mit staubigen Trauerweiden hatte. In ihrer, den verschiedensten Zeitaltern angehörenden Garderobe würde sie als lebendiges Wahrzeichen einer antiken Ruinenwelt die Kenntnisse eines Alterthumsforschers unzweifelhaft bereichert haben. Für den Director, für den sie eine unglückliche Neigung im Busen hegte, war sie aber eine Perle, da sie, den Schritt vom Lächerlichen zum Erhabenen nicht scheuend, gelegentlich auch Heldenmutter spielte. „Ihr könnt ja morgen Nachmittag das Versäumte wieder nachholen", sagte sie zu dem wasserscheuen Bassisten. „Auch ich, Kinderchen, werde froh sein, wenn ich nicht mehr so vielen Versuchungen ausgesetzt sein werde. Ach, für ein junges Mädchen bei der Bühne ist es ja so schwer, den Nachstellungen der bösen Männer zu entgehen!

„Sollt' Euch das denn wirklich so schwer werden, Pimpelmeyerchen?" fragte der boshafte Bonvivant.

„Meiner Treu, Brüderln", rief Sacherl, der Komiker, eine wohlgenährte Gestalt, in einem, alle Regenbogenfarben in sich vereinigenden Röckchen, das in seiner drangvoll fürchterlichen Enge wohl auf dem Körper eines Andern einst bessere Tage gesehen. Er war der Einzige der Gesellschaft, welcher das Talent, niemals zu hungern, besaß. Durch ein paar Dutzend Anecdoten und lustige Schnurren, von denen allerdings die Hälfte der Pfahlbautenzeit entstammen mochten, wußte er sich überall Gönner und — Mahlzeiten zu verschaffen.

„Ha! Ha! Alle Anecdoten und Witz, die i g'wußt hab'", sagte er in seinem österreichischen Dialecte, „hab' i mein Hausherrn schon zum Besten geben, damit er nur an z'mahnen vergißt. Vor a paar Tagen, wie i ihm aber ane Anecdot eben zum fünften Mol erzählen will, sagt er: „Hären Se, mei kutester Herr Sacherl, Ihre Keschichten, die kenn ich Sie jetzt alle schon kanz kenau; die Keschicht, die ich aber von Ihnen noch nicht kenne und die Sie mir recht bald erzählen müssen, sähn Se, das ist Sie halt die Keschicht von der bezahlten Rechnung." Nu frag ich Euch, Brüderln, ob Euch so wos jemols vurkummen is. I glaub wahrhaftig, der Kerl hat sticheln wollen."

Und in einer ähnlichen Weise gab Jeder der übrigen Anwesenden einen kleinen Beitrag seiner Geschichte der jüngsten Zeit zum Besten, die, so trübselig sie an sich auch war, in froher Erwartung des kommenden Tages immer noch mit leidlichem Humor vorgetragen wurde, und man war eben im guten Zuge, das, was Alle gleich bewegte, ins Endlose zu variiren, als Hämmerchen, der Heldenvater, eintrat.

Digitized by Google

Hämmerchen war eine spindeldürre, eckige Figur, mit einem Kopf, welcher, da Augen, Nase und Mund den kleinsten Theil desselben einnahmen, in seiner Kahlheit fast nur aus Stirn bestand, ohne daß indeß behauptet werden konnte, der Inhalt dieses Ideenmagazins entspreche der Größe desselben. Von skeptischer Gemüthsart, liebte er es, bei jeder Gelegenheit den Propheten zu spielen (man nannte ihn darum auch die Unke") und seine stereotype Redensart bei allen Vorkommnissen war: „Nun, hab' ich's Euch nicht vorher gesagt?" Auch jetzt kam er gerade recht, um seiner Sehergabe Geltung zu verschaffen. „Und Ihr glaubt wirklich", sagte er mit seiner rasselnden Stimme und dem Ausdruck geistiger Ueberlegenheit, indem er die Arme auf den Tisch stemmte. „Ihr glaubt wirklich, daß Ihr morgen Gage bekommt? He! He! He! Ihr Schmetterlingsseelen, denen man man Alles weiß machen kann! 'ne Finte ist es von Eurem Meerschweinchen von Director, 'ne Finte, um Euch heute Nacht um so sicherer durchbrennen zu können. Glaubt es, oder glaubt es nicht, ich hab's Euch gesagt, ich, Peregrinus Hämmerchen, Schrumm!" Und ein Schlag auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, war die Bekräftigung seiner Worte.

War man auch sonst nicht geneigt, auf die Unkenrufe des ungläubigen Thomas zu hören, so waren seine Worte dies Mal doch auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen.

„Meint Ihr wirklich, Hämmerchen?" — „'R habt m'r da wahrhaftig 'n Floh ins Ohr gesetzt, alt'r Kronensohn." — „Wie könnt Ihr aber nur so was von unserm Director denken, Kinderchen?" — „Nun, Pimpelmeyer, Ihr denkt doch gar, daß er Euch heirathen wird." — „Bei den zwölf Musen, skälpiren würd' ich ihn, den Schmierdirector, mit meinem Räsirmesser, wenn sein Durchgäng sich als währ herausstellte!" — „Uje, Brüderln, auf die murpichte Gasch hin hab' i mir eben die dritte Portion Kalbsnierndln geben lassen." — „Schändlicher Verräther, wenn er uns hier im Stiche ließe!" — Empörend! O! Ha! O!"

So stöhnte und schwirrte es im Kreise des aufgeregten Völkchens, in das unser heldenväterliches Hämmerchen mit seiner spitzen Rede wie in ein Wespennest gestochen hatte. Doch:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten sehn!"

declamirte der erste Held mit Stentorstimme. „Ja, es muß etwas geschehen!" bemerkte zustimmend ein Anderer. „Gewiß, wir müssen etwas unternehmen!" rief's im Chorus.

Und nun war man sofort einig darüber, daß etwas „geschehen", etwas „unternommen" werden müsse. Ueber das „Was" wurde jetzt aber wieder so viel debattirt, da ein Jeder sich selbst gerne reden hörte, daß der Director zu seiner Flucht inzwischen sicherlich Zeit gefunden haben würde, wenn nicht Kravatel, der Heldentenor, endlich das Redetournier zum Abschluß gebracht hätte.

„Meine Meinung ist", sagte Kravatel mit der Miene eines Volkstribunen, „daß einige handfeste Collegen auf der Treppe des Directors sich heute postiren, wenn er kommt, ihn festhalten und, wenn er uns entwischen will, ihn niederschlagen."

Das war allerdings ein summarisches Verfahren, und dabei streifte der vierschrötige Sänger des Masaniello, welcher, bevor er sich musika-

Digitized by Google

lischen Abschlachtungen gewidmet, das ungleich nützlichere Gewerbe eines Fleischers betrieben hatte, die Aermel auf, als gälte es, einem Ochsen den den Garaus zu machen.

Mit allen Stimmen gegen die der Pimpelmeyer, welche für den Director ihres Herzens eine Gnadenarie anstimmte, wurde der Vorschlag Kravatels zum Beschluß erhoben und unverzüglich an die Ausführung desselben geschritten. Zwar zeigte die ganze Gesellschaft sich geneigt, die Wohnung des Oberhauptes in Belagerungszustand zu versetzen, doch fügte man sich den Vorstellungen Masaniello's, daß alles Aufsehen vermieden werden müsse, und durch Acclamation wurden schließlich der Exfleischer Kravatel, der Exfigaro Schwabblick, der Anekdotenjäger Sacherl und der Maikäfer Kraputsch als Executionscomité erwählt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mitternacht schlug die Glocke, als vier abenteuerliche Gestalten durch die Finsterniß der Nacht die menschenleeren Gassen des Städtchens dahinschritten. Der alte Herr dort oben hatte seine Weltlaterne heute nicht angezündet und es fror mörderlich. Aus der Ferne tönte des Wächters: „Ihr lieben Leute, laßt Euch sagen", schläfrig-singend durch die Stille. Ein unglücklich liebender Kater stimmte verzweifelte Klagelieder an, und verschiedene Hunde, mißvergnügt über die Störung ihrer nächtlichen Meditationen, bellten den Vorübergehenden bissige Bemerkungen nach .... Und da war das Haus des Directors, er wohnte im ersten Stock, es war in Dunkelheit gehüllt. Leise öffnete das „Comité" die unverschlossene Hausthür, und geräuschlos, als ob es nichts Gutes im Schilde führe, schlich es die Treppe hinauf.

„So, da wären wir; nun mag er kommen", flüsterte Kravatel, der vor Thatenlust brannte. „Durch diese Gässe muß er kommen", declamirte Schwabblik mit überflüssigem Pathos. Sie horchten, ob nichts Verdächtiges sich hören lasse; doch nur schnarchende Accorde, aus den Thüren dringend, waren vernehmbar. „Ich denk', daß w'r uns bei d'r Geschicht' auch setzen können", bemerkte nach einer Weile Kraputschki, dessen Geschmack nur sitzende Schildwachen waren. „Meiner Treu, Brüderl, Ihr habts Recht", sagte Sacherl, „nehmen wir holt Platz." Die beiden alten Herren setzten sich auf die oberste Stufe, während der Exbarbier, sich an das Treppengeländer lehnend, in theatralischer Pose sich eine Rede einstudirte, mit der er den „pflichtvergessenen Director" empfangen wollte, und der Exfleischer gefährliche Armbewegungen machte, als ob ein Ringkampf für ihn in Aussicht stände. So verging eine Stunde, nichts ließ sich hören, noch sehen. Der „Maikäfer hatte inzwischen aus den Taschen seiner Mantelflügel nicht etwa zwei Revolver, sondern zwei Weinflaschen hervorgezogen und unter gütigem Beistand seiner wackeren Gefährten bis auf die Nagelprobe geleert. Auch Sacherl, welcher, um die Zeit todtzuschlagen, sich mit diversen Cottelettes aus dem culinarischen „Arsenal" des lustigen Kaninchens bewaffnet und tapfer eingehauen hatte, ohne daß es ihm gelungen wäre, der „Zeit" mehr als eine leichte Verwundung beizubringen, er saß still und hing schwermüthigen Reflexionen über die Vergänglichkeit alles Fleisches nach, während die jüngeren Genossen, der Eine das „Wort", der Andere die „That" repräsentirend, sitzend ihm Gesellschaft leisteten. So verging eine weitere Stunde.

„Däs ist wirklich höchst täktlos von dem Menschen, uns hier so

Digitized by Google

länge wärten zu lässen" unterbrach Schwabblick endlich das Stillschweigen, indem er Kravatel anstieß. Doch der Gesangsschlächter ließ als Antwort ein Geräusch vernehmen, das dem einer in Thätigkeit gesetzten Säge nicht unähnlich war.

„Ich glaube gär, Krävätel, Ihr seid eingeschläfen. Hä! Krävätel, wächt auf! — Helft mir doch die Schläfmütze da ermuntern, Ihr Sächerl, Kräpnischki! — Wä—äs? Ihr schläft auch? — Währhäftig, die Kerls schläfen auch und schnärchen wie die Rätzen."

Hatte Schwabblick, ohne es einzugestehen, von dem Gefühl der Pflicht durchdrungen, bisher selbst mannhaft gegen den auch seiner sich bemächtigenden Schlummer angekämpft, so glaubte er jetzt, wo Alles schlief, allein nicht wachen zu müssen. Sein gutes Gewissen als Ruhekissen benutzend, neigte er also sein Haupt zur Seite und in wenigen Minuten schlief auch er.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ein feuchter, nebliger Morgen, als eine Karavane von etwa zwanzig männlichen und weiblichen Gestalten, in denen auch ein ungeübtes Auge unschwer Komödianten zu erkennen vermochte, eilfertigen Schrittes durch die Gassen des Städtchens dahinzog. Das Haus des Directors war unser Ziel. In leicht begreiflicher Spannung ob des nächtlichen Abenteuers hatten wir uns in aller Frühe aus unserer gemeinsamen Herberge zu den Wache haltenden Genossen hinbegeben und sie frisch und munter noch auf ihrem Posten zu finden gehofft. Doch nicht gering war unsere Ueberraschung, als wir das „Executionscomité" im tiefen Schlummer, wohl von glänzender Gage und anderer theatralischer Herrlichkeit träumend, auf der Treppe zusammengekauert fanden. Uns ahnte nichts Gutes.

„Erhebt Euch, Ihr Faulpelze!" riefen wir rüttelnd und schüttelnd ihnen in die Ohren.

„A, wos, loßt's mi schloffen", brümmte Sacherl und legte sich auf die andere Seite.

„Ermuntert Euch doch, Ihr schläfrigen Gesellen!"

„Ich bin um meinen Schlummer. Nimm ihn für empfängen än, Nätur", flüsterte in der Rolle des Königs Philipp der Exfigaro Schwabblick, indem er sich die Augen rieb.

„So laßt uns doch wenigstens hinauf, damit wir sehen können, ob der Director uns wirklich durchgebrannt ist."

„Nur über meine Leiche geht der Weg zu jenem Altar", declamirte Kravatel, aus dem Traume auffahrend.

„Daß die Bande einem nicht 'e mal Ruh' läßt, seine müden Glieder auszuruh'n", knurrte, sich reckend und streckend, Maikäfer Kraputschki.

Nicht ohne Mühe gelang es uns endlich, die vier „Wächter" auf die Beine zu bringen. Einige der unsrigen waren schon vorher über ihre Leiber hinweg hinaufgestürmt und in die offenstehende Wohnung des Directors gedrungen. Aber mit lebhaften Verwünschungen riefen sie alsbald den Nachdringenden von oben zu: „Das Nest ist leer, der Vogel ist uns wirklich davongeflogen."

Und so war es auch in der That. Ein Zettel, den unser Oberhaupt auf dem Tische für uns zurückgelassen, gab uns diese fürchterliche Gewißheit. Er enthielt die Worte:

Digitized by Google

„Kinder! Nehmt mir's nicht übel, ich konnt's nicht übers Herz bringen, Euch noch länger hinzuziehen. Ein Abschied von Euch hätte mir aber gar das Herz gebrochen. Um uns beiderseits den Trennungsschmerz zu sparen, ziehe ich es daher vor, ohne Lebewohl von Euch zu scheiden. Eure Gage bekommt Ihr, wenn nicht in dieser, so doch gewiß in einer bessern Welt. Gott mit Euch!

Euer trauriger Director."

„O, der heuchlerische Schurke!" — „Uns hier so in der Patsche zu lassen!" — „Die Anweisung auf die „bessere" Welt is halt famos, Brüderln!" — „Schändlicher Mensch, unserer Noth noch zu spotten!" — „Ach, so was hätte ich unserm Director doch nicht zugetraut." — „Und wie schlau, uns für heute Nachmittag die Gage zu versprechen!" — „Ja, um uns heute Nacht um so sicherer durchbrennen zu können!" — „O, wenn ich ihn nur hier hätte, tausendfach müßt' er mir sterben!" — „He, He, He! Nun, hab' ichs Euch nicht vorher gesagt?"

So äußerte sich ein Jeder in einer andern Tonart; die Empörung war eine tiefgehende und allgemeine, und wahrlich, wenn die Donner und Blitze, die auf das Haupt des Flüchtigen herabbeschworen wurden, Kraft gehabt hätten, er würde unfehlbar zerschmettert und direct zur Hölle befördert worden sein.

Wie es nun aber in der menschlichen Natur liegt, für den Schuldigen, den man nicht erreichen kann, wenigstens einen greifbaren Sündenbock zu haben, so richtete sich jetzt ein Theil der moralischen Entrüstung gegen Diejenigen, welche den Director in seiner Flucht zu hindern eben berufen waren: gegen das unglückselige Executionscomité.

Wie sich bald herausstellte, hatte das treulose Oberhaupt, über die Köpfe der schlafenden Wächter hinweg, vor Anbruch des Tages, ganz ungenirt seine Flucht bewerkstelligen können. Aber damit nicht genug! Mit Hilfe zweier, ihm ergebenen Choristen, welche mit einem Wagen vor dem Hause seiner harrten, wurde aus dem nahen Theater auch noch alles das, was in der Eile eben fortgeschafft werden konnte, und was für den heimlichen Transport theilweise schon vorbereitet stand; die Bibliothek, die Garderobe, Rüstungen und sonstige Theaterutensilien zusammengerafft, auf den Wagen geladen und mitgenommen und uns solcherart der Lebensnerv unserer weiteren Existenz grausam durchschnitten.

Unsere Situation war jetzt wahrlich keine beneidenswerthe. Ohne das für die Fortsetzung unserer Vorstellungen nothwendige theatralische Material, was wollten wir beginnen? Unsere Gesellschaft auflösen? Von hier weiterziehen? Wie wäre uns dies wohl möglich gewesen, wenn wir es nicht in gleicher Weise wie der Herr Director unternehmen wollten, da wir doch bis über die Ohren in Schulden steckten, Alles, was wir besessen, verpfändet war und wir nun als lebendiges Pfand, sozusagen als Leibeigene in die Hände unserer Gläubiger gegeben waren, die uns ohne Auslösung freizulassen sicherlich wenig Neigung gehabt hätten. Doch der die Raben speist und die Lilien kleidet auf dem Felde, verläßt auch den letzten Comödianten nicht.

In der Seele des Bühnenmenschen lebt, wenn auch durch gewisse unedle Beigaben zuweilen in den Hintergrund gedrängt, doch ein edler Kern, der bei fremder oder eigener Bedrängniß in erfreulichster Weise zu Tage tritt. Gemeinsame Noth ließ uns gemeinsamen Hader sofort

Digitized by Google

vergessen, und nur das eine Gefühl lebte jetzt in uns, daß wir fest zusammenstehen, uns nicht trennen durften. Doch mit dem „Gefühl" allein begnügten wir uns nicht, es mußte auch etwas geschehen. Daß wir unter allen Umständen, wenn auch ohne Oberhaupt weiterspielen mußten, war eine ausgemachte Sache. Es galt nun zunächst, für das uns fehlende Material Ersatz zu schaffen. Und da traten denn der angeborene leichte Sinn des Komödianten und seine Lust am Abenteuerlichen in ihre Rechte. Hatte der Director uns der Theaterbibliothek beraubt, was verschlugs!! Wie Jean Paul's „Schulmeisterlein Wutz" seine Bibliothek sich selber schrieb, so gingen auch wir jetzt frisch daran, unsern Bedarf an dramatischen Erzeugnissen aus eigenen Mitteln zu bestreiten: Auch wir schrieben uns unsere Theaterstücke jetzt selbst. Die deutschen Classiker, Goethe, Schiller und Nestroy, wir konnten sie entbehren. Alles, was nur die Feder führen konnte, wurde nun herangezogen und mußte sie gebrauchen, und wir gelangten zu „poetischen Adern" über Nacht, wir wußten selbst nicht wie. Wie in einer Schneiderwerkstätte gings auf unserm Probesaal jetzt zu, wo die Feder an die Stelle der Nadel trat. Das war fürwahr ein lustig Treiben! Hatte der Eine für den poetischen „Stoff" zu sorgen, so war dem Andern das Geschäft des dramatischen „Zuschneiders" übertragen. Bemühte sich der eine um die dichterischen „Zuthaten", so machte der Andere um das „Zusammenheften" der einzelnen Scenen sich verdient und was überhaupt zur Herstellung eines dramatischen Kleidungsstücks erforderlich, jeder Einzelne trug dazu das Seine bei. Ha! Wie wart Ihr da in Eurem Elemente: Du Säule des Trauerspiels, großer Schwabblick, dessen dichterisches Genie tragische Funken sprühte, Du gemüthliches Sacherl, der Du nun Gelegenheit hattest, manchen Deiner lustigen Schwänke an das Licht der Lampen zu bringen; und auch Ihr, Stützen der Oper, Kravatel und Kraputschki, die Ihr, wenn dem Einen der „Faden" ausging, Euch sofort ergänztet. Doch vor Allem sei Deiner nicht vergessen, himmlische Pimpelmeyer, die Du in dem Circus auf dem Parnaß als vortreffliche Schulreiterin den Pegasus tummeltest und in allen Sätteln der tragischen und heiteren Muse gerecht Dich zeigtest.

Der Lohn unserer Bemühungen blieb aber auch nicht aus. Die Gunst der Götter wandte sich jetzt mit einem Mal uns zu. War's die bezwingende Macht der Poesie unserer theatratlischen Erzeugnisse, war's Mitleid mit unserer Lage, genug, unser Musentempel war stets ansehnlich gefüllt, und wir konnten mit unseren materiellen Erfolgen zufrieden sein. Und als nun gar der damals berühmte Affendarsteller Klischnigg auf seiner „zoologischen" Kunst-Tournée für einige Gastsprünge auch von uns gewonnen wurde, und dieselben zugkräftig sich erwiesen, da konnten wir dem Geschick nur dankbar sein, daß es des Directors uns beraubt. Wir waren, als unser genossenschaftliches Unternehmen zu Ende und es an die Theilung des Gewinnes ging, in die angenehme Lage gesetzt, unsere sämmtlichen Schulden tilgen und mit einem recht ansehnlichen Ueberschuß in der Tasche von dannen ziehen zu können. Was aber noch weit höher anzuschlagen, das war das sittliche Bewußtsein, unter den widrigsten Verhältnissen unsere Lage uns selbst geschaffen zu haben, im Elend nicht moralisch zu Grunde gegangen zu sein.

Digitized by

Gedanken eines Ausgewanderten in Amerika.*)

O, welch ein süßes, ahnungsschweres Trauern
Durchbebt heut meine Brust —
Es ist wie Schmerz gepaart mit Wonne-Schauern,
Wie Leid gepaart mit Lust!

Wie Windeswehen ist es angekommen
Zum Herzen gleich es drang,
Ein Hauch der Heimath ists, ich habs vernommen
Aus seinem süßen Klang.

Ein Hauch der Heimat auf des Lichtes Welle
Getragen übers Meer —
Gedenke — kam er mit Gedankenschnelle
So weit zu mir daher!

Er kommt aus treuem Herzen auf den Schwingen
Der Seelenharmonie,
Da mußt es wohl im Herzen mir erklingen
Wie Geistermelodie!

Wie es nun leis an meine Seele pochte,
Da trat vor meinen Blick
Der Heimat Bild wo einst ich träumen mochte
So süßen Traum von Glück!

Ich seh die Felder, seh die grünen Matten,
Der Wälder duftge Pracht,
Ich seh mich unter mächt'ger Buchen Schatten
In kühler Waldesnacht —

Ein holdes Frauenbild erblickt ich wieder
In Duft gewobnem Schein
Sie senkt das Auge sinnend vor sich nieder
Sie wars — Sie dachte mein!

Da hat ein stilles, schmerzlich süßes Trauern
Ergriffen meine Brust.
Es ist wie Schmerz gepaart mit Wonneschauern
Wie Leid gepaart mit Lust!

---

*) Von einem Leser des „Salon" in Valparaiso uns zugegangen.
Die Redaction.

Digitized by Google

Lord Clares Agent.

Eine Geschichte aus Irland.

„Wer ist da?"

„Kein Anderer als ich", antwortet, während sich die Thür öffnet, eine wohltönende männliche Stimme, mit dem heiteren Klang des irischen Accents, und ein junger Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren zeigt sich auf der Schwelle. Sein Lachen klingt so herzlich und es liegt so wenig Beschauliches in seiner Erscheinung, daß wohl kaum Jemand, der ihn zum ersten Mal sieht, glauben wird, daß er — wie sein langer, schwarzer Rock und das kurz geschorene Haar zeigen — ein römisch-katholischer Geistlicher ist. Er hat mit scherzhafter Verbeugung den Hut vom Kopfe genommen und steht nun in der Erwartung, erkannt zu werden, still, doch einige Augenblicke starrt ihn der Herr, welcher sich bei seinem Eintreten eiligst erhoben hat, zweifelnd an.

„Ist es — kann es Pierre O'Neal sein?"

„Richtig! Und ich freue mich über alle Maßen, Dich hier zu sehen. Nun, Gerald, alter Junge, Du siehst so hübsch und frisch aus, als wärest Du von Wachs!"

„Pierre, lieber, alter Bursche, wer hätte gedacht, Dich hier zu finden?"

Und Gerald de la Fosse ergreift des jungen Priesters Hände und schüttelt sie herzlich.

„Gemach, gemach! Ich bin kein Engländer, der einen so kräftigen Druck aushält, ohne sich zu krümmen!" ruft Jener lachend, indem er sich in einen Stuhl wirft. „Und nun sage mir, was führt Dich herüber in dies theure, alte Land?"

„Der reine Zufall; doch ich will es Dir genau erzählen", antwortet Gerald, während er sich auf den Rand des Tisches setzt und die Beine sorglos hin- und herschaukelt. „Du erinnerst Dich vielleicht meines Oheims, des alten Generals de la Fosse — des richtigen Nabobs, weißt Du? — der sein Leben lang in Indien in, ich möchte sagen, fürstlichem Luxus lebte? Nun, er setzte es sich also in seinen alten, dummen Kopf, nach England herüberzukommen und ein ungeheuer großes Gut zu kaufen."

„Dumm, in der That! Warum kam er nicht nach Irland, wenn er die Sache gescheidt anfangen wollte?" schaltet Pierre O'Neal ein.

„Unsinn! Ein Land der Wildniß und Moräste? Das würde, denke ich, der letzte Strohhalm gewesen sein; und das arme Kameel — ich meine mich — würde mit zerbrochenem Rückgrat durch das Leben haben gehen müssen. Doch, um wieder zur Sache zu kommen, kaum

Digitized by Google

hatte er sich behaglich eingerichtet, als er mich bat, zu ihm zu ziehen und er mir fast die Kehle verbrannte mit seinen schauderhaften „curries und pawnies" oder wie er es nannte; dann, um die Sache noch schlimmer zu machen, starb er während ich dort war und hinterließ mir sein ganzes Geld und seine Besitzung.

„Das nenne ich Glück!" ruft der Andere traurig aus.

„Ja wahrhaftig, Glück! Ich sage Dir, ich habe seitdem nicht einen einzigen Tag lang Frieden gehabt. Ich bin nichts weiter gewesen, als die Zielscheibe für Bettelbriefschreiber und heirathenstiftende Mamas."

„Und nicht einem einzigen verirrten Pfeil von Cupidos Bogen ist es gelungen, das Gold zu treffen?"

„Nein, das gerade war es; das Gold war die Anziehungskraft. Mädchen, die im vorhergehenden Jahre mich und meine wenig verheißenden Aufmerksamkeiten gemieden hatten, schoben nun Herren, die tausend Mal hübscher, geistreicher und liebenswürdiger waren, als ich, bei Seite, um mit mir zu tanzen, wenn ich sie dazu aufforderte, natürlich kannte ich den Grund, aus dem sie das thaten."

„Und da kamst Du nach Irland?" lachte Pierre.

„Ja, ich fühlte den Mangel guter, gesunder Luft, gemischt mit ein wenig erfrischender Offenherzigkeit, und die war für mich nur da zu erlangen, wo von meinem Reichthum Niemand etwas wußte. Ich glaube wahrhaftig, daß wenn ich ein weibliches Wesen gefunden, das genug Achtung vor sich selbst besessen hätte, mich wie einen Mann und nicht wie einen heirathsfähigen Krösus zu behandeln, ich sie schon aus Dankbarkeit geheirathet haben würde."

„Ich sollte meinen, es könnte nicht so schwer halten, Dich um Deiner selbst willen lieb zu haben", sagt O'Neal gedankenvoll, während er bewundernd seines Freundes hohe, wohlgeformte Gestalt, seine lachenden blauen Augen und sein langes, seidenes, blondes Haupt- und Barthaar btrachtet.

Gerald de la Fosse lächelt.

„Mir ist das Glück in der Beziehung noch niemals hold gewesen", erwiedert er mit nachlässiger Eitelkeit; und dann fügt er ernster hinzu, „vor sechs Monaten las ich die Anzeige, daß dieses kleine Grundstück zu vermiethen sei, und da ich hörte, die Umgebung sei mild und fast unbewohnt, so schrieb ich ohne Ueberlegen danach und nahm es auf ein Jahr."

„Demnach also nicht mit der Absicht, Dir unter den Töchtern Erins eine Frau zu suchen?" scherzt O'Neal.

„Der Himmel bewahre mich davor!" ruft Gerald andächtig. „Ebensogut könnte ich vom Flecke weg eine Amazone heirathen, als eine Eurer wilden Irländerinnen."

„Sie sind die reinsten, treuesten Frauen von der Welt!" ruft der junge Priester empört aus.

„Das mag sein, ich will es gar nicht leugnen, doch gerade die Thatsache, daß sie ein so ausgeprägtes Ehrgefühl besitzen, spricht für meine Meinung. Sie sind mehr Mann als Weib. Zum Beispiel sehe ich sie hier täglich hinter dem Pfluge hergehen, auf dem Felde arbeiten, oder ohne Sattel, weiter nichts als ein Stück Strick um das Maul ihres Pferdes geschlungen, umherreiten, mit einem Wort: sie sind vollständig emancipirt."

Digitized by Google

Pierre O'Neal schüttelt vorwurfsvoll den Kopf, steht auf und reicht ihm zum Abschied die Hand.

„Du bist in Deinen Vorurtheilen sehr ungerecht, Gerald, und Du weißt es. Hoffentlich wird ein Tag kommen, an dem Du es selbst eingestehst", sagt er lächelnd.

„Das ist durchaus nicht wahrscheinlich", antwortet der junge de la Fosse leicht hin. „Mußt Du aber wirklich schon gehen?"

„Ja, in der That, doch ich werde Dich bald wieder aufsuchen, und auch Du mußt zu mir kommen. Jedermann kann Dir sagen, wo ich wohne. Adieu!" Mit diesen Worten nimmt er seinen Hut und schreitet durch die offene Thür hinaus.

Gerald wendet sich wieder seinem Buche zu und ist bald gänzlich in dessen Inhalt vertieft. Die Sonne scheint freundlich herein und beleuchtet sein Haar so hell, daß es wie Gold erglänzt, während die vollkommenen Contouren seines Kopfes und Halses wie seiner fein geschnittenen Züge sich klar von der dunkeln Wand abheben.

„So schön wie eine alte griechische Statue", lautet das unausgesprochene Urtheil einer jungen Dame, welche der noch immer offen stehenden Thür gegenüber ihr Pony angehalten und ihn einige Augenblicke beobachtet hat. „Ich wünschte, er sähe auf."

Plötzlich wird sie ungeduldig und stößt mit der Reitgerte heftig auf den Boden.

„Ich bitte um Verzeihung", und Gerald de la Fosse springt eiligst in die Höhe, „ich war so tief in mein Buch versenkt."

„Das sah ich", antwortet das Mädchen lächelnd. „Sind Sie Herr de la Fosse?"

„So ist mein Name", dabei verneigt er sich tief und fragt sich zu gleicher Zeit verwundert, wer seine Besucherin wohl sein möge.

„Sie haben, wenn ich nicht irre, dieses Grundstück seit sechs Monaten inne?"

„Ungefähr so lange", versetzt Gerald etwas kurz.

„Sie haben zu gleicher Zeit auch das Recht zu fischen und jagen, nicht wahr?" fragt sie überlegend weiter.

„Ja, aber — aber", beginnt er zögernd und fährt dann mit gefaßter Miene lächelnd fort, „ich fühle mich wirklich sehr geschmeichelt über das Interesse, welches Sie an meinen Angelegenheiten zu nehmen scheinen."

„Es liegt gar kein Grund vor, sich darüber geschmeichelt zu fühlen", entgegnet sie kurz, „es ist mein Geschäft."

„Ihr Geschäft?"

„Ja — ich bin Lord Clares Agent."

„Und —"

„Und komme wegen des halbjährlichen Miethszinses. Darf ich eintreten, so lange ich warten muß?"

Gerald hätte am liebsten gerade heraus gelacht und gewinnt erst seine Fassung wieder, als er sieht, daß sie Anstalt macht, herabzusteigen.

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu helfen", spricht er höflich; doch sie ignorirt die dargebotene Hand, springt leicht herab, befestigt die Zügel

Digitized by Google

an einem Nagel in der Mauer, tritt ihrer Gewohnheit gemäß in das Haus und setzt sich auf dem einzigen Armstuhl im Zimmer nieder.

Gerald betrachtet sie mit wachsendem Mißfallen; er hat strenge Ansichten über das, was einem weiblichen Wesen zukommt und ihr zu thun ziemt; und dieses ungenirte irische Mädchen mit den raschen, entschiedenen Bewegungen und dem geschäftlichen Tone beleidigt seinen guten Geschmack ganz entsetzlich.

„Wenn Sie mich entschuldigen wollen, werde ich gehen und Ihnen ein Cheque für das Geld ausschreiben", sagt er ruhig und verläßt das Zimmer.

Als sich Nora Vane allein sieht, läßt sie ihr kritisches Auge in dem Gemach ringsum schweifen und bemerkt mit Mißfallen die allenthalben herrschende Unordnung. „Rede Einer über die Irländer", sagt sie zu sich selbst mit leichtem Kopfschütteln, „ich finde die Engländer schlimmer. Ich möchte darauf wetten, daß jene Bücher noch nicht ein einziges Mal abgestäubt worden sind, seit er hierhergekommen ist; und da sie unglücklicherweise etwas Weißes auf dem Fußboden liegen sieht, was sich zum Abstäuben eignet, hebt sie es auf, ist im nächsten Moment auf einen Stuhl gestiegen und nimmt die Bücher alle herunter, um sie zu reinigen.

Als Gerald zehn Minuten später wieder zurückkehrt, sieht er „Lord Clares Agent" auf den Zehen auf einem Bret seines Bücherregals stehen, die meisten der Bände auf dem Boden liegen, und wenige erst wieder an ihren Platz zurück gestellt. Ihr hübscher Kopf ist zurückgeworfen und sie singt mit heller, klarer Stimme, die in des Lauschers Herzen eine seltsame Bewegung hervorruft, Brocken aus alten, irischen Weisen. Mit halbem Lächeln steht er schweigend da und beobachtet sie. Plötzlich wendet sie den Kopf, sieht ihn und bricht kurz ab.

„Ich stäube Ihre Bücher ab", sagt sie verlegen lächelnd.

„Sie sind sehr gütig", versetzt er kühl und ein Etwas in seinem Ton scheint ausdrücken zu wollen, daß sie sich seiner Meinung nach eine sehr große Freiheit herausgenommen habe.

Ihr Gesicht färbt sich im Augenblick scharlachroth und die Thränen treten ihr in die sanften Augen.

„Es thut mir leid, wenn ich Sie erzürnt habe", sagt sie mit leiser, zaghafter Stimme, während sie in kindlichem Schrecken die Hände ringt.

„O, ich bin nicht erzürnt. Wie können Sie so etwas glauben?" entgegnet er eifrig, während er unwillkürlich voll Bewunderung zu ihr hinauf schaut. „Soll ich Ihnen herunterhelfen?" fährt er fort und dreht unschlüssig an seinem Bart, da sie nicht antwortet.

Für einen Moment berührt sie leicht seine Hand, während sie herabspringt, steht dann erröthend und verwirrt vor ihm und wartet, daß er reden solle.

„Es thut mir außerordentlich leid, aber ich habe mein Chequebuch verlegt", sagt er endlich, „und fürchte, ich werde augenblicklich nicht genug flüssiges Geld im Hause haben. Würde es Ihnen sehr viel Mühe machen, wenn ich Sie ersuchte, noch einmal herzukommen, oder könnte ich Ihnen das Geld irgendwo hin bringen?"

„Das schadet durchaus nichts! Ich werde wiederkommen', antwor-

Digitized by Google

tet Nora, hastig der Thür zueilend; „und — und — hier ist das Staubtuch", dabei hält sie es ihm hin.

„Danke; das ist mein Taschentuch", sagt Gerald trocken, indem er es behutsam zwischen den rechten Daumen und Zeigefinger nimmt.

„Das ist zuviel, als daß Nora hätte ernst bleiben können, um ihren Mund zuckt es verrätherisch, ihre Augen leuchten vor verhaltenem Lachen. Schnell bindet sie ihr Pony los, schwingt sich leicht in den Sattel, schwingt zum Abschiedsgruß die Gerte und der Wind trägt ihm den Klang eines herzlichen Lachens entgegen, während sie davongaloppirt.

„Verdammte kleine Hexe! Ich glaube, sie lachte über mich!" sagt Gerald de la Fosse, während er der sich entfernenden Gestalt nachschaut und bemerkt, wie graziös sie auf dem hübschen, kleinen Pony sitzt und dann blickt er um sich und sein Zimmer kommt ihm sehr düster vor und er wünscht — wünscht — ja, er weiß selbst kaum, was er wünscht.

„Vollständig emancipirt", fährt er innerlich in seinen Betrachtungen fort, „halb Kind, halb Knabe; dazu diese Beschäftigung! Was diese Leute für eine sonderbare Art haben! Welch liebliches, mädchenhaftes Erröthen aber, als sie glaubte, ich sei erzürnt, und welch prächtige Augen! Im Grunde sind die irischen Mädchen doch sehr hübsch", darauf fällt sein Blick auf die noch immer am Boden liegenden Bücher und er setzt sich in den Kopf, das Werk, welches „Lord Clare's Agent" begonnen hatte, zu vollenden.

Unterdessen eilt Nora Vane so schnell, wie die kurzen Beine ihres Ponys sie tragen können, ihrem Hause zu und zieht die Zügel nicht eher an, als bis sie die Thür des kleinen Häuschens, welches sie bewohnt, erreicht hat. Eine alte Frau mit einer großen, weißen Schürze und einer hoch über das glatte graue Haar aufgebauten Haube steht davor.

„Sind Sie endlich da, liebes Fräulein Nora? Ich dachte wirklich, Sie kämen gar nicht wieder!" ruft sie, während sie ihrer jungen Herrin ein paar Schritte entgegengeht.

„Ich bin doch nicht so lange ausgeblieben, Brigitte! Ich mußte ein wenig warten."

„Und wie war denn der fremde Herr?" fragt Brigitte neugierig.

„Sehr hübsch ist er, so hübsch, wie ich noch keinen Herrn gesehen habe", beginnt Nora langsam. Sie steht bereits auf ihren Füßen und ist im Begriff, das Pony in den Stall zu führen.

„Die Engländer sind aber eine ganz schlechte Gesellschaft!" unterbricht sie die alte Frau mit warnendem Kopfschütteln.

„Und er sah so stolz aus, wie ein König", dabei erröthet sie ein wenig und bückt sich, um das Pony zu liebkosen.

„Das thun sie Alle. Erinnern Sie sich noch des Herrn, welcher Lord Clare im vergangenen Jahre besuchte? Er war so hochmüthig, daß man wahrhaftig hätte glauben mögen, er wäre ein Herzog oder gar ein Prinz. Es ist ja nicht zu leugnen, daß er ein hübscher Mann war, aber stolz, so stolz!" — Und Brigitte streckt in der Verzweiflung über die Unfähigkeit, ihre Gefühle stark genug ausdrücken zu können, die Hände gen Himmel.

„Wer war er? Ich kann mich seiner nicht mehr erinnern", sagt das junge Mädchen sorglos.

Digitized

„Nichts weiter, als ein einfacher Bürger, und arm wie eine Kirchenmaus; aber ich sage mir, wenn die gewöhnlichen Herren in England schon so aussehen, dann müssen die Vornehmen einen sehr großartigen Anblick bieten."

Nora lacht heiter.

„Wer hätte je von einem schönen Edelmann gehört, Brigitte — außer natürlich in Büchern? Alle, die ich bis jetzt gesehen habe, waren klein und unbedeutend, wie —"

„Sprechen Sie das Wort nicht aus, liebes Fräulein Nora, nein, sprechen Sie es nicht aus. Bedenken Sie, was er Alles für Herrn Robert und für Sie gethan hat — und auch für den alten Herrn. Möge seine Seele in Frieden ruhen!"

Nora schlingt unwillkürlich die Arme um den Hals der treuen, alten Frau und küßt sie.

„Ach, Du thörichte Brigitte", sagt sie lachend und giebt ihr scherzend einen leichten Schlag, „meinst Du, ich habe Alles vergessen, was Lord Clare an uns gethan hat? Er ist der beste, gütigste Mann von der Welt, aber er ist einfach!"

„Deshalb ist er nicht schlechter, finde ich", sagt Brigitte schlau, während sie Nora den Rücken wendet, um nach den Hühnern und Enten zu sehen, die nach ihrem Futter verlangen.

Nora übergiebt dem Stallknecht ihr Pony und geht in das Haus hinein.

Seit zwei Jahren schon bekleidet sie die Stellung als „Lord Clares Agent". Sie war folgendermaßen dazu gekommen.

Ihr Vater, Major Vane, hatte bei demselben Regiment gestanden, in welchem Lord Clare als Oberst diente, und als er Krankheits halber aus dem Dienst treten mußte, beschloß er, sich irgendwo in der Nähe von der Besitzung seines alten Freundes und Vorgesetzten niederzulassen. Doch in der Absicht, sein geringes Einkommen zu verdoppeln, hatte er leider viel speculirt und die Hälfte seines kleinen Vermögens verloren. Wäre ihm nun Lord Clare nicht großmüthig zu Hilfe gekommen, indem er ihm die Verwaltung seiner Besitzung übergab, so wäre er gezwungen gewesen, sein Haus zu verkaufen und sich nach irgend welcher Beschäftigung umzusehen.

Seine Frau war schon vor mehreren Jahren gestorben und hatte ihm nur zwei Kinder hinterlassen, einen Sohn und eine Tochter. Den Knaben hatte Lord Clare unter seinen besonderen Schutz genommen; er schickte ihn in die besten Schulen und verschaffte ihm schließlich eine Stellung in der Armee. Nora hatte ihren Vater nie verlassen, sie war bei ihm aufgewachsen und von ihm allein erzogen und ausgebildet worden. Glücklicherweise war sie von der Natur begabt und eifrig bestrebt, etwas zu lernen, sonst würde ihre Ausbildung eine höchst mangelhafte gewesen sein, da ihre Unterrichtsstunden sehr unregelmäßig stattfanden und jeder schöne, klare Tag als Feiertag betrachtet wurde.

Als sie kaum sechzehn Jahre zählte, befiel Major Vane eine heftige Erkältung, welche in Fieber umschlug und trotz ihrer zärtlichsten Pflege starb er noch in derselben Woche, in der er erkrankt war.

Robert war auswärts bei seinem Regiment und so war die arme Nora allein mit der alten Brigitte, die ihr schon als Kind eine treue

Digitized by Google

Wärterin gewesen war. Lord Clare befand sich zu dieser Zeit auf Reisen; vierzehn Tage darauf an einem feuchten, regnerischen Nachmittag kam er aber bis an die Hüften mit Koth bespritzt und bis auf die Haut durchnäßt in dem kleinen Hause an.

„Mein armes Kind!“ rief er zärtlich, während er ihr die Hand entgegenstreckte; und sie lief in ihrer alten, kindlichen Weise auf ihn zu und legte ihren Kopf auf seinen nassen Rock.

„Ach, Lord Clare, wie gut, daß Sie da sind!“ flüsterte sie leise mit ihrer lieblichen Stimme und blickte ihm vertrauensvoll in das Gesicht.

„Mein armes, kleines Mädchen“, sagte er wieder voll tiefen Mitleids, „ich bin soeben erst angekommen, sonst wäre ich früher hier gewesen.“

„Ich sagte Fräulein Nora gleich, daß Alles gut sein würde, wenn der gnädige Herr erst da sei“, rief Brigitte, die unaufhörlich knixend dagestanden hatte, seitdem er eingetreten war.

„Und was bedeuten all diese Kisten und Kasten, Nora?“ fragte Lord Clare verwundert, nachdem er seiner alten Freundin Brigitte freundlich zugenickt hatte.

„Wir wollen fort“, antwortete die Gefragte ruhig. „Nun mein armer Papa todt ist, können wir Ihre Güte natürlich nicht länger in Anspruch nehmen.“

„Sie thörichtes, kleines Mädchen — als ob ich Euch gehen lassen würde!“

„Habe ich es Ihnen nicht gleich gesagt, mein liebes Fräulein Nora? Sie wollten aber kein Wort davon hören“, sagte Brigitte eifrig, indem sie sich mit großer Genugthuung in die Brust warf.

„Sie müssen natürlich hier bleiben“, fuhr er ernst fort. „Als Ihres Vaters Freund bin ich sicherlich Ihr bester Beschützer.“

„Sie werden dieses Haus aber für Ihren neuen Agenten brauchen“, warf sie ein. „Und —“

„Der wird schon wo anders ein Unterkommen finden, das Haus hier wird er jedenfalls nicht haben“, unterbrach sie Lord Clare entschieden; und so gab sie schließlich seinen Bitten nach und willigte ein, einige Zeit wenigstens noch zu bleiben.

Zwei bis drei Monate vergingen, ohne daß ein Agent an ihres Vaters Stelle getreten wäre; und endlich berührte Nora diesen Gegenstand und fragte nach der Ursache dieser Verzögerung.

„Offen gestanden“, antwortete er lässig, „ich scheue die Mühe, mir einen Verwalter zu suchen und hasse es, immer neue Gesichter um mich herum zu sehen, außerdem fürchte ich, wird es jetzt schwer halten, Jemanden zu finden, der den Pächtern gefällt.“

„Lord Clare, wollen Sie mir das Amt übertragen?“

„Ihnen, Kind? Welche Idee!“

„Ich weiß doch aber Bescheid darin. Während des letzten Jahres besorgte ich Alles für Papa.“

„Warum aber hegen Sie einen so sonderbaren Wunsch? Sie haben ja genug zum Leben auch ohne eine so seltsame Beschäftigung.“

„Ja, ich weiß — aber“

„Reden Sie frei heraus, scheuen Sie sich nicht, mir Alles zu sagen, Nora.“

Digitized by Google

„Nun denn, es ist wegen Roberts. Als Papa starb, hörte es mit dem Zuschuß auf, und ich dachte nun, wenn Sie mich als Agent anstellen wollten, könnte ich ihm denselben wieder schaffen. Ich weiß, daß es sehr schwer ist, mit der Gage allein auszukommen."

„Sie gutes, kleines Ding!" rief Lord Clare aus, während er voll Bewunderung auf sie niederblickte.

„Und darf ich das Amt übernehmen?" beharrte sie ängstlich fragend.

„Natürlich."

„O, Sie sind es, der gut ist!" rief sie dankbar und beugte sich dann herab, um einen Kuß auf seine Hand zu drücken.

Eine plötzliche Röthe stieg ihm dabei in das Gesicht und er wandte sich von ihr ab.

„Danken Sie mir nicht", sprach er hastig; „ich bin es, der Ihnen zu Dank verpflichtet ist."

„Sie mir? Weshalb?"

„Weil Sie meiner Besitzung einen so reizenden Agenten geben", erwiederte er mit ritterlicher Galanterie. Damit war die Sache abgemacht.

* * *

Es ist Sonntag Nachmittag, und die Glocken, die zum Gottesdienst rufen, tönen hell durch die stille Luft, als Nora Vane aus ihrem Häuschen tritt. Die lange Schleppe ihres Kleides hat sie über den Arm gehängt und zeigt so den weißesten aller weißen Unterröcke und den zierlichsten aller kleinen Füße. In der einen Hand trägt sie ein Gebetbuch.

Sie schreitet eilig vorwärts, als ob sie fürchte, zu spät zu kommen, der frische, kühle Luftzug kommt ihr entgegen, haucht die Wangen ihres schönen Gesichtes rosig an und zerzaust ihr volles, braunes Haar in tausend kleine Löckchen und Wellen.

Plötzlich sieht sie an ihrer Seite einen Herrn in leichtem Hausanzug und einem Hut, der gewiß auch nichts weniger als sonntäglich aussieht.

„Guten Tag", sagt er heiter, und sein Gesicht leuchtet auf vor Vergnügen, das er über ihren Anblick empfindet.

„Guten Tag, Herr de la Fosse", giebt sie gemessen zurück.

„Das war heute ein schöner Tag, nicht wahr, Fräulein — Fräulein —" er hält plötzlich inne, doch sie endigt den Satz nicht statt seiner.

„Ja, ein sehr schöner Tag", stimmt sie ruhig bei.

„Ich denke, es wird nun auch nicht mehr regnen", fährt er heiter fort und sieht den Himmel an.

„Nein, das denke ich auch."

„Darf ich Ihnen das Buch tragen?" beginnt er wieder etwas entmuthigt, da er sie so wenig geneigt findet, auf eine Unterhaltung einzugehen.

„Sie giebt es ihm ohne Zögern.

„Wie hübsch das ist! Darf ich einmal hineinsehen?"

„Wenn Sie wollen."

Er öffnet es schnell in der Hoffnung, ihr Name werde darin ge-

Digitized by Google

schrieben stehen; doch die Worte auf dem freien Blatt geben ihm wenig Aufklärung: „Nora von E. C.“

„Ein guter Freund gab Ihnen dies vermuthlich?“ sagt er eifersüchtig.

„Lord Clare schickte es mir“, entgegnet sie ruhig.

„Lord Clare ist noch jung und unverheirathet, nicht wahr?“ fragt er bedeutungsvoll.

„Er war ein Freund meines Vaters“, antwortet sie kurz.

„Wissen Sie“, fährt er unbeirrt fort, „daß Sie mir noch niemals Ihren Namen genannt haben? So kommt es, daß ich über Ihre Verwandten völlig im Dunkeln bin und nicht einmal weiß, wie ich Sie anreden soll.“

„Das thut nichts“, giebt sie unerbittlich zurück.

„Aber — verzeihen Sie meine Beharrlichkeit — ich möchte es so gern wissen.“

„Ich bin Lord Clares Agent, das ist für seine Pächter jedenfalls genügend.“

„Ich kann Sie aber doch mit dem besten Willen nicht immer so nennen“, sagt Gerald mit unverhohlener Heiterkeit. „Wie soll ich sagen, wenn ich mit Ihnen als Herr zur Dame rede? Bitte, vergessen Sie für kurze Zeit Ihre geschäftliche Stellung und antworten Sie mir deutlich!“

Ein bekümmerter Zug legt sich auf ihre Miene, und sie hebt zwei liebliche besorgte Augen zu ihm auf.

„Habe ich Sie erzürnt?“ fragt er schnell.

Sie schüttelt den Kopf.

„Nein, nein! Ich war nicht böse auf Sie, sondern auf mich selbst. Ich fürchte, ich bin sehr unhöflich gewesen.“

„Mit sich selbst? Darf ich fragen, warum?“ fragt er erstaunt, ihre letzten Worte unbeachtet lassend, als ob diese ganz außer Frage stünden.

„Ich fürchte, neulich Unrecht gethan zu haben, indem ich mich an Ihren Büchern vergriff, und habe mir darüber die bittersten Vorwürfe gemacht. Sie sehen“, fährt sie bittend fort, „daß man mich hier verwöhnt und mich thun läßt, was ich will, und — und daß ich Niemanden habe, der mir sagt, was recht ist.“

„Sie thun unrecht? Fräulein Nora, wie soll ich Sie überzeugen, daß Sie im Irrthum sind, vollständig im Irrthum?“

„Und Sie fanden es nicht sonderbar oder anmaßend?“

„Nein — und tausendmal nein!“

Sie athmet tief und erleichtert auf.

„Das freut mich sehr“, sagt sie einfach.

„So sind wir nun Freunde?“

„O ja, Freunde — natürlich!“

„Und ich weiß meiner Freundin Namen nicht einmal“, bemerkt er trocken mit einem komischen Ausdruck des Verdrusses.

„Sie sind sehr beharrlich“, lacht Nora und schüttelt mit scherzhaftem Ernst den Kopf.

„Nennen Sie es Festigkeit und belohnen Sie mich dafür“, bittet er kühn und neigt den Kopf ein wenig zu ihr herab.

Digitized by Google

„Gut, wenn Sie es denn wissen wollen; mein Name ist Nora Vane, Ihnen zu dienen, mein Herr", dabei bleibt sie stehen, um eine kokette Verbeugung zu machen.

„Meine Freundin Nora Vane. Das klingt sehr hübsch", sagt er gedankenvoll, während seine Augen lächelnd zu ihr niederschauen. „Doch hier sind wir am Thor."

Sie läßt ihr Kleid fallen nnd streckt ihm die Hand zum Abschied entgegen.

„Woher wissen Sie, daß ich nicht auch hineingehe?" fragt er lachend, indem er ihr jedoch gleichzeitig das Gebetbuch einhändigt.

„Sie sehen nicht aus, als ob Sie die Absicht hätten", entgegnet sie offen, mit einem Blick auf seinen Anzug.

„Richtig, ich vergaß das. Uebrigens, Fräulein Vane, habe ich mein Chequebuch gefunden und bin bereit, Sie noch einmal bei mir zu empfangen. Wann darf ich Sie erwarten?"

„Morgen, denke ich, morgen früh."

„Also Adieu denn bis morgen", er lüftet den Hut, verneigt sich tief, während sie mit einem leichten Verneigen des Kopfes an ihm vorübergeht und hinter der Kirchenthür verschwindet.

Gerald de la Fosse setzt sich auf den nicht fernen Grashügel nieder und fängt an, zu moralisiren. Er kann sich nicht verhehlen, daß er etwas mehr als bloße Bewunderung für die reizende Irländerin empfindet, die ihn in einem Moment durch ihr freies Reden und Handeln empört und im nächsten durch ihr gewinnendes Wesen entzückt. „Sie würde keinen Mann seines Geldes wegen heirathen", spricht er zu sich selbst; „sie ist zu wahr und unberührt von der Welt, und was für ein liebevolles Weib würde sie dem Manne sein, der so glücklich wäre, sie zu gewinnen.

Dann wird er kühner und denkt an die Möglichkeiten, die sich ihm darbieten. Er fragt sich, ob ihr Herz wohl noch frei, und wenn dem so ist, ob sie ihn wohl lieb haben könne. Als ernstes Hinderniß erscheint ihm ihre seltsame Stellung als Lord Clares Agent; doch ist er entschlossen, nichts zwischen sie und sich selbst treten zu lassen, sobald sie ihn so aufrichtig liebt, wie sie seiner festen Ueberzeugung nach fähig ist, zu lieben.

Seit jener Stunde, wo sie ihn so unerwartet besucht hatte, war er nicht im Stande gewesen, an etwas Anderes zu denken. Ihr schönes Gesicht und ihre sanfte Stimme mit dem leichten Anflug von Dialect hatte ihn fortwährend verfolgt und nie hatte er die Einsamkeit des Junggesellenlebens tiefer empfunden, als jetzt. Er fängt an, sich darüber klar zu werden, daß er sich in der Gesellschaft sicherer gefühlt hat, und er klüger gethan hätte, in London zu bleiben, und dann steigt vor seinem innern Auge ein berückendes Bild von seinem Leben auf, wie es sein könnte, und seine große Besitzung erscheint ihm kleiner und wohnlicher, denn an seiner Seite sieht er ein reizendes Frauenbild, seine Gemalin, und liebliche Kinder mit ihrer Mutter Haar und Augen umspielen ihn. Die Augen sind von jener herrlichen blaugrauen Farbe, wie man sie nur in Irland findet, und das Haar ist dasselbe dunkle, glänzende braune Haar, wie es Nora Vane in so üppiger Menge besitzt.

Er erhebt sich mit plötzlicher Heftigkeit. Warum auch sollte er sie

Digitized by Google

nicht heirathen, wenn sie ihn liebt? Aber liebt sie ihn? Dieses Räthsel zu lösen nimmt ihn so lange in Anspruch, daß als er endlich den Blick aufrichtet, er bemerkt, daß schon ein Theil der Leute die Kirche bereits verlassen hat, während Andere zu Zweien und Dreien noch herauskommen.

„Eifrig blickt er um sich, kann Nora aber nicht entdecken, und da er glaubt, sie könne noch in der Kirche sein, wartet er geduldig, bis die Letzten langsam an ihm vorübergegangen sind. Dann will er versuchen, sie einzuholen, als Pierre O'Neal zu ihm tritt und ihn zurückhält.

„Wir können ja zusammen gehen", sagt Jener; und da Gerald augenblicklich keine Entschuldigung bei der Hand hat, muß er einwilligen. „Hast Du in Gedanken eine Elegie niedergeschrieben?" lacht der junge Priester, während sie neben einander dahinschreiten.

„Nein, das nicht. Ich habe mich nur einer kleinen Träumerei hingegeben. Eine thörichte Beschäftigung, nicht wahr?" Dies sagt er mit erzwungenem Lächeln.

„Sehr; und was veranlaßte Dich unruhigen Geist zu einer solchen Träumerei?"

„Theils der Zufall. Ich traf Fräulein Vane und ging mit ihr bis an die Kirche."

„Mit Fräulein Vane? Ich wußte nicht, daß Du sie kennst. Ich glaubte, Du kennest Niemanden hier", fährt der Andere schnell mit argwöhnischem Blick fort.

„Ich kannte auch Niemanden. Fräulein Vane suchte mich gestern in ihrer Eigenschaft als Agent auf; so konnte ich natürlich, als ich sie jetzt wieder traf, nicht weniger thun, als mich anbieten, ihr das Gebetbuch tragen zu wollen — es war ein sehr starkes, daher auch etwas schweres Buch."

„Und das ist Alles?"

„Ja, das ist Alles. Warum aber verhörst Du mich in dieser Weise?" Die Worte werden ein wenig stolz gesprochen.

„Ich hatte nicht die Absicht, Dich zu verhören; aber sie steht halb und halb unter meinem Schutz, so lange Lord Clare abwesend ist."

„Wie ist sie mit Lord Clare verwandt?" fragt Gerald hastig.

„Ueberhaupt nicht. Warum?"

„Nun, Du mußt doch auch einsehen, daß ihre Stellung eine höchst sonderbare ist, wenn, wie Du selbst sagst, sie nicht mit ihm verwandt ist."

„Er war ihres Vaters Freund und Beide waren so bekannt mit einander, daß dieses Arrangement einfach genug erscheint."

„Hier vielleicht; dieser Ort ist aber nicht die Welt."

„Nein, gewiß nicht. Ich für mein Theil habe mich auch oft gewundert, warum sie diese Stellung angenommen hat; sie hatte von dem Erbtheil ihres Vaters zwei- bis dreihundert Pfund jährliches Einkommen, also die Armuth konnte sie nicht dazu getrieben haben."

„Nein; hier konnte sie davon leben", sagt Gerald de la Fosse sinnend. „Vielleicht aber sehnte sie sich nach etwas Luxus."

„Das glaube ich nicht; im Hause lebt sie sparsam, fast ärmlich."

„Sie kann doch unmöglich geizig sein?" ruft Gerald entsetzt, denn in seinen Augen ist Habsucht die schwerste Sünde.

Digitized by Google

Ueber des jungen Priesters ehrliches, gutmüthiges Gesicht legt sich ein schmerzlicher Ausdruck.

„Ich hoffe nicht — nein, nein, ich kann — ich will es nicht denken", sagt er unruhig.

„Vielleicht giebt sie den Armen", muthmaßt Gerald.

„Das ist sicherlich nicht von Bedeutung. Sie wendet ihnen ihre größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu und hat schon so manches Mal die ganze Nacht aufgesessen und die Kranken und Sterbenden gepflegt, aber ich habe niemals gehört, daß sie irgend ein Geschenk von pecuniärem Werth gemacht hätte."

Sie sind schnell gegangen und nun läßt ein weißer Unterrock, der mehrere Ellen vor ihnen im Winde flattert, die Herzen der beiden Männer schneller schlagen.

Pierre O'Neal hatte, als er Nora Vane vor einem Jahre zum ersten Male sah, eine tiefe Neigung für sie gefaßt; die Gesetze seiner Religion aber verboten ihm das Heirathen und so bemühte er sich ernstlich, seine Leidenschaft zu ersticken, und hoffte, daß ihm dies mit der Zeit gelingen werde.

Er war dem Mädchen seiner Liebe ein treuer, guter Freund gewesen, hatte aber durch kein einziges Wort seine wahren Gefühle verrathen; auch sie achtete ihn hoch und schenkte ihm volles Vertrauen und stellte ihn durch ihre unverhohlene Neigung für ihn, seiner tiefen Liebe zu ihr unbewußt oft auf eine harte Probe.

Von alledem weiß aber Gerald nichts und er denkt nur an sich selbst, als er ausruft:

„Da ist sie, O'Neal, gerade vor uns!"

„Ja, ich sehe; und wenn Du mich entschuldigen willst, werde ich sie einholen; damit nickt der junge Priester dem Freunde ein Lebewohl zu und läßt diesen ziemlich muthlos und mit sich selbst in Zwiespalt hinter sich.

* * *

Der nächste Tag ist noch wärmer und klarer und Gerald wartet ungeduldig auf Noras Erscheinen. Doch sie kommt nicht; und als endlich die Sonne niedergeht und der Nachtwind sich frisch und geräuschvoll erhebt, nimmt er mit ihr, mit sich selbst, mit der ganzen Welt zürnend mißmuthig seinen Hut und geht hinaus ins Freie.

Fast unbewußt schlägt er die Richtung nach Noras Haus ein, und eine Stunde später steht er in der Dunkelheit dem Fenster des Zimmers gegenüber, in dem sie sich befindet. Das Rouleaux ist in die Höhe gezogen und er kann sehen, wie sie am Tisch sitzt, einen offenen Brief vor sich hat und eine Feder sinnend zwischen den Fingern dreht. Während er sie beobachtet, öffnet sich die Thür und Brigitte tritt herein. Im Augenblick verschwindet der Brief in Noras Tasche und das Mädchen springt verwirrt und erröthend auf.

„Ueber einen Geschäftsbrief erröthet ein Mädchen nicht in dieser Weise", sagt Gerald de la Fosse zu sich; dann wendet er sich traurig und geht langsamen Schrittes nach Haus.

Er hat nicht ganz unrecht. Der Brief, den Nora so schnell in ihre Tasche verschwinden ließ, ist nicht geschäftlicher Art; er enthält einen

Digitized by Google

Heirathsantrag von Lord Clare; und nicht einmal den ersten, denn der in den mittleren Jahren stehende Mann liebt sie sehr innig und hat sich gelobt, sie nicht eher aufzugeben, als bis sie mit einem Andern wirklich verheirathet oder doch wenigstens verlobt ist.

In Brigitte hat er einen mächtigen Fürsprecher. Sie meint, es sei, was Güte und wirklich soliden Werth anlange, Niemand mit ihm zu vergleichen; sie rühmt ihn ihrer jungen Herrin gegenüber unaufhörlich, und sucht seine Sache zu fördern, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet, und das war der Grund, weshalb Nora den Brief so hastig verbarg, sie fürchtete eben die Wiederholung all der alten, oft gehörten Argumente, die zu seinem Gunsten sprachen.

Das war auch der Grund, weshalb sie ihre Verabredung nicht eingehalten hatte, denn der Gedanke, ihrem gütigen Freunde neuen Schmerz bereiten zu müssen, hatte sie den Tag über gequält, und sie hatte in ihrem ängstlichen Bemühen, ihm den Schlag so mild wie moglich zu ertheilen, schon mehrere Briefe geschrieben, zerrissen, und von Neuem geschrieben.

Am folgenden Morgen jedoch, gleich nach dem Frühstück, geht sie, ihr Pony zu holen; da aber der Stallbursche nirgends zu sehen ist und kein Anderer vorhanden, der ihr das Pferd satteln kann, legt sie diesem ohne einen Moment zu zögern nur den Zügel an und galoppirt im nächsten Augenblick auf des Ponys nacktem Rücken den grasbewachsenen Weg entlang.

Diesmal findet sie Herrn de la Fosses Thür geschlossen, sie muß also klopfen und ein Diener kommt, ihr zu öffnen; doch bevor er noch Zeit findet zum Sprechen, wird er bei Seite geschoben, und Gerald selbst steht vor ihr, um sie zu begrüßen.

„Guten Morgen, Fäulein Vane. Sie sind doch nicht zu Fuß gekommen?" sagt er verwundert, denn sie steht neben ihrem Pony, den Arm um dessen Hals geschlungen, und da er keinen Sattel sieht, meint er, sie habe es geführt.

„Zu Fuß? O, nein! Das würde Mab nicht geduldet haben, selbst wenn ich es gewollt hätte. Nicht wahr, Mab?" Und dabei liebkost sie ihren stummen Liebling.

De la Fosse sieht so erstaunt aus, daß sie seine Gedanken erräth und ein wenig roth wird.

„Sie müssen wissen", sagt sie stotternd, „Mab ist sehr sanft, ein Sattel ist bei ihm vollständiger Luxus, durchaus keine Nothwendigkeit."

„Wollen Sie nicht näher treten?" fragt er höflich, ihre Bemerkung übergehend.

Sie schlingt den Zügel um den Haken in der Mauer und zeigt sich bereit, ihm zu folgen.

Ohne ein weiteres Wort schreibt er den Cheque und reicht ihr das Papier zur Unterschrift. Während sie die Feder zur Hand nimmt, beugt er sich über ihre Schulter und sieht zu, wie sie schreibt:

„Gezeichnet

Nora Vane

Im Auftrag von Lord Clare."

„Fräulein Vane", sagt er ernst, „was brachte Sie auf einen so seltsamen Gedanken, diese Verwaltung zu übernehmen?" Sie blickt ihn

Digitized by

mit weit offenen Augen an. „Es ist ein Geschäft für Männer. Ein Mädchen sollte dergleichen Dinge nicht thun."

Ach, Herr de la Fosse, Sie können es nicht verstehen!" erwiedert sie mühsam.

„Das glaube ich auch. Dieser Lord Clare ist ein sehr glücklicher Mann.

„Warum? Weshalb?"

„Vermuthlich thaten Sie es doch ihm zu Gefallen, und wenn eine Dame so ängstlich bemüht ist, einem Herrn zu gefallen, so ist das Resultat davon leicht zu errathen."

Tiefe Röthe ergießt sich über ihr Antlitz.

„Sie sind in der That im Irrthum!" ruft sie erregt. „Ich brauchte Geld!"

„Wenn Sie wirklich Geld brauchten, so gab es noch manch anderen Weg, auf dem Sie sich etwas verdienen konnten; als Gouvernante oder Gesellschafterin zum Beispiel."

„Und der Gehalt — wissen Sie, wie hoch der ist?" fragt sie etwas bitter.

„Gering, ich weiß; eine solche Stellung ist aber wenigstens einer Dame angemessen. Lord Clare hätte nicht zugeben sollen, daß Sie ein solches Amt übernehmen", sagt Gerald streng.

„Lord Clare handelt immer recht. Sie sollten doch lieber unterlassen, meinen besten Freund zu schmähen", giebt sie heftig zurück.

Gerald de la Fosse beugt den Kopf in anscheinender Unterwerfung.

„Ich wage es natürlich nicht, meine geringe Meinung der seinen gegenüberzustellen", sagt er mit spöttischem Lächeln.

Nora springt hastig auf; ihre Augen blitzen und ihre Lippen zittern vor Aufregung.

„Sie sind sehr grausam", ruft sie, während sich ihre schlanke Gestalt zu voller Höhe aufrichtet; „und selbst wenn meine Handlungen und Beschäftigungen unweiblich sind, so war es unmännlich von Ihnen, Herr de la Fosse, es mir, die ich wehrlos bin, zu sagen!" Und bevor er etwas erwiedern kann, hat sie das Haus verlassen und ihr Pony losgebunden; darauf besteigt sie es schweren Herzens und reitet davon.

Gerald steht wie gebannt noch auf derselben Stelle, wo sie ihn verlassen hat, vollständig niedergeschmettert und von Gewissensbissen gequält, die zu spät kommen, denn die scharfen Worte, welche er in seiner wahnsinnigen Eifersucht gegen Lord Clare geäußert, werden, das weiß er, nicht so leicht vergessen sein. Eine volle Woche sieht er Nora nicht, obgleich er die Orte aufsucht, an denen sie möglicherweise zu finden ist, bis er es nicht länger ertragen kann und als letzte Zuflucht seinen alten Freund O'Neal in der Hoffnung aufsucht, von diesem etwas über sie zu hören.

Der junge Priester jedoch empfängt ihn ziemlich kühl, und ist dem gewöhnlich heiteren O'Neal sehr unähnlich; als er aber die ganze Geschichte hört, klärt sich sein Gesicht auf.

„Verstehe ich recht, Du liebst Fräulein Vane und willst sie zu Deiner Frau machen?" sagt er.

„Gewiß, Pierre; was könntest Du Anderes glauben?"

Digitized by Google

„Nun, weißt Du", entgegnet der Andere entschuldigend, „ich bildete mir ein, Du machtest ihr nur den Hof, Ihr müssigen jungen Leute schafft unbewußt und unbeabsichtigt so viel Unheil! Und es geschah theilweise auf meinen Rath, daß sie von hier fortging."

„So ist sie also fort?"

„Ja, sie hatte es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, ihre Beschäftigung sei unweiblich und sie wolle sich nach etwas Anderem umsehen; das war der eine Grund für ihr Gehen."

Gerald erröthet unbehaglich.

„Und was veranlaßte sie weiter dazu?" fragt er.

„Lord Clares Rückkunft, sie möchte ihm nicht begegnen. Sie kann die erneute Qual nicht ertragen, ihn nach all der Güte, die er ihnen Allen erwiesen, wieder zurückweisen zu müssen.

„Ihn zurückweisen? Demnach liebt sie ihn auch nicht?" ruft Gerald erregt.

„O nein, nicht in dieser Weise!"

„Warum übernahm sie aber dann die Verwaltung seiner Besitzung?"

„Wir haben ihr sehr unrecht gethan, de la Fosse", versetzt der Andere reumüthig. „Sie that es, um ihrem Bruder den Zuschuß geben zu können, der sonst mit ihres Vaters Tod hätte aufhören müssen. Ich legte ihr gestern offen die Frage vor, und sie sagte mir Alles. Sie ist ein sehr hochherziges Mädchen."

Gerald schlägt die Hände vor das Gesicht.

„Wie konnte ich sie so verkennen?" denkt er sich selbst anklagend, dann fragt er laut:

„Kannst Du mir ihre Adresse sagen, Pierre?"

„Ja; sie ist augenblicklich bei Lady Cornelia Clifford, in deren Stadthaus. Wie — gehst Du so fort, und ohne meine guten Wünsche auf den Weg?"

Sie schütteln sich herzlich die Hände und dann sagt O'Neal anzüglich:

„Uebrigens sah ich neulich Fräulein Vane auf ihrem ungesattelten Pony reiten. Sie ist vollständig emancipirt — findest Du das nicht auch, Gerald?"

„Ich finde, sie ist eine vorzügliche Reiterin, und ich bewundere furchtlose Reiter", lacht Jener.

„Ich für mein Theil", fährt der junge Priester scherzend fort, „würde eher eine Amazone, als eine dieser wilden Irländerinnen heirathen!"

„Nous avons changé tout cela. Wenn ich jetzt nicht meine Frau aus Irland bekomme, heirathe ich überhaupt nicht", sagt Gerald bestimmt und geht.

* * *

In Lady Cornelia Cliffords Wohnzimmer herrscht mattes Dämmerlicht, welches die schweren Vorhänge, die dicht vor die Fenster gezogen sind, nur noch mehr verdunkeln. Auf einer Causeuse nahe am Feuer liegt Nora und weint bitterlich, denn sie ist allein und das Leben liegt kalt und trostlos vor ihr. All das friedliche Glück ihres vergangenen Lebens scheint durch die grausamen Worte Gerald de la Fosse's,

Digitized by Google

dessen gute Meinung, wie sie jetzt weiß, ihr theurer ist als alles Andere auf der Welt, zerstört zu sein. Doch das Oeffnen der Thür reißt sie aus ihrem Schmerz und sie springt schnell auf, als ein Herr in das Zimmer geführt wird. Anfangs vermag sie in der Dunkelheit seine Züge nicht zu unterscheiden, plötzlich aber erkennt sie ihn.

„Herr de la Fosse, sind Sie es?" ruft sie.

Er tritt hastig zu ihr und nimmt ihre Hand zwischen die seinen.

„Können Sie mir jemals vergeben?" fragt er reuevoll und beugt sich zu ihr herab; und als er sieht, daß sie von seinem unerwarteten Eintreten zu sehr überrascht ist, als daß sie antworten könnte, fährt er in zärtlichem Tone fort: „Nora — geliebte Nora — können Sie mehr thun, als mir vergeben? Können Sie mich lieben?"

Sie hebt die liebevollen Augen, in denen die Thränen noch schimmern, zu ihm auf und verbirgt dann, verwirrt durch die leidenschaftliche Bewunderung, die sich in seinen Zügen malt, den Kopf an seine Schulter.

„Ich habe Sie von Anfang an geliebt!" flüstert sie ihm in das Ohr. So leise auch die Worte gesprochen sind, er hört sie doch und preßt das geliebte Mädchen voll Wonne an das Herz mit dem Bewußtsein, daß nun nichts mehr zwischen sie treten kann, als der Tod.

Die Besitzung, welche General de la Fosse seinem undankbaren Neffen hinterlassen hat, soll nun nicht länger unbewohnt bleiben. Man trifft alle nöthigen Vorbereitungen, um das junge Paar würdig zu empfangen, wenn es von dem Continent, wo sie die Flitterwochen zu verbringen gedenken, heimkehrt.

Die Hochzeit findet in Lady Cornelias Hause statt, und Lord Clare fällt an Stelle von Noras Vater das Loos zu, die Hand der schönen Braut, die er so gern für sich selbst behalten hätte, in die eines Anderen zu legen. Er liebt sie jedoch zu aufrichtig, als daß er ihr das große Glück mißgönnte, welches ihr zu Theil geworden; und selbst Brigitte freut sich trotz ihres Vorurtheils gegen die Engländer über den Bräutigam und tröstet sich mit der selbstgeschaffenen Einbildung, seine Mutter müsse eine Irländerin gewesen sein. Was Gerald selbst betrifft, so ist sein Glück vollkommen; und man hat ihn noch niemals darüber klagen hören, daß er sich sein Weib aus Irland geholt hat, noch daß dieses „Lord Clares Agent" gewesen ist.

Digitized by Google

Die Bühne und das Publikum.

Im 8. Hefte des „Salon" hat ein eifriger Kunstfreund, Herr Emil Cohnfeld, die gegenwärtig durch die neuern Reichstagsbeschlüsse wieder in den Vordergrund getretene Angelegenheit des Verfalls der dramatischen Kunst von einer neuen Seite beleuchtet. Er schildert sehr anschaulich die Art, wie das Publikum sein Urtheil über die Leistungen auf der Bühne abgiebt, im scharfen Gegensatz zu der Weise, in welcher ehedem Lob und Tadel gespendet wurde. Seine durchaus zutreffende Darstellung führt den Beweis, daß im öffentlichen, von den Zuschauern kund gegebenen Urtheile eine Stufenleiter gar nicht mehr vorhanden sei daß nur noch extremes Lob oder extremer Tadel gespendet, also ein eigentliches Richteramt von dem Publikum gar nicht mehr ausgeübt werde. Von diesem Verzicht der Zuschauer auf eine maßgebende Kritik leitet Herr Cohnfeld mit vollem Rechte viele Uebelstände her. Man kann in der That, wie von den Regierungen, so auch von der Bühne, sagen: „Ein Theater ist niemals schlechter, als sein Publikum es verdient."

Ehedem war die Kritik beim Parterre. Der dort einheimische Mittelstand hatte ein Urtheil und befliß sich, dasselbe bis ins kleinste Detail kund zu geben. An der Art, wie applaudirt wurde, unterschied jeder Geübte, zumal jeder Darsteller, den blos aufmunternden von dem wohlverdienten Beifall — es lag in dem Handschlag, möchte man sagen. Man konnte recht wohl die Censuren heraus hören: „mittelmäßig", „gut", „sehr gut". Indem Herr Cohnfeld alle Abstufungen des Urtheils von ehedem charakterisirt, geht er zu dem Nachweis über, daß sie jetzt sämmtlich verschwunden sind, daß man nur noch den Hervorruf kennt und daß die Darsteller sich nur noch taxiren nach einem Generalmaßstabe: sie zählen, wie oft sie „herausgepaukt" werden!

Bei dem Nachweise, daß mit dem Wegfall aller Zwischenstufen auch alles eigentliche Urtheil weggefallen sei, vergißt nun aber Herr Cohnfeld darzuthun, wie das Publikum dazu gekommen ist, nur noch im Extrem zu loben, er vergißt den Beweis zu bringen, daß die Zuschauer mißleitet worden sind — von den Theaterdirectoren, und daß sich die Zuschauer mißleiten ließen, weil der Abweg ihrer Liebe zur Bequemlichkeit entsprach.

Früher war der Hervorruf wirklich das, was im Worte ausgesprochen ist, das Publikum rief den Darsteller oder die Darstellerin beim Namen, oder nannte die Rolle. Aus dem Parterre scholl der Ruf „Devrient heraus!" oder „Posa heraus!" und nur, wenn zahlreiche Stimmen so erklangen, ließ der Director den Vorhang aufziehen. Das Rufen erfolgte in der Regel erst nach dem Schluß des Stückes, seltener

Digitized by Google

im Zwischen-Akt, äußerst selten bei offener Scene. Das Publikum wollte sich nicht, wie heut zu Tage, die Illusion verderben. Wenn der stolze Philipp von Spanien kurz zuvor gesagt hat:

„Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter", und verbeugt sich dann gleich hinterher vor jedem Schusterjungen im „Paradiese", so kann die holde Täuschung der Kunst nicht aufrecht erhalten werden.

Es kam in älterer Zeit niemals vor, daß auf bloßes Klatschen ein Darsteller sich verbeugte, oder gar aus der Coulisse heraustrat, noch weniger, daß die schallende Handarbeit ein Aufziehen der Gardine zur Folge hatte! Auch wenn er in keiner Weise näher bezeichnet war, wußte der Darsteller doch genau, ob der Applaus ihm gegolten, aber aus Rücksicht für seine Mitspielenden nahm er niemals den Lohn für sich allein in Anspruch, wie dies heute durch die Verbeugung geschieht, welche unter der Maske der Demuth das Gegentheil derselben bekundet.

Wie es nun gekommen ist, daß ein wirkliches Hervorrufen gar nicht mehr geschieht, ist unschwer nachzuweisen. Die Schauspieler und die Theaterdirectoren haben, indem sie den bloßen Applaus für ausreichend zum Aufziehen des Vorhangs erklärten, das Urtheil dem Publikum escamotirt und die ihnen so unentbehrliche Anerkennung in die Hände der Claque gelegt, welche ehedem nur bei den Lobspenden geringeren Grades Hülfe leistete.

Zum wirklichen und wirksamen Hervorrufen war und ist die Claque nicht zu gebrauchen. Wollte man die für ein Freibillet auf die Gallerie postirten Schusterjungen und andere jugendliche „Kunstfreunde" ähnlicher Lebensstellung veranlassen, die Namen der Darsteller oder ihrer Rolle laut und durchdringend zu rufen, so würde das Publikum an der dünnen Stimme sofort die bezahlten Lobspenden erkennen. Auch eine besser organisirte Claque, die im Parterre vertheilt ist und nicht aus jüngeren Elementen besteht, verräth sich sehr bald, wenn sie rufen muß. Denn eines Theils haben die Stimmen solcher Leute keinen frischen Klang, andern Theils hört man an ihrer Aussprache, weß Geistes Kinder sie sind. Die Fiction, daß der Beifall von den zahlenden Zuschauern komme, ist bei einer öffentlichen Abgabe der Stimme im Theater absolut zerstört.

Aber bei einer bloßen Handarbeit ist die Täuschung trefflich durchzuführen. Es läßt sich den klatschenden Händen nicht anhören, ob ihre Finger den Pfriemen und Pechdraht, oder die Feder zu führen gewohnt sind, und schwielenharte Finger leisten beim Applaudiren das Doppelte einer weichen, zarten Hand. Wir wollen auch keineswegs die Inhaber harter Hände ausgeschlossen wissen, aber wir können verlangen, daß sie ihr eigenes Urtheil abgeben und nicht, durch Bestechung unehrlich geworden, unserer freien Kritik vorgreifen.

Also: Das von Herrn Cohnfeld mit Recht beklagte Verzichten des Theaterpublikums auf ein maßgebendes Urtheil ist entstanden durch den Mißbrauch, auf bloßes Applaudieren den Vorhang zu ziehen und die Darsteller heraustreten zu lassen. Wenn das Lobspenden wieder gehandhabt wird, wie ehedem: wenn der Vorhang nicht aufgeht, ohne daß vielstimmiges Rufen aus dem Publikum kommt, so haben die zahlenden und urtheilsfähigen Theaterbesucher wieder, wie ehedem, die entscheidende

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Harmlose Seelen.

Nach einem Gemälde von A. Eberle.

Digitized by Google

Kritik allein zu üben, statt daß sie jetzt recht eigentlich in den Händen der Claque ist.

Nicht durch Polizeimaßregeln, wie sie von dem neuen Theatergesetz vorgeschrieben werden, ist eine Besserung der oft beklagten Verhältnisse zu erwarten, sondern lediglich durch Selbsthülfe des Publikums. Möge also dafür gesorgt werden, daß das Publikum sich selbst helfen kann. Ergreife man Mittel, die der Corruption im Theater ein Ziel setzen. Wenn unsere Volksvertretung, wenn unsere Regierung auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens Mittel findet, dem Laster der Bestechung entgegenzuwirken, warum nicht auch im Theater? Daß die Behörde den Applaus nicht beschränken oder gar verhindern kann, versteht sich von selbst, also lasse man ihn wie erst bestehen, sammt der Claque, die nun einmal nicht zu controliren ist. Aber man sorge dafür, daß der einfache Beifall nicht zur höchsten Anerkennung ausarte, man gestatte das Aufziehen des Vorhangs und das Heraustreten der Darsteller nur dann, wenn das Publikum diese Auszeichnung mit lautem, vielstimmigen Rufen, an welchem die Claque nicht Schuld ist, fordert, wenn also der unabhängigen Leute Urtheil sich unzweifelhaft kundgiebt.

Wilhelm Kaulen.

Der Schmerz.

Viel gescholtener Schmerz! Mancher erlag Dir schon!
Ach, Dein eiserner Arm packt mit gewalt'ger Wucht
Hart die zuckenden Herzen,
Schont die freudige Jugend nicht.

Fluch ertönet Dir oft, aber Du bleibst Dir gleich,
Legst Dich fest wie ein Alp, ruhig auf Seel' und Brust,
Ob die Hände zum Himmel
Streckt der friedbedürftige Mensch.

Viel gescholtener Schmerz! Großes errangst Du auch,
Hebst die Herzen empor — Helden verdankt die Welt,
Denkerfürsten und Dichter
Deinem feurigen Weihekuß.

Stete Freude sie schwächt, lähmt und erschlafft die Brust,
Doch Du weckest, o Schmerz, auf die verborg'ne Kraft:
Aus den Tiefen der Seele
Strömt titanischer Heldenmuth.

Viel gescholtener Schmerz! Heilig eracht' ich Dich,
Götter sandten uns Dich, göttlich erscheinst Du dem,
Der nach höheren Zielen,
Der da strebt nach des Himmels Licht.

Wilhelm Kunze.

Digitized by Google

Zürich und seine Gesellschaft.

Wenn man von Isar-, Ilm-, Pleiß-Athen spricht und auch noch anderen Städten den Namen jenes Glanzpunktes griechischen Lebens und Strebens beilegt, um damit an den dort besonders lebendig sich zeigenden Pulsschlag des Geistes zu erinnern, so hat man nicht mit Unrecht auch Zürich durch die Bezeichnung Limmat-Athen geehrt. Denn nicht allein fand schon in den Tagen des Mittelalters Kunst und Wissenschaft in der freundlichen Stadt an der blaugrünen Limmat eine rege Pflege; auch jetzt zeichnet sie sich in dieser Hinsicht vor allen anderen schweizerischen Orten aus. Alles, was es im Lande der Alpen an hervorragenden geistigen Interessen giebt, das findet seinen Kern- und Mittelpunkt in Zürich. Und wiederum haben sich von hier aus bedeutende geistige Strömungen nicht allein über die ganze Schweiz ergossen, sondern sind auch in anderen Ländern von nennenswerther Wirkung gewesen und oft zu hervorragendster Bedeutung in der Culturgeschichte gelangt. Eine ganze Reihe glänzender Namen aus den Gebieten der Kunst und Wissenschaft knüpft sich an Zürich; eine Menge frei strebender Geister fand sich hier zusammen und wirkte von hier aus für die Welt. Zürich ist von jeher ein Asyl der Dichter und Denker, der Verbannten, gewesen; auch unsere Mutter Germania, als sie in sonderbarer Laune es liebte, gerade ihre besten Söhne so stiefmütterlich wie möglich zu behandeln, hat dem stillen Asyl an dem blauen Zürichsee manchen Zuwachs werden lassen, ich glaube, fast nie zum Schaden ihrer verbannten Kinder.

Und wie herrlich lebt sichs auch zwischen diesen grünen Bergen, von denen man ja seit undenklichen Zeiten sagt, daß auf ihnen die „Freiheit" wohnt!

Es kann eine treue Seele Heimweh überkommen, wenn man einmal zwischen diesen Rebengeländen sein Zelt aufgeschlagen hatte, Heimweh schon, wenn man auch nur einmal lange hinaus geschaut auf die im Sonnenglanz daliegenden Wellen, durch welche stolze Dampfer ihre Furchen ziehen, auf denen der Wind weiße Segel bewegt, und über die bunte Gondeln leicht dahingleiten, wenn man dann den Blick schweifen ließ, rechts und links, auf die Gestade voll Weinlaub und Blumenschmuck von schimmernden Villen und Landhäusern übersäet, und weiter empor, zu den dunkelgrünen Bergen, und noch weiter, dahin, wo blauer Duft sie umschleiert, und immer höher hinauf, bis zu den sich den Wolken vermälenden Spitzen und Kuppen, wo der zauberhafte Glanz das Auge blendet, ja, es mag Einen Heimweh ergreifen und Sehnsucht — „dahin, dahin —"

Das schweizerische Musikfest im Jahre 1874 entfaltete sich in Zürich. Auf Häusern und Thürmen wallten die Flaggen und Blumen-

duft wehte durch die Straßen. Ein lebhaftes Treiben und Drängen überall. Glänzender Toiletten und rosiger Gesichter genug. Bedeutende Gesangskräfte, unter ihnen Vogl aus München, hatten gesungen, Wilhelmy gespielt und Johannes Brahms sein kräftiges Triumphlied selbst dirigirt.

Am Abend nach einem dieser geräuschvollen Tage saßen wir unter den schattigen Bäumen des hoch über dem See, in unmittelbarer Nähe des „Hotel Baur au lac", gelegenen Baugartens, und ich glaube, wer da mit uns saß, der wird es nie vergessen. Von links, von dem sich auf einem andern Ufer dicht an den Fluthen ausbreitenden, mit Kränzen und Guirlanden geschmückten Pavillon der „Tonhalle" — das größte Concert- und Vergnügungslocal Zürichs — klang die Musik herüber. Vor den lichterfüllten, von dichtem Menschengewirr belebten Räumen sprangen und sprudelten die aus dem See geleiteten Fontainen in den mannigfaltigsten Windungen und Figuren, in allen Farben beleuchtet, hoch hinauf; Raketen und Leuchtkugeln stiegen über dem Wasser empor, oben in der klaren Höhe schimmernde Perlen auswerfend, Feuerräder schnurrten und streuten ihren sprühenden Funkenregen aus; ein Dampfer, von bunten Papierlaternen reich behangen, rauscht wie eine feurige Schlange über die Wellen hin, leise wallende Segel schimmern, blau, grün, roth, in allen Nüancen, über die Fluthen gleiten zahlreiche Gondeln, bunte Lichter schweben und zittern darauf, über das Alles streut der Mond sein mildes Licht hernieder, und jetzt erklingt eben von drüben Rückens wundervolle Barcarolle, die Bäume und Sträucher drunten senden einen kräftigen Hauch in die Luft, Rosen durchduften die Nacht, die Lichter blitzen und glitzern, die Wellen schimmern sanft hervor, die süßen Töne schweben weich und lockend fort und fort über die Wasser herüber und singen das Herz in einen seligen Taumel; du wiegst unwillkürlich das Haupt, denn es ist Dir, als schaukelte dich selbst eine leichte Gondel auf der stillen Fluth, so ganz die Sinne gefangen nehmend, so zauberisch, so märchenhaft ist Alles!

Die „Tonhalle", wo dieses glänzende Fest stattfand, bildet überhaupt den gewöhnlichen und beliebtesten Sammelplatz der Züricher Gesellschaft und der Natur der dort Alles beherrschenden republikanischen Verhältnisse nach, nicht blos des eleganten Theils, sondern aller Schichten derselben. Besonders ist es der stark ausgeprägte kosmopolitische Charakter, den die Gesellschaft Limmat-Athens zeigt, welcher der Beobachtung der letzteren mannigfachen Reiz verleiht.

Fassen wir zuerst die Züricher selbst ins Auge, so begegnen wir unter ihnen fast allenthalben derben, kräftigen Gestalten mit markanten, etwas harten Gesichtszügen, die selbst in den höheren Ständen bisweilen eine gewisse Ungelenkigkeit nicht verleugnen können. Der gebildete Züricher weiß sich in sehr gewinnender Weise zu benehmen und an Allem, was die Unterhaltung streift, ein besonderes, ihn fesselndes Interesse zu finden und in liebenswürdiger Art zu äußern; man wird mit ihm leicht „gut Freund" bleiben können, so lange man vor Allem nicht müde wird, die Schönheit seines Schweizerlandes und die Freiheit seiner Bürger zu rühmen, sowie ihm gelegentlich von schönen Damen zu erzählen. Sollte man sich aber genöthigt fühlen, den Stolz auf seine Berge und den „gesunden, praktischen Sinn" seiner Landsleute zu beleidigen, so

Digitized by Google

würde man es erleben, daß er aus dem Hochdeutsch, welches er bisher nicht ohne Mühe sprach, in seinen derben, kernigen Dialect verfällt und von den Kraftausdrücken desselben in ziemlich ausgiebiger Weise Gebrauch macht. Rauher, gerader, fast abstoßend ist der Züricher niedern Standes, der, sobald er beleidigt ist, oder sich nur auch beleidigt glaubt, seinem gekränkten Nationalstolz in den dem Fremden gegenüber außerordentlich gang und gäben Scheltworten: „Cheiber Fremdling! cheiber Schwab! cheiber Dütscher!“ mit dem eigenthümlichen schnarrenden, allemannischen Gutturallaut Ausdruck verleiht. Allen Zürichern, wie den Schweizern überhaupt, gemeinsam ist ein stark materieller Sinn, der freilich dermalen auch anderswo nicht gerade selten zu finden, und der sich bei ihnen nicht blos in einer übermäßigen Vorliebe für leibliche Genüsse und in einer zuweilen zügellosen Neigung zum schönen Geschlecht, sondern auch in ihrer unruhigen, oft rücksichtslosen Sucht nach äußerem greifbaren Gewinn ausprägt, ein Zug des Nationalcharakters, in welchem freilich auf der anderen Seite auch die außerordentliche geschäftliche Regsamkeit und geistige Lebendigkeit des Schweizervolkes begründet ist, die, wesentlich unterstützt und gefördert durch die in manchen Cantonen und voran in denjenigen von Zürich allen Staatsbürgern gleichmäßig gewährte vortreffliche Bildung durch die Volksschule, dem Letztere den Ruhm ausgezeichneter Leistungen insbesondere auf industriellem Gebiete erworben haben. Dieselbe nationale Eigenthümlichkeit des Charakters erklärt auch die Neigung zum Zorn und zu leidenschaftlicher Heftigkeit, die man an dem Schweizer, so phlegmatisch er zuweilen erscheint, nur allzu häufig beobachten kann. Interessant und für den Züricher sehr bezeichnend muß in diesem Zusammenhange folgende Charakteristik verschiedener Cantone erscheinen, die mir einst ein aufgeklärter Schweizer (im Canton Schwyz) über seine Landsleute selbst gab, und die ich daher genau mit denselben Worten, wie ich sie aus seinem Munde gehört — sie werden in sprichwörtlicher Weise angewendet — hierher setze. Sie lauten: „Zu den Weltwundern gehört: ein demüthiger Schwyzer, ein vernünftiger Urner, ein gescheidter Unterwaldner, ein reicher Luzerner, kein thörichter Zuger, ein armer Basler, ein höflicher Berner, ein keuscher Züribinder, ein ehrlicher Thurgauer, ein trauriger Glarner.“

Was der Züricher Gesellschaft jenen schon bei dem flüchtigsten Besuch in der Limmatstadt in die Augen fallenden kosmopolitischen Anstrich verleiht, sind die zahlreichen Fremden, welche theils vorübergehend, theils für immer daselbst ihren Aufenthalt genommen haben. Sie wohnen meist in den Villen und Landhäusern der um den Kern der eigentlichen Stadt, die winkelig und unregelmäßig gebaut ist, herum sich ausbreitenden sogenannten Ausgemeinden. Einer der elegantesten der von ihnen eingenommenen Stadttheile ist die Ausgemeinde Riesbach. Durch die Letztere zieht sich die schöne breite Seestraße, wohl die eleganteste von ganz Zürich, selbst die imposante Bahnhofsstraße mit eingerechnet, hin, wo sich Garten an Garten, Villa an Villa mit der luxuriösesten, aristokratischesten Ausstattung reiht und aus jedem Fenster die Töne der Pianos herausklingen. Das Clavierspiel, wie überhaupt die Musik wird in Zürich sehr gepflegt. Dann sind es die Ausgemeinden Fluntern, Hottingen und Oberstraß, wo sich vorzugsweise jener bedeu-

Digitized by Google

tende Theil von Ausländern anzusiedeln pflegt, der hauptsächlich durch die vorzügliche Universität und das ausgezeichnete, weltberühmte Polytechnikum angezogen wird, sich in Limmat-Athen niederzulassen. Hier auf den sanften Abhängen des grünen, rebenreichen Zürichberges ist das eigentliche Quartier der Studenten; man könnte es das Quartier latin von Zürich nennen.

Das großartige Gebäude, welches Hochschule und Polytechnikum in sich vereinigt, erhebt sich, stolz auf die Stadt herniederblickend, auf einem bedeutenden Bergvorsprung und bringt einen so überwältigenden Eindruck hervor, daß der bekanntlich ganz monarchistisch gesinnte David Strauß, als er einst mit seinem Freunde, dem Züricher Professor Alois Emanuel Biedermann, dieser Höhe zuschritt, seinem Entzücken und seiner Bewunderung in sehr antimonarchistischer Weise Ausdruck zu geben sich gedrungen fühlte.

Der Bau wurde nach den Plänen des genialen Gottfried Semper, welcher bekanntlich einst als Lehrer am Polytechnikum wirkte, in den Jahren 1859—62 ausgeführt. Besonders erhebend ist der Blick auf die Westseite des Gebäudes, die sich hier findenden prächtigen Säulenreihen und hohen, breiten Stufenaufgänge imponiren dem Auge außerordentlich. Vor dieser Fronte entfaltet sich ein größerer Platz, mit Sträuchen und Bäumen bepflanzt und mit einer Fontaine geziert. Die Aussicht von hier ist überraschend schön, besonders dann, wenn man das Panorama von Zürich und Umgebung noch von keinem anderen Punkte aus geschaut: unten die Dächer und Thürme der Stadt, drüben vom steil aufsteigenden Uetli begrenzt, nach Norden das weite, von vielen Schienenwegen durchkreuzte Thal, nach Süden der See und die gletschergekrönten Berge. Daß übrigens die innere Einrichtung der Universität und des Polytechnikums — breite Steintreppen, reiches Säulenwerk, herrlich mit Sculpturen verzierte Decken, hohe, geräumige Corridore und Lehr- und Hörsäle, die bilder- und büstengeschmückte Aula, die reichen Sammlungen dem prächtigen Aeußeren entspricht, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden.

In den Auditorien dieser Anstalten versammeln sich Angehörige fast aller Nationen und bieten ein so mannigfaltig schattirtes, bunt bewegtes Bild, wie man es auf verhältnißmäßig so kleinem Terrain nur äußerst selten wiederfindet.

In besonders interessanter Weise zeigt sich bekanntlich in der Schweiz das Pensionsleben; nirgends ist dasselbe so ausgeprägt, wie hier. Alles, was nicht einen eigenen Herd besitzt, logirt sich nicht blos als Miether, sondern auch als Tischgast in einer solchen Pension ein. Das Wirthshausleben ist demgegenüber von dem unseren sehr verschieden. Die Table d'hôte in dem Speisesaal, wie ihn jede dieser Pensionen in größerem oder geringerem Umfange besitzt, gewährt daher oft einen ungewöhnlichen Reiz; wir bemerken die verschiedenartigsten Physiognomien und Gesichtstypen, die entgegengesetztesten Sprachen und Culturen sind vertreten, zwischen denen meist, wenigstens was deren äußeren Ausdruck anlangt, das weltheimische französische Idiom die Vermittelung übernimmt.

Ich muß hier der Russen in Zürich etwas ausführlicher gedenken; legt doch gerade in Limmat-Athen das Slaventhum manchen neuen Keim

Digitized by Google

zu seiner Entwickelung, kann man doch gerade hier das Drängen und Treiben in demselben recht deutlich bemerken, nicht allein in Bezug auf den geistigen, wissenschaftlichen Fortschritt, sondern mehr noch in politischer Hinsicht. Viele dieser Russen treiben mehr oder minder ihre Studien nur zur Förderung und Festigung ihrer politischen Ideale; die Strebungen und Strömungen, die man gemeinhin unter der Bezeichnung des Nihilismus zusammenfaßt, sind unter den zu Zürich studirenden Russen stark verbreitet. Es würde unrecht sein, nicht anzuerkennen, daß es unter ihnen edle, gemäßigte Naturen giebt, welche einzig und allein der corrupte Zustand der russischen Gesellschaft, die sonderbaren, im tiefsten Grunde ungesunden Verhältnisse des großen Czarenreiches in jene Bahnen getrieben, und die in ihren Neigungen gestärkt und begeistert durch ebenso hervorragende wie charakteristische Schöpfungen der neurussischen Literatur, vor Allem Gogol's, Turgénjews und Tschernyschewskys — gerade sein politisches Martyrium hat die Persönlichkeit des Letzteren für diese Kreise mit der Glorie und dem Nimbus fast eines Helden und Heiligen umgeben und die mit emsigem Eifer verbreitete Kunde davon die verhängnißvolle Flamme der Bewegung in der gefährlichsten Weise geschürt — in ernster Arbeit auf ruhige, gesetzmäßige Weise eine allmälige Besserung herbeizuführen bedacht sind; an vielen derselben aber wird man den Mangel an einer gediegenen Grundlage ihrer Bildung und die dadurch herbeigeführte Zerfahrenheit und Verschrobenheit ihrer Ansichten und Principien, ihres ganzen geistigen Wesens wahrzunehmen haben, die in Verbindung mit der allenthalben zur Schau getragenen Schroffheit ihrer materialistischen Anschauung auf jeden kühler Erwägenden nur einen abstoßenden, geradezu widrigen Eindruck hervorbringen können. Zu den Letzteren gehören Leute, welche bei Thee und Wein und dem blauen Dampf der unvermeidlichen Cigarrette über das „Elend des Volkes" faseln, von der „Rettung der Gesellschaft" declamiren, sich in Flüchen über Andersdenkende ergehen, im Uebrigen aber ihre unklaren Köpfe am liebsten auf weiche Federn legen und eine merkwürdige Neigung zum Spazierengehen haben.

Die in Zürich studirenden, der russischen Nationalität angehörenden Damen unterscheiden sich von ihren männlichen Landsleuten nur in Aeußerlichkeiten. Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort, über die Frauenemancipation überhaupt und die Zweckmäßigkeit gerade des Studiums der Medicin für das weibliche Geschlecht insbesondere zu handeln; die Zeit bloßer genialer Schwärmereien, wie wir diese in Frau von Staëls Roman: „Corinne ou l'Italie", in Friedrich Schlegels „Lucinde", bei Schleiermacher, bei der Rahel, Bettina und George Sand, in den Schriften des „jungen Deutschland" und in denen der aristokratischen Gräfin Hahn-Hahn, sowie der demokratischen Fanny Lewald finden, ist vorbei, der eiserne Zwang der Nothwendigkeit hat eine rein wissenschaftliche Erörterung der Frage erheischt, und deutsche Frauen der Jetztzeit, wie Hedwig Dohm, Mathilde Lammers, selbst sind ihr bereits in dieser Weise nahe getreten. Mit einem Worte, an Stelle des „Rechts des Herzens und der Leidenschaft", um das man sich sonst in Schrift und Rede erhitzte, ist die kalte Erwägung der Bedingungen, unter denen sich das Weib im Kampf ums Dasein am besten zu halten vermag, getreten. Jedenfalls aber glaube ich nicht daran, daß die das

Digitized by Google

Studium der Medicin betreibenden russischen Damen die „echt weibliche, zart besaitete Natur nicht verleugnen", wie die Professoren Böhmert und Hermann in ihren Streitschriften gegenüber der bekannten Abhandlung von Bischoff in München hervorhoben. Ich bin vielmehr ganz vom Gegentheil überzeugt, seitdem ich jene emancipirten Jungfrauen und Nichtjungfrauen mit den kleinen, schwarzen Hütchen, dem lang herabwallenden oder kurz geschnittenem Haar und den oft sehr nachlässigen Toiletten in nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt, und ich weiß mich dabei von jeder Prüderie völlig frei. Und so scheint mir denn jenes, diesen Damen, unter denen sich übrigens neben einigen hübschen Erscheinungen recht abstoßende Gesichter und verrenkte Gestalten befinden, gewidmete und im Züricherischen „Narrenspiegel" von 1874 enthaltene „Gaudeamus in usum studiosarum", welches in den Refrain ausklingt:

Futsch sunt nostri mores!"

und durch ein bezeichnendes Bild illustrirt ist, keineswegs ohne alle Berechtigung entstanden zu sein.

Außer in den medicinischen und nationalöconomischen Vorlesungen findet man das Slaventhum besonders zahlreich in den Collegien Gottfried Kinkels und Johannes Scherrs über Kunst-, Cultur- und allgemeine Geschichte vertreten. Beide Männer haben für die Russen nicht blos, sondern auch für die anderen Ausländer durch ihre politische Vergangenheit gleich sehr wie durch ihren Schriftstellerruf ein besonderes Interesse.

Gottfried Kinkel, der sich seit 1866 am blauen Zürichsee ein „sonnig Nestchen zum Träumen und Singen" gewonnen, imponirt auch jetzt noch durch seine äußere Persönlichkeit, die lange, kräftige, breitschulterige Gestalt mit dem von dichtem weißen Vollbart umrahmten markigen, gebräunten Gesicht, und den üppigen grauen Locken, von denen er sagt:

„— nicht haben die Jahre,

nein, der verzweifelnde Gram hat sie gebleicht vor der Zeit."

Seine dunklen Augen blitzen wohl manchmal noch zornig auf, wenn es gilt, die „Tyrannei" zu verdammen, und seine Blicke lodern noch feurig empor, wenn das Wörtchen „Freiheit" kommt; aber auch er ist etwas ernüchtert worden und hat sich in den Gang der Dinge zu fügen gewußt. Charakteristisch ist nur, welch einen unverwüstlichen Optimismus der greise, aber noch völlig rüstige Dichter aus all' seinen Leiden und Kämpfen davongetragen, eine ruhige, durch nichts zu beirrende Seelenstimmung, in welcher er weiß,

„ — — Daß nie ein Tag erglommen,
Der froh nicht eine Brust gemacht,
Daß nie nach Frost ein Lenz gekommen,
Der nicht Ein Lied der Welt gebracht."

Diese Frische der Welt- und Lebensanschauung, mit welcher er, „öffnet sich zuletzt ein Grab, lustig hinunterspringen" will, drückt sich in jedem Worte des liebenswürdigen Mannes aus. Wie seine Gedichte sich dadurch auszeichnen, so hat auch seine ganze Erscheinung, sein ganzes Geberden etwas von der Gesundheit des griechischen Geistes, was

Digitized by Google

ihn wie einen Olympier erscheinen läßt, wenn er, wie man es oft sehen kann, von blühenden Kindern umringt, dahinschreitet:

„Zu einer großen Kirche schwören
Wir Alle, noch so weit getrennt,
Und Jeder darf ihr angehören,
Deß Seele für die Schönheit brennt."

Den geradesten Gegensatz zu der Lebensanschauung Kinkels vertritt der geistvolle Literar- und Culturhistoriker Johannes Scherr, in dessen Vorlesungen sich ebenso wie in seinen zahlreichen Schriften der finsterste Pessimismus ausspricht. Wenn aber Scherr, ein Charakter vor Allem, der nicht viele von gleicher Kraft und Entschiedenheit neben sich hat, vom „Elend des Daseins" spricht, von der „infernalischen Komödie" dieses Lebens, so ist es kein vornehmes Kokettiren, keine hohle Blasirtheit, durch die er etwa der angekränkelten Menge zu gefallen sucht, sein Pessimismus ist hervorgegangen aus einer reichen Fülle eigener Lebenserfahrung, wachgerufen worden durch die tiefen Blicke, die der Forscher in das verborgenste Getriebe und Getreibe der Menschen und Völker gethan. Scherrs äußere Erscheinung ist eine durchaus einfache und wenig in die Augen springende; in seinem scharf ausgeprägten Gesicht aber liegt all die Verbitterung gegen die Welt, die er in seinen Werken nie verleugnen kann und seine festgeschlossenen Lippen zu umschweben scheint. Er kümmert sich, gemäß dieser Lebensanschauung, die ihn im Menschen nur einen „geschminkten Tiger" sehen läßt, wenig um seine Umgebung, und wenn er einmal sein stilles Asyl auf weinumranktem Hügel, die freundliche „Sonnenegg", verlassen, so schreitet er dahin, keinen Blick nach rechts oder links sendend, als gäbe es überhaupt für ihn nichts um ihn her. Was Scherrs jetzige Stellung zu der politischen Entwickelung unseres Vaterlandes anlangt, so hat er gleich von Anfang an sich mit dem „neuen deutschen Reiche" zufrieden gegeben, ohne freilich darin allzuviel von „rosenrother Freiheit" und „himmelblauer Glückseligkeit" zu erwarten, und wenn er noch in den „Dämonen" sagt, daß er nichts mehr von seiner Mutter Germania verlange, „nicht einmal ein Grab", so ist dies Bekenntniß wohl weniger innerer Verbitterung, als vielmehr der Zufriedenheit mit seiner jetzigen unabhängigen Stellung in der Schweiz zuzuschreiben, welche ihm ermöglicht, in Wort und Schrift zu sprechen, wie es ihm ums Herz ist, und überall, ohne alle anderen Rücksichten, der Wahrheit die Ehre geben zu können.

Max Vogler.

Die Diamanten von Borneo.

Eine Ouverture zur deutschen Colonisation auf Borneo.*)

Die Diamanten, Gold und Platina enthaltenden Lagen auf Borneo gehören der Diluvialzeit an und sind Folgen einer Wasserflut. Obgleich diese drei edelsten Mineralien in ihren secundären Erhöhungen zu einer gemeinschaftlichen Lage von Geröllen gehören, sind sie doch, jede für sich selbst, in verschiedene Klassen eingetheilt, und zwar dergestalt, daß da, wo die Diamanten vorherrschen, Gold und Platina nur in geringer Masse angetroffen werden, hingegen dort, wo die beiden letztgenannten Metalle vorherrschend sind, nur einzelne Diamanten vorkommen.

Die genannten Schichten bestehen aus einem Conglomerat von Diorit, Syenit, Gabbro ꝛc., vermischt mit verschiendenen Quarzarten, unter denen wieder der weiße Quarz vorherrschend ist.

Feinen Quarz und Magneteisen enthält dieses Conglomerat gleichfalls. Die Dicke ist sehr verschieden und variirt zwischen einigen Fuß bis zu einer Klafter; ebenso verschieden ist auch die Tiefe, in welcher man dieselben antrifft, sie beträgt oft nur fünfundzwanzig Zoll unter der Oberfläche, ein anderes Mal dagegen bis an drei Klafter.

Die über dieser Conglomeratlage (**Panatu batu**) befindliche Erdschicht besteht aus einem, durch Eisen mehr oder minder gelb gefärbten Thon. Die Diamanten, Gold und Platina enthaltenden Conglomeratlagen ruhen auf einer festen, gelblichen oder grauen Lehmlage, und diese Metalle sind in sehr abwechselnder Menge in derselben überall verbreitet.

Die Diamanten dagegen findet man für sich selbst auf einzelnen Plätzen.

In dem Gebiete von Bandjermasin sind die Diamantenlager längs der Sohle der Thäler der wasserscheidenden Landgürtel und längs dem Fuße des Gunong Bebaris, in einem flach oder sanft ansteigenden Terrain, verbreitet. Ferner findet man sie an den Flüssen Batu-Api und Karang Itan und deren Nebenflüssen, auch in den Flächen, die an dem sündwestlichen Ende des Gunong Bibaris und der östlichen Wasserscheide, südlich von Martapura sich anschließen.

---

*) Wenn sich die von einem großen deutschen Landbesitzer auf Borneo angeregte Idee, den Grund zu einer deutschen Colonie auf Borneo zu legen, verwirklichen sollte, so würde obige Darstellung einen praktischen Wink für die Fructificirung der Colonie geben. Die Redaction.

Digitized by

Hat man beim Graben die Ueberzeugung gewonnen, daß irgendwo Diamanten vorhanden sind, das heißt, hat man in dem Gerölle einzelne kleine, abgerundete Quarzstücke von blaugrauer oder schwärzlicher Farbe gefunden, so gräbt man weiter, denn dergleichen werden nur gefunden, wo Diamanten sind. Dann gräbt man Schächte im Durchmesser von drei bis vier Fuß, sogenannte Lobang, welche zwei Klafter entfernt von einander angebracht werden. Die Tiefe derselben richtet sich nach dem Abstande der Diamanten enthaltenden Lage von der Erdoberfläche an genommen und auch nach ihrer Mächtigkeit.

Sobald diese durchbohrt ist, und nachdem man ihre früher erwähnte Unterlage erreicht hat, ist der Schacht beendet. Wenn er tiefer als zwei Klafter liegt, wird er der Sicherheit halber sehr einfach mit Holz ausgekleidet. Die Seitengänge sind nicht länger als ein bis zwei Klafter, da sie auf diesen Abstand den einen oder den andern der in großer Menge angelegter Schächte, oder die von denselben ausgehenden Gallerien treffen, so daß die Lobang durch diese Gänge überall durchschnitten und unterhöhlt ist.

Diese Gänge haben eine nach dem andern Ausgange sanft abhängende Krone, um das Einstürzen zu vermeiden, von Abstand zu Abstand durch einen Rahmen unterstützt, auf dessen oberer Schwelle wieder dünne Baumstämme ruhen.

Bei Schächten von einer Tiefe von zwei Klaftern oder mehr, werden, um das Heraufbringen der Erde zu erleichtern, von Klafter zu Klafter keine Leitern, Tanga genannt, angebracht. Das Heraufbefördern des, den Diamanten enthaltenden Sandes und des Wassers geschieht vermittels kleiner Körbe und Eimer, welche die Arbeiter einander zureichen. Auf jeder Leiter steht ein Mann, der von dem unter ihm stehenden den gefüllten Korb und den Wassereimer annimmt, und ihm zu gleicher Zeit mit der linken Hand die von oben kommenden, bereits geleerten überreicht.

In einem Schacht von drei Klaftern Tiefe sind vier Menschen in Folge dieser unzweckmäßigen Arbeitsanordnung nöthig.

Bei jedem Schacht werden gewöhnlich sechs bis acht Mann angestellt, die an einem Tage eine Klafter tief kommen. Das eindringende Wasser macht die Arbeit sehr beschwerlich, denn in kurzer Zeit füllt es oft den ganzen Schacht bis oben.

Während der Nacht wird nicht gearbeitet, und man muß an jedem Morgen aufs Neue mit der Arbeit beginnen. Nach dem Ausschöpfen bleibt der Grund während des ganzen Tages so trocken, daß man die Arbeit fortsetzen kann, ohne bei derselben durch das Wasser belästigt zu werden.

Da, wo die Diamanten enthaltende Erdlage nur einige Fuß tief ist, sind Schächte überflüssig; man entfernt allein die Erdlage.

Der gewonnene Diamantsand (**Cambakan**) wird von den Steinen gesäubert, neben den Eingängen der Schächte in Haufen aufgeschüttet, durch ein Dach von Zweigen und Blättern vor der Einwirkung des Regens geschützt, und erst wenn man eine genügende Menge bei einander hat, geht man zur Wäsche über.

Diese geschieht in einem durch den Minendistrikt laufenden Bach, oder in einem durch denselben geleiteten Kanal.

Digitized by Google

Dabei werden folgende Werkzeuge gebraucht: das Schöpfsieb, das Waschsieb und Waschnämpfe der verschiedensten Formen.

Das Schöpfsieb nimmt den Diamantsand auf, welchen man nun nach der Reinigungsstelle bringt. Diese Körbe sind ungefähr $1^1/_2$ Fuß lang und gegen 9 Zoll breit und von halber Ellipsenform, haben einen starken Rand, und die nach unten zusammenlaufenden, und die gebogene Oberfläche bildenden Bambusquerhölzer sind so nahe bei einander angebracht, als für den Zweck nöthig ist.

Dieser Korb, der also den Diamantensand aufnimmt, wird nun in das strömende Wasser gesetzt und durch Umrühren mit den Händen der ihm noch anhängende Schlamm davon geschieden. Der auf solche Weise vorläufig gereinigte Sand wird darauf mit dem Waschsiebe, einem Korbe, der ebenso wie das Schöpfsieb eingerichtet ist und sich nur durch größere Zwischenräume von jenem unterscheidet, nach und nach herausgenommen und einer zweiten Wäsche unterworfen. Die Oeffnungen in diesem Waschsiebe sind so groß, daß sie alle kleinen Steinchen bis zur Größe einer Erbse, und daher auch noch Diamanten von 4 bis 5 Karat durchlassen.

Durch heftiges Schütteln des Siebes unterhalb des Wasserspiegels werden nun noch außer der vollkommenen Reinigung von dem Schlamme auch der letzte Rest des feinen Sandes noch abgesondert und von dem strömenden Wasser weggespült.

Was in dem Korbe zurückbleibt, wird sorgfältig untersucht. Die Arbeiter, welche bei diesem Geschäft betheiligt sind, werden von Aufsehern überwacht, welche auch ihrerseits wieder unter Controlle stehen. Einer derselben nimmt die großen Diamanten in Empfang, während ein Andrer für die dritte und letzte Wäsche in den verschiedenen Waschnäpfen Sorge trägt und die dort gewonnenen Steine einsammelt.

Die Anzahl der Arbeiter in den Minendistrikten ist sehr verschieden, und hängt natürlich von der Ausdehnung derselben ab. Es giebt Minen, in denen 250 Arbeiter beschäftigt werden; auch andere, in denen 800 bis 1000, ja noch mehr thätig sind.

Jedem Eingebornen ist erlaubt, sich in einem Minendistrikte Diamanten zu waschen. Er bekommt von dem Besitzer weder Lohn noch Speisung, dagegen erhält er das Gold und alle von ihm gewaschenen Diamanten, die nicht schwerer als zwei Karat sind. Die schweren muß er, gegen eine Entschädigung von zwanzig Gulden per Karat an den Besitzer abliefern, auch steht diesem das Recht zu, die kleineren gegen Erlegung von 18 Gulden pro Karat an den Wäscher, unbedingt an sich zu nehmen. Trotz meiner Bemühungen ist es mir nicht gelungen, zu erfahren, wie viel die jährliche Einnahme einer Mine betrug, denn die Besitzer bewahren über diesen Punkt tiefes Stillschweigen. Doch ein Aufseher in dem Distrikte Kusan versicherte mir, daß Minen mit zweihundert Arbeitern durchschnittlich im Jahre 40,000 Gulden Einkünfte bringen. Die Minen des Thronfolgers von Bandjermasin am Gunong Lawakh, in denen durchschnittlich 1200 Arbeiter beschäftig sind, würden dann diesem Fürsten 240,000 Gulden einbringen, eine Summe, die sich noch erheblich höher stellen kann, wenn er das Glück hat, sehr große Diamanten zu finden. Es ist vorgekommen, daß man früher einen Diamant von 74 und vor einigen Jahren von 106 Karat dort herausgewaschen hat.

Digitized by Google

Das Ansehen der rohen Diamanten, namentlich der größeren, ist sehr gewöhnlich und dieselben gleichen durchscheinendem Quarz mit einer matten und gestreiften Oberfläche, während die kleineren glänzen und den geschliffenen ähnlich sehen. Alle jedoch, große wie kleine, werden stets in Krystallform angetroffen. Außer den ganz farbenhellen und wasserhellen findet man auch gelbliche, grünliche und braune Diamanten, welche letztere jedoch den wasserhellen an Werth nachstehen.

So wie jener vorhin erwähnte blaugraue Quarz die Diamantenader anzeigt, so kündet die sogenannte Diamantenseele an, daß die Ader erschöpft ist.

Die Diamantenseele ist ein schwarzbrauner, durchscheinender, den gewöhnlichen Diamant an Härte übertreffender und daher nicht zu schleifender Diamant, mehr oder weniger von runder Form und matter Oberfläche.

Man trifft ihn in der Größe von einer Schrotkugel bis zu derjenigen einer Erbse an, und er wird als Talismann gegen Unglück und Krankheiten in einem Ringe getragen.

In welcher Beziehung übrigens diese Diamantenseelen zu der Anwesenheit der Diamanten stehen, ist schwer zu begreifen. Der Grund liegt vielleicht im Aberglauben, oder ist möglicherweise im Betruge zu suchen. Der Anblick einer ausgebeuteten Diamantenmine ist ein Bild wilder Verwüstung.

Der Preis der Diamanten in Bandjermasin ist sehr verschieden und soll nach der Aussage glaubwürdiger Personen aus Batavia, höher sein, als auf Java. Den gegenwärtigen findet man durch das Quadrat der Karate mit 30 Gulden, für ungeschliffene mit 20 Gulden multiplicirt.

Die Kunst des Diamantschleifens, in Europa erst seit 1456 bekannt, muß auf Bandjermasin bereits durch den Sultan Sapoh, der Diamantenschleifer von Java kommen ließ, eingeführt sein, während durch chinesische Händler die Fürsten zuerst mit dem hohen Werth der Steine bekannt gemacht worden sind.

Einer Sage zufolge sind die Diamanten die versteinerten Thränen einer unglücklich liebenden und betrogenen Fürstin, Batu-Ina genannt, welche dieselbe in der Wildniß vergossen hat.

Aus dieser Beschreibung der Diamantenminen wird man hinlänglich ersehen, daß die Bearbeitung derselben noch auf einer tiefen Stufe der Ausbildung steht.

v. S.

Dichtungsräthsel.

V.

Als letztes Dichtungsräthsel gaben wir Friedrich Rückerts Verse:

Du bist und bist auch nicht. Du bist, weil durch Dich ist
Was ist, und bist nicht, weil Du das, was ist, nicht bist.
Du bist das Seiende und das Nichtseiende.
Seingebende und von dem Sein befreiende.

Das Räthsel ist als Geist und als Gott, oder als Beides zugleich aufgefaßt worden. Wir lassen nachfolgend unsere Dichtungsräthsellöser selbst sprechen.

Fräulein Luise Fischer in Berlin schreibt:

Dem Dichtungsräthsel des Salon Nr. 10 kann wohl als Idee „der menschliche Geist" zu Grunde liegen: Er ist, weil wir durch ihn die Dinge der Außenwelt erkennen; er ist nicht, weil er weder um uns, noch ohne den Einfluß der Außenwelt in uns ist.

Er ist das „Seiende", das Leben in uns, das „Nichtseiende", wenn wir schlafen, das Seingebende, was uns vom Thier unterscheidet und endlich dasjenige, auf dessen Schwingen wir uns, befreit von dem Ungemach irdischen Seins, zu höherem Leben erheben können.

Aehnlich äußert sich S. C. S. in Celle.

Dem neuen Dichtungsräthsel gebe ich unbedingt die Lösung: „Geist" (Rückert). Was kann mehr uns über uns selbst erheben, ohne selbst eine Existenz zu beanspruchen, als der Geist. Geist macht den Menschen zu dem, was er ist, es ist der Geist, der sich den Körper erbaut! Der Geist ist Ursprung alles Geschaffenen.

A. L. in Gr. L. schreibt: „Meine Erklärung des Dichtungsräthsels V. im Salon ist folgende:

Gott ist und ist auch nicht:
Er ist, weil Alles, was ist, durch ihn geschaffen ist.

Da nun Alles, was ist geschaffen, Gott allein aber ungeschaffen ist, so ist er nicht. Er ist also zugleich das Seiende und das Nichtseiende. Gott ist das Seingebende und von dem Sein befreiende, d. h. er läßt die Dinge entstehen und wieder vergehen.

Frau Dorette Zwirnemann in Cassel sendet die poetische Lösung:

Das Wesen, welches ist, und doch dem ird'schen Auge nicht erscheint,
Was uns und Alles schuf; wer Anderes ist damit als Gott gemeint!

Fräulein Auguste Claussen in Stolp meditirt folgendermaßen:

Beim Lesen des Rückertschen Verses fielen mir sofort die Anfangsworte des Evangeliums St. Johannis ein: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Wenn nun auch „das Wort", der Urquell allen Seins und Lebens, nicht die richtige Lösung des Räthsels sein mag, so ist es immerhin ein diesem „Wort" nahe verwandter Ausdruck, der den Versen Rückerts zu Grunde liegt; und so glaube ich nicht so sehr zu irren, wenn ich dem Dichtungsräthsel die Lösung „Geist" gebe.

„Du bist und bist auch nicht" die ewige Urkraft, der das Weltall regierende Geist ist, existirt über, neben, in uns, er ist aber wieder nicht, wenn wir mit dem „er ist" ein sichtbares Vorhandensein bezeichnen wollen.

„Du bist, weil durch Dich ist, was ist" — der Wille und Odem des ewigen Geistes gab der Natur und dem Menschen das Leben.

„Und bist nicht, weil Du das, was ist nicht bist", das, was ist, alles Fleisch, unterliegt dem Gesetz der Sterblichkeit, der Geist aber lebt ewig fort, er ist darum das nicht, was ist, nämlich vergänglich.

„Du bist das Seiende und das Nichtseiende", das Seiende im engeren Begriffe ist der Mensch, und der Mensch besteht aus Geist und Körper; das Nichtseiende aber, Wesenlose, Unsichtbare, ist wieder jener Geist, der uns den Geist eingab, und den wir „Gott" nennen.

„Seingebende und von dem Sein befreiende", durch Gott ist Alles zum Sein geboren; und der Geist endlich befreit uns von dem irdischen Leben, indem er die äußere sterbliche Hülle verläßt und zu dem zurückkehrt, von dem er ausgegangen ist, zu dem Wort, das im Anfang war und von Ewigkeit her gewesen ist.

Digitized by Google

Endlich versificirt Stud. Albert Stern in Breslau.

Sofern, o Mensch, Du das, was ist,
Die Dinge der Natur, Dir nutzbar machst,
Nach Deinen Zwecken sie bestimmst: Du Schöpfer bist,
Dein eignes Sein in ihnen Du entfachst,
Und ebenso kannst Du ins Nichts verkehren
Ihr diensterfülltes Sein, wenn sie Dich stören.
Durch Dich ist die Natur, Mensch; und Du bist,
Da alles Schaffende ein Sein auch ist.

Doch giebt es noch ein anderes „was ist",
Das sich vor Dir, dem Erdensohn, nicht beugt,
Von dem Du selbst erst ein Geschaff'nes bist,
Das — seiend — Dir Dein eignes Nichtsein zeigt:
Es ist das höchste, absolute Sein,
Vor dem Dein endliches erscheint so klein.
Mit dem verglichen, bist Du nicht; denn nur
Gott wahrhaft ist, und nicht die Creatur.

Als neues Dichtungsräthsel geben wir ein altes, und doch nie befriedigend gelöstes: Schillers „Verschleiertes Bild zu Sais."

Salonpost.

H. v. M. in G. Fräulein Heusler, die Gemalin des Königs von Portugal, ist eine geborene Berlinerin. Ihre Wiege stand an der Ecke der Potsdamer- und Königin Augustastraße, allwo der Heuslersche Garten an Sommerabenden den Sammelpunkt der Vertreter von Literatur und Kunst des Westens von Berlin bildete. Seit einer Reihe von Jahren ist das Local verschwunden. In noch früherer Zeit, als die Gegend noch unbebaut und von Gärtnern bewohnt war, führte das Heuslersche Local eine bescheidene Existenz als Tanzsalon, „zum blauen Strumpf" benannt. Auch Fräulein Heusler, welche den Stammgästen so manchmal einen kühlen Trunk kredenzt, hat den Sprung in den Königspalast von den weltbedeutenden Brettern aus gemacht.

Str. E. in Prag. Von wem die schönen Verse

La Mort glisse en son rêve et tout bas: viens, dit-elle,
L'Amour c'est l'éphémère et je suis l'Immortelle.

sind, wissen wir nicht. Sie stehen unter einem Bilde „La vierge et la mort", das im letzten Pariser „Salon" zu sehen war.

Fr. E. V. in H. Der diesjährige deutsche Schriftstellertag findet vom 25. bis 27. September in Weimar statt. Unter anderen Festlichkeiten als Festbankett, Festtheater u. s. w. ist ein Extrazug nach Eisenach und ein Besuch der Wartburg in Aussicht genommen, bei welchem die Theilnehmer die Gäste des kunstsinnigen Großherzogs sein werden, der die mäcenatische Tradition seiner Vorfahren, der thüringischen Landgrafen und weimarischen Herzöge großherzig aufrecht hält.

Olga L. in Hamburg. Nicht ganz präcise. Lassen Sie sich aber nicht abschrecken!

A. W. in E. Daß sich verwandte Erscheinungen in der Geschichte aller Religionen zeigen, ist notorisch. Alle Religion ist, wie Alfred Königsberg in einer Besprechung von Renan's Urchristenthum sehr klar ausführt, nur Sonnendienst und die heutige Wissenschaft gesteht: die Sonne ist Herr und Schöpfer dieses Erdballes und aller seiner Wesen; von ihr kam er, in sie fällt er einst zurück. Sogar in der neuen Welt war die Religion der Inca in Peru Sonnenverehrung. Ausnahmlos haben sämmtliche Völker ihre Religion dem Schauspiele entnommen, das die Sonne binnen Jahresfrist aufführt. Zwei Principe, Licht und Finsterniß, Sommer und Winter, Gutes und Böses, Orsiris und Typhon, Ormuzd und Ahriman, Bielboch und Czernobech (weißer und schwarzer Gott), sieht man am Himmel herrschen. Vier Einschnitte markiren den Sonnenlauf, die beiden Nachtgleichen und Sonnenwenden, so daß eigentlich vier Hauptfeste in jeder Religion gegeben sind. Das Uebel kommt in

Digitized by Google

die Welt durch die Schlange, jenes Sternbild, das über der Wage in der Herbstnachtgleiche an der Grenze der beiden Principe steht. Wer wird die Schlange, die Mutter der Kälte und der Finsterniß, besiegen? Der im Zeichen der Jungfrau in der Nacht zur Wintersonnenwende, wo die Tage um fünf Minuten zunehmen, astronomisch am 21. und traditionell am 25. December geborene Sonnengott. Da kniete das alte Egypten vor der Göttin Isis, die den Halbmond unter den Füßen, den Knaben Horus auf dem Schooße hält; da kniete der Grieche vor der Nymphe Nysa, welcher der Götterbote Hermes den Dionysosknaben bringt, wie in Pompeji zu sehen. Aber noch muß der Götterknabe drei Monate in der Unterwelt bei den Todten weilen; das böse Princip, das ihm stets nachstellt, tödtet ihn sogar; doch drei Tage später ersteht er von den Todten, und zur Frühlingsnachtgleiche am 25. März erringt er den glänzendsten Sieg. Dann giebt es Freudenfeste (Hilarien) auf der ganzen Erde. Am Nil holen die Priester mit Freudengeschrei das Bild des Osiris aus dem Grabe, wie er siegreich die goldene Fahne über Tod und Vernichtung schwingt. In Phönizien tragen die Jungfrauen jubelnd das Bild des wiedererstandenen Adonis durch Wald und Flur. In Thracien schwärmen die Bachantinnen um den wiedererstandenen Dionysos in ausgelassener Freude. In Phrygien wird der Baum, zu dessen Füßen sich ein Lamm befand, umgehauen, der Jüngling Atys losgebunden und mit Schaugepränge durchs Land getragen. In Persien holen die Priester das Mithrasbild aus dem Grabe, legen es auf den Schragen, salben es mit Rahm und Wohlgerüchen, zünden die heiligen Fackeln an mit den Worten: „Fasse Muth, Schaar der Geweihten, dein Gott ist erstanden und sein Leiden wird Dir Heil bringen.“ Selbst im äußersten Norden geht Frühlingsahnen durch die Eiswelt, die Hyperboräer schlagen die Schilde zusammen vor Freude, daß Balder, den der tückische Loke durch einen Pfeil aus der Mistelwurzel getödtet, von den Todten erstanden sei und seinen Gegner sammt dessen Midgartschlange in die Flucht geschlagen habe. Alle diese Feste dauern drei Tage, und überall tritt uns der Sonnendienst als der Cultus des getödteten und wiedererstandenen Lichtgottes entgegen.

H. v. B. in H. Warum es heutzutage den Dramatikern schwerer als früher gemacht ist, Erfolge zu erringen, das hat Heinrich Laube einmal in einer Generalversammlung der Actionäre des Wiener Stadttheaters auseinandergesetzt. Zur Lösung aller modernern Schwierigkeiten des Theaters, sagt der vielerfahrene Theaterkenner, kann die Presse die wirksamste Hilfe bieten. Es ist ihr das leider sehr erschwert durch die eingedrungene Nothwendigkeit, immer gleich am Spätabende nach einer ersten Aufführung ein summarisches Urtheil abzugeben über ein neues Stück und über die Aufnahme desselben. Darin gerecht und billig zu sein, erfordert eine überlegene Bildung des Schriftstellers. Wie oft bringen Zufälligkeiten Irrungen in den Eindruck einer ersten Vorstellung, und doch entscheidet der kurze Ausspruch am andern Morgen über Wohl und Wehe eines neuen Stückes, welches langer Vorbereitungen bedurft hat, welches Lebensfrage eines Dichters und oft auch Lebensfrage eines Theaters ist. Man erinnere sich an die erste Aufführung des „Don Juan“, welche kein Glück machte, an die erste Aufführung des „Fidelio“, welcher es nicht besser erging. Der am nächsten Morgen Bericht erstattende Schriftsteller ist nach heutiger Usance berechtigt, der Welt zu verkünden: dieser „Don Juan“ und dieser „Fidelio“ sind durchgefallen, mögen sie in Frieden ruhen! Nun, eine Oper hat doch viel stärkere Reizmittel, sich von einem unglücklichen Falle zu erholen, als ein bescheidenes Schauspiel. Dieses ist gewöhnlich verloren, wenn eiligst am andern Morgen ein abfälliges Urtheil über dasselbe gefällt wird. Ist es also nicht eine sachgemäße Bitte, diese eiligen Sentenzen mit Vorbehalt näherer Prüfung zu fällen? Es fehlt uns nicht an ästhetischen Kritikern, welche sich der ästhetischen Verantwortlichkeit bewußt sind, und demgemäß so vorsichtig wie schonungsvoll berichten. Aber es gehört doch dazu eine überlegene Bildung und Jeder widersteht schwer der Versuchung, recht pikant in wenigen Worten zu schreiben, und was wäre denn pikanter als eine Hinrichtung!

Melanie B. in Lemberg. Das Album der Comédie Française ist bei Viard in London erschienen. Auf dem Titelblatt ist eine Zeichnung von Sarah Bernhard angebracht, einen Genius mit ausgebreiteten Flügeln darstellend, der Molière's und Shakespeare's Büsten krönt. Das Album ist dem Prinzen von Wales gewidmet und die Widmung nach den Schriftzügen ihres Verfassers, des jungen Dumas, autographirt. In der Vorrede wird die Geschichte der Comédie Française erzählt, einige Seiten sind der Organisation des Theaters, der Zusammenstellung der gastirenden Truppe gewidmet, dann folgen die Biographien und die Porträts. Jedes Bild enthält diej Unterschrift und eine Phrase. Got schrieb unter sein Bild die Worte in

Digitized by Google

englischer Sprache: „Die ganze Welt ist ein Theater“, und darunter französisch: „Das Theater ist eine kleine Welt.“ Maubant schreibt mit festen Zügen: „Der Schauspieler ist wie der Wein, je älter, desto besser.“ Mounet-Sully schreibt: „Das Theater ist die Kunst, das Publikum zu unterrichten, indem man es glauben macht, daß man es unterhalte.“ Pikanter sind die Autographe der Damen. Das Album, das gewissenhaft das Alter der Schauspieler verzeichnet, verschweigt dieses Detail bei den Frauen. Darüber findet man im Album keine Auskunft; Madelaine Brohan schreibt lakonisch: „Tout passe!“ Mlle. Jouassin sagt: „Einen Gedanken niederschreiben, heißt laut denken. Das genirt mich.“ Madame Provost-Ponsin: „Aufrichtig sein ist das beste Mittel, um unglücklich im Leben zu werden.“ „Was Einen am meisten lachen macht, das erzählt man niemals“, schreibt Max Reichenberg. Und gleich darauf folgt Sarah Bernhardt: „Das intelligente Wesen macht aus dem Egoismus eine Tugend, der Unverstand ein Laster“ u. s. w.

Aufruf zu einem Gutzkow-Denkmal.

Unter den in den letzten Jahren gestorbenen Schriftstellern ist keiner, der so hervorragende und tief eingreifende Wirkung auf die deutsche Literatur ausgeübt hat, wie Karl Gutzkow. Als geistiger Führer des Jungen Deutschland bahnte er für die Literatur eine neue Richtung an, welche mit den letzten Nachklängen der romantischen Schule brach und dem realen Geiste zu seiner Geltung verhalf. In seinen Kritiken wehte der Geist einer philosophisch durchbildeten Weltanschauung, dem nur das Höchste genügt, und seine Schöpfungen auf dem Gebiete des Dramas sind zum Theil bereits Geisteseigenthum aller Gebildeten geworden und werden ihre hohe Bedeutung behalten, so lange wir überhaupt ein deutsches Drama haben. Auf dem Gebiete des Romans hat er gleichfalls durch den Roman das Nebeneinander und durch die meisterhafte Darstellung ganzer Kulturepochen und einzelner Geistesströmungen eine neue Bahn eingeschlagen und für lange Zeit auf dieses Gebiet der Literatur bestimmend gewirkt.

Karl Gutzkow gehört unbestritten zu den Säulen und Zierden der deutschen Literatur, er hat sich in seinen Werken selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt und durfte dreist das Horazische Wort: „Exegi monumentum aere perennius“ auf sich anwenden, allein für die Nachwelt würde es als ein Zeichen der Undankbarkeit erscheinen, wenn sie die Verdienste des Todten nicht in einem Allen sichtbaren Monumente zur Anerkennung brächte. Für Diejenigen, welche Gutzkows Werke kennen, bedarf es eines solchen Zeichens nicht, allein für die Tausende, die nur seinen Namen kennen und für die heranwachsenden Geschlechter soll es ein Hinweis sein, daß Deutschland nicht allein große Dichter besitzt, sondern daß es deren Andenken auch ehrt.

In einer Zeit, in der allerorten Denkmale errichtet werden, geziemt es sich, der Dichter nicht zu vergessen, die das Schwert des Geistes siegreich schwangen und deren Triumphe dem ganzen Volke dauernd zum Segen und Ruhme gereichen.

Die Unterzeichneten sind gern bereit, Beiträge zu einem Gutzkowdenkmal entgegenzunehmen und werden seiner Zeit über den Empfang Rechnung ablegen.

Justizrath Dr. Karl Braun-Leipzig. Theaterintendant Emil Claar-Frankfurt a. M. Verlagsbuchhändler H. Costenoble-Jena. Hofburgtheaterdirector Franz Freiherr von Dingelstedt-Wien. Dr. Rudolf Döhn-Dresden. Dr. Ernst Eckstein-Leipzig. Theaterdirector Dr. August Förster-Leipzig. Dr. Karl Frenzel-Berlin. Dr. Friedrich Friedrich-Leipzig. Professor Dr. Richard Gosche-Halle. Geh. Hofrath Dr. Rudolf von Gottschall-Leipzig. Hofschauspieldirector Friedrich Haase-Berlin. Dr. Franz Hirsch-Leipzig. Generalintendant Botho von Hülsen-Berlin. Verlagsbuchhändler Otto Janke-Berlin. Dr. Alexander Jung-Königsberg i. P. Dr. Hermann Kletke-Berlin. Dr. Heinrich Laube-Wien. Professor Dr. Moritz Lazarus-Berlin. Dr. Arthur Levysohn-Berlin. Generalintendant August Freiherr von Loën-Weimar. Professor Dr. Karl Menzel-Bonn. Dr. Johannes Nordmann-Wien Dr. Hermann Presber-Frankfurt a. M. Johannes Proelß-Leipzig. Generalintendant Gustav zu Putlitz-Karlsruhe. Emil Rittershaus-Barmen. Dr. Hermann von Schmid-München. Richard Schmidt-Cabanis-Berlin. Verlagsbuchhändler S. Schottländer-Breslau. Dr. Levin-Schücking-Sassenberg in Westfalen. Dr. Hermann Schulze-Delitzsch-Potsdam. Rechtsanwalt Albert Träger-Nordhausen Hoftheaterintendant Dr. Feodor von Wehl-Stuttgart. Oberlandesgerichtsrath Ernst Wichert-Königsberg i. P.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Pompadour-Morgenrock

von Atlas oder Satinet mit Blümchen auf blauen Grund gesät und ringsum mit einer mit Pompadour-Bandschluppen gemischten, in Muscheln gebrochenen Spitzen-

Nr. 1. Pompadour-Morgenrock.

garnirung besetzt. Das Vordertheil der Casaque ist von glattem blauen Atlas und simulirt ein Gilet, das der ganzen Länge nach zugeknöpft wird. Taschen und Aer-

melaufschläge von glattem Atlas, erstere mit dem schon erwähnten Muschelspitzen- und Schluppenbesatz, letztere nur mit Spitzen-Plissés. Spitzenfraise um den Hals, vorn mit einer Schleife an Stelle der Broche. Dieses Modell kann in allen broschirten und glatten Stoffen, Foulard, Tuch ꝛc., angefertigt werden.

Nr. 2 u. 3. Anzüge für Mädchen von acht bis 10 Jahren.

Nr. 2. Mädchen von 8 bis 10 Jahren. — Sehr kurzer Rock von marineblauem Foulard mit Röhrenvolant. Die bis ziemlich an den untern Rand des Rockes reichende Caschmir-Casaque mit doppelter Knopfreihe ist mit weißer Spitze

Nr. 2 u. 3. Anzüge für Mädchen von acht bis zehn Jahren.

garnirt; die Hintertheile sind an den Schößen durch Blasbalgfalten von marineblauem Atlas von einander getrennt. Viereckige Taschen; Pelerinekragen und Aermelmanschetten von Atlas mit weißem Spitzenbesatz. Als Stoff ist Piqué, Leinwand oder Satinet zu nehmen. Diese Casaque macht ein Extra-Kleid überflüssig.

Nr. 3. Mädchen bis zu 8 Jahren. — Rock von Phantasiewollenstoff mit zwei Plissévolants in breiter Faltenlage. Casaque mit angesetztem Schooß, dessen Vordertheile zu jeder Seite zwei flache Falten haben und dazwischen ein mit Knöpfen besetztes Gilet sehen lassen. Viereckige, mit Stickerei bordirte Taschen. Dieselbe Stickerei um den Schooß, die Aermelaufschläge und die kleine Pelerine; am Schooß

noch eine Schleife von broschirtem Band. Stoff: Sommerzeug von Wolle, Foulard, Piqué, Indienne, Zephyr u. dgl.

Nr. 4 u. 5. Anzüge für Mädchen von acht Jahren.

Nr. 4. Rock von gefälteltem rosa Zephyr. Anliegende Casaque mit angesetztem Schooß, welcher aus Zacken von rosa und cerisroth gestreiftem Stoff mit weißem Spitzenbesatz gebildet ist. Für den ganzen Schooß sind fünf solche übereinander geschobene Zacken erforderlich. Runde, mit Spitze eingefaßte Pelerine und Aermelauf-

Nr. 4 u. 5. Anzüge für Mädchen von acht Jahren.

schläge. Atlasschleifen. Als Stoff zu diesem Anzug kann man ebensowohl Foulard, Wollmusselin, als auch glatten oder gestreiften Mohair wählen.

Nr. 5. Der Rock wird durch zwei Volants, von denen der obere mit Spitze besetzt ist, simulirt. Halb anliegende Robe, am Rande als Foulardschärpe drapirt, die sich auf der Rückseite unter den Rückenfalten verliert. Plastron von gepuffter Surah mit langer Spitze, mit einem gestickten Volant oder weißer Spitze besetzt. Gleicher Ausputz um die Aermelaufschläge und den runden Kragen. Vorn am Abschluß des Plastron eine schmale Bandschleife. Runder Hut mit gerollten Rändern und mit gepuffter Surah gefütterte Passe.

Nr. 6. Anliegende Taille.

Die Wahl des Stoffes steht frei. Es kann z. B. entweder glatte Surah, Atlas oder glattes Sommertuch genommen werden. Unser Modell zeichnet sich durch die eigenthümlich geformten Revers und die im mittelalterlichen Stil geschnittene Spitze aus. Die Garnirung der Revers und der Schooßränder besteht aus einer Stickerei

Nr. 6. Anliegende Taille.

in Naturfarben und bei den Schooßrändern noch in drei Reihen Franse von Seidenchenille mit vielfarbigen Perlen durchflochten. Halblange Aermel mit drei Schmetterlingsschleifen. Als Manschette eine Bandmuschelreihe über ein Stoffplissé und Spitzenvolant.

Nr. 7. Anliegende Taille.

Stoff: Broschirter Caschmir, Foulard oder façonnirte Seide. Vorn geht dieselbe in eine Renaissance-Spitze aus; das gepuffte Gilet ist in einer etwas zartern

Nüance als der übrige Stoff. Die Revers vom feinſten Atlas in der Farbe des zur Taille verwendeten Stoffes ſind von weißer Spitze umgeben; die gleiche Spitze iſt um den Schooßrand geſetzt. Armbinde von Atlas, darunter ein doppelter Spitzenvolant. Der kurze Aermel reicht ein wenig über den Ellbogen herab. Um den Hals eine Rüſche von Crepplisſe und an der Taillenſpitze eine Atlasſchleife von broſchirtem Stoff.

Nr. 7. Anliegende Taille.

Nr. 8 u. 9. Kartentäſchchen. (Mit Deſſin.)

Hierzu gehören écrufarbene bretoniſche Leinwand, mit Vorzeichnung für das Aufnähen der Soutache mit rother Wollverbrämung und ein Stahlſchlößchen. Nachdem die beiden Seiten des Täſchchens mit der von einer feinen Verbrämung in rother Wolle umgebenen Soutache nach dem Deſſin Nr. 4 beſtickt ſind, füttert man es mit einem geeigneten Stoff und garnirt die Ränder mit einem rothen Galon. Schließlich befeſtigt man das Stahlſchlößchen an der Patte.

Nr. 10. Eleganter gestickter Einsatz.

Die Stickerei wird im Baumwoll-, Wappen- und Festonstich auf schweizer Musselin, Leinwand oder Battist ausgeführt. Derlei Einsätze eignen sich sehr wohl für Nachtjacken, Nachthemden, feine Morgenanzüge ꝛc.

Nr. 8. Kartentäschchen. (Mit Dessin.)

Nr. 11. Buchzeichen für ein Gebetbuch.

Die Stickerei zu diesem Buchzeichen geschieht auf rothem Moiréband. Das aus weißem Atlas geschnittene Kreuz wird in der Mitte angebracht und auf dem Bandstreifen mittels einer goldenen gekreuzten Schnur und an allen Rändern mittels Stichen in sehr feiner gelber Seide befestigt Hierauf wird das Dessin im Hochstich

Nr. 9. Stickdessin zum Kartentäschchen.

und im russischer Stich mit feiner oder gespaltener Seide gestickt. Die Aehren gelb, die Trauben violet, die Blätter und Ranken in verschiedenem Grün und die Stiele braun. Das gestickte Band wird mit weißem Taffet gefüttert, alsdann mit einer Goldschnur eingefaßt und an jedes Ende eine Franse von Goldfäden genäht.

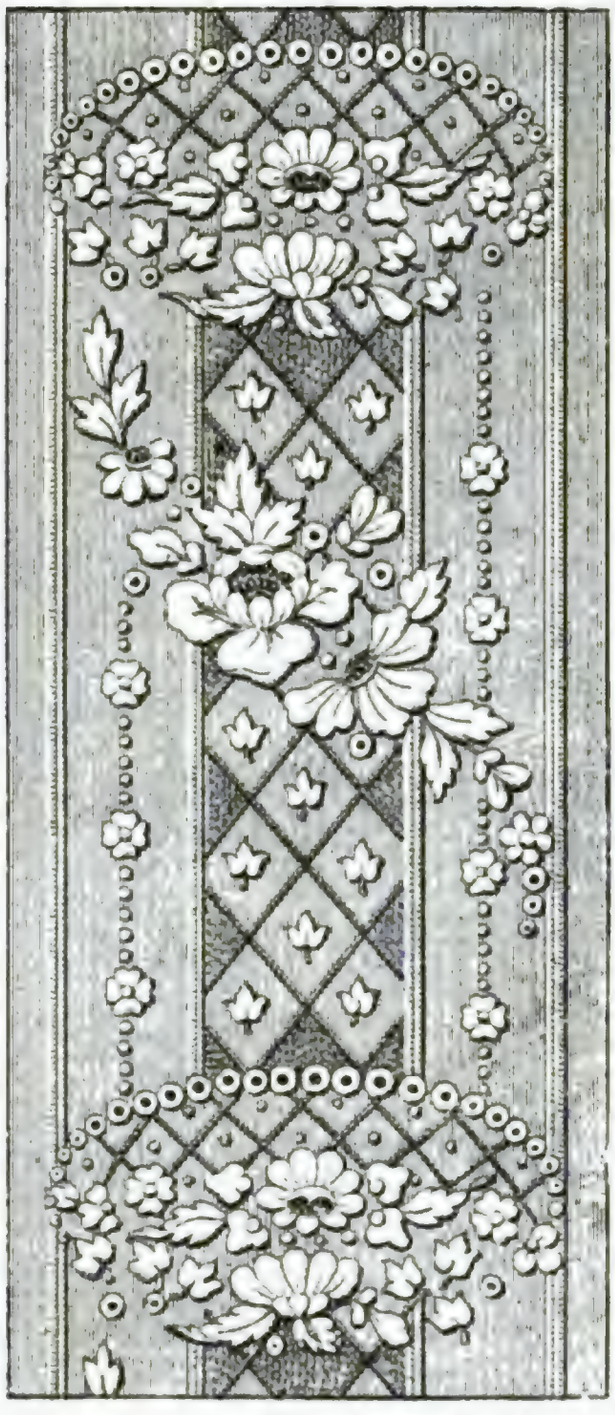
Nr. 12 bis 14. Anzüge für Seebad.

Nr. 12. Costüm von bronzefarbenem und himmelblauem Foulard für ein

Digitized by Google

Mädchen von neun Jahren. — Am Rock zwei hohe Pliſſés. Die Vordertheile der himmelblauen Foulard-Polonaiſe ſind oben über der Bruſt ſhawlförmig offen und unten, unter Bandſchluppen von bronzefarbenem Atlas, die vom Gürtel, der aus gleichem Stoff, herabfallen, gerafft. Der große Matroſenkragen iſt ebenfalls von bronzefarbenem Atlas. Die hinteren Bahnen der Polonaiſe ſind in einen Puff verarbeitet. Ellbogenärmel mit hohem Aufſchlag.

Nr. 13. Anzug von blauer glatter Surah mit gleichfarbigem großgemuſchten Foulard. — Rock von glattem Foulard, am untern Rande mit einem kleinen Pliſſé



Nr. 10. Eleganter geſtickter Einſatz.

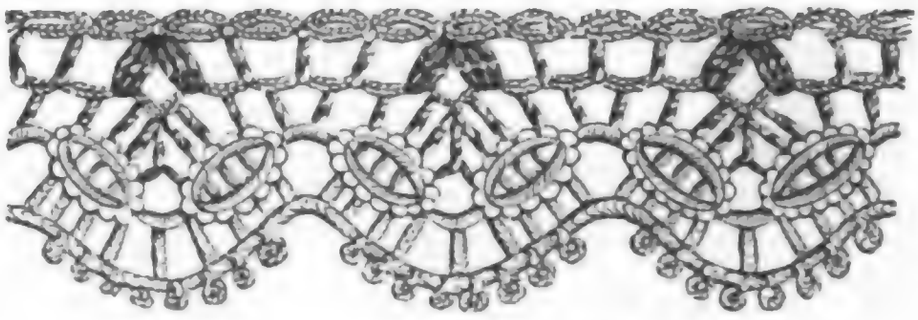
Nr. 11. Buchzeichen für ein Gebetbuch.

garnirt, über welches ringsum ein, in einzelne nebeneinander ſtehende Fächer rüſchirtes Pliſſé geſetzt iſt. Die Schürze von muſchirtem Foulard iſt durch gereihte Längsfalten kegelförmig drapirt und am untern Rande mit einem ſehr engen Pliſſé geſchmückt. Die oberen ſpitzen Enden der Kegel bedecken zwei drapirte Paniers, die ebenfalls mit einem feingefältelten Pliſſé beſetzt ſind. Auf der Rückſeite des Rockes ein Puff. Die Fracktaille iſt oben in zwei dreieckige Revers zurückgeſchlagen und zwiſchen der Oeffnung tritt ein gepufftes Plaſtron von glattem Foulard hervor. Die Vordertheile der Taille gehen in Spitzen aus. Die Seitentheile ſind weſentlich länger zu ſchneiden, ſo zwar, daß ſie bis an den Rand der Paniers herabreichen.

12 13 14

Nr. 12 bis 14. Anzüge für Seebad

Zwischen den Hinter- und Seitentheilen sind Blasbalgfalten vom glatten Stoff eingesetzt. Sämmtliche Contouren der Taille sind mit einem Vorstoß von glatter Faille eingefaßt; an der Seite eine große Tasche mit drei Perlmutterknöpfen. Ellbogenärmel mit abgerundetem Plissé und einer gereihten Umwindung. Blauer englischer Strohhut mit Goldfäden durchflochten, mit Rosen und einer gold- und blaubroschirten Surahdraperie garnirt.



Nr. 15. Gehäkelte Spitze mit Medaillon-Spitzenbändchen.

Nr. 14. Anzug von blaßblauem, blaßrosa und japanesisch gemustertem Foulard. — Der angesetzte, sogenannte falsche Rock ist unten mit einem rosa und einem blauen Plissé und darüber noch mit einem japanesisch gemusterten Streifen mit blauem Kopf garnirt. Auf der Schürze sind zwei ungleiche Bahnen vom japane-

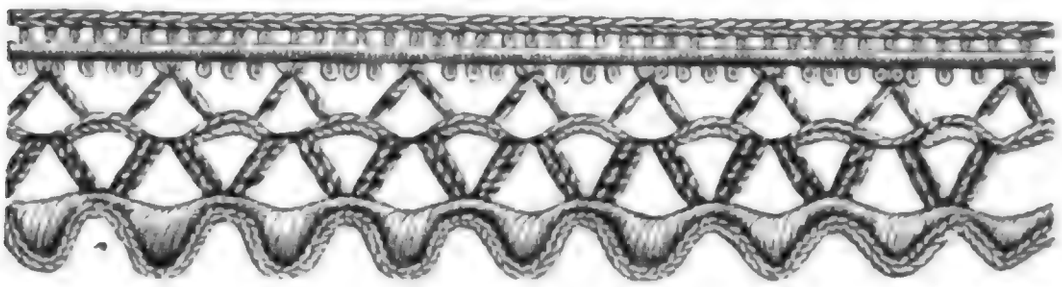
Nr. 16. Großer offener Kragen.

sischen Stoff drapirt, welche ein wenig nach links unter der Taille zusammenstoßen; den Kopf derselben bildet ein Plissé von blauem Foulard, auf welches eine weiße Spitze gesetzt ist. Diese Garnirung repräsentirt zwei stattliche Muschelreihen, zwischen denen auf Grund von blauem Foulard eine Reihe Schluppen von rosa und blauem Atlasband hervortreten. Zwei kleine Paniers wenden sich von den Seiten nach

rückwärts, wo sie sich unter einem Puff verlieren. Die oben weit ausgeschnittene Taille läßt ein gefälteltes blaues Foulardplissé sehen, welches von einem sich auf den Rücken legenden Kragen umgeben ist; die Hintertheile der Taille sind in Prinzeßform und ergeben zugleich den Puff. Ellbogenärmel mit Plissés, Umwindung und Spitzen als Aufschlag-Garnirung. Italienischer Strohhut, mit blauen Federn und Theerosen rechts unter der Passe.

Nr. 15. Gehäkelte Spitze mit Medaillon-Spitzenbändchen.

Zum Anfang eine durch eine Luftmasche getrennte Doppelmasche in die zwei



Nr. 17. Gehäkelte Mignardisenspitze.

ersten Oesen des Spitzenbändchens, * 5 Lm., 1 einf. M. in die erste, 1 Lm., 1 einf. M. in die nächste Oese. Vom * an ein Mal wiederholt, 5 Lm., 1 einf. M. in die erste, 6 Lm., 1 einf. M. in die zweite, 1 Doppelstäbchen unter das die Medaillons trennende Stäbchen, 6 Lm, 1 einf. M. in die zweite, 5 Lm., 1 einf. M. in die erste, 1 einf. M. in die erste Oese des folgenden Medaillons, * 5 Lm., 1 einf. M. in die erste, 1 einf. in die folgende Oese. Vom * an einmal wiederholt. 1 Lm., 1 einf.

Nr. 18. Filet-Pelerine mit Jetperlen.

M. in die folgende Oese, 1 Lm. Vom Anfang an wiederholt. Für die obere Partie: 1. Reihe: 2 durch 3 Lm. getrennte St. unter das zwei Medaillons trennende St., 3 Lm., 1 St. in die folg. Oese, 4 Lm. Bei den folgenden St. sind die Schlingen auf der Nadel zu behalten; 1 St. in jede der beiden folgenden Oesen, 1 Dst. in die letzte Oese eines Medaillons und in die erste des nächsten zusammen, 1 St. in jede der beiden folg. Oesen, quer durch alle Schlingen auf der Nadel gezogen, 4 Lm., 1 St. in die folg. Oese. Vom Anfang der Reihe an wiederholt. — 2. Reihe: 3 St. unter die 4 Lm. der vorherg. R., 4 Lm., 1 durch 3 Lm. getrenntes St. unter jede der 3 Lm. der vorherg. R., 4 Lm., 3 St. unter die 4 Lm. der vorherg. R. Wiederholt. — 3. Reihe: 1 durch 5 Lm. getrennte einf. M. unter jede der Lm. der vorherg. R.

Digitized by Google

Nr. 16. Großer offener Kragen

mit weißer Spitze und einer großen Schleife von hellblauer und weißer Surah garnirt.

Nr. 17. Gehäkelte Mignardiſenſpitze.

1. Reihe: 2 durch vier Luftmaſchen getrennte Stäbchen in 2 Picots der Mignardiſe zuſammen, 3 Lm., 3 P. überſprungen und wiederholt. — 2. Reihe: 2 Doppelſt., 3 Lm. und 2 Doppelſt. unter die 4 Lm. der vorherg. R. Wiederholt. — 3. Reihe: 1 Dm. in jedes der 2 Dſt., 2 Halbſt. unter die 3 Lm. und 1 Dm. in jede folgende

Nr. 19. Viſite von ſchwarzer Sicilienne.

M. Wiederholt. Für den Rand: 1 durch eine Lm. getrennte Dm. in jedes P. der andern Seite der Mignardiſe.

Nr. 18. Filet-Pelerine mit Jetperlen.

Runde filetgeſtrickte und mit Jetperlen verzierte Pelerinen in ſchwarzer Cordonnetſeide herzuſtellen, iſt jetzt bei den jungen Damen, wenn ſie ſonſt mit der Filetnadel umzugehen wiſſen, an der Tagesordnung. Es bedarf hierzu einer beſondern Nadel, um die Perlen in die Maſchen zu bringen. Es ſind 120 Maſchen anzuſchlagen und bei jeder Reihe zwei Maſchen zuzunehmen. Zur vollen Pelerine bedarf man 28

Nr. 20. Diner Anzug.

Reihen, von denen die unterste mit einer 10 Cmtr. hohen Franse garnirt wird. Um den Halsausschnitt wird ein schwarzseidenes Band gesetzt.

Nr. 19. Visite von schwarzer Sicilienne.

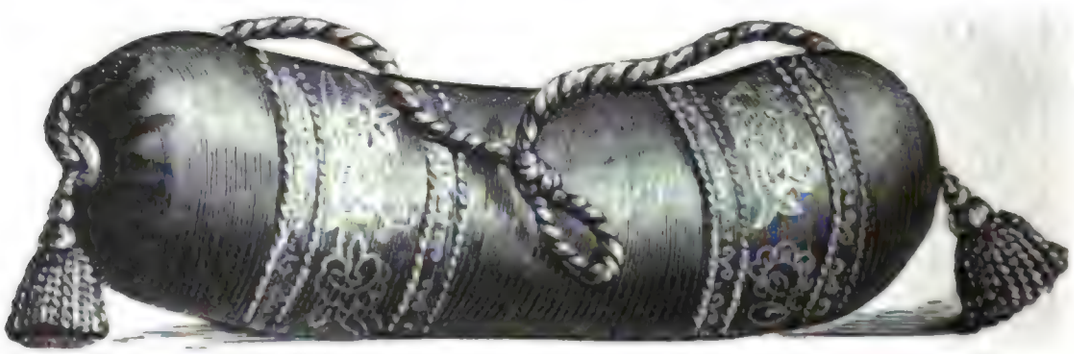
Die Garnitur ist aus Atlasschluppen, welche jede von der andern um eine Schluppenbreite getrennt ist, zusammengesetzt. In jedem Zwischenraum ein kleines Passementeriemotiv mit Jet und eine auf die Schluppen fallende Jetfranse. Außer-

Nr. 21. Oberblatt für ein Cigarretten-Etui.

dem ist längs der Schluppen noch eine Spitzenrüsche angebracht. Durch einen Atlasschrägstreifen wird ein Fischü gebildet, dessen Schluß eine ziemlich große Atlasschleife markirt.

Nr. 20. Diner-Anzug.

Der Rock von dunklem Atlas ist mit einem in glatte Falten gelegten Plissévolant garnirt, der etwas bogig mit einer weißen Spitze besetzt ist, auf welcher sich



Nr. 22. Schlummerrolle. (Mit Dessin.)

ein in Zacken gebrochenes schwarzes Sammetband hinschlängelt. Diese Garnirung, die sich an vorliegendem Modell noch oft wiederholt, ist der charakteristische Ausputz an diesem Costüm. Die bis auf die Hälfte des Rockes herabfallende Schürze entwickelt unregelmäßige Falten, bleibt aber sonst ohne jede weitere Ausschmückung. Um die offene, in Paniers geformte Tunica von glattem Atlas die erwähnte charakteristische Garnirung von weißer Spitze mit schwarz sammtnem Zackenbesatz. Unter den Paniers tritt ein aus zwei atlasnen Püffchenreihen und der charakteristischen Garnirung bestehender, sich fest anschließender Streifen hervor und reicht herab bis an den

Digitized by Google

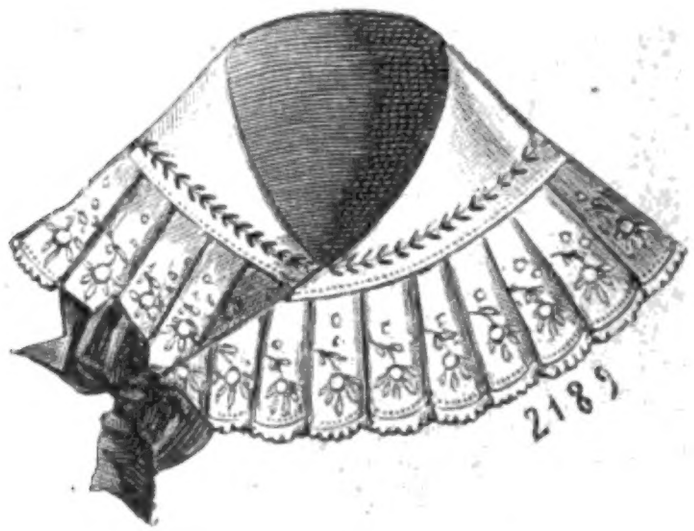
Nr. 25. Muster zur Schlummerrolle.

Digitized by Google

untersten Rand des Rockvolants. Die Atlasschleppe ohne Garnitur bildet auf dem Rock drei große bauschige Falten. Die charakteristische Spitzengarnitur mit Sammetzackenbesatz wiederholt sich nun noch auf der herzförmig ausgeschnittenen Panzertaille und zwar um den Halsausschnitt, ringsum die Schöße und an den halblangen Aermeln. Letzteren Orts treten zur Vervollständigung des Ausputzes noch je zwei Atlaspüffchenreihen hinzu. Als Kragen eine Fraise von Point d'Esprit-Tüll. Niedrige Coiffüre mit Bandschluppen verziert.

Nr. 21. Oberblatt für ein Cigarretten-Etui

von grauem, malvenfarbenem oder schwarzen Leder. Die Stickerei wird in starker Cordonnetseide oder Goldlahn ausgeführt. Um das auf dem Dessin ersichtliche Relief



Nr. 24. Renaissance-Kragen.

zu erhalten, ist die Vorzeichnung, ehe das Sticken beginnen kann, erst in geeigneter Weise, z. B. durch Unterstopfen, erhaben zu gestalten.

Nr. 22 u. 23. Schlummerrolle. (Mit Dessin.)

Die hier vorgeführte Schlummerrolle ist von bronzefarbenem Rips und nach jedem Ende hin mit einem, nach dem Dessin Nr. 23 gestickten dunkelrothen Ripsstreifen garnirt. Die Contouren sind von havanafarbener Napolitaine, die Blumen im Festonhochstich in hellblauer Seide und die sie umgebenden Strahlen in goldgelber Seide. Zum Zweck des Aufhängens über die Fauteuillehne wird an beiden Enden der Rolle eine reiche Schnur mit Passementeriequasten, deren Farben mit der Stickerei harmoniren, angebracht.

Nr. 24. Renaissance-Krägen

von Doppelleinwand, mit einem gestickten, in regelmäßige breite Falten angeordneten Streifen garnirt und von links nach rechts übergeschlagen. Den Schluß auf der rechten Seite markirt eine geschmackvolle Schleife.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06355 4631

Digitized by Google

Digitized by Google